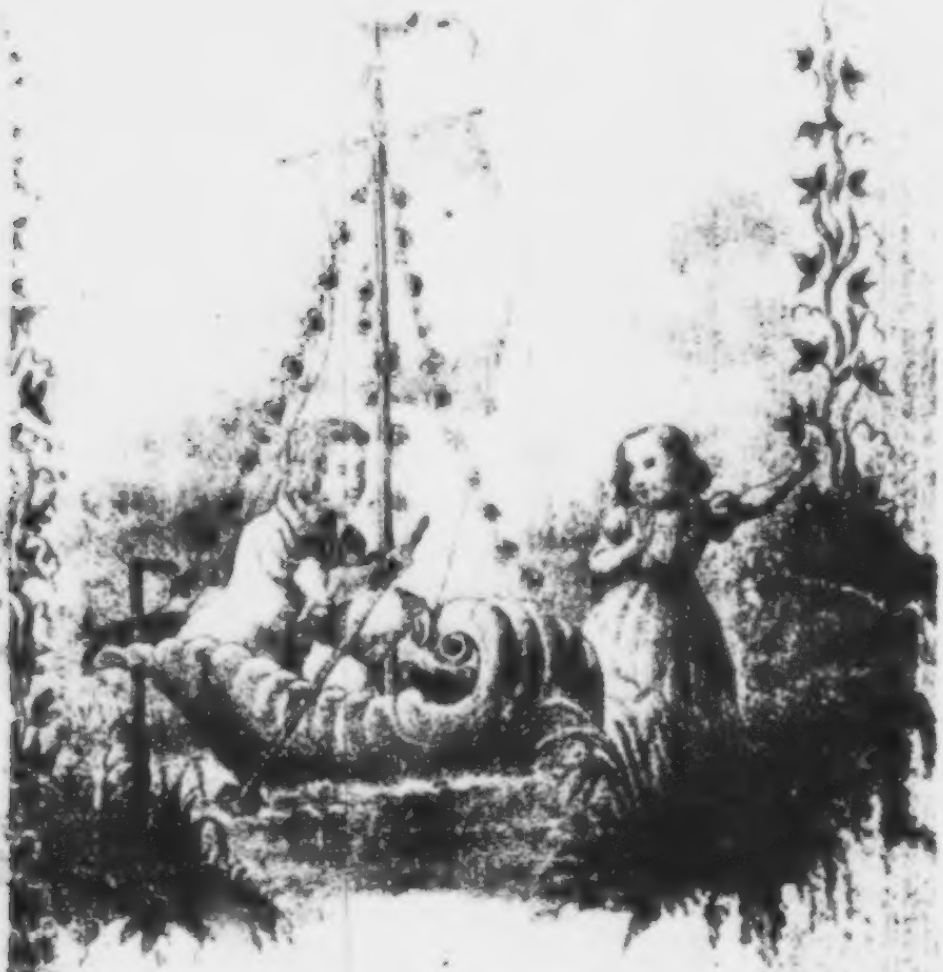
Sechs Märchen

von

H. Kletke.



Berlin,
Hasselberg's Verlagshandlung.

1913. 6476.
[1842]

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Christmärchen.

Lieber Christ komm zu den Deinen,
Doch wo arme Leute weinen,
Laß Dein Licht am hellsten scheinen!

Es war einmal eine arme Wittwe, die war so blutarm, und als der Christabend nahte, hatte sie ihren beiden Kindern nichts einzubescheren. Da legte sie die Hände in den Schooß und weinte bitterlich. Ueber Gott, sprach sie, immer hab' ich ihnen etwas geben können und diesmal soll die Noth so groß sein, daß die Kleinen an deinem heiligen Abend leer ausgehn! Die Kinder merkten wohl, warum die Mutter so betrübt aussah, und sagten: Wir wollen in den Wald gehn und uns ein schönes Tannenbäumchen holen. Haben wir auch am Abend nichts anzuzünden, so können wir uns doch am Tage genug an dem schönen Grün freuen.

Ja geht nur, meint die Mutter, das ist noch das Einzige, ihr armen Kinder.

So nahm der Bruder ein kleines Beil und das Schwesterchen eine Säge und sie gingen nach dem Walde. Die Luft war scharf und sie mußten flink zuschreiten, daß sie nicht ganz erstarrten. Dabei waren die Wege fast verdeckt von frischgefallenem Schnee. Als aber die Sonne hinter dem Nebel hervorkam, wie flimmerte da der ganze Wald so prächtig mit seinen weißen Zweigen! Es war wunderschön anzusehn und die Kinder vergaßen alle Kälte darüber. Nun wollte jedes ein Bäumchen suchen; war das eine aber zu groß, so schien das andere zu klein und so liefen sie eine gute Weile hin und wieder. Endlich meinte der Bruder, das sei das rechte und holte schon die Art zu einem kräftigen Hiebe aus, als eine rauhe Stimme in der Nähe rief: Heh, mein Bube, was machst du denn da?

Der Knabe ließ erschrocken das Beil fallen und entgegnete: Nun, es wird doch nichts Unrechtes sein, daß ich mir hier ein Christbäumchen abhaue!

Behüte! sagte der Fremde und trat jetzt aus dem Gebüsch hervor. Da sahen die Kinder, daß es ein großer starker Mann war. Den konnte wohl nicht frieren, so hatte er sich gegen den Winter verwahrt. Auf dem Kopfe trug er eine hohe Pelzmütze, an den Füßen Pelzstiefeln und einen weiten Pelzrock

um den Leib. Ueber dem Rücken aber hatte er einen gewaltig großen Sack hängen. Ich denke, sprach der Pelzmann, der Baum läuft euch nicht fort und ihr helft mir ein wenig den Schnee von den Aesten schütteln, der Tag ist kurz und da hab' ich noch Mancherlei zu vollbringen.

Die Kinder waren gleich bereit und folgten ihm, wie er mit langen Schritten voranging. Da sollten sie nun recht ihr Wunder sehn! Eine kleine Strecke weiter lagen wohl an funfzig, sechzig Bäume, welche alle dem Pelzmanne gehörten, und wenn er unterwegs ein feines schlankes Bäumchen traf, streckte er die Hand darnach aus, brach es wie eine Gerte gerad' an der Wurzel ab und warf es zu den übrigen.

Nun rüttelten und fegten die Kinder den Schnee fein säuberlich von den Tannenzweigen, und wenn ein Bäumchen fertig war, nahm es der Pelzmann, griff in seinen Sack, zog eine Menge Zuckerwerk, schöne goldene Aepfel und Nüsse, auch kleine bunte Lichterchen hervor, und putzte den Baum gar zierlich und geschickt damit aus. O was die Kinder für Augen dazu machten!

Nun, sagte der Pelzmann, ich denke, ihr werdet euch auch auf den Christabend freuen, wie alle frommen und guten Kinder?

Ja, ja, sprachen die Kinder, denen doch die Thränen in die Augen traten, da sie so viel Herrlichkeiten vor sich sahen und an die bittere Armuth daheim dachten! Die Kleine aber konnte sich nicht länger halten und stammelte weinend: Ach, zu uns armen Leuten kommt der heilige Christ nicht! Doch der Bruder, wie er sah, daß der Pelzmann dabei ein recht brummiges Gesicht zog, sagte bittend: Sei doch ruhig, werden wir nicht unser Bäumchen auch haben? Und waren wir denn nicht ganz zufrieden damit?

Aber die Mutter grämt sich doch, daß wir am Weihnachtsabend nicht einmal Lichter anstecken können, wie in den andern Jahren, schluchzte die Schwester, und daß uns das Christkind so ganz vergessen muß!

Ei potztausend! fuhr der Pelzmann ärgerlich auf, es wird dich nicht vergessen, es wird Dir eine hübsche Ruthe bringen, wenn du so albernes Zeug plapperst! Thörichtes Kind, brummte er weiter vor sich hin, während die Kleine sich still die Thränen von den Bäckchen wischte, das Christkind und vergessen, zu den armen Leuten nicht kommen! wenn steckt es denn lieber seine Lichter auf, als der Armuth? —

Nun waren die Kinder endlich fertig und der Pelzmann auch. Der nahm nun seinen Sack, sperrte ihn mächtig auf und steckte einen Baum nach dem andern hinein. Ja, man muß es gesehn haben, wie das Alles darin Platz hatte, es war zu verwundern! Und doch sah der Sack nicht größer aus als vordem. Als er sich ihn wieder über die Schultern gehangen hatte, reichte er freundlich einem jeden der Kinder die Hand zum Abschied und sagte: Habt schönen Dank, wir begegnen uns wohl wieder einmal, denn ich bin ja der Ruprecht, der die unartigen Kinder in den Sack steckt. Nun habt drum keine Bange, und daß ihr euch meiner erinnert, so schenk' ich euch diese zwei kleinen Zuckerpüppchen.

Damit ging er seines Weges und die Kinder sahen ihm ganz erstaunt nach, wie er, den schweren Sack auf dem Rücken, so ungeheure Schritte durch den Wald machte, als hätt' er zum wenigsten ein Paar Meilenstiefel an den Füßen.

Die Zuckerpüppchen, die sie in den Händen hielten, stellten zwei wunderniedliche Engelchen vor, mit kleinen Flügeln an den Seiten. Wir wollen sie recht verwahren, sprach der Bruder, es wär' ja Schade, wenn wir sie äßen, sie sehen doch gar zu

allerliebſt aus. Dann gingen ſie, hieben und ſägten das Bäumchen ab, welches ſie vorhin ſchon ausgewählt hatten, und kamen endlich müde und vor Kälte zitternd damit zu Hauſe an.

Die Mutter meinte, es möchte wohl irgend ein luſtiger Herr geweſen ſein und nicht der Knecht Ruprecht, wiewohl die Beſchreibung ganz gut auf ihn paſſe. Die Zuckerſigürchen aber ſtellte ſie behutſam an einen ſichern Ort, daß ſie die Kinder vor Augen haben und ſich daran freuen könnten.

Als ſie zu Mittag gegeſſen hatten, ſagte die Mutter: Nun hab' ich noch einen Gang in die Stadt; vielleicht giebt mir der liebe Gott was zu verdienen, daß wir fröhliche Feiertage haben. Aengſtet euch nicht, wenn es dunkelt, denn es mag wohl ſpät Abend werden, eh' ich wiederkomme.

So ging ſie nach der Stadt, des böſen Wetters ungeachtet, denn der Himmel war mit grauem Gewölk überzogen und der Wind trieb ihr große Schneeflocken ins Geſicht. Zu Hauſe waren die Kinder mit dem Baume beſchäftigt, denn obſchon ſie keine Hoffnung hatten, ihn feſtlich auszuputzen und anzuzünden, freuten ſie ſich doch nur daran zu denken. Der Bruder ſchnitzte ämſig an einem viereckigen Brettchen, welches er geſchickt mit Füßen

versah, so daß es dem Baume zur Unterlage dienen konnte, und die Schwester spitzte das Ende des Tannenbäumchens, bis es in das Brett paßte. Das war eine Freude, wie die frischen grünen Aeste sich nun nach allen Seiten ausbreiteten!

Ueber solcher Arbeit war der kurze Tag vollends hingegangen. Als der Abend einbrach, stellten sich die Kinder ans Fenster, um wenigstens das bischen Dämmerlicht noch zu genießen. Wie es auch immer dunkler wurde, sie hatten in der Stube kein Licht anzuzünden, nur der frischgefallene Schnee leuchtete hell herein.

Wenn sie nur in der Stadt umhergehen könnte, meinte die Kleine, und heimlich in die Stuben gucken, wo die Christbäume angesteckt würden, so wollte sie ganz zufrieden sein.

Freilich, sagte der Knabe, es giebt gar nichts Schöneres, als wenn die Lichter so hell durch die Zweige flimmern! Dann ist mir immer, als sähe ich auch das Christkind in der Krippe liegen, und die Mutter und den Joseph und die heiligen drei Könige, wie sie in der Bilderbibel so prächtig abgemalt sind.

Wenn der Vater noch lebte, sprach die Schwester wehmüthig, dann hätten wir auch wohl

einen hübschen Christbaum mit vielen schönen Lichtern!

Laß nur, versetzte der Bruder tröstend, ich weiß, was ich thue. Ich habe da allerhand kleine Figürchen, Thiere und Menschen, in Holz ausgeschnitzt; ich meine, die dürfen sich sehn lassen und in der Stadt werden sich schon Käufer dazu finden; dann nehm' ich das Geld und kaufe kleine bunte Wachslichtchen.

Bunte Wachslichtchen, rief das Mädchen und klatschte vor Freude in die Hände, bunte Wachslichtchen!

Da ging aber plötzlich ein so heller Schein in der Stube auf und blinkte ans Fenster, daß sich die Kinder ganz bestürzt umwendeten. Sie schlugen die Hände auf über das, was sie sahen, aber so erstaunt waren sie, daß sie nicht einen Laut hervorbringen konnten. Ja, was sie sahen, das war schon wundersam genug!

Von dem Schranke hatten sich die beiden Zuckerengelchen herunter begeben und standen nun als ein Paar leibhaftige liebliche Engelein auf dem Fußboden und so groß wie die Kinder selber. Man hätte sie auch für Kinder halten mögen, nur die kleinen Schwingen, die an ihren Schultern saßen

und zwiſchen denen das goldgelbe Gelock herunterfiel, verriethen ſie. Was geſchah nun?

Die Engel hatten eine Menge kleiner Lichtchen in den Händen und die ſteckten ſie ſo flink an den Chriſtbaum, der mitten in der Stube ſtand, es war kaum zu ſehn, ſo raſch ging es, und wenn ſie ſo ein Lichtchen anbliesen, brannte es gleich luſtig auf. Dazu waren die Lichte auf das Schönſte bemalt, wie man ſich nur denken kann, mit Blumen und Vögeln, kleinen Häuſerchen, daß es ordentlich Schade war, daß Alles nun verbrennen ſollte, wenn es nicht eben dem heiligen Chriſt zu Ehren geweſen wäre!

Während die Kinder noch gar nicht wußten, was ſie von alledem denken ſollten, hörten ſie draußen ſchwere Fußtritte, und gleich darauf ſo klinkte es an der Thüre. Ein Engel war raſch bei der Hand, ſie zu öffnen, denn ſie war verſchloſſen, ſeit die Mutter nach der Stadt gegangen. Nun, der jetzt zur Thüre hereintrat, der war den Kleinen gar wohl bekannt; das war ja Niemand anders als der Pelzmann von heut früh. Richtig, das war ja dieſelbe hohe Mütze, und den Sack, in dem die vielen Weihnachtsbäume ſteckten, hatte er auch noch überm Rücken hängen. Der Pelzmann oder der Ruprecht ſtellte jetzt den Sack auf die Erde und

sprach: Ihr närrischen Kinder, da wollt ihr gar vor dem Ruprecht die Thür verschließen, wenn er einbescheeren kommt!

Damit streckte er die Arme bis tief, tief in den Sack, und so oft er sie wieder hervorzog, brachte er allerhand schöne Dinge zum Vorschein, schöne, schöne Weihnachtssachen, es ist nicht zum Beschreiben! War es doch, als hätte der Ruprecht tagaus tagein an der Thür gehorcht, um zu hören, was sich die Kinder Alles wünschten! Und die schönen Zuckerengel, die Aepfel und goldenen Nüsse, welche er hervorlangte und die von den Engeln gleich an den Baum gehangen wurden! Nein, so was muß man erlebt haben.

Ja die Kinder wagten kaum Athem zu holen; sie wußten ja gar nicht, ob die schönen Sachen ihnen nun wirklich auch gehören sollten, und wie freundlich auch heute der Ruprecht aussah, so getrauten sie sich doch nicht, ihn darum zu fragen. Sie zitterten recht vor Verlangen, nur das eine oder das andere einmal anrühren zu dürfen, blieben aber mäuschenstill auf einem Flecke stehn.

Indem wurden wieder, aber schwächere Fußtritte draußen hörbar. Ach, die Mutter! riefen froh die Kinder und liefen der Thüre zu; doch sie sanken

mit einem lauten Schrei auf die Knie, denn in der Thür stand eine holde weibliche Gestalt, die trug ein Kind auf dem Arm. Von dem Kinde aber ging ein wunderſames Leuchten, ein Glanz und ein Scheinen aus, daß alle Lichter am Chriſtbaum und ſelbſt die hellen ſchönen Engelsfiguren davor erbleichten. Und wie das Chriſtkind ſo ſelig zu den betenden Kindern niederlächelte, ſprachen dieſe nur leiſe: Herr Jeſus Chriſt, der du vom Himmel kommen biſt!

Allmählig aber ließ das helle Scheinen wieder nach und da ſie die Augen emporſchlugen, erblickten ſie weder die heilige Mutter Gottes noch das Chriſtkind, noch den Ruprecht und die Engel mehr, aber der Chriſtbaum brannte gar fröhlich fort, und die Weihnachtsgaben waren nicht etwa verſchwunden, ſondern lagen ſchön und glänzend vor ihren Augen, wie ſie der Ruprecht aus dem Sack geholt hatte.

Die Kinder wußten gar nicht, wie ihnen die Zeit mit dem Anſehn verging. Alles war ihnen lieb und nach Allem griffen ſie.

Nun war es ſchon ſpät am Abend und die Mutter machte ſich auf den Weg aus der Stadt nach Hauſe. Als ſie näher kam, ſah ſie den Schimmer des Chriſtbaums, der hinausleuchtete. Ach, was iſt

das? sprach sie erschrocken zu sich selber, es ist wie ein Feuerschein, und eilte was ihre müden Füße nur mochten. Die Angst kehrte sich rasch genug in Freude um. Alles war hochvergnügt und daß der Sandmann heute lange vergebens ans Fenster klopfte, versteht sich. Dazu erzählte noch die Mutter, wie gut es ihr in der Stadt ergangen, und daß sie Hoffnung hätte, in Zukunft ihrer drückenden Sorgen ganz los zu werden.

Als nun die Kinder endlich zu Bette gingen, sagte sie ihnen noch folgenden Spruch:

O Christ, Maria und Engelein,
Und guter Ruprecht obendrein
Wir wollen ja recht dankbar sein!
Was ihr in Liebe einbescheert,
Wir halten es in Ehren werth,
Schenkt uns nur immer frohen Sinn,
Der einst uns führt zum Himmel hin!

Nun, wie gefällt euch das? Aber es ist beileibe kein bloßes Märchen! Wer sich nur recht nach dem Christkinde sehnt, zu dem kommt es und bei dem bleibt es auch, und den Armen, ja denen, die von der Welt gar verlassen scheinen, zündet es am liebsten seine frohen hellen Lichter an, in deren Funkeln sich jede Thräne zu einer reinen durchsichtigen Perle verwandelt.

Die faule Spinnerin.

Eine Wittwe hatte zwei Töchter, von denen v. die eine fleißig und die andere faul. Vor Alle aber konnte die Faule das Spinnen nicht leide Wenn sie spann, so war es ein Aerger mit anzu sehen, denn da hob sie eine Hand um die andere so langsam, ach wie langsam! und der Fuß auf dem Tritte bewegte sich kaum. Da war die Schwester ein ander Mädchen! Das ging risch, rasch, hast du nicht gesehn, und damit brachte sie das feinste Garn auf die Bleiche.

Einmal saß die Faule mit ihrem Spinnrade im Garten und weil es ein warmer Tag war, gähnte sie immer zu, und die Hände schliefen ihr fast ein über der Arbeit. Wie sie nun so mit den Augen umherguckte, weil ihr die Zeit gar lang wurde, erblickte sie einen Frosch, der saß ihr gerade gegenüber im Grase, hatte sich auf den Hinterbeinchen aufgerichtet und sah ihr mit seinen großen Augen zu, wie sie faullenzte.

Ach, du munteres Thierchen, sprach die Faule, was siehst du mich denn so klug an, als ob du reden könntest? Ja, ich wollte, du gäbst mir einen Rath, wie ich das Spinnen loswürde, welches mir so sehr zuwider ist.

Da richtete sich der Frosch noch höher auf und sagte: Von dem Spinnen könnt' ich dir schon helfen, es ist aber die Frage, ob du es auf meine Bedingung zufrieden bist.

Ach, du allerliebster Frosch! rief die Faule, was sollt' ich denn nicht! Sag' mir Alles, was ich dir thun soll; nur verhilf mir von dem abscheulichen Spinnen.

Wenn du des Abends, versetzte der Frosch, dein Spinnrad vor die Thür setzest, soll das Garn frühmorgens gesponnen sein. Hab' ich dir aber drei Jahre das Garn gesponnen, so mußt du meine Frau werden.

Des Frosches Frau? dachte die Faule, das ist ja lächerlich, was würden denn die Leute dazu sagen! aber in drei Jahren, wer weiß, was geschieht, und was soll mich denn zwingen, ihm mein Wort zu halten! So gab sie also nach kurzem Bedenken dem Frosch ihr Jawort, wann er drei Jahr für sie spinnen wollte, und der Frosch rieth ihr nur, frühmor-

gens zeitig aufzustehn und sich den Spinnrocken abzuholen, damit die Mutter den Handel nicht gewahr würde.

Wer war nun vergnügter als die Faule, die alle Morgen regelmäßig ihre Zahl gesponnen fand; das war ja ein Leben, wie sie sich's lange gewünscht hatte! Die Mutter war ganz erstaunt über das, was ihre faule Tochter jetzt vor sich brachte; sie war's jedoch, wie natürlich, wohl zufrieden, denn sie hatte keine Ahnung von der seltsamen Hülfe und dem Verlöbniß.

Der Frosch hielt aber pünktlich Wort, und es speiste ihn auch inzwischen kein Storch oder Reiher, wie seine faule Braut gemeint hatte.

Wenn nun der Frosch des Abends vor die Thüre kam, so hörte er zuweilen im Hause drin eine klare, liebliche Mädchenstimme ein frommes Abendlied singen. Das war aber die fleißige Schwester, welche an ihrem Spinnrocken sang, und der Frosch guckte manchmal die längste Zeit durchs Fenster in ihr Kämmerlein, und freute sich, wie Alles so ordentlich darin aussah, und die ämsige Spinnerin selbst so sauber und freundlich. Ach, seufzte dann betrübt der arme Froschbräutigam, wenn meine faule Braut doch nur ein klein weniges weniger faul sein

wollte. Auf Geld und Gut brauch' ich freilich nicht zu sehn, aber darum steht es doch einem Mädchen gar hübsch, so fleißig und wirthlich zu sein, und einer Hausfrau nicht weniger.

Drei Jahre sind freilich eine lange Zeit, aber wenn ein Tag so zum andern kömmt, so gehen sie auch in's Land, eh' einer weiß, wo sie hin sind. Das geschah nun gleichfalls, nur daß die Faule, welche sich den Tag ihrer Verlobung nicht gemerkt hatte, gar nicht meinte, daß sie schon um sein könnten.

Da trat nun eines Morgens, wie sie eben beim Frühstück saßen, ein fremder Bedienter herein und sagte, der Bräutigam, der Frosch, sei da, und komme seine Braut abzuholen.

Ei, da gab es einen Schreck, ein Weinen und Wehklagen, als die Faule nun mit der Wahrheit herausmußte, und bekannte, um welchen Preis sie sich beim Spinnen hatte helfen lassen.

Aber die Faule sagte: Macht euch doch keine unnütze Sorge, was wird mich denn so ein dummer Frosch zwingen, mit ihm zu gehn.

In demselben Augenblick öffnete sich die Thüre und der hereintrat, war ein wunderschöner Jüngling in prachtvoller Kleidung. Das war aber kein anderer als der Frosch, denn der Frosch war eben kein

rechter Frosch gewesen, sondern ein verzauberter Königssohn.

Er hatte draußen schon gehört, was seine faule undankbare Braut gesagt hatte. Nun sprach er: Hast du dem Frosch dein Versprechen nicht halten wollen, so nehm' ich auch meins zurück, da ich wieder ein Prinz bin, und zudem wäre mir ein so faules Ding, wie du, wenig nütze.

Die faule Braut dachte, sie müßte gleich des Todes werden vor Schreck und Aerger, daß sie sich selber um einen so schönen, liebenswürdigen Prinzen gebracht. Der Prinz aber ging gerade auf die fleißige Spinnerin zu, die ihm, da er noch ein Frosch war, so wohlgefallen hatte, steckte ihr einen kostbaren Ring an den Finger und sagte: Du und keine andere bist meine Braut und sollst meine königliche Gemahlin werden.

Nun, das fleißige Mädchen schlug den Prinzen nicht aus und da wurde eine Hochzeit gefeiert, die sich sehen lassen durfte. Sie dauerte viele Tage und Wochen und wurde so prächtig begangen, wie 's sich eben für einen mächtigen Königssohn schickte!

Die neue Königin hielt ihre Spindel zeitlebens hoch in Ehren; die faule Schwester aber würde nun gern von früh bis in die Nacht die Finger blutig

gesponnen haben, wenn sie einen Prinzen dadurch bekommen hätte, es war aber zu spät, denn die Prinzen sind nicht alle Tage bei der Hand und gucken durch die Fenster. Es muß also eine jede bei Zeiten hübsch auf der Hut sein, und das Rädlein munter schwirren lassen, eh' es zu spät ist!

Die Prinzessin im Monde.

Es war einmal eine Prinzessin, die besaß einen kostbaren Stein, mit dem konnte sie sich wünschen, wohin sie wollte. Eines Abends ging sie im Garten spazieren und der Vollmond war schon am Himmel aufgegangen und spiegelte sich im Teiche. Die Prinzessin konnte sich an dem wunderschönen hellen Mondglanze, der so klar über das Wasser fiel, gar nicht satt sehn, und es war ihr, als dufteten die Rosen- und Jasminsträuche, die in der Nähe standen, in dem Mondlichte viel lieblicher und gewürzreicher als am Tage.

Wie sie nun zum Himmel aufblickte und den schönen Vollmond sah, der zwischen leichtem Gewölk stand, wurde sie mit einmal von einer heftigen Sehnsucht ergriffen. Wenn ich doch nur ein einzig Mal dort oben wär! sagte sie, ohne eben zu denken, daß sie den Wunderstein in ihrer Hand hielt, der ihr jeden solchen Wunsch augenblicklich erfüllte.

Kaum hatte also die Prinzeß den unbesonnenen Wunsch gethan, so fühlte sie sich rasch emporgetragen, und stieg immer höher und höher, bis ihr der königliche Palast ihres Vaters nur noch in der Größe einer Linse erschien, und immer so weiter durch die Luft, bis sie endlich oben im Monde anlangte.

Die Prinzessin war über diese rasche Luftreise so bestürzt, daß sie, eben mit einem Fuße auf dem Monde, unbedachtsamerweise die Hand mit dem Wunderstein öffnete, der sogleich zur Erde fiel.

Das arme Mädchen war nicht wenig erschrocken, denn wie sollte es nun ohne den Stein wieder vom Monde zur Erde kommen? Indeß alles Klagen und Weinen half zu nichts und wohl oder übel mußte sie sehen, wie es ihr auf dem Monde gefallen würde.

Ach, das war eine böse Geschichte! So freundlich und warm hatte der Mond auf die Erde geschienen und nun die Prinzeß oben war, fror sie bitterlich! Auf dem Monde war ein rauhes, trübes Herbstwetter, und die Prinzessin hatte nur die leichte Kleidung an, die sie im Sommer auf der Erde zu tragen pflegte. Wo sie hinsah, standen nichts als himmelhohe Berge, und aus einigen stiegen mäch-

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

tige schwarze Rauchwolken in die Luft. Da war keine Stadt, kein Haus, nah und fern!

O, wie jammerte das arme Kind, daß es sich mit dem Monde so betrogen hatte, und nun, wie es nicht anders glaubte, elendiglich hier umkommen müßte!

Doch als die Prinzeß unter lauter Thränen und Wehklagen eine Strecke weit über das rauhe steinigte Erdreich gewandert war, bemerkte sie zu ihrem Trost eine Hütte, die freilich übel genug aussah, so alt und zerfallen war dieselbe. An dem Häuschen stand ein gewaltiger Dornbusch, eine große Laterne hing zum Fenster heraus und vor der Thüre saß ein alter eisgrauer Mann, der rauchte seine Pfeife Taback und rieb sich von Zeit zu Zeit die Hände, als ob ihm kalt sei. Da wußte die Prinzeß denn, daß es der Mann im Monde sein müßte und sprach ihr: „Guten Abend!“ so freundlich als möglich.

Der griesgrämige Alte nickte nur so obenhin mit dem Kopfe und erwiederte kein Wort.

Die Prinzessin hatte schon vordem gehört, daß er ein sauertöpfischer, mürrischer Patron sei, also ließ sie sich den unfreundlichen Empfang nicht kümmern und fragte den Mann im Monde, ob er nicht

wüßte, wo sie hier ein Unterkommen finden könnte, wo sie denn wohnen und schlafen sollte und wer ihr zu essen und zu trinken geben würde.

Der alte Griesgram nahm seine Pfeife aus dem Munde, klopfte sie am Dornbusch aus und antwortete brummig: Da hättest du nur bleiben sollen, wo du hergekommen bist, wenn du das nicht weißt! Man kommt nicht nach dem Monde, um zu wohnen, zu schlafen, zu essen und zu trinken.

O, ich Unglückliche! schrie die Prinzessin, so muß ich ja hier vor Hunger, Durst und Kälte umkommen, wenn sich Niemand meiner annimmt, denn ich kann nicht zur Erde zurück, weil ich meinen Wunderstein verloren habe!

Weil sie nun so in einemfort klagte, und der Alte hörte, daß sie eine Königstochter sei, erbarmt' es ihn doch; zudem sah er, daß sie vor Angst und Frost wie ein Espenlaub zitterte. Hör' nur, sprach er, da es einmal nicht anders ist, so magst du bei mir bleiben. Du sollst mir die Wirthschaft führen und das Haus in Ordnung halten; dafür geb' ich dir zu essen und zu trinken, und drin im Hause ist eine Kammer, da kannst du schlafen.

Die Prinzessin dachte: Es wird wohl Alles kümmerlich genug sein! sie nahm es aber doch an, weil

sie sonst keinen Rath wußte, und sagte dem Alten noch tausend Dank dafür.

Sie schlief also in der Kammer auf ein wenig Stroh und in eine wollene Decke gehüllt; ein schlechtes Lager für eine Prinzessin, die nur auf weichen Eiderdunen jemals gelegen hatte.

Frühzeitig weckte sie der Alte: sie mußte aufstehn und von Kräutern, wie sie das steinigte rauhe Erdreich spärlich wachsen ließ, eine Suppe kochen. Nach dem Frühstück legte sich der Mann im Monde schlafen, denn er wachte, wenn die Leute auf der Erde schliefen, und wenn sie wachten, so schlief er, und da mußte die Prinzessin das ganze Haus fegen, wobei sie nicht wenig Angst ausstand, es möchte ihr von der Erschütterung über dem Kopf zusammenstürzen. Durch die Ritzen in der Wand schien die helle Sonne, und der Busch mit seinen Dornen war fast ins Zimmer hineingewachsen. So sah es überall gar kläglich aus, und die Prinzessin seufzte von ganzem Herzen, wenn sie an den Palast ihres Vaters dachte, an die vielen schöngeschmückten Gemächer, aus denen sie über prächtige Gärten und spiegelhelle Teiche weit hinaus blicken konnte, während ihr hier die himmelhohen kahlen Bergwände mit den schwarzen Gipfeln, die wie von

langem Feuer ausgebrannt schienen, immer vor Augen standen.

Bei dem Aufräumen nun gerieth die Prinzessin auch an einen langen hölzernen Kasten, und weil sie ein wenig neugierig war, was doch der Mondmann Kostbares drin verwahren möchte, öffnete sie den Kasten und guckte hinein. Da erblickte sie ein langes Fernrohr, welches sie ganz behutsam herausnahm und durch das offene Fenster gerade gegen die Erde richtete.

Das Fernrohr war von einer guten Art und mochte wohl das Seltenste sein, was der Alte überhaupt besaß, denn die Prinzessin konnte deutlich damit erkennen, was auf der Erde vorging. Da sah sie, wie der König und die Königin händeringend vor dem Palast auf- und abgingen und Boten eilig nach allen Richtungen das Land durchzogen — sie wußte wol, daß alle diese Sorge und Unruhe einzig und allein ihr gelte, und ihr thörichter Wunsch daran Schuld sei. Da mußte sie das Rohr aus der Hand legen, so zitterte sie vor Betrübniß, setzte sich nieder und weinte bitterlich, denn sie war überzeugt, daß allein der Tod sie aus diesem elenden Leben erlösen könne.

Darüber verstrich die Zeit, der Alte wachte auf,

und da er sah, daß die Prinzessin seinen Taback noch nicht geschnitten hatte, denn er rauchte die ganze Nacht, ward er brummig und schalt sie wegen ihrer Faulheit. Darauf mußte sie wieder aus den elenden Kräutern ohne Salz und Schmalz ein Mittagsessen kochen, und ohne den heftigen Hunger, welchen sie empfand, hätte sie nicht einen Löffel hinuntergebracht, der Alte aber behauptete, diese Speise bekäme seinem Magen am besten. Und freilich mußte er wol damit zufrieden sein, denn von einem Bäcker, Fleischer oder Garkoch war hier oben die Rede nicht. —

Gleich nach Tische hielt er wieder seinen langen Mittagsschlaf, und da konnte die Prinzeß, als sie die große Laterne, die zum Fenster hinaushing, spiegelblank geputzt hatte, sich nach ihrer Lust in Gottes freier Welt umsehn, bis der Abend kam.

Sie verließ also das Häuschen und ging immer gerade aus, denn sie wollte sich doch nun bei Tage die schauerliche Einöde recht betrachten, in welche sie ihr unbesonnenes Verlangen geführt hatte. Ach, wie sah es überall so düster und einförmig aus. Sie begriff gar nicht, wie der Mann im Monde so geduldig hier sein ganzes Leben aushalten konnte, und wie lange saß der Alte nicht schon oben, so über

Menschengedenken! Es grauste ihr, sich das nur vorzustellen!

Wie freute sich die Prinzessin, wenn sie aus dem rauhen Boden hie und da ein Grashälmchen, ein dürftiges Pflänzchen hervorsprießen sah. Aber dergleichen war nur ganz spärlich verstreut und gedieh so kümmerlich, daß es gerade sein bischen Leben fortbrachte. Müde von dem beschwerlichen Wege und voll Betrübniß in dem Gedanken an ihre Eltern, setzte sich die Prinzessin an dem Fuße eines steilen Hügels nieder, um ein wenig auszuruhn.

So oft sie nach Hause dachte, fielen ihr die heißen Thränen auf die Erde, und doch mußte sie beständig nach Hause denken, an ihre Eltern, an ihre Freundinnen, an die schönen grünen Bäume, kurz an Alles, was sie lieb hatte. So weinte sie immer heftiger und trocknete sich von Zeit zu Zeit das Gesicht mit ihren langen goldgelben Flechten.

Da sprach plötzlich eine sanfte glockenhelle Stimme hinter ihr, warum weinst du junges Mädchen? und als sie sich umsah, erblickte sie einen Vogel von der seltensten Schönheit. Sein prächtiges Gefieder glänzte himmelblau und war mit goldnen Punkten wie mit Sternen übersät; um Kopf, Leib und Schweif zogen sich silberne Ringe.

Dieſer Anblick ſetzte die Prinzeſſin in ein ſolches Staunen, daß ſie, ohne zu antworten, kein Auge von dem Vogel verwandte, bis dieſer zum zweiten Male fragte: Warum weinſt du, junges Mädchen?

Hab' ich nicht Urſache, zu weinen? verſetzte die Prinzeſſin, ich bin die Tochter eines Königs und beſaß einen Stein, mit dem ich mich wünſchen konnte, wohin ich wollte. Nun wünſcht' ich mich einmal des Abends auf den Mond; wie ich aber kaum den Fuß hier auf den Boden ſetze, öffne ich Unglückſelige die Hand, ohne an den Wunderſtein zu denken, den ich darin hielt, und der ſogleich zur Erde fiel. So bin ich denn gezwungen, mein ganzes Leben in dieſem traurigen Aufenthalte zuzubringen, fern von meinen Eltern, in Geſellſchaft eines brummigen Alten, dem ich Taback ſchneiden und aus ſchmackloſen Kräutern Suppen kochen muß, wie ſie der ärmſte Bauer in meinem Lande nicht genießen würde. Ach, es iſt wohl ein hartes Schickſal, zu welchem ich in ſo jungen Jahren verdammt bin! Ich Elende, ich Unglückſelige, daß ich meinen Wunderſtein verlieren mußte!

Der ſchöne Vogel hatte dieſer Erzählung mit groſſer Theilnahme zugehört, ſodann ſprach er mit ſeiner melodiſchen Stimme: Anmuthige Prinzeſſin, noch

darfst du den Muth nicht verlieren, denn bei Gott ist kein Ding unmöglich; den Stein wieder zu finden, welchen du verloren hast, ist freilich ein schwieriges Unternehmen, so mir Gott aber seine Hülfe schenkt, soll es dennoch vollbracht werden.

Ach, du lieber, lieber Vogel! rief die Prinzessin, welchen Trost giebst du mir da! du wolltest also den langen Weg hin- und zurückfliegen, und den Stein suchen, von dem mein Glück, mein Leben abhängt?

Ja, ich will es, sagte der Vogel, sobald die Nacht kommt, denn am Tage darf ich den Mond nicht verlassen.

Nun erinnerte sich die Prinzessin, daß es die höchste Zeit sei, wieder nach Hause zurückzukehren, damit der Alte nicht neuen Grund fände, sie auszuschelten. Der Vogel sagte: ich will mit dir gehn, du könntest dich sonst verirren, und so flatterte und hüpfte er, während sie ging, langsam neben ihr her. Als sie noch eine kurze Strecke von der Wohnung entfernt waren, sprach er: Nun muß ich umkehren, der Rauch des Alten würde mein ganzes Gefieder auf immer schwärzen.

Und wo wohnst du, schöner Vogel, und wie heißt du? fragte die Prinzessin zum Abschiede.

Meine Wohnung, versetzte der Vogel, ist viel

höher als dein Auge reicht, und ich heiße Hyazinth.

Zum Abendbrot mußte die Prinzessin wieder die verhaßte Kräutersuppe bereiten; sie kam ihr aber diesmal nicht so unerträglich vor, denn sie hatte ihre Gedanken immer auf den Vogel Hyazinth gerichtet.

Wo bist du denn gewesen, während ich schlief? fragte der Alte, indem er einen Blick auf die Schuhe der Prinzessin warf.

Die Prinzessin konnte es nicht läugnen, denn die feinen Schuhe, welche sie von der Erde mitgebracht hatte, waren von dem steinigten Boden an vielen Stellen geritzt. Von dem Vogel Hyazinth aber schwieg sie.

Du wirst wohl, fuhr der Alte verdrießlich fort, dir von dem albernen Vogel, der zuweilen hier in der Nähe fliegt, die Zeit haben versingen lassen. Wenn ich nur das verwünschte Thier, das mich mit seinem albernen Singsang im Schlafe stört, einmal in meine Gewalt bekäm', ich wollt' ihm den Garaus machen! Ich werd' ihm aber, sobald ich ihn wieder höre, Sprenkel stellen.

O du eisgrauer Bösewicht! dachte die Prinzessin und wurde dem Alten ganz gram im Herzen.

Und es hat mir auch, sprach er weiter, eins an

dem Fernrohr gerührt, und das kann Niemand anders gewesen sein als du. Ich sage dir nur, rühr' mir das Fernrohr nicht wieder an, sonst werd' ich erschrecklich böse und jage dich gar aus dem Hause, dann kannst du sehn, wo du bleibst! — Er stellte sich aber nur so, um der Prinzessin Furcht einzujagen, denn es war ihm schon recht, daß er Jemanden hatte, der das Haus und die Küche besorgte, so konnte er länger schlafen und wurde gar nicht in seiner Gemächlichkeit gestört. Wenn nun die Prinzessin durch das Fernrohr nach der Erde guckte, meinte er, würde sie oben auf dem Monde keine Ruhe mehr haben und vor lauter Sehnsucht am Ende umkommen. Er warnte sie auch, sich nicht zu weit von Hause zu entfernen, weil eine Menge großmächtiger wilder Bären auf dem Monde umherschweiften, die sie unfehlbar sonst zerreißen würden.

Die Prinzessin war aber klug genug und glaubte ihm kein Wort von den Bären, denn sie merkte wohl, daß er ihr nur das Ausgehn damit verleiden wolle. Nach dem Abendessen, als sie die Laterne angezündet hatte, ging sie in ihr Kämmerlein schlafen und träumte bis an den Morgen die schönsten Träume, während der Alte vor der Thüre saß und rauchte, daß der Rauch ordentlich in großen schwe-

ren Wolken in die klare Luft stieg. Wenn er nun zuweilen sich die Pfeife mit einem Dorn anzündete, und das brennende Reis hinunter auf die Erde warf, sagten die Leute unten auf der Erde: Da fliegt eine Sternschnuppe!

Als die Prinzessin am andern Morgen die Stube fegte und an den Kasten kam, in welchem das Fernrohr lag, konnte sie dem Verlangen nicht widerstehn, nahm das Fernrohr und guckte nach dem Palast ihres Vaters. Da sah sie Alles schwarz umhangen, die Fenster und die Thüren, und eine große Prozession der vornehmsten Leute, ganz in Trauerflor gehüllt, kam, um dem König und der Königin ihr Beileid zu bezeigen. Wo mag jetzt meine unglückliche Tochter sein! rief die Königin schluchzend, und der König sagte: Herr Gott, habe du auf mein Kind Acht! Freilich glaubte die Prinzeß das Alles nur zu hören, denn im Grunde konnte sie kein Wort verstehn, was unten gesprochen wurde. Da quollen ihr die Thränen so heftig hervor, daß sie nichts weiter sehen konnte, das Fernrohr aber legte sie noch behutsamer als das erstemal wieder an seine Stelle.

Der Vogel Hyazinth hatte sein Versprechen nicht vergessen, und als die Dämmerung einbrach, flog er gerade von der Stelle, wo die Prinzessin auf dem

Monde angekommen war, hinunter auf die Erde. Es war nichts Geringes, einen so kleinen Stein zu suchen, der, wer weiß, in welchen Abgrund, in welches unergründliche Meer gefallen sein konnte; doch gereichte es ihm zum Trost, daß der Stein heller als der hellste Brillant leuchtete, und so in der Dunkelheit um so eher aufzufinden sein würde.

Er flog nun immer zu, bis er endlich auf die Erde kam. Da befand er sich gerade an dem Ufer des Meeres und an dem Rande der See saß eine Meerjungfrau, die strählte sich ihr langes feuchtes Haar, welches mit einem silbernen Reifen durchzogen war, und sang leise ein Lied, nach welchem sich die Wellen sanft wie im Takte bewegten.

Schöne Meerjungfrau, redete sie der Vogel Hyazinth an, hast du einen Stein fallen sehn, welcher hell ist wie ein Sonnenstrahl?

Reizender Vogel, versetzte die Meerjungfrau, den Stein, von welchem du sprichst, hab' ich fallen sehn, er ist in's tiefste Meer gefallen und ich weiß auch, in wessen Gewalt er sich befindet, aber umsonst sag' ich dir's nicht.

Da sprach Hyazinth: Was verlangst du denn?

Gieb mir eine Feder aus deinem Schweif!

Da gab ihr Hyazinth eine lange Feder aus seinem

Schweif, und die Nixe rief, ach, wie ist das schön! nun sollst du auch erfahren, wer den Stein gefunden hat. Eine alte, alte häßliche Meerspinne, und sie läßt ihn Tag und Nacht nicht von sich.

Wenn du mir den Stein wiederschaffen kannst, sagte der Vogel, so geb' ich dir Alles, was du verlangst.

Die Jungfrau versetzte: Ich will sehn, ob die häßliche Meerspinne mir ihn geben will.

Nun konnte sich der Vogel nicht länger aufhalten, wenn er noch vor Tage auf dem Monde sein wollte und sagte: In der andern Nacht komm' ich wieder. Damit flog er nach dem Monde zurück.

Die Prinzessin konnte die Zeit kaum erwarten, wo der Alte schlafen würde, um das Haus zu verlassen und den Vogel Hyazinth aufzusuchen.

Hyazinth saß schon da und erwartete sie. Als die Prinzessin die Botschaft hörte, wurde sie sehr betrübt, denn sie befürchtete, die Meerspinne werde den Stein nicht wieder hergeben; aber der Vogel tröstete sie und versprach, jede Nacht zur Erde zu fliegen, bis er den Stein brächte. Da bemerkte die Prinzessin den Verlust der Feder und fragte: Wo hast du denn die schöne Feder aus dem Schweif verloren, Hyazinth?

Der Vogel mußte die Wahrheit sagen und die Prinzeß betrübte sich noch viel mehr, daß er um ihretwillen so verunstaltet sei. Als sie nach Hause kam, war der Alte schon aufgewacht. Er empfing sie mit Drohungen und Vorwürfen, denn er hatte das Fernrohr nachgesehn, auf welches, ohne daß die Prinzessin es bemerkt hatte, eine Thräne gefallen war. Ist das mein Dank, sprach er zornig, daß ich dich aufgenommen habe? daß ich dir Essen und Trinken gebe? Wenn du das Fernrohr auf die Erde fallen läßt, wer soll mir's wiederholen? Laß dir's zum letztenmal gesagt sein, du ungehorsames Ding, sonst sollst du mir zur Strafe einen ganzen Tag nichts zu essen bekommen.

Die Prinzessin sagte kein Wort, während der Alte so weiter brummte, und dachte nur an den Stein und den Vogel Hyazinth. der diese Nacht wie die gestrige, kaum, daß die Dämmerung einbrach, den Weg zur Erde nahm.

Die Meernixe saß wieder am Ufer und strählte sich ihr Haar und sang ihr Lied, als Hyazinth angeflogen kam. Schöne Seejungfrau, sprach der Vogel, hast du den Stein?

Reizender Vogel, versetzte die Nixe, wie soll ich ihn haben? du weißt nicht, was die alte häßliche

Meerspinne als Preis für den Stein von mir gefordert hat.

Und was fordert sie denn?

Nichts weniger, sagte die Seejungfrau, als den silbernen Reifen, welcher mein Haar hält.

So gieb ihn, sprach der Vogel. Ich will dir Alles, was du willst, dafür geben.

Die Nixe entgegnete: Komm morgen wieder; du mußt mir aber heut' für meine Mühe drei deiner schönen Federn schenken.

Da nahm der Vogel drei von seinen Federn, gab sie der Meerfrau und flog wieder zum Monde auf.

Als die Prinzessin Hyazinth erblickte und den Mangel der Federn bemerkte, konnte sie sich der Thränen nicht enthalten. Ach, mein guter Hyazinth, rief sie weinend, willst du dich aller Federn um meinetwillen berauben? Womit kann ich dir das vergelten!

Der Vogel entgegnete: Gräme dich darum nicht; ich schwöre dir, daß ich nicht ruhn will, bis der Stein wieder in deinen Händen ist, und wenn ich alle Federn dabei verlieren sollte. Dann aber, Prinzessin, steht es in deiner Macht, auch mir einen großen Dienst zu erweisen.

Sprich nur, rief die Prinzessin, er ist schon geschehn, wenn es auf meinen Willen ankommt.

Wenn du den Stein haſt, fuhr der Vogel fort, ſo berühre mir damit Kopf und Bruſt dreimal und ſag' dazu:

Ich rufe dich Vogel, eins, zwei, drei,
Biſt du gefangen, ſo ſei frei;
Biſt du drin im Federhaus,
Hyazinth, ſo komm' heraus.

Nichts weiter? fragte die Prinzeſſin, o das will ich ja gerne thun, das iſt ja kinderleicht.

Nun flog der Vogel auch die dritte Nacht zur Meerjungfrau hinab und ſprach: Schöne Meerjungfrau, haſt du den Stein?

Ja, du reizender Vogel, verſetzte die Meerjungfrau, ich hab' ihn. Aber ſag' erſt, was du mir dafür giebſt?

Laß hören, ſagte der Vogel, du wirſt vielleicht vier oder ſechs meiner Federn verlangen.

Nein, entgegnete die Nixe, zweimal ſo viel, wenn du den Stein wieder haben willſt, und die ſchönſten und längſten von allen.

Das iſt viel, ſprach Hyazinth, wie ſoll ich das thun, ohne ganz zu einer Ungeſtalt zu werden? Er gab ihr aber das Verlangte, und die Meerjungfrau tauchte in's Waſſer und brachte den Stein, welchen Hyacinth haſtig nahm und ſich damit in die Luft ſchwang.

Die Prinzessin, welche wieder der Drohungen des Alten ungeachtet durch das Fernrohr nach dem Palast ihres Vaters gesehn und die große Betrübniß auf Erden wahrgenommen hatte, empfand eine so überaus heftige Sehnsucht, daß ihr Herz fast zerspringen wollte. In Furcht und Hoffnung verließ sie zur gewöhnlichen Stunde das Haus, und begab sich nach der Stelle, wo der Vogel Hyazinth ihrer wartete.

Da sie die jämmerliche Gestalt des Vogels wahrnahm, der seiner schönsten Federn beraubt war, weinte sie bitterlich und brach in laute Klagen aus. Aber der Vogel Hyazinth sagte: Was betrübst du dich, Prinzessin? Freue dich vielmehr, denn hier hast du deinen Stein.

Kaum fühlte die Prinzeß den Stein in ihren Händen, so rief sie, ohne daran zu denken, was sie dem Vogel versprochen hatte, und einzig von dem Verlangen bewegt, bei ihren Eltern zu sein: Wär' ich doch, wär' ich doch in dem Palast meines Vaters!

Nicht sobald hatte die Prinzeß diese Worte ausgestoßen, als sie sich von unsichtbaren Händen ergriffen und durch die Luft getragen fühlte, während ihr Hyazinth wehklagend nachflatterte; aber er mußte

bald zurückbleiben, denn bei Tage durfte er den Mond nicht verlassen.

Ganz betäubt langte die Prinzessin auf der Erde an und befand sich in dem Palast ihres Vaters. Eben traten die Boten herein, athemlos und mit Staub bedeckt, die traurige Nachricht zu überbringen, daß weit und breit keine Spur von der Prinzessin aufzufinden sei, da erblickten sie diese selbst und alle Trauer verwandelte sich eben so rasch in lauten Jubel. Die schwarzen Tücher und Decken wurden eilig fortgenommen, bunte Freudenfahnen überall ausgesteckt, die Fenster und Thüren mit Kränzen umhangen, und der ganze Platz vor dem königlichen Palast mit den schönsten duftigsten Blumen bestreut. Es war ein Leben, wie es nicht alle Tage zu sehen war, und der König, weil ihm Gott den allerkostbarsten Schatz wiedergeschenkt hatte, ließ gleich seinen Schatzmeister kommen und hieß ihn ein Drittheil aller seiner Reichthümer an die Armen vertheilen. So wurde der Tag für Alle ein fröhlicher, und in später Zeit noch sagten die Leute: es ging so vergnügt her, wie an dem Tage, da die Prinzessin wiedergefunden wurde.

Als die Prinzessin sich wieder ein wenig erholt hatte, sollte sie erzählen, was ihr begegnet war. Da

ſie nun den Vogel Hyazinth nannte, brach ſie plötzlich in ein heftiges Weinen aus und konnte ſich lange Zeit nicht beruhigen, denn ſie dachte, was der treue Vogel ihr zu Liebe gethan, und wie ſchlecht ſie ſeine Dienſte belohnt hatte. Die Eltern fragten zwar nach der Urſache ihrer Thränen, ſie ſchämte ſich aber, ihren Undank einzugeſtehen. Ach, rief der König am Ende ihrer Erzählung, wollte Gott, ich könnte dem Vogel Hyazinth einmal alles Gute und Liebe erweiſen, und wenn es mich mein halbes Königreich koſtete! Da wurde der Prinzeſſin das Herz noch viel ſchwerer und ſie ſprach zu ſich: Giebt es auf der ganzen Welt ein ſo undankbares Geſchöpf wie du biſt? Wie kann es dir auf Erden noch wohlergehn?

Um Mitternacht nun, als die Prinzeſſin im tiefſten Schlafe lag, klopfte es an ihr Fenſter, und das war der Vogel Hyazinth, der ſagte leiſe: Prinzeſſin, ſchläfſt du? Aber die Prinzeſſin ſchlief und hörte nichts. Da ſprach er lauter: Ach, Prinzeſſin, mach auf das Fenſter dem Vogel Hyazinth, ehe der Tag graut und die Dämmerung kommt, da ich wieder nach dem Monde fliegen muß. Aber der arme Vogel rief und wartete vergebens, denn die Prinzeſſin, welche von der Reiſe ſehr ermüdet war, ſchlief ſo feſt,

daß sie von alledem kein Sterbenswörtchen hörte, und da der Tag graute, flog der Vogel Hyazinth wieder nach dem Monde zurück.

Den ganzen Tag über war die Prinzessin sehr betrübt, denn sie dachte unaufhörlich an den treuen Hyazinth, der sich ihretwillen seiner besten Federn beraubt hatte. Sie hätte sich auch gern wieder nach dem Monde zurückgewünscht, allein sie fürchtete wie das erstemal den Stein zu verlieren, und wollte ihre Eltern nicht aufs neue einem solchen Kummer aussetzen. —

Der König und die Königin merkten wohl, daß ihre Tochter einen heimlichen Gram in sich trage; die Prinzessin aber wollte den Grund davon nicht gestehn.

Die zweite Nacht kam der Vogel Hyazinth wieder, klopfte an's Fenster und rief: Prinzessin, schläfst du?

Die Prinzessin aber war noch immer so ermüdet und schlief so fest, so fest, daß sie kein Sterbenswörtchen vernahm.

Da sagte der Vogel traurig: Ach, Prinzessin, um deinetwillen flog ich dreimal zur Erde hinunter und gab der Meerjungfrau meine schönsten Federn und nun hast du mich ganz und gar vergessen!

Bei diesen Worten richtete sich die Prinzessin wie im Schlafe ein wenig auf, sie ermunterte sich aber nicht, denn die Müdigkeit war noch zu groß. Der Vogel Hyazinth aber flog, ehe der Tag graute, wieder zum Monde auf.

Wie war der Prinzessin das Herz heute so schwer, daß sie immerzu weinen und weinen mußte! Sie konnte sich des Traumes nicht mehr erinnern, sie wußte aber, daß ihr im Traume wie ein Schwert durch's Herz gegangen sei.

So kam die dritte Nacht heran, und um Mitternacht klopfte der Vogel Hyazinth an ihr Fenster und sprach so traurig und klagend, daß alle Blumen im Garten bebten und zitterten: Wach auf, Prinzessin, wach auf, Prinzessin! Das letztemal bin ich gekommen, wach auf, sonst siehst du mich nie mehr wieder!

Da fuhr die Prinzessin aus dem Schlaf auf, ermunterte sich, öffnete das Fenster und der Vogel Hyazinth flog hinein.

Gott sei Dank! sprach der Vogel, wärst du diesmal nicht erwacht, so hätt' ich nimmer wiederkommen dürfen!

Ach, mein lieber, lieber Hyazinth, rief die vergnügte Prinzessin, was für Unr[illegible]'hab' ich ausgestanden! Nur die große Liebe zu meinen Eltern ließ

mich deiner für einen Augenblick vergessen! — Darauf nahm sie eilig den Wunderstein, berührte dreimal den Vogel an Kopf und Brust und sagte dazu:

Ich rufe dich Vogel, eins, zwei, drei,
Bist du gefangen, so sei frei;
Bist du drin im Federhaus,
Hyazinth, so komm' heraus.

Da war der Vogel verschwunden und an seiner Statt stand ein schöner, prächtig gekleideter Jüngling, ganz in Blau und Gold, vor der Prinzessin, welche erstaunt und fast erschrocken ihr Gesicht abwendete. Der Jüngling ließ sich auf ein Knie nieder, ergriff ihre Hand und sagte: Geliebte Prinzessin, ich bin noch derselbe Hyazinth, aber kein Vogel mehr, sondern ein mächtiger Königssohn, und bitte dich, laß dir meine Liebe und Treue gefallen.

Eh' die Prinzessin aber noch darauf antworten konnte, öffnete sich die Thüre und der König und die Königin traten herein, nicht wenig überrascht, um diese Zeit in dem Gemache ihrer Tochter einen Jüngling vor ihr auf den Knieen zu finden.

Die Königin nämlich, wiewohl sie drei Gemächer weit von der Prinzessin schlief, war bei den Klagetönen des Vogels gleichfalls aufgewacht und solche Angst empfand sie darüber, daß sie ihren Gemahl schleunig weckte und sprach: Es geht ein Ton durch

die Luft, wie wenn ein groſses Unglück bevorstünde, alle Glieder zittern mir vor Angst, ich bitte dich, laß uns aufstehn und sehn, ob unsere Tochter sich auch wohl befindet. — So standen sie denn auf und begaben sich in das Gemach der Prinzessin.

Der Prinz löſ'te ihnen bald das Räthsel seiner Erscheinung, und fuhr sodann fort: ich bin der Sohn eines mächtigen Königs; einmal, da ich auf der Jagd einer weißen Hindin unabläßig nachsetzte, verirrte ich mich von meinem Gefolge und war genöthigt, die Nacht im Walde zuzubringen. Ich legte mich unter einen Baum und schlief ein; zu meinem Unglück aber hatte ich nicht Sorge getragen, mich vor dem Mondlicht zu schützen, welches gerade mit seiner ganzen Helle auf mich fiel. Da erschien mir im Traume die weiße Hindin, verwandelte sich vor meinen Augen in eine weibliche Gestalt und sprach drohend zu mir: Unmenschlicher, der du mich heute bis auf den Tod verfolgt hast, nimm jetzt deine Strafe dafür! Damit berührte sie, einen Zauberspruch murmelnd, mir dreimal Kopf und Brust, denn das Mondlicht, in welchem ich lag, gab ihr Macht über mich, und als ich aufwachte, war ich in die Vogelgestalt verwünscht, aus welcher die Prinzessin mich erlöſ't hat.

Der Prinz bat hierauf nochmals ehrerbietigst um die Hand der Prinzessin; der König und die Königin sagten voller Freuden ja und die Prinzessin sprach nicht nein dazu.

So wurde denn gleich am folgenden Tage die Hochzeit gefeiert, und alle Leute waren froh und guter Dinge, und wer damit nicht zufrieden ist, der soll, wenn über kurz oder lang der Mann im Monde seines Amtes überdrüßig wird, an seine Stelle kommen.

Der Goldkönig.

Seitab vom Dorf drüben an dem finstern Tann stand das Häusel des armen Jakob. Es sah trübselig aus. Wenn der Wind ging, hätte man denken sollen, er würd' es dem Jakob über'm Kopf zusammenwerfen. Die Fenster waren zur Noth verklebt, das Dach war schadhaft: Jakob aber war einer von den Bauern, von denen das alte Sprüchwort sagt: Wenn der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß. Statt frisch Hand anzulegen, konnte er zu halben Tagen vor der Thür sitzen und nach den Tannzapfen stieren, die der Wind von den Bäumen schüttelte.

Der Schuster im Dorf war Jakobs Vetter. Er hatte sechs Kinder, ging früh an die Arbeit und spät zu Bette und war immer lustig und guter Dinge.

Was du nur immer pfeifst und singst! sagte Jakob verdrießlich, wenn er zuweilen in's Dorf kam,

es ist ja, als ob du auf dem Gelde säßest. Bei dem bischen Armuth, wie kann man noch froh sein!

Warum denn nicht? sprach dann der Vetter Schuster. Ich thu das Meinige und Gott thut auch ein Uebriges. Mit Grämen und Sorgen, das heißt recht dem lieben Gott die schöne Zeit abstehlen. Was hülf' es mir? Es hat mir eben noch nicht gefehlt.

Das mag nun Alles sein, meinte Jakob, aber ohne Geld giebt's nimmermehr ein rechtes Glück in der Welt. So im Golde wühlen zu können, das muß eine wahre Seligkeit sein!

Jakob, versündige dich nicht, entgegnete der Schuster, was redest du da von Seligkeit! Arbeit' du wacker und neide den Reichen das Ihrige nicht, so wirst du haben, was recht ist und nicht mit solchem kümmerlichen hohläugigen Gesicht umherlaufen.

Aber Jakob hörte wenig, was der Schuster sagte. Ich träume alle Nacht, fuhr er fort, von einem großmächtigen Goldberge, der funkelt und glitzert, das Herz lacht mir im Leibe! Wenn ich nur im Traum danach langen und das Gold festhalten könnte! schlag' ich aber die Augen auf, seh' ich nichts als die kahlen schmutzigen Wände. Es ist ein Jammer!

So hatte der Jakob Tag und Nacht seinen

auf Reichthum gerichtet und in solchen Gedanken schlenderte er einstmals längs dem Tann hinunter, bis wo der Weg an einem alten Bergstollen vorbeiging. Der Mond war eben aufgegangen und schien auf das verwitterte Gestein, in welches sich mit der Zeit wie kleine Höhlen gebröckelt hatten. Als Kind war Jakob oft genug da umhergeklettert, ohne daß ihm jemals was Besonderes begegnet wär', heut' aber sieht er vor einer solchen Höhle ein Männlein sitzen, nicht höher, als zwei Spannen. Es hatte einen langen erdfahlen Bart und ein rauhes garstiges Gesicht, ein Schurzfell um den Leib, einen Hammer in der Hand, kurzum, war ganz wie ein Bergmann angethan. Das kleine Wesen sagte zu Jakob: Guten Abend, Jakob.

Guten Abend, versetzte Jakob, der noch nicht wußte, was er daraus machen sollte.

Ich weiß wohl, was du in Gedanken führst, sprach der Kleine. Nicht wahr, Jakob, es ist ein ganz abscheuliches Ding, so ein hungriger, nichtswürdiger Lump zu sein, daheim an den Nägeln zu kauen, wenn im Wirthshaus lustig getafelt wird, was meinst du, Jakob?

Jakob ärgerte sich doch, oder that wenigstens so: Wenn mir das ein Andrer sagte — sprach er wie

drohend — laß gut sein, unterbrach ihn der Bergelf, du hast nicht Noth, dich vor mir zu verstellen. Du hättest längst kommen sollen, wenn du solche Lust hast, reich zu werden. Gieb einmal Acht, Jakob, stell' dich dahier an den Stein und halte deine Mütze wohl auf.

Jakob that, wie ihn der Kleine hieß. Der nahm nun seinen Hammer und schlug auf den Stein. Wie die hellen Funken in Jakobs Mütze sprangen, sah er, daß es lauter Goldstücke waren. Da fuhr er rasch, eh' die Mütze voll wurde, in alle Taschen damit.

Endlich sagte der Elf: Jetzt hast du genug; wenn du heim bist, streu das Gold auf die Erde, so wird es über Nacht wachsen.

Nun schön' Dank! sprach Jakob wie im Traum, und lief, was er konnte, nach Hause, so schwer ihm das viele Gold in Mütz' und Taschen auch wurde. Zu Hause schüttete er Alles auf den Fußboden und legte sich schlafen, oder vielmehr er fiel in eine dumpfe Betäubung, daß er die halbe Nacht durch und bis tief in den Morgen hinein ohne Besinnung lag.

Da er aufwachte, blinkten ihm die hellen Goldstücke vom Boden entgegen; o Wunder aber, es

Kgl Univ Bibl.
Berlin

waren wohl drei- und viermal so viel, als der Jakob nach Hause gebracht hatte. Wo sollte er zuerst hinsehn, welches von den schönen funkelnden Stücken zuerst in die Hand nehmen? Jakob kauerte am Boden und drehte jedes Goldstück gierig um und um und konnte sich nicht satt sehn.

Aber plötzlich überkam ihn ein Grausen. In der Ecke des Zimmers saß ein kleines, kleines Figürchen, kaum wie ein Finger lang, das hatte einen scharlachrothen Mantel um, eine goldene Krone auf dem Kopf, eine goldene Kette um den Hals und zwei funkelnde Augen im Kopf. Das Figürchen sah unverwandt nach dem Jakob, wie er so hastig im Golde wühlte, und kicherte halbleise.

Der Jakob that erst, als säh' er's nicht; mit jeder Minute aber wurde ihm bänger zu Muth; denn die Augen des kleinen Geschöpfes wollten nicht von ihm lassen. Endlich nahm er eine Hand voll Goldstücke, fuhr damit in die Tasche und ging aus dem Hause. Viel Vergnügen, sagte ein feines Stimmchen hinter ihm.

Wo ging er hin? Natürlich ins Wirthshaus. Das gab ein Zechen und Schmausen! Die Leute glaubten, der arme Jakob hätt' einen Schatz gefunden und ließen sich's wohl schmecken. Es gefiel

ihnen nicht übel, seine Gäste zu sein, obschon sie ihn vordem über die Achsel angesehn hatten.

Als der Jakob in der Nacht zu Hause kam, war sein Muth schon gewachsen. Das kleine Figürchen saß noch immer in der Ecke, doch schien's dem Jakob ein wenig größer als am Morgen. Er kümmerte sich aber nicht darum, sondern legte sich schlafen.

Am andern Morgen hatte wieder das Gold um Vieles zugenommen und die Figur mit, so daß sie fast an den Tisch reichte. Guten Morgen, Jakob, sprach das sonderbare Wesen, auf dem Golde hin- und herspazierend.

Guten Morgen, versetzte Jakob, sich den gestrigen Rausch aus den Augen reibend. Du hast dir mit meinem Golde einen guten Tag gemacht, fuhr der Scharlachne fort.

Mit deinem Golde? wiederholte Jakob.

Freilich, sprach der Kleine, ich bin ja der Goldkönig; siehst du nicht, daß das Gold immer mehr zunimmt, je länger ich darauf sitze? Ich bin der Goldkönig, und wer von meinem Golde nimmt und zehrt, der ist mein Unterthan.

Jakob sagte nichts dazu, er steckte sich die Tasche wieder voll und ging in's Wirthshaus.

Am andern Tage war schon der Goldkönig um ein paar Kopflängen gewachsen und das Geld lag in so mächtigen Haufen da, daß Jakob die Arme tief hineinstecken und darin herumwühlen konnte. Da war nun sein Wunsch und sein Traum ganz in Erfüllung gegangen.

Zugleich wurde die Lust daran, die Goldgier, so heftig in ihm, daß er Essen und Trinken vergaß, und seine Augen unaufhörlich an dem Schatze weidete, der sich in jedem Augenblicke unter seinen Händen zu vermehren schien. Es war ihm bitterlich leid, nur ein einziges Stück davon verwechselt zu haben.

Aber auch der Goldkönig schoß wunderbarlich und zusehends in die Länge. Am vierten Tage stand eine riesige Gestalt vor dem Jakob, und das war der Goldkönig, dessen Augen wie die Hölle brannten, dessen Mantel rotl; wie Blut leuchtete, und er sagte mit furchtbarer Stimme: Jakob, du bist mein Knecht, fall' nieder und bete mich an.

Da fiel der Jakob nieder und sprach zitternd: Ich bete dich an, Goldkönig.

Da wurde der Goldkönig noch viel, viel größer, daß er mit dem Kopf an die Decke stieß. Er lachte laut auf, daß die Wände schütterten: Jakob, mein

getreuer Knecht, nun geh' in's Dorf zu deinem Vetter, dem Schuster; er hat sechs blühende Kinder, hol' mir die beiden jüngsten und opfere sie.

Opfern, die Kinder? stammelte Jakob.

Thu, was ich dir gebiete, sagte der Goldkönig drohend; ich bin ein König, der mit Blut verehrt werden muß. Wie würde mein Mantel solche schöne rothe Farbe haben, wenn ich ihn nicht immer frisch mit Blut tränkte.

Entsetzlicher, schrie Jakob, hab' ich dir nicht meine Seele gegeben, hab' ich dich nicht angebetet? Soll ich die unschuldigen Kinder morden? Nimmermehr!

Da sprühten die Augen des Goldkönigs helle Funken, der Blutmantel loderte in Flammen und die Hände verwandelten sich in greuliche Krallen. In wahnsinniger Angst stürzte Jakob aus dem Hause, rannte das Dorf entlang und kreischte immerzu, was er nur konnte: Der Goldkönig! rettet mich vor dem Goldkönig!

Das halbe Dorf lief bei diesem Geschrei zusammen. Man hielt den Jakob erst für wahnsinnig; da er aber von dem vielen Golde erzählte, machten sich die Beherztesten auf, nahmen ihn in ihre Mitte und gingen nach seinem Hause.

Wie sie näher kamen, hörten sie ein leises Kni-

stern und aus dem Dache sprühten eine Menge Funken in die Luft. Ach, das Geld, das schöne Gold! jammerte Jakob. Bald aber schlug das ganze Dach in einer hellen Lohe auf, und da mochte sich Keiner hineinwagen, um zu retten! Ein jäher Windstoß warf das Gebälk mit einem lauten Krach durch einander.

Die Stelle, wo das Haus gestanden, blieb wüst und leer, und es war auch vergebens, daß habgierige Leute dort nach einem Schatze suchten. Jakob, der seitdem nicht wieder recht zur Besinnung kam, mußte sich sein Brot vor den Thüren erbetteln. Aber die Meisten hatten einen Schauer vor dem Blödsinnigen, und wenn sich nicht der mitleidige Schuster seiner angenommen hätte, so würde er elendiglich vor Hunger angekommen sein.

Ist das nicht eine traurige Geschichte? Wessen ganze Seele nun noch nach dem Golde hangt und verlangt, der nehme sich wohl in Acht, daß ihm der Goldkönig nicht auch erscheine, und ihn das und jenes heiße, denn er ist einmal des Goldkönigs Knecht.

Petrus und der Bauer.

Es ist einmal ein Bauer gewesen, der war so störrisch, mißgrämig und unzufrieden, wie nicht leicht ein anderer Mensch auf der Welt und gleichwol hätt' er's nicht noth gehabt, denn es ging ihm nichts ab. Ja, mit jedem Jahre segnete Gott seinen Wohlstand; gesund wär er auch und was hätt' er da nicht können für ein frohes Leben führen, wenn ihm nur jemals ein Ding zu Dank gewesen wär'! Der liebe Gott konnt's ihm halt ein- für allemal nicht recht machen. Wenn es regnete, sollte mit aller Gewalt die Sonne scheinen, und wenn die Sonne schien — o je! da gab es wieder kein ander Glück als Regen! So brümmelte und brummte er wider Gott und Menschen Tag aus, Tag ein, und gab keinen Frieden.

Der liebe Gott, der in seinem Himmel da oben das Alles mit ansah, hatte große Nachsicht und Geduld mit ihm, und ließ es ihm darum nicht

schlechter gehn, denn wenn er jeder unverständigen Rede ihren Lohn geben sollte, so würd' es wahrhaftig übel um uns stehn! Aber der heilige Petrus ärgerte sich je mehr je länger über den groben, undankbaren Filz, den Bauer, der Gott und Menschen niemals ein freundliches Wort gab, und mit dem bösen Mundwerk über Alles herfuhr, was der liebe Gott in der Welt geschehen ließ.

Da sprach der heilige Petrus eines Tages: Nun kann ich es kaum mehr mit anhören, wie dieser Bauer da unten seine lose Zunge gebraucht!

Ei, versetzte der liebe Gott, ärgerst du dich an diesem Bauer, und bist du nicht viel hundert Jahre schon gewohnt, daß die Menschen niemals zufrieden sind mit dem, was ihnen geschieht?

Das ist leider wahr, sagte Petrus, doch hat dieser Mann so wenig Ursache zu klagen, ja es geschieht ihm so weit über Verdienst, daß wenn jedes Wort ein Dank wär', er doch Zeit seines Lebens die Schuld nicht abtragen würde. Ich möchte wol einmal hinunter und ihn in aller Sanftmuth seines Undanks überführen, und wenn es möglich wär', trotz seines schlimmen Gemüthes zufrieden stellen.

Geh nur, sprach der liebe Gott, das wird dir wenig helfen.

So machte sich denn der heilige Petrus auf und kam als ein Reisender in das Dorf, wo der ungeschlachte Bauer wohnte. Er ging gleich vor die rechte Thür, klopfte an und bat bescheiden um ein Nachtquartier.

Der Bauer ließ ihn schön an. Es läuft jetzt, schrie er zur Thür hinaus, Allerweltsgesindel herum und will Herberge haben, hol' euch der Guckguck! Warum muß denn der liebe Gott so viel unnützes Pack in die Welt gesetzt haben, daß sie ehrlichen Leuten den Bettsack unter'm Leibe fortstehlen! Geht hin, wo der Pfeffer wächst.

Der heilige Petrus hörte sich die grobe Rede in aller Geduld mit an. Als aber der Bauer fertig war, zog er einen Beutel aus der Tasche, der war straff von Goldstücken bis an den Rand. Hört' doch, sagte er so sanft als möglich, ich bin ein redlicher Mann und will Euch die Mühe und Kost zu Heller und Pfennig bezahlen.

Wie der Bauer das Gold sah und von Bezahlung hörte, besann er sich und machte die Thür' auf. Da ging der heilige Petrus hinein; er setzte sich an den Tisch und der Bauer trug ihm das Abendbrot auf. Das bestand aus frischer Milch, Brot, Butter und Käse. Es war Alles gar vortrefflich und

der heilige Petrus, um doch ein Gespräch anzufangen, sagte: Wohl Jedem, der ein solches Nachtmahl hat, das ist eine schöne Milch, und das Brot, die Butter und der Käse sind wahrhaftig nicht zu verachten!

Ihr redet, wie Ihr's versteht, entgegnete der mürrische Wirth. Ich soll wol etwa Gott noch danken, daß ich ein Stück Brot habe und Milch, Butter und Käse dazu? Das ist ein schlechtes Nachtmahl, sag' ich Euch, und wenn es nach Recht zuginge, so müßt' ich was Besseres essen! Und da lobt ihr noch gar die Milch! Sollt' einem das nicht die Galle in den Hals jagen! Ja Ihr versteht's! Das ist die schlechteste Milch im ganzen Dorf, alle Kühe geben bessere, nur meine nicht; alle Leute können sich's zu Abend wohl schmecken lassen, nur ich nicht. Essigsaures Brot und schale Milch, und das nennt Ihr noch ein gutes Nachtmahl!

Ei, ich dächte doch, sagte Petrus, es wäre meiner Treu an alledem kein Tadel zu finden.

Sprecht mir nicht, fuhr ihn der Bauer an, Tadel hin, Tadel her, was versteht Ihr davon! Ich muß das besser wissen. Mein Acker ist nicht den Teufel werth und die Kühe dazu. Seht einmal die von andern an! Gott hat es schon in Allem schlecht mit mir gemacht —

Lieber Mann, unterbrach ihn der heilige Petrus, wie redet Ihr da so unbesonnen, wollt Ihr euern Herrgott meistern und tadeln?

Nun wurde der Bauer erst recht grimmig: Soll ich, schrie er, in meinem Hause nicht reden, was ich will? Herr Ueberklug, Herr Lobeschmecker, wenn's Euch nicht recht ist, was ich sage, so packt Euch, wo Ihr hergekommen seid, hier ist mein Haus und meine Stube.

Der heilige Petrus dachte: Du hättest es klüger anfangen sollen, wer läßt sich auch in seinem Hause gern zurechtweisen, jeder Hahn gilt auf seinem Miste, jede Vermahnung will Zeit und Ort haben.

Er steckte sich also die unhöfliche Antwort geduldig ein. Nach einer Weile begann er wieder: Ihr habt heuer ein schönes Erntewetter gehabt!

Schönes Erntewetter, sprach der Bauer, dacht' ich's doch! Müßt Ihr denn Alles loben? Ei den Teufel, ein schönes Erntewetter, die Hitze, die einen lebendigen Ochsen hätte braten mögen! Ist das ein Erntewetter? Da hätt' einem Gott zu der sauern Arbeit wohl ein paar kühle Tage schicken können!

Ja, versetzte der heilige Petrus, andre Jahre ist's kühl genug gewesen, Ihr werdet wohl aber auch nicht damit zufrieden gewesen sein, denk' ich mir!

Ja kühl, kühl und naß! sagte der Bauer höhnisch, das war auch ein Wetter danach, ein Erntewetter! Freilich, Ihr hättet Euch wohl noch schön bedankt für so ein Wetter!

Warum nicht? entgegnete Petrus, man muß für Alles danken, was der liebe Gott schickt, es mag nun heiß oder kühl sein. Es ist ja doch so gut, und nicht anders.

Was soll denn gut sein? schrie der Bauer; daß mir neulich ein Pferd gefallen ist, das soll auch gut sein, heh, Ihr Alleswisser?

Seid doch vernünftig, sagte Petrus, freilich muß es gut gewesen sein.

Oh! rief der zornige Bauer, wenn Ihr das noch für gut halten könnt, so will ich nun und nimmermehr mit Euch was zu thun haben. Ist das der Dank, daß ich Euch aufgenommen habe? Ich glaube, Ihr wünscht mir zuletzt noch die Viehseuche auf den Hals. Ich schwör's Euch aber zu, wenn Ihr nicht aufhört, mich mit euern albernen, verwünschten Reden in Zorn zu bringen, so mögt Ihr diese Nacht unter freiem Himmel Quartier suchen, Ihr Gutfinder.

Der heilige Petrus seufzte innerlich und dachte: Was ist das für ein störrischer, unverträglicher

Mensch, aber die Geduld willst du nicht fahren lassen, es komme wie es wolle.

Er schwieg nun wieder eine Weile, daß sich der Zorn seines Wirthes erst ein wenig legte, dann begann er gleichmüthig wie immer:

Ihr habt wohl dies Gehöft von euerm Vater geerbt?

Freilich, von wem denn sonst, versetzte der mürrische Bauer. Und im Garten hinten stand auch sonst ein prächtiger Nußbaum, den hat aber Gott zu meinem Unglück gerade so wachsen lassen, daß er halb auf des Nachbars Boden stand. Nun gab es immer darum Streit zwischen dem Nachbar und meinem Vater, bis sie sich einmal in einer verwünschten Stunde kurz entschlossen und den Nußbaum umhieben, denn sonst, wenn es nicht wegen des Baumes ging, waren sie die besten Freunde.

Da haben sie recht gethan, sprach Petrus, besser in Freundschaft und Frieden, als Nüsse in Streit und Hader.

Recht hätten sie gethan? Abscheulich haben sie gethan! fuhr der Bauer auf, wollt Ihr das wieder besser wissen? Krieg' ich nun jahraus, jahrein nur eine Nuß zu sehn? Mein Vater hätte darein nicht willigen sollen! Vielleicht hätt' er dem Nachbar die

Grenze abstreiten können — kurzum es war und bleibt ein dummer Streich! Aber da Ihr einmal Alles und Jedes in der Ordnung findet, so findet Ihr vielleicht auch recht, wie der Richter drüben mit den Ziegen entschieden hat?

Was ist das für eine Geschichte? fragte der heilige Petrus, und wie hat der Richter entschieden?

Drüben in dem andern Dorfe wohnt ein reicher Mann an dem einen und ein armer an dem andern Ende. Der arme Mann nun hatte eine wunderschöne Ziege, die der Reiche gar zu gern gehabt hätte, weil sie vortreffliche Milch gab. Er wußte aber, daß sie der Arme nicht verkaufen würde, und so mag er es wie immer angestellt haben, die Ziege heimlich in seine Gewalt zu bekommen. Er verbarg sie auch so wohl, und da er sie auf einen entlegenen Weideplatz trieb, verging über Jahr und Tag, eh' der Arme entdeckte, wo seine Ziege hingekommen war.

Als er sie nun von dem Reichen wiederverlangte, erhob dieser ein großes Geschrei, behauptete, die Ziege hätte sich zu ihm gefunden, ein Jahr lang hab' er sie füttern und hüten müssen, und dafür sollte Jener ihm ein tüchtiges Stück Geld zahlen. Weil sich der Arme nun weigerte, gingen sie beide vor den Richter.

Der Reiche bestand auf seiner Forderung und der arme Mann wollte sich auch entschädigt wissen, daß er Jahr und Tag die gute Milch entbehrt habe.

Da fragte der Richter den Reichen, ob er gewußt, wem das Thier angehöre; der Reiche verschwor sich aber, die Ziege vorher nie gesehn zu haben.

Aber du hast doch, sprach der Richter, die Milch der Ziege getrunken, wie kannst du noch für die Hut Bezahlung verlangen?

Das Bischen Milch, versetzte der Reiche, ist gar der Rede nicht werth, und was hat mir das abscheuliche Thier für Noth und Sorge gemacht, es ist nicht zu sagen! Nicht die Milch von zwei Ziegen möcht' ich für die Unruh haben. So ein störrisches, boshaftes Thier! Immer da hinzulaufen, wo es nicht sollte, an alle Abgründe, daß man Lebensgefahr hatte, ihm nachzukommen. Es ist ja eine bekannte Geschichte, daß der heilige Petrus selber einmal genug geschwitzt hat, wie er eine Geis hat hüten sollen.

Es ist wahr, sprach der heilige Petrus, Ziegenhüten ist ein mühselig Ding.

Was wißt Ihr von Ziegenhüten! fuhr der Bauer auf, unterbrecht mich nicht immer, oder ich sage kein Wort mehr. —

Der Richter that, als wär' er von den Gründen

des reichen Mannes vollkommen überzeugt und sagte: Führ' mir deine ganze Heerde mit der fremden Ziege hier vor Gesicht, so will ich den Ausspruch thun.

Da lief der reiche Mann erfreut nach Hause und trieb die Heerde vor den Richter.

Du willst also, fragte der Richter den Armen, diesen redlichen Mann, der deine Ziege ein Jahr lang mit Lebensgefahr gehütet hat, nicht entschädigen?

Und wenn ich die Ziege verlieren sollte, das thu ich nicht, sprach der Arme.

Da sagte der Richter in verstelltem Zorn: O du unbilliger Mensch, nimm deine Ziege nur immer wieder hin, und gleich wähl' dir noch zwei andere aus dieser Heerde, die sollst du zur Strafe ein ganzes Jahr lang bei dir füttern und dich plagen mit ihnen.

Der Reiche erschrak bei diesem Ausgange und wollte sich nicht zufrieden geben. Wie soll ich denn auf ein ganzes Jahr die Milch von den beiden Ziegen verlieren? sagte er murrend.

Ei, entgegnete der Richter, nicht die Milch von vier Ziegen ist der Unruh werth, welche die störrischen, boshaften Thiere dem Manne anrichten werden. Und so bleibt es, wie ich entschieden habe.

Da ging der Arme vergnügt mit den drei Ziegen

nach Hause, während der Andere vor Aerger fast aus der Haut fahren wollte.

Ich meine wohl, sagte der heilige Petrus, der Richter hat recht gethan, den Schelm von Reichen zu bestrafen und dem armen Mann eine Entschädigung zuzuerkennen. Zudem hat sich der Reiche ja sein Urtheil selbst gesprochen und er ist nach seinen eigenen Worten gerichtet worden.

Und das findet Ihr recht, schrie der Bauer, daß ein Richter dem Bettelpack im Dorfe beisteht? Heh, wer muß herhalten und geben in der Noth, wenn's nicht die Reichen sind? Konnte der nicht zufrieden sein, daß er die Ziege wiederbekam? Soll ein Richter alle Lumpe im Dorfe aufwiegeln? Geht mir, geht, Ihr wärt mir auch ein schöner Richter, der's verstände!

Petrus sagte: Laßt es gut sein, was sollen wir uns deshalb streiten. Es ist ja unsere Sache nicht.

Es ist wohl meine Sache, sprach der Bauer, was wär's denn meine Sache nicht? Es ist eines jeden Sache und mich ärgert es gerade so, als ob mir's selber geschehen wär'.

Ei, sagt mir lieber, fragte der heilige Petrus, ob der schöne Obstgarten, den ich da hinter eurem Hause gesehen habe, Euch gehört?

Freilich, war die mürrische Antwort, aber verwünscht sei der Obstgarten und alles Obst darin, denn seinethalb hab' ich voriges Jahr übel ausstehn müssen.

Wie das? fragte Petrus.

Ich habe da einen Birnbaum, entgegnete der Bauer, von guter Art, und wie er voriges Jahr so schöne Birnen trug, bekam ich ein Gelüst, selber auf den Baum zu steigen und gleich die besten zu probiren. Wie ich aber oben saß, kamen die Hühner in den Garten und flogen in die Sträucher; da ärgerte ich mich, klatschte in die Hände, um sie zu verscheuchen, und darüber that ich einen Fehltritt und fiel auf die Erde, daß ich acht volle Wochen habe hinken müssen.

Das ist wol übel, sprach Petrus, hättet Ihr doch Hühner Hühner sein lassen, bis Ihr wieder erst vom Baume wart.

Ja hätt' ich! rief höhnisch der Bauer, es ist alles dummes Zeug: hätte Gott ein bischen Rasen da unten wachsen lassen, so wär' ich so hart nicht gefallen, hätt' ich einen andern Zaun gehabt, so wären die Hühner nicht in den Garten gekommen. Warum hat Gott die Weiden so dünn gemacht, daß sie nicht einmal zu einem ordentlichen Zaun taugen!

Nun schoß aber dem heiligen Petrus auch das Blatt: Ihr unvernünftiger Bauer, sprach er, soll ich denn immer mitanhören, daß Ihr Gott dem Herrn Alles Ersinnliche aufbürdet, statt eurer eigenen Unverständigkeit und Mißgunst? Warum dankt Ihr denn nicht Gott, daß Ihr bei euerm Fall nicht Arm und Bein gebrochen habt? Unzufriedener Mensch, dem Gottes Gnade Alles, was er bedarf, geschenkt hat, dieses Haus, diesen Garten —

Das ist eine Lüge, unterbrach ihn der Bauer, das hab' ich von meinem Vater geerbt. Und ich will eure Sittensprüche, eure Lehren und klugen Reden nicht, packt Euch aus meinem Hause, sonst ruf' ich meinen Knecht und laß Euch auf die Straße werfen.

Ich gehe schon, sagte Petrus in hellem Zorn, möcht' ich doch fürwahr mit einem Menschen, wie du bist, nicht eine Stunde mehr unter einem Dache zubringen. Damit stand er auf und ging rasch hinweg.

Als er sich draußen auf der Straße befand und der erste Zorn ein wenig verraucht war, sprach Petrus bei sich: Ich habe unrecht gethan, so in Hitze zu kommen, kannt' ich denn nicht die Art dieses groben Bauers? Ich hätte mich durch nichts in meinem Gleichmuth sollen stören lassen; nun muß ich

sinnen, wie ich zum andern Mal an den Mann gelange.

In solchen Gedanken ging er nach dem Acker des Bauers und verweilte die Nacht in einem kleinen Gebüsch, welches dicht daran stieß.

Am andern Morgen kam der Bauer auf sein Feld, klaubte die Steine auf, welche hie und dort umherlagen, und fing an die Wintersaat zu säen. Aber mit einem Male blieb er stehn und streckte die Hand nach dem Boden aus, denn in der Furche lag ein Goldstück, und wie er die Erde ein wenig auflockerte, da lagen noch eine ansehnliche Menge ächter vollwichtiger Dukaten.

Wie die Dukaten da hinkamen? Ei, die hatte kein Anderer als der heilige Petrus in die Furche gelegt; er wollte sehn, was der Bauer dazu sagen würde und ihn auf frischer That überführen, wie viel Gutes ihm unverdient zu Theil werde, und zwar durch Gottes alleinige Gnade.

Erst schien der Bauer über diesen Fund hoch erfreut und betrachtete ein Stück um das andere; plötzlich sah er ganz mißmuthig dazu und sprach: Ja, das sollte man nun für ein grosses Glück halten und am Ende hat mir's Jemand zum Possen hingelegt und will mich damit vor den Richter bringen

und als einen Dieb verklagen. Nehm' ich's oder nehm' ich's nicht? O, was ist das für ein verwünschter Handel!

Da trat der heilige Petrus aus dem Busche und versetzte: Nimm du's getrost und wisse, daß dir dieses Gold allein durch Gottes Gnade zu Theil wird.

Als der Bauer seinen gestrigen Gast erblickte und diese Worte hörte, fuhr er auf: Dacht' ich's doch, daß Ihr wieder dahinter stecktet! Ueberall müßt Ihr eure Nase haben. Ja, das ist ein rechtes Glück, das ist auch eine rechte Gnade! Soll das Gold etwa hier an der Erde bleiben? Dieses Feld muß besät werden, und da soll ich nun Alles hier stehn und liegen lassen und nach Hause rennen, um nur die Dinger da in Sicherheit zu bringen.

Kümmre dich nicht, sagte Petrus, ich spreche ein Wort und flugs ist das Gold in deinem Hause.

Daß mir's daheim die Leute stehlen! schrie der Bauer, geht doch! Das ist eine verwünschte Geschichte; die ist nur zu meinem Aerger angerichtet!

Nun, du Mensch, rief der heilige Petrus, dem nichts recht ist, was geschieht und wie es geschieht, so hör', ich bin der heilige Petrus und bewillige dir einen Wunsch. Wünsch' also jetzt einmal recht nach Herzenslust und stell' dich für Zeit deines Lebens

zufrieden. Nur gieb Gott die Schuld nicht, wenn du einen thörichten Wunsch gethan hast.

Da wurde der Bauer doch ein wenig nachdenklich; so ein Wunsch ist keine üble Sache und das meinte der Bauer anfangs auch und sann die längste Zeit hin und her. Er hatte aber der Wünsche so viel, gute für sich und böse für Andre, daß er mit allem Nachdenken doch kein Ende finden konnte.

Der heilige Petrus wartete und wartete, indeß war er langmüthig genug und sprach: Uebereile dich nicht, ich habe wohl noch Zeit, ein paar Stündchen und länger zu warten.

Diese Rede wurmte den Bauer, den es ohnehin schon gewaltig verdroß, daß er so lange vergebens gesonnen hatte. Das ist mir, rief er zornig, Alles nur zum Schnabernack geschehn! Ist es nicht genug, daß sich unsereins Jahr ein Jahr aus mit der schweren Arbeit quält und seinen Acker bestellt, soll ich mich auch noch mit dem Wünschen plagen? Und wenn ich etwas Dummes wünsche, so kann ich mich etwa Zeitlebens drüber ärgern und Ihr lacht euch dann obenein noch in's Fäustchen. I verwünscht, so wollt' ich ja, daß Ihr mit sammt euerm Golde wärt, wo Ihr hergekommen seid.

Der heilige Petrus erwiederte: Du hast deinen

Wunsch gethan, und wenn es auch nicht der klügste war, so geschieht dir schon Recht, denn du bist ganz und gar ein unverbesserlicher Mensch. Damit nahm er das Gold und verschwand, während dem Bauer nichts blieb als das Nachsehn.

Dem aber war nun erst die Zunge recht wie losgebunden, er schrie, was er konnte, dem heiligen Petrus nach, und Tag und Nacht war der Gedanke an solchen Verlust sein größter Aerger.

Mocht' er aber jetzt spektakeln und räsonniren, wie viel er wollte, der heilige Petrus kehrte sich nicht mehr daran und sagte: Den hab' ich bekehren wollen? Dem ist im Himmel selber nicht wohl! —

Der Rosenprinz.

Tief drin im Walde stand einmal ein einsames Schloß, das gehörte einem reichen Grafen. So lange der Graf noch reich und angesehen war, hatte er niemals einen Fußtritt dahin gesetzt, als er aber verarmte und alle seine Freunde ihn verließen, zog er mit dem kleinen Röslein, seiner Tochter, fern von der Welt in die stille Waldgegend.

Hinter dem alten Schloß lag ein großer Garten, der war aber in der langen Einsamkeit ganz wüst und wild geworden. Stauden aller Art waren hoch durcheinander geschossen, Epheu und Waldreben rankten um die Bäume und hatten sich in kühle, schattige Gänge verschlungen. Weiter hinaus aber gegen das Ende des Gartens standen die schönsten Fliederbüsche, und zwischen ihnen und dem dunkeln Tann floß ein breiter klarer Waldbach.

Es war im Frühjahr, da der Graf das Schloß bezog. Der Bach trieb murmelnd an den Flieder-

büschen vorüber, der Flieder duftete weit über den Wald hin, und in den Büschen [illegible] Nachtigallen, die schlugen Tag und Nacht, vornämlich aber in den warmen Frühlingsnächten. Das kleine Röslein lief den Garten ab und zu, wand sich Kränze von Schlingpflanzen, warf kleine Waldblümchen ins Wasser und freute sich, wie rasch der Bach die Blümlein forttrieb. Dann suchte es weiße Kieselsteine am Rande und warf sie jenseits nach den hohen Bäumen, und wenn der Wind etwa einen Tannzapfen herunterwehte, klatschte es froh in die Hände und meinte ihn gut getroffen zu haben. So ging ein Tag zum andern und das kleine Röschen blühte mit seinen Schwestern, den Waldrosen, wunderschön.

Eines Abends, da die Sonne fast hinter die Bäume gesunken war und nur ein wenig noch über den Bach glitzerte, stand Röslein am Wasser, warf Epheukränzchen hinunter und sah ihnen nach, wie weit es sehen konnte. Wie es nun so eifrig guckte, da kam mit einmal ein kleines Fahrzeug den Bach sanft herangeschwommen. Es war wie eine Muschel gestaltet, bis an den Rand mit blühenden Rosen umkränzt und in dem Schifflein stand ein Knabe, wie es keinen schöneren auf Erden giebt; die langen Locken glänzten wie lichtes Gold und die Augen

waren wie [redacted] an einem klaren Frühlingsmorgen.

Als der Knabe zu der Stelle kam, wo das Röslein stand und ihm verwundert zusah, lachte er fröhlich, hielt sein Fahrzeug an und sprach: Nun bin ich schon drei Sommer hier vorbeigefahren und hab' dich nie gesehn, wie heißt du denn?

Röschen, versetzte das Kind, und hier wohn' ich mit meinem Vater dem Grafen, schon wie lange! Ach, was hast du für ein schönes, wunderschönes Schiff von lauter Rosen, sag mir doch, bist du etwa drüben im Walde gewesen?

Nein, sagte der Knabe, und Röschen rief: Ich möchte so gern einmal hinüber!

Ich könnte dich wohl hinüberfahren, sprach der Knabe, aber laß das lieber, was willst du bei den finstern Tannen, sie sind den Kindern nicht hold? Sieh', wie sich drüben die weißen Waldgespenster dehnen und mit den langen Armen nach uns greifen möchten.

Wie erschreckst du mich doch! rief Röschen, nun fürcht' ich mich am hellen Tage.

Ei, sie dürfen nicht über den Bach, sagte der Knabe, sie müssen wol drüben bleiben. Aber hör' doch Röschen, soll ich nicht ans Land kommen und

ein wenig mit dir spielen? [illegible] kleine Muscheln und die schönsten bunten [illegible] in meinem Schiff und will dir Alles schenken.

Röschen sah hinein: Ach, wie ist das prächtig, rief sie froh, in meinem Leben hab' ich so was noch nicht gesehn!

Der Knabe stieg heraus und trug Alles unter die Fliederbüsche, die im aufgehenden Mondlicht ganz weiß leuchteten, während die bunten Steinchen in allen Farben funkelten.

Ueber dem Spiele ward es immer später, bis der Knabe endlich sagte: Gute Nacht, Röschen, morgen komm' ich wieder. Damit stieg er in die Rosenmuschel und während er den Bach entlang fuhr, blies er auf einem Rosenblatte die lieblichsten Melodieen.

Wie freute sich Röslein auf den folgenden Tag! Da kam der Knabe in seinem Rosenschifflein noch viel zeitiger, stieg ans Land und spielte mit dem Kinde. Diesmal hatte er das Schifflein mit allerhand schönen Blumen und rothen Korallen gefüllt, und dazu wußte er so schöne Spiele und konnte so seltene Künste, daß Röschen nicht einen Augenblick die Zeit lang wurde. Was für allerliebste Liedchen blies er auf den Rosenblättern, und wenn er in den Kelch einer Rose nur hineinhauchte, so öffneten sich

gleich die Blätter und gestalteten sich zu einer Muschel, wie die seines Fahrzeuges. Nichts aber verwunderte Röschen mehr, als daß die Nachtigallen gegen den fremden Knaben so zutraulich waren, und wenn er sie rief, auf seine Hand flogen. Sie hörten auch nicht auf zu singen, während er da war, und schwiegen nur und horchten, wenn er ein Rosenblatt nahm und darauf blies.

Die Tage wurden kürzer, der Mond sah ein paar Stunden früher über den Bach, der Flieder war lange verblüht, und wer nun durch den Garten ging, der trat auf dürres Laub, daß es raschelte und rauschte. Dazu fielen noch immer mehr gelbe Blätter von den Bäumen und durch die Luft flatterten lange weiße Fädchen, als wollten sie Alles für den Winter umspinnen.

Nun kam der schöne Knabe in der Rosenmuschel auch zum letztenmal; er sagte aber: Röslein, liebes Röslein, wenn der Frühling kommt und der Flieder blüht, bin ich auch wieder da.

Darauf setzte er sich in sein Schifflein und trieb rasch den Waldbach hinunter und Röschen wußte nicht einmal, wie der Knabe hieß, denn sie hatte ihn beim Abschiede darum zu fragen vergessen. —

Der ganze Himmel hing voll grauer Schneewolken,

der Wind pfiff durch den finstern Tannenwald und jagte den Garten entlang und rüttelte an Mauer und Gebälk, als wollt' er das Schloß mit einmal zusammenwerfen. Das war eine traurige Zeit für Röschen, sie saß und spann mutterseelen allein, denn Niemand bekümmerte sich um das Kind. Der Graf, ihr Vater, hatte sich's in den Kopf gesetzt, noch viel reicher zu werden, als er jemals gewesen, und war Tag und Nacht mit geheimen Künsten beschäftigt, und außer einem Diener, welcher dem Grafen dabei behülflich sein mußte, befand sich nur noch eine steinalte Frau im Hause, die war halb taub und halb blind und versah die Wirthschaft.

Freilich war es wunderschön anzusehn, wenn die Tannen so ganz im weißen Reif flimmerten und die Sonne darüber hinschien, und Röschen wär' wol gern einmal den gefrornen Bach hinüber in den Tannengrund geschlüpft; sie dachte aber an die Waldgespenster, die des Abends in dem Nebel durch die Bäume huschten, und fürchtete sich. Wie nun die Zeit immer weiter vorrückte und der Bach sich wieder unter der losen Eisdecke bewegte, ging Röschen täglich zwei- und dreimal in den Garten und sah, ob die Schneeglöckchen noch nicht kämen, und ob es noch immer nicht Frühling würde.

Endlich kamen Schneeglöckchen und Crocus und tausende von grünen Grasspitzchen guckten aus der Erde hervor und sahen sich um, ob es schon Zeit sei. Nun sprangen in einer Nacht die Knospen an den Bäumen auf, der Flieder blühte, die Nachtigallen sangen und an einem schönen hellen Frühlingstage schwamm die Rosenmuschel über den Bach, und der fremde Knabe stand darin mit den goldnen Locken und den blauen Himmelsaugen.

Röschen klatschte vor Freuden einmal über das andere in die Hände und guckte in das Schifflein, welches fast bis an den Rand mit Blumen und Muscheln gefüllt war.

Wo hast du denn das schöne Spielzeug alles her? fragte Röschen.

Aus fernen Ländern, Inseln und Meeren, versetzte der Knabe, und wie er Röschen so betrachtete, sprach er erstaunt: Wie du den Winter über groß geworden bist! —

Aber die fröhlichen Tage gingen rasch vorbei und die Zeit kam wieder, wo der Knabe Abschied nehmen mußte. Röschen war sehr betrübt und vergaß in ihrer Betrübniß, gleich wie das erstemal, den Knaben nach seinem Namen zu fragen, denn so lange er bei ihr war, dachte sie nicht daran.

So gingen in gleicher Weise noch fünf Sommer und fünf Winter vorüber. Das kleine Röslein wuchs immer mehr zu einer Rose auf, und der Knabe war in der Zeit auch zu einem Jüngling geworden.

Da nun der fünfte Sommer zu Ende ging, die Wandervögel schon allmählig ihren Umzug hielten und der braune Herbst mit seinen weißen Gespinnsten über den Wald kam, sagte Röschen traurig: Bald wird der Bach wieder zufrieren, und ich sehe das Rosenschifflein nicht mehr auf dem Wasser zu mir herschwimmen: warum nimmst du doch alle Winter von mir Abschied und du weißt ja, wie lieb ich dich habe, und wie lang mir der graue trübe Winter wird?

Liebes Röslein, versetzte der Jüngling, ich darf nicht anders; meine Mutter würde sich grämen und tausend Boten nach mir ausschicken, und sie würden alle durch das Eis und den Schnee nicht hierher gelangen können.

Und wer ist denn deine Mutter? fragte Röschen.

Meine Mutter ist die Rosenkönigin und wohnt tief im Meer auf einer großen Insel. Da ist ein ewiger Frühling und die Nachtigallen hören nicht auf, in den Rosenbüschen zu singen.

Nun weiß ich auch, sprach Röschen, warum die

Nachtigallen dir so vertraut auf die Hand fliegen. Ach, wie schön muß es dort sein!

Viel schöner, sagte der Jüngling, als du es denken kannst. Bunte Vögel flattern durch die linden Lüfte und athmen fröhlich den süßen Rosenduft; kühle Grotten blühen ewig in mildem Rosenglanz und frischem Grün, sie wölben sich bis in das Meer hinaus, welches mit sanften Wellen an die Ufer schlägt. Mitten auf der Insel steht der Palast der Königin, meiner Mutter, aus zarten silberglänzenden Muscheln und getragen von rothen Korallen; tausend Rosenmädchen, leicht und flüchtig wie der Abendwind, sind ihre Dienerinnen.

Wer doch die schöne Insel auch einmal sehen könnte! seufzte Röschen.

Da sprach der Jüngling: Wenn zum andernmale der Flieder blüht, komm ich zurück und führe dich in meine Heimath.

Nun war der Tag wieder da, an welchem der Rosenprinz von Röschen Abschied nahm. Röschen tröstete sich, denn sie dachte an den Frühling, wo sie nach der schönen Roseninsel fahren würde, aber der Rosenprinz war traurig und sprach: Mein Herz ist beklommen, ich habe drüben die Waldgeister lachen und jubeln hören und sah, wie sie die Arme herüber

nach dem Schloß streckten, und sich riesenhoch dehnten, daß sie weit über die Tannenwipfel reichten.

Ich will fleißig spinnen, sagte Röschen, und vom Rocken nicht aufsehn, bis der Frühling da ist.

Da brach der Rosenprinz eine Rose von seinem Schiff und sprach wehmüthig: Liebes Röslein, wenn du die Rose nicht von dir läßt, so mag dir nichts Böses begegnen, bis wir uns wiedersehn; weiter bitt' ich dich nichts.

Nun setzte sich der Rosenprinz in sein Fahrzeug und Röschen, nachdem es ihm, so weit es konnte, nachgesehn, ging weinend in das alte Schloß zurück. Da nahm sie das Spinnrad und spann, ohne aufzusehn, und die Rose trug sie beständig an ihrer Brust. —

Aber Röschen sollte nicht lange Zeit bei dem Spinnrade sitzen bleiben, denn in dem Schlosse war eine große Veränderung vorgegangen. Der alte Graf, welcher sich der schwarzen Kunst ergeben und so viele Jahre unabläßig Tag und Nacht damit zugebracht hatte, war endlich zur Beendigung eines wunderseltsamen Kunstwerkes gelangt. Dieses Kunstwerk war ein eiserner Hahn, dessen Flügel bewegten sich wie die eines lebendigen. Unter einem dieser Flügel war ein Schloß, wenn der Graf dasselbe

öffnete und dem Hahn Futter hineinschob, fand er ihn um Mitternacht mit Goldstücken gefüllt. Aber der Graf mußte sich wohl hüten, das Gold herauszunehmen, ohne das Futter dafür hineinzusetzen; denn wenn der Hahn am Morgen kein Futter fand, krähte er, und der Graf wußte, daß ihm alsdann ein großes Unglück bevorstände. Er befestigte nun den Hahn auf der Spitze eines Thurmes, zu welchem Niemand außer dem Grafen den Schlüssel hatte, und jede Mitternacht nahm er ihm selber das Gold aus dem Leibe und schob das Futter hinein.

Als nun der Graf auf solche Weise wieder ein reicher Mann wurde, bemerkte er erst, in welcher ärmlichen Umgebung er sich Jahre lang befunden hatte; er sah den veralteten Hausrath in den Gemächern und die schmucklose Kleidung seiner einzigen Tochter. Da sandte er seinen Diener nach der Stadt und hieß ihn alles einkaufen, das alte Schloß prachtvoll einzurichten; vor Allem aber schöne Kleider für Röschen. Nun wurde wol das Spinnrad bei Seite gestellt, denn der prächtige Hausrath und die schönen Kleider langten an und da gab es genug zu schauen und zu probiren! Der Graf freute sich über die Maßen, denn Röschen sah gerade wie eine Prinzessin aus, und weil sie sich vorstellte, wie der Rosen-

prinz sich auch darüber verwundern würde, freute sie sich selber und guckte von Zeit zu Zeit in den Spiegel, ob ihr Alles noch so hübsch ließe. Je mehr sie nun hineinsah, desto weniger behielt sie Lust zum Spinnen und dachte dabei: Es ist doch gar zu einsam hier auf dem Schlosse, und ordentlich schade um die kostbaren Anzüge, daß sie Niemand sehn soll, als mein Vater, der Bediente, die taube Magd, und die alten Bilder an den Wänden!

Aber der Graf hatte bei alledem noch eine heimliche Absicht; wenn die Straßen nach dem Schlosse wegsamer würden, wollte er Gäste über Gäste einladen, um für Röschen einen reichen und vornehmen Bräutigam zu suchen. Dann, meinte er, ist Alles gut; dann hab' ich nicht umsonst so viele Jahre Leib und Seele auf's Spiel gesetzt, und die falschen Freunde, die mich im Unglück verlassen haben, sollen wieder vor mir zittern lernen.

War es doch, als wenn sich dem Grafen jeder Wunsch erfüllen sollte; denn eines Tages kamen drei Reiter vor das Schloß geritten, und das waren drei Grafen, die baten, müde von einer langen Fahrt, wenige Tage hier verweilen zu dürfen.

Der Graf, welcher nicht anders meinte, als der Ruf seines Reichthums und der Schönheit seiner

Tochter habe sich schon verbreitet, und die Fremden suchten nur einen Vorwand, ihre Bewerbung anzubringen, nahm die Gäste mit Freuden auf.

Die drei Grafen waren sich nur in einem Stücke gleich, dem schönen Röschen ihre Verehrung zu bezeigen, sonst aber waren sie ganz und gar verschieden. Der erste trug eine goldene Rüstung und sah fast in Gestalt und Gesicht dem Rosenprinzen ähnlich, nur war sein Lachen so häßlich, und verzerrte ihm fast den Mund, daß Röschen allemal erschrocken zur Erde blickte. Er war aber der hübscheste von allen dreien, denn der zweite in der Silberrüstung war todtenbleich und nur die Augen brannten wie ein heimliches Feuer. Der dritte aber in der schwarzen Eisenrüstung sah finster und grimmig aus, wie der Tod selber.

Alle Tage ging Röschen zwei und dreimal in den Garten und sah, ob schon die Frühlingsblümchen unterm Schnee hervorguckten und die Knospen am Flieder ansetzten. Wie nun die Zeit immer mehr vorrückte, wurde Röschen immer fröhlicher, denn wenn der Flieder blühte, kam ja der Rosenprinz und führte sie in seine Heimath. Die fremden Ritter aber, welche nur wenig Tage hatten verweilen wollen, machten noch gar keine Miene, wieder fortzureisen.

Der Graf war mit ihren Bewerbungen wol zufrieden, vornämlich mit der des Goldritters, welcher der angesehenste und reichste unter ihnen schien. Auch Röschen hatte ihn viel lieber als die andern; er wußte die Worte so zierlich zu setzen, er erzählte so viel von fremden Ländern, von Festen und Lustbarkeiten; bei allen war er gewesen, Alles hatte er gesehn, und dabei flocht er in seine Reden so viel Schönes und Schmeichlerisches für Röschen, daß er mit süßen Worten ihr Gemüth fest umstrickte, und der eitle Geist in ihrer Brust immer reger wurde. Und darüber kam ihr zuweilen wol der Gedanke: Es mag auf der Rosenwelt doch gar einsam sein!

Es war, als lese der Goldritter in ihrem Herzen, wenn ein solcher Gedanke wie ein Nebel in ihr aufstieg, dann rühmte er noch viel mehr das fürstliche Leben daheim, seine Macht, seinen Reichthum, die frohen Spiele, Tanz und Geselligkeit, daß Röschen sich wie berauscht davon fühlte. Dergleichen, sprach sie in sich, mag es auf der Roseninsel wol nicht geben! Und weil der Goldritter doch in der ganzen Welt umhergezogen war, fragte sie ihn, ob er von der Roseninsel etwas wisse.

Das Gesicht des Grafen verdunkelte sich bei dieser Frage und dann sagte er zwischen Grimm und Lachen,

daß ihn Röschen kaum anzusehen wagte: Es giebt auf der ganzen Welt keine Roseninsel! Es ist eine Lüge mit der Roseninsel, an so etwas muß man nicht glauben.

Da sprach Röschen nicht weiter davon und dachte: In wenig Tagen muß der Flieder blühn; kommt dann der Rosenprinz, so wird es sich ja zeigen, was wahr ist. —

Jede Mitternacht stieg der alte Graf den Thurm hinauf, brachte dem eisernen Hahn das Futter und nahm ihm das Gold. Kein Mensch wußte darum, außer dem Diener, der ihm so lange Jahre geholfen hatte. Mit heimlichem Neid sah dieser den Grafen immer reicher werden, und meinte für seine langen Dienste einen schlechten Lohn empfangen zu haben. Dabei empfand er eine heftige Begierde, nur ein einzigmal das Wunder des Zauberwerkes selbst zu probiren und sich des Goldes zu bemächtigen. Dies Verlangen ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe, bis er eines Tages seinem Herrn, dem Grafen, die Schlüssel entwendete.

Er hatte vorsichtig die Schloßuhr mehr als eine Stunde zurückgestellt, daß sie nicht früher Mitternacht schlagen sollte, bis er von seinem Gange zurück sei.

Dazu rechnete er auf den fröhlichen Abend, denn er wußte, daß der Graf die Hand seiner Tochter dem Goldritter heimlich versprochen hatte und an diesem Abend erst in Gegenwart des Bräutigams Röschen damit bekannt machen wollte.

Als die Mitternacht kam, empfand der Graf eine seltsame Unruhe, er wußte nicht weshalb, es war aber um die Zeit, da der Diener den Hahn aufschloß, und das Gold herausnahm. Aber der einsame Thurm, der Hahn, welcher die Flügel leise zu regen schien, die Furcht entdeckt zu werden, setzte den Treulosen in solche Verwirrung, daß er in aller Hast die Goldstücke zu sich steckte, und das Futter hineinzusetzen vergaß. So verschloß er den leeren Hahn, und eilte, was er konnte, den Thurm hinunter. Die Schlüssel legte er heimlich wieder an die Stelle, wo sie sein Herr an diesem Tage, unvorsichtiger als sonst, aufbewahrt hatte.

Die Ritter, der Graf und Röschen saßen noch beim Nachtmahl, welches der Graf heut ungewöhnlich verlängerte, weil er die Verlobung seiner Tochter in aller Fröhlichkeit hatte begehen wollen, aber sein Herz war beklommen und die Worte wollten ihm nicht von der Zunge, um Röschen zu sagen, daß sie des Goldritters Braut sei. Es war dem

Grafen, als müßte die Mitternacht schon lange vorüber sein und gleichwol hatte die Schloßuhr noch nicht geschlagen. Nur der Goldritter war vergnügt, die süßen Worte flossen ihm glatt vom Munde, mit denen sich die Eitelkeit des Mädchens bethören ließ, und wenn er das Leben wie einen lustigen Taumel so reizend zu schildern wußte, sprach es wie eine lokkende Stimme in Röschen: Was ist die Roseninsel gegen ein solches Leben voll Pracht und Lustbarkeit an der Seite des Goldritters!

Da sagte dieser plötzlich zu Röschen: Schönste Gräfin, was tragt Ihr doch Tag für Tag eine so gewöhnliche Blume an eurer Brust?

Ich habe die Rosen so lieb, antwortete Röschen, denn sie wollte die Wahrheit nicht gestehn.

Ei, sprach der Ritter, so vergönnt mir, daß ich diese, die schon im Welken ist, mit einer andern schöneren vertausche. — Damit zog er eine Rose hervor, die war aus lauter Edelsteinen künstlich zusammengefügt, und funkelte grün und roth; ein Smaragd war der Stil und die Blätter feurige Rubine.

Dennoch zögerte Röschen mit dem Tausch, denn sie dachte an die Worte des Rosenprinzen.

Gebt mir die Rose, gebt mir die Rose, bat der Goldritter dringend.

Was könnt' es auf sich haben? dachte Röschen, der Winter ist ja schon vorüber, der Flieder blüht und jeden Tag kann der Rosenprinz hier sein, von dem ich Rosen genug bekomme, nur nicht so prächtige. Aber sie zögerte noch, bis der Goldritter zum drittenmal bat: Gebt mir die Rose, schöne Gräfin, und der alte Graf sagte: Gieb doch die Rose, meine Tochter.

Da nahm Röschen die Blume von ihrer Brust und der Goldritter lachte laut auf, daß es Röschen wie ein Schwert durch's Herz ging.

In diesem Augenblick erhob sich über ihnen ein seltsames Klirren und Pfeifen; der Graf wurde leichenblaß und sprang auf, aber der Goldritter lachte noch viel lauter, grimmig blickte der Eisenritter, und der Silberritter sprach dumpf: Kräh' besser Hahn, eh' der Tag bricht an!

Da riß der Graf das erschrockene Röschen empor und schrie: Weh' mir, der Hahn kräht, flieh, flieh!

Kaum wußte Röschen, wie sie aus dem Schloß in den Garten gelangte. Dort mußte sie nun den entsetzlichen Hahn erblicken, wie er die eisernen Flügel dröhnend aufschwang, und immer höher hob er sich empor und fachte mit den Flügeln einen gewaltigen Sturm an, und sie glühten, wie helles Feuer

und schossen Flammen auf das Dach herab. Der Sturm riß am Gebälk, die Mauern krachten, das Dach stürzte über einander, und durch das wilde Getöse krähte gellend der Hahn.

Da flogen aus dem brennenden Schloß drei Geier, von denen hielt einer eine Rose in seinem Schnabel und Röschen erkannte, daß es die ihrige war. In Todesangst stürzte sie dem Waldbach zu, der wie zornig über den Spuck hoch aufbrauste; aber die Geier kamen immer näher und wie sie Röschen fast mit ihren Fängen berührten, stürzte sie hinunter in den Bach und schrie: Rette mich, Rosenprinz, rette mich.

Ach, der Rosenprinz befand sich noch weit, weit, und hörte ihren Ruf nicht! Als am Morgen die Rosenmuschel den Bach entlang glitt, und der Rosenprinz fröhlich die Augen nach dem Schloß wendete, da blickte ihm aus der Fluth das blasse kalte Antlitz seines Röschens entgegen. Er hob sie auf's Schiff, er legte Rosen auf ihr Herz und rief sie mit den zärtlichsten Namen, aber sie schlief und erwachte nicht.

Da trieb er leise weinend sein Schifflein weiter fort und wie er an den Garten kam, erhoben sich die drei Geier, welche auf den rauchenden Trümmern

saßen, und wollten hoch über den Bach dem Walde zufliegen. Aber der Rosenprinz ergrimmte bei ihrem Anblick, daß sein Gesicht ganz dunkel wurde, und die Rosen an seinem Schiff sprühten in hellen Flammen auf. Da nahm der Rosenprinz dreie von ihnen und warf sie hoch in die Luft, und wie die Geier von den flammenden Rosen getroffen wurden, stürzten sie ächzend in den finstern Tann hinab.

Nun stieg der Rosenprinz an's Land, bereitete Röschen ein Grab, und pflanzte alle seine Rosen darüber. Und die Rosen wuchsen und breiteten sich aus, bis sie den ganzen Garten und das traurige Schloß überwachsen hatten, und die Nachtigallen klagten in den Rosenbüschen Tag und Nacht. Alle Jahr aber mit dem Frühling kam auch der Rosenprinz den Bach herangeschwommen und weinte an Röschens Grabe.

Untreu hat ihren Lohn.

Es war einmal ein steinreicher Mann, der hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Nun kam es, daß er eine große Reise zu machen hatte, und er wußte nicht, ob er je noch wieder in seine Heimath zurückkehren würde. Er verkaufte daher sein ganzes Besitzthum, packte alle seine Schätze zusammen und begab sich mit seinen Kindern und einem einzigen Bedienten auf den Weg.

Nachdem sie ein paar Tage gereist waren, wurde der reiche Mann plötzlich von einer heftigen Krankheit befallen. Alle Mittel, die man in der Eil anwendete, wollten nichts helfen, und geschickte Aerzte befanden sich nicht in der Nähe. Da sich der Kranke immer schlechter fühlte und seinen baldigen Tod vor Augen sah, rief er den Bedienten an sein Bette und sprach: Ich habe dir immer Liebes und Gutes erwiesen; ich bitte dich jetzt, da ich sterben muß, nur um das Eine, daß du meinen Kindern auf der lan-

gen Reise ein getreuer Wächter und Beschützer seist. Ich weiß, sie werden dir es später vergelten, für jetzt aber nimm diesen kostbaren Ring und den Beutel mit Gold in voraus für deine Dienste.

Der heuchlerische Bediente verschwor sich hoch und theuer, den Kindern nicht anders wie ein Vater zu sein, und Leib und Leben für sie zu lassen.

Darauf rief der Kranke, dem diese unter falschen Thränen vorgebrachten Worte großen Trost gaben, seine Kinder gleichfalls zu sich, umarmte sie, segnete sie, und nicht lange, so war er ganz still entschlafen.

Da die Kinder sahen, daß ihr Vater die Augen fest geschlossen hatte, und ohne ein Zeichen des Lebens dalag, wußten sie sich vor übergroßem Schmerz kaum zu lassen. Der Bediente suchte sie, wie gut er konnte, zu beruhigen, und da sie, nachdem der Todte beerdigt war, keine Ursache hatten noch länger hier zu verweilen, setzten sie die Reise fort.

Nach einiger Zeit kamen sie in einen ungeheuern Wald, der wohl viele viele Tagereisen lang war, und hier war es, wo der Treulose, uneingedenk des heiligen Versprechens, welches er dem Sterbenden gegeben hatte, seinen Plan ausführte. Zur Nacht, als die Kinder im besten Schlaf lagen, legte er sie ohne Mitleid unter einen Baum und fuhr auf und

davon mit allem Reichthum, den sein verstorbener Herr hinterlassen hatte. Sie werden, dachte er, in dieser Wildniß vor Hunger umkommen oder von wilden Thieren gefressen werden. Keinenfalls kommen sie hier je heraus, um gegen mich Zeugniß abzulegen.

Die armen Kinder, die sich eine solche That nicht träumen ließen, schliefen in ihrem süßen Schlaf bis in den Morgen hinein, und es geschah ihnen nichts Böses, denn der liebe Gott und seine Engel wachten über sie.

Endlich rieb sich der Bruder die Augen und da er sie aufschlug und nur das Schwesterlein neben sich sah, von dem Bedienten aber keine Spur, rief er, so laut er konnte, nach diesem. Darüber erwachte auch die Schwester. Nun mußten sie, da ihr Rufen vergebens blieb, wohl gewiß werden, daß sie der schändliche Bediente im Schlaf zurückgelassen und sich mit all dem Ihrigen davon gemacht habe.

Wenn uns die wilden Thiere nicht zerreißen, sagte das Mädchen weinend, so werden wir doch vor Hunger sterben, eh' wir uns aus diesem großmächtigen Walde herausfinden. Der Bruder aber bat den lieben Gott, er möchte sie nur in dieser großen Angst und Noth nicht verlassen. Damit gingen sie, während die helle Morgensonne fröhlich über die

grünen Blätter funkelte, in ihrer Betrübniß hin und her, ein paar Beeren zu ſuchen, mit denen ſie ihren Hunger ſtillen könnten, denn jener Böſewicht hatte ihnen auch gar nichts zurückgelaſſen, weil er eben wünſchte, daß ſie umkommen möchten.

Da ſahen ſie auf einem Zweige ein Eichhörnlein ſitzen, welches gar geſchickt mit den Vorderpfoten ein paar Nüſſe hielt und ämſig an einer andern knabberte.

Ja, wenn wir Eichhörnchen wären, ſprach das betrübte Schweſterchen, oder ſonſt nur das kleinſte Thier im Walde, ſo könnten wir doch hoffen, uns hier zu ernähren. Ach wie hungert mich! wenn mir das Eichhörnchen doch nur eine Nuß abgeben wollte!

Der Bruder ſagte: Gott wird uns ſchon helfen! Das Eichhörnchen aber ließ ihnen mit einmal zwei Nüſſe vom Baume fallen, ſprang ſelbſt von ſeinem Aſt herunter und ſpatzierte ſeitab in den Wald, und die Kinder, nachdem ſie ganz erſtaunt die Nüſſe aufgerafft, liefen ihm nach.

Das Eichhörnchen hüpfte immer voran und die Kinder ihm nach, bis ſie zu einer freien Waldſtelle gelangten, auf der wuchſen die ſchönſten Erdbeeren von der Welt. Ringsum ſtanden hohe Bäume und einige hatten ſich mit den Zweigen wie zu einer ſchattigen Grotte in einander verſchlungen. Die Kinder

aßen von den Beeren und es schien ihnen, daß sie noch niemals süßere und zartere gegessen hätten. Nun, als sie ihren Hunger gestillt hatten, bemerkten sie erst, daß ein paar Rehe ganz zahm durch das Gebüsch hin und wieder liefen, auch ein munteres Häschen duckte ganz ohne Scheu in ihrer Nähe. Dazu sangen die Vögel auf den Zweigen so frisch in allen Weisen, daß den Kindern das Herz dabei lachte. Sie hatten alles Leid rasch vergessen, dachten nicht weiter an den ungetreuen Bedienten, und suchten die Rehe und das Häschen an sich zu locken.

Weil sie das freundliche Kindergemüth wohl erkannten, ließen sich die Thiere eben nicht lange bitten und kamen eins um das andre herzu. Auch das Eichhörnlein, welches ihnen den Weg gewiesen, ließ sich sehen und die Vögel kamen ihnen von den Zweigen auf die Hände geflogen.

Das war eine Freude! Die Kinder sprangen hin und her und hatten ihr Spiel mit den zahmen Creaturen, die sich gar nicht vor ihnen fürchteten. Mit einmal aber, wie das Lärmen und Jubeln immer lauter wurde, da sahen die Kinder ein kleines, ganz kleines Männlein aus der Grotte treten, das trug eine Kutte wie ein Einsiedler, und hatte einen langen schneeweißen Bart und sah so alt, steinalt aus,

wie der steinerne Joseph in der Muttergotteskapelle zu Hause.

Das Männlein sagte gar ernsthaft: Ungezogene Kinder, wie dürft ihr mich in meiner Morgenandacht stören?

Die Kinder waren mäuschenstill geworden, denn sie hatten vor dem langen weißen Bart und dem alten Gesicht eine rechte Furcht, nun aber versetzten sie demüthig: Lieber Herr Einsiedler, wir haben uns das nicht vermuthet, wir sind ein paar arme verwaiste Kinder, und somit erzählten sie ihr ganzes Schicksal, welches sich der Eremit geduldig anhörte, ohne sie zu unterbrechen. Darauf sagte er: Aus dem Walde findet ihr allein nicht heraus, also bleibt nur in Gottes Namen hier, bis ich euch gehn heiße.

Darüber wurden die Kinder ganz froh, denn es gefiel ihnen ausnehmend hier, und da sie der Alte in Gottes Namen hatte bleiben heißen, so hatten sie auch weiter keine Furcht vor ihm. Nun bemerkten sie erst hinter den Bäumen eine Bergwand, in der befand sich eine Oeffnung, und diese führte zu der Wohnung des Eremiten. In den dichten Laubgang aber, dessen Aeste sich gegen das Ende wie ein Dach über ihnen zusammenfügten, trugen die Kinder Gras und Moos, und machten sich zwei weiche Bettlein,

auf denen sie, wenn sie ihr Abendgebet gesprochen, fröhlich einschliefen.

Die Tage vergingen ihnen schnell genug; sie fütterten die zahmen Thiere, welche täglich herbeikamen, und lernten von dem Einsiedler allerhand wundersame Naturkräfte kennen, die in Steinen und Kräutern verborgen sind. So gedachten sie gar nicht den Wald je wieder zu verlassen, sondern meinten ihr ganzes Leben hier zuzubringen; es war aber anders beschlossen.

Eines Tages sagte das kleine Männlein: Ihr habt nun so lange hier zugebracht und manches Nützliche und Heilsame erlernt, es ist endlich an der Zeit, daß ihr diesen Wald wieder verlaßt und euch weiter umseht.

Die Kinder weinten kläglich bei diesen Worten; all ihr Bitten aber half zu nichts; der Alte sprach: es ist so zu euerm Besten, ihr sollt auch das Eurige wieder haben.

Darauf pfiff er ein paarmal scharf in den Wald, und wie im Umsehn kam ein kleines Wägelchen herbeigefahren, grade groß genug, daß die Kinder drin Platz hatten, und vorn waren drei Füchse mit langen Schwänzen angespannt.

Da mußten sich nun die weinenden Kinder einsetzen und der Einsiedler ermahnte sie zum Abschied,

dem Verlenten ihres Vaters, wo sie ihn anträfen, dreist unter die Augen zu treten und Gott als Zeugen wider ihn aufzurufen.

Auf einen Wink nahmen jetzt die Füchse mit ihren langen Schwänzen Reißaus, daß das Wäglein lustig hinflog und die Kinder vor Schreck laut aufschrien. Immerzu sahen sie sich betrübt nach ihrem schönen Waldplatz um, wo die Vögel ihnen wie zum Abschied von den Bäumen laut nachriefen. Ja von den Rehen und Häschen, die sie täglich gefüttert hatten, liefen welche eine Zeitlang hinter dem Wäglein her: aber die Füchse trotteten und trabten so rasch, daß die Kinder bald Alles aus den Augen verloren.

Es war ein unheimlicher finsterer Weg durch die dicke Wildniß, doch die rüstigen Läufer ließen nicht nach und so dauerte es nicht zu lange, bis die Kinder aus dem dunklen Walde hinauskamen. Noch immer zu liefen die Füchse, bergab und bergauf, und die Leute, welche unterwegs das wunderliche Fuhrwerk antrafen, blieben stehn und schlugen die Hände über dem Kopf zusammen.

Endlich gelangten sie in eine große Ebene, in der stand ein prächtiges Lustschloß, und aus dem Gewühl von Menschen, dem Gejauchz und Trompeten merk-

Kgl. Prov. Bibl.
Berlin

ten die Kinder, daß etwas Festliches daselbst vorgehen müsse.

Nun stand auch das Wäglein still, aber so lange nur, bis die Kinder ausgestiegen waren; dann machten gleich die Füchse kehrum, und heidi, daß der Staub flog, trabten sie nach Hause.

Da standen nun die armen Kinder und wußten keinen bessern Rath, als immer gradaus zu gehen, und da sie hungerte, auf dem schönen Schloß barmherzige Leute anzusprechen.

Als sie näher kamen, sahen sie recht das lustige Leben. Musikanten spielten muntre Stücke, nach denen die Leute tanzten, und gedeckte Tische standen im Freien, an denen wieder Andere sich's wohlschmekken ließen.

Lieben Leute, fragten die Kinder, bescheiden hinzutretend, was wird doch heut für ein großes Fest gefeiert?

Ei das wißt ihr nicht? hieß es, wo kommt ihr denn her? es ist ja die Hochzeit des Herrn Grafen von Trirtrar mit der schönen Flerigunde. Geht nur hinein, arme Schlucker, wenn ihr auch etwas haben wollt.

Da wollten die Kinder in's Schloß gehn, wie sie aber den Altan hinaufsahn, auf welchem die schöne Braut stand mit dem Bräutigam, blieben sie wie verzaubert stehn und konnten nicht von der Stelle.

Die Braut strahlte in einem prächtigen Anzuge von kostbaren Stoffen, mit Gold, Silber und edlen Steinen besetzt, und fast nicht geringer hatte sich der Bräutigam angethan. Aber die Braut sah darum nicht fröhlich aus, und der Bräutigam sagte, daß es die Kinder unten hören konnten: Allerschönste Florigunde, Gottes Wunder, was zieht Ihr für ein essigsaures Gesicht? Ist das vernünftig an Euerm Hochzeitstage, wo Ihr die Gräfin von Trirtrar werdet und das Geld mit Scheffeln messen könnt? Was sollen die Leute denken, was werden sie denken?

Schwester, sagte der Bruder leise, wenn das nicht unser Bediente ist — Ja, sprach das Mädchen, Gott helf uns, er ist es wahrhaftig, wiewohl er sich den Bart abgeschnitten hat und die schönen Ringe an den Fingern trägt.

Nun gingen sie noch einmal zurück und fragten, ob das auf dem Altan der Herr Graf sei?

Ja, sagten die Leute, das ist er, der Herr Graf von Trirtrar, der vor ein paar Monaten hier angekommen ist, dieses schöne Besitzthum gekauft hat, und nun die schöne Florigunde heirathet.

Da wußten die Kinder, woran sie waren, hätten sie nicht ohnedem schon den vermeintlichen Grafen augenblicks wiedererkannt. Eingedenk, was der Em-

sieder ihnen zum Abschiede anbefohlen, nahm jetzt der Bruder das Schwesterchen an der Hand, faßte sich ein Herz, ging gegen den Altan und rief mit lauter Stimme: Gott ist mein Zeuge, daß dieses kein Graf ist, sondern ein spitzbübischer Bedienter, der uns armen Kindern das Erbe unsers Vaters gestohlen hat.

Diese Worte brachten Alles in Aufruhr; die Musikanten hörten zu blasen auf, die Leute sprangen von der gedeckten Tafel und liefen herzu, um das Weitere zu hören. Der Bediente aber, welcher den Grafen vorstellte, wurde leichenblaß, denn er erkannte die Kinder seines Herrn, von denen er geglaubt hatte, Wölfe oder Bäre hätten sie längst aufgefressen, und obgleich er vor heimlicher Angst zitterte, daß ihm die Knice schlotterten, stellte er sich doch an, in großen Zorn zu gerathen und schrie: Lumpengesindel, Bettelpack! Gott's Wunder, laßt mir die kleine Diebsbrut, die Schelmen, die Rangen, die Zigeuner nicht aus den Augen; sperrt sie ein, sperrt sie ein die lügnerischen vermaledeiten Teufelskinder, greift sie, greift sie doch, daß sie gleich aufgehangen werden.

Doch die Leute beeilten sich nicht mit dem Greifen und Hängen; sie sagten, das Schimpfen hat er wohl früher als Bedienter, denn als Graf gelernt;

Kgl. Univ. Bibl. Berlin

wer weiß doch, wie es zusammenhängt, und wenn er kein Graf ist, ist er ja einem Spitzbuben wie aus dem Gesicht geschnitten.

Die schöne Florigunde aber wendete sich entsetzt von ihrem Bräutigam ab und sprach: Abscheulicher, gesteh die Wahrheit, was hast du mit diesen Kindern?

Gott's Wunder! verschwor sich der erschrockne Bräutigam, kenn' ich die Kinder? hab' ich die Lügenbrut gesehn Zeit meines Lebens? Soll mich Gott strafen, wenn ich sie kenne, soll mich Gott strafen vor Aller sichtigen Augen!

Aber in dem nämlichen Augenblick stieß er einen grausamen Schrei aus, denn ein Stein fiel vom Dach und schlug ihn so heftig auf's Haupt, daß er gleich todt hinstürzte.

Da erkannten die Leute, wie der Betrüger fälschlich Gott als Zeugen angerufen, und die schöne Florigunde eilte voll Grausen von ihrem ehemaligen Bräutigam hinweg, nahm die Kinder an der Hand und führte sie unter Aller Jubel in ihr rechtmäßiges Besitzthum ein. Sie trennte sich auch nicht mehr von ihnen, welche sie bald wie eine Mutter liebgewonnen, und so lebten alle drei ein frohes und seliges Leben zusammen.

Die Frau Gevatterin.

Man sprach gar übel von Frau Marthe; sie war eine Wittwe, der ihr Mann blutwenig hinterlassen hatte und doch ging sie geputzt wie keine im ganzen Dorf und Alles war in ihrer Wirthschaft vollauf und drüber. Freilich durfte Frau Marthe nur in die Küche gehn und dreimal mit lauter Stimme sagen:

Frau Gevatterin, Hutzel Hietzel,
Bring sie mir 'nen schönen Striezel,
Bring sie mir 'nen schönen Weck,
Schinken und Speck,
Butter und Eier, Mehl und Brot,
Denn die Marthe hat wieder Noth!

Hui, hui, husch! da kam schon die Frau Gevatterin leibhaftig zum Schornstein herunter — nur das Feuer mußte auf dem Heerde nicht brennen — und hatte einen großmächtigen Kober, in dem lag Alles, was die Marthe sich gewünscht hatte.

Das war eine böse Bekanntschaft, und wenn schon die Frau Hutzel Hietzel nur zur Nacht kam, so mun-

kelten doch die Leute in der Nachbarschaft davon und Niemand wollte drum mit der Marthe verkehren, außer die schlechten Lungerer, die sich bei ihr satt aßen und ihr hinterbrachten, was im Dorf Alles über sie gesprochen würde.

Frau Marthe lachte nur dazu und um Mitternacht stellte sie sich wieder unter den Rauchfang und rief der Frau Gevatterin, die mit dem schweren Köberlein flink herabrutschte, daß es aussah, als müßte sie gleich kopfüber kopfunter purzeln.

Einmal nun war es eine Nacht, daß kein mitleidiger Mensch einen Hund vor die Thür gejagt hätte. Es war rabenschwarz draußen, wiewohl der Mondschein im Kalender stand; aber über dem Monde hing eine dichte dunkle Wolke, die sah ganz wunderlich aus, bald wie ein ungeheurer Todtenkopf, dann wie ein langer langer Sarg, und der Wind pfiff dazu voller Angst durch alle Ritzen, und die Bäume schwankten und knarrten, daß einem ordentlich bange dabei wurde.

Eine prächtige Nacht, sagte die Frau Hutzel Hietzel, der das grausige Wetter besonders lieblich vorkam, denn ein jedes hat seinen Geschmack. Es fröstelt mich doch ein wenig, versetzte Frau Marthe; der Wind geht gar so schaurig und da oben lauft wie

ein langer Schatten mit schlottrigen Todtenbeinen hin und her.

Aber die Gevatterin sagte: So eine schöne Nacht ist lange nicht gewesen. Man darf sich ja nur auf den Wind setzen, so fliegt er mit einem fort, und die Wetterfahne singt, daß man tanzen möchte. Drum wollen wir auch heut ein wenig aus in Gesellschaft.

Das war der Marthe wohl nicht recht, denn seit ihr heute Morgen unter altem Gerümpel das Gesangbuch ihrer gottseligen Mutter in die Hände gerathen war, hatte sie innerlich eine Angst, daß sie immerzu hätte weinen mögen. Aber die Frau Gevatterin machte ein Paar Augen, hu! und die Marthe that schon lange, was ihr die garstige Hexe befehlen mochte.

Nur kein unnützes Wort unterwegs, warnte die Gevatterin, und hui hui husch husch, wie der Wind geschwind, obenaus, zum Schornstein raus, daß der Marthe, die eine solche Fahrt nicht gewöhnt war, der Athem darüber vergehen wollte.

Und da sie grade über'n Kirchhof flogen, riß die Wolke vor dem Monde mitten entzwei, daß die weißen Leichensteine unten im hellen Mondglanz blinkten. Frau Marthe schauderte, aber sie konnte nicht

anders, sie mußte hinabsehn auf die Gräber. Auf einem stand ein hölzernes Kreuz und da lag ihr Mann begraben. Daneben war ein kleines Grab, da lag ihr Kind. Der Mond schien eben auf die Gräber und wie die Marthe hinsah, stand bei dem hölzernen Kreuz eine weiße Gestalt, die reckte drohend die Hand auf.

Herr Gott! schrie Marthe. In demselben Augenblick stürzte sie die ganze Höhe herunter und über ihr in der Luft schallte wie ein höllisches Gelächter.

Leute, die am andern Morgen nach dem Felde gingen, fanden die Marthe im Sterben. Sie hatte noch so viel Besinnung zu erzählen, daß ihr seliger Mann am Grabe gestanden und ihr gedroht habe. Dann bat sie Gott vor ihrem Ende inbrünstig um Verzeihung ihrer Sünden. — Also kommt Hoffahrt früh oder spät zu Falle, und ein böser Anfang nimmt auch ein schlimmes Ende.

Der Goldfisch.

Es war einmal ein mächtiger König, der hatte über viel Land und Leute zu gebieten, und war so reich, daß er seine Schätze nicht zu zählen wußte. Sein Glück aber machte ihn zuletzt so hochmüthig, daß er Gottes Macht nicht länger anerkennen wollte. Er ließ in seinem Garten eine hohe Säule aufrichten, auf welcher mit goldenen Buchstaben geschrieben stand: Ruhm und Ehre sei dem Könige, keine Macht ist außer der seinigen; er herrscht, so weit die Augen sehn und die Füße tragen. Der Tag geht nicht auf ohne ihn und die Nacht nicht unter.

An diesen schmeichlerischen Worten erfreute der König sein Herz, und glaubte an sie, wiewol er täglich an den Gebeinen seines Vaters und seiner Vorfahren vorüberging.

Eines Morgens nun, da er an dem Ufer eines klaren Weihers, welcher mitten in seinem Garten lag, auf und nieder wandelte, so stolz, als ließ' er

Sonne und Mond aufgehn, den Wind wehen und die Blumen blühen und duften, sprach eine feine Stimme, aber doch vernehmlich genug, daß der König jedes Wort verstehen konnte: Und wenn du noch zehnmal so reich und mächtig wärst, so bin ich noch viel mächtiger als du.

Der König erschrak und ergrimmte zu gleicher Zeit über diese Kühnheit. Er bemerkte aber nicht, von wem die Worte ausgingen, bis er in den Weiher blickte, wo ein kleines Goldfischchen hin und herplätscherte, das sprach zum zweitenmal: Und wenn du noch zehnmal so reich und mächtig wärst, so bin ich noch viel mächtiger als du.

Was ist das für eine seltsame Begebenheit, dachte der König, was ist das für ein wundersamer Fisch, der wie ein Mensch spricht, und mir solche Worte sagen darf! Vor allen Dingen will ich ihn fangen lassen.

Er rief also hundert Fischer, die sollten den ganzen Weiher entlang ihre Netze werfen, bis sie den Goldfisch gefangen hätten. Da aber die Fischer dem Wasser nahten, erhob sich ein heftiger Sturm, wie vom Grunde des Weihers aus, daß thurmhohe Wellen ihnen entgegen schlugen. Die Fischer kehrten erschreckt wieder um und sagten: wir müssen es auf einen andern Tag lassen.

Kaum waren sie fort, so wurde das Wasser ruhig wie zuvor und auf der klaren Oberfläche schwamm der Goldfisch.

Du siehst, sprach der Fisch zu dem erstaunten König, also gering ist deine Macht, daß du nicht im Stande bist, ein so kleines Geschöpf wie mich in deine Gewalt zu bekommen, wie sollt' es dir erst mit Anderem gelingen!

Der König versetzte: Ich bin noch mächtig genug und nehm' es mit dir wohl auf.

Das sind Worte, entgegnete der Goldfisch, aber du wirst es auf die Probe nicht ankommen lassen.

Auf jede Probe! rief der König stolz.

Gut, sagte der Fisch, es mag gelten, und wenn du dich in drei Proben ohnmächtig zeigst, so wirst du einsehn, daß du ein elender Sclave bist.

Ueber diese harten Worte ergrimmte der König so sehr, daß er seinen kostbaren Dolch aus dem Gürtel zog und ihn gegen den Fisch schleuderte; er traf ihn aber nicht.

Das Fischlein fuhr fort: Ich lese wol die goldnen Worte an der Säule: der Tag geht nicht auf ohne ihn und die Nacht nicht unter; nun sollst du mir, da der Tag scheint, nur einen Augenblick Nacht werden lassen, so will ich an deine Macht glauben.

Der König sann eine kleine Weile nach, dann sprach er: Ja, das soll geschehn!

Nun hatte er eine Menge geschickter Leute an seinem Hofe, unter denen waren auch solche, welche alle Geheimnisse der Natur erforscht hatten. Diese berief der König und gebot ihnen, alle ihre Kunst anzustrengen, um einen Augenblick Nacht scheinen zu lassen. Da zündeten sie ein großmächtiges Feuer an, und in dieses warfen sie allerhand Kräuter. Wie nun das Feuer die Kräuter verzehrte, stiegen mächtige schwarze Rauchwolken in die Höhe, die breiteten sich immer mehr und mehr aus, daß es ringsum schon ganz trübe und dämmrig aussah, aber Nacht war noch nicht, und nun fuhr mit einmal ein heller Sonnenstrahl durch die Wolken, daß sie im Augenblick vertheilt waren und wieder lichter Tag wurde.

Ich sehe, sprach der Goldfisch, du bringst es nicht zu Stande; du sollst es von mir lernen. Bei diesen Worten verfinsterte sich die Luft, und eine Dunkelheit brach ein, daß wenn das Feuer nicht brannte, keiner den Andern auf zehn Schritte weit gesehn hätte. Es wurde aber gleich wieder hell.

Nun geb' ich dir ein andres auf, sagte der Goldfisch zu dem Könige, der über die plötzliche Finsterniß in große Bestürzung gerathen war, du sollst mir den

Stein Anahut herbeiſchaffen, und wenn du mir den Stein ſchaffeſt, ſo will ich an deine Macht glauben.

Da rief der König wiederum die weiſeſten Leute zuſammen und fragte: Wißt ihr etwas von dem Stein Anahut, und wer kann ihn herbeiſchaffen?

Die Weiſen entgegneten: Wir wiſſen nur, daß es einen Stein Anahut geben ſoll, der die wunderſame Eigenſchaft hat, alle Wunden, die er berührt, zu heilen; aber dieſer Stein iſt tauſend und aber tauſend Meilen von hier zu finden auf den höchſten Spitzen unwegſamer Gebirge, wo ihn die Adler, die ihn am Geruch erkennen, in ihre Neſter tragen. Keiner von uns hat aber dieſen Stein jemals zu Geſicht bekommen.

Der König ſagte: Wer mir einen ſolchen Stein herbeiſchafft, der ſoll nach mir der Nächſte ſein und ich will ihm ſo viel Reichthümer geben, daß er für alle Zeit ſeines Lebens genug hat.

Aber die Weiſen erwiderten: Wenn wir auch alle auszögen und die weite Reiſe nach dem Steine Anahut unternähmen, ſo könnten wir doch bis an unſer Lebensende vergebens danach ſuchen, zumal dieſer wunderſelme Stein in Farbe und Geſtalt nichts Auffallendes hat.

Dieſe Antwort erregte bei dem Könige großes Miß-

vergnügen. So viel Reichthümer, sagte er zornig, so viel seltne und edle Steine besitze ich in meiner Schatzkammer, und gerade der Anahut soll mir fehlen, und vor dem elenden Fisch mich zu Schanden machen?

Drei ganze Tage verließ der König seinen Palast nicht, am vierten aber ging er doch, wie er gewohnt war, in den Garten und am Weiher. Da schwamm der Goldfisch wieder auf der Oberfläche und sprach: König, bringst du den Anahut?

Der König entgegnete: Noch nicht, aber wenn die Leute kommen, die ich danach ausgeschickt habe, so werden sie ihn mitbringen. — Der König sagte das nur, denn er hatte Niemanden danach ausgeschickt, weil doch Keiner unter vielen Jahren von der Reise zurükgekommen wär'.

Du sollst ihn früher haben, sprach der Fisch; warte noch ein wenig, so wird er zu deinen Füßen liegen.

Voller Erwartung ging der König auf und nieder, da sah er über sich hoch in der Luft einen schwarzen Punkt schweben. Er näherte sich immer mehr, und der König erkannte einen Adler. Jetzt ließ der Adler einen kleinen Stein fallen und der fiel gerade zu den Füßen des Königs.

Siehst du, sagte der Goldfisch, das ist der Anahut.

Als die Weisen den Stein genau betrachteten, riefen sie einmüthig: Ja, so ist uns der Anahut beschrieben worden! Darauf fuhren sie mit dem Stein über eine frische Wunde und im Augenblick war sie fest vernarbt. So war kein Zweifel mehr und der König, wie sehr es ihn kränkte, von dem Goldfisch überwunden zu sein, war dennoch hoch erfreut, eine so seltene Kostbarkeit zu besitzen, die er höher als sein halbes Königreich schätzte. Was ist das aber, sprach er zu sich selbst, für ein wunderseltsamer Fisch, der den Tag zur Nacht werden läßt und die Adler von den höchsten Spitzen entfernter Gebirge herkommen heißt! Wie soll ich dagegen Stand halten?!

Am andern Tage, da der König wieder im Garten ging, war auch der Goldfisch wieder zur Hand und sagte: Du siehst nun, König, wie schlecht sich deine Macht bewährt hat. Willst du noch mehr Proben? Geh und schlage die Säule dort in Stücke, ich will sie nicht länger mehr vor Augen haben.

Nimmermehr, rief der König; was du auch vollbracht hast, elende Kreatur, du sollst mich nicht in Furcht setzen. Was bist du gegen mich? Auf meinen Wink stehn Hunderttausende in Waffen, tapfere Soldaten, die den Tod verlachen, unter deren Fuß die Erde zittert.

Gut, sprach der Goldfisch, hast du so tapfere Soldaten, ruf' sie her, ich will deine Macht kennen lernen.

Da rief der König vor Allem nach seiner Leibwache, das waren drei tausend der muthigsten Krieger, ihre Waffen blitzten und funkelten in der Sonne, unter ihrem Fußtritte bebte die Erde, und der grimmige Tod zuckte aus ihren Augen.

Was sagst du zu diesen? fragte der König den Goldfisch. Und hörtest du erst ihr Kriegsgeschrei, so würdest du erschrocken zu Grunde fahren.

So laß mich es hören, versetzte der Fisch.

Da winkte der König, die Soldaten schwangen ihre Schwerter, blitzten zornig mit den Augen, und öffneten die Lippen, aber kein Laut kam aus ihrem Munde. Die aufgeschwungenen Arme erstarrten und alle drei Tausend standen unbeweglich in Reih und Glied.

Was bedeutet das? rief der König ergrimmt; da er aber bald bemerkte, daß sie von einem mächtigen Zauber ergriffen, kein Zeichen des Lebens geben konnten, gerieth er in Verzweiflung, schleuderte die goldene Krone von seinem Haupt, warf sich auf die Erde, zerriß seine Kleider, und schrie: Wehe, wehe, wehe!

Wie nun, König, sagte der Goldfisch, bestehst du noch immer auf deiner Macht?

O du furchtbares Wesen, das sich zu meinem Unglück verschworen hat, was hab' ich dir gethan? rief der König, sich vom Boden aufrichtend.

König, wiederholte der Goldfisch, wie steht es mit deiner Macht?

Entsetzlicher Geist, entgegnete der König, warum verhöhnst du mich? Ja, ich weiß, daß ich ein ohnmächtiges elendes Geschöpf bin, aber so will ich meinen Ruhm und Stolz vor deinen Augen zerschlagen. Damit griff er nach einem schweren Hammer, der in der Nähe lag, rannte wider die Säule mit der goldenen Inschrift und zertrümmerte sie in viele tausend Stücke.

Nun, sprach er, bist du jetzt zufrieden, oder verlangst du noch mehr von mir?

Ich bitte dich, sagte der Goldfisch, neige dich über den Weiher, tauche deine Hand in's Wasser und schöpfe mich heraus.

Der König that, wie ihn der Goldfisch hieß, der ganz zutraulich in seine Hand schwamm. Darauf sprach der Goldfisch: Bemerkst du wohl in meinem Schwanz eine graue Floßfeder?

Der König sagte: Ja.

So zieh sie heraus, versetzte der Fisch.

Der König zog an der Feder, welche leicht in

seiner Hand blieb; wie erstaunte er aber, da der Goldfisch mit einmal verschwunden war, und statt seiner jetzt das lieblichste Mädchen, welches er je gesehn hatte, vor ihm stand.

Der König warf sich auf ein Knie und sprach: Holdselige mächtige Zauberin, hätte ich deine rechte Gestalt geahnt, ich würde mich ja sogleich als deinen allergetreusten Sclaven bewiesen haben.

Mein König, versetzte das anmuthige junge Mädchen, was geschah, mußte geschehn, aber nicht um meinetwillen, sondern um deinetwillen und weil es der allmächtige Gott so wollte, vor dessen Augen ich und du nur vergängliche Stäubchen sind. Ich bitte dich, hör' meine Geschichte und zugleich den Aufschluß aller der wundersamen Begebenheiten, welche du selbst erfahren hast.

Wisse, daß ich die Tochter eines mächtigen Königs bin. Ich war noch ein Kind, als ich einmal mit meiner Wärterin im Walde ging. Die alte Frau wurde müde, setzte sich unter einen Baum und schlief ein. Da sprang ich immer tiefer in den Wald hinein und kam endlich an einen hohen Felshang; auf dem war ein Rabennest und zwei Raben saßen davor. Ich fürchtete mich vor ihnen und duckte mich deshalb ganz still unter einen Baum, ohne daß sie

mich bemerkt hätten. Es ist doch eine prächtige Sache, sprach der eine, daß wir uns so nach Belieben in jedes Thier verwandeln können; kein Mensch ahnt, daß wir als Raben hier die kostbarsten Dinge zusammentragen. Wir wollen uns mit der Zeit eine hübsche Schatzkammer anlegen

Ja, und wie leicht ist das Kunststück, versetzte der Andre, da nennt man nur das Thier und spricht Arama Barama, so wird man gleich verwandelt, und sagt man's verkehrt, so wird man wieder zum Menschen. Ich hab' das Kunststück in einem kostbaren uralten Buche gefunden.

Als ich die Raben so sprechen hörte, ergriff mich gleich die Lust, die Probe an mir selber zu machen. Ich sagte mein Arama Barama und flog als ein Sperling bis zu der Stelle, wo meine Wärterin schlief. Dort kehrte ich das Sprüchlein um und wurde wieder zum Menschen.

Das gefiel mir so wohl, daß von nun an kein Tag verging, an dem ich mich nicht zwei- oder dreimal in das oder jenes Thier verwandelt hätte. Endlich, da ich es so oft trieb, wurde mein Vater das Geheimniß inne und weil er sich fürchtete, es könne mir einmal unter meiner fremden Gestalt ein Unglück begegnen, beschwor er mich mit Thränen,

ganz davon abzulaſſen. Ich verſprach es auch, hielt aber nicht Wort und alle Bitten und Ermahnungen blieben vergebens. Eines Tages nun, da ich ein paar Goldfiſchchen zuſah, welche vergnügt in dem klaren friſchen Waſſer eines großen Marmorbeckens auf- und abplätſcherten und vor großer Luſt mit den Schwänzen ſchlugen, fühlte ich ein ſo heftiges Verlangen, als ein Goldfiſch zu dem kühlen Grunde nieder zu tauchen, daß ich auf der Stelle mein Arama Barama ſagte und zum Fiſch wurde.

Es gefiel mir ſo wohl im Waſſer, daß ich die Zeit ganz darüber vergaß; zum Unglück aber vermißte mich mein Vater, ſuchte mich überall vergebens und gerieth bei dem Gedanken, ich könne wieder, wer weiß in welchem Vogel oder Fiſch ſtecken, in einen ſo heftigen Zorn, daß er in die Worte ausbrach: Ach du ungehorſames, undankbares Kind, verachteſt du ſo die Bitten deines zärtlichen Vaters? ei ſo wollt' ich, du müßteſt bleiben, was du biſt, zur Strafe deines Ungehorſams.

Kaum war das unglückliche Wort ausgeſprochen, ſo fühlt' ich ein heftiges Zittern in meinem Fiſchleibe. Ich wollte ſchnell wieder zum Menſchen werden, aber es war vergebens, daß ich den Spruch auf alle Weiſe vor- und rückwärts herſagte, er hatte durch

die Verwünschung meines Vaters alle Kraft verloren. Ich mußte mich also darein ergeben, Zeit meines Lebens in dieser Gestalt zu bleiben, wenn nicht die Gnade des allmächtigen Gottes sich meiner erbarmte.

Wie ich nun in den Weiher deines Gartens gelangte, ist kurz zu sagen. Ein Raubvogel stieß auf mich herab, nahm mich in seine Fänge und trug mich wohl eine Tagereise und weiter durch die Luft. Er wurde aber, da wir uns gerade über einem Fluß befanden, von einem andern angegriffen und ließ mich fallen. Ich schwamm den Fluß hinab, gerieth in die Netze deiner Fischer und wurde hier in den Weiher gesetzt.

Eine wundersame Geschichte, sagte der König voll Erstaunen, während die Königstochter ein wenig inne hielt, wie gelangtest du aber, reizende Prinzessin, zu der Macht, von der du mir so furchtbare Beweise gegeben hast?

Ich verließ mich, fuhr die Prinzessin fort, in meiner Fischgestalt ganz der Betrübniß, welche meine unglückliche Lage hervorrief, und brachte Tag und Nacht in dem trübseligen Andenken an die Vergangenheit zu. In einer Nacht, da ich meinem Elend lebhaft nachsann, bemerkte ich mit einmal an dem Rande des Weihers zwei scheußliche Gestalten. Es wäre vergebens, wenn ich dir beschreiben wollte, wie

sie aussahen; ihre Körper waren nicht Fleisch und Blut; sie waren wie aus einer dunklen Nebelmasse geformt, in der die Augen wie zwei trübe Flammen brannten. Genug, der Anblick dieser Geister des Abgrunds war so entsetzlich, daß ich schon im Begriff war, auf den Boden zu tauchen, aber die Neugier hielt mich gleichwohl oben.

Da sprach der eine dieser bösen Geister, indem er auf jene Säule mit der goldenen Inschrift wies: Sieh, was dort steht; das mag dir zum Beweise dienen, daß der König von Gott abgefallen ist, und bald in meiner Macht sein wird.

Und was hast du mit ihm vor, wenn er ganz in deine Hand gegeben ist? fragte der andre.

Ich will ihn, versetzte das Scheusal, in ein tiefes unterirdisches Gewölbe schließen, dort soll er das giftige Gewürm füttern, von welchem die Höhle wimmelt; des Nachts soll er auf Nesseln liegen und die goldne Inschrift soll ihm in feurigen Buchstaben von der Wand leuchten.

Damit schwebten sie vorüber, und ich konnte nichts weiter vernehmen. Ich kann dir nicht sagen, welches Grausen und welche Betrübniß ich empfand, denn ich hatte dich wohl bemerkt, wenn du am Weiher auf und nieder gingst.

In der folgenden Nacht aber hörte ich eine Stimme, die sprach zu mir: Königstochter, die Zeit ist nahe, wo du aus dieser Gestalt erlöst wirst; zuvor aber hat dich der allmächtige Gott zu dem Werkzeug seiner Gnade ausersehn, den König, der von Gott abgefallen ist, aus der Gewalt böser Geister zu erretten, wobei du im Namen des ewigen Gottes dich der göttlichen Kraft bedienen darfst. — Die Stimme, welche unfehlbar einem jener himmlischen Lichtbewohner angehörte, so sanft und lieblich klang sie, bedeutete mich nun, was ich zu thun habe, und wie ich selber in meine vorige Gestalt zurückkehren könne.

Als die Prinzessin geendigt hatte, rief der König: Gottes Huld sei ewig gepriesen! ich war ein Blinder, der einem furchtbaren Abgrunde zustürzte. Sprich nun, holdselige Prinzeß, die du das Werkzeug der Gnade an mir geworden bist, ob du mir deine Hand nicht versagen und die Königin dieser Länder werden willst?

Da du dich Gott wieder zugewendet hast, versetzte die Prinzeß, so reich' ich dir mit Freuden meine Hand. Vor allen Dingen aber laß mich den Zauber wieder lösen, welcher auf deinen Soldaten ruht.

Darauf trat sie vor die Reihen, welche noch immer unbeweglich dastanden und sprach: Im Namen

Gottes, so seid ihr frei! Da wurden Alle gleich wieder lebendig, rückten und rührten sich, ließen die aufgehobenen Arme mit den Schwertern sinken, und da sie hörten, daß die anmuthige Prinzeß die Gemahlin des Königs werden solle, stießen sie ein lautes Freudengeschrei aus. Das verbreitete sich immer weiter und weiter, bis endlich alle Bewohner der Hauptstadt die neue Botschaft hörten, und da erhob sich ein Lärm und ein Jubel ohne Ende.

Alsbald bereitete sich nun der König zu einer weiten Reise in das Reich seines königlichen Schwiegervaters, der noch immer den Verlust seiner Tochter beweinte und sich heimlich mit Vorwürfen quälte, durch seine Verwünschung vielleicht an ihrem Unglück Schuld zu sein. Er war überaus erfreut, seine Tochter wiederzusehen, und noch dazu als die Gemahlin eines so angesehenen Königs.

Drei Monate verweilten sie dort, die rasch wie ein Tag unter lauter Festen und Vergnügungen vorüber schwanden; dann kehrte der König mit seiner Gemahlin nach der Hauptstadt seines Reiches zurück. Hier war das Erste, daß er an der nämlichen Stelle, wo die Säule mit der goldenen Inschrift gestanden hatte, eine zweite errichten ließ, aber dreimal so hoch und geschmückt mit königlicher Pracht;

die Inſchrift, welche der König mit goldenen Buchſtaben darauf ſetzen ließ, hieß alſo:

Ruhm und Ehre ſei Gott! Keine Macht iſt außer der ſeinigen; er herrſcht, ſo weit die Augen ſehen und die Füße tragen. Der Tag geht nicht auf ohne ihn und die Nacht nicht unter.

Der Glasmann.

Hat eins von euch je einmal den kleinen Glasmann gesehn, wie er neben seinen Waaren auf dem Jahrmarkt saß? Es war ein possirliches Männchen, nicht drei Fuß hoch, trug eine gläserne Müz' auf dem Kopf, hatt' einen langen grauen Bart, der in einem feinen Glasnetz steckte, und ein Paar Augen im Gesicht, wunderschlau!

Die Kinder drängten sich immer herum um die Waarenkörbe und guckten mit sehnsüchtigen Blicken nach den allerliebsten Sächelchen, denn der Glasmann hatte allerhand menschliche Figuren, Thiere und Bäume, zierlich und leicht aus Glas geblasen, und hätten ihm gern ihr baares Geld zu Markte getragen, aber sie hatten keins. Der Glasmann sah ihnen wie in's Herz hinein und lachte gar schlau, wenn sie betrübt vorübergingen, zuweilen aber rief er eins oder das andre heran, schenkte ihm so ein Figürchen und sprach leise: Willst du mit mir nach

Hause kommen? da hab' ich noch viel mehr, du sollst dein Wunder sehn! und ich schenke dir einen ganzen Wald voll grüner Bäume mit Hirschen und Hasen, Rehen und Jägern, alles von Glas.

Kamen nun die Kinder vergnügt nach Hause gesprungen und sagten ihren Eltern davon, so riefen diese: Gott behüt euch, dem Glasmann ist nicht über den Weg zu trauen, wer weiß, wo der zu Hause ist! Nicht einen Schritt sollt ihr mit ihm gehn.

Sagten aber die Kinder gleich zum Glasmann, wir gehen mit dir, so sprach er: Kommt nur auf den Abend, wenn der Markt aus ist, heimlich her, so nehm' ich euch mit.

Nun, die ungehorsamen Kinder, die das thaten, ohne ihre Eltern um Erlaubniß zu fragen, die verschwanden und kein Mensch wußte, wo sie hingekommen waren, denn der Glasmann wußte sich einfältig und unschuldig genug zu stellen; im Grund aber war er kein Christenmensch, sondern ein böser, grundböser Elf!

Da waren auch zwei hübsche Kinderchen, die hießen Jakob und Marie, und da sie einmal zur Jahrmarktszeit bei dem Glasmann vorübergingen, blieben sie stehn und bewunderten Alles. Die bunten Farben, das Roth, Blau, Grün, Violet, kurz

all' die Figürchen gefielen ihnen ganz ausnehmend. Da sprach der Glasmann: Kinder, wollt ihr mir nichts abkaufen?

Wir haben eben kein Geld, versetzte Jakob, welcher dreister war als sein Schwesterchen.

Ei, sagte der Kleine, wenn ihr mit mir nach Hause kämt, so wollt' ich euch viel, viel schenken! Dabei kniff er die schelmischen Augen zusammen, und bewegte seinen langen Bart mit dem Glasnetz vor- und rückwärts.

Das wär' nicht übel, dachte Jakob, er fragte aber erst: Wo bist du denn zu Hause?

Nicht weit von hier, sprach der Betrüger; kommt mir her, wenn der Markt zu Ende ist, so gehen wir mit einander. Ei was sollt ihr da für schöne Sachen sehn!

Wir müssen aber doch vorher die Eltern fragen, sagte Marie leise, denn sie fürchtete sich vor dem Zwerge.

Doch der Glasmann meinte: So wird gewiß nichts draus, denn sie werden's euch rund abschlagen; wollt ihr aber auf mein ehrlich Gesicht vertraun, so bring' ich euch munter und gesund wieder zurück, und das schöne Spielzeug habt ihr alles umsonst.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Jakob hatte Muth für zwei, und weil er mit dem Kleinen meinte, die Eltern würden das nicht zugeben, beredete er das Schwesterchen, wenn der Markt zu Ende wär', den Glasmann heimlich zu begleiten. Und so geschah es, denn Marie konnte ihrem Bruder nichts abschlagen.

Der Alte lachte recht, da er die Kinder kommen sah; er ließ sich aber nichts merken, packte die schweren Waarenkober auf den Rücken, daß die Kinder ganz erstaunt waren, wie der Kleine die Last so behend fortbrächte, nahm an jede Hand eins von ihnen, und schlich auf Umwegen, daß ihn kein Mensch gewahr würde, zum Thor hinaus.

So gingen sie immer weiter und weiter, wol ein paar Stunden lang auf unwegsamen Wegen, über dorniges Gestripp und steinigen Boden, und die Kinder, welche bald müde wurden, fragten alle Augenblicke: Sind wir bald da? und der Alte antwortete auf ihre Fragen immer: Nur noch ein Weilchen.

Endlich, da der Glasmann die längste Zeit nur ein Weilchen geantwortet hatte, sprach er einmal: Halt, da sind wir!

Die Kinder sahen sich groß um, denn es war eine öde Gegend und weit und breit nicht die Spur von einem Häuschen. Sie standen aber, wie sie

beim Mondlicht wahrnehmen konnten, vor einem Hügel. Der kleine Kobold murmelte so ein paar Worte in den Bart und da sahen die Kinder erst, daß in dem Hügel eine Spalte war. Bis in die Tiefe konnten sie hinuntergucken, und ein mattes Flimmern unten in der Höhle zeigte ihnen eine lange Leiter, die war von Glas.

Kommt nur, sprach der boshafte Zwerg, und faßte die erschrockenen Kinder hart an, ich halt' euch schon, daß ihr die Leiter nicht verfehlt.

Du mein Himmel, sagte Marie, ihr wohnt ja unter der Erde! Ich fürchte mich, ich will oben bleiben. — Und Jakob rief: Zieh uns nicht so mit Gewalt, du abscheuliche Glasmütze, wir wollen nicht mit dir gehn.

Aber der Bösewicht hatte die Kinder fest genug gepackt und kletterte statt aller Antwort die Leiter rasch hinunter. Da half es einmal nichts, sie mußten mit, mochte sich Jakob noch so ungebehrdig stellen, und Marie weinen und wimmern.

Jetzt standen sie unten vor einer Thür', und die war wieder ganz von Glas. Der Kleine schloß sie mit einem gläsernen Schlüssel auf und sagte: Marsch hinein, ihr albernen Kinder. Nun traten sie durch die Thür' in ein hohes Gemach von lauter Glas-

wänden, die wol eine Elle dik waren; rothe und gelbe Krystallkugeln schimmerten fast so hell wie das Tageslicht, in allen Ecken hingen kleine allerliebste Glasglöckchen und die Kinder hätten sich wol sehr darüber gefreut, wären sie nicht so gar betrübt gewesen. Der Alte ließ ihnen auch keine Zeit, sich lange umzusehn, er schleppte sie noch weiter durch eine andre Thür', und wie die Thür' aufging, da gaben alle die Glasglöckchen einen lauten silberhellen Ton.

In einer weiten trüben Höhle waren sechs Kinder, ein wenig älter und ein wenig jünger als Jakob und Marie, mit allerhand Arbeit beschäftigt. Die einen standen vor einem Ofen und fachten mit Blasebälgen das Feuer an, in welchem eine helle Masse langsam schmolz, andere bliesen gar geschickt kleine Figürchen, wie sie die Kinder oft genug auf den Jahrmärkten bewundert hatten, kleine Teufelchen, die auf dem Wasser tanzen, Männer und Frauen, Hirsche und Rehe, Hunde und Hasen aus weißem und buntem Glase, und dann drehten und schliffen sie wieder prächtige funkelnde Gläser von allen Farben, zierliche Fläschchen, Tintenfässer, ganze Schreibzeuge und was sich einer nur denken kann. Die kleinen Arbeiter waren so geschäftig dabei, daß sie

kaum aufzublicken wagten, und ihr trauriges elendes Aussehn schnitt den Kindern in's Herz.

Der Glasmann ging von einem zum andern, und sah nach, was sie in seiner Abwesenheit zu Stande gebracht, und wenn es ihm etwa nicht genug schien, so zitterte und zappelte er vor Bosheit, daß sich sein langer Bart ordentlich sträubte, und drohte den Kindern, sie mit einer langen Glasruthe bis auf's Blut zu schlagen.

Die armen Kleinen schauerten bei dieser Drohung, welche der Böswicht wol zuweilen in Erfüllung bringen mochte, und verloren nicht ein Wort, nicht einen Blick.

Dahier, sprach der Boshafte zu den Geschwistern, mögt ihr bleiben und arbeiten lernen. Die schönen Sächelchen, die euch unnützen Müßiggängern so gefallen haben, könnt ihr nun selber machen. Ich rath' euch nur, daß ihr fleißig seid, sonst laß ich euch hungern und statt des Essens die Ruthe kosten.

Selbst der muthige Jakob war darüber ganz kleinlaut geworden; er mußte jetzt vor dem Ofen einen großen Blasebalg auf und niederklappen, während Marie bei den Kindern stand, und ihnen zusah, wie sie die kleinen Glasfigürchen machten.

Erst spät in der Nacht durften sie schlafen gehn und wenn sie noch im besten Schlummer lagen und ein freundlicher Traum sie nach Hause in die Arme ihrer Eltern und Geschwister führte, weckte sie mit einmal die häßliche Stimme des alten Böſewichts. Sie mußten ja flink aufstehn, und schleifen und drehen und blasen, bei schmaler schmaler Kost und harten Worten, daß ein Auge das andere nicht sah, von früh bis spät in die Nacht.

Darum sahen auch die Kinder so elend und trübselig aus. Jakob und Marie erging es nicht um ein Haar besser als den übrigen; Sie durften bei Tage kein Wort mit einander reden, denn der böſe Zwerg war immer bei der Hand, nur in der Nacht klagten sie sich leise ihr unglückliches Schicksal und baten den lieben Gott, sie aus diesem Elend zu erretten. Auch die andern Kinder waren gleichfalls auf solche Weise und durch ihre eigne Schuld in die Hände des Glasmanns gerathen, und wenn ihnen der liebe Gott nicht durch ein rechtes Wunder half, so hatten sie wenig Hoffnung, je hier herauszukommen, bis sie der Tod erlöste. Dazu ward ihnen das Herz noch viel schwerer, wenn sie bedachten, daß ihre Arbeiten immer noch Andere in's Unglück zögen, denn der böſe Zwerg zog ja nur darum

auf die Jahrmärkte, die ungehorsamen Kinder zu verlocken.

Jakob war ein anschlägiges Bübchen und wiewol ihm die Arbeit, die geringe Kost und der Kummer um sein armes Schwesterchen, welches zusehends abnahm und vergrämte, hart zusetzte, behielt er doch den Kopf beisammen und dachte: es kommt wol die Zeit, wo ich dem schlauen alten Bösewicht eine Nase drehe. Er ließ sich aber nichts merken und war der Fleißigste von Allen.

Ein, zwei Monate gingen in's Land, ohne daß die Kinder nur ein Fünkchen Tageslicht gesehn hätten, sie wußten auch nicht, ob es Sommer oder Winter sei, es war aber Winter und der Schnee lag über dem Hügel ellenhoch. Da packte der Alte eines Tages seine Kober und Schober voll, gab den Kindern ihre Arbeit auf und machte sich auf den Weg.

Es wird wol Weihnachten sein, seufzten die Kleinen, denn der Glasmann hatte so ein Wort fallen lassen, und während zu Hause der Christbaum mit seinen hellen schönen Lichtern angezündet wird, müssen wir Unglückskinder hier in dieser schauerlichen Höhle zubringen.

Jakob sagte kein Wort; als er dachte, daß der Glasmann nun weit genug sei, öffnete er rasch die

Thür und kümmerte sich wenig, ob die Glasglöcklein noch so hell dazu klangen. Die andern Kinder schrieen ängstlich: bring uns nicht in's Unglück, der Alte wird's merken! aber Jakob war nur hinterher, irgendwo einen Ausweg zu suchen. Das war ein Jammer! die Thür', durch welche sie erst hereingekommen, war fest verschlossen, und von obenher schimmerte nicht der leiseste Schein vom Tageslichte, denn der Eingang in die Höhle öffnete sich nur auf die Worte des Zwerges. So war Alles umsonst. Traurig ging Jakob wieder an seine Arbeit, und die Kinder zitterten vor Furcht, wenn der Glasmann zu Hause käm', könnt' er's merken, weil er doch Alles mit seinen Luchsaugen ausspürte.

So war's auch wirklich, denn ein Glöcklein hatte so scharf geklungen, daß es mitten von einander sprang. Das sah nun gleich der Alte und wußte, daß die Thür' wider sein Verbot geöffnet worden war. Da mußten die armen Kinder alle zur Strafe einen Tag hungern, denn sie wollten Jakob nicht verrathen, weil sie ihn lieb hatten.

Ein Tag ging zum andern trübselig genug; in dem Städtchen weinten die Eltern um ihre Kinder, im Garten kamen die Schneeglöckchen und der gelbe Crokus mit Macht hervor und im Walde draußen

schmolz all der Schnee vor den hellen warmen Sonnenblicken, die der Himmel zur Erde schickte. Keiner drang bis zu den armen Kleinen, welche da unten in der Höhle saßen, und alle Nacht in die Höh' blickten, ob nicht ein Engel erschiene und sie hinaufzöge.

Da packte der Alte wieder seine Schober und Kober zusammen, hing sie wie einen Federball über den Rücken, schloß die Glasthür' auf, sprach seinen Spruch, auf welchen sich die Höhle öffnete und wieder zusammenthat, und ging seines Wegs — so dachten nämlich die Kinder. Doch der Alte, eh' er seinen gewohnten Weg nahm, ging erst um den Hügel herum, schob einen mächtigen Stein, der ganz unmerklich wie eingefügt war, ein wenig bei Seite und guckte mit seinen Schelmenaugen hinunter, wie sich die Kinder seine Abwesenheit zu Nutze machten. Da er sah, daß sie fleißig an der Arbeit waren, schob er den Stein wieder vor, und zog hastig seine Straße, denn er hatt' es diesmal auf ein Paar muntre neugierige Kinder abgesehn, die er mit listigen lockenden Worten zu verführen gedachte.

Aber der warme Sonnenschein und der geschmolzene Schnee hatten das Erdreich so locker gemacht, und dazu mochte wol der Zwerg in der Eil' den Stein nicht an die rechte Stelle gelegt haben, genug,

es war eine schmale Oeffnung geblieben. Gerade mußte auch ein Fuchs vorbeilaufen, der scharrte mit beiden Pfoten in dem Riß, daß sich Erd' und Steine losbröckelten und das Loch immer größer wurde. Die Steinchen fielen mitten unter die Kinder, welche verwundert aufsahen, und den hellen Tag über sich erblickten, freilich nur ein kleines Streifchen, aber er war ihnen doch, als sähʼ in dem Streifchen der liebe Gott oder ein lichter freundlicher Engel zu ihnen herab.

Jakob hatte das kaum gesehn, so rief er: Laßt uns gleich dran gehn und eine Glasleiter machen, auf der wir hinaufsteigen können.

Das schien den andern auch kein schlechter Einfall; sie warfen hurtig fort, was sie in den Händen hatten und nun ging es mit allen zehn Fingern an's Werk, daß, eh der Mittag kam, die Leiter fix und fertig stand.

Diesmal hatte jedoch der Alte, ehʼ er fortging, ein Glöcklein vor die Thür der Kinder gehängt, und das Glöcklein hing an einem langen Barthaar, und zu dem Barthaar hatte der Alte gesagt:

Da häng' Du hier,
Geht auf die Thür',
Kling, kling, immerzu
Bis ich's hören thu.

Das wußten nun die Kinder nicht, daß wenn das Glöcklein an dem Barthaar klang, der Alte den Schall vernahm, wie weit er auch sein mochte, und in der Hast, mit der sie die Leiter zu Stande brachten und ein paarmal probirten, ob sie schon lang genug sei, stießen sie ein wenig an die Thür'; da klang das Glöcklein an dem Barthaar so hell und in einem fort. Aber die Kinder achteten nicht sehr darauf, sondern stiegen fröhlich an der Glasleiter hinauf. Jakob war der Erste; es gelang ihm, den Stein noch ein wenig zurückzuschieben, und da der Fuchs auch das Seinige gethan hatte, die Spalte zu erweitern, konnte er endlich ganz bequem hinaussteigen. Nun folgten auch die andern, o das war ein Frohlocken und Jubeln, als sie wieder in Gottes lichter freier Welt standen!

Doch das schlimme Glöcklein an dem Barthaar des Alten hatte nicht umsonst in einem fort geklungen. Denn wie Jakob vor sich hinsah, schien es ihm, 'als säh' er ihn selber ganz in der Ferne.

Was sollen wir thun? fragten die erschrocknen Kinder, gehen wir nach der Stadt zu, so kommen wir ihm gerade in die Hände, oder sollen wir hier in den dicken Wald hineinlaufen? aber wer weiß, was uns dann noch begegnet, ach du lieber Gott!

Seid nur ruhig, sagte Jakob, der neben sich einen groſsen scharfkantigen Stein bemerkte, und thut, was ich euch heiſse. Hier hinter diesen Bäumen stehen wir sicher, es ist ganz unmöglich, daſs er uns sieht.

Da versteckten sich die Kinder hinter die Bäume, und das Herz pochte ihnen nicht wenig, da sie den Glasmann so flink einherschreiten sahen, und in Zorn und Hast in den Hügel hinabsteigen.

Nun war es Zeit; die Kinder sprangen hurtig hervor und wälzten den scharfkantigen Stein gegen die Höhle. Wie sie dicht an dem Loch waren, hörten sie den bösen Zwerg die Glasleiter eilig heraufsteigen, denn wie er die Leiter und die Oeffnung oben gesehn hatte, konnte er das Uebrige leicht errathen.

Patsch, sagte Jakob und da warfen die Kinder den Stein grade durch das Loch auf die Glasleiter, die mit einem hellen Klirr in tausend Stücke brach. Ob übrigens das gute Steinchen den alten Böſewicht mit auf die Kappe traf, das wuſsten die Kinder nicht, denn sie liefen, als ob sie die Beine auf den Rücken genommen hätten, ohne Umsehn.

Der liebe Gott fügte es, daſs sie den rechten Weg trafen, denn sie selber dachten an nichts, als immer zu nur in der entgegengesetzten Richtung von dem

Hügel zu rennen. Nach einer guten Weile standen sie, sie wußten nicht wie, athemlos und erhitzt vor dem Stadtthor.

Nun, ich darf euch die Freude der Eltern und der Kinder nicht erst beschreiben; ihr könnt euch wol denken, wie es da zuging! Wer dabei war, mußte weinen, aber es waren die hellsten Freudenthränen.

Darauf kamen die Kinder, als sich das Gerücht erst verbreitet hatte, aus der ganzen Stadt herbei, und die alten Leute fanden sich auch mit ein, denn sie waren gleichfalls von ganzem Herzen neugierig, wie sich das Alles begeben hätte.

Der kleine tückische Glasmann kam auf dem nächsten Jahrmarkt und nimmer wieder zum Vorschein; ja ob ihn das Ding so geärgert hat, daß ihm ein kleiner Bube so arg mitgespielt, oder ihm der Stein sonst etwa das Ausgehn für eine Zeit verleidet hat, wer weiß es!

Prinz Zwerg.

Es war einmal eine arme Wittwe, die mußte sich mit ihrer einzigen Tochter ihr bischen Brot kümmerlich genug mit Spinnen verdienen. Sie spannen und spannen von früh bis in die Nacht, ohne daß ein Auge das andere sah. Nur das junge Mädchen ging von Zeit zu Zeit nach dem Walde, um Reisig zu lesen für Heerd und Ofen.

Der Wind wehte stark und die Luft war ganz voll von langen Schneeflocken, als Marie wieder in den Wald nach Reisig ging. Sie kannte den Weg, denn sie ging ihn Sommer und Winter oft genug, heut aber, in dem Schneegestöber, war an keinen Weg zu denken. Marie war froh, daß sie endlich nur im Walde war, denn die Bäume gaben doch ein wenig Schutz. Sie raffte so viel an dürren Aesten zusammen, als sie tragen konnte, und machte sich dann wieder auf den Weg nach Hause.

Drei Stunden war sie gegangen, rechts und links,

kreuz und quer in der Irre, und konnte nicht aus dem Walde finden. Der Wald aber war viele viele Tagereisen lang und breit und in dem bösen Wetter war das Mädchen immer in der entgegengesetzten Richtung gegangen. Sie wußte sich gar nicht zu erinnern, daß sie je schon in dieser Gegend gewesen sei. Todtmüde setzte sie sich unter einen Baum und weinte bitterlich. Lieber Herrgott, sprach sie, wenn ich diese Nacht hier zubringe, so muß ich gewiß umkommen. Was wird dann meine arme Mutter sagen! Wer soll ihr dann das bischen Reisig lesen, daß ihr die Finger beim Spinnen nicht starr werden! Damit weinte sie noch viel stärker.

Wie sie nun in solcher Herzensangst um sich schaute, um etwa eine Höhle oder sonst ein Plätzchen zu entdecken, wo sie vor dem schlimmen Wetter die Nacht über geschützt wär', sah sie in der Näh', halb von Buschwerk überdeckt, den Eingang einer Höhle.

Nun hatte freilich Marie nicht geringe Furcht, es könnten reißende Thiere in der Höhle verborgen sein, weil sie aber draußen ganz gewiß umzukommen meinte, ging sie hinein. Das Holzbündel legte sie am Eingang nieder und ging ein wenig tiefer, in der Hoffnung, Moos zum Nachtlager zu finden.

In der Höhle war eine warme liebliche Luft; ein

Hauch und Geruch wallte ihr entgegen, wie an dem schönsten Frühlingstage, wenn die Blüthen an den Bäumen aufspringen, und ein leiser Wind durch das frische Laub im Walde streicht.

Die Höhle war so lang, daß Marie noch immer kein Ende sah. Mit jedem Schritte, den sie vorwärts that, wurde die Höhle geräumiger, die Luft gewürziger, und der lichte Tag schien einzubrechen, während es draußen im Walde schon gedämmert hatte und nun finstre Nacht sein mußte. An den Seitenwänden trieben Schlinggewächse empor und rankten sich an der Decke in einander. Dazwischen leuchteten in bunten hellen Farben kleine allerliebste Blümchen, wie sie Marie Zeit ihres Lebens nicht gesehen hatte. Sie sahen fast wie Röschen aus und hatten ein lichtes Knöspchen in der Mitte, welches zwischen den grünen Blättern der Schlingpflanzen wie ein Auge hervorguckte.

Marie empfand keine Furcht mehr; sie dachte auch nicht weiter an ihr Holzbündel, welches am Eingang der Höhle lag, und ging immer zu, bis sie an ein hohes Gitter kam, das war mit blauen Winden ganz überrankt und in der Mitte schimmerte eine Thür' von zartem weißem Milchglas. Die Thür' war nur angelehnt. Marie öffnete sie und trat

hinein. Sie befand sich in einer hellen sehr geräumigen Grotte. Wohlgerüche durchströmten die Luft, in der Mitte der Grotte schwammen Schwäne in einem breiten und spiegelhellen Wasserbecken und zu beiden Seiten wucherten hohe Rosenbüsche, aber die meiste Verwunderung erregte in Marie der Anblick eines Zwerges, der, ein großes Buch vor sich, in welchem er aufmerksam zu lesen schien, auf einer Rasenbank saß. Dieser Zwerg war das häßlichste Geschöpf, welches Marie Zeit ihres Lebens gesehn hatte; die dünnen Beine mußten ja den dicken Kopf kaum tragen können. Dazu die großen Augen, das struppige Haar und der Höcker auf dem Rücken, es war Alles zu abscheulich, und Marie war nahe dran, vor dem garstigen Wesen rechte Furcht zu empfinden, als der Zwerg von seinem Buche aufsah und freundlich sagte: Sei willkommen!

Die Stimme des Zwerges kam mit seiner Mißgestalt nicht überein, sie war kräftig und wohllautend und der gütige Ton, in welchem er Marie anredete, gab ihr Muth, sich ihm zu nähern. Sei mir willkommen, wiederholte der Zwerg, ich habe dich schon erwartet, du wirst hungrig und müde sein, verzieh nur wenig Augenblicke, so wird das Mahl aufgetragen werden.

Diese Worte setzten Marie in großes Erstaunen, aber wie wurde sie erst überrascht, da jetzt von allen Seiten eine Menge Zwerge eilfertig herbeikamen; die einen schlugen eine lange Tafel auf, die andern bedeckten sie mit köstlichen Speisen und Getränken und stellten zwischen ihnen helleuchtende krystallene Gefäße mit Blumen auf, die in den schönsten Farben glühten. Als die Tafel so wohlgeordnet war, bot der Zwerg Marie, welche schüchtern ihren dürftigen Anzug mit der reichen Umgebung verglich, die Hand und führte sie an den obersten Sitz. Er selbst setzte sich an ihre Seite und darauf nahm auch ein Theil der übrigen Zwerge, welche die vornehmsten unter ihnen schienen, der Reihe nach Platz.

Während des Essens ertönte eine sanfte Musik. Der Zwerg, welcher neben Marie saß, fragte diese: wie gefällt es dir bei uns?

Es ist wunderschön hier, versetzte Marie; und dachte bei sich, bis auf die garstigen Zwerge, aber sie hätte das um keinen Preis herausgesagt, um ihren freundlichen Wirth nicht zu kränken. Auch die übrigen Zwerge hatten bei aller Häßlichkeit doch ein so gutmüthiges Aussehn, daß ihnen Marie wenigstens nicht gram sein konnte.

Es wird dir noch besser bei uns gefallen, sagte

der Zwerg, klatschte in die Hände, daß man die Speisen wieder abtrüge und rief: Macht die Gondeln zurecht, wir wollen auf dem Wasser fahren, und morgen turnieren wir zu Ehren unserer schönen Gästin.

Als die Tafel nun aufgehoben war, führte der Zwerg Marie an das große Wasserbecken, in welchem kleine allerliebste Gondeln schon bereit standen, half ihr in eine derselben hineinsteigen, und sie fuhren zwischen den Schwänen, die ihre langen Hälse neugierig in das Schifflein steckten, ab und zu. Wie dufteten die Rosen, wie wehte auf dem Wasser ein sanfter kühler Wind! Es ist zu schön, zu schön! sagte Marie ganz entzückt. Nur einmal erschrak sie heftig, da sie ein wenig über den Rand der Gondel sich hinausbog und einen unförmlichen Kopf im Wasser erblickte. Was ist dir? fragte der Zwerg? Da sah sie, daß es der Widerschein seines eignen Kopfes gewesen war, welcher sie so erschreckt hatte, und wußte nicht, was sie antworten sollte. Der Zwerg, dem nichts entgangen war, fragte nun auch nicht weiter; er wendete sich aber betrübt ab, und Marie that es von ganzem Herzen Leid, ihre Empfindung nicht besser verborgen zu haben.

Inzwischen war der helle Tagesschein einer tau-

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

ten Dämmerung gewichen, die Glut der Rosenbüsche wurde bläßer und Marie empfand mehr und mehr eine Müdigkeit, der sie nicht länger widerstehen konnte. Sie lehnte den Kopf zurück, und während die Gondel langsam an das Ufer fuhr, ruhte sie schon in festem Schlummer, und die liebliche Gegend, in welcher sie sich befand, schwebte in anmuthigen Träumen vor ihr.

Als Marie wieder aufwachte, befand sie sich auf einem weichen Lager in einem halbdunklen Gemache, dessen Epheuwände sich wie eine Laube über ihr wölbten. Wo bin ich? wo bin ich? rief Marie. Eine Zwergin stand an ihrem Lager, reichte ihr schöne Kleider statt der alten, welche sie gestern noch getragen hatte, aber auf alle Fragen nickte oder schüttelte sie nur freundlich mit dem Kopfe. Marie stand auf und kleidete sich an. Darauf folgte sie der Zwergin, welche durch eine Reihe prächtiger Gemächer voranging, bis sie endlich wieder in jene Grotte hinaustraten, in welcher Marie den Zwerg zuerst gesehn hatte. Er saß auch heute wieder auf der Rasenbank an den Rosenbüschen, das große Buch vor sich, in welchem er aufmerksam zu lesen schien.

Als er Marie erblickte, schloß er das Buch und sagte: Ich hoffe, du hast sanft geschlafen. Ich bitte

dich, sage mir jeden deiner Wünsche, Alles, was in meiner Macht steht, soll dir zu Diensten sein.

Marie wußte gar nicht, wie ihr geschah; all das Wunderbare, welches sie vor sich sah, überraschte und verwirrte sie so, daß vor der Lebhaftigkeit dieser neuen Eindrücke die Vergangenheit ganz zurücktrat und wie ein trüber schwacher Schein in der Gegenwart zerfloß.

Diener trugen das Frühstück auf, und Marie, welche zu ihrem gütigen Wirth immer größeres Zutrauen gewann, sagte: Ich kann mich kaum noch erinnern, was mit mir vorgegangen ist; wo bin ich denn, wer bist du, und was ist das hier für ein wundersamer schöner Ort?

Du siehst, versetzte der Zwerg, daß du dich tief unter der Erde befindest, denn obwohl es hier Licht und Dämmerung wird, so entdeckst du doch weder Sonne noch Mond. Frage nicht, wer ich bin, sondern begnüge dich, daß ich bemüht sein will, dir den Aufenthalt unter uns so angenehm wie möglich zu machen.

Nach dem Frühstück lud der Zwerg Marie ein, ihm zu folgen. Sie traten durch ein hohes goldenes Thor in einen weiten Hof, in dessen Mitte befand sich ein Brunnen. Als sie an ihm vorübergingen,

sagte der Zwerg: Die einzige Bitte, die ich an dich richte, ist, daß du nie in diesen Brunnen siehst. Marie versprach es, und sie gingen weiter, bis sie in ein großes Gemach gelangten, in dem saßen eine Menge Zwergfrauen an Webestühlen und webten Gold- und Silberfäden auf das kunstreichste zu schönen Teppichen und Gewändern. Sie arbeiteten mit großer Aemsigkeit, ohne ein Wort dabei zu reden. Da der Zwerg sah, wie große Freude Marie an diesen kunstvollen Geweben fand, sprach er: Du kannst dich, so oft du willst, hierher begeben und diese Frauen werden dich in Allem unterrichten.

Darauf traten sie in ein anderes Gemach, in dem saßen Zwerge und faßten edle Steine in Gold und Silberzierrath, in einem dritten waren welche beschäftigt, aus prächtigen Stoffen Gewänder zu schneiden und zu nähen. So gingen sie noch durch eine Menge Zimmer, in denen sie Arbeiter und Arbeiterinnen antrafen, aber alle verständigten sich nur durch Blicke und Mienen. Zuletzt führte sie der Zwerg in eine Schmiede, aber es war eine Waffenschmiede, da wurden hellglänzende Harnische und funkelnde Waffen geschmiedet und es ging klipp, klapp, und poch, poch, hin und her und war ein Lärm und Getöse, daß Niemand sein eignes Wort verstanden hätte,

wenn nicht die Zwerge ohnedies stillschweigend wie die anderen ihre Arbeit verrichtet hätten. Ei, das ist spaßhaft! dachte Marie, wozu brauchen sie denn Waffen und Harnische hier unter der Erde!

So mochten ein paar Stunden verstrichen sein, da sagte der Zwerg: Es ist Zeit, daß wir zurück gehn, und als sie wieder an dem Brunnen im Hofe vorbeigingen, bat er nochmals: Liebe Marie, laß es dir nie einfallen, in diesen Brunnen zu sehn.

Inzwischen hatte sich in der Grotte ein gar munteres Leben erhoben; wie erstaunte Marie, da sie eine Menge Zwerge erblickte, in glänzenden Rüstungen, den Helm auf dem Kopf, die Lanze in der Hand, und auf kleinen Pferden sitzend, die sie mit großer Geschicklichkeit regierten.

Der Zwerg führte Marie auf einen erhabenen Sitz, der wie ein Thron mit einer scharlachrothen golddurchwirkten Decke überhangen war, und gab sodann den Kämpfern ein Zeichen.

Hui, wie flogen die Ritter gegen einander, die Harnische rasselten, die Lanzen splitterten, daß Marie angst und bange wurde, aber der Zwerg beruhigte sie, daß dergleichen wenig auf sich habe. Dann gingen sie mit stumpfen Schwertern auf einander los, und wie Blitze zuckte es durch die Luft, daß sich

Marie nicht genug über den edlen Anstand und die Gewandtheit dieser mißgestalteten Figuren verwundern konnte.

Als das Turnier zu Ende war, nahten sich die Sieger dem Throne, auf welchem Marie saß, und der Zwerg bat diese, die Ritter mit den Blumenkränzen, welche vor ihr lagen, zu schmücken.

Zierlich ließen sich die Zwerge auf ein Knie nieder, Marie hing ihnen die Kränze um, sie standen auf und verneigten sich wieder zum Dank.

Das Alles gewährte Marie eine solche Freude, wie sie noch niemals empfunden hatte, und sie freute sich um so mehr, da sie ihren gütigen Wirth ebenfalls so froh und wohlgemuth dabei erblickte. Die Mittagszeit war über dem Turnier herangekommen, in wenig Augenblicken war die Tafel bereitet, und Marie, der Zwerg und alle die ritterlichen Kämpfer setzten sich zu Tisch und ließen es sich nach solcher Arbeit wohl schmecken.

Nun, wie gefällt es dir bei uns? fragte wieder der Zwerg seine Nachbarin.

Wie es mir gefällt? rief Marie, o, es ist herrlich hier, wenn nur — sie wollte an ihre Mutter denken, aber die flüchtige Erinnerung war auch im Augenblick wieder verschwunden, so große Gewalt

übte der Reiz des Neuen und Wunderbaren, welches sie umgab.

Nach der Mahlzeit stieg Marie in die Gondel und der Zwerg ruderte sie auf dem klaren Wasserspiegel auf und ab; die Schwäne zogen hinter dem Schifflein her und aus den Rosenbüschen erklang eine leise Musik. Da wurden Marie die Augenlieder allmählig so schwer und während sie noch zu wachen meinte, schlummerte sie schon in süßen Träumen.

So ging ein Tag rasch nach dem andern hin und Marie wußte gar nicht, wie lange sie schon hier sei, denn der Zwerg sann immer auf neue Ergötzlichkeiten, um ihr die Zeit so angenehm wie möglich zu verkürzen. Er wies ihr auch die Blätter des großen Buches, bei welchem sie ihn lesend angetroffen hatte, und Marie freute sich recht über die Ritter und Knappen, die Burgen, Spiele und Turniere, welche sie auf vielen derselben vorgestellt fand. Sie hätte gern noch mehr von den blanken Rittern und dem schönen Königssohn erfahren, der ihnen voranritt, aber der Zwerg entgegnete dann jedesmal: Du mußt dich noch gedulden, es kommt wol eine Zeit, wo du mehr davon erfährst.

Auch die Künste der Zwergfrauen lernte Marie und war ihre fleißige Schülerin. Sie fand an Allem

große Freude, und den gütigen freundlichen Zwerg gewann sie, trotz seiner Mißgestalt, immer lieber. Doch wie sie täglich ihres reizenden Aufenthaltes gewohnter wurde, kehrte auch der Gedanke an die Vergangenheit, an ihre Mutter öfter und lebhafter zurück. Mit diesem Gedanken verband sich auch die Neugier, warum ihr der Zwerg doch verboten habe, in den Brunnen zu sehn, und sie konnte das Verlangen nicht unterdrücken, dagegen zu handeln.

Eines Morgens stand sie zeitig auf und schlich leise und unbemerkt in den Hofraum. Sie zitterte heftig, da sie an dem Brunnen stand, und war fast entschlossen, wieder umzukehren, denn es betrübte sie doch, daß sie dem guten Zwerg ungehorsam werden sollte. Aber sie war schon so nahe, sie durfte die Augen nur hinunterschlagen, nur einen Blick, nur einen Blick! dachte Marie und sah hinab.

Die heißen Thränen stürzten ihr aus den Augen, sie sah das wohlbekannte Stübchen ihrer Mutter, sie sah diese am Spinnrocken mit blassem kummervollem Gesicht und es kam ihr vor, als höre sie die Worte: Ach, mein liebes, liebes Töchterchen, wo bist du? Wärst du doch nie in den Wald gegangen, deiner alten Mutter Holz zu holen! nun haben dich die wilden Thiere gewiß lange schon zerrissen und verschlungen.

Da war mit einmal alles Uebrige aus ihrer Seele verschwunden und Marie dachte einzig an ihre Mutter, an ihre gute alte Mutter. Sie konnte nicht aufhören zu weinen und ging hastig nach der Grotte, wo der Zwerg bereits wie gewöhnlich an den Rosenbüschen auf der Rasenbank saß. Als er Marie in Thränen erblickte, sagte er traurig: So hast du doch in den Brunnen gesehn!

Schluchzend entgegnete Marie: Du bist ja immer so freundlich und gut gegen mich gewesen, laß mich doch rasch nach Hause zu meiner armen Mutter, die gewiß schon so viel um mich geweint hat!

Ich halte dich nicht auf, sagte der betrübte Zwerg; es ist Frühling draußen, und du wirst die Wege leicht finden können.

Ein paar Schritte war Marie gegangen, als sie plötzlich inne hielt und sich umwendetete: Aber willst du mir nicht ein Merkmal sagen, durch welches ich den Eingang in diese Grotte wiederfinde?

Du wirst sie nie wiederfinden, versetzte der Zwerg, wer diese Grotte verläßt, dem ist die Rückkehr auf immer versagt!

Ich sollte dich auf immer verlassen? rief Marie, ach, wie schwer wird mir das Herz, was soll ich thun, was soll ich thun! Warum kannst du nicht mit mir kommen!

Das Gesicht des Zwerges erheiterte sich und er sagte: Ich könnte dich wol begleiten, und wenn ich auch nichts von allen diesen Kostbarkeiten mit mir nehmen darf, so besitze ich genug Geschicklichkeiten, um droben auf der Erde meinen Unterhalt zu erwerben; aber es ist eine schwere Bedingung dabei, ohne welche ich diesen Aufenthalt nicht verlassen kann.

Sprich doch, sprich doch! bat Marie und wurde ganz vergnügt darüber.

Zögernd versetzte der Zwerg: Du mußt dich entschließen, meine Frau zu werden.

Diese Worte machten das arme Mädchen wol bestürzt, denn es fiel ihr ein, was die Leute dazu sagen würden, und der Zwerg, der sie mit scharfen Blicken betrachtete, rief schmerzlich: Ich dachte es wol; so geh nur, geh!

Aber Marie reichte ihm hastig ihre Hand und sprach: Nein, nein, du guter Zwerg, komm nur mit und ich werde deine Frau.

Da dröhnte die Erde unter ihren Füßen, das Wasser des Beckens schäumte in Wellen, furchtbare Donnerschläge rollten über die Grotte hin und Marie, welche sich fest an die Hand des Zwerges klammerte, stürzte betäubt zu Boden.

Als sie die Augen wieder aufschlug, war die un-

terirdische Grotte mit allen ihren Herrlichkeiten verschwunden; aber Marie sah auch den Zwerg nicht mehr, ihre Hand ruhte in der eines schönen Jünglings, welchen sie augenblicklich als den Königssohn, wie ihn die Bilder des Buches darstellten, erkannte. Ritter und Knappen in glänzenden Rüstungen, Frauen und Jungfrauen standen rings umher, ein prächtiger Palast, mit Gärten und murmelnden Springbrunnen erhob sich an der Stelle des Waldes; neben sich aber gewahrte Marie das Holzbündel, welches sie am Eingange der Höhle niedergelegt hatte.

Du hast uns alle erlöst, sagte der Königssohn, indem er zärtlich ihre Hand küßte, wir waren die Zwerge, die eine mächtige Zauberin vor mehr als hundert Jahren verwünscht hatte, und nur darum bat ich dich, nicht in den Brunnen zu sehen, der dir Alles zeigen konnte, was auf der Erde vorging, weil ich mir deine Liebe erst erwerben wollte.

Da erhoben auch alle die Ritter, welche als Zwerge stumm gewesen waren, ein lautes Jubelgeschrei, nahten sich der Braut des Prinzen und dankten ihr auf das verbindlichste.

Die arme alte Frau saß immer noch an ihrem Spinnrocken, wie sie Marie im Brunnen gesehn hatte, als ein Zug prächtig gekleideter Reiter an ihrem

Hauſe ſtillhielt. Alle Nachbarn waren ſchon herbeigelaufen, um zu ſehn, was das zu bedeuten hätte, nur die alte Frau rührte ſich nicht von der Stelle, denn ſie dachte: Du mußt wol fleißig, fleißig ſpinnen daß du dir kümmerlich das bischen Leben erhältſt.

Da hob einer der Reiter eine ſchöne junge Dame vom Pferde, und die Alte, welche nur ſo mit einem Auge hinſchielte, ſagte: Gott, was iſt das ſchön und prächtig! Wie es aber an ihre Thüre klopfte und ſie nun doch aufſtehn mußte, um zu öffnen, da ſah ſie, daß es ihre Tochter war, die mit dem Königsſohne, ihrem Bräutigam, vor ihr ſtand.

Der elfenbeinerne Thurm.

Als der starke Thoms einmal vom Felde nach Hause kam, sprach er: Das Bauernleben hab' ich satt, ich möchte nun ein anderes versuchen, etwa Soldat werden, daß ich meine Kräfte ein wenig probirte.

O mein Thoms, rief die Mutter, Soldatenstand, schwerer Stand! thu' uns das nicht an, nein, du sollst kein Soldat werden!

Oder, sagte Thoms, ein Seemann und zu Schiffe gehn. Da kommt man weit und breit umher.

Ein Seeman? Nein Thoms, unser einziges Kind, solltest du ein Seemann werden, und ich stündlich denken müssen, die Fische fräßen dich schon?

So will ich denn, sprach der starke Thoms, auf gut Glück in die Welt gehn und den elfenbeinernen Thurm aufsuchen, in welchem die schönste Prinzessin von der Welt verzaubert ist.

Gott bewahr' dich! riefen Vater und Mutter, was denkst du? Der elfenbeinerne Thurm ist ja viel tau-

send Meilen von hier und kein Mensch weiß, wo er liegt; wie willst du ihn finden, wie willst du die Prinzessin erlösen? Das wären Dinge!

Aber Thoms sagte: Dabei bleibt es. Redet mir nichts dagegen, denn das ist seit lange mein Dichten und Denken, und bevor ich die Prinzessin nicht erlöst habe, find' ich keine Ruhe.

Als die Eltern sahen, wie der Sohn fest darauf bestand und sich durch keine Bitten und Ermahnungen davon abbringen ließ, weinten sie sehr und gaben ihm ihren Segen. Die alte Frau steckte ihm heimlich noch ihren Sparpfennig in die Tasche, und Thoms ging hinaus, riß einen Baum aus der Erde, brach ihn oben und unten ab und sagte: Das soll mein Wanderstecken sein.

Er war gewandert schon wie viel Tage lang und hatte den großen Sack, den ihm die Alten mit Brot und Ochsenbraten bis oben auf gepackt hatten, rein ausgezehrt. Da sah er eines Morgens ein schönes Wirthshaus gerade vor sich und dachte, du mußt den Sparpfennig der guten Mutter wol angreifen, es hilft nichts. Als Thoms gegessen und getrunken hatte, fragt' er den Wirth: Wie weit ist es noch bis zum elfenbeinernen Thurm? Ist die Prinzessin schon erlöst?

O mein einfältiger Geſell, entgegnete der Wirth, ſchlag dir ſolche Gedanken aus dem Kopf. Der elfenbeinerne Thurm ſteht mitten im Meer auf einer großen Inſel, und vierzig Rieſen bewachen ihn Tag und Nacht. Von denen ſchiebt dich ein einziger in den hohlen Zahn, eh' du's weißt.

Ich bin dabei, ſprach Thoms und zog ſein Beutelchen, um die Zeche zu bezahlen, aber der Wirth ſagte: So nicht, du mußt mir Alles geben oder dein Leben laſſen, wie es ſchon Mancher gethan hat.

Muß ich? rief Thoms, ich bin dabei, und gab dem Räuber einen leiſen Schlag, daß er vor Schmerz in die Höh' ſprang. Doch der Wirth hatte verzaubertes Haar, das hing ihm in langen Zöpfen bis auf die Erde herunter und machte ihn ſtark. Er faßte Thoms um die Hüften und rang mit ihm. Zwei ganze Stunden rangen ſie mit einander; aber Thoms war ſtärker als das Zauberhaar; band den Wirth mit ſeinen eignen Haaren, ſchnitt ihm die langen Zöpfe ab, ſteckte ſie in den Sack und ging fort.

Er war drei Tage und drei Nächte gegangen, und hatte einen Jeden, der ihm begegnete, nach dem elfenbeinernen Thurm gefragt, und Jedermann ſagte ihm, auf einem Kreuzwege ſtände der ſtarke Mann mit dem Diamantſchwert, dem müßte er vorüber.

Am vierten Tage endlich kam Thoms an den Kreuzweg, und sah den starken Mann, der ein diamantenes Schwert in der Hand hielt und es blitzschnell um sich schwang. Das Schwert funkelte wie die Sonne selbst.

Ich stehe hier schon dreißig Jahre, sagte der starke Mann, sein Schwert umschwingend, und habe noch keinen vorüber gelassen, geh zurück oder es kostet dein Leben.

Schämst du dich nicht, entgegnete Thoms, ich habe nichts als diesen Stecken, während du ein Diamantschwert hast. Leg das Schwert fort, und laß uns unsre Kräfte gegen einander versuchen.

Der starke Mann schüttelte den Kopf, endlich aber schien es ihm doch eine Schande, dem Kampf auszuweichen, er legte das diamantene Schwert auf die Erde, und sagte: Besiegst du mich, so magst du ungehindert deines Weges gehn und mein Schwert obenein nehmen. Aber eher wird der Himmel in's Meer fallen, eh' das geschieht.

Ich bin dabei, rief Thoms, warf seinen Stecken fort und rang mit dem Starken. Sie rangen bis die Sonne unterging und oft dachte Thoms: Du überstehst es nicht! und die Angsttropfen standen ihm auf der Stirn. Aber zuletzt war er doch der Stär-

kere, und der starke Mann mußte ganz erschöpft vom Kampf ablassen. Da nahm Thoms das Diamantschwert und ging gradaus auf dem Kreuzweg und das Schwert leuchtete ihm hell voran.

Er ging und ging, bis er wieder an einen Kreuzweg kam. Da er unschlüssig war, welche Richtung er wählen sollte, legte er sein Schwert auf die Erde, und wohin es sich mit der Spitze drehte, den Weg schlug er ein. Immer trauriger wurde die Gegend, immer wüster und öder. Er sah keinen Menschen, kein Gras grünte, kein Vogel sang, kein Wasser rauschte, kein Wölkchen zog am grauen Himmel, es war so still und so still!

Nachdem er eine Weile so gewandert war, führte der Weg abwärts und brachte ihn auf einem schmalen fußbreiten Stege in eine tiefe dunkle Schlucht. Eine Menge weißer Hügel schimmerten durch die Dämmerung und wie er näher kam, sah er, daß es lauter Todtenknochen waren, die haufenweis übereinander lagen. Zwischen den Haufen stand eine lange Gestalt in einem reinen weißen Laken und warf die Knochen bald da und bald dorthin. Es war aber des Todes seine Frau, die Frau Tödin.

Thoms fürchtete sich fast, denn sie war so lang und so dürr und hatte kein Haar mehr auf dem

Schädel und keinen Blutstropfen in dem weißen spitzigen Gesicht. Sie hielt ein wenig inne, da sie Thoms erblickte, und sprach warnend: Thoms, Thoms, nun wär' es um dich geschehn ohne das Diamantschwert! Geh aber so rasch du kannst, eh' der Tod heimkommt.

Erst willst du doch nach dem elfenbeinernen Thurm fragen, dachte Thoms und antwortete: Liebe Frau Tödin, da ich nun einmal hier bin, sagt mir doch, wie ich zu dem elfenbeinernen Thurm gelange.

Die Frau Tödin, welche gerade bei guter Laune war, sagte hierauf: Geh nur immerzu, bis du an's Meer kommst; dort sitzt der Teufel in einem grünen Rock und wird drei Haare von dir verlangen, aber gieb sie ihm nicht, sonst bist du verloren, und wenn du in den elfenbeinernen Thurm kommst, rühre von Speis und Trank nichts an, bis du die Särge, in denen die Prinzessin ruht, mit dem Diamantschwert zerschnitten hast. Nun geh und nimm dir einen Todtenknochen auf den Weg; er kann dir helfen.

Thoms nahm ein Todtenbein von dem ersten besten Haufen, steckte es in den Sack zu den Zauberhaaren, bedankte sich bei der Frau Tödin und ging wie rasch er konnte, denn es grauste ihn. Als er die Schlucht entlang kam, sah er durch einen Spalt in der Bergwand viele tausend und tausend Lichter bren-

nen, das waren die Lebenslichter. Er mußte nun wieder eine zeitlang aufwärts steigen; je mehr er sich aber von dem schaurigen Aufenthalt entfernte, desto heller und lebendiger ward es um ihn her, bis endlich das Gras wieder grünte, die Vögel zwitscherten und der Wind Wolken am Himmel trieb. In der Ferne sauste und brauste es, und Thoms sah einen langen Lichtstreifen vor sich. Das war das Meer.

Nicht sobald war Thoms an dem Meerufer, als er einen Mann erblickte, ganz und gar grün gekleidet, wie die Tödin gesagt hatte, und das konnte kein anderer als der Teufel selber sein. Thoms redete ihn nicht an; da er sich aber nach dem elfenbeinernen Thurm umschaute, der auf einer Insel mitten im Meere stand und wundersam leuchtete und blitzte, sprach der Teufel: Gesteh nur, guter Freund, du möchtest dort hinüber.

Das möcht' ich freilich, versetzte Thoms, und ich denke, du kannst mir dazu helfen.

Gieb mir drei von deinen Haaren, sagte der Grüne, so mach' ich daraus eine Brücke über's Meer. Aber Thoms entgegnete: Das geht nicht. Die Brücke wär' schon gut, aber von meinen Haaren bekommst du keins. Nun, sprach der Teufel, willst du das nicht, so mußt du mir drei andere Stücke thun.

Für's erste sollst du aus einem leeren Brunnen, fünfhundert Schritte zu deiner Linken, eine Rabenfeder holen, die hineingefallen ist.

Thoms ging fünfhundert Schritte zu seiner Linken und kam an einen Brunnen, der war so tief, daß kein Boden zu sehen war. Wie soll ich da hinunter? dachte Thoms, und wie werd' ich in der Finsterniß die schwarze Rabenfeder finden? — Er bedachte sich aber nicht lange, sondern nahm die Zauberhaare aus dem Sack und knüpfte ein Haar an das andre; dann wickelte er das Ende um den Todtenknochen und ließ ihn in den Brunnen hinunter, und das Seil war gerade so lang als der Brunnen tief. Er zog es wieder auf, knüpfte es oben fest und ließ sich daran in den Brunnen nieder. Es war sein Glück, daß ihm das Diamantschwert leuchtete, sonst hätte er sich, wie das dünne Seil hin und her schwankte, an den scharfen Kanten der Steinwände ganz zerstoßen. Nachdem er glücklich auf den Boden gekommen war, hielt er sein Schwert dagegen, und entdeckte bei dessen Schein die schwarze Rabenfeder, mit der er an dem Haarseil wieder emporkletterte.

Der Teufel vermuthete sich dessen nicht und zog ein langes Gesicht, da er Thoms guten Muths zu-

rückkommen sah. Die Feder hast du mir gebracht, sprach er verdrießlich, aber nun sollst du mir auch die beiden Meerkatzen bringen, die fünfhundert Schritte rechts auf einem hohen Baum sitzen. Du darfst ihnen aber nichts zu Leide thun. —

Das war noch schwerer als die Rabenfeder aus dem Brunnen zu holen, denn der Baum war hoch und die boshaften Bestien waren hurtig wie zwei kleine Teufel von einem Ast zum andern. Sie ließen sich nur sehn, um Thoms die allergreulichsten Gesichter zu schneiden. Das ist mir das schlimmste Stück Arbeit, dachte Thoms und setzte sich ein wenig unter den Baum, um nachzusinnen, während die Meerkatzen über ihm eine höllische Musik machten. Er stand aber auf, faßte den Baum und schüttelte ihn mit Macht, daß der hohe Wipfel sich fast zur Erde bog, worüber die Bestien so in Furcht geriethen, daß sie eilig den Stamm herabkletterten. Sie hatten aber scharfe Nägel und spitzige Zähne und machten Thoms mit Beißen und Kratzen so viel zu schaffen, daß er die größte Noth hatte, ihrer Herr zu werden. Endlich band er sie doch mit den Zauberhaaren fest zusammen und schob sie in den Sack.

Als der Teufel die Meerkatzen sah, konnte er seinen Verdruß kaum bergen; er verstellte sich aber

und sagte: Jetzt kommt das Dritte, gieb Acht; Du sollst mir sagen, wer die Prinzessin verzaubert hat, und kannst du das nicht, so ist Alles umsonst gewesen.

Werd' ich das nicht wissen! versetzte Thoms ohne lang Bedenken, der Teufel hat sie verzaubert und du bist der Teufel.

Da gebehrdete sich der Teufel fuchswild, und hätte Thoms am liebsten gleich erwürgt; er durft' ihm aber nichts anhaben, und musst' ihm obendrein noch eine Brücke nach der Insel bauen. Die Brücke war in einem Augenblick fertig, und Thoms schritt lustig hinüber, in der Hand das Diamantschwert, mit welchem er gegen alle Riesen der Welt zu bestehen gedachte. Als er sich aber mitten auf der Brücke befand, sachte der hinterlistige Teufel plötzlich einen Sturm an; das Meer schäumte und schlug thurmhohe Wellen über Thoms und die Brücke hinweg. In dieser Noth dachte er des Geschenkes und der Worte der Frau Tödin; er nahm das Todtenbein und warf es in die Fluth, die auf der Stelle davon besänftigt wurde und Thoms nun seinen Weg ruhig fortsetzen liess.

Mitten auf der Insel stand der elfenbeinerne Thurm, in welchem die schönste Prinzessin von der Welt verzaubert war. Es konnte nichts Prächtigeres geben,

als diesen Thurm, dessen zarte weiße Wände mit Gold und kostbaren Steinen reich besetzt waren. Während Thoms nach dem Eingange suchte, hörte er mit einmal ein furchtbares Geschrei, und sah vierzig Riesen, unter deren plumpen Fußtritten die Erde schüttete. Sie liefen zornig auf ihn zu und drohten ihm mit ihren eisernen Keulen. Da sie aber nahe kamen, schwang Thoms sein diamantenes Schwert blitzschnell um sich; daß sein Funkeln die Augen der Riesen blendete, und wo es traf, Fleisch, Knochen oder Eisen, schnitt es durch und durch, und keine Wehr, kein Zauber konnte ihm widerstehn. Stücke um Stücke fielen von den Riesenleibern, das grüne Gras wurde roth von Blut und die Erde weich; aber Thoms hielt keinen Augenblick inne und wurde nicht müde, bis neun und dreißig Riesen todt am Boden lagen, und der vierzigste sich vor Schreck in's Meer stürzte.

Nun suchte Thoms wieder nach dem Eingang in den Thurm, und da er eine kleine festverwahrte Thür' entdeckte, hieb er sie mit dem Diamantschwert auf und trat hinein. Neun und neunzig Stufen mußte er emporsteigen und durch drei und dreißig Gemächer gehn, eh' er in das gelangte, in welchem die Prinzessin verzaubert lag. Sie ruhte in tiefem Schlaf auf einer purpurnen Decke unter einem dreifachen

Sarge von Krystall, und gab kein Zeichen des Lebens von sich, aber ihre Wangen blühten und ihre Lippen waren hell geröthet.

Kaum hatte Thoms das Gemach betreten, so erhob sich zwischen ihm und der Prinzessin eine reichbesetzte Tafel; köstliche Speisen dampften und strömten einen Wohlgeruch aus, wie ihn Thoms seit langer Zeit entbehrt hatte. Nach so vielen und großen Anstrengungen faßte ihn jetzt ein grimmiger Hunger und die dampfende Mahlzeit lockte unwiderstehlich. Er vergaß der Warnung, welche die Frau Tödin ihm gegeben hatte, er sah die schönste Prinzessin von der Welt nicht und setzte sich an die Tafel.

Kaum hatte er nur einen Bissen von den leckeren Speisen gegessen, so fühlte sich Thoms von einem unnatürlichen Schlaf überwältigt. Er sprang auf und wollte rasch noch den dreifachen Krystallsarg zertrümmern, aber sein Arm war kraftlos geworden, und der Diamantsäbel drang nur durch den ersten und zweiten, der dritte, in welchem die Prinzessin lag, blieb unversehrt. Die Prinzessin erwachte, richtete sich auf und sah Thoms in Zauberschlaf versunken zu ihren Füßen. Da rief sie schmerzlich: Wehe mir, wehe! hättest du nicht gegessen, so wär ich erlöst und du wurdest ein reicher und mächtiger König.

Wehe mir, wehe! Nun müssen wir beide schlafen hundert und hundert Jahre, bis wir erlöst werden! Damit legte sich die schöne Prinzessin im Sarge wieder zurück und schlief ein; und da liegen und schlafen sie noch in dem elfenbeinernen Thurm, wenn sie Keiner, der standhafter war, inzwischen erlöst hat.

Hund und Hexe.

Eine gute und eine böse Frau wohnten einmal in einem Walde zusamen, die eine an dem, die andere an jenem Ende. Die gute Frau hatte zwei Kinder und einen Hund. Als sie fühlte, daß der Tod ihr nahe sei, sprach sie zum Hunde: Wenn ich todt bin, gieb mir auf meine Kinder Acht, und behüte sie, daß ihnen nichts Böses widerfährt. Darauf rief sie die weinenden Kinder an ihr Bett, küßte sie, segnete sie und starb. Da lief der Hund nach der Stadt, um dem Pfarrer das Begräbniß anzumelden und die Kinder gingen in ihrer Betrübniß tief in den Wald hinein und immer weiter und weiter, bis sie endlich an das Häuschen der bösen Frau kamen.

Die alte Hexe steckte eben den wackligen Kopf durch's Schiebfenster hinaus, und guckte mit ihren grünen Augen in die Welt, als sie die Kinder kommen sah. Das ist mir ein rechter Bissen, dachte sie und sprach wie treuherzig und mitleidig: Was habt

ihr denn, meine armen Kinderchen, was weint ihr denn? Ach wie seht ihr so erbärmlich aus, ihr lieben Kinderchen ihr!

Die Kinder hatten kein Arg und antworteten unter Thränen: Die Mutter ist uns gestorben und der Hund ist schon nach der Stadt gelaufen, um dem Pfarrer das Begräbniß anzumelden.

Kommt doch ein wenig herein, sagte die Alte, erzählt mir doch ein wenig mehr von eurer Mutter, der guten Frau. Ist es nicht Jammerschade, daß sie todt ist! Ist es nicht ein rechtes Elend, daß so gute Leute sterben müssen!

Die unschuldigen Kinder, welche das boshafte Weib so reden hörten und nicht bemerkten, wie sie heimlich dabei in sich lachte, machten die Thür' auf und gingen hinein, um ihr Alles, was sie nur wissen möchte, zu erzählen. Kaum aber waren sie über die Schwelle getreten, so zog die Hexe gleich ein ganz ander Gesicht, warf einen großen Holzblock vor die Thür', sprach einen ihrer höllischen Sprüche und verwandelte die armen Kinder, das Brüderchen in eine Fußbürste und das Schwesterchen in einen Kehrbesen. Dann nahm sie die Fußbürste, legte sie draussen vor die Thür' und mit dem Kehrbesen fegte sie die Stube aus. So, sprach sie lachend, seid ihr

doch ein paar nützliche Geschöpfe, euch hab' ich lange gebraucht.

Der Pfarrer kam mit dem Begräbniß, der Hund suchte und bellte in allen Ecken und Enden nach den Kindern, natürlich aber waren sie nirgends zu finden. So mußte denn die gute Frau beerdigt werden, ohne daß ihre Kinder dabei waren, welche inzwischen das eine die Stube fegte, das andre als Bürste vor der Hausthür lag. Als sich die Leute sämmtlich wieder entfernt hatten, lief der Hund, über das Schicksal der Kleinen sehr bekümmert, geradenwegs in den Wald hinein, ob sie sich irgendwo verlaufen hätten.

Immer weiter und weiter lief der Hund den Fußtritten nach, die er im Grase bemerkte, bis er endlich an das Häuschen der bösen Frau kam. Die Hexe hatte ihr runzeliges Gesicht wieder zum Schiebfenster hinausgesteckt und lachte noch, wenn sie an die Kinder dachte. Da fragte sie der Hund, der keine Spur mehr bemerkte, denn die Alte hatte ringsumher jeden Fußtritt verwischt: Liebe Mutter, habt Ihr etwa zwei Kinderchen gesehn, weiß und roth, wie zwei Aepfel?

Du meine Güte, versetzte die Hexe, hier ist keins vorbeigekommen, meine alten Augen haben sie nicht

gesehn. Wenn sie sich nur nicht im Wald verlaufen haben, daß die wilden Thiere sie fressen, die armen Kinderchen!

Da raschelte die Fußbürste mit ihren Haaren an einander, und der Besen fegte drin aus Leibeskräften, sie konnten aber nicht sprechen, so viel sie sich mühten, und mußten zu ihrer großen Betrübniß den treuen Hund wieder zurücklaufen sehn.

Ich will euch lehren, sagte die Alte, stampfte den Besen auf die Erde und gab der Bürste einen Tritt, rührt euch wieder, wenn Jemand kommt!

So ging der erste Tag hin. Am andern Morgen nahm sie beide und sprach: Besen und Bürste brauch' ich jetzt nicht, lieber möcht' ich einen Nagel und einen Hammer haben. An dem Nagel kann ich meine Kleider aufhängen. Da verwandelte sich der Besen in einen Nagel und die Bürste in einen Hammer, und das Brüderchen mußte zu seinem großen Schmerz sein armes Schwesterchen in die Wand einschlagen.

Der treue Hund dachte: du willst's noch einmal versuchen, machte sich am zweiten Tage wieder auf den Weg, folgte jedem Fußtritt, spürte nach allen Seiten und kam wieder an das Haus der Alten, die zum Fenster hinaussah und dem Hund auf seine Fragen wie das erstemal antwortete.

Da fuhr der Nagel aus der Wand heraus, daß alle Kleider, welche daran hingen, auf die Erde fielen, und der Hammer schlug auf den Tisch, daß es krachte. Die Hexe wurde erschrecklich böse darüber; was ist denn das für eine dumme Wirthschaft? schrie sie, hob die Kleider wieder auf und schlug den armen Nagel noch einmal so tief in die Wand hinein.

Der Hund war nicht dumm, und merkte wol, es möchte bei der Alten nicht so ganz richtig sein; indeß, was sollt' er machen? Er lief noch ein Stück weiter und kehrte dann betrübt nach Hause zurück.

Auch den Nagel und den Hammer wollte die Hexe nach dem Streich, welchen sie ihr gespielt hatten, nicht mehr haben. Sie verwandelte den Nagel in einen Wasserkrug und den Hammer in einen Teller. Nun werdet ihr solche Possen wol bleiben lassen, sagte sie zufrieden; und das Essen soll mir von dem Teller einmal schmecken, und so ein schöner runder Wasserkrug hat mir lange gefehlt, da will ich einmal trinken!

Der Hund dachte: du kannst die armen Kinder, wo sie auch sein mögen, nicht im Stich lassen, und lief am dritten Tage gleichfalls in den Wald hinein bis an der Hexe ihr Haus. Sie guckte zum Fenster hinaus und fertigte ihn wie die andernmale kurz ab.

Doch der Teller klapperte dabei, so laut er konnte, und der Krug, den die Hexe eben bis an den Rand mit Wasser gefüllt hatte, bückte sich auf den Boden und goß das ganze Wasser in die Stube. Die Alte gebehrdete sich wie unsinnig, da sie diese Bescherung erblickte. Am liebsten hätte sie beide in Stücke zerschlagen, aber dann war sie nichts gebessert. Was für eine boshafte Brut, rief sie zornig, die mich durchaus zu Grunde richten will! Eure Mutter, das dumme Weib, hat euch schön erzogen! Das ganze Wasser in die Stube zu gießen! Lieber will ich keinen Krug haben, der Spaß soll euch vergehn! — Damit nahm sie den Krug und verwandelte ihn in einen Schämel und den Teller in einen Blasebalg.

Dem Hunde war das Ding immer verdächtiger geworden; er wollte der Alten doch ein wenig auf die Finger sehn, machte sich am vierten Tage wieder einen Spaziergang und spionirte um das Haus rundum. Die Alte sah ihn ungern genug, stellte sich indeß ganz freundlich dazu. Kaum aber daß die Kinder drin die Stimme des Hundes hörten, so rutschte der Schämel unter der Alten, daß sie sich kaum darauf erhalten konnte und der Blasebalg fing aus Leibeskräften an zu blasen und zu schnaufen.

Der Tausend, sprach der Hund, das ist eine sonderbare Musik in eurer Stube! Die Hexe hatte Mühe, ihre Wuth zu verbergen. Sie sagte kein Wort, klappte das Fenster zu und verwandelte den Blasebalg auf der Stelle in einen Kamm und den Schämel in eine Fliegenklatsche. Ihr wollt mich durch eure Nichtswürdigkeit umbringen, sprach sie zu den Kindern, indem sie den Kamm in ihre wenigen Haare steckte, und die Fliegenklatsche mit aller Macht an die Wand schlug, die Freude aber sollt ihr gewiß nicht erleben!

So kam nun der Hund am fünften Tage wieder und machte sich ein Gespräch mit der Alten. Der Kamm konnte freilich nicht schnaufen wie der Blasebalg, er stach aber die Hexe so derb in den Schädel, daß sie vor Schmerz hoch in die Höhe sprang, und die Fliegenklatsche patschte auf das Küchenbrett und warf einen großen Topf herunter, der gleich in hundert Scherben schlug.

Ach mein bester Topf ist das! schrie die Alte, mein bester Topf! und fuhr wie rasend in's Zimmer zurück. Das schwör' ich euch nun, sagte sie grimmig zu den beiden Kindern, spielt ihr mir noch einen Possen der Art, so bring' ich euch um. Der abscheuliche Kamm hat mich bis auf's Blut gestochen, und die boshafte Fliegenklatsche mir den besten Topf

zerschlagen. Wo soll das hinaus? Ich habe nichts als Plage von euch; diesmal aber will ich euch so verwandeln, daß ihr jeden nichtswürdigen Streich bezahlen sollt. Darauf machte sie die Fliegenklatsche zu einer Ziege und den Kamm zu einem Vogel; steckte den Vogel in einen hölzernen Bauer und hing ihn draußen am Fenster auf. Zur Strafe gab sie ihm einen halben Tag lang nichts zu essen, und die Ziege peitschte sie mit einer Gerte, bis ihr der Arm müde ward. Daß du mir ja singst, sprach sie zu dem Vogel, der betrübt in seinem Bauer saß und die Flügel hängen ließ, oder ich dreh' dir den Hals um, denn du sollst dein Futter nicht umsonst haben. Aber was ihr der Vogel am andern Tage sang, machte der Hexe großen Verdruß; denn kaum erblickte er den Hund, der nicht aufhörte nach den Kindern zu suchen, so hob er mit heller Stimme an:

Blasebalg, Kamm, Bürste, Teller und Hammer
Bin ich gewesen, das ist ein Jammer!
Ach, wer will mich Armen erlösen
Von der Hexe, der garstigen, bösen?

Und flink kam auch die Ziege, die im Grase weidete, herbeigesprungen und meckerte vernehmlich:

Krug und Schämel, Nagel und Besen,
Fliegenklatsche bin ich gewesen;
Ach, wie wurd' ich Aermste behandelt,
Seit ich in die Ziege verwandelt!

Die Hexe war ganz erschrocken über diese Kühnheit der beiden Kinder, denn sie fürchtete sich vor dem großen starken Hunde. Sie langte zum Fenster hinaus und griff rasch nach dem Vogelbauer, um ihn in die Stube zu nehmen. Doch mein Hund war noch flinker, machte einen Satz und biß der Hexe den Kopf ab. Da hatte sie ihre Strafe. In demselben Augenblick waren auch Vogel und Ziege verschwunden, und die beiden Kinder standen da. Sie gingen vergnügt mit dem Hunde nach Hause und ließen sich's wohlschmecken, denn in ihrem ganzen Leben hatten sie noch keinen solchen Hunger gehabt.

Kilians Weltreise.

Eines guten Morgens stand ich auf, auf Reisen zu gehn und die Welt zu sehn. Ich steckte mir einen blanken harten Thaler in die Tasche, hing mir meinen Bärenpelz um, denn der Morgen war kühl und ein Pelz ist bekanntlich für die Hitze wie für die Kälte gut, setzte mir meine Bärenmütze auf den Kopf, nahm den Reisestock meines Urgroßvaters und ging meines Wegs.

Als ich so ein Tausend Meilen und drüber marschirt war, denn ich wollte mit Gewalt bis an's Ende der Welt, kam ich in einen ungeheuern Wald. Der Wald hatte sonst nichts Merkwürdiges, als daß er so groß war, und von lauter Bären wimmelte, als ob die Bären aus der ganzen Welt hier ihren Sammelplatz hätten. Da ist nicht zu spaßen, dachte ich bei mir, sie könnten dich leicht für ein artiges Gabelfrühstück ansehn und das wär' doch auf alle Fälle verdrießlich. Ich bediente mich also einer Kriegs-

list, wickelte mich über und über in meinen Pelz und that, als ob ich gleichfalls ein Bär sei. Was geschah? Die dummen Bären hielten mich wirklich für ihren Kameraden, der sich vielleicht nur im Auslande ein wenig gestutzt und verändert habe, und boten mir so höflich, als ein Bär nur kann, ihren guten Morgen, worauf ich denn auch so etwas für mich hinbrummte, was sie für schönen Dank nahmen.

Freute ich mich erst über den guten Erfolg meiner List, so hatte ich bald Ursache, deswegen besorgt zu sein. Denn der Himmel weiß, wie es kam, ich machte ein ganz erstaunliches Glück unter den Bären, und was soll ich von den Bärinnen sagen, deren Herzen ich durch meinen zierlichen Anstand, mein gewandtes Benehmen völlig eroberte? Von allen Seiten ward ich gefeiert und bewirthet, man gab mir zu Ehren große Gastmahle, bei denen ich mich aber nur auf den Honig beschränkte, und das Gerücht verbreitete sich sogar, der Großbär wolle mir seine jüngste Tochter zur Frau geben, mich unter dem Namen Bärenklau in den Grafenstand erheben und mir eigenhändig den großen Honigorden umhängen.

An allen diesen Auszeichnungen war mir indeß herzlich wenig gelegen, und am wenigsten an der Ehre, die Bärenprinzessin zu heirathen; denn für's erste

wollte ich mich noch gar nicht verheirathen, sondern die Welt besehn, und für's zweite wollt' ich keine Frau haben, die mir bei übler Laune etwa eine Ohrfeige geben konnte, an der ich meine Lebetag genug gehabt hätte. Der große Honigorden reizte mich auch nicht sonderlich, denn die Ehre abgerechnet, war er nichts als eine ganz erträgliche Honigscheibe. Ich verstellte mich indeß auf's beste, und that über solche Hoffnungen ganz entzückt, machte aber in aller Stille mein Plänchen, welches ich auch nach einem großen Festgelage, bei dem fast sämmtliche Bären des Guten zu viel thaten, und ein auf mich und die Prinzessin gedichtetes Lied mit lebhaftestem Ausdruck vortrugen, glücklich ausführte. Ich machte mich nämlich auf und davon, und lief, was meine Füße mochten. Die Zeit, dachte ich, welche Alles lindert, wird auch die Prinzessin trösten, und auf alle Fälle war ich mir der Nächste.

Das Gute hatte mein Aufenthalt wenigstens gehabt, ich hatte nicht nur bärisch, sondern auch die Sprache fast aller übrigen Thiere erlernt, so daß ich Alles verstand, wenn ich selbst auch wenig sprechen konnte. Das hat mir im Leben schon manchen Spaß gemacht, freilich wär' es mir auch, wie man später hören wird, bald übel genug bekommen.

Ich kam glücklich aus dem Walde hinaus, mußte aber noch ein Abentheuer überstehn, welches mich um ein Haar in die andere Welt befördert hätte. Nämlich, der türkische Sultan kam eben auf die Jagd geritten, und da ich so für mich hinbrummte, aus Pfiffigkeit der Bären halber, mochte er mich, der ich freilich verdächtig genug aussah, für einen Bären halten, und brannte mir ohne Weiteres eine Kugel auf den Pelz.. Dank sei es dem seligen Bären, dessen Fell ich trug, sie verwundete mich nicht, und auf der Stelle rief ich mit besonderer Geistesgegenwart: Wie bedaure ich, daß Ew. Majestät Dero meisterhafte Schießkunst so vergebens aufgewendet haben! Damit warf ich den Bärenpelz fort und stand als ein vernünftiger wohlgewachsener Mensch vor ihm.

Der Sultan lachte, daß er sich den Bauch halten mußte, und vermerkte meine Anrede sehr gnädig, was mir lieb sein konnte, denn wie leicht gerieth er nicht auf den Einfall, er müsse mich, Bär oder nicht, zu seinem ganz unterthänigsten Ziel ersehn! Wie gesagt also, die türkische Majestät zeigte sich überaus gnädig und schien an den munteren Reden, die ich führte, ein besonderes Wohlgefallen zu finden. Ein vornehmer Herr mußte mir sein schönes Pferd geben und zu Fuße laufen, während ich neben dem Sultan

einherritt. Als ich nach einiger Zeit mich wieder empfehlen wollte und dem Sultan mein Compliment machte, entgegnete er: Nein, mein Herr Bär, denn so nannte er mich immer scherzhafter Weise meines ersten Aufzuges wegen, Ihr sollt bei uns bleiben, wir wollen Euch ein gnädiger wohlwollender Herr sein. Ich verneigte mich bis auf den Sattelknopf und versetzte, das sei, so lang ich denken könnte, mein allersehnlichstes Verlangen gewesen. — Ich muß freilich gestehn, daß dies gewissermaßen eine Lüge war, denn ich hatte niemals nur daran gedacht, indeß war es immer gescheidt genug geantwortet, und der Sultan nahm es auch sehr gut auf.

Ich ritt immer neben ihm her, und begleitete ihn so bis in seine Hauptstadt, wo mir auf seinen Befehl eine kostbare Wohnung, aus der man rasch einen Andern hinausjagte, eingeräumt wurde. Nicht lange, so wußte Jedermann, daß ich des Sultans erklärter Günstling sei, und ich stand mich nicht übel dabei, denn wer bei Hofe etwas wollte, suchte meinen Schutz und mein Vorwort, und es regnete fast die kostbarsten Geschenke. Ich durfte nur wünschen, ja ich mußt' es den Leuten ordentlich verbieten, denn ich wußte nicht, was ich zuletzt mit Allem anfangen sollte. Drei Thürsteher mußte ich halten, um nur

die Gedichte in Empfang zu nehmen, in denen man meine außerordentlichen Vorzüge besang, und hätte ich unglücklicherweise einen Buckel gehabt, so wär' ich sicher gewesen, nichts als Bucklichen zu begegnen. Es ist wahr, der Sultan hielt große Stücke auf mich, alle Augenblicke verlangte er nach mir, und ich hatte sogar die unerhörte Freiheit, die Gemahlinnen Sr. Majestät von Angesicht sehen und mit ihnen nach Gefallen plaudern zu dürfen. Ja wer weiß, ob mir der Sultan nicht eine gleiche Ehre wie der Großbär zugedacht hätte, wäre nicht ein ganz abscheulicher Anschlag dazwischen gekommen, der mich plötzlich von dem Gipfel meines Glückes stürzte.

Man muß wissen, daß der Sultan eine Mutter hatte und das war die eitelste Frau von der Welt. Obschon in hohen Jahren, trug sie sich nicht anders wie das jüngste Mädchen, und es war kaum möglich, sie ohne Lachen anzusehn. Eines Tages, als sich der Sultan mit seinen Frauen in dem Garten des Palastes befand, hörte ich zwei Krähen plaudern, die sich mit vielem Witze über die Sultanin lustig machten. Ihre Unterhaltung gewährte mir das größte Vergnügen, und die Gebehrden, mit denen sie die Sultanin nachzuahmen suchten, waren überaus possirlich.

Der Sultan hatte die Aufmerksamkeit, mit der ich die beiden Krähen beobachtete, wol bemerkt, und da er wußte, daß ich die Sprache der Thiere verstände, nahm er mich bei Seite und fragte, was sie zusammen schwatzten. Ich trug erst Bedenken, es ihm zu gestehen, aber der Sultan gebot mir bei seiner Ungnade, es möchte sein, was es wolle, kein Wort zu verschweigen; denn er brannte vor Neugierde, da er mich lachen gesehn hatte. So bat ich denn zuerst unterthänigst wegen des Kommenden um Verzeihung, und ließ von der ganzen Unterhaltung nicht eine Sylbe aus. Seit langer Zeit hatte der Sultan so herzlich nicht gelacht, er klatschte vor Freuden in die Hände und rief: Bär, das vergeß ich dir Zeit meines Lebens nicht, das ist ein Hauptspaß!

Zu meinem Unglück war der gute Sultan ein wenig schwatzhaft, und obgleich er mir sein allerhöchstes Versprechen gegeben hatte, nichts weiter zu erzählen, wußte es doch schon am andern Tage der ganze Hof, und die Sultanin war nicht die letzte, die es erfuhr. Sie that zwar, als lache sie darüber, im Grunde aber schäumte sie vor Wuth und faßte einen tödtlichen Haß gegen mich, der ich die unschuldige Ursache ihrer Verspottung war. Sie verband sich heimlich mit dem vornehmen Herrn, der meinet-

wegen hatte zu Fuß laufen müssen und mir seitdem, wie man denken kann, nicht besonders wohlwollte. Beide wußten den Sultan so gegen mich einzunehmen, indem sie mich der abscheulichsten Verrätherei beschuldigten, daß er, ohne die Sache näher zu untersuchen, den Entschluß faßte, mich eines Tags zum Frühstück einen Kopf kürzer zu machen.

Das war in der That kein Spaß; doch zum größten Glück bekam ich zeitig genug von dieser Absicht Wind und rettete mich mit Hülfe eines weisen Aegypters, dem ich während meiner Günstlingsschaft einige Gefälligkeiten erwiesen hatte. Wir flohen mit einander in seine Heimath und nahmen unsern Aufenthalt in einer der größten Pyramiden, die ihm zur Wohnung diente. Der aegyptische Weise verstand sich auf tausend Künste, von denen sich kein Mensch etwas träumen läßt, und unter anderm konnte er auch Gold machen. Ich lernte das von ihm und tröstete mich damit sehr leicht über die ungerechte Behandlung des Sultans.

Nachdem eine gute Zeit hingegangen war, und ich vor allen Nachstellungen sicher zu sein glaubte, ging ich aus meiner Pyramide wieder hinaus, nahm Abschied von meinem guten Aegypter und marschirte immer zu der Nase lang. Ich kam bald in eine

große Stadt, und warf da mit dem Golde um mich, wie mit Rechenpfennigen. Das konnt' ich auch, weil mir das Goldmachen nur ein rechter Spaß war.

Kaum wurde das Ding bekannt, wie ich mit dem Golde umging, und daß mir die Taschen gar nicht leer würden, so machte man mich auf der Stelle zum Generalfeldmarschall. Ich sträubte mich anfangs ein wenig und versuchte allerhand Einwendungen, denn der Krieg ist meine Sache nicht, und vor der Kugel gilt kein General, dacht' ich; man versicherte mich aber, so ein Mann fehle gerade noch bei der Armee, ich sei durchaus zum Feldmarschall geboren, kurzum, man drang so lange in mich, bis ich end lich zusagte.

So war ich also Generalfeldmarschall und hielt die Armee in Zucht und Ordnung, daß es eine wahre Freude war. Es war Alles spiegelblank an ihnen und wenn sie Hurrah schrie'n, hätte sich ein Löwe verkriechen mögen! Und vor mir hatten sie einen Respekt, es ist kaum zu sagen. Dafür that ich auch das Meinige und ließ es auf ein Hundert tausend Goldstücke mehr oder weniger nicht ankommen.

Als ich eines Tages die Armee musterte, bemerkte ich einen Soldaten, der hatte ein Paar alte ordo nanzwidrige Schuh' an. Er entschuldigte sich zwar

er habe böse Füße und die ordonnanzmäßigen Schuh' drückten ihn auf die Hühneraugen; ich merkte aber gleich an dem Stottern und der Verlegenheit, mit der er diese Lüge vorbrachte, es möchte noch was anderes dahinter stecken. Ich ließ ihn daher auf mein Zimmer bringen, um ihn selber auf's Gewissen zu fragen. In die eine Hand nahm ich einen Stock, in die andere einen Beutel mit Gold und sagte: Kerl, nun gesteh. Da er sah, daß ihm das Läugnen zu nichts helfen würde, warf er sich zu meinen Füßen und sprach: So will ich nur die Wahrheit sagen: Excellenz, es sind Meilenschuh, die ich anhabe. Excellenz werden es einem armen Soldaten nicht verdenken, wenn er bei solcher Kriegsunsicherheit gern die Mittel gleich an den Füßen hat, sein bischen Leben zu retten.

Läuft so ein starker baumlanger Kerl davon, was sollst du's besser machen? dacht' ich bei mir; stellte mich aber schrecklich erzürnt an und rief: Also Meilenschuh, du nichtswürdiger Böswicht, mit denen du zu entlaufen gedenkst, wenn der Feind kommt? Das ist mir eine schöne Wirthschaft, ein Soldat und fürchtet für sein lumpiges Leben! Gleich die Schuh herunter, verbrannt sollen sie werden! Alle Tausend, was sollte daraus werden, wenn's ein Jeder so machte!

Ich mußte wol so reden, um meine Herzhaftigkeit nicht in Verdacht zu bringen. Der Soldat zitterte auch am ganzen Leibe, so sehr erschreckte ihn mein zorniges Wesen; er zog die Schuh' herunter, und bat mich nur, sie ja nicht zu verbrennen, weil es ewig Schade sein würde. Ich bestand aber fest darauf, gab ihm den versprochenen Beutel mit Gold und befahl ihm, keinem Menschen ein Wort davon zu sagen.

Als ich allein war, sprang ich wie ein Kind vor Freuden, und steckte die Schuh' für alle Fälle heimlich zu mir, denn daß es mit dem Verbrennen kein Ernst gewesen, kann Jeder leicht denken. Ich sollte sie auch bald gebrauchen, denn ich hörte, der Feind sei im Anmarsch, und da hielt ich mich nicht weiter auf, sondern nahm mit meinen Meilenschuhen bei Zeiten Reißaus.

Ich wär' auch ohnedies nicht lange geblieben, weil ich gern wissen wollte, was die Meinigen zu Hause anfingen. So ging ich denn, bis ich an's Meer kam, nahm mir ein Schiff, hieß alle Segel aufspannen und fuhr nach Hause. Als ich ein paar Meilen noch entfernt war, kletterte ich auf die Spitze des höchsten Mastes und sah mich ringsum. Meine Eltern und mein jüngerer Bruder gingen eben vor

dem Hause auf und ab und waren sehr betrübt über mein langes Ausbleiben. Wenn ihn nur kein wildes Thier zerrissen hat! sprach meine Mutter, oder sie haben ihn unterwegs zum Soldaten genommen — ich mußte lachen, wenn ich an meinen Generalfeldmarschall dachte — doch mein Vater entgegnete: er ist ein Tausendsasa, und weiß mit Thieren und Menschen umzugehn, er wird schon durch die Welt kommen. Eh' man sich's versieht, ist er wieder da, darauf wollt' ich wetten! Nun nahm mein Bruder seine Mütze und sprach: Ich will doch ein wenig in's Freie gehn, vielleicht begegne ich ihm irgendwo.

Das wird ein Hauptspaß! dacht' ich, ließ das Schiff noch eine kleine Weile gehn und stieg dann flink vom Mast herunter. Mit einem Schritt war ich gerade bei meinem Bruder, der mir ganz erstaunt in die Arme stürzte. Das gab eine Freude! Die Mutter erkannte mich kaum in meiner Generalsuniform und mein Vater nahm den Hut ab, als er seinen Sohn mit einem so vornehmen Herrn ankommen sah. Nun lief meine Mutter gleich und buk eine Schüssel voll der schönsten Pfannkuchen, und lud alle Nachbarn mit Frauen und Kindern dazu ein. Das war ein Schmausen, alle Tage

Pfannkuchen! Da lebt' ich, und lebe wie ein Prinz, habe den Generalfeldmarschall an den Nagel gehangen, und kümmere mich den Guckguck um seine Majestät den türkischen Sultan!

Druck von Eduard Hannel in Berlin.

Der

Neue Kinderfreund.

Der
Neue Kinderfreund.

Herausgegeben

von

Hermann Kletke.

Mit 10 Zeichnungen von Th. Hosemann und vielen Vignetten

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker.
Königl. Hofbuchhandlung.

Kö[illegible] Bibl.
[illegible]

Gedruckt bei A. W. Schade, Grünstr. 10.

Vorwort.

Der reiche mannigfaltige Inhalt des neuen Kinderfreundes, in Ernst und Frohsinn wechselnd, wird dem angehenden wie dem reiferen Jugendalter, gleich willkommen sein. Der neue Kinderfreund will ein Freund sein, der das jugendliche Gemüth nach allen Seiten hin lebendig anregt, in ihm die Keime pflegt und großzieht für das Schöne, Sittliche und Religiöse; indem er der Phantasie hier das liebliche Spiel zarter Dichtung, dort den strengen Ernst des wirklichen Lebens vor Augen stellt, zugleich ein tiefes inniges Gefühl, wie sittlichen und religiösen Trieb und Willen erweckt.

Er ist dem Scherz nicht abhold, wie wäre er sonst ein ächter Kinderfreund! Er bringt frohe Spiele für Sommer und Winter, hat lustige Räthsel und fröhliche Märchen, Fabeln, Sprüchwörter zu mancherlei Nutz und Lehr': aber er führt auch in das große

wundervolle Reich der Natur, zu Thier, Stein und Pflanze; in die glühende Wüste Arabiens, zu dem Eismeer der Polarwelt, zu dem feuerströmenden Vesuv, zu den Urwäldern Amerika's; er führt in die ernste vielseitige Bewegung des Menschenlebens, wie es sich darstellt in dem Anblick großer weltgeschichtlicher Begebenheiten, in Krieg und Frieden, in Feindschaft und Liebe, Hoffahrt und Demuth, Sünde und Gottesfurcht, in seinen Sitten und Gebräuchen, in dem Erwerb nützlicher Künste, und endlich, wie es sich in einzelnen Männern und Frauen zu bewunderungswürdiger Höhe erhebt, und zu ruhmvoller Nachahmung auffordert.

So ist es die gesammte Welt, Natur und Mensch, welche der Kinderfreund in einzelnen bedeutenden Zügen dem jungen Leser vor Augen hält. Noch Manches wohl wäre zu erzählen aus fremden Ländern, von Merkwürdigkeiten der Natur, von der Geschicklichkeit des Menschen in Künsten und Gewerben, von großen Begebenheiten der Vorwelt — doch der Kinderfreund darf ja nicht Alles bringen; Vieles glaubt er mit Recht dem Unterricht der Schule zu überlassen, für die er gern als Hausfreund wirken und anregen möchte; Anderes, Gute und Schöne, hat in dem Kreis der Jugend bereits eine zu große Verbreitung gefunden, um von dem Kinderfreunde, der nicht nur Treffliches, sondern auch Neues mitzutheilen wünschte, benutzt zu werden.

Der Kinderfreund will ja nicht Alles bringen, was gelernt und begriffen werden kann — welchen Raum müßte er sich dazu nehmen! oder, wenn in diesen Raum gezwängt, auf wie trockne Umrisse würde es sich beschränken! Möge nur aus Allem, was er gebracht hat, dem jugendlichen Herzen das nachhaltige Gefühl eines großen, gerechten und freundlichen Gottes werden!

Die Namen der Schriftsteller, welche zum großen Theil den geachtetsten Deutschlands beizählen, sind zwar am jedesmaligen Ort genannt, ich mache jedoch hierbei noch auf eine Reihe ihrer

vorzugsweiſe für den Kinderfreund benutzten Werke aufmerkſam, da ich wünſche, ſie frühzeitig dem jugendlichen Leſer einzuprägen, und auf gehaltvolle ſpätere Leſeſtoffe hinzuweiſen.

Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen. Zweite Ausgabe. Berlin, 1842. — Brüder Grimm, iriſche Elfenmärchen. Leipzig, 1826. — Hauff, Märchen. Sechste Auflage. Stuttgart, 1842. — Tieck, Phantaſus. Zweite Auflage. Berlin, 1828. Darin das liebliche Märchen: Die Elfen. — Pocci und Görres, Geſchichten mit Liedern und Bildern. München. — Köhler, die Mutterſchule. Berlin, 1840. — Aler. Reclam, Fabeln. Leipzig, 1842. — Hebel, Schatzkäſtlein des rheiniſchen Hausfreundes. Neue Auflage. Stuttgart und Tübingen, 1833. — Houwald, vermiſchte Schriften. Leipzig, 1825. — Jacobs, Alwin und Theodor. Vierte Auflage. Leipzig, 1842. — Jacobs, Ode und Amanda. Leipzig, 1822. — G. H. von Schubert, Altes und Neues. Leipzig und Erlangen, 1816. — Karl Stöber, Erzählungen. Dresden, 1841. (Treffliche Jugendſchriften, auf welche ich, da ſie nicht genug nach ihrem Werth bekannt ſind, Eltern und Lehrer beſonders hinweiſe). — Theodor Schwarz, (Melas) Parabeln. Hamburg, 1842. — Cannabich, Hülfsbuch beim Unterrichte in der Geographie. Zweite Auflage. Eisleben, 1842. — Carus, Briefe über das Erdleben (darin das Gewitter in Braſilien, von Eſchwege). Stuttgart, 1841. — Hailbronner, Reiſekartons. Stuttgart, 1837. — Aler. v. Humboldt, Anſichten der Natur. Neue Auflage. Stuttgart und Tübingen, 1826. — Spix und Martius, Reiſe nach Braſilien. München, 1828. — E. A. W. von Zimmermann, die Erde und ihre Bewohner. Leipzig, 1810. — W. F. Zimmermann, das Meer, ſeine Bewohner und ſeine Wunder. Stuttgart, 1832. — Kauffmann, orbis pictus. Stuttgart, 1841. — Poppe, der junge Phyſiker und Techniker. Stuttgart, 1838. — Poppe, Geſchichte aller Erfindungen und Entdeckungen. Stuttgart, 1837. — G. H. v. Schubert, die Geſchichte der Natur. Erlangen, 1835. — G. H. von Schubert, Lehrbuch der Naturgeſchichte. Elfte Auflage. Erlangen, 1839. — G. H. v. Schubert, die Geſchichte der Seele. Dresden, 1830. — Kaup, das Thierreich. Darmſtadt, 1835. — Lenz, gemeinnützige Naturgeſchichte. Gotha, 1835. — Rudolphi, anſchauliche Belehrungen über die Natur. Leipzig, 1841. — Scheitlin, Verſuch einer vollſtändigen Thierſeelenkunde. Stuttgart und Tübingen, 1840. — Kephalides, Reiſe durch Italien und Sicilien. Leipzig, 1818. — Steffens Malcolm. Zweite Auflage. Breslau, 1838. — Rennenkampff, Umriſſe aus meinem Skizzenbuch. Hannover, 1828. — Willibald

Alexis, Herbstreise durch Skandinavien. Berlin, 1828. — Scoresby, Reise auf den Wallfischfang, deutsch von Kries. Hamburg, 1825. — Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835—1839. Berlin 1841. — G. Forster, kleine Schriften. Berlin, 1789. — Adrian, Bilder aus England. Frankfurt, 1827. — Kohl, Petersburg in Bildern und Skizzen. Dresden und Leipzig, 1841. — Kugler, Geschichte Friedrichs des Großen. Leipzig, 1840. — Eylert, Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelm III. Magdeburg, 1842. — Rochlitz, Auswahl des Besten aus seinen Schriften. Züllichau, 1821. — Varnhagen von Ense, Leben des Fürsten Blücher von Wahlstatt. Berlin, 1826. — Chr. Niemeyer, das Buch der Tugenden. Vierte Auflage. Leipzig, 1843. — H. Voß, Mittheilungen über Schiller und Goethe. Heidelberg, 1834.

Die mitgetheilten Dichtungen von Arndt, Eichendorff, Fröhlich, Kopisch, Lappe, Lenau, Minding, W. Müller, Rückert, Schwab, Spitta, Seidl, Uhland ꝛc. ꝛc. findet man in den Ausgaben ihrer gesammelten Gedichte.

H. Kletke.

Das Jahr.

Morgenlied.

Die Sterne sind erblichen
Mit ihrem güldnen Schein;
Bald ist die Nacht entwichen,
Der Morgen bringt herein.

Noch waltet tiefes Schweigen
Im Thal, und überall
Auf frischbethauten Zweigen
Singt schon die Nachtigall.

Sie singet Lob und Ehre
Dem hohen Herrn der Welt,
Der über Land und Meere
Die Hand des Segens hält.

Er hat die Nacht vertrieben,
Ihr Kindlein fürchtet nichts!
Stets kommt zu seinen Lieben
Der Vater alles Lichts.

[illegible]

Nachtgebet.

Müde bin ich, geh' zur Ruh,
Schließe beide Aeuglein zu:
Vater, laß die Augen dein
Ueber meinem Bette sein.

Hab' ich Unrecht heut' gethan,
Sieh' es, lieber Gott, nicht an!
Deine Gnad' und Jesu Blut
Macht ja allen Schaden gut.

Alle, die mir sind verwandt,
Gott, laß ruhn in deiner Hand:
Alle Menschen, groß und klein,
Sollen dir befohlen sein.

Kranken Herzen sende Ruh,
Nasse Augen schließe zu;
Laß den Mond am Himmel stehn
Und die stille Welt besehn!

Luise Hensel.

Weihnachten.

O die schöne Weihnachtszeit,
Wie das jubiliert und schreit,
Und die halbe Welt sich freut!
Komm, o Christ, zu all den Deinen!
Doch, wo arme Leute weinen,
Laß dein Licht am hellsten scheinen!

H. Kletke.

Das fremde Kind.

In einem kleinen Häuschen, am Eingange eines Waldes, lebte ein armer Taglöhner, der sich mit Holzhauen mühsam sein Brot verdiente. Er hatte ein Weib und zwei Kinder, die ihm fleißig zur Arbeit halfen. Das Knäblein hieß Valentin und das Mädchen Marie, und die waren gehorsam und

fromm zu der Eltern Freude und Troſt. Als die guten Leute nun eines Winterabends, da es draußen ſchneite und wehte, beiſammen ſaßen und ein Stücklein Brot verzehrten, dafür Gott von Herzen dankten und der Vater noch aus den bibliſchen Geſchichten vorlas, da pochte es leiſe am Fenſter zu ungewohnter Stunde und ein feines Stimmchen rief draußen: „O laßt mich ein in euer Haus, ich bin ein armes Kind und habe nichts zu eſſen und kein Obdach und meine ſchier vor Hunger und Froſt umzukommen! o laßt mich ein!“ Da ſprangen Valentin und Mariechen vom Tiſch auf, öffneten die Thüre und ſagten: „Komm herein, armes Kind; wir haben ſelber nicht viel, aber doch immer mehr als du, und was wir haben, das wollen wir mit dir theilen.“ Das fremde Kind trat ein und wärmte ſich die erſtarrten Glieder am Ofen und die Kinder gaben ihm, was ſie hatten, zu eſſen und ſagten: „Du wirſt wohl müde ſein, komm, lege dich in unſer Bettchen, wir können auf der Bank ſchlafen.“ Da ſagte das fremde Kind: „Dank es euch mein Vater im Himmel!“ Sie führten den kleinen Gaſt in ihr Kämmerlein, legten ihn zu Bett, deckten ihn zu und dachten ſich: „O wie gut haben wir es doch! Wir haben unſre warme Stube und unſer Bettchen; das arme Kind hat aber gar nichts, als den Himmel zum Dach und die Erde zum Lager.“ Als nun die Eltern zur Ruhe gingen, legten ſich Valentin und Marie auf die Bank beim Ofen und ſagten zu einander: „Das fremde Kind wird ſich nun freuen, daß es warm liegt. Gut' Nacht!“ —

Es mochten aber die guten Kinder kaum einige Stunden geſchlafen haben, als die kleine Marie erwachte und ihren Bruder leiſe weckte, indem ſie zu ihm ſprach: „Valentin, Valentin, wach auf, wach auf! Höre doch die ſchöne Muſik vor den Fenſtern!“ — Da rieb ſich Valentin die Aeuglein und lauſchte. Es war aber ein wunderbares Klingen und Singen, das ſich vor dem Hauſe vernehmen ließ, und wie mit Harfenbegleitung hallte es:

O heil'ges Kind,
Wir grüßen dich
Mit Harfenklang
Und Lobgeſang.

Du liegſt in Ruh,
Du heil'ges Kind;
Wir halten Wacht
In dunkler Nacht.

O Heil dem Haus,
In das du kehrſt.
Es wird beglückt
Und hoch entzückt.

Das hörten die Kinder und es befiel sie eine freudige bange Angst, und sie traten an's Fenster, um zu schauen, was denn draußen geschehe. Im Osten sahen sie das Morgenroth glühn und vor dem Hause viele Kinder stehn, die goldne Harfen und Lauten in den Händen hatten und mit silbernen Kleidern angethan waren. Erstaunt und verwundert ob dieser Erscheinung starrten sie zum Fenster hinaus; da berührte sie ein leiser Schlag und als sie sich umwandten, da sahen sie das fremde Kind vor sich stehen, das ein Kleid von Goldstoff an hatte und mit einer glänzenden Krone auf dem goldgelockten Haupte geschmückt war und sprach: »Ich bin das Jesukindlein, das in der Welt umherwandelt, um frommen Kindern Glück und Freude zu bringen. Ihr habt mich beherbergt diese Nacht, indem ihr mich für ein armes Kind hieltet, und ihr sollt nun meinen Segen haben.« Da brach es ein Reislein von einem Tannenbaum, der am Hause stand, und pflanzte es in den Boden und sprach: »Das Reislein soll zum Baume werden und soll euch alljährig Früchte bringen.« Und alsobald verschwand es mit den musicirenden Kindern — den Engeln. Das Tannenreis aber schoß empor und ward zum Weihnachtsbaume, der war behangen mit goldenen Aepfeln und Silbernüssen und blühte alle Jahre einmal. Und wenn ihr, lieben Kinder, zu Weihnachten vor dem reichgeschmückten Baume steht und euch freut, so gedenket auch der armen Kinder, die kaum ein Stückchen Brot haben, um ihren Hunger zu stillen, und danket Gott.

Weihnachtslied.

Weihnachten ist der Tag des Herrn,
Die frommen Kindlein hat er gern,
Schickt seine Engel alle aus,
Die wandern still von Haus zu Haus.

Und wie es stürmt und wie es schneit,
Da ist kein Steg, kein Weg zu weit,
Und Trepp' hinauf, und Trepp' hinab
Die Engel mit dem Wanderstab.

Und ſind die Kindlein fromm und gut,
Der Engel wohl verweilen thut;
Den Weihnachtsbaum er zündet an,
Hängt viele goldne Früchte dran.

Daß nun bei Tage, wie bei Nacht,
Der Chriſtbaum glänzt in voller Pracht;
Er leuchtet wie ſo wunderbar!
Er grünet wohl ein ganzes Jahr!

Und wo in Lieb' und Frömmigkeit
Zuſammenſitzen arme Leut',
Und drücken ſich die Hände ſtill,
Und ſprechen froh: Wie Gott es will!

Wenn auch nur eines Lichtleins Strahl'
Euch Armen leuchtete zum Mahl:
Theilt nur beglückt den kleinen Fiſch,
Der Herr ſitzt mit bei euch zu Tiſch.

F. Forſt.

Vorfrühling.

Rauh wühlt der Windhauch im Gefieder
Der kleinen Bruſt voll ſüßer Lieder,
Und doch ſchallt innig ungeſtört
Ihr Lied, das ſchon dem Lenz gehört.

Schon badet ſich's in Maienmilde.
O gleiche Herz des Vogels Bilde,
Der mit dem rauhen Winde ringt,
Doch ſchon von beſſern Tagen ſingt!

E. Wien.

Winters Flucht.

Dem Winter wird der Tag zu lang,
Ihn ſchreckt der Vögel Luſtgeſang;
Er horcht, und hört's mit Gram und Neid,
Und was er ſieht, das thut ihm leid;

Er flieht der Sonne milden Schein,
Sein eigner Schatten macht ihm Pein;
Er wandelt über grüne Saat
Und Gras und Keime früh und spat:
Wo ist mein silberweißes Kleid?
Mein Hut, mit Demantstaub beschneit?
Er schämt sich wie ein Bettelmann,
Und läuft, was er nur laufen kann.
Und hinterdrein scherzt Jung und Alt
In Luft und Wasser, Feld und Wald;
Der Kibitz schreit, die Biene summt,
Der Kukuk ruft, der Käfer brummt;
Doch weil's noch fehlt an Spott und Hohn,
So quakt der Frosch vor Ostern schon.

Hoffmann von Fallersleben.

Der Schneemann.

Schneemann dort am Gartenzaune
Hat gar eine üble Laune.
Steht er dort den ganzen Tag,
Weiß nicht, was er reden mag.
Und die Sonne blinkt und blitzt,
Daß er wie ein Kranker schwitzt.
Weil der Himmel ist so blau,
Wird er vor Verdruß schier grau;
Weil die Wiesen werden grün,
Aergert er sich schmal und dünn.
Schneemann ist in großer Noth,
Denn es winkt ihm schon der Tod.
Kommen dann die schwarzen Raben,
Um die Leiche zu begraben.
Und Schneeglöckchen will vor Freuden
Ihm die Sterbeglocke läuten.
Und die Lerch' vor allen Dingen
Ihm ein Schlummerliedchen singen.
Aber, wo ist er zu finden?
Vornen nicht, und auch nicht hinten.
Freilich, weil ihm ganz zerbrochen
An der Sonne seine Knochen,

Weil zu Waſſer er zerronnen
An dem Glanz der goldnen Sonnen.
Kommt der Storch dazu geflogen,
Und die Schwalbe hergezogen,
Fragen nach dem todten Mann,
Niemand von ihm ſagen kann.
Wälzt der Storch mit ſeinem Bein
An den Zaun hin einen Stein;
Und die Schwalbe mit dem Schnabel
Schreibt darauf die ganze Fabel:
Hier liegt Einer, der im Leben
Weiter keinen Tang gegeben;
Der ſich, faul und ſehr verſteckt,
Lebenslang daher gehockt:
Und damit er doch nicht länger
Bleiben ſoll ein Müſſiggänger,
Und ein Griesgram und ein Haſſer,
Schmolz der Frühling ihn zu Waſſer;
Und damit will er begießen
All' die Blumen auf den Wieſen,
Daß ſie weiß und gelb und grün
Euch zur Luſt und Freude blühn.

Uhl.

Frühlingsgruß.

Leiſe zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus in's Weite.

Kling' hinaus bis an das Haus,
Wo die Veilchen ſprießen:
Wenn du eine Roſe ſchauſt,
Sag', ich laß' ſie grüßen.

Uhl.

Frühlingstraum.

Grün ist der Jasminenstrauch
Abends eingeschlafen.
Als ihn mit des Morgens Hauch
Sonnenlichter trafen,
Ist er schneeweiß aufgewacht:
Wie geschah mir in der Nacht?
Seht, so geht es Bäumen,
Die im Frühling träumen!

Rückert.

Morgenlied.

Wer schlägt so rasch an die Fenster mir
Mit schwanken grünen Zweigen?
Der junge Morgenwind ist hier
Und will sich lustig zeigen.

Heraus, heraus, du Menschensohn,
So ruft der kecke Geselle,
Es schwärmt von Frühlingswonnen schon
Vor deiner Kammerschwelle.

Hörst du die Käfer summen nicht?
Hörst du das Glas nicht klirren,
Wenn sie betäubt von Duft und Licht,
Hart an die Scheiben schwirren?

Die Sonnenstrahlen stehlen sich
Behende durch Blätter und Ranken,
Und necken auf deinem Lager dich
Mit blendendem Schweben und Schwanken.

Die Nachtigall ist heiser fast,
So lang' hat sie gesungen,
Und weil Du sie gehört nicht hast,
Ist sie vom Baum gesprungen.

Da ſchlug ich mit dem leeren Zweig
An deine Fenſterſcheiben;
Heraus, heraus in des Frühlings Reich!
Er wird nicht lange mehr bleiben.

[illegible]

Reiſelied.

Durch Feld und Buchenhallen,
Bald ſingend, bald fröhlich und ſtill,
Recht luſtig ſei vor allen,
Wer's Reiſen wählen will.

Wenn's kaum in Oſten glühte,
Die Welt noch ſtill und weit:
Da weht recht durch's Gemüthe
Die ſchöne Blüthenzeit!

Die Lerche als Morgenbote
Sich in die Lüfte ſchwingt,
Eine friſche Reiſenote
Durch Wald und Herz erklingt.

O Luſt, vom Berg zu ſchauen
Weit über Wald und Strom,
Hoch über ſich den blauen
Tiefklaren Himmelsdom!

Vom Berge Vöglein fliegen
Und Wolken ſo geſchwind,
Gedanken überfliegen
Die Vögel und den Wind.

Die Wolken ziehn hernieder,
Das Vöglein ſenkt ſich gleich,
Gedanken gehn und Lieder
Fort bis in's Himmelreich.

Eichendorff.

Sorge nicht!

Gestern stürmt's noch und am Morgen
Blühet schon das ganze Land —
Will auch nicht für morgen sorgen,
Alles steht in Gottes Hand.

Putz' dich nur in Gold und Seiden:
In dem Felde über Nacht
Engel Gott's die Lilien kleiden,
Schöner als du's je gedacht.

Sonn' dich auf des Lebens Gipfeln:
Ueber deinem stolzen Haus
Singt der Vogel in den Wipfeln,
Schwingt sich über dich hinaus.

Vögel nicht, noch Blumen sorgen,
Hat doch jedes sein Gewand —
Wie so fröhlich rauscht der Morgen!
Alles steht in Gottes Hand.

Eichendorff.

Sonntagsfeier.

Die Nacht war kaum verblühet;
Nur eine Lerche sang
Die stille Luft entlang:
Wen grüßt sie schon so frühe?

Und draußen in dem Garten
Die Bäume über's Haus
Sah'n weit in's Land hinaus,
Als ob sie wen erwarten.

In festlichen Gewanden
Wie eine Kinderschaar,
Thauperlen in dem Haar,
Die Blumen alle standen.

Ich dacht': Ihr kleinen Bräute,
Was ſchmückt ihr euch ſo ſehr?
Da blickt die eine her:
Still, ſtill! 's iſt Sonntag heute.

Schon klingen Morgenglocken:
Der liebe Gott nun bald
Geht durch den ſtillen Wald.
Da kniet' ich froh erſchrocken.

Eichendorff.

Der Frühling.

Nie vergißt der Frühling wiederzukommen,
Wenn Störche ziehn, wenn Schwalben auf der Wieſe ſind,
Kaum iſt dem Winter die Herrſchaft genommen,
So erwacht und lächelt das goldne Kind.

Dann ſucht er ſein Spielzeug wieder zuſammen,
Das der alte Winter verlegt und verſtört.
Er putzt den Wald mit grünen Flammen,
Der Nachtigall er die Lieder lehrt.

Er rührt den Obſtbaum mit röthlicher Hand,
Er klettert hinauf die Aprikoſenwand;
Wie durch Schnee die Blüthe roth unter die Blätter dringt,
Schüttelt er froh das Köpfchen, daß ihm die Arbeit gelingt.

Dann geht er und ſchläft im waldigen Grund,
Und haucht den Athem aus, den ſüßen:
Um ſeinen zarten rothen Mund
Im Graſ' Viol' und Erdbeer ſprießen:
Wie röthlich und bläulich lacht
Das Thal, wann er erwacht!

In den verſchloßnen Garten
Steigt er über's Gitter in Eil'
Mag auf den Schlüſſel nicht warten,
Ihm iſt keine Wand zu ſteil.

Er räumt den Schnee aus dem Wege,
Er ſchneidet das Dornhaaggehege
Und feiert auch am Abend nicht;
Er ſchaufelt und arbeitet im Mondenlicht.

Dann ruft er: »Wo ſäumen die Spielkameraden,
Daß ſie ſo lange in der Erde bleiben?
Ich habe ſie alle eingeladen,
Mit ihnen die fröhliche Zeit zu vertreiben.«

Die Lilie kommt und reicht die weißen Finger,
Die Tulpe ſteht mit dickem Kopfputz da,
Die Roſe tritt beſcheiden nah,
Aurikelchen und alle Blumen, vornehm und geringer.

Der bunte Teppich iſt nun geſtickt;
Die Liebe tritt aus Jasminlauben hervor.
Da danken die Menſchen, da jauchzet der Vögel ganzes Chor;
Denn alle fühlen ſich beglückt.

Dann küßt der Frühling die zarten Blumenwangen,
Und ſcheidet und ſagt: »Ich muß nun gehn.«
Da ſterben ſie alle an ſüßem Verlangen,
Daß ſie mit welken Häuptern ſtehn.

Der Frühling ſpricht: »Vollendet iſt mein Thun;
Ich habe ſchon die Schwalben herbeſtellt:
Sie tragen mich in eine andre Welt.
Ich will in Indiens duftenden Gefilden ruhn.

Ich bin zu klein, das Obſt zu pflücken,
Den Stock der ſchweren Traube zu entkleiden,
Mit der Senſe das goldene Korn zu ſchneiden;
Dazu will ich den Herbſt euch ſchicken.

Ich liebe das Spielen, bin nur ein Kind
Und nicht zur ernſten Arbeit geſinnt;
Doch ſeid ihr ſatt der Winterleiden,
Komm' ich zurück zu andern Freuden.

Die Blumen, die Vögel nehm' ich mit mir,
Wenn ihr erntet und keltert, was ſollen ſie hier?
Ade! Ade! iſt die Liebe nur da,
So bleibt euch der Frühling ewiglich nah!«

Uhl.

Die Sommergeiſter.

Sommers laufen in Mittagsglut,
Ohne die Sohlen zu ritzen,
Luftige Geiſter ohne Blut
Ueber der Aehren Spitzen.

Wenn die Erde recht dürr und heiß,
Werden ſie erſt lebendig;
Wenn der Himmel vor Hitze weiß,
Spielen ſie fort beſtändig.

Jedes Wölkchen die Kinder verſcheucht,
Daß ſie ſich eilig verſchlupfen;
Wenn ihnen würden die Füßchen feucht,
Stürben ſie hin am Schnupfen.

Leicht gekleidet im güldenen Hemd,
Glänzen die weißen Gliedchen;
In ſilberner Sprache, ſeltſam und fremd,
Singen ſie köſtliche Liedchen.

Doch wenn die Sichel mit drohendem Schall
Schwingen gebräunte Hände,
Dann hat der glänzende Kinderball,
Das Spiel des Sommers, ein Ende.

Fröſtelnd in Höhlen kauern ſie
Sich jetzt im Herbſte zuſammen;
Sehnend und weinend betrauern ſie
Des Sommers liebliche Flammen.

E. Paur.

Im Walde.

Wenn ich in dichten Waldesräumen
Mir ſelbſt oft überlaſſen bin,
Und unter hundertjähr'gen Bäumen
Hinwandle mit bewegtem Sinn;
Da fühl' ich von ganz eignem Bangen
Mich immer wunderbar befangen.

Die Eichen ſcheinen mir zu leben,
Voll Ernſt auf mich herabzuſehn,
Und mit der Blätter leiſem Beben
Vernehmlich mir in's Ohr zu wehn:
„Wie wagſt du's, unter alten Leuten,
„Du junges Blut, ſo keck zu ſchreiten?

„Wir ſtehen da ſeit längren Jahren,
„Als ſie dir Einer zählen mag!
„Wo warſt du noch, als wir ſchon waren?
„Wo trifft dich unſer letzter Tag?
„Du wagſt, uns lächelnd anzublicken?
„Uns dünkt, du ſollſt dich vor uns bücken!“

Und wenn mir ſolches kommt zu Sinnen,
Da zieh' ich allgemach den Hut,
Und ſchleich' in heil'ger Scheu von hinnen,
Ich unerfahrnes, junges Blut;
Sie ſcheinen dann, mit mildem Fächeln,
Des Jünglings Ehrfurcht zu belächeln.

Seidl.

Das Lied vom Samenkorn.

Der Sämann ſtreut aus voller Hand
Den Samen auf das weiche Land,
Und wunderſam, was er geſät,
Das Körnlein, wieder auferſteht.

Die Erde nimmt es in den Schoß
Und wickelt es im Stillen los;
Ein zartes Keimlein kommt hervor
Und hebt sein röthlich Haupt empor.

Es steht und frieret, nackt und klein,
Und fleht um Thau und Sonnenschein;
Die Sonne schaut von hoher Bahn
Der Erde Kindlein freundlich an.

Bald aber nahet Frost und Sturm,
Und schon verbirgt sich Mensch und Wurm;
Das Körnlein kann ihm nicht entgehn,
Und muß in Wind und Wetter stehn.

Doch schadet ihm kein Leid noch Weh,
Der Himmel deckt mit weißem Schnee
Voll Lieb' der Erde Kindlein zu;
Dann schlummert es in stiller Ruh'.

Bald fleucht des Winters trübe Nacht;
Die Lerche singt, das Korn erwacht,
Der Lenz heißt Bäum' und Wiesen blühn,
Und schmückt das Thal mit frischem Grün.

Voll krauser Aehren schlank und schön
Muß nun die Halmensaat erstehn,
Und wie ein grünes, stilles Meer,
Im Winde wogt sie hin und her.

Dann scheint vom hohen Himmelszelt
Die Sonne auf das Aehrenfeld;
Die Erde ruht in stillem Glanz,
Geschmückt mit goldnem Erntekranz.

Die Ernte naht, die Sichel klingt,
Die Garbe rauscht, gen Himmel dringt
Der Freude lauter Jubelsang,
Des Herzens stiller Preis und Dank.

Krummacher.

Das Kind an der Tanne.

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Was bist du schlank und hoch!
Man sieht den bunten Vogel kaum,
Der auf den Wipfel flog.
Vom Wipfel bis zur Wolke Saum
Scheint mir nur einer Spanne Raum.

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie grün ist dir das Haar!
So grün ist Gras und Laubfrosch kaum,
Auch bleibt das ganze Jahr,
Wie arg es stürmt und friert und schneit,
Unwandelbar dein Schmuck und Kleid.

O Tanne mein, o Tanne mein,
Wie ist dein Kopf so kraus!
Voll Locken hängt es hübsch und fein
Bis ganz nach oben aus;
Und weht einmal der Wind hinein,
Was muß das für ein Rauschen sein!

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie spitz ist dir das Blatt!
Voll Nadeln hängt der weite Raum,
Geschliffen scharf und glatt.
Doch weiß ich schon, es hat nicht Noth;
Du stichst nicht kleine Kinder todt.

O Tanne mein, o Tanne mein,
Was hängt dir da so rund?
Das muß ein hübsches Spielwerk sein,
So glatt, so grün, so bunt.
O lieber Baum, ich bitte sehr,
Wirf mir ein Dutzend Zapfen her.

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Du bist der Flügelsmann,
Drum stehst du an des Waldes Saum
Gar stattlich oben an.
Dem andern Pack sitzt schief der Rock,
Es sieht wie Krück' und Ofenstock.

O Tanne ſchlank, o Tanne ſchön,
Komm mit, mein lieber Baum!
Du ſollſt vor unſrer Thüre ſtehn,
Da iſt ein freier Raum.
Und wär' ein Schiff mit Segeln mein,
So ſollteſt du der Maſtbaum ſein.

Lappe.

Kinderlied von den grünen Sommervögeln.

Es kamen grüne Vögelein
Geflogen her vom Himmel,
Und ſetzten ſich im Sonnenſchein
In fröhlichem Gewimmel
All an des Baumes Aeſte,
Und ſaßen da ſo feſte,
Als ob ſie angewachſen ſei'n.

Sie ſchaukelten in Lüften lau
Auf ihren ſchwanken Zweigen,
Sie aßen Licht und tranken Thau,
Und wollten auch nicht ſchweigen,
Sie ſangen leiſe leiſe
Auf ihre ſtille Weiſe
Von Sonnenſchein und Himmelblau.

Wenn Wetternacht auf Wolken ſaß,
So ſchwirrten ſie erſchrocken,
Sie wurden von dem Regen naß,
Und wurden wieder trocken;
Die Tropfen rannen nieder
Vom grünenden Gefieder,
Und deſto grüner wurde das.

Da kam am Tag der ſcharfe Strahl,
Ihr grünes Kleid zu ſengen,
Und nächtlich kam der Froſt einmal,
Mit Reif es zu beſprengen;
Die armen Vöglein froren,
Ihr Frohſinn war verloren,
Ihr grünes Kleid ward bunt und fahl.

Da tritt ein ſtarker Mann zum Baum
Und hub ihn an zu ſchütteln,
Vom obern bis zum untern Raum
Mit Schauer zu durchrütteln.
Die bunten Vöglein girrten,
Und auseinander ſchwirrten;
Wohin ſie flogen, weiß man kaum.

Rückert.

Des Vögleins Begräbniß.

Unter den rothen Blumen
Schlummere, lieb Vögelein!
Unter den rothen Blumen
Graben wir traurig dich ein.

Haſt uns ſo ſchön geſungen,
Haben dich ſo geliebt,
Kehlchen hat ausgeklungen,
O wie uns das betrübt!

Als du noch ſangſt, hatte Roſen
Blühender Mai geweckt,
Aber nun mit Zeitloſen
Haben wir dich zugedeckt.

Bechſtein.

Winter.

Iſt oben wohl Baumwolle feil?
Sie ſchütten einem ein redlich Theil
Herab in den Garten und in's Haus,
Es ſchneit doch auch, es iſt ein Graus,
Und es hangen noch manche Wagen voll
Am Himmel oben, merk' ich wohl.

Und wo ein Mann von weitem lauft,
Er von der Baumwoll' hat gekauft,
Er trägt ſie auf der Achſel nach,
Und auf dem Hut und lauft ſo jach.
Was laufſt du ſo, du toller Chriſt?
Ich hoffe, daß ſie nicht geſtohlen iſt.

Und Gärten ab und Gärten auf
Hat jeder Pfahl ein Käpplein auf,
Sie ſtehn wie große Herren da,
Als hätten ſie's allein. Ei ja,
Leer ging der Nußbaum auch nicht aus,
Und Kirchendach und Herrenhaus.

Und wo man blickt, Schnee hin, Schnee her,
Man ſieht nicht Straß' und Stege mehr,
Manch Samenkörnchen klein und zart,
Liegt unter'm Boden wohl verwahrt,
Und ſchnei's, ſo lang es ſchneien mag,
Es harrt auf ſeinen Oſtertag.

Manch Sommervöglein auch dazu
Liegt unter der Erd' in guter Ruh,
Hat keinen Kummer, keine Klag',
Und harrt auf ſeinen Oſtertag!
Es kommt doch einmal, was kommen ſoll,
Bis dahin ſchläft's und iſt ihm wohl.

Und wenn ein Frühlingsſchwälbchen ſingt,
Die Sonnenwärm' hinunterdringt,
Der Daus, da wacht's in jedem Grab,
Und ſtreift ſein Todtenhemdlein ab.
Kein Löchlein rings? Es hebt, es lüpft,
Und heraus das junge Leben ſchlüpft.

Da fliegt ein hungrig Spätzlein her,
Ein Krümchen Brot wär' ſein Begehr.
So bittend ſchaut's euch [illegible]'s Gesicht,
Seit geſtern Abend aß es nicht.
Gelt, Bärſchchen, das iſt andre Zeit,
Wenn's Körner in alle Furchen ſtreut?

Nun andre her! Du brauchſt nicht mehr.
Biſt hungrig, komm nur wieder her!
's iſt wahr, was jenes Sprüchlein ſpricht:
„Sie ſäen nicht und ernten nicht,
Sie haben nicht Pflug und haben nicht Joch,
Und Gott der Herr ernährt ſie doch.“

Goethe, nach Hebel.

Winterlied.

Wie ruheſt du ſo ſtille
In deiner weißen Hülle,
Du mütterliches Land!
Wo ſind des Frühlings Lieder
Des Sommers bunt Gefieder,
Und dein beblümtes Feſtgewand?

Du ſchlummerſt nun entkleidet,
Kein Lamm und Schäfchen weidet
Auf deinen Au'n und Höh'n.
Der Vöglein Lied verſtummet,
Und keine Biene ſummet,
Doch biſt du auch im Schlummer ſchön.

Die Zweig' und Aeſte ſchimmern,
Und tauſend Lichter flimmern,
Wohin das Auge blickt.
Wer hat dein Bett bereitet,
Die Decke dir gebreitet,
Und dich ſo ſchön mit Reif geſchmückt?

Der gute Vater droben
Hat dir dein Kleid gewoben,
Er ſchläft und ſchlummert nicht.
So ſchlummre denn in Frieden!
Der Vater weckt die Müden
Zu neuer Kraft und neuem Licht.

Bald in des Lenzes Wehen
Wirſt du verjüngt erſtehen
Zum Leben wunderbar.
Sein Odem ſchwebt hernieder;
Dann, Erde, ſiehſt du wieder
Mit einem Blumenkranz im Haar.

[illegible].

Engelgruß.

Alljährlich an dem Tage,
Da du geboren biſt,
Frühzeitig, wenn du ſchlummerſt,
Ein Engel dich begrüßt.

Und was du lieb' und Gutes
Gethan in Jahresfriſt,
Der Engel wie im Traume
In deine Seele küßt.

Daß du mit hellen Augen
Erwacht zum Himmel ſchauſt,
Und deines Vaters Liebe
Mit fröhlichem Muth vertrauſt.

Doch, wenn er nichts gefunden
In eines Jahres Lauf,
Geht er von dir mit Weinen,
Und weinend wachſt du auf.

[illegible] Kletke.

Der Kinder Angebinde.

Ein Band wir, Mutter, bringen,
Das reichet Liebe dar,
Das ſoll dich feſt umſchlingen,
Am Tag, der dich gebar.

Von Gold ist's keine Kette,
Kein Stoff aus fremdem Land,
Es ist an ihrer Stätte
Ein festgewobnes Band.

Wohl rühret, befreit vom Harme,
Dein Herz darunter sich.
Sieh! deiner Kinder Arme
Umschlingen, Mutter, dich.

J. Kerner.

Und sind wir reicher Gaben
Nicht eben allzuschwer,
Das Beste, was wir haben,
Wir bringen's fröhlich her.

O Mutter, was wir bringen,
Voll Lieb' ein ganzes Herz!
Das soll zu ernsten Dingen
Ernst sein und froh zum Scherz.

Den Winken deiner Güte
Soll es gehorsam sein,
Wie sich mit Lust die Blüthe
Erschließt vor Gottes Sonnenschein.

H. Kletke.

Die frohen Vögel singen,
Die frischen Blumen glänzen,
O laß mit bunten Kränzen
Die Kinder dich umschlingen,

O könnten wir singen und sagen
Das wunderfrohe Lied,
Das uns in solchen Tagen
Die Seele hell durchzieht!

Wie bang ſind wir geweſen
Nach dieſer ſchönen Stunde!
In unſers Herzens Grunde
Mußt du es ſelber leſen.

H. Kletke.

Gott im Himmel ſchenk uns heut'
Deines Willens Freudigkeit,
Laß uns allzeit vor dir wandeln,
Dein im Denken, Sprechen, Handeln!

Gieb, was Liebe ſorgt und müht,
Daß es einſt zur Frucht erblüht;
Deinem Segen laß gelingen,
Daß wir rechten Dank vollbringen.

Wir ſind Kinder, haben nichts,
Doch im Wandel deines Lichts,
Dich vor Augen ohne Wanken,
Mögen wir der Liebe danken.

H. Kletke.

Zum neuen Jahr.

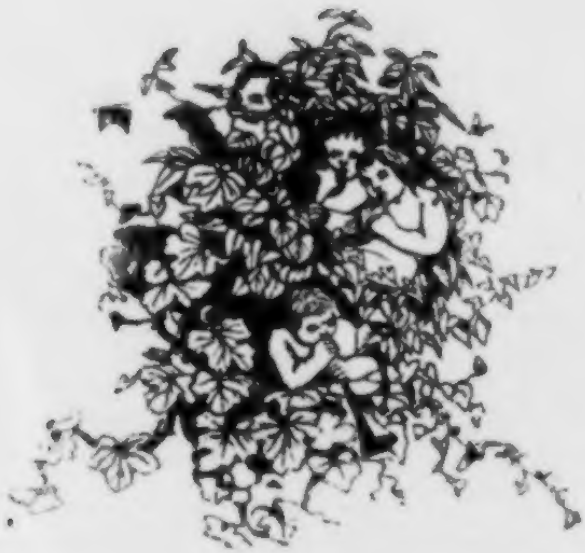
Des neuen Jahres erſter Tag
Ruft uns mit lautem Glockenſchlag:
„Was bringt ihr wohl zum neuen Jahr
Den theuern Eltern Liebes dar?“

Was hätten wir? Wir bitten dich,
O Gott, der du uns gnädiglich
Geſpeiſt, getränkt, geführt, bewahrt,
O laß uns werden von guter Art!

O laß uns ſolche Bäumchen ſein,
Die recht in deinem Licht gedeihn,
Stets nur wurzeln in deinem Grund,
Nach dir ſtreben zu aller Stund'.

Daß nimmer eines Jahres Frist
Ohne deinen Segen vergangen iſt,
Daß, wenn ſich Tag und Jahr erneu',
Ihr Wuchs das Elternherz erfreu'.

H. Lieſe.



Märchen.

Die Kinder im Walde.

Es blieben einſt drei Kinder ſtehn,
Die grad zur Schule ſollten gehn,
Sie dachten dies und dachten das,
Das Lernen ſei ein ſchlechter Spaß.

Und ſprachen dann mit leichtem Sinn:
Ei, laßt uns doch zum Walde hin,
Das Spielen iſt der Thierlein Brauch,
Laßt ſpielen uns mit ihnen auch.

Sie luden dann im Walde ein
Zum Spiel die Thiere groß und klein;
Doch ſprachen die: es iſt uns leid,
Wir haben jetzo keine Zeit.

Der Käfer brummte: das wär' ſchön,
Wollt' ich mit euch ſo müßig gehn,
Ich muß aus Gras ein Brücklein bau'n
Dem alten iſt nicht mehr zu trau'n.

Am Ameishaufen ſchlichen ſie
Ganz leiſ' vorbei, ich weiß nicht wie,
Und liefen vor dem Bienlein ſchier,
Als wär' es gar ein giftig Thier.

Das Mäuslein ſprach zu ihnen fein:
Ich ſammle für den Winter ein,
Und ich, das weiße Täubchen ſprach,
Zum Neſte dürre Reiſer trag.

Das Häschen winkte freundlich blos:
Ich könnte um die Welt nicht los;
Ihr ſeht, mein Schnäuzlein iſt nicht rein,
Das muß im Fluß gewaſchen ſein.

Auch Erdbeerblüthchen leiſe ſprach:
Ich nütze dieſen ſchönen Tag,
Zu reifen meine ſüße Frucht,
Die dann der arme Bettler ſucht.

Da kam ein junger Hahn daher,
Sie riefen: liebſter Monſieur Er,
Er hat doch wahrlich nichts zu thun,
Und kann ein bischen bei uns ruhn.

Pardon! ich hab' von Adel Gäſt',
Und arrangire heut' ein Feſt;
So ſpricht der Hahn voll Gravität,
Verneigt ſich ſteif und kalt und geht.

Drauf dachten ſie in ihrem Sinn:
Du Bächlein plätſcherſt doch ſo hin,
Komm', ſpiel' mit uns, ſei mit uns froh;
Das Bächlein ſprach erſtaunt: wie ſo?

Ei, ſeht die faulen Kinder, ſeht,
Ich weiß nicht, wo der Kopf mir ſteht,
Sie meinen, ich hätt' nichts zu thun,
Und kann doch Tag und Nacht nicht ruhn.

Menſchen, Thiere, Gärten, Wälder,
Wieſen, Thal und Berg und Felder,
Alle muß das Bächlein tränken,
Und die Töpfe auch noch ſchwenken.

Kinder wiegen, Mühlen treiben,
Bretter ſchneiden, Erz zerreiben,
Wolle ſpinnen, Schiffe tragen,
Feuer löſchen, Hämmer ſchlagen.

Ich kann euch alles sagen nicht,
Weil mir dazu die Zeit gebricht;
So sprach's, und sprang von Ort zu Ort,
Und husch! war gleich das Bächlein fort.

Da war ihr Muth dem Sinken nah,
Als Einer einen Finken sah,
Der auf dem Aste saß in Ruh,
Und pfiff sein Lied, und fraß dazu.

Sie riefen: ach Herr Biedermann!
Der all die schönen Lieder kann,
Du hast gewiß recht viele Zeit,
Und bist mit uns zum Spiel bereit.

Potz tausend, hab' ich recht gehört,
Ihr Kinder scheint mir recht bethört;
Ich hab' gejagt den langen Tag
Den Mücken, sie zu fangen, nach.

Nun wollen noch die Jungen mein
Im Schlafe eingesungen sein;
Drum pfeif' ich mit dem Brüderchor
Den Kleinen meine Lieder vor.

Ich sing' dem Wald zur hohen Lust,
Ein müder Mann aus froher Brust,
Dem Herren giebt mein Mund den Preis,
Und lobt die Arbeit und den Schweiß.

Doch sprecht, was habt denn ihr gemacht,
Die also schlecht von mir gedacht?
Kehrt um, ihr Müßiggänger ihr,
Und stört die Leut' nicht länger hier.

Von allen Thierlein so belehrt,
Sind drauf die Kinder froh gekehrt,
Und wußten, daß dem Fleiß allein
Des Spieles Lust ein Preis kann sein.

Des Hahn Gockels Leichenbegängniß.

Wer erſchlug den Hahn Gockel?
Ich, ſpricht der Sperber,
Ich bin der Verderber,
Ich erſchlug den Hahn Gockel.

Wer hat's geſehn?
Ich, ſpricht das Mäuslein,
Aus meinem kleinen Häuslein
Hab' ich's geſehn.

Wer trank das Blut?
Ich, ſpricht das Mücklein,
Mit kleinen Schlücklein
Trank ich ſein Blut.

Wer gräbt ſein Grab?
Ich, ſpricht Rothkehlein,
Mit meinen Zehlein
Grab' ich ſein Grab.

Wer trägt die Bahr?
Ich, ſpricht der Rabe,
Ich trag' im Trabe
Die Todtenbahr.

Wer iſt der Prieſter?
Ich, ſpricht die Dohle,
Bin ſchwarz wie eine Kohle,
Ich bin der Prieſter.

Wer ſingt den Pſalm?
Ich, ſpricht die Nachtigall,
Ich ſing' mit ſüßem Schall,
Ich ſing' ihm den Pſalm.

Wer läut' die Glock' hell?
Ich, ſpricht das Böcklein,
Ich läut' ihm's Glöcklein;
Fahr wohl, Hahn Gockel!

Alle die Vögel in der Luft
Befiel ein Klagen und Seufzen,
Als sie hörten das Glöcklein läuten
Zu Hahn Gockels Gruft.

Müller.

Geschichte von den sieben bunten Mäusen.

Vor langer, langer Zeit wohnte in Pudmin (einem Dorf auf Rügen im Swantower Kirchspiele) ein Bauer, der hatte eine schöne und fromme Frau, die fleißig betete, und alle Sonntage und Festtage zur Kirche ging, auch den Armen, die vor ihre Thüre kamen, gern gab. Es war überhaupt eine freundliche und mitleidige Seele und im ganzen Dorfe und Kirchspiele von allen Leuten geliebt. Nie hat man ein hartes Wort von ihr gehört, noch ist ein Fluch und Schwur oder andere Ungebühr je aus ihrem Munde gegangen. Diese Frau hatte sieben Kinder, lauter kleine Dirnen, von welchen die älteste zwölf und die jüngste zwei Jahr alt war: hübsche lustige Dingelchen. Diese gingen alle übereins gekleidet, mit bunten Röckchen und bunten Schürzen und rothen Mützchen, Schuhe aber und Strümpfe hatten sie nicht an, denn das hätte zu viel gekostet, sondern gingen baarfuß. Die Mutter hielt sie nett und reinlich, wusch und kämmte sie Morgens früh und Abends spät, wann sie aufstanden und zu Bett gingen, lehrte sie lesen und singen, und erzog sie in aller Freundlichkeit und Gottesfurcht. Wann sie auf dem Felde was zu thun hatte oder weit ausgehen mußte, stellte sie die älteste, welche Barbara hieß, über die andern; diese mußte auf sie sehen, ihnen was erzählen, auch wohl etwas vorlesen. Nun begab es sich einmal, daß ein hoher Festtag war — ich glaube, es war der Charfreitag — da ging die Bauerfrau mit ihrem Manne zur Kirche, und sagte den Kindern, sie sollten hübsch artig sein, der Barbara aber und den nächst älteren gab sie ein paar Lieder auf aus dem Gesangbuche, die sie auswendig lernen sollten. So ging sie weg. Barbara und die andern Kinder waren anfangs auch recht artig, die älteren nahmen die Bücher und lasen, und die kleinsten saßen still auf dem Boden und spielten. Als sie so saßen, da erblickte das eine Kind etwas hinter dem Ofen, und

rief: O seht! seht! was ist das für ein schöner und weißer Beutel! Es war aber ein Beutel mit Nüssen und Aepfeln, den die Mutter des Morgens dahin gehängt hatte, und den sie des Nachmittags einem ihrer kleinen Pathen bringen wollte. Die meisten Kinder sprangen nun alsbald auf und luckten darnach, und auch Barbara die älteste stand auf und luckte mit. Und die Kinder flüsterten und sprachen dies und das über den schönen Beutel und was wohl darin sein möchte. Und es gelüstete sie so sehr, es zu wissen; und da riß eins den Beutel von dem Nagel, und Barbara öffnete die Schnur, womit er zugebunden war, und es fielen Aepfel und Nüsse heraus. Und als die Kinder die Aepfel und Nüsse auf dem Boden hinrollen sahen, vergaßen sie alles und daß es Festtag war und was die Mutter ihnen befohlen und aufgegeben hatte: sie setzten sich hin und schmausten Aepfel und knackten Nüsse und aßen alles rein auf. Als nun Vater und Mutter um den Mittag aus der Kirche zu Hause kamen, sah die Mutter die Nußschalen auf dem Boden liegen, und sie schaute nach dem Beutel und fand ihn nicht. Da erzürnte sie sich und ward böse zum ersten Male in ihrem Leben und schalt die Kinder sehr und rief: Der Blitz! ich wollte, daß ihr Mausemärten *) alle zu Mäusen würdet! Der Schwur war aber eine große Sünde, besonders weil es ein so heiliger und hoher Festtag war; sonst hätte Gott es der Bäuerin wohl vergeben, weil sie doch so fromm und gottesfürchtig war. Kaum hatte die Frau das schlimme Wort aus ihrem Munde gehen lassen, so waren alle die sieben niedlichen Kinderchen weg, als hätte sie ein Wind weggeblasen, und sieben bunte Mäuse liefen in der Stube herum mit rothen Köpfchen, wie die Röcke und Mützen der Kinder gewesen waren. Und Vater und Mutter erschraken so sehr, daß sie hätten zu Stein werden mögen. Da kam der Knecht herein und öffnete die Thüre, und die sieben bunten Mäuse liefen alle zugleich hinaus und über die Flur auf den Hof hin; sie liefen aber sehr geschwind. Und als die Frau das sah, konnte sie sich nicht halten, denn es war ihr im Herzen, als wären die Mäuse ihre Kinder gewesen; und sie stürzte sich aus der Thüre hinaus, und mußte den Mäusen nachlaufen.

Die sieben bunten Mäuse aber liefen den Weg entlang aus dem Dorfe heraus, immer sperenstreichs; und so liefen sie über das Pudminer Feld und

*) Mausemärten: ein kleiner Dieb: Mauser.

das Günzer Feld und durch das Schoritzer Feld und durch die Krewe *) und die Dumsewitzer Koppel. Und die Mutter lief ihnen außer Athem nach, und konnte weder schreien, noch weinen, und wußte nicht mehr, was sie that. So liefen die Mäuse über das Dumsewitzer Feld hin, und in einen kleinen Busch hinein, wo einige hohe Eichen standen und in der Mitte ein spiegelheller Teich war. Und der Busch steht noch da mit seinen Eichen, und heißt der Mäusewinkel. Und als sie in den Busch kamen und an den Teich im Busche, da standen sie alle sieben still und kuckten sich um, und die Bauerfrau stand dicht bei ihnen. Es war aber, als wenn sie ihr Adje sagen wollten. Denn als sie die Frau so ein Weilchen angekuckt hatten, plumy! und alle sieben sprangen zugleich in's Wasser, und schwammen nicht, sondern gingen gleich unter in der Tiefe. Es war aber der helle Mittag, als dies geschah. Und die Mutter blieb stehen, wo sie stand, und rührte keine Hand und keinen Fuß mehr, sie war auch kein Mensch mehr. Sie ward strax zu einem Stein, und der Stein liegt noch da, wo sie stand und die Mäuslein verschwinden sah; und das ist dieser große runde Stein, an welchem wir sitzen. Und nun höre mal, was nach diesem geschehen ist und noch alle Nacht geschieht. Glocke zwölf, wann alles schläft und still ist und die Geister rundwandeln, da kommen die sieben bunten Mäuse aus dem Wasser heraus und tanzen eine ganze ausgeschlagene Stunde, bis es Eins schlägt, um den Stein herum. Und sie sagen, dann klingt der Stein, als wenn er sprechen könnte. Und das ist die einzige Zeit, wo die Kinder und die Mutter sich verstehen können und von einander wissen; die übrige Zeit sind sie wie todt. Dann singen die Mäuse einen Gesang, den ich dir sagen will, und der bedeutet ihre Veränderung, aber daß sie wieder in Menschen verwandelt werden können. Und dies ist der Gesang **):

Herut! Herut!
Du junge Brut!
Din Brüdegam schall kamen;
Se hebben di
Doch gar to früh
Din junges Leben namen.

*) Ein kleiner Wald.
**) So lautet er im Plattdeutschen.

Sitt he recht up'n Steen,
Watt he Fleſch un Been,
Un wi gan mit dem Kranze:
Edven Junggeſell'n
Und führen ſchöl'n
Juchhe! to'm Hochtidsdanze.

Und nun will ich dir ſagen von dem Geſange, was er bedeutet. Die Mäuſe tanzen nun wohl ſchon tauſend Jahre und länger um den Stein, wann es die Mitternacht iſt, und der Stein liegt eben ſo lange. Es geht aber die Sage, daß ſie einmal wieder verwandelt werden ſollen, und das kann durch Gottes Gnade nur auf folgende Weiſe geſchehen:

Es muß eine Frau ſein gerade ſo alt, als die Bäuerin war, da ſie aus der Kirche kam, und dieſe muß ſieben Söhne haben gerade ſo alt, als die ſieben kleinen Mädchen waren. Sind ſie eine Minute älter oder jünger, ſo geht es nicht mehr. Dieſe Frau muß an einem Charfreitage gerade um die Mittagszeit, als die Frau zu Stein ward, mit ihren ſieben Söhnen in den Buſch kommen und ſich auf den Stein ſetzen. Und wenn ſie ſich auf den Stein ſetzt, ſo wird der Stein lebendig und wird wieder in einen Menſchen verwandelt, und dann ſteht die Bauerfrau wieder da, leibhaftig und in eben den Kleidern, die ſie getragen, als ſie den Mäuſen nachgelaufen zu dieſem Mauſewinkel. Und die ſieben bunten Mäuſe werden wieder zu ſieben kleinen Mädchen in bunten Röcken und mit rothen Mützen auf dem Kopf. Und jedes kleine Mädchen geht zu dem kleinen Knaben hin, der ſein Alter hat, und ſie werden Braut und Bräutigam. Und wann ſie groß werden, ſo halten ſie Hochzeit an Einem Tage und tanzen ihre Kränze ab. Und es ſollen die ſchönſten Jungfrauen werden auf der ganzen Inſel, ſagen die Leute, und auch die glücklichſten und reichſten, denn alle dieſe Güter und Höfe hier umher ſollen ihnen gehören. Aber ach du lieber Gott! wann werden ſie verwandelt werden?

Ende.

Hütchen.

„Ich bin ein Geist, und geh' herum und heiße mit Namen Hütchen:
Wer früh aufsteht und fleißig ist, bekommt von mir ein Gütchen!
Husch hin und her
Die Kreuz und Quer!
Die ganze Stadt ist ledern,
Liegt bis an's Ohr in Federn!"
„Doch horch, da klingt ping pang, ping pang bei einem Nagelschmiede,
Und seine Tochter singt dazu aus einem frommen Liede!
Gesegnet seid
Ihr guten Leut'!
Wie fleißig beide sitzen:
Die Tochter klöpfelt Spitzen!"
Nun macht der Schmied viel Nägel sich ... die Stange nimmt kein Ende! —
Die Tochter mißt die Spitzen nach ... o Wunder auch kein Ende! —
„Seid fröhlich heut
Ihr guten Leut',
Die Frühauf segnet Hütchen,
Mit seinem Zauberrüthchen!" —

Kopisch.

Fingerhütchen.

Es war einmal ein armer Mann, der lebte in dem fruchtbaren Thale von Acherlow an dem Fuße des finstern Galti-Berges. Er hatte einen großen Höcker auf dem Rücken und es sah gerade aus, als wäre sein Leib heraufgeschoben und auf seine Schultern gelegt worden. Von der Wucht war ihm der Kopf so tief herabgedrückt, daß, wenn er saß, sein Kinn sich auf seine Knie zu stützen pflegte. Die Leute in der Gegend hatten Scheu, ihm an einem einsamen Orte zu begegnen, und doch war das arme Männchen so harmlos und friedliebend wie ein neugebornes Kind. Aber seine Ungestaltheit war so groß, daß er kaum wie ein menschliches Geschöpf aussah, und boshafte Leute hatten seltsame Geschichten von ihm verbreitet. Man erzählte sich, er besitze große Kenntniß der Kräuter und Zaubermittel, aber gewiß ist, daß er eine

geſchickte Hand hatte, Hüte und Körbe aus Stroh und Binſen zu flechten, auf welche Weiſe er ſich auch ſein Brot erwarb.

Fingerhütchen war ſein Spottname, weil er allzeit auf ſeinem kleinen Hut einen Zweig von dem rothen Fingerhut oder dem Eiſenkäppchen trug. Für ſeine geflochtenen Arbeiten erhielt er einen Groſchen mehr als andere und aus Neid darüber mögen einige wohl die wunderlichen Geſchichten von ihm in Umlauf gebracht haben. Damit verhalte es ſich nun, wie es wolle, genug es trug ſich zu, daß Fingerhütchen eines Abends von der Stadt Cahir nach Cappagh ging, und da er wegen des läſtigen Höckers auf dem Rücken nur langſam fortkennte, ſo war es ſchon dunkel, als er an das alte Hünengrab von Kneckgraften kam, welches rechter Hand an dem Wege liegt. Müde und abgemattet, niedergeſchlagen durch die Betrachtung, daß noch ein gutes Stück Weg vor ihm liege und er die ganze Nacht hindurch wandern müſſe, ſetzte er ſich unter den Grabhügel, um ein wenig auszuruhen und ſah ganz betrübt den Mond an, der eben ſilberrein aufſtieg.

Auf einmal drang eine fremdartige, unterirdiſche Muſik zu den Ohren des armen Fingerhütchens. Er lauſchte und ihm däuchte, als habe er noch nie ſo etwas entzückendes gehört. Es war wie der Klang vieler Stimmen, deren jede zu der andern ſich fügte und wunderbar einmiſchte, ſo daß es nur eine einzige zu ſein ſchien, während doch jede einen beſondern Ton hielt. Die Worte des Geſangs waren dieſe: Da Luan, Da Mort, Da Luan, Da Mort, Da Luan, Da Mort. Darnach kam eine kleine Pauſe, worauf die Muſik von vorne wieder anfing.

Fingerhütchen horchte aufmerkſam und getraute ſich kaum Athem zu ſchöpfen, damit ihm nicht der geringſte Ton verloren ginge. Er merkte nun deutlich, daß der Geſang mitten aus dem Grabhügel kam und obgleich anfangs auf das höchſte davon erfreut, ward er es doch endlich müde, denſelben Rundgeſang in einem fort ohne Abwechslung anzuhören. Als abermals Da Luan, Da Mort dreimal geſungen war, benutzte er die kleine Pauſe, nahm die Melodie auf und führte ſie weiter mit den Worten: augus da Cadine! Dann fiel er mit den Stimmen in dem Hügel ein, ſang Da Luan, Da Mort, endigte aber bei der Pauſe mit ſeinen augus da Cadine! *)

*) Die Worte des Geſangs bezeichnen die Wochentage: Montag, Dienſtag und Mittwoch.

Die Kleinen in dem Hügel, als ſie den Zuſatz zu ihrem Geiſtergeſang vernahmen, ergötzten ſich außerordentlich daran, und beſchloſſen ſogleich das Menſchenkind hinunter zu holen, deſſen muſikaliſche Geſchicklichkeit die ihrige ſo weit übertraf, und Fingerhütchen ward mit der kreiſenden Schnelligkeit des Wirbelwindes zu ihnen getragen.

Das war eine Pracht, die ihm in die Augen leuchtete, als er in den Hügel hinabkam, rund umher ſchwebend, leicht wie ein Strohhälmchen! und die lieblichſte Muſik hielt ordentlich Takt bei ſeiner Fahrt. Die größte Ehre wurde ihm aber erzeigt, als ſie ihn über alle die Spielleute ſetzten. Er hatte Diener, die ihm aufwarten mußten, alles was ſein Herz begehrte, wurde erfüllt und er ſah, wie gerne ihn die Kleinen hatten; kurz, er wurde nicht anders behandelt, als wenn er der erſte Mann im Lande geweſen wäre.

Darauf bemerkte Fingerhütchen, daß ſie die Köpfe zuſammenſteckten und mit einander rathſchlagten und ſo ſehr ihm auch ihre Artigkeit gefiel, ſo fing er doch an ſich zu fürchten. Da trat einer der Kleinen zu ihm hervor und ſagte:

„Fingerhut, Fingerhut!
faß dir friſchen Muth!
luſtig und munter,
dein Höcker fällt herunter,
ſiehſt ihn liegen, dir geht's gut,
Fingerhut, Fingerhut!

Kaum waren die Worte zu Ende, ſo fühlte ſich das Fingerhütchen ſo leicht, ſo ſelig, daß es wohl in einem Satz über den Mond weggeſprungen wäre, wie die Kuh in dem Mährchen von der Katze und der Geige. Er ſah mit der größten Freude von der Welt den Höcker von ſeinen Schultern herab auf den Boden rollen. Er verſuchte darauf, ob er ſeinen Kopf in die Höhe heben könnte, that's aber mit Vorſicht und Verſtand, aus Furcht, er möchte ihn an dem Tafelwerk der großen Halle einſtoßen. Dann aber ſchaute er rings herum mit der größten Bewunderung und ergötzte ſich an all den Dingen, die ihm immer ſchöner vorkamen. Zuletzt ward er ſo überwältigt von der Betrachtung des glänzenden Aufenthalts, daß ihm der Kopf ſchwindelte, die Augen geblendet wurden und er in einen tiefen Schlaf verfiel.

Bei ſeinem Erwachen war es voller Tag geworden. Die Sonne ſchien hell, die Vögel ſangen, und er lag gerade an dem Fuße des Rieſenhügels, während Kühe und Schafe friedlich um ihn her weideten. Nachdem Finger-

hütchen sein Gebet gesagt hatte, war sein erstes Geschäft, mit der Hand nach seinem Höcker zu greifen, aber es war auf dem Rücken keine Spur davon zu finden, und er betrachtete sich nicht ohne Stolz, denn aus ihm war ein wohlgebildeter, hübscher Bursche geworden, und, was keine Kleinigkeit schien, er sah sich von Kopf bis zu Füßen in neuen Kleidern, und merkte wohl, daß die Geister ihm diesen Anzug besorgt hatten.

Nun machte er sich auf den Weg nach Cappagh, er ging so tapfer daher und sprang bei jedem Schritte, als wenn er es sein Lebtag nicht anders gewohnt gewesen wäre. Niemand, der ihm begegnete, erkannte Fingerhütchen ohne den Höcker und er hatte große Mühe, die Leute zu überreden, daß er es wirklich wäre und in der That, seinem Aussehen nach, war er es auch nicht mehr.

Wie es aber zu gehen pflegt, die Geschichte von Fingerhütchens Höcker wurde überall bekannt und viel Wesens davon gemacht. Meilenweit in der Gegend redete Jedermann, vornehm oder gering, von nichts als von dieser Begebenheit.

Eines Morgens saß Fingerhütchen an seiner Hausthüre und war guter Dinge. Da trat eine alte Frau zu ihm und sagte: »zeigt mir doch den Weg nach Cappagh!«

»Ist nicht nöthig, liebe Frau«, antwortete er, »denn das ist hier Cappagh, aber wo kommt ihr her?«

»Ich komme aus der Gegend von Decie in der Grafschaft Waterford und suche einen Mann, der Fingerhütchen genannt wird und dem die Elfen sollen einen Höcker von der Schulter genommen haben. Da ist der Sohn meiner Gevatterin, der hat einen Höcker auf sich sitzen, der ihn noch todt drücken wird; vielleicht würde er davon erlöst, wenn er wie Fingerhütchen ein Zaubermittel anwenden könnte. Nun stellt Ihr Euch leicht vor, warum ich so weit hergekommen bin, ich möchte, wenn's möglich wäre, etwas von dem Zaubermittel erfahren.«

Fingerhütchen, das immer gutmüthig gewesen war, erzählte der alten Frau den Hergang ganz umständlich, wie es den Gesang der Elfen in dem Grabhügel fortgeführt, wie sie den Höcker von seinen Schultern weggenommen und wie sie ihm einen neuen Anzug von Kopf bis zu Füßen noch oben drein gegeben hätten.

Die alte Frau dankte tausendmal und machte sich wieder auf den Heim-

weg, zufriedengeſtellt und ganz glücklich in ihren Gedanken. Als ſie bei ihrer Gevatterin in der Grafſchaft Waterford angelangt war, erzählte ſie genau, was ſie von Fingerhütchen erfahren hatte. Darnach ſetzte ſie den kleinen buckelichen Kerl, der ſein Lebelang ein heimtückiſches, hämiſches Herz gehabt hatte, auf einen Wagen und zog ihn fort. Es war ein langer Weg, »aber was thut das, dachte ſie, wenn er nur den Höcker los wird«; eben als die Nacht einbrach, langte ſie bei dem Rieſenhügel an und legte ihn dabei nieder.

Hans Madden, denn das war der Name des Buckelichen, hatte noch gar nicht lange geſeſſen, ſo hub ſchon die Muſik in dem Hügel an, noch viel lieblicher als je, denn die Elfen ſangen ihr Lied mit dem Zuſatz, den ſie von Fingerhütchen gelernt hatten: Da Luan, Da Mort, Da Luan, Da Mort, Da Luan, Da Mort, augus da Cadine, ohne Unterbrechung. Hans, der nur geſchwind ſeinen Höcker los ſein wollte, wartete nicht, bis die Elfen mit ihrem Geſang fertig waren, noch achtete er auf einen ſchicklichen Augenblick, um die Melodie weiter, als Fingerhütchen fortzuführen, ſondern als ſie ihr Lied mehr als ſiebenmal in einem fort geſungen hatten, ſo ſchrie er ohne Rückſicht auf Takt und Weiſe der Melodie, und wie er ſeine Worte paſſend anbringen könnte, aus vollem Halſe: augus Da Dardine, augus da Hena, und dachte: »war ein Zuſatz gut, ſo ſind zwei noch beſſer, und hat Fingerhütchen einen neuen Anzug erhalten, ſo werden ſie mir wohl zwei geben.«

Kaum waren aber die Worte über ſeine Lippen gekommen, ſo ward er aufgehoben und mit wunderbarer Gewalt in den Hügel hineingetragen. Hier umringten ihn die Elfen, waren ſehr böſe, und ſchreiend und kreiſchend riefen ſie: »wer hat unſeln Geſang geſchändet? wer hat unſern Geſang geſchändet?« einer trat hervor und ſprach zu ihm:

„Hans Madden, Hans Madden!
Deine Worte ſchlecht klangen,
ſo lieblich wir ſangen.
Hier biſt du gefangen,
was wirſt du erlangen?
zwei Höcker für einen! Hans Madden!«

Und zwanzig von den ſtärkſten Elfen ſchleppten Fingerhütchens Höcker herbei, und ſetzten ihn oben auf den Buckel des unglückſeligen Hans Madden und da ſaß er ſo feſt, als wenn er mit zwölfpfennigs Nägeln von dem beſten Zimmermann, der je Nägel eingeſchlagen hat, aufgenagelt wäre. Dar-

nach stießen sie ihn mit den Füßen aus ihrer Wohnung, und am Morgen, als Hans Maddens Mutter und ihre Gevatterin kamen, nach dem kleinen Kerl zu sehen, so fanden sie ihn an dem Fuß des Hügels liegen, halbtodt mit einem zweiten Höcker auf seinem Rücken. Sie betrachteten ihn eine nach der andern, aber es blieb dabei; am Ende ward ihnen Angst, es könnte ihnen auch ein Höcker auf den Rücken gesetzt werden. Sie brachten den armseligen Hans wieder heim, so betrübt im Herzen und so jämmerlich anzusehen, als noch je ein paar alte Weiber. Hans durch das Gewicht des zweiten Höckers und die lange Fahrt erschöpft, starb bald hernach, indem er jedem eine schwere Verwünschung hinterließ, der auf den Gesang der Elfen horchen wollte.

Brüder Grimm.

Die Flasche.

In den guten Tagen, wo das stille Volk sich noch häufiger sehen ließ, als jetzt in dieser ungläubigen Zeit, lebte ein Mann, Michael Purcell, der einige Acker schlechtes und unfruchtbares Land gepachtet hatte, in der Nachbarschaft der ehemals so berühmten Pfründe von Mourne, anderthalb Stunden von Mallow und sieben von Cork. Michael hatte Frau und Kinder, sie thaten, was in ihren Kräften stand, das war freilich nicht viel, denn es war noch kein Kind soweit herangewachsen, daß es dem armen Manne bei seiner Arbeit helfen konnte, und die gute Frau besorgte die Kinder, melkte die Kuh, kochte Kartoffeln und trug die Eier nach Mallow; doch wie sie auch schafften, es war kaum genug, um die Pacht zu zahlen.

Sie schickten sich eine Zeitlang, so gut es gehen wollte, in die Umstände, doch zuletzt kam ein schlechtes Jahr, das Bischen Hafer verdarb, die Hühnchen verkümmerten, das Schwein magerte ab und wurde beinahe für nichts zu Mallow verkauft, und der arme Michael fand, daß er nicht genug hatte, um die Hälfte des Pachtgeldes zu zahlen, und zwei Termine war er schon schuldig.

»Was sollen wir nun anfangen, Marie?« fragte er.

»Was wir anfangen sollen?« antwortete sie, »treib' unsere Kuh auf den

Markt nach Cork und verkaufe sie dort. Montag ist Markttag, da mußt du frühe gehen, damit das arme Thier sich verschnauft, ehe es auf den Markt kommt.«

»Und was sollen wir anfangen, wenn sie fort ist?« sagte Mick bekümmert.

»Das weiß ich nicht, Michael, doch gewißlich wird uns Gott nicht verlassen und du weißt doch, wie gütig er gegen uns war, als der kleine Wilhelm krank lag und wir gar nichts für ihn hatten? Der Doctor von Ballydahin, der sanfte, feine Mann kam geritten und verlangte einen Trank Milch; er gab uns zwei Schillinge, schickte die Arzneien für das Kind und was es sonst nöthig hatte und gab mir jedesmal etwas zu essen, wenn ich kam, ihn um Rath zu fragen, den er mir niemals versagte; er kam auch und sah nach dem Kind und hörte mit seinen Wohlthaten nicht auf, bis es ganz gesund war.«

»Du denkst immer so, Marie, und ich glaube, du hast Recht, darum will ich mir auch über den Verkauf der Kuh keine Sorge machen. Ich will morgen gehen, du mußt aber Nadel und Zwirn nehmen und meinen Rock flicken, er ist unter dem Arm aufgerissen.«

Marie versicherte, daß sie alles in Ordnung bringen wollte; den folgenden Tag schickte er sich an, und sie schärfte ihm beim Abschied ein, die Kuh nicht anders zu verkaufen, als um den höchsten Preis. Michael versprach, es nicht zu vergessen und machte sich auf den Weg. Er trieb die Kuh langsam durch den kleinen Fluß, der den Weg durchschneidet und unter den alten Mauern von Mourne hinrinnt. Als er vorbei kam, fielen seine Augen auf die Thürme und einen von den alten Hollunderstämmen, die damals wie kleine Gerten aussahen.

»Ja«, rief er aus, »hätte ich nur die Hälfte des Geldes, das unter Euch begraben liegt, so brauchte ich die arme Kuh nicht dahin zu treiben! Ist's nicht ein Jammer, daß es unter der Erde ruht, während noch andere als ich es entbehren müssen! Nun, wenn's Gottes Wille ist, so komme ich mit etwas Geld in der Tasche zurück.«

Mit diesen Worten trieb er sein Vieh weiter. Es war ein schöner Tag und die Sonne schien glänzend auf die Mauern der alten Abtei, als er daran vorbei kam. Der Weg führte über eine Reihe allmählig aufsteigender Berge, bis er nach drei Stunden auf die Spitze der Anhöhe (die jetzt der Flaschen-

berg heißt, aber damals den Namen noch nicht führte) gelangte, an welcher Stelle ihn jemand einholte. »Guten Morgen!« sagte dieser. »Guten Morgen!« antwortete Michael freundlich, und sah sich nach dem Fremden um; es war ein kleines Männchen, daß man ihn einen Zwerg hätte nennen können, doch war er nicht ganz so klein. Er hatte ein altes, verschrumpftes, gelbliches Antlitz, das genau wie welker Blumenkohl aussah, dabei eine dünne, kleine Nase, rothe Augen und weiße Haare. Seine Lippen waren nicht roth, sondern sein ganzes Gesicht von einer Farbe, seine Augen ohne Ruhe, überall sich umschauend, und obgleich sie roth waren, so ward doch Michaels Herz eiskalt, wenn er sie ansah. Er hatte in der That wenig Gefallen an der Gesellschaft des Kleinen, und er konnte nicht das mindeste von seinen Beinen oder seinem Körper erblicken; das Männchen hatte sich, obgleich der Tag warm war, ganz in einen dicken, weiten Rock eingewickelt.

Michael trieb die Kuh ein wenig schneller, aber der Kleine hielt sich immer neben ihm. Er wußte nicht, auf welche Art er schritt, denn er fürchtete sich zu sehr, um sich nach ihm umzuschauen und wollte auch nicht das Kreuz über sich schlagen, denn er war bange, der alte Mann möchte zornig werden. Doch däuchte ihn, sein Reisegefährte ginge nicht wie ein anderer Mensch und setzte einen Fuß vor den andern, sondern glitte nur über den rauhen Weg (und rauh war er genug) wie ein Schatten dahin, ohne Geräusch und ohne Anstrengung. Dem armen Michael zitterte das Herz im Leibe, er sagte ein Gebet für sich und wünschte, er wäre den Tag nicht ausgegangen, oder er wäre schon auf dem Markt, oder er brauchte die Kuh nicht zu hüten, damit er vor dem Gespenst fortlaufen könnte.

Mitten in diesen Aengsten ward er von seinem Gefährten angeredet: »wohin wollt Ihr mit der Kuh, lieber Mann?«

»Nach dem Markt zu Cork,« antwortete Michael zitternd bei dem schnarrenden und schneidenden Ton der Stimme.

»Wollt Ihr sie verkaufen?« sagte der Fremde.

»Freilich treibe ich sie dahin, um sie zu verkaufen.«

»Wollt Ihr sie mir verkaufen?«

Michael fuhr erschrocken zurück, er fürchtete sich, mit dem Kleinen etwas zu thun zu haben und fürchtete sich noch mehr, nein zu sagen. Endlich sprach er: »was wollt Ihr mir dafür geben?«

„Ich will Euch etwas sagen,“ antwortete der Kleine, „ich gebe Euch diese Flasche dafür;“ indem er eine Flasche unter dem Mantel hervorholte.

Michael schaute erst ihn und die Flasche an, dann mußte er, mitten in seiner Angst, in ein lautes Gelächter ausbrechen.

„Lacht nach Herzenslust,“ sprach der Kleine, „aber ich sage Euch, diese Flasche ist mehr werth für Euch, als alles Geld, das Ihr für die Kuh in Cork bekommt, ja tausendmal mehr.“

Michael lachte wieder: „Ihr denkt wohl,“ sagte er, „ich wäre ein solcher Narr, daß ich meine gute Kuh für so eine Flasche hingäbe, die obendrein noch leer ist? wahrhaftig, daraus wird nichts.“

„Ihr thut besser, wenn Ihr mir die Kuh gebt und die Flasche nehmt; Ihr braucht es Euch nicht leid sein zu lassen.“

„Aber Marie, was würde die sagen? das würde kein Ende nehmen! und wie sollte ich meine Pacht zahlen? und was sollen wir anfangen ohne einen Heller Geld?“

„Ich versichere Euch, die Flasche ist besser, als alles Geld, nehmt sie und gebt mir die Kuh. Jetzt sage ich es Euch zum letztenmal, Michael Purcell.“

Michael war bestürzt. „Wie hat er meinen Namen erfahren!“ dachte er.

Der Fremde fuhr fort: „Michael Purcell, ich kenne Euch und habe Achtung vor Euch, darum folgt meinem Rath, oder Ihr werdet es empfinden. Wißt, Eure Kuh wird Euch hinfallen, ehe Ihr nach Cork kommt.“

Michael wollte eben sagen: „das verhüte Gott!“ aber der Kleine setzte hinzu (und Michael war zu aufmerksam, um etwas zu sagen, das ihn schweigen gemacht hätte, und viel zu höflich, als jemand in der Rede zu unterbrechen): „dann sollt Ihr wissen, es wird so viel Vieh auf dem Markt sein, daß Ihr zu einem geringen Preis losschlagen müßt und vielleicht fallt Ihr, wenn Ihr nach Haus geht, noch Räubern in die Hände. Doch wozu sage ich Euch das alles, da Ihr doch entschlossen seid, Euer Glück von Euch zu stoßen!“

„O nein, Herr, mein Glück möchte ich nicht von mir stoßen,“ sagte Michael, „und wäre ich gewiß, daß die Flasche so gut ist, als Ihr sagt, obgleich ich niemals großen Gefallen an einer leeren Flasche gehabt, wenn ich sie auch selbst ausgetrunken hatte, so wollte ich Euch die Kuh geben im Namen —“

„Bekümmert Euch nicht um Namen, unterbrach ihn der Kleine,“ fon-

dern gebt mir die Kuh; ich habe Euch keine Unwahrheit gesagt, und wenn Ihr damit heim kommt, so thut genau, was ich Euch heißen werde.«

Michael zögerte.

»Wohlan,« sagte der Fremde, »guten Tag, Michael Purcell, ich kann nicht länger warten. Noch einmal, nehmt sie hin und seid reich; schlagt sie aus und bettelt für Euren Lebensunterhalt, seht Eure Kinder in Armuth, Euer Weib sterbend vor Mangel; das wird Euer Schicksal sein, Michael Purcell.« Bei diesen Worten lächelte der Kleine boshaft, was seinen Anblick noch grausenhafter machte.

»Mag sein! ist wohl wahr!« sagte Michael immer noch zaudernd und unschlüssig, was er thun sollte. Er konnte nicht anders, er mußte dem alten Manne glauben und endlich in einem Anfall von Verzweiflung griff er nach der Flasche und sagte: »nehmt die Kuh, und wenn Ihr mich belogen habt, so wird Euch der Fluch des Armen treffen.«

»Ich achte weder auf Euern Fluch, noch auf Euern Segen, Michael Purcell, aber ich habe die Wahrheit gesprochen, das werdet Ihr noch heute Abend erfahren, wenn Ihr thut, was ich Euch sage.«

»Was soll ich thun?« fragte Michael.

»Wenn Ihr heim kommt, so kümmert Euch nicht darum, daß Euer Weib ärgerlich ist, sondern bleibt selbst gelassen und heißt sie die Flur sauber kehren, setzt den Tisch zurecht und deckt ein reines Tuch darüber, dann stellt die Flasche auf den Boden und sprecht die Worte: Flasche, thue Deine Schuldigkeit! und Ihr werdet den Erfolg sehen.«

»Und das ist alles?« fragte Mick.

»Nichts weiter«, sagte der Kleine. »Guten Tag, Michael Purcell, Ihr seid ein reicher Mann.«

»Das gebe Gott!« sagte Michael, als der alte Mann die Kuh forttrieb und er wieder auf dem Heimweg war; doch konnte er nicht umhin, den Kopf umzudrehen und dem Käufer seiner Kuh nachzusehen, bis er ganz verschwunden war.

»Gott behüte und bewahre uns!« rief Michael, »der gehört nicht dieser Welt an. Aber wo ist meine Kuh?« Sie war fort und Michael ging heimwärts, Gebete für sich hersagend und seine Flasche festhaltend.

»Was wollt' ich anfangen,« dachte er, »wenn sie mir zerbräche, doch

davor will ich mich hüten« und ſteckte ſie vor ſeine Bruſt, beſorgt über den Erfolg und zweifelhaft über den Empfang, den er bei ſeiner Frau zu erwarten hatte. Während er Sorge und Erwartung, Furcht und Hoffnung gegen einander abwog, erreichte er Abends ſeine Hütte und überraſchte ſeine Frau, die bei dem Torffeuer am Herde ſaß.

»Ei, Michael, du biſt wieder da! gewiß biſt du nicht nach Cork gekommen! ſprich, was iſt dir begegnet? wo iſt die Kuh? haſt du ſie verkauft? wie viel haſt du dafür gelöſt? was giebt's Neues? erzähl' mir davon.«

»Willſt du mir Zeit laſſen, Marie, ſo will ich dir alles haarklein erzählen. Wo unſere Kuh iſt, möchteſt du gerne wiſſen; aber das kann ich dir nicht ſagen, denn ich weiß am allerwenigſten, wo ſie iſt.«

»Was haſt du dafür gelöſt, Michael? heraus mit dem Geld!«

»Kleine Geduld, Marie, und du ſollſt Alles hören.«

»Aber was iſt das für eine Flaſche unter deiner Weſte?« fragte Marie, die den hervorragenden Hals bemerkte.

»Nun ſei vergnügt,« ſagte Michael, »doch ich muß dir erſt erzählen!« und ſtellte die Flaſche auf den Tiſch. »Das iſt alles, was ich für die Kuh bekommen habe.«

Die arme Frau war wie vom Donner gerührt. »Alles, was du bekommen haſt! und wozu taugt das, Michael? ſo hätte ich doch mein Lebtag nicht gedacht, daß du ein ſolcher Narr wäreſt. Wie willſt du nun die Pacht bezahlen?«

»Willſt du Vernunft annehmen, Marie?« ſagte Michael, »ſo will ich dir erzählen, wie der alte Mann, oder wer es ſonſt war, mir begegnete, nein, er begegnete mir nicht, ſondern er war da bei mir, eben auf dem Berg, und wie er mich dazu bewog, ihm die Kuh zu verkaufen, und mir ſagte, dieſe Flaſche, wäre etwas für mich.«

»Wahrhaftig bloß für dich, du Narr!« ſagte Marie und griff nach der Flaſche, um ſie ihrem armen Manne an den Kopf zu werfen. Aber Michael faßte ſie geſchwind, machte ſie ganz gelaſſen (denn er erinnerte ſich an den Befehl des Kleinen) von den Händen ſeines Weibes los und ſteckte ſie wieder vor ſeine Bruſt.

Die arme Marie ſaß da und weinte, während ihr Michael ſeine Geſchichte erzählte und ſich dabei oft bekreuzigte und ſegnete. Indeſſen konnte

ſie nicht umhin, ihm Glauben beizumeſſen, zumal ſie an Geiſter glaubte. Ohne ein Wort zu ſprechen, ſtand ſie auf und fing an, die Flur mit einem Büſchel Heidekraut zu kehren. Hierauf ordnete ſie alles, ſetzte den langen Tiſch zurecht und deckte ein reines Tuch, das einzige, das ſie hatten, darüber her und Michael ſtellte die Flaſche auf die Erde und ſprach: »Flaſche, thue deine Schuldigkeit!«

»Dort! dort! Mutter, ſieh doch! rief der älteſte Knabe, ein baumbackigs Kind von fünf Jahren, und ſprang an ſeiner Mutter Seite, als zwei winzige kleine Geſtalten, wie Lichtſtrahlen, aus der Flaſche hervorſtiegen und in einem Augenblick den Tiſch mit ſilbernen und goldenen Schüſſeln und Tellern beſetzten, auf welchen die köſtlichſten Speiſen lagen, und ſo wie alles in Ordnung war, wieder in die Flaſche hinabſtiegen. Michael und ſeine Frau betrachteten alles mit höchſtem Erſtaunen, denn ſie hatten ſolche Schüſſel und Teller ihr Lebtag nicht geſehen und glaubten, dergleichen könnte man nicht genug bewundern, ſo daß ſie von dem bloßen Anſchauen allen Hunger vergaßen. Endlich ſagte Marie: »komm, Michael, und ſetz' dich nieder, verſuch's und iß ein wenig, du mußt ja hungrig ſein nach einem ſo guten Tagwerk.«

»Siehſt du, der Mann hat keine Unwahrheit von der Flaſche geſagt.« Michael ſetzte ſich und gab auch den Kindern ihren Platz an dem Tiſch; ſie hielten eine herrliche Mahlzeit und doch blieb die Hälfte der Schüſſeln unangerührt.

»Mich ſoll doch wundern, ſagte Marie, ob die guten, kleinen Herrn dieſe koſtbaren Sachen wieder wegnehmen werden!« Sie warteten, aber niemand kam. Da hob Marie ſorgfältig Schüſſel und Teller auf und ſprach: gewißlich, es war keine Unwahrheit, du biſt jetzt ein reicher Mann, Michael Purcell.«

Sie gingen alle zu Bett, doch nicht um zu ſchlafen, ſondern um zu verabreden, wie ſie dieſe köſtlichen Dinge, deren ſie nicht bedurften, zu Geld machen wollten, um mehr Ländereien zu übernehmen. Michael ging nach Cork, verkaufte ſeine Goldſchüſſeln, erhandelte ſich Wagen und Pferd und überlegte, wie er viel Geld erwerben könnte. Sie gaben ſich alle Mühe, die Flaſche geheim zu halten, doch vergeblich; der Gutsherr brachte es heraus. Eines Tages kam er zu Michael und fragte ihn, wie er zu all dem Geld gekom-

men wäre, das er doch in keinem Falle durch die Pacht gewonnen hätte; er quälte ihn so lange, bis Michael ihm endlich von der Flasche sagte. Der Gutsherr bot viel Geld, doch dafür wollte sie Michael nicht geben, bis er ihm zuletzt alles, was er jetzt in Pacht hatte, als Eigenthum anbot. Da dachte Michael, der reich genug war, nun bedürfe er des Geldes weiter nicht mehr, und gab die Flasche hin.

Michael hatte sich verrechnet, er und die Seinigen verschleuderten das Geld, als wenn es kein Ende nehmen könnte, und um die Geschichte kurz zu machen, sie wurden immer ärmer und ärmer, bis sie am Ende nichts mehr übrig hatten, als eine Kuh, welche Michael abermals vor sich hertrieb, um sie auf dem Markt zu Cork zu verkaufen, nicht ohne Hoffnung, dem kleinen Mann von neuem zu begegnen und eine andere Flasche zu erhalten. Der Tag brach eben an, als er sich von Haus aufmachte und er ging einen guten Schritt, bis er zu der Höhe kam. Die Nebel schliefen noch in den Thälern und kräuselten sich in duftigen Kränzen auf der braunen Heide rings um ihn her. Die Sonne erhob sich zu seiner Linken und vor seinen Füßen sprang eine Lerche aus ihrem Lager im Gras und stieg, ihren fröhlichen Morgengesang anstimmend, in den blauen Himmel hinauf.

Michael bekreuzigte sich, horchte auf den süßen Gesang der Lerche und mußte beständig an das alte, kleine Männchen denken. Da wurde er, gerade als er den Gipfel des Bergs erreichte und seine Augen auf die weite Aussicht vor und hinter sich warf, von der wohlbekannten Stimme sowohl erschreckt, als erfreut, die ihm zurief: „nicht wahr, Michael Purcell, ich sagte dir, du würdest ein reicher Mann werden?“

„Gewiß, es war keine Lüge, Herr! Ich wünsche Euch einen guten Morgen, aber daß ich zur Zeit ein reicher Mann bin, kann ich nicht sagen. Habt Ihr eine andere Flasche? ich bedarf ihrer so gut, wie vordem. Habt Ihr sie, Herr, hier ist die Kuh dafür.

„Und hier ist die Flasche,“ sagte der Kleine und lächelte, „du weißt, was du damit zu thun hast.“

„Ach ja,“ antwortete er, „ich will es schon recht machen.“

„Guten Tag, Herr,“ rief Michael, als er sich auf den Heimweg begab, „gutes Glück Euch und gutes Glück dem hohen Berg, dem Flaschenberg, damit er einen Namen bekommt; guten Tag, Herr, guten Tag!“ Damit eilte

er, so schnell er konnte, zurück, ohne sich nur einmal nach dem Kleinen mit dem weißen Gesicht und der Kuh umzuschauen, nur besorgt, seine Flasche heimzubringen. Wohlbehalten langte er damit an und sobald er Marie erblickte, rief er aus: »ja, ich habe eine andere Flasche!«

»Tausend!« rief die Frau, »hast du sie? du bist ein Glückskind, Michael Purcell, ja das bist du!«

Sie brachte alles sogleich in Ordnung und Michael seine Flasche betrachtend, schrie in seiner Freude: »Flasche, thue deine Schuldigkeit!« In einem Augenblick sprangen zwei große, gewaltige Männer aus der Flasche mit dicken Knütteln in den Händen, die den armen Michael, seine Frau und seine ganze Familie unbarmherzig bläuten, bis alles auf dem Boden lag, worauf sie in die Flasche zurückeilten. Michael, sobald er wieder zu Besinnung kam, stand auf und sah sich um. Er sann und sann. Endlich hob er Frau und Kinder in die Höhe und sprach: »macht, daß Ihr Euch wieder erholt, so gut es geht,« nahm die Flasche unter den Mantel und begab sich zu seinem Gutsherrn.

Dort war große Gesellschaft und Michael bat einen Bedienten, dem Herrn zu sagen, daß er ein paar Worte mit ihm zu sprechen wünsche. Endlich kam der Herr heraus und fragte: »was bringt Ihr mir neues, Michael?«

»Nichts, Herr, als daß ich eine andere Flasche habe.«

»Ei, ei! ist sie auch so gut, wie die erste?«

»Ja wohl, Herr, noch besser. Wenn's Euch beliebt, so will ich sie Euch vor allen Herrn und Damen zeigen.«

»Tretet nur herein,« sprach der Gutsherr und Michael ward in den Saal geführt, wo er seine alte Flasche erblickte, die eben auf dem Gesimse stand. »Sieh da!« sagte er zu sich selbst, »vielleicht habe ich dich in kurzem wieder!«

»Wohlan,« sagte der Gutsherr, »zeigt her Eure Flasche!« Michael setzte sie auf den Boden und sprach die Zauberworte. In einem Augenblick lag der Gutsherr darnieder, Damen und Herren, Bediente und wer sonst zugegen war, rannten, schrien, wälzten sich, stießen mit den Füßen und heulten. Becher und Teller rollten nach allen Seiten hin, bis der Gutsherr endlich ausrief: »bring diese zwei Teufel zur Ruhe, Michael Purcell, oder ich lasse dich aufhängen!«

„Nicht eher ſollen ſie aufhören,“ ſagte Michael, „als bis Ihr mir meine Flaſche wiedergebt, die ich dort eben auf dem Geſims ſehe.“

„Holt ſie ihm herab,“ ſagte der Herr, „ehe wir alle ermordet ſind.“

Michael ſteckte die alte Flaſche vor ſeine Bruſt, die Männer ſprangen wieder in die neue hinein, und er trug ſie beide heim. Was ſoll ich noch weiter erzählen, daß Michael reicher ward, als zuvor, daß ſein Sohn die Tochter des Gutsherrn heirathete, daß er und ſein Weib in hohem Alter ſtarben und bei ihrer Leichenfeier einige Diener in Streit geriethen und die Flaſchen zerbrachen! Doch der Berg hat noch immer den Namen und wird wohl Flaſchenberg heißen, bis an's Ende der Welt.

Brüder Grimm.

Der Spielmann.

Der Spielmann ſtimmt ſeine Geigen
Und ſpricht zu ihr:
Du ſollſt dein Kunſtſtück zeigen;
Komm, geh' mit mir!
Der Spielmann geht mit ihr vor ein Schloß;
'S iſt Nacht, der Spielmann fidelt drauf los.
Der Spielmann ſagt: 's iſt nicht genug,
Ich muß fideln noch einen Zug.

Vor dem Schloß iſt ein Garten
Mit Bäumen und Pflanzen;
Die können die Zeit nicht erwarten
Zu tanzen.
Der Spielmann fidelt vor dem Schloß,
Die Bäume tanzen alle drauf los.
Der Spielmann ſpricht: 's iſt nicht genug,
Ich muß fideln noch einen Zug.

Im Garten iſt ein Weiher,
Darin ſind Fiſch';
Die hören auf das Geleier
Und tanzen friſch,
Der Spielmann fidelt vor dem Schloß,
Die Bäum' und die Fiſche tanzen drauf los.
Der Spielmann ſpricht: 's iſt noch nicht genug,
Ich muß fideln noch einen Zug.

Im Schloſſe drin ſind Mäuſe,
Der Spielmann ſpielt auf,
Die Mäuſe hören leiſe,
Sie wachen auf.
Der Spielmann fidelt vor dem Schloß,
Bäume, Fiſch' und Mäuſe tanzen drauf los.
Der Spielmann ſpricht: 's iſt noch nicht genug.
Ich muß fideln noch einen Zug.

Im Schloß ſind Tiſch' und Bänke
Die werden wach,
Sie kommen aus dem Gelenke
Und tanzen nach.
Der Spielmann fidelt vor dem Schloß; —
Bäume, Fiſche, Mäuſe, Bänke tanzen drauf los.
Der Spielmann ſpricht: 's iſt noch nicht genug.
Ich muß fideln noch einen Zug.

Sind denn keine Menſchen vorhanden?
Der Spielmann ſpricht:
Ich ſpiele mich ſchier zu Schanden,
Sie hören nicht.
Bäume, Fiſche, Mäuſe, Bänke tanzen drauf los.
Wollen die Menſchen nicht aus dem Schloß?
Der Spielmann ſpricht: 's iſt noch nicht genug.
Ich muß fideln noch einen Zug.

Da wird das Schloß auf einmal ganz
Lebendig,
Es ſtellt ſich auf die Spitz' und tanzt
Unbändig.
Der Spielmann ſpielt, es tanzt das Schloß,
Die Menſchen ſchlafen noch immer drauf los.
Der Spielmann ſpricht: 's iſt noch nicht genug,
Ich muß fideln noch einen Zug.

Da tanzt das Schloß, bis in Stücken es geht
Mit Krachen;
Nun hören es endlich die Menſchen im Bett
Und erwachen.
Sie hören den Spielmann ſpielen vor'm Schloß,
Und tanzen nun auch mit dem anderen Troß.
Der Spielmann ſpricht: nun iſt es genug,
Nun fidl' ich weiter keinen Zug.

Kgl. Bibl.
Berlin

Des Riesen Schwert.

Der Riese hatt' ein gutes Schwert,
Und wenn er's schwingt und dazu spricht:
Alle Köpf' herunter, nur meiner nicht!
So liegen sie alle auf der Erd'
Alle Köpfe, nur seiner nicht.

Der starke Riese war nicht schwach,
Die Köpfe fielen hageldicht,
Schicht über Schicht, nur seiner nicht,
Weil er das Wort stets sprach:
Alle Köpfe, nur meiner nicht!

Nur meiner nicht! das Wörtlein klein,
War's ihm zu klein, war's ihm zu viel?
Oder war's, weil ihm das Zäpflein fiel?
Als es sollte gesprochen sein,
Kam er damit nicht zum Ziel.

Sprach: Alle Köpf' herunter dort!
Und einer nach dem andern fiel,
Und keiner blieb auf seinem Stiel,
Auch seiner rollt' mit fort,
Am Ende war das Spiel.

Rückert.

Die ecclesiastische Musik.

Als nun einmal am Kirchweihfest
Die Bauern wieder recht lustig gewest,
Die Musikanten heimgegangen,
Die Instrumente an den Nagel gehangen,
Da klettert auf geschickte Weise
Violinchen von der Wand ganz leise,
Und pizzicato, mit gedämpftem Ton,
Ruft sie: „Gevatter, schlaft ihr schon?"
Der Brummbaß, in der Ecke gelehnt,
Wacht auf und gähnt.

Brummt in den Bart verdrießlich und spricht:
„Was soll das hier, so ohne Licht?
So laß mich schlafen auf der Dielen
Ich habe nicht Lust mehr aufzuspielen.“
Violinchen aber läßt ihm keine Ruh,
Sie ruft die andern Schwestern dazu,
Zupft an der Nase das Clarinettchen,
Weckt mit dem Horne das Fagöttchen
Und sagt: „ihr Kinder, ohne Zweifel,
Sind wir doch rechte dumme Teufel,
Wir quälen uns die halbe Nacht
Und uns wird kein Vergnügen gemacht.
Schwiegen wir einmal still aus Verdruß,
Es regte sich weder Hand noch Fuß;
Stets kommen die Bauern zu uns zu Gast,
Sie haben die Lust und wir die Last;
Da dächt' ich, wir machten uns auch einmal
Ein Tanzvergnügen da unten im Saal;
Was meint ihr?“ Da waren sie gleich bei Hand,
Clarinettchen, Fagöttchen stiegen von der Wand,
Und auch der ungefüge Baß,
Er mußte mit, es verdroß ihn das.
So tanzten sie ohne Kichn und Licht,
Man sah die Hand vor den Augen nicht,
Doch ging es lustig drunter und drüber,
Die Kreuz, die Quer, herüber, hinüber,
Clarinettchen, Fagöttchen und Linchen zumal,
Sie sangen und sprangen und tobten im Saal,
Der Brummbaß tanzte breit und schwer
Dazwischen wie ein polnischer Bär.
Und wie sich Violinchen im Kreise dreht,
Sie weiß nicht mehr, wo der Kopf ihr steht,
Es schwirrt, es flirrt ihr um den Sinn,
Sie schwankt, sie wankt — da fällt sie hin.
Fagöttchen, Clarinettchen stolpern auch,
Und Brummbaß, mit seinem dicken Bauch,
Auf die andern wie ein Mehlsack fällt,
Daß keine kein Knöchlein ganz behält.
Arm Violinchen hatte den Hals gebrochen,
Lag vierzehn Monat und sieben Wochen,
Clarinettchen ging die Nase in Stücken,
Man mußte nach dem Chirurgus schicken,
Fagöttchen war das Mundstück zerschlagen,
Der Brummbaß klagte über Brust und Magen,

Sie kamen ſämmtlich in's Lazareth,
Lagen an ſchweren Wunden zu Bett,
Der Spielmann aber, den das verdroſſen,
Hat doppelt feſt ſie angeſchloſſen.

Fr. Förſter.

Die Elfen.

„Wo iſt denn die Marie, unſer Kind?“ fragte der Vater.

„Sie ſpielt draußen auf dem grünen Platze,“ antwortete die Mutter, „mit dem Sohne unſeres Nachbars.“

„Daß ſie ſich nicht verlaufen,“ ſagte der Vater beſorgt; „ſie ſind unbeſonnen.“

Die Mutter ſah nach den Kleinen und brachte ihnen ihr Vesperbrot. „Es iſt heiß,“ ſagte der Burſche; und das kleine Mädchen langte begierig nach den rothen Kirſchen. „Seid nur vorſichtig, Kinder,“ ſprach die Mutter; „lauft nicht zu weit vom Hauſe, oder in den Wald hinein; ich und der Vater gehn aufs Feld hinaus.“ Der junge Andres antwortete: „O, ſei ohne Sorge, denn vor dem Walde fürchten wir uns; wir bleiben hier beim Hauſe ſitzen, wo Menſchen in der Nähe ſind.“

Die Mutter ging und kam bald mit dem Vater wieder heraus. Sie verſchloſſen ihre Wohnung und wandten ſich nach dem Felde, um nach den Knechten und zugleich auf die Wieſe nach der Heuernte zu ſehen. Ihr Haus lag auf einer kleinen grünen Anhöhe, von einem zierlichen Stakete umgeben, welches auch ihren Frucht- und Blumengarten umſchloß; das Dorf zog ſich etwas tiefer hinunter, und jenſeits erhob ſich das gräfliche Schloß. Martin hatte von der Herrſchaft das große Gut gepachtet und lebte mit ſeiner Frau und ſeinem einzigen Kinde vergnügt; denn er legte jährlich zurück und hatte die Ausſicht, durch Thätigkeit ein vermögender Mann zu werden, da der Boden ergiebig war, und der Graf ihn nicht drückte.

Indem er mit ſeiner Frau nach ſeinen Feldern ging, ſchaute er fröhlich um ſich und ſagte: „Wie iſt doch die Gegend hier ſo ganz anders, Brigitte, als diejenige, in der wir ſonſt wohnten. Hier iſt es ſo grün, das ganze Dorf

prangt von dichtgedrängten Obſtbäumen, der Boden iſt voll ſchöner Kräuter und Blumen, alle Häuſer ſind munter und reinlich, die Einwohner wohlhabend, ja mir dünkt, die Wälder hier ſind ſchöner und der Himmel blauer, und ſo weit nur das Auge reicht, ſieht man ſeine Luſt und Freude an der freigebigen Natur.«

»So wie man nur,« ſagte Brigitte, »dort jenſeit des Fluſſes iſt, ſo befindet man ſich wie auf einer andern Erde; alles ſo traurig und dürr; jeder Reiſende behauptet aber auch, daß unſer Dorf weit und breit in der Runde das ſchönſte ſei.«

»Bis auf jenen Tannengrund,« erwiederte der Mann; ſchau einmal dorthin zurück, wie ſchwarz und traurig der abgelegene Fleck in der ganzen heitern Umgegend liegt; hinter den dunkeln Tannenbäumen die rauchige Hütte, die verfallenen Ställe, der ſchwermüthig vorüberfließende Bach.«

»Es iſt wahr,« ſagte die Frau, indem beide ſtill ſtanden; »ſo oft man ſich jenem Platze nur nähert, wird man traurig und beängſtigt, man weiß ſelbſt nicht warum. Wer nur die Menſchen eigentlich ſein mögen, die dort wohnen, und warum ſie ſich doch nur ſo von allen in der Gemeinde entfernt halten, als wenn ſie kein gutes Gewiſſen hätten.«

»Armes Geſindel,« erwiederte der junge Pachter, »dem Anſcheine nach Zigeunervolk, die in der Ferne rauben und betrügen und hier vielleicht ihren Schlupfwinkel haben. Mich wundert nur, daß die gnädige Herrſchaft ſie duldet.«

»Es können auch wohl,« ſagte die Frau weichmüthig, »arme Leute ſein, die ſich ihrer Armuth ſchämen, denn man kann ihnen doch eben nichts Böſes nachſagen; nur iſt es bedenklich, daß ſie ſich nicht zur Kirche halten, und man auch eigentlich nicht weiß, wovon ſie leben; denn der kleine Garten, der noch dazu ganz wüſt zu liegen ſcheint, kann ſie unmöglich ernähren, und Felder haben ſie nicht.«

»Weiß der liebe Gott,« fuhr Martin fort, indem ſie weiter gingen, »was ſie treiben mögen; kommt doch auch kein Menſch zu ihnen; denn der Ort, wo ſie wohnen, iſt ja wie verbannt und verhext, ſo daß ſich auch die vorwitzigſten Burſche nicht hingetrauen.«

Dieſes Geſpräch ſetzten ſie fort, indem ſie ſich in das Feld wandten. Jene finſtre Gegend, von welcher ſie ſprachen, lag abſeits vom Dorfe. In einer Vertiefung, welche Tannen umgaben, zeigte ſich eine Hütte und verſchie-

dene faſt zertrümmerte Wirthſchaftsgebäude; nur ſelten ſah man Rauch dort aufſteigen, noch ſeltener wurde man Menſchen gewahr; jezuweilen hatten Neugierige, die ſich etwas näher gewagt, auf der Bank vor der Hütte einige abſcheuliche Weiber in zerlumptem Anzuge wahrgenommen, auf deren Schooß eben ſo häßliche und ſchmutzige Kinder ſich wälzten; ſchwarze Hunde liefen vor dem Reviere; in den Abendſtunden ging wohl ein ungeheurer Mann, den Niemand kannte, über den Steg des Baches und verlor ſich in die Hütte hinein; dann ſah man in der Finſterniß ſich verſchiedene Geſtalten, wie Schatten, um ein ländliches Feuer bewegen. Dieſer Grund, die Tannen und die verfallene Hütte machten wirklich in der heitern grünen Landſchaft gegen die weißen Häuſer des Dorfes und gegen das prächtige neue Schloß den ſonderbarſten Abſtich.

Die beiden Kinder hatten jezt die Früchte verzehrt. Sie verfielen darauf, in die Wette zu laufen, und die kleine behende Marie gewann dem langſameren Andres immer den Vorſprung ab. „So iſt es keine Kunſt!“ rief dieſer endlich aus; „aber laß es uns einmal in die Weite verſuchen; dann wollen wir ſehen, wer gewinnt!“ „Wie du willſt,“ ſagte die Kleine, „nur nach dem Strome dürfen wir nicht laufen.“ „Nein,“ erwiederte Andres, „aber dort auf jenem Hügel ſteht der große Birnbaum, eine Viertelſtunde von hier; ich laufe hier links um den Tannengrund vorbei, du kannſt rechts in das Feld hinein rennen, daß wir nicht eher als oben wieder beiſammen kommen, ſo ſehen wir dann, wer der beſte iſt.“

„Gut,“ ſagte Marie und fing ſchon an zu laufen, „ſo hindern wir uns auch nicht auf demſelben Wege, und der Vater ſagt ja, es ſei zum Hügel hinauf gleich weit, ob man dieſſeit, ob man jenſeit der Zigeunerwohnung geht.“

Andres war ſchon vorangeſprungen, und Marie, die ſich rechts wandte, ſah ihn nicht mehr. „Er iſt eigentlich dumm,“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt; „denn ich dürfte nur den Muth faſſen, über den Steg bei der Hütte vorbei und drüben wieder über den Hof hinaus zu laufen, ſo käme ich gewiß viel früher an.“ Schon ſtand ſie vor dem Bache und dem Tannenhügel. „Soll ich? Nein es iſt doch zu ſchrecklich,“ ſagte ſie. Ein kleines weißes Hündchen ſtand jenſeits und bellte aus Leibeskräften. Im Erſchrecken kam das Thier ihr wie ein Ungeheuer vor, und ſie ſprang zurück. „O weh!“ ſagte ſie, „nun iſt der Andres weit voraus, während ich hier ſteh' und überlege.“

„Das Hündchen bellte immer fort, und da sie es genauer betrachtete, kam es ihr nicht mehr fürchterlich, sondern im Gegentheil ganz allerliebst vor. Es hatte ein rothes Halsband um mit einer glänzenden Schelle, und so wie es den Kopf hob und sich im Bellen schüttelte, erklang die Schelle äußerst lieblich. „Ei, es will nur gewagt sein!“ rief die kleine Marie; ich renne, was ich kann, und bin schnell, schnell jenseits wieder hinaus; sie können mich doch eben nicht gleich von der Erde auffressen!“ Somit sprang das muntere muthige Kind auf den Steg, rasch an dem kleinen Hund vorüber, der still ward und sich an ihr schmeichelte. Und nun stand sie im Grunde, und rund umher verdeckten die schwarzen Tannen die Aussicht nach ihrem elterlichen Hause und der übrigen Landschaft.

Aber wie war sie verwundert! Der bunteste, fröhlichste Blumengarten umgab sie, in welchem Tulpen, Rosen und Lilien mit den herrlichsten Farben leuchteten; blaue und goldrothe Schmetterlinge wiegten sich in den Blüthen; in Käfigen aus glänzendem Draht hingen an den Spalieren vielfarbige Vögel, die herrliche Lieder sangen; und Kinder in weißen kurzen Röckchen mit gelockten gelben Haaren und hellen Augen sprangen umher; einige spielten mit kleinen Lämmern, andere fütterten die Vögel, oder sammelten Blumen und schenkten sie einander; andere wieder aßen Kirschen, Weintrauben und röthliche Aprikosen. Keine Hütte war zu sehn, aber wohl stand ein grosses, schönes Haus mit ehrner Thür und erhabenem Bildwerk leuchtend in der Mitte des Raumes. Marie war vor Erstaunen außer sich und wußte sich nicht zu finden. Da sie aber nicht blöde war, ging sie gleich zum ersten Kinde, reichte ihm die Hand und bot ihm guten Tag. „Kommst du, uns auch einmal zu besuchen?“ sagte das glänzende Kind; „ich habe dich draußen rennen und springen sehn; aber vor unserm Hündchen hast du dich gefürchtet.“ „So seid ihr wohl keine Zigeuner und Spitzbuben,“ sagte Marie, „wie Andres immer spricht? O freilich ist der nur dumm und redet viel in den Tag hinein.“ — „Bleib' nur bei uns,“ sagte die wunderbare Kleine, „es soll dir schon gefallen.“

„Aber wir laufen ja in die Wette.“

„Zu ihm kommst du noch früh genug zurück. Da nimm und iß!“ Marie aß und fand die Früchte so süß, wie sie noch keine geschmeckt hatte, und Andres, der Wettlauf und das Verbot ihrer Eltern waren gänzlich vergessen.

Eine große Frau in glänzendem Kleide trat herzu und fragte nach dem fremden Kinde. »Schönste Dame,« sagte Marie, »von ohngefähr bin ich hereingelaufen, und da wollen sie mich hier behalten.« »Du weißt, Zerina,« sagte die Schöne, »daß es ihr nur kurze Zeit erlaubt ist; auch hättest du mich erst fragen sollen.« »Ich dachte,« sagte das glänzende Kind, »weil sie doch schon über die Brücke gelassen war, könnt' ich es thun; auch haben wir sie ja oft im Felde laufen sehn, und du hast dich selber über ihr muntres Wesen gefreut; wird sie uns doch früh genug verlassen müssen.«

»Nein, ich will hier bleiben,« sagte Marie, »denn hier ist es schön; auch finde ich hier das beste Spielzeug und dazu Erdbeeren und Kirschen; draußen ist es nicht so herrlich.«

Die goldbekleidete Frau entfernte sich lächelnd, und viele von den Kindern sprangen jetzt um die fröhliche Marie mit Lachen her, neckten sie und ermunterten sie zu Tänzen, andere brachten ihr Lämmer oder wunderbares Spielgeräth; andere machten auf Instrumenten Musik und sangen dazu. Am liebsten aber hielt sie sich zu der Gespielin, die ihr zuerst entgegen gegangen war, denn sie war die freundlichste und holdseligste von allen. Die kleine Marie rief einmal über das andre: »Ich will immer bei euch bleiben, und ihr sollt meine Schwestern sein,« worüber alle Kinder lachten und sie umarmten. »Jetzt wollen wir ein schönes Spiel machen,« sagte Zerina. Sie lief eilig in den Palast und kam mit einem goldenen Schächtelchen zurück, in welchem sich glänzender Samenstaub befand. Sie faßte mit den kleinen Fingern hinein und streute einige Körner auf den grünen Boden. Alsbald sah man das Gras wie in Wogen rauschen, und nach wenigen Augenblicken schlugen glänzende Rosengebüsche aus der Erde, wuchsen schnell empor und entfalteten sich plötzlich, indem der süßeste Wohlgeruch den Raum erfüllte. Auch Marie faßte von dem Staube, und als sie ihn ausgestreut hatte, tauchten weiße Lilien und die buntesten Nelken hervor. Auf einen Wink Zerinas verschwanden die Blumen wieder, und andere erschienen an ihrer Stelle. »Jetzt,« sagte Zerina, »mache dich auf etwas Größeres gefaßt.« Sie legte zwei Pinienkörner in den Boden und stampfte sie heftig mit dem Fuße ein. Zwei grüne Sträucher standen vor ihnen. »Halte dich fest an mir,« sagte sie, und Marie schlang die Arme um den zarten Leib. Da fühlte sie sich empor gehoben, denn die Bäume wuchsen unter ihnen mit der größten Schnel-

ligkeit; die hohen Pinien bewegten sich, und die beiden Kinder hielten sich, hin und wieder schaukelnd in den rothen Abendwolken, umarmt und küßten sich. Die andern Kleinen kletterten mit behender Geschicklichkeit an den Stämmen der Bäume auf und nieder und stießen und neckten sich, wenn sie sich begegneten, unter lautem Gelächter. Stürzte eins der Kinder im Gedränge herunter, so flog es durch die Luft und senkte sich langsam und sicher zur Erde hinab. Endlich fürchtete sich Marie; die andre Kleine sang einige laute Töne, und die Bäume versenkten sich wieder eben so allgemach in den Boden und setzten sie nieder, als sie sich erst in die Wolken gehoben hatten.

Sie gingen durch die erzene Thür des Palastes. Da saßen viele schöne Frauen umher, ältere und junge im runden Saal; sie genossen die lieblichsten Früchte, und eine herrliche unsichtbare Musik erklang. In der Wölbung der Decke waren Palmen, Blumen und Laubwerk gemalt, zwischen denen Kinderfiguren in den anmuthigsten Stellungen kletterten und schaukelten. Nach den Tönen der Musik verwandelten sich die Bildnisse und glühten in den brennendsten Farben; bald war das Grüne und Blaue, wie helles Licht funkelnd, vorherrschend, dann sank die Farbe erblassend zurück, der Purpur flammte auf, und das Gold entzündete sich. Dann schienen die nackten Kinder in den Blumengewinden zu leben und mit den rubinrothen Lippen den Athem einzuziehn und auszuhauchen, so daß man wechselnd den Glanz der weißen Zähnchen wahrnahm, so wie das Aufleuchten der himmelblauen Augen.

Aus dem Saale führten eherne Stufen in ein großes unterirdisches Gemach. Hier lag viel Gold und Silber, und Edelsteine von allen Farben funkelten dazwischen. Wundersame Gefäße standen an den Wänden umher; alle schienen mit Kostbarkeiten angefüllt. Das Gold war in mannigfaltigen Gestalten gearbeitet und schimmerte mit der freundlichsten Röthe. Viele kleine Zwerge waren beschäftigt, die Stücke aus einander zu suchen und sie in die Gefäße zu legen; andere, höckrig und krummbeinig mit langen, rothen Nasen, trugen schwer und vorn übergebückt Säcke herein, so wie die Müller Getreide, und schütteten die Goldkörner keuchend auf den Boden aus. Dann sprangen sie ungeschickt rechts und links und griffen die rollenden Kugeln, die sich verlaufen wollten, und es geschah nicht selten, daß einer den andern im Eifer umstieß, so daß sie schwer und tölpisch zur Erde fielen. Sie machten verdrießliche Gesichter und sahen scheel, als Marie über ihre Geberden

und Häßlichkeit lachte. Hinten saß ein alter eingeschrumpfter kleiner Mann, welchen Zerina ehrerbietig grüßte, und der nur mit ernstem Kopfnicken dankte. Er hielt ein Zepter in der Hand und trug eine Krone auf dem Haupte; alle übrigen Zwerge schienen ihn für ihren Herrn anzuerkennen und seinen Winken zu gehorchen. »Was giebt's wieder?« fragte er mürrisch, als die Kinder ihm etwas näher kamen. Marie schwieg furchtsam, aber ihre Gespielin antwortete, »daß sie nur gekommen seien, sich in den Kammern umzuschauen.« »Immer die alten Kindereien!« sagte der Alte; »wird der Müssiggang nie aufhören?« Darauf wandte er sich wieder an sein Geschäft und ließ die Geldstücke wägen und aussuchen; andre Zwerge schickte er fort; manchen schalt er zornig. »Wer ist der Herr?« fragte Marie. »Unser Metallfürst,« sagte die Kleine, indem sie weiter gingen.

Sie schienen sich wieder im Freien zu befinden, denn sie standen an einem großen Teiche: aber doch schien keine Sonne, und sie sahen keinen Himmel über sich. Ein kleiner Nachen empfing sie, und Zerina ruderte sehr emsig. Die Fahrt ging schnell. Als sie in die Mitte des Teiches gekommen waren, sah Marie, daß tausend Röhren, Kanäle und Bäche sich aus dem kleinen See nach allen Richtungen verbreiteten. »Diese Wasser rechts,« sagte das glänzende Kind, »fließen unter euren Garten hinab; davon blüht dort alles so frisch. Von hier kommt man in den großen Strom hinunter.« Plötzlich kamen aus allen Kanälen und aus dem See unendlich viele Kinder auftauchend angeschwommen; viele trugen Kränze von Schilf und Wasserlilien, andere hielten rothe Korallenzacken, und wieder andre bliesen auf krummen Muscheln. Zwischen den Kleinen bewegten sich schwimmend die schönsten Frauen, und oft sprangen viele Kinder zu der einen oder der andern und hingen ihnen mit Küssen um Hals und Nacken. Alle begrüßten die Fremde. Zwischen diesem Getümmel hindurch fuhren sie aus dem See in einen kleinen Fluß hinein, der immer enger und enger ward. Endlich stand der Nachen. Man nahm Abschied, und Zerina klopfte an den Felsen. Wie eine Thür that sich dieser von einander, und eine ganz rothe weibliche Gestalt half ihnen aussteigen. »Geht es recht lustig zu?« fragte Zerina. »Sie sind eben in Thätigkeit,« antwortete jene, und so freudig, wie man sie nur sehn kann; aber die Wärme ist auch äußerst angenehm.«

Sie stiegen eine Wendeltreppe hinauf, und plötzlich sah sich Marie in

dem glänzendſten Saal, ſo daß beim Eintreten ihre Augen vom hellen Lichte geblendet waren. Feuerrothe Tapeten bedeckten mit Purpurgluth die Wände, und als ſich das Auge etwas gewöhnt hatte, ſah ſie zu ihrem Erſtaunen, wie im Teppich ſich Figuren tanzend auf und nieder in der größten Freude bewegten, die ſo lieblich gebaut und von ſo ſchönen Verhältniſſen waren, daß man nichts Anmuthigeres ſehen konnte. Ihr Körper war wie von röthlichem Kryſtall, ſo daß es ſchien, als flöſſe und ſpielte in ihnen ſichtbar das bewegte Blut. Sie lachten das fremde Kind an und begrüßten es mit verſchiedenen Gebärden; aber als Marie näher gehen wollte, hielt ſie Zerina mit Gewalt zurück und rief: »Du verbrennſt dich, Mariechen, denn alles iſt Feuer.«

Marie fühlte die Hitze. »Warum kommen nur,« ſagte ſie, »die allerlieblichſten Geſchöpfe nicht zu uns heraus und ſpielen mit uns?« »Wie du in der Luft lebſt,« ſagte jene, »ſo müſſen ſie immer im Feuer bleiben und würden hier draußen verſchmachten. Sieh' nur, wie ihnen wohl iſt, wie ſie lachen und kreiſchen. Jene dort unten verbreiten die Feuerflüſſe von allen Seiten unter der Erde hin; davon wachſen nun die Blumen, die Früchte und der Wein; die rothen Ströme gehn neben den Waſſerbächen, und ſo ſind die flammigen Weſen immer thätig und freudig. Aber dir iſt es hier zu heiß, wir wollen wieder hinaus in den Garten gehn.«

Hier hatte ſich die Scene verwandelt. Der Mondſchein lag auf allen Blumen, die Vögel waren ſtill, und die Kinder ſchliefen in mannigfaltigen Gruppen in den grünen Lauben. Marie und ihre Freundin fühlten aber keine Müdigkeit, ſondern luſtwandelten in der warmen Sommernacht unter vielerlei Geſprächen bis zum Morgen.

Als der Tag anbrach, erquickten ſie ſich an Früchten und Milch, und Marie ſagte: »Laß uns doch zur Abwechſelung einmal nach den Tannen hinaus gehn, wie es dort ausſehen mag.« »Gern,« ſagte Zerina, »ſo kannſt du auch zugleich dort unſere Schildwachen beſuchen, die dir gewiß gefallen werden; ſie ſtehn eben auf dem Walle zwiſchen den Bäumen.« Sie gingen durch die Blumengärten, durch anmuthige Haine voller Nachtigallen, dann ſtiegen ſie über Rebenhügel und kamen endlich, nachdem ſie lange den Windungen eines klaren Baches nachgefolgt waren, zu den Tannen und der Erhöhung, welche das Gebiet begränzte. »Wie kommt es nur,« fragte Marie, »daß wir hier innerhalb ſo weit zu gehen haben, da doch draußen der Um-

kreis nur so klein ist?« »Ich weiß nicht,« antwortete die Freundin, »wie es zugeht, aber es ist so.« Sie stiegen zu den finstern Tannen hinauf, und ein kalter Wind wehte ihnen von draußen entgegen. Ein Nebel schien weit umher auf der Landschaft zu liegen. Oben standen wunderliche Gestalten mit mehligen, bestäubten Angesichtern, den widerlichen Häuptern der weißen Eulen nicht unähnlich. Sie waren in faltige Mäntel von zottiger Wolle gekleidet und hielten Regenschirme von seltsamen Häuten ausgespannt über sich. Mit Fledermausflügeln, die abenteuerlich neben dem Rockelor hervor starrten, wehten und fächelten sie unablässig. »Ich möchte lachen, und mir graut,« sagte Marie. »Diese sind unsre guten fleißigen Wächter,« sagte die kleine Gespielin. »Sie stehen hier und wehen, damit jeden kalte Angst und wunderbares Fürchten befällt, der sich uns nähern will; sie sind aber so bedeckt, weil es jetzt draußen regnet und friert, was sie nicht vertragen können. Hier unten kommt niemals Schnee und Wind, noch kalte Luft her; hier ist ein ewiger Sommer und Frühling, doch wenn die da oben nicht oft abgelöst würden, so vergingen sie gar.«

»Aber wer seid ihr denn,« fragte Marie, indem sie wieder in die Blumendüfte hinunterstiegen, »oder habt ihr keinen Namen, woran man euch erkennt?«

»Wir heißen Elfen,« sagte das freundliche Kind. »Man spricht auch wohl in der Welt von uns, wie ich gehört habe.«

Sie hörten auf der Wiese ein großes Getümmel. »Der schöne Vogel ist angekommen!« riefen ihnen die Kinder entgegen. Alles eilte in den Saal. Sie sahen indem schon, wie Jung und Alt sich über die Schwelle drängte. Alle jauchzten und von innen scholl eine jubilirende Musik heraus. Als sie hinein getreten waren, sahen sie die große Runde ang von den mannigfaltigsten Gestalten angefüllt, und alle schauten nach einem großen Vogel hinauf, der in der Kuppel mit glänzendem Gefieder, langsam fliegend, vielfache Kreise beschrieb. Die Musik klang fröhlicher, als sonst; die Farben und Lichter wechselten schneller. Endlich schwieg die Musik, und der Vogel schwang sich rauschend auf eine glänzende Krone, die unter dem hohen Fenster schwebte, welches von oben die Wölbung erleuchtete. Sein Gefieder war purpurn und grün, durch welches sich die glänzendsten goldenen Streifen zogen; auf seinem Haupte bewegte sich ein Diadem von so hellleuchtenden kleinen Federn, daß sie wie Edelsteine

blitzten. Der Schnabel war roth, und die Beine glänzend blau. Wie er ſich regte, ſchimmerten alle Farben durcheinander, und das Auge war entzückt. Seine Größe war die eines Adlers. Aber jetzt öffnete er den leuchtenden Schnabel, und ſo ſüße Melodie quoll aus ſeiner bewegten Bruſt in ſchönern Tönen, als die der lieblichen Nachtigall, mächtiger zog ſein Geſang und goß ſich wie Lichtſtrahlen aus, ſo daß alle bis auf die kleinſten Kinder ſelbſt vor Freude und Entzücken weinen mußten. Als er geendigt hatte, neigten ſich alle vor ihm; er umflog wieder in Kreiſen die Wölbung, ſchoß dann durch die Thür und ſchwang ſich in den lichten Himmel, wo er oben bald nur noch wie ein rother Punkt erglänzte und ſich den Augen dann ſchnell verlor.

„Warum ſeid ihr alle ſo in Freude?“ fragte Marie und neigte ſich zum ſchönen Kinde, das ihr kleiner, als geſtern, vorkam. „Der König kommt,“ ſagte die Kleine, „den haben viele von uns noch nicht geſehn, und wo er ſich hinwendet, iſt Glück und Fröhlichkeit. Wir haben ſchon lange auf ihn gehofft, ſehnlicher, als ihr nach langem Winter auf den Frühling wartet, und nun hat er durch dieſen ſchönen Botſchafter ſeine Ankunft melden laſſen. Dieſer herrliche und verſtändige Vogel, der im Dienſt des Königs geſandt wird, heißt Phönix. Er wohnt fern in Arabien auf einem Baume, der nur einmal in der Welt iſt, ſo wie es auch keinen zweiten Phönix giebt. Wenn er ſich alt fühlt, trägt er aus Balſam und Weihrauch ein Neſt zuſammen, zündet es an und verbrennt ſich ſelbſt. So ſtirbt er ſingend, und aus der duftenden Aſche ſchwingt ſich dann der verjüngte Phönix mit neuer Schönheit wieder auf. Selten nur nimmt er ſeinen Flug ſo, daß ihn die Menſchen ſehn, und geſchieht es einmal, ſo zeichnen ſie es in ihre Denkbücher auf und erwarten wundervolle Begebenheiten. Aber nun, meine Freundin, wirſt du auch ſcheiden müſſen, denn der Anblick des Königes iſt dir nicht vergönnt.“

Da wandelte die goldbekleidete ſchöne Frau durch das Gedränge, winkte Marie zu ſich und ging mit ihr unter einen einſamen Laubengang. „Du mußt uns verlaſſen, mein geliebtes Kind,“ ſagte ſie; „der König will auf zwanzig Jahr und vielleicht auf länger ſein Hoflager hier halten. Nun wird ſich Fruchtbarkeit und Segen weit in der Landſchaft verbreiten, am meiſten hier in der Nähe; alle Brunnen und Bäche werden ergiebiger, alle Aecker

und Gärten reicher, der Wein edler, die Wieſe fetter und der Wald friſcher und grüner; mildere Luft weht, kein Hagel ſchadet, keine Ueberſchwemmung droht. Nimm dieſen Ring und gedenke unſer; doch hüte dich, irgend wem von uns zu erzählen, ſonſt müſſen wir dieſe Gegend fliehen, und alle umher, ſo wie du ſelbſt, entbehren dann das Glück und die Segnung unſrer Nähe. Noch einmal küſſe deine Geſpielin und lebe wohl. Sie traten heraus, Zerina weinte. Marie bückte ſich, ſie zu umarmen, ſie trennten ſich. Schon ſtand ſie auf der ſchmalen Brücke, die kalte Luft wehte hinter ihr aus den Tannen, das Hündchen bellte auf das herzhafteſte und ließ ſein Glöckchen ertönen. Sie ſah zurück und eilte in das Freie, weil die Dunkelheit der Tannen, die Schwärze der verfallenen Hütten, die dämmernden Schatten ſie mit ängſtlicher Furcht befielen.

„Wie werden ſich meine Eltern meinethalb in dieſer Nacht geängſtigt haben!“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt, als ſie auf dem Felde ſtand, „und ich darf ihnen doch nicht erzählen, wo ich geweſen bin, und was ich geſehn habe; auch würden ſie mir nimmer glauben.“ Zwei Männer gingen an ihr vorüber, die ſie grüßten, und ſie hörte hinter ſich ſagen: „Das iſt ein ſchönes Mädchen! Wo mag ſie nur her ſein?“ Mit eiligeren Schritten näherte ſie ſich dem elterlichen Hauſe; aber die Bäume, die geſtern voller Früchte hingen, ſtanden heute dürr und ohne Laub; das Haus war anders angeſtrichen, und eine neue Scheune daneben erbaut. Marie war in Verwunderung und dachte, ſie ſei im Traum. In dieſer Verwirrung öffnete ſie die Thür des Hauſes, und hinter dem Tiſche ſaß ihr Vater zwiſchen einer unbekannten Frau und einem fremden Jünglinge. „Mein Gott, Vater,“ rief ſie aus, „wo iſt denn die Mutter?“ „Die Mutter?“ ſprach die Frau ahnend und ſtürzte hervor. „Ei, du biſt doch wohl nicht — Ja freilich, freilich, biſt du die verlorene, die todt geglaubte, die liebe einzige Marie.“ Sie hatte ſie gleich an einem kleinen braunen Male unter dem Kinn, an den Augen und der Geſtalt erkannt. Alle umarmten ſie, alle waren freudig bewegt, und die Eltern vergoſſen Thränen. Marie verwunderte ſich, daß ſie faſt zum Vater hinauf reichte; ſie begriff nicht, wie die Mutter ſo verändert und gealtert ſein konnte; ſie fragte nach dem Namen des jungen Menſchen. „Es iſt ja unſeres Nachbars Andres,“ ſagte Martin; „wie kommſt du nach ſieben langen Jahren ſo unvermuthet wieder? Wo biſt du geweſen? Warum haſt du denn gar

nichts von dir hören laſſen?« — »Sieben Jahr?« ſagte Marie und konnte ſich in ihren Vorſtellungen und Erinnerungen nicht wieder zurecht finden; »ſieben ganzer Jahre?« »Ja, ja,« ſagte Andres lachend und ſchüttelte ihr treuherzig die Hand; »ich habe gewonnen, Mariechen; ich bin ſchon vor ſieben Jahren an dem Birnbaum und wieder hieher zurück geweſen, und du, Langſame, kommſt nun heut erſt an!«

Man fragte von neuem, man drang in ſie; doch ſie, des Verbots eingedenk, konnte keine Antwort geben. Man legte ihr faſt die Erzählung in den Mund, daß ſie ſich verirrt habe, auf einen vorbeifahrenden Wagen gekommen und an einen fremden Ort geführt ſei, wo ſie den Leuten den Wohnſitz ihrer Eltern nicht habe bezeichnen können; wie man ſie nachher nach einer weitentlegenen Stadt gebracht habe, wo gute Menſchen ſie erzogen und geliebt; wie dieſe nun geſtorben, und ſie ſich endlich wieder auf ihre Geburtsgegend beſonnen, eine Gelegenheit zur Reiſe ergriffen habe und ſo zurückgekehrt ſei. »Laßt alles gut ſein,« rief die Mutter, »genug, daß wir dich nur wieder haben, mein Töchterchen, du meine Einzige, mein Alles!«

Andres blieb zum Abendbrot, und Marie konnte ſich noch in nichts finden. Das Haus dünkte ihr klein und finſter; ſie verwunderte ſich über ihre Tracht, die reinlich und einfach, aber ganz fremd erſchien; ſie betrachtete den Ring am Finger, deſſen Gold wunderſam glänzte und einen roth brennenden Stein künſtlich einfaßte. Auf die Frage des Vaters antwortete ſie, daß der Ring ebenfalls ein Geſchenk ihrer Wohlthäter ſei.

Sie freute ſich auf die Schlafenszeit und eilte zur Ruhe. Am andern Morgen fühlte ſie ſich beſonnener; ſie hatte ihre Vorſtellungen mehr geordnet und konnte den Leuten aus dem Dorfe, die alle, ſie zu begrüßen, kamen, beſſer Red' und Antwort geben. Andres war ſchon mit dem Früheſten wieder da und zeigte ſich äußerſt geſchäftig, erfreut und dienſtfertig. Die Herrſchaft ließ Marien auf das Schloß fordern; ſie mußte hier wieder ihre Geſchichte erzählen, die ihr nun ſchon geläufig geworden war. Der alte Herr und die gnädige Frau bewunderten ihre gute Erziehung, denn ſie war beſcheiden ohne verlegen zu ſein; ſie antwortete höflich und in guten Redensarten auf alle vorgelegten Fragen: die Furcht vor den vornehmen Menſchen und ihrer Umgebung hatte ſich bei ihr verloren, denn wenn ſie dieſe Säle und Geſtalten mit den Wundern und der hohen Schönheit maß, die ſie bei

den Elfen im heimlichen Aufenthalte geſehen hatte, ſo erſchien ihr dieſer irdiſche Glanz nur dunkel, die Gegenwart der Menſchen faſt geringe.

Es war im Februar. Die Bäume belaubten ſich früher, als je; ſo zeitig hatte ſich die Nachtigall noch niemals eingeſtellt; der Frühling kam ſchöner in das Land, als ſich die älteſten Greiſe deſſen erinnern konnten. Aller Orten thaten ſich Bächlein hervor und tränkten die Wieſen und Auen; die Hügel ſchienen zu wachſen, die Rebengeländer erhuben ſich höher, die Obſtbäume blühten, wie niemals, und ein ſchwellender duftender Segen hing ſchwer in Blüthenwolken über der Landſchaft. Alles gedieh über Erwarten; kein rauher Tag, kein Sturm beſchädigte die Frucht; der Wein quoll erröthend in ungeheuern Trauben, und die Einwohner des Orts ſtaunten ſich an und waren wie in einem ſüßen Traum befangen. Das folgende Jahr war eben ſo; aber man war ſchon an das Wunderſame mehr gewöhnt. Im Herbſt gab Marie den dringenden Bitten des Andres und ihrer Eltern nach; ſie ward ſeine Braut und im Winter mit ihm verheirathet.

Oft dachte ſie mit inniger Sehnſucht an ihren Aufenthalt hinter den Tannenbäumen zurück; ſie blieb ſtill und ernſt. So ſchön auch alles war, was ſie umgab, ſo kannte ſie doch etwas noch Schöneres, wodurch eine leiſe Trauer ihr Weſen zu einer ſanften Schwermuth ſtimmte. Schmerzhaft traf es ſie, wenn der Vater oder ihr Mann von den Zigeunern und Schelmen ſprachen, die im finſtern Grunde wohnten. Oft wollte ſie ſie vertheidigen, die ſie als die Wohlthäter der Gegend kannte, vorzüglich gegen Andres, der eine Luſt im eifrigen Schelten zu finden ſchien; aber ſie zwang das Wort jedesmal in ihre Bruſt zurück. So verlebte ſie das Jahr, und im folgenden ward ſie durch eine Tochter erfreut, welche ſie Elfriede nannte, indem ſie dabei an den Namen der Elfen dachte.

Die jungen Leute wohnten mit Martin und Brigitte in demſelben Hauſe, welches geräumig genug war, und halfen den Eltern die ausgebreitete Wirthſchaft führen. Die kleine Elfriede zeigte bald beſondere Fähigkeiten und Anlagen, denn ſie lief ſehr früh und konnte alles ſprechen, als ſie noch kein Jahr alt war; nach einigen Jahren aber war ſie ſo klug und ſinnig und von ſo wunderbarer Schönheit, daß alle Menſchen ſie mit Erſtaunen betrachteten, und ihre Mutter ſich nicht der Meinung erwehren konnte, ſie ſehe jenen glänzenden Kindern im Tannengrunde ähnlich. Elfriede hielt ſich nicht gern zu

andern Kindern, ſondern vermied bis zur Aengſtlichkeit ihre geräuſchvollen Spiele und war am liebſten allein. Dann zog ſie ſich in eine Ecke des Gartens zurück und las, oder arbeitete eifrig am kleinen Nähzeuge; oft ſah man ſie auch wie tief in ſich verſunken ſitzen, oder in Gängen heftig auf und nieder gehen und mit ſich ſelber ſprechen. Die beiden Eltern ließen ſie gern gewähren, weil ſie geſund war und gedieh; nur machten ſie die ſeltſamen, verſtändigen Antworten und Bemerkungen oft beſorgt. »So kluge Kinder« ſagte die Großmutter Brigitte vielmals, »werden nicht alt; ſie ſind zu gut für dieſe Welt; auch iſt das Kind über die Natur ſchön, und wird ſich auf Erden nicht zurecht finden können.«

Die Kleine hatte die Eigenſchaft, daß ſie ſich höchſt ungern bevormunden ließ. Alles wollte ſie ſelber machen. Sie war faſt die früheſte auf im Hauſe und wuſch ſich ſorgfältig und kleidete ſich ſelber an. Eben ſo ſorgſam war ſie am Abend; ſie achtete ſehr darauf, Kleider und Wäſche ſelbſt einzupacken und durchaus Niemand, auch die Mutter nicht, über ihre Sachen kommen zu laſſen. Die Mutter ſah ihr in dieſem Eigenſinn nach, weil ſie ſich nichts weiter dabei dachte; aber wie erſtaunte ſie, als ſie ſie an einem Feiertage zu einem Beſuch auf dem Schloſſe mit Gewalt umkleidete, ſo ſehr ſich auch die Kleine mit Geſchrei und Thränen dagegen wehrte, und auf ihrer Bruſt, an einem Faden hängend, ein Goldſtück von ſeltſamer Form antraf, welches ſie ſogleich für eines von jenen erkannte, deren ſie ſo viele in dem unterirdiſchen Gewölbe geſehn hatte. Die Kleine war ſehr erſchrocken und geſtand endlich, ſie habe es im Garten gefunden, und da es ihr ſehr wohlgefallen, habe ſie es ſo ſorgſam aufbewahrt; ſie bat auch ſo dringend und herzlich, es ihr zu laſſen, daß Marie es wieder auf derſelben Stelle befeſtigte und voller Gedanken mit ihr ſtillſchweigend zum Schloſſe hinauf ging.

Seitwärts vom Hauſe der Pachterfamilie lagen einige Wirthſchaftsgebäude zur Aufbewahrung der Früchte und des Feldgeräthes, und hinter dieſen befand ſich ein Grasplatz mit einer alten Laube, die aber kein Menſch jetzt beſuchte, weil ſie nach der neuen Einrichtung der Gebäude zu entfernt vom Garten war. In dieſer Einſamkeit hielt ſich Elfriede am liebſten auf, und es fiel Niemanden ein, ſie hier zu ſtören, ſo daß die Eltern oft in halben Tagen ihrer nicht anſichtig wurden. An einem Nachmittage befand ſich die Mutter in den Gebäuden, um aufzuräumen und eine verlorne Sache wie-

der zu ſuchen, als ſie wahrnahm, daß durch eine Ritze der Mauer ein Lichtſtrahl in das Haus falle. Es kam ihr der Gedanke, hindurch zu ſehn, um ihr Kind zu beobachten, und es fand ſich, daß ein locker gewordener Stein ſich von der Seite ſchieben ließ, wodurch ſie den Blick gerade hinein in die Laube gewann. Elfriede ſaß drinnen auf einem Bänkchen und neben ihr die wohlbekannte Zerina, und beide Kinder ſpielten und ergötzten ſich in holdſeliger Eintracht. Die Elfe umarmte das ſchöne Kind und ſagte traurig: „Ach, du liebes Weſen, ſo wie mit dir habe ich ſchon mit deiner Mutter geſpielt, als ſie klein war und uns beſuchte; aber ihr Menſchen wachſt zu bald auf und werdet ſo ſchnell groß und vernünftig; das iſt recht betrübt! Bliebeſt du doch ſo lange ein Kind, wie ich!“

„Gern thät' ich dir den Gefallen,“ ſagte Elfriede; „aber ſie meinen ja alle, ich würde bald zu Verſtande kommen und gar nicht mehr ſpielen, denn ich hätte rechte Anlagen, altklug zu werden. Ach, und dann ſeh' ich dich auch nicht wieder, du liebes Zerinchen! Ja, es geht, wie mit den Baumblüthen; wie herrlich der blühende Apfelbaum mit ſeinen röthlichen aufgequollenen Knospen! Der Baum thut ſo groß und breit, und Jedermann, der drunter weggeht, meint auch, es müſſe recht was Beſonderes werden; dann kommt die Sonne, die Blüthe geht ſo leutſelig auf; und da ſteckt ſchon der böſe Kern drunter, der nachher den bunten Putz verdrängt und hinunter wirft; nun kann er ſich geängſtigt und aufwachſend nicht mehr helfen, er muß im Herbſt zur Frucht werden. Wohl iſt ein Apfel auch lieb und erfreulich, aber doch nichts gegen die Frühlingsblüthe; ſo geht es mit uns Menſchen auch; ich kann mich nicht darauf freuen, ein großes Mädchen zu werden. Ach könnt' ich euch doch nur einmal beſuchen!“

„Seit der König bei uns wohnt,“ ſagte Zerina, „iſt es ganz unmöglich; aber ich komme ja ſo oft zu dir, und keiner ſieht mich, keiner weiß es, weder hier, noch dort; ungeſehn geh' ich durch die Luft, oder fliege als Vogel herüber. O, wir wollen noch recht viel beiſammen ſein, ſo lange du klein biſt. Was kann ich dir nur zu Gefallen thun?“

„Recht lieb ſollſt du mich haben,“ ſagte Elfriede, „ſo lieb, wie ich dich in meinem Herzen trage. Doch laß uns auch einmal wieder eine Roſe machen.

Zerina nahm das bekannte Schächtelchen aus dem Buſen, warf zwei Körner hin, und plötzlich ſtand ein grünender Buſch mit zwei hochrothen

Rosen vor ihnen, welche sich zu einander neigten und sich zu küssen schienen. Die Kinder brachen die Rosen lächelnd ab, und das Gebüsch war wieder verschwunden. »O, möchte es nur nicht wieder so schnell sterben,« sagte Elfriede, »das rothe Kind, das Wunder der Erde. »Gieb,« sagte die kleine Elfe, hauchte dreimal die aufknospende Rose an und küßte sie dreimal. »Nun,« sprach sie, indem sie die Blume zurück gab, »bleibt sie frisch und blühend bis zum Winter.« »Ich will sie wie ein Bild von dir aufheben,« sagte Elfriede, »sie in meinem Kämmerchen wohl bewahren und sie Morgens und Abends küssen, als wenn du es wärst.« »Die Sonne geht schon unter,« sagte jene, »ich muß jetzt nach Hause.« Sie umarmten sich noch einmal, dann war Zerina verschwunden.

Am Abend nahm Marie ihr Kind mit einem Gefühl von Beängstigung und Ehrfurcht in die Arme. Sie ließ dem holden Mädchen nun noch mehr Freiheit, als sonst, und beruhigte oft ihren Gatten, wenn er ging, das Kind aufzusuchen, was er seit einiger Zeit wohl that, weil ihm ihre Zurückgezogenheit nicht gefiel und er fürchtete, sie könne darüber einfältig oder gar unklug werden. Die Mutter schlich öfter nach der Spalte der Mauer, und fast immer fand sie die kleine glänzende Elfe neben ihrem Kinde sitzen, mit Spielen beschäftigt, oder in ernsthaften Gesprächen. »Möchtest du fliegen können?« fragte Zerina einmal ihre Freundin. »Wie gerne!« rief Elfriede aus. Sogleich umfaßte Zerina Elfrieden und schwebte mit ihr vom Boden empor, so daß sie zur Höhe der Laube stiegen. Die besorgte Mutter vergaß ihre Vorsicht und lehnte sich, erschreckend, mit dem Kopfe hinaus, um ihnen nachzusehn; da erhob aus der Luft Zerina den Finger und drohte lächelnd, ließ sich mit dem Kinde wieder nieder, herzte sie und war verschwunden. Es geschah nachher noch öfter, daß Marie von dem wunderbaren Kinde gesehn wurde, welches jedesmal mit dem Kopfe schüttelte und drohte, aber mit freundlicher Geberde.

Oftmals schon hatte bei vorgefallenem Streite Marie im Eifer zu ihrem Manne gesagt: »Du thust den armen Leuten in der Hütte Unrecht!« Wenn Andres dann in sie drang, ihm zu erklären, warum sie der Meinung aller Leute im Dorfe, ja der Herrschaft selber entgegen sei und es besser wissen wolle, brach sie ab und schwieg verlegen. Heftiger, als je, ward Andres eines Tages nach Tische und behauptete, das Gesindel müsse als lan-

beſeitigt durchaus fortgeſchafft werden. Da rief ſie im Unwillen aus: »Schweig, denn ſie ſind deine und unſer aller Wohlthäter!« »Wohlthäter?« fragte Andres erſtaunt; »die Landſtreicher?« In ihrem Zorn ließ ſie ſich verleiten, ihm unter dem Verſprechen der tiefſten Verſchwiegenheit die Geſchichte ihrer Jugend zu erzählen, und da er bei jedem ihrer Worte ungläubiger wurde und verhöhnend den Kopf ſchüttelte, nahm ſie ihn bei der Hand, und führte ihn in das Gemach, von wo er zu ſeinem Erſtaunen die leuchtende Elſe mit ſeinem Kinde in der Laube ſpielen und es liebkoſen ſah. Er wußte kein Wort zu ſagen; ein Ausruf der Verwunderung entfuhr ihm, und Zerina erhob den Blick. Sie wurde plötzlich bleich und zitterte heftig; nicht freundlich, ſondern mit zorniger Miene machte ſie die drohende Geberde und ſagte dann zu Elfrieden: „Du kannſt nichts dafür, geliebtes Herz, aber ſie werden niemals klug, ſo verſtändig ſie ſich auch dünken.« Sie umarmte die Kleine mit ſtürmender Eil und flog dann als Rabe mit heiſerem Geſchrei über den Garten hinweg den Tannenbäumen zu.

Am Abend war die Kleine ſehr ſtill und küßte weinend die Roſe; Marien war ängſtlich zu Sinne, Andres ſprach wenig. Es wurde Nacht. Plötzlich rauſchten die Bäume, Vögel flogen mit ängſtlichem Geſchrei umher, man hörte den Donner rollen, die Erde zitterte, und Klagetöne winſelten in der Luft. Marie und Andres hatten nicht den Muth, aufzuſtehn. Sie hüllten ſich in die Decken und erwarteten mit Furcht und Zittern den Tag. Gegen Morgen ward es ruhiger, und alles war ſtill, als die Sonne mit ihrem Lichte über den Wald hervor drang.

Andres kleidete ſich an, und Marie bemerkte, daß der Stein des Ringes an ihrem Finger verblaßt war. Als ſie die Thür öffneten, ſchien ihnen die Sonne klar entgegen, aber die Landſchaft umher kannten ſie kaum wieder. Die Friſche des Waldes war verſchwunden, die Hügel hatten ſich geſenkt, die Bäche floſſen matt mit wenigem Waſſer, der Himmel ſchien grau, und als man den Blick nach den Tannen hinüberwandte, ſtanden ſie nicht finſterer oder trauriger da, als die übrigen Bäume; die Hütten hinter ihnen hatten nichts Abſchreckendes, und mehrere Einwohner des Dorfes kamen und erzählten von der ſeltſamen Nacht, und daß ſie über den Hof gegangen ſeien, wo die Zigeuner gewohnt, die wohl fortgegangen ſein müßten, weil die Hütten leer ſtänden und im Innern ganz gewöhnlich, wie die Wohnungen andrer ar-

men Leute aufsähen; einiges vom Hausrath wäre zurück geblieben. Elfriede sagte zu ihrer Mutter heimlich: »Als ich in der Nacht nicht schlafen konnte und in der Angst bei dem Getümmel von Herzen betete, da öffnete sich plötzlich meine Thür, und herein trat meine Gespielin, um Abschied von mir zu nehmen. Sie hatte eine Reisetasche um, einen Hut auf ihrem Kopf und einen großen Wanderstab in der Hand. Sie war sehr böse auf dich, weil sie deinetwegen nun die größten und schmerzhaftesten Strafen aushalten müsse, da sie dich doch immer so geliebt habe; denn alle, so wie sie sagte, verließen nur sehr ungern diese Gegend.«

Marie verbot ihr davon zu sprechen, und indem kam auch der Fährmann vom Strome herüber, welcher Wunderdinge erzählte. Mit einbrechender Nacht war ein großer fremder Mann zu ihm gekommen, welcher ihm bis zu Sonnenaufgang die Fähre abgemiethet habe, doch mit der Bedingniß, daß er sich still zu Hause halten und schlafen, wenigstens nicht aus der Thür heraustreten solle. „Ich fürchtete mich," fuhr der Alte fort, „aber der seltsame Handel ließ mich nicht schlafen. Sacht schlich ich mich ans Fenster und schaute nach dem Strome. Große Wolken trieben unruhig durch den Himmel, und die fernen Wälder rauschten bang; es war, als wenn meine Hütte bebte, und Klagen und Winseln um das Haus schlich. Da sah ich plötzlich ein weißströmendes Licht, das breiter und immer breiter wurde, wie viele tausend niedergefallene Sterne; funkelnd und wogend bewegte es sich von dem finstern Tannengrunde her, zog über das Feld und verbreitete sich nach dem Flusse hin. Da hörte ich ein Trappeln, ein Klirren, ein Flüstern und Säuseln näher und näher; es ging nach meiner Fähre hin; hinein stiegen alle, große und kleine leuchtende Gestalten, Männer und Frauen, wie es schien, und Kinder, und der große fremde Mann fuhr sie alle hinüber. Im Strome schwammen neben dem Fahrzeuge viel tausend helle Gebilde, in der Luft flatterten Lichter und weiße Nebel, und alles klagte und jammerte, daß sie so weit, weit reisen müßten und aus der geliebten angewöhnten Gegend fort. Der Ruderschlag und das Wasser rauschten dazwischen, und dann war wieder plötzlich eine Stille. Oft stieß die Fähre an und kam zurück und ward von neuem beladen; auch viele schwere Gefäße nahmen sie mit, die gräßliche kleine Gesellen trugen und rollten; waren es Teufel, waren es Kobolde, ich weiß nicht. Dann kam im wogenden Glanz ein statt-

licher Zug. Ein Greis ſchien es auf einem weißen kleinen Roſſe, um den ſich alles drängte; ich ſah aber nur den Kopf des Pferdes, denn es war über und über mit koſtbaren glänzenden Decken verhangen; auf dem Haupt trug der Alte eine Krone, ſo daß ich dachte, als er hinüber gefahren, die Sonne wolle von dorten aufgehn, und das Morgenroth funkle mir entgegen. So währte es die ganze Nacht; ich ſchlief endlich in dem Gewirre ein, zum Theil in Freude, zum Theil in Schauder. Am Morgen war Alles ruhig, aber der Fluß iſt wie weggelaufen, ſo daß ich Noth haben werde, mein Fahrzeug zu regieren."

Noch in demſelben Jahre war ein Mißwachs, die Wälder ſtarben ab, die Quellen vertrockneten, und dieſelbe Gegend, die ſonſt die Freude jedes Durchreiſenden geweſen war, ſtand im Herbſt verödet, nackt und kahl und zeigte kaum hie und da noch im Meere von Sand ein Plätzchen, wo Gras mit fahlem Grün empor wuchs. Die Obſtbäume gingen alle aus, die Weinberge verdarben, und der Anblick der Landſchaft war ſo traurig, daß der Graf im folgenden Jahre mit ſeiner Familie das Schloß verließ, welches nachher verfiel und zur Ruine wurde.

Elfriede betrachtete Tag und Nacht mit der größten Sehnſucht ihre Roſe und gedachte ihrer Geſpielin, und ſo wie die Blume ſich neigte und welkte, ſo ſenkte ſie auch das Köpfchen und war ſchon vor dem Frühlinge verſchmachtet. Marie ſtand oft auf dem Platze vor der Hütte und beweinte das entſchwundene Glück. Sie verzehrte ſich wie ihr Kind und folgte ihm in einigen Jahren. Der alte Martin zog mit Brigitte und ſeinem Schwiegerſohne nach der Gegend, in der er vormals gelebt hatte.

Tieck.

Die Heinzelmännchen.

Wie war zu Cölln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen ſo bequem!
Denn war man faul: .... man legte ſich
Hin auf die Bank und pflegte ſich:

Da kamen bei Nacht
Ehe man's gedacht
Die Männlein und ſchwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften
Und zupften
Und hüpften und trabten
Und putzten und ſchabten ....
Und eh ein Faulpelz noch erwacht, ...
War all ſein Tagewerk .... bereits gemacht!

Die Zimmerleute ſtreckten ſich
Hin auf die Spän' und reckten ſich;
Indeſſen kam die Geiſterſchaar
Und ſah, was da zu zimmern war:
Nahm Meißel und Beil
Und die Säg' in Eil:
Sie ſägten und ſtachen
Und hieben und brachen,
Verzapften
Und kappten,
Viſirten wie Falken
Und ſetzten die Balken ....
Eh ſich's der Zimmermann verſah ....
Klapp, ſtand das ganze Haus ... ſchon fertig da!

Beim Bäckermeiſter war nicht Reth,
Die Heinzelmännchen backten Bret.
Die faulen Burſchen lagen ſich,
Die Heinzelmännchen regten ſich —
Und ächzten daher
Mit den Säcken ſchwer!
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig
Und hoben
Und ſchoben
Und ſetzten und backten
Und klopften und hackten.
Die Burſchen ſchnarchten noch im Chor:
Da rückte ſchon das Bret, ... das neue, vor!

Beim Fleiſcher ging es juſt ſo zu:
Geſell und Burſche lag in Ruh.
Indeſſen kamen die Männlein her
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.

Das ging ſo geſchwind,
Wie die Mühl' im Wind:
Die klappten mit Beilen,
Die ſchnitzten an Speilen,
Die ſpülten,
Die wühlten
Und mengten und miſchten
Und ſtopften und wiſchten.
Thät der Geſell die Augen auf:
Wapp! hing die Wurſt da ſchon im Ausverkauf!

Beim Schenken war es ſo: es trank
Der Küfer, bis er niederſank,
Am hohlen Faſſe ſchlief er ein,
Die Männlein ſorgten um den Wein,
Und ſchwefelten fein
Alle Fäſſer ein,
Und reiften und hoben
Mit Winden und Kloben
Und ſchwenkten
Und ſenkten
Und goſſen und panſchten
Und mengten und manſchten,
Und eh der Küfer noch erwacht:
War ſchon der Wein geſchönt und fein gemacht!

Einſt hatt' ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock ſollte fertig ſein;
Warf hin das Zeug und legte ſich
Hin auf das Ohr und pflegte ſich.
Da ſchlüpften ſie friſch
In den Schneidertiſch;
Und ſchnitten und rückten
Und nähten und ſtickten,
Und faßten
Und paßten
Und ſtrichen und guckten
Und zupften und ruckten,
Und eh mein Schneiderlein erwacht:
War Bürgermeiſters Rock bereits gemacht!

Neugierig war des Schneiders Weib,
Und macht ſich dieſen Zeitvertreib:
Streut Erbſen hin die andre Nacht,
Die Heinzelmännchen kommen ſacht:

Eins fährt nun aus,
Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen
Und plumpen in Kufen
Die fallen
Mit Schallen,
Die lärmen und ſchreien
Und vermaledeien!
Sie ſpringt hinunter auf den Schall
Mit Licht: huſch, huſch, huſch, huſch! — verſchwinden All.

O weh, nun ſind ſie alle fort
Und keines iſt mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie ſonſten rud'n,
Man muß nun Alles ſelber thun!
Ein Jeder muß ſein
Selbſt fleißig ſein,
Und krahen und ſchaben
Und rennen und traben
Und ſchmiegeln
Und biegeln
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.
Ach, daß es noch wie damals wär'!
Doch kommt die ſchöne Zeit nicht wieder her!

Mörike.

Der kleine Unterirdiſche.

Wo iſt der kleine Jakob geblieben?
Hatte die Kühe waldein getrieben,
Kam nimmer wieder,
Schweſtern und Brüder
Gingen ihn ſuchen in'n Wald hinaus —
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!

Wo iſt der kleine Jakob gegangen?
Hat ihn ein Unterird'ſcher gefangen,
Muß unten wohnen,
Trägt güld'ne Kronen,
Gläſerne Schuh, hat ein gläſern Haus —
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!

Was macht der kleine Jakob da unten?
Streuet als Diener das Eſtrich mit bunten
Blumen, und ſchenket
Wein ein und denket:
Wäreſt du wieder zum Wald hinaus!
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!

So muß der kleine Jakob da wohnen,
Helfen ihm nichts ſeine güldenen Kronen,
Schuhe noch Kleider,
Weinet ſich leider —
Ach, armer Jakob! — die Äuglein aus.
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!

Brdr.

Die Geſchichte von dem kleinen Muck.

In Nicea, meiner lieben Vaterſtadt, wohnte ein Mann, den man den kleinen Muck hieß. Ich kann mir ihn, ob ich gleich damals noch ſehr jung war, noch recht wohl denken, beſonders weil ich einmal von meinem Vater wegen ſeiner halb todt geprügelt wurde. Der kleine Muck nämlich war ſchon ein alter Geſelle, als ich ihn kannte, doch war er nur drei bis vier Schuh hoch; dabei hatte er eine ſonderbare Geſtalt, denn ſein Leib, ſo klein und zierlich er war, mußte einen Kopf tragen, viel größer und dicker als der Kopf anderer Leute; er wohnte ganz allein in einem großen Haus und kochte ſich ſogar ſelbſt, auch hätte man in der Stadt nicht gewußt, ob er lebe oder geſtorben ſei, denn er ging nur alle vier Wochen einmal aus, wenn nicht um die Mittagsſtunde ein mächtiger Dampf aus dem Hauſe aufgeſtiegen wäre; doch ſah man ihn oft Abends auf ſeinem Dache auf und abgehen, von der Straße aus glaubte man aber, nur ſein großer Kopf allein laufe auf dem Dache umher. Ich und meine Kameraden waren böſe Buben, die jedermann gerne neckten und belachten, daher war es uns allemal ein Feſttag, wenn der kleine Muck ausging; wir verſammelten uns an dem beſtimmten Tage vor ſeinem Haus und warteten, bis er heraus kam; wenn dann die Thür aufging und zuerſt der große Kopf mit dem noch größeren Turban heraus-

guckte, wenn das übrige Körperlein nachfolgte, angethan mit einem abgeſchabten Mäntelein, weiten Beinkleidern und einem breiten Gürtel, an welchem ein langer Dolch hing, ſo lang, daß man nicht wußte, ob Muck an dem Dolch oder der Dolch an Muck ſtack, wenn er ſo heraustrat, da ertönte die Luft von unſerem Freudengeſchrei, wir warfen unſere Mützen in die Höhe und tanzten um ihn her. Der kleine Muck aber grüßte uns mit ernſthaftem Kopfnicken und ging mit langſamen Schritten die Straße hinab, dabei ſchlurfte er mit den Füßen, denn er hatte große weite Pantoffeln an, wie ich ſie ſonſt nie geſehen. Wir Knaben liefen hinter ihm her und ſchrien immer: kleiner Muck! kleiner Muck! Auch hatten wir ein luſtiges Verslein, das wir, ihm zu Ehren, hie und da ſangen; es hieß:

Kleiner Muck, kleiner Muck,
Wohnſt in einem großen Haus,
Gehſt nur all' vier Wochen aus,
Biſt ein braver kleiner Zwerg,
Haſt ein Köpflein wie ein Berg;
Schau dich einmal um und guck,
Lauf und fang uns, kleiner Muck.

So hatten wir ſchon oft unſre Kurzweil getrieben, und zu meiner Schande muß ich es geſtehen, ich trieb's am ärgſten, denn ich zupfte ihn oft am Mäntelein, und einmal trat ich ihm auch von hinten auf die großen Pantoffeln, daß er hinfiel. Dies kam mir nun höchſt lächerlich vor, aber das Lachen verging mir, als ich den kleinen Muck auf meines Vaters Haus zugehen ſah. Er ging richtig hinein und blieb einige Zeit dort. Ich verſteckte mich an der Hausthüre und ſah den Muck wieder heraus kommen, von meinem Vater begleitet, der ihn ehrerbietig an der Hand hielt und an der Thüre unter vielen Bücklingen ſich von ihm verabſchiedete. Mir war gar nicht wohl zu Muth, ich blieb daher lange in meinem Verſteck; endlich aber trieb mich der Hunger, den ich ärger fürchtete als Schläge, heraus, und demüthig und mit geſenktem Kopf trat ich vor meinen Vater. „Du haſt, wie ich höre, den guten Muck geſchimpft?" ſprach er in ſehr ernſtem Tone. „Ich will dir die Geſchichte dieſes Muck erzählen, und du wirſt ihn gewiß nicht mehr auslachen; vor- und nachher aber bekommſt du das Gewöhnliche." Das Gewöhnliche aber war fünfundzwanzig Hiebe, die er nur allzurichtig aufzu-

zählen pflegte. Er nahm daher ſein langes Pfeifenrohr, ſchraubte die Bernſteinmundſpitze ab und bearbeitete mich ärger als je zuvor.

Als die fünfundzwanzig voll waren, befahl er mir, aufzumerken, und erzählte mir von dem kleinen Muck: Der Vater des kleinen Muck, der eigentlich Mukrah heißt, war ein angeſehener, aber armer Mann hier in Nicea. Er lebte beinahe ſo einſiedleriſch als jetzt ſein Sohn. Dieſen konnte er nicht wohl leiden, weil er ſich ſeiner Zwerggeſtalt ſchämte, und ließ ihn daher auch in Unwiſſenheit aufwachſen. Der kleine Muck war noch in ſeinem ſechzehnten Jahr ein luſtiges Kind, und der Vater, ein ernſter Mann, tadelte ihn immer, daß er, der ſchon längſt die Kinderſchuhe zertreten haben ſollte, noch ſo dumm und läppiſch ſei.

Der Alte that aber einmal einen böſen Fall, an welchem er auch ſtarb und den kleinen Muck arm und unwiſſend zurückließ. Die harten Verwandten, denen der Verſtorbene mehr ſchuldig war, als er bezahlen konnte, ſagten den armen Kleinen aus dem Hauſe und riethen ihm, in die Welt hinaus zu gehen und ſein Glück zu ſuchen. Der kleine Muck antwortete, er ſei ſchon reiſefertig, bat ſich aber nur noch den Anzug ſeines Vaters aus, und dieſer wurde ihm auch bewilligt. Sein Vater war ein großer ſtarker Mann geweſen, daher paßten die Kleider nicht. Muck aber wußte bald Rath; er ſchnitt ab, was zu lang war, und zog dann die Kleider an. Er ſchien aber vergeſſen zu haben, daß er auch in der Weite davon ſchneiden müſſe, daher ſein ſonderbarer Anzug, wie er noch heute zu ſehen iſt; der große Turban, der breite Gürtel, die weiten Hoſen, das blaue Mäntelein, alles dies ſind Erbſtücke ſeines Vaters, die er ſeitdem getragen; den langen Damaſcenerdolch ſeines Vaters aber ſteckte er in den Gürtel, ergriff ein Stöcklein und wanderte zum Thore hinaus.

Fröhlich wanderte er den ganzen Tag, denn er war ja ausgezogen, um ſein Glück zu ſuchen; wenn er einen Scherben auf der Erde im Sonnenſchein glänzen ſah, ſo ſteckte er ihn gewiß zu ſich, im Glauben, daß er ſich in den ſchönſten Diamant verwandeln werde; ſah er in der Ferne die Kuppel einer Moſchee wie Feuer ſtrahlen, ſah er einen See wie einen Spiegel blinken, ſo eilte er voll Freude darauf zu; denn er dachte, in einem Zauberland angekommen zu ſein. Aber ach! jene Trugbilder verſchwanden in der Nähe, und nur allzubald erinnerte ihn ſeine Müdigkeit und ſein vor Hun-

ger knurrender Magen, daß er noch im Lande der Sterblichen sich befinde. So war er zwei Tage gereist, unter Hunger und Kummer, und verzweifelte, sein Glück zu finden; die Früchte des Feldes waren seine einzige Nahrung, die harte Erde sein Nachtlager. Am Morgen des dritten Tages erblickte er von einer Anhöhe eine große Stadt. Hell leuchtete der Halbmond auf ihren Zinnen, bunte Fahnen schimmerten auf den Dächern und schienen den kleinen Muck zu sich herzuwinken. Ueberrascht stand er still und betrachtete Stadt und Gegend; „ja, dort wird Klein-Muck sein Glück finden!“ sprach er zu sich, und machte trotz seiner Müdigkeit einen Luftsprung, „dort oder nirgends.“ Er raffte alle seine Kräfte zusammen und schritt auf die Stadt zu. Aber obgleich sie ganz nahe schien, konnte er sie doch erst gegen Mittag erreichen, denn seine kleinen Glieder versagten ihm beinahe gänzlich ihren Dienst, und er mußte sich oft in den Schatten einer Palme setzen, um auszuruhen. Endlich war er an dem Thor der Stadt angelangt. Er legte sein Mäntelein zurecht, band den Turban schöner um, zog den Gürtel noch breiter an und steckte den langen Dolch schiefer; dann wischte er den Staub von den Schuhen, ergriff sein Stöcklein und ging muthig zum Thor hinein.

Er war schon einige Straßen durchwandert, aber nirgends öffnete sich eine Thüre, nirgends rief man, wie er sich vorgestellt hatte: „kleiner Muck, komm herein, und iß und trink und laß deine Füßlein ausruhen.“

Er schaute gerade auch wieder recht sehnsüchtig an einem großen schönen Haus hinauf, da öffnete sich ein Fenster, eine alte Frau schaute heraus und rief mit singender Stimme:

„Herbei, herbei!
Gekocht ist der Brei,
Den Tisch ließ ich decken,
Drum laßt es euch schmecken:
Ihr Nachbarn herbei,
Gekocht ist der Brei!“

Die Thüre des Hauses öffnete sich, und Muck sah viele Hunde und Katzen hineingehen. Er stand einige Augenblicke im Zweifel, ob er der Einladung folgen solle, endlich aber faßte er sich ein Herz und ging in das Haus. Vor ihm her gingen ein Paar junge Kätzlein, und er beschloß, ihnen zu folgen, weil sie vielleicht die Küche besser wüßten als er.

Als Muck die Treppe hinaufgestiegen war, begegnete er jener alten Frau,

die zum Fenster herausgeschaut hatte. Sie sah ihn mürrisch an und fragte nach seinem Begehr. „Du hast ja jedermann zu deinem Brei eingeladen“ antwortete der kleine Muck, „und weil ich so gar hungrig bin, bin ich auch gekommen.“ Die Alte lachte laut und sprach: „woher kommst du denn, wunderlicher Gesell? Die ganze Stadt weiß, daß ich für niemand koche, als für meine lieben Katzen, und hie und da lade ich ihnen Gesellschaft aus der Nachbarschaft ein, wie du siehest.“ Der kleine Muck erzählte der alten Frau, wie es ihm nach seines Vaters Tod so hart ergangen sei, und bat sie, ihn heute mit ihren Katzen speisen zu lassen. Die Frau, welcher die treuherzige Erzählung des Kleinen wohl gefiel, erlaubte ihm, ihr Gast zu sein, und gab ihm reichlich zu essen und zu trinken. Als er gesättigt und gestärkt war, betrachtete ihn die Frau lange und sagte dann: „kleiner Muck, bleibe bei mir in meinem Dienste, du hast geringe Mühe und sollst gut gehalten sein.“ Der kleine Muck, dem der Katzenbrei geschmeckt hatte, willigte ein und wurde also der Bediente der Frau Ahavzi. Er hatte einen leichten, aber sonderbaren Dienst. Frau Ahavzi hatte nämlich zwei Kater und vier Katzen, diesen mußte der kleine Muck alle Morgen den Pelz kämmen und mit köstlichen Salben einreiben: wenn die Frau ausging, mußte er auf die Katzen Achtung geben, wenn sie aßen, mußte er ihnen die Schüsseln vorlegen, und Nachts mußte er sie auf seidene Polster legen und sie mit sammtenen Decken einhüllen. Auch waren noch einige kleine Hunde im Haus, die er bedienen mußte, doch wurden mit diesen nicht so viele Umstände gemacht, wie mit den Katzen, welche Frau Ahavzi wie ihre eigenen Kinder hielt. Uebrigens führte Muck ein so einsames Leben, wie in seines Vaters Hause, denn außer der Frau sah er den ganzen Tag nur Hunde und Katzen. Eine Zeit lang ging es dem kleinen Muck ganz gut, er hatte immer zu essen und wenig zu arbeiten, und die alte Frau schien recht zufrieden mit ihm zu sein; aber nach und nach wurden die Katzen unartig; wenn die Alte ausgegangen war, sprangen sie wie besessen in den Zimmern umher, warfen alles durcheinander und zerbrachen manches schöne Geschirr, das ihnen im Weg stand. Wenn sie aber die Frau die Treppe herauf kommen hörten, verkrochen sie sich auf ihre Polster und wedelten ihr mit den Schwänzen entgegen, wie wenn nichts geschehen wäre. Die Frau Ahavzi gerieth dann in Zorn, wenn sie ihre Zimmer so verwüstet sah, und schob alles auf Muck, er mochte seine

Unſchuld betheuern, wie er wollte, ſie glaubte ihren Katzen, die ſo unſchuldig ausſahen, mehr als ihrem Diener.

Der kleine Muck war ſehr traurig, daß er alſo auch hier ſein Glück nicht gefunden habe, und beſchloß bei ſich, den Dienſt der Frau Ahavzi zu verlaſſen. Da er aber auf ſeiner erſten Reiſe erfahren hatte, wie ſchlecht man ohne Geld lebt, ſo beſchloß er, den Lohn, den ihm ſeine Gebieterin immer verſprochen, aber nie gegeben hatte, ſich auf irgend eine Art zu verſchaffen. Es befand ſich in dem Hauſe der Frau Ahavzi ein Zimmer, das immer verſchloſſen war, und deſſen Inneres er nie geſehen hatte; doch hatte er die Frau oft darin rumoren gehört, und er hätte oft für ſein Leben gern gewußt, was ſie dort verſteckt habe. Als er nun an ſein Reiſegeld dachte, fiel ihm ein, daß dort die Schätze der Frau verſteckt ſein könnten; aber immer war die Thüre feſt verſchloſſen und er konnte daher den Schätzen nie beikommen.

Eines Morgens, als die Frau Ahavzi ausgegangen war, zupfte ihn eines der Hündlein, welches von der Frau immer ſehr ſtiefmütterlich behandelt wurde, deſſen Gunſt er ſich aber durch allerlei Liebesdienſte in hohem Grade erworben hatte, an ſeinen weiten Beinkleidern und geberdete ſich dabei, wie wenn Muck ihm folgen ſollte. Muck, welcher gerne mit den Hunden ſpielte, folgte ihm, und ſiehe da, das Hündlein führte ihn in die Schlafkammer der Frau Ahavzi und vor eine kleine Thüre, die er nie zuvor bemerkt hatte. Die Thüre war halb offen. Das Hündlein ging hinein und Muck folgte ihm, und freudig war er überraſcht, als er ſah, daß er ſich in dem Gemach befinde, das ſchon lange das Ziel ſeiner Wünſche war. Er ſpähte überall umher, ob er kein Geld finden könnte, fand aber nichts; nur alte Kleider und wunderlich geformte Geſchirre ſtanden umher. Eines dieſer Geſchirre zog ſeine beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich; es war von Kryſtall und ſchöne Figuren waren darauf ausgeſchnitten. Er hob es auf und drehte es nach allen Seiten; aber, o Schrecken! er hatte nicht bemerkt, daß es einen Deckel hatte, der nur leicht darauf hingeſetzt war; der Deckel fiel herab und zerbrach in tauſend Stücke.

Lange ſtand der kleine Muck vor Schrecken leblos; jetzt war ſein Schickſal entſchieden, jetzt mußte er entfliehen, ſonſt ſchlug ihn die Alte todt. Sogleich war auch ſeine Reiſe beſchloſſen, und nur noch einmal wollte er ſich umſchauen, ob er nichts von den Habſeligkeiten der Frau Ahavzi zu ſeinem

Marſch brauchen könnte; da fielen ihm ein Paar mächtig große Pantoffeln ins Auge, ſie waren zwar nicht ſchön, aber ſeine eigenen konnten keine Reiſe mehr mitmachen, auch zogen ihn jene wegen ihrer Größe an, denn hatte er dieſe am Fuß, ſo mußten ihm hoffentlich alle Leute anſehen, daß er die Kinderſchuhe vertreten habe. Er zog alſo ſchnell ſeine Töffelein aus und fuhr in die großen hinein; ein Spazierſtöcklein mit einem ſchön geſchnittenen Löwenkopf ſchien ihm auch hier allzumüßig in der Ecke zu ſtehen, er nahm es alſo mit und eilte zum Zimmer hinaus. Schnell ging er jetzt auf ſeine Kammer, zog ſein Mäntelein an, ſetzte den väterlichen Turban auf, ſteckte den Dolch in den Gürtel und lief, ſo ſchnell ihn ſeine Füße trugen, zum Haus und zur Stadt hinaus. Vor der Stadt lief er, aus Angſt vor der Alten, immer weiter fort, bis er vor Müdigkeit beinahe nicht mehr konnte. So ſchnell war er in ſeinem Leben nicht gegangen, ja es ſchien ihm, als könne er gar nicht aufhören zu rennen, denn eine unſichtbare Gewalt ſchien ihn fortzureißen. Endlich bemerkte er, daß es mit den Pantoffeln eine eigene Bewandtniß haben müſſe, denn ſie ſchoſſen immer fort und führten ihn mit ſich. Er verſuchte auf allerlei Weiſe ſtill zu ſtehen, aber es wollte nicht gelingen; da rief er in der höchſten Noth, wie man den Pferden zuruft, ſich ſelbſt zu: „Oh — oh, halt, oh!“ Da hielten die Pantoffeln, und Muck warf ſich erſchöpft auf die Erde nieder.

Die Pantoffeln freuten ihn ungemein; ſo hatte er ſich denn doch durch ſeine Dienſte etwas erworben, das ihm in der Welt, auf ſeinem Weg, das Glück zu ſuchen, forthelfen konnte. Er ſchlief, trotz ſeiner Freude, vor Erſchöpfung ein, denn das Körperlein des kleinen Muck, das einen ſo ſchweren Kopf zu tragen hatte, konnte nicht viel aushalten. Im Traum erſchien ihm das Hündlein, welches ihm im Hauſe der Frau Ahavzi zu den Pantoffeln verholfen hatte, und ſprach zu ihm: „lieber Muck, du verſtehſt den Gebrauch der Pantoffeln noch nicht recht; wiſſe, daß wenn du dich in ihnen dreimal auf dem Abſatz herumdrehſt, ſo kannſt du hinfliegen, wohin du nur willſt, und mit dem Stöcklein kannſt du Schätze finden, denn wo Gold vergraben iſt, da wird es dreimal auf die Erde ſchlagen, bei Silber zweimal.“ So träumte der kleine Muck; als er aber aufwachte, dachte er über den wunderbaren Traum nach, und beſchloß, alsbald einen Verſuch zu machen. Er zog die Pantoffeln an, hob einen Fuß auf und begann ſich auf dem Abſatz

umzudrehen. Wer es aber jemals verſucht hat, in einem ungeheuer weiten Pantoffel dieſes Kunſtſtück dreimal hinter einander zu machen, der wird ſich nicht wundern, wenn es dem kleinen Muck nicht gleich glückte, beſonders wenn man bedenkt, daß ihn ſein ſchwerer Kopf bald auf dieſe, bald auf jene Seite hinüberzog.

Der arme Kleine fiel einigemal tüchtig auf die Naſe, doch ließ er ſich nicht abſchrecken, den Verſuch zu wiederholen, und endlich glückte es. Wie ein Rad fuhr er auf ſeinem Abſatz herum, wünſchte ſich in die nächſte große Stadt, und — die Pantoffeln ruderten hinauf in die Lüfte, liefen mit Windeseile durch die Wolken, und ehe ſich der kleine Muck noch beſinnen konnte, wie ihm geſchah, befand er ſich ſchon auf einem großen Marktplatz, wo viele Buden aufgeſchlagen waren und unzählige Menſchen geſchäftig hin und her liefen. Er ging unter den Leuten hin und her, hielt es aber für rathſamer, ſich in eine einſamere Straße zu begeben, denn auf dem Markt trat ihm bald da einer auf die Pantoffeln, daß er beinahe umfiel, bald ſtieß er mit ſeinem weithinausſtehenden Dolch einen oder den andern an, daß er mit Mühe den Schlägen entging.

Der kleine Muck bedachte nun ernſtlich, was er wohl anfangen könnte, um ſich ein Stück Geld zu verdienen; er hatte zwar ein Stäblein, das ihm verborgene Schätze anzeigte, aber wo ſollte er gleich einen Platz finden, wo Gold oder Silber vergraben wäre? Auch hätte er ſich zur Noth für Geld ſehen laſſen können, aber dazu war er doch zu ſtolz. Endlich fiel ihm die Schnelligkeit ſeiner Füße ein; vielleicht, dachte er, können mir meine Pantoffeln Unterhalt gewähren, und er beſchloß, ſich als Schnelläufer zu verdingen. Da er aber hoffen durfte, daß der König dieſe Dienſte am beſten bezahle, ſo erfragte er den Palaſt. Unter dem Thor des Palaſtes ſtand eine Wache, die ihn fragte, was er hier zu ſuchen habe? Auf ſeine Antwort, daß er einen Dienſt ſuche, wies man ihn zum Aufſeher der Sklaven. Dieſem trug er ſein Anliegen vor und bat ihn, ihm einen Dienſt unter den königlichen Boten zu beſorgen. Der Aufſeher maß ihn mit ſeinen Augen von Kopf bis zu den Füßen, und ſprach: „Wie, mit deinen Füßlein, die kaum ſo lang als eine Spanne ſind, willſt du königlicher Schnelläufer werden? Hebe dich weg, ich bin nicht dazu da, mit jedem Narren Kurzweil zu machen.“ Der kleine Muck verſicherte ihm aber, daß es ihm vollkommen ernſt

ſei mit ſeinem Antrag, und daß er es mit dem Schnellſten auf eine Wette ankommen laſſen wollte. Dem Aufſeher kam die Sache gar lächerlich vor; er befahl ihm, ſich bis auf den Abend zu einem Wettlauf bereit zu halten, führte ihn in die Küche und ſorgte dafür, daß ihm gehörig Speiſe und Trank gereicht wurde; er ſelbſt aber begab ſich zum König und erzählte ihm vom kleinen Menſchen und ſeinem Anerbieten. Der König war ein luſtiger Herr, daher gefiel es ihm wohl, daß der Aufſeher der Sklaven den kleinen Muck zu einem Spaß behalten habe; er befahl ihm, auf einer großen Wieſe hinter dem Schloß Anſtalten zu treffen, daß das Wettlaufen mit Bequemlichkeit von ſeinem ganzen Hofſtaat könnte geſehen werden, und befahl ihm nochmals, große Sorgfalt für den Zwerg zu haben. Der König erzählte ſeinen Prinzen und Prinzeſſinnen, was ſie dieſen Abend für ein Schauſpiel haben würden; dieſe erzählten es wieder ihren Dienern, und als der Abend herankam, war man in geſpannter Erwartung, und alles, was Füße hatte, ſtrömte hinaus auf die Wieſe, wo Gerüſte aufgeſchlagen waren, um den großſprecheriſchen Zwerg laufen zu ſehen.

Als der König und ſeine Söhne und Töchter auf dem Gerüſt Platz genommen hatten, trat der kleine Muck heraus auf die Wieſe und machte vor den hohen Herrſchaften eine überaus zierliche Verbeugung. Ein allgemeines Freudengeſchrei ertönte, als man den Kleinen anſichtig wurde; eine ſolche Figur hatte man dort noch nie geſehen. Das Körperlein mit dem mächtigen Kopf, das Mäntelein und die weiten Beinkleider, der lange Dolch in dem breiten Gürtel, die kleinen Füßlein in den weiten Pantoffeln — nein! es war zu drollig anzuſehen, als daß man nicht hätte laut lachen ſollen. Der kleine Muck ließ ſich aber durch das Gelächter nicht irre machen; er ſtellte ſich ſtolz, auf ſein Stöcklein geſtützt, hin und erwartete ſeinen Gegner. Der Aufſeher der Sklaven hatte nach Mucks eignem Wunſche den beſten Läufer ausgeſucht; dieſer trat nun heraus, ſtellte ſich neben den Kleinen und beide harrten auf das Zeichen. Da winkte Prinzeſſin Amarza, wie es ausgemacht war, mit ihrem Schleier, und wie zwei Pfeile, auf daſſelbe Ziel abgeſchoſſen, flogen die beiden Wettläufer über die Wieſe hin.

Von Anfang hatte Mucks Gegner einen bedeutenden Vorſprung, aber dieſer jagte ihm auf ſeinem Pantoffelfuhrwerk nach, holte ihn ein, überflog ihn und ſtand längſt am Ziele, als jener noch, nach Luft ſchnappend, daher

lief. Verwunderung und Staunen feſſelten einige Augenblicke die Zuſchauer, als aber der König zuerſt in die Hände klatſchte, da jauchzte die Menge und alle riefen: »hoch lebe der kleine Muck, der Sieger im Wettlauf!«

Man hatte indeß den kleinen Muck herbeigebracht; er warf ſich vor dem König nieder und ſprach: „Großmächtigſter König, ich habe dir hier nur eine kleine Probe meiner Kunſt gegeben, wolle nun geſtatten, daß man mir eine Stelle unter deinen Läufern gebe;“ der König aber antwortete ihm: „nein, du ſollſt mein Leibläufer und immer um meine Perſon ſein, lieber Muck, jährlich ſollſt du hundert Goldſtücke erhalten als Lohn und an der Tafel meiner erſten Diener ſollſt du ſpeiſen.“

So glaubte denn Muck, endlich das Glück gefunden zu haben, das er ſo lange ſuchte, und war fröhlich und wohlgemuth in ſeinem Herzen. Auch erfreute er ſich der beſonderen Gnade des Königs, denn dieſer gebrauchte ihn zu ſeinen ſchnellſten und geheimſten Sendungen, die er dann mit der größten Genauigkeit und mit unbegreiflicher Schnelle beſorgte.

Aber die übrigen Diener des Königs waren ihm gar nicht zugethan, weil ſie ſich ungern durch einen Zwerg, der nichts verſtand, als ſchnell zu laufen, in der Gunſt ihres Herrn zurückgeſetzt ſahen. Sie veranſtalteten daher manche Verſchwörung gegen ihn, um ihn zu ſtürzen, aber alle ſchlugen fehl an dem großen Zutrauen, das der König in ſeinen geheimen Oberleibläufer (denn zu dieſer Würde hatte er es in ſo kurzer Zeit gebracht) ſetzte.

Muck, dem dieſe Bewegungen gegen ihn nicht entgingen, ſann nicht auf Rache, dazu hatte er ein zu gutes Herz, nein, auf Mittel dachte er, ſich bei ſeinen Feinden nothwendig und beliebt zu machen. Da fiel ihm ſein Stäblein, das er in ſeinem Glück außer Acht gelaſſen hatte, ein; wenn er Schätze finde, dachte er, würden ihm die Herren ſchon geneigter werden. Er hatte ſchon oft gehört, daß der Vater des jetzigen Königs viele ſeiner Schätze vergraben habe, als der Feind ſein Land überfallen; man ſagte auch, er ſei darüber geſtorben, ohne daß er ſein Geheimniß habe ſeinem Sohn mittheilen können. Von nun an nahm Muck immer ſein Stöcklein mit, in der Hoffnung, einmal an einem Ort vorüber zu gehen, wo das Geld des alten Königs vergraben ſei. Eines Abends führte ihn der Zufall in einen entlegenen Theil des Schloßgartens, den er wenig beſuchte, und plötzlich fühlte er das Stöcklein in ſeiner Hand zucken, und dreimal ſchlug es gegen den Boden.

Nun wußte er ſchon, was dies zu bedeuten hatte. Er zog daher ſeinen Dolch heraus, machte Zeichen in die umſtehenden Bäume und ſchlich ſich wieder in das Schloß: dort verſchaffte er ſich einen Spaten und wartete die Nacht zu ſeinem Unternehmen ab.

Das Schatzgraben ſelbſt machte übrigens dem kleinen Muck mehr zu ſchaffen, als er geglaubt hatte. Seine Arme waren zu ſchwach, ſein Spaten aber groß und ſchwer; und er mochte wohl ſchon zwei Stunden gearbeitet haben, ehe er ein paar Fuß tief gegraben hatte. Endlich ſtieß er auf etwas Hartes, das wie Eiſen klang. Er grub jetzt emſiger, und bald hatte er einen großen eiſernen Deckel zu Tage gefördert; er ſtieg ſelbſt in die Grube hinab, um nachzuſpähen, was wohl der Deckel könnte bedeckt haben, und fand richtig einen großen Topf, mit Goldſtücken angefüllt. Aber ſeine ſchwachen Kräfte reichten nicht hin, den Topf zu heben, daher ſteckte er in ſeine Beinkleider und ſeinen Gürtel, ſo viel er zu tragen vermochte, und auch ſein Mäntelein füllte er damit, bedeckte das Uebrige wieder ſorgfältig, und lud es auf den Rücken. Aber wahrlich, wenn er die Pantoffeln nicht an den Füßen gehabt hätte, er wäre nicht vom Fleck gekommen, ſo zog ihn die Laſt des Geldes nieder. Doch unbemerkt kam er auf ſein Zimmer und verwahrte dort ſein Gold unter den Polſtern ſeines Sophas.

Als der kleine Muck ſich im Beſitz ſo vielen Geldes ſah, glaubte er, das Blatt werde ſich jetzt wenden, und er werde ſich unter ſeinen Feinden am Hofe viele Gönner und warme Anhänger erwerben. Aber ſchon daran konnte man erkennen, daß der gute Muck keine gar zu ſorgfältige Erziehung genoſſen haben mußte, ſonſt hätte er ſich wohl nicht einbilden können, durch Geld wahre Freunde zu gewinnen. Ach! daß er damals ſeine Pantoffeln geſchmiert und ſich mit ſeinem Mäntelein voll Gold aus dem Staub gemacht hätte.

Das Geld, das der kleine Muck von jetzt an mit vollen Händen austheilte, erweckte den Neid der übrigen Hofbedienten. Der Küchenmeiſter Ahuli ſagte: „er iſt ein Falſchmünzer,“ der Sklavenaufſeher Achmet ſagte: „er hat's dem König abgeſchwatzt;“ Archaz der Schatzmeiſter aber, ſein ärgſter Feind, der ſelbſt hie und da einen Griff in des Königs Kaſſe thun mochte, ſagte geradezu: „er hat's geſtohlen.“ Um nun ihrer Sache gewiß zu ſein, verabredeten ſie ſich, und der Obermundſchenk Korchuz ſtellte ſich eines Tages

recht traurig und niedergeſchlagen vor den Augen des Königs. Er machte ſeine traurigen Geberden ſo auffallend, daß ihn der König fragte, was ihm fehle. „Ach!“ antwortete er, „ich bin traurig, daß ich die Gnade meines Herrn verloren habe.“ „Was fabelſt du, Freund Kerchuz,“ entgegnete ihm der König, „ſeit wann hätte ich die Sonne meiner Gnade nicht über dich leuchten laſſen?“ Der Obermundſchenk antwortete ihm, daß er ja den geheimen Oberleibläufer mit Gold belade, ſeinen armen treuen Dienern aber nichts gebe.

Der König war ſehr erſtaunt über dieſe Nachricht, ließ ſich die Goldaustheilungen des kleinen Muck erzählen und die Verſchworenen brachten ihm leicht den Verdacht bei, daß Muck auf irgend eine Art das Geld aus der Schatzkammer geſtohlen habe. Sehr lieb war dieſe Wendung der Sache dem Schatzmeiſter, der ohnehin nicht gerne Rechnung ablegte. Der König gab daher den Befehl, heimlich auf alle Schritte des kleinen Muck Acht zu zu geben, um ihn wo möglich auf der That zu ertappen. Als nun in der Nacht, die auf dieſen Unglückstag folgte, der kleine Muck, da er durch ſeine Freigebigkeit ſeine Kaſſe ſehr erſchöpft ſah, den Spaten nahm und in den Schloßgarten ſchlich, um dort von ſeinem geheimen Schatze neuen Vorrath zu holen, folgten ihm von weitem die Wachen, von dem Küchenmeiſter Ahuli und Archaz, dem Schatzmeiſter, angeführt, und in dem Augenblick, da er das Geld aus dem Topf in das Mäntelein legen wollte, fielen ſie über ihn her, banden ihn und führten ihn ſogleich vor den König. Dieſer, den ohnehin die Unterbrechung ſeines Schlafes mürriſch gemacht hatte, empfing ſeinen armen geheimen Oberleibläufer ſehr ungnädig und ſtellte ſogleich das Verhör über ihn an. Man hatte den Topf vollends aus der Erde gegraben, und mit dem Spaten und mit dem Mäntelein voll Gold vor die Füße des Königs geſetzt. Der Schatzmeiſter ſagte aus, daß er mit ſeinen Wachen den Muck überraſcht habe, wie er dieſen Topf mit Gold gerade in die Erde gegraben habe.

Der König befragte hierauf den Angeklagten, ob es wahr ſei, und woher er das Gold, das er vergraben, bekommen habe?

Der kleine Muck, im Gefühl ſeiner Unſchuld, ſagte aus, daß er dieſen Topf im Garten entdeckt habe, daß er ihn habe nicht ein-, ſondern ausgraben wollen.

Alle Anweſenden lachten laut über dieſe Entſchuldigung; der König aber,

aufs höchſte erzürnt über die vermeintliche Frechheit des Kleinen, rief aus: „wie, Elender! du willſt deinen König ſo dumm und ſchändlich belügen, nachdem du ihn beſtohlen haſt? Schatzmeiſter Archaz! ich fordere dich auf, zu ſagen, ob du dieſe Summe Goldes für die nämliche erkennſt, die in meinem Schatze fehlt?“

Der Schatzmeiſter aber antwortete, er ſei ſeiner Sache ganz gewiß, ſoviel und noch mehr fehle ſeit einiger Zeit in dem königlichen Schatz, und er könnte einen Eid darauf ablegen, daß dies das Geſtohlene ſei.

Da befahl der König, den kleinen Muck in enge Ketten zu legen und in den Thurm zu führen, dem Schatzmeiſter aber übergab er das Gold, um es wieder in den Schatz zu tragen. Vergnügt über den glücklichen Ausgang der Sache zog dieſer ab und zählte zu Haus die blinkenden Goldſtücke; aber das hat dieſer ſchlechte Mann niemals angezeigt, daß unten in dem Topf ein Zettel lag, der ſagte: „Der Feind hat mein Land überſchwemmt, daher verberge ich hier einen Theil meiner Schätze; wer es auch finden mag, den treffe der Fluch ſeines Königs, wenn er es nicht ſogleich meinem Sohne ausliefert. —

König Sadi.“

Der kleine Muck ſtellte in ſeinem Kerker traurige Betrachtungen an; er wußte, daß auf Diebſtahl an königlichen Sachen der Tod geſetzt war: und doch mochte er das Geheimniß mit dem Stäbchen dem Könige nicht verrathen, weil er mit Recht fürchtete, dieſes und ſeiner Pantoffeln beraubt zu werden. Seine Pantoffeln konnten ihm leider auch keine Hülfe bringen, denn da er in engen Ketten an die Mauer geſchloſſen war, konnte er, ſo ſehr er ſich quälte, ſich nicht auf dem Abſatz umdrehen. Als ihm aber am andern Tage ſein Tod angekündigt wurde, da dachte er doch, es ſei beſſer, ohne das Zauberſtäbchen zu leben, als mit ihm zu ſterben, ließ den König um geheimes Gehör bitten und entdeckte ihm das Geheimniß. Der König maß von Anfang ſeinem Geſtändniß keinen Glauben bei; aber der kleine Muck verſprach eine Probe, wenn ihm der König zugeſtünde, daß er nicht getödtet werden ſolle. Der König gab ihm ſein Wort darauf und ließ, von Muck ungeſehen, einiges Gold in die Erde graben, und befahl dieſem, mit ſeinem Stäbchen zu ſuchen. In wenigen Augenblicken hatte er es gefunden, denn das Stäbchen ſchlug deutlich dreimal auf die Erde. Da merkte der König,

daß ihn ſein Schatzmeiſter betrogen hatte, und ſandte ihm, wie es im Morgenland gebräuchlich iſt, eine ſeidene Schnur, damit er ſich ſelbſt erdroſſle. Zum kleinen Muck aber ſprach er: »Ich habe dir zwar dein Leben verſprochen, aber es ſcheint mir, als ob du nicht allein dieſes Geheimniß mit dem Stäbchen beſitzeſt; darum bleibſt du in ewiger Gefangenſchaft, wenn du nicht geſtehſt, was für eine Bewandtniß es mit deinem Schnellaufen hat.« Der kleine Muck, dem die einzige Nacht im Thurm alle Luſt zu längerer Gefangenſchaft benommen hatte, bekannte, daß ſeine ganze Kunſt in den Pantoffeln liege, doch lehrte er den König nicht das Geheimniß von dem dreimaligen Umdrehen auf dem Abſatz. Der König ſchlüpfte ſelbſt in die Pantoffeln, um die Probe zu machen, und jagte wie unſinnig im Garten umher; oft wollte er anhalten, aber er wußte nicht, wie man die Pantoffeln zum Stehen brachte, und der kleine Muck, der dieſe kleine Rache ſich nicht verſagen konnte, ließ ihn laufen, bis er ohnmächtig niederfiel.

Als der König wieder zur Beſinnung zurückgekehrt war, war er ſchrecklich aufgebracht über den kleinen Muck, der ihn ſo ganz außer Athem hatte laufen laſſen. »Ich habe dir mein Wort gegeben, dir Freiheit und Leben zu ſchenken, aber innerhalb zwölf Stunden mußt du mein Land verlaſſen, ſonſt laſſe ich dich aufknüpfen.« Die Pantoffeln und das Stäbchen aber ließ er in ſeine Schatzkammer legen.

So arm als je wanderte der kleine Muck zum Land hinaus, ſeine Thorheit verwünſchend, die ihm vorgeſpiegelt hatte, er könne eine bedeutende Rolle am Hofe ſpielen. Das Land, aus dem er gejagt wurde, war zum Glück nicht groß, daher war er ſchon nach acht Stunden auf der Grenze, obgleich ihm das Gehen, da er an ſeine lieben Pantoffeln gewöhnt war, ſehr ſauer ankam.

Als er über die Grenze war, verließ er die gewöhnliche Straße, um die dichteſte Einöde der Wälder aufzuſuchen und dort nur ſich zu leben, denn er war allen Menſchen gram. In einem dichten Walde traf er auf einen Platz, der ihm zu dem Entſchluß, den er gefaßt hatte, ganz tauglich ſchien. Ein klarer Bach, von großen ſchattigen Feigenbäumen umgeben, ein weicher Raſen luden ihn ein: hier warf er ſich nieder, mit dem Entſchluß, keine Speiſe mehr zu ſich zu nehmen, ſondern hier den Tod zu erwarten. Ueber traurigen Todesbetrachtungen ſchlief er ein, als er aber wieder aufwachte und der Hunger ihn zu quälen anfing, bedachte er doch, daß der Hungertod eine ge-

fährliche Sache ſei, und ſah ſich um, ob er nirgends etwas zu eſſen bekommen könnte.

Köſtliche reife Feigen hingen an dem Baume, unter welchem er geſchlafen hatte; er ſtieg hinauf, um ſich einige zu pflücken, ließ es ſich trefflich ſchmecken und ging hinunter an den Bach, um ſeinen Durſt zu löſchen. Aber wie groß war ſein Schrecken, als ihm das Waſſer ſeinen Kopf mit zwei gewaltigen Ohren und einer dicken langen Naſe geſchmückt zeigte! Beſtürzt griff er mit den Händen nach den Ohren, und wirklich ſie waren über eine halbe Elle lang.

»Ich verdiene Eſelsohren!« rief er aus, »denn ich habe mein Glück wie ein Eſel mit Füßen getreten.« — Er wanderte unter den Bäumen umher, und als er wieder Hunger fühlte, mußte er noch einmal zu den Feigen ſeine Zuflucht nehmen, denn ſonſt fand er nichts Eßbares an den Bäumen. Als ihm über der zweiten Portion Feigen einfiel, ob wohl ſeine Ohren nicht unter ſeinem großen Turban Platz hätten, damit er doch nicht gar zu lächerlich ausſehe, fühlte er, daß ſeine Ohren verſchwunden ſeien. Er lief gleich an den Bach zurück, um ſich davon zu überzeugen, und wirklich, es war ſo, ſeine Ohren hatten ihre vorige Geſtalt, ſeine lange unförmliche Naſe war nicht mehr. Jetzt merkte er aber, wie dies gekommen war; von dem erſten Feigenbaum hatte er die lange Naſe und Ohren bekommen, der zweite hatte ihn geheilt; freudig erkannte er, daß ſein gütiges Geſchick ihm noch einmal die Mittel in die Hand gebe, glücklich zu ſein. Er pflückte daher von jedem Baum ſo viel er tragen konnte, und ging in das Land zurück, das er vor kurzem verlaſſen hatte. Dort machte er ſich in dem erſten Städtchen durch andere Kleider ganz unkenntlich und ging dann weiter auf die Stadt zu, die jener König bewohnte, und kam auch bald dort an.

Es war gerade zu einer Jahrszeit, wo reife Früchte noch ziemlich ſelten waren; der kleine Muck ſetzte ſich daher unter das Thor des Palaſtes, denn ihm war von früherer Zeit her wohl bekannt, daß hier ſolche Seltenheiten von dem Küchenmeiſter für die königliche Tafel eingekauft wurden. Muck hatte noch nicht lange geſeſſen, als er den Küchenmeiſter über den Hof herüberſchreiten ſah. Er muſterte die Waaren der Verkäufer, die ſich am Thor des Palaſtes eingefunden hatten, endlich fiel ſein Blick auch auf Mucks Körbchen. »Ah! ein ſeltener Biſſen,« ſagte er, »der Ihro Majeſtät

gewiß behagen wird; was willſt du für den ganzen Korb?« Der kleine Muck bestimmte einen mäßigen Preis, und sie waren bald des Handels einig. Der Küchenmeister übergab den Korb einem Sklaven und ging weiter; der kleine Muck aber machte sich einstweilen aus dem Staub, weil er befürchtete, wenn sich das Unglück an den Köpfen des Hofes zeige, möchte man ihn als Verkäufer aufsuchen und bestrafen.

Der König war über Tisch sehr heiter gestimmt und sagte seinem Küchenmeister einmal über das andere Lobsprüche wegen seiner guten Küche und der Sorgfalt, mit der er immer das Seltenste für ihn aussuche; der Küchenmeister aber, welcher wohl wußte, welchen Leckerbissen er noch im Hintergrund habe, schmunzelte gar freundlich und ließ nur einzelne Worte fallen: »es ist noch nicht aller Tage Abend,« oder: »Ende gut, alles gut,« so daß die Prinzessinnen sehr neugierig wurden, was er wohl noch bringen werde. Als er aber die schönen einladenden Feigen aufsetzen ließ, da entfloh ein allgemeines Ah! dem Munde der Anwesenden. »Wie reif, wie appetitlich!« rief der König, »Küchenmeister, du bist ein ganzer Kerl, und verdienst unsere ganz besondere Gnade!« Also sprechend theilte der König, der mit solchen Leckerbissen sehr sparsam zu sein pflegte, mit eigener Hand die Feigen an seiner Tafel aus. Jeder Prinz und jede Prinzessin bekam zwei, die Hofdamen und die Veziere und Aga's eine, die übrigen stellte er vor sich hin und begann mit großem Behagen sie zu verschlingen.

»Aber lieber Gott, wie siehst du so wunderlich aus, Vater!« rief auf einmal die Prinzessin Amarza. Alle sahen den König erstaunt an, ungeheure Ohren hingen ihm am Kopf, eine lange Nase zog sich über sein Kinn herunter; auch sich selbst betrachteten sie unter einander mit Staunen und Schrecken, alle waren mehr oder minder mit dem sonderbaren Kopfputz geschmückt.

Man denke sich den Schrecken des Hofes! Man schickte sogleich nach allen Aerzten der Stadt, sie kamen haufenweise, verordneten Pillen und Mixturen, aber die Ohren und die Nasen blieben. Man operirte einen der Prinzen, aber die Ohren wuchsen nach.

Muck hatte die ganze Geschichte in seinem Versteck, wohin er sich zurückgezogen hatte, gehört und erkannte, daß es jetzt Zeit sei, zu handeln. Er hatte sich schon vorher von dem aus den Feigen gelösten Geld einen Anzug verschafft, der ihn als Gelehrten darstellen konnte; ein langer Bart aus Zie-

genhaaren vollendete die Täuſchung. Mit einem Säckchen voll Feigen wanderte er in den Palaſt des Königs und bot als fremder Arzt ſeine Hülfe an. Man war von Anfang ſehr ungläubig, als aber der kleine Muck eine Feige einem der Prinzen zu eſſen gab und Ohren und Naſe dadurch in den alten Zuſtand zurückbrachte, da wollte alles von dem fremden Arzte geheilt ſein. Aber der König nahm ihn ſchweigend bei der Hand und führte ihn in ſein Gemach; dort ſchloß er eine Thüre auf, die in die Schatzkammer führte, und winkte Muck, ihm zu folgen. »Hier ſind meine Schätze,« ſprach der König, »wähle dir, was es auch ſei, es ſoll dir gewährt werden, wenn du mich von dieſem ſchmachvollen Uebel befreiſt.« Das war ſüße Muſik in des kleinen Mucks Ohren: er hatte gleich beim Eintritt ſeine Pantoffeln auf dem Boden ſtehen ſehen, gleich daneben lag auch ſein Stäbchen. Er ging nun umher in dem Saal, wie wenn er die Schätze des Königs bewundern wollte, kaum aber war er an ſeine Pantoffeln gekommen, ſo ſchlüpfte er eilends hinein, ergriff ſein Stäbchen, riß ſeinen falſchen Bart herab und zeigte dem erſtaunten König das wohlbekannte Geſicht ſeines verſtoßenen Mucks. »Treuloſer König,« ſprach er, »der du treue Dienſte mit Undank lohnſt, nimm als wohlverdiente Strafe die Mißgeſtalt, die du trägſt. Die Ohren laß' ich dir zurück, damit ſie dich täglich erinnern an den kleinen Muck.« Als er ſo geſprochen hatte, drehte er ſich ſchnell auf dem Abſatz herum, wünſchte ſich weit hinweg, und ehe noch der König um Hülfe rufen konnte, war der kleine Muck entflohen. Seitdem lebt der kleine Muck hier in großem Wohlſtand, aber einſam, denn er verachtet die Menſchen. Er iſt durch Erfahrung ein weiſer Mann geworden, welcher, wenn auch ſein Aeußeres etwas Auffallendes haben mag, deine Bewunderung mehr als deinen Spott verdient. —

So erzählte mir mein Vater; ich bezeugte ihm meine Reue über mein rohes Betragen gegen den guten kleinen Mann, und mein Vater ſchenkte mir die andere Hälfte der Strafe, die er mir zugedacht hatte. Ich erzählte meinen Kameraden die wunderbaren Schickſale des Kleinen, und wir gewannen ihn ſo lieb, daß ihn keiner mehr ſchimpfte. Im Gegentheil, wir ehrten ihn, ſo lange er lebte, und haben uns vor ihm immer ſo tief als vor Kadi und Mufti gebückt.

Hauff.

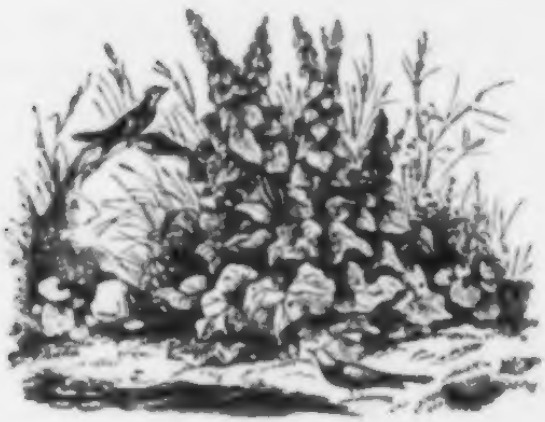
Mägdleins Begräbniß.

Die Blümlein alle ſchwanken trüb',
Die Vöglein hatten's auch ſo lieb,
Das Kind ſo freundlich, hold und fein,
Wo ſoll es nun begraben ſein?

So bittend fleht der Roſenſtrauch:
O gebt es mir, mit ſanftem Hauch
Will ich's umwehn, o laßt es mir,
Das Grab deck' ich mit Roſen ihr.

Ich ſinge, ruft die Nachtigall,
Vom Baum herab mit ſüßem Schall,
Ich ſinge ſpät, ich ſinge früh
Mein allerſchönſtes Lied für ſie.

Und ich, zuletzt der Engel ſpricht,
Von ihrem Grabe weich' ich nicht,
Ich wecke ſie zur rechten Zeit
Zur ew'gen, ew'gen Himmelsfreud'.



Spiele.

Der Wolf in ſeinem Garten.

Für den ausgezählten Wolf wird ein Garten abgemarkt, worin er wohnt. Die Andern laufen an den Gränzen dieſes Gartens herum oder auch wohl über die Gränze hinüber, und ſingen dabei:

Ich wollt' in des Wolfes Garten gehn,
Wo ſchöne krauſe Kohlköpf' ſtehn.
Und wenn der Wolf wohl käme,
Und biß mich in die Beine —
Schneid' Kohl ab, ſchneid' Kohl ab!

Dabei kauert man nieder mit der Pantomime des Kohlabſchneidens. Dann kommt der Wolf geſprungen, und wen er in ſeinem Garten erhaſcht, der wird wieder Wolf. Wenn der Wolf über ſeine Gränze läuft, ſo bekommt er Schläge mit dem Plumpſack.

Der Fuchs und der Gärtner.

Der Fuchs und der Gärtner werden zuerſt aus der ganzen Geſellſchaft ausgezählt. Dann bilden die Anderen einen Kreis, in welchen der Fuchs aufgenommen wird. Der Gärtner bleibt draußen.

Der Fuchs macht nun an den Mitgliedern des Kreiſes die Pantomime des Abpflückens und ſteckt das Abgepflückte in den Mund. Wenn der Gärtner außer dem Kreiſe das ſieht, ſo fragt er den Fuchs:

Was machſt du in meinem Weingarten?

Der Fuchs: Ich pflücke Trauben.

Der Gärtner: Wer hat dir das erlaubt?

Der Fuchs: Niemand.

Nun kriecht der Gärtner unter den Armen der im Kreiſe Stehenden durch und verfolgt den Fuchs, bis er ihn hat. Der Fuchs verläßt auf gleiche Weiſe den Kreis, und ſchlüpft wieder hinein, wenn ihm der Gärtner zu nahe kommt. Der Gärtner muß immer genau den Spuren des Fuchſes folgen, ſonſt hilft es ihm nichts, daß er den Fuchs haſchet, ſondern er muß immer wieder von vorn anfangen.

Fuchs zum Loche.

Einer iſt Fuchs und hat ſein Loch auf einer kenntbaren Stelle des Spielplatzes, z. B. auf einem Maulwurfshügel, einer Grube im Freien oder in einem Winkel im Zimmer. Er und alle Mitſpieler ſind mit Plumpſäcken verſehen. Die Uebrigen ſind um den Fuchs herum und necken und zupfen ihn, während er von Zeit zu Zeit einen Ausfall macht und einen zu erhaſchen ſucht. Er darf aber dabei nur auf einem Bein hüpfen, während die Anderen auf zweien laufen. Vergißt er ſich und thut es auch, ſo wird er von Allen mit dem Plumpſacke und den Worten: Fuchs zum Loche! zu ſeiner Höhle zurückgetrieben. Wen aber der Fuchs fängt oder mit dem Plumpſack trifft, der tritt ſogleich an die Stelle des Fuchſes und wird von allen Andern in der nämlichen Weiſe zum Loche getrieben.

Das Kätzchen.

Ein Kätzchen wird ausgezählt. Die übrigen faſſen einen Baum oder einen andern dazu vorher ausdrücklich beſtimmten Gegenſtand an. Das Kätzchen ſteht in der Mitte. Nun fangen Einzelne an, das Kätzchen zu necken, indem ſie ihren Baum oder anderen Gegenſtand loslaſſen und ſich davon entfernen, wobei immer gerufen oder geſungen wird: Kätzchen, ach Kätzchen, ich habe kein Holz.

Kann nun das Kätzchen den verlaſſenen Gegenſtand eher wieder erreichen und umfaſſen, als der, welcher ihn verlaſſen hatte, ſo muß dieſer des Kätzchens Stelle einnehmen.

Die Jagd.

Am beſten dient zu dieſem Spiele eine abwechſelnd mit Geſträuch und Bergen gruppirte Gegend, von der man einen Theil durch natürliche Grenzen, hier eine Hecke, einen Berg, dort einen Graben oder Weg u. ſ. w. für den Schauplatz des Spieles beſtimmt. Grenzen zu machen iſt durchaus nothwendig, da ſonſt die Spielenden ganz aus einander kommen würden.

Die ſpielende Geſellſchaft muß wenigſtens aus 12 bis 16 Perſonen beſtehen, doch kann ſie ſo zahlreich ſein, wie möglich. Der beſte Läufer wird hierauf zum Oberjäger gewählt, alle Uebrigen ſtellen das Wild vor. So eingetheilt ſtellt man ſich an den Anfang des Reviers. Hier giebt der Oberjäger ein Zeichen und das Wild flüchtet augenblicklich vorwärts. Er läuft hinterher und ſucht ſo viel zu fangen, als in dem erſten Augenblicke, wo ſich das Wild noch nicht ſo ſehr zerſtreut hat, nur immer möglich iſt. Jedes eingeholte oder auch nur berührte Wild iſt ſogleich Jäger und unterſtützt den Oberjäger. So erhält er immer mehr Gehülfen, die ihm die Jagd erleichtern. Um aber die Jäger vom Wilde unterſcheiden zu können, muß ſich Jeder, ſobald er Jäger wird, mit einem vorher für Alle gleich beſtimmten Zeichen verſehen, z. B. ſein Taſchentuch um den Arm binden, einen Zweig an die Mütze ſtecken u. ſ. w.

Das Wettlaufen.

Man hängt an einen Baum einen Blumen- oder Eichenkranz. In einiger Entfernung von dieſem ſtellen ſich die Wettläufer in einer Reihe, in halber Armlänge von einander. Auf ein gegebenes Zeichen laufen Alle zugleich nach dem Baume; wer zuerſt ankommt, iſt Sieger und nimmt den Kranz. Der nächſte, der nach dem Sieger den Baum erreicht, bekommt aus dem Kranze eine Blume oder ein Blatt, und wird von ihm beim Rückzuge an der linken Hand geführt.

Durchkriechen.

Alle Mitſpielenden faſſen ſich an und bilden eine lange Reihe. Dann fängt der Erſte an zu ſingen:

Wir woll'n das Häslein jagen,
Kriech Hänschen durch den Buſch.

Dabei kriecht der Erſte unter ſeinem eigenen Arm durch. Dann ſtimmt der Zweite mit ein in dieſen Geſang und der Erſte kriecht unter dem Arme des Zweiten durch, welcher unter ſeinem eigenen Arme dann auch durchkriecht. Nun fängt der Dritte mit an zu ſingen und kriecht auch durch und ſo die ganze Reihe, bis Alle durchgekrochen ſind. Wenn nun Alle wieder in einer Reihe ſtehen, ſo wird um den Erſten ein Knäuel gewickelt, indem die ganze Reihe um dieſen Erſten herumläuft, bis Alle in einem Klumpen ſtehen, der ſich dann unter allgemeinem Jubel, mit Stoßen, Schieben und Drängen endlich löſet.

Jacob, wo biſt du? oder die beiden Blinden.

Ein Herr iſt böſe auf ſeinen Knecht und ſucht ihn zu fangen, um ihn zu ſchlagen. Zweien von der Geſellſchaft werden die Augen verbunden, ein feſter Kreis wird um ſie geſchloſſen und der Herr geht mit dem Plumpſack herum, ſeinen Knecht zu ſuchen. Dieſer bemüht ſich ihm auf alle Weiſe zu entwiſchen, muß aber, wenn ſein Herr ruft: Jacob wo biſt du? einen Laut von ſich geben. Das Spiel dauert ſo lange, bis der Herr den Jakob mit dem Plumpſack getroffen hat.

Wer hat Kämmerchen zu vermiethen?

Jedes von den Kindern erhält einen beſtimmten Platz (gewöhnlich wird es unter Bäumen geſpielt) bis auf eins, das durch Abzählen übrig bleibt. Dieſes muß herumgehen und obige Frage an einen richten, es erhält dann zur Antwort: „bei meinem nächſten Nachbar.“ Während der Zeit wechſeln die übrigen ihren Stand, und der fragende muß ſehen, daß er zu einem der verlaſſenen Plätze gelangt, worauf der übrig bleibende an ſeine Stelle kommt.

Das Roſinenſuchen.

Es werden an die Stachel- oder Johannisbeerbüſche oder an anderes Geſträuch Roſinen, Mandeln, Zuckerwerk aller Art, Bilder und was man ſonſt noch für Spielwerk daran wenden will, angebunden. Auf ein gegebenes Zeichen vertheilt ſich die ganze Geſellſchaft und ſucht. Was gefunden wird, muß an einen Sammelplatz gebracht werden, wo es dann nachher in gleiche Haufen vertheilt und verloſt wird. Dies iſt für die Kinder ein Weihnachtsvergnügen im Sommer, und es iſt ganz dazu geeignet, einen Geburtstag oder einen anderen feſtlichen Tag zu verherrlichen.

Weiße Gans und ſchwarze Gans.

Nachdem beide aus der Geſellſchaft herausgezählt oder die beiden größten gewählt ſind, ſtellen ſich die übrigen Mitſpielenden hinter die weiße Gans und faſſen einander an. Haben ſich alle hinter die weiße Gans geordnet, ſo kommt die ſchwarze Gans und es entſteht folgendes Geſpräch:

Die ſchwarze Gans: Guten Tag, weiße Gans.

Die weiße Gans: Guten Tag, ſchwarze Gans.

Schwarze Gans: Kann ich nicht ein Küken kriegen?

Weiße Gans: Das ſollſt du wohl laſſen bleiben.

Schwarze Gans: Ich nehme es dir.

Weiße Gans: So wehr' ich mich.

Nun ſucht die ſchwarze Gans den letzten Mitſpielenden der Reihe zu ergreifen, was die weiße Gans zu verhindern ſucht, wobei der lange Leib hinter ihr ganz ergötzliche Schwenkungen zu machen gezwungen wird. Reißt die Reihe, ſo kann die ſchwarze Gans eins aus der Reihe nehmen, ſonſt muß ſie ſo lange manövriren, bis ſie den letzten ergriffen hat, der ihr dann in ihr Neſt folgen muß, worauf das Spiel wieder von neuem angeht, bis die ſchwarze Gans der weißen alle ihre Küchlein weggefangen hat. Dann wird die weiße Gans zur ſchwarzen und umgekehrt.

Gänſeverkauf.

Es wird ein Kreis oder eine Reihe gebildet. Der Erſte fragt ſeinen Nachbar:

1) Kauft Ihr Gänſe?

Dieſe Frage thut der Zweite ſchnell dem Dritten, und ſo geht ſie von Nachbar zu Nachbar wie ein Lauffeuer durch die ganze Reihe oder den ganzen Kreis hindurch, bis die Frage wieder an den Erſten kommt. Nun entſteht von Nachbar zu Nachbar folgende Unterredung:

2) Der Erſte: Kauft ihr Gänſe?

Der Andere: Sind ſie auch fett?

Der Erſte: Fett ſind ſie.

Nachdem dieſe Fragen ſchnell durch die ganze Reihe gefragt und beantwortet ſind und die Reihe wieder an den Erſten gekommen iſt, verlängert ſich die Unterredung auf folgende Weiſe:

3) Der Erſte: Kauft Ihr Gänſe?

Der Andere: Sind ſie auch fett?

Der Erſte: Fett ſind ſie.

Der Andere: Haben ſie auch bunte Federn?

Der Erſte: Bunte Federn haben ſie.

Bei dem vierten Umlauf wird folgendes Geſpräch gehalten:

4) Der Erſte: Kauft Ihr Gänſe?

Der Andere: Sind ſie auch fett?

Der Erſte: Fett ſind ſie.

Der Andere: Haben ſie auch bunte Federn?

Der Erſte: Bunte Federn haben ſie.

Der Andere: Gehen ſie auch Wiegelwagein?

Der Erſte: Wiegelwagein gehn ſie.

Bei dem fünften Umlauf kommt noch hinzu:

5) Der Andere: Sagen ſie auch Schnater, Schnater?

Der Erſte: Schnater, Schnater ſagen ſie.

Bei dem ſechsten Umlauf wird allen dieſen Fragen und Antworten noch folgende hinzugeſetzt:

6) Der Andere: Sind ſie auch geſtohlen?

Der Erſte (legt den Finger auf den Mund und ſagt): St!

Bei dem Wiegelwagel machen Frager und Antworter pantomimiſch mit Auf- und Niederziehen der Schultern das Wackeln der Gans nach.

Bei dem Schnater, Schnater verfällt man, ſo gut wie möglich, ins Schnatern.

Die Hauptſache iſt aber, daß Fragen und Antworten mit der möglichſten Schnelligkeit durch die Reihen laufen.

Vögelverkaufen.

Es wird ein Vogelmeiſter und ein Vogelkäufer gewählt, der gut laufen kann. Die übrigen wählen ſich den Namen eines Vogels, je unbekannter, deſto beſſer. Dann tritt der Vogelkäufer zum Vogelmeiſter und ſpricht:

Guten Tag, Herr Vogelmeiſter!

Antwort: Guten Tag, Herr Vogelkäufer!

Frage: Haben Sie wohl Vögel zu verkaufen?

Antwort: O ja.

Frage: Was für welche haben ſie?

Der Vogelmeiſter ruft nun ſeinen Vögeln zu: Alle meine Vögel, ſingt einmal! Nun ſucht Jeder die Stimme des Vogels nachzumachen, deſſen Namen er trägt, und der Vogelmeiſter ſpricht zu dem Vogelkäufer: Das ſind alle meine Vögel; was für einen wollen Sie?

Hat ſich nun der Vogelkäufer einen gewählt, z. B. einen Sperling, ſo ſpricht der Vogelmeiſter zu dieſem Vogel:

Sperling, flieg aus,
Komm wieder in mein Haus.

Sobald der genannte Vogel das hört, läuft er ab, und der Vogelkäufer ſucht ſeiner unterwegs habhaft zu werden. Kann er das nicht und kommt der genannte Vogel glücklich wieder nach Haus, ſo darf er ſich noch einmal einen Namen wählen und kann von Neuem laufen.

Will der Vogelkäufer einen Vogel haben, der ſich nicht unter den Mitſpielenden befindet, ſo bringt der Vogelmeiſter allerhand komiſche Entſchuldigungen vor, indem er es den Kaufleuten nachmacht, die ſich entſchuldigen, wenn eine Waare nicht vorräthig iſt, und erſucht einen andern Vogel zu kaufen.

Königstöchterlein.

Es werden zuerſt zwei ausgezählt, eine Königstochter, die im Thurme ſitzt, und ihr Befreier. Dann wird ein Kreis um die Königstochter geſchloſſen, und getanzt, während welcher Zeit der Befreier außerhalb des Kreiſes ſingt:

Kling, klang, Gloria,
Wer ſitzt denn in dem Thurme da?

Die Tanzenden:

Da ſitzt 'ne Königstochter in,
Die kann man nicht zu ſehn kriegen.

Der Befreier:

Die Mauern will ich brechen,
Mit dem Steinbock will ich ſtechen.
Jungfer Braut,
Komm heraus,
Faß mich hinten an den Rock.

Nun ſtürmt der Befreier von außen, und die Königstochter ſucht von innen zu entkommen. Sobald der Kreis gebrochen und die Königstochter heraus gekommen iſt und ihren Befreier an den Rock gefaßt hat, iſt das Spiel aus. Die Königstochter wird nun der Befreier und ſucht ſich einen anderen aus, der die Rolle der Königstochter ſpielt. Es darf aber Niemand zum zweiten Male Befreier oder Königstochter ſein, ehe es nicht Alle einmal geweſen ſind.

Linnen-Meſſen.

Ein Linnenmeſſer, ein Dieb und ein Hahn werden ausgezählt. Alle ſtellen ſich in eine Reihe, der Hahn oben an. Der Dieb verſteckt ſich.

Nun kommt der Linnenmeſſer und mißt mit der Elle die ganze Reihe, um zu ſehen, ob noch alles Linnen da iſt. Wenn er gemeſſen hat, ſpricht er zum Hahn:

Hahn, Hahn, verwahr' mir auch ja mein Linnen.

Dann geht er weg nach Haus. Indeß kommt der Dieb aus ſeinem Verſteck hervor und nimmt einen aus der Reihe mit zurück.

Darnach kommt der Linnenmeſſer wieder und mißt von Neuem nach. Die Reihe ſtellt ſich anfänglich etwas weiter auseinander, damit die Ellenzahl nicht fehle. Wenn aber der Linnenmeſſer einige Male dem Hahn den Auftrag gegeben hat, ihm Alles zu bewachen, und der Dieb immer mehrere

wegholt, so kommt zuletzt an den Tag, daß von der Ellenzahl etwas fehlt. Dann zieht der Linnenmesser den Hahn zur Verantwortung:

Hahn, Hahn, wo ist mein Linnen geblieben?

Der Hahn läßt zuerst nichts auf sich kommen. Wenn er aber nicht länger leugnen kann, daß etwas abhanden gekommen, so spricht er: Ich war so hungrig, und ging nach Haus, um mir ein Butterbrot zu holen. Da kam der Dieb und hat das Linnen gestohlen. Dazu habe ich mir noch einen grosen Dorn in den Fuß getreten. Der Linnenmesser zieht ihm nun pantomimisch den Dorn aus dem Fuße und empfiehlt ihm von Neuem Wachsamkeit.

Kommt dann wieder an den Tag, daß an der Ellenzahl etwas fehlt, so werden wieder neue Entschuldigungen gemacht, bis zuletzt der Dieb auch den Hahn holt. Dann verstecken sich Alle und der Linnenmesser muß sie wieder zusammensuchen.

Buttermilch-Verkaufen.

Alle stellen sich in eine Reihe, und der Buttermilchverkäufer fängt an zu handeln, indem er zu dem Ersten spricht:

„Guten Tag! Wollt Ihr auch Buttermilch kaufen?“

Entweder wird nun gleich ja geantwortet, oder es werden allerhand scherzhafte und neckische Einwendungen gemacht, die entweder von der schlechten Waare, oder vom Unvermögen zu bezahlen, oder von einem andern Verwande hergenommen werden. Wenn endlich eingewilligt ist, so fragt der Verkäufer: „Für wie viel?“ — Der Preis wird angegeben.

Der Verkäufer macht nun die Pantomime des Ausfüllens und sagt dabei:

Wenn der Wind weht,
Wenn der Hahn kräht,
Will ich wiederkommen
Und mein Geld holen.
Dann darfst Du nicht nein sagen
Und nicht ja sagen
Und nicht weinen
Und nicht lachen.

Wenn Alle endlich gekauft haben, fängt der Verkäufer an wie ein Hahn zu

krähen und ein Geräuſch mit Mund und Zähnen zu machen, als ob der Wind wehte. Dann geht er von einem zum anderen und forhert das Geld ein. Dagegen werden dann wieder ſcherzhafte Einwendungen gemacht, wobei der Verkäufer es darauf anlegt, den Käufer dahin zu bringen, daß er ja oder nein ſagt oder lacht. Geſchieht dies nun wirklich, ſo muß der, welcher es gethan hat, ein Pfand geben, oder bekommt Schläge mit dem Plumpſack.

Mutter Maria.

Alle ſtellen ſich hintereinander, und der Ausgezählte fragt bei dem Vorderſten:

Wo wohnt Mutter Maria?

Antwort: Dicht hinter mir.

Dieſe Fragen und Antworten gehen durch die ganze Reihe bis zu dem Letzten. Dann wird gefragt:

Guten Tag, Mutter Maria, ſeid Ihr das?

Antwort: Das bin ich ſchon lange liebe Jahre geweſen und bin es auch noch.

Frage: Kann ich wohl bei Euch herbergen?

Antwort: Nein!

Frage: So ſteck' ich Euch Haus und Hof an.

Antwort: Das thut mal.

Der Frager bläſt, als ob er Feuer anblaſen will. Mutter Maria fragt:

He, was macht Ihr da?

Frager: Ich ſteck' Euch Haus und Hof an. —
Kann ich hier wohl herbergen?

Mutter Maria: Ja.

Frage: Welches ſoll meine Herberge ſein?

Antwort: Der Kuhſtall.

Frage: Welches ſoll mein Leuchtenträger ſein?

Antwort: Der voran ſieht.

Der Frager geht nun zu dem Erſten in der Reihe, tanzt mit ihm herum und ſingt:

Mutter Maria hat mir 'nen Leuchterträger gegeben,
Da soll ich mit in Freuden leben.
In Freuden leben mag ich nicht,
Spring dreimal in die Höhe und lache nicht.

Der Frager spricht nun zu dem, mit dem er getanzt hat: Mußt sprechen und darfst Deine Zähne nicht zeigen.

Frage: Was fliegt da?

Antwort: Vogel.

Frage: Was kriecht da?

Antwort: Wurm.

Bei diesen und anderen beliebigen Fragen bemüht sich der Antwortende, die Zähne nicht zu zeigen. Wer nun von der Gesellschaft etwa über die komische Art der Aussprache lacht, der ist wieder Frager. Und so geht das Spiel wieder von vorn an.

Die Handwerksburschen.

Die Gesellschaft theilt sich in zwei Parteien. Die eine stellt pantomimisch irgend ein Handwerk vor. Die andere muß aus diesen Pantomimen das Handwerk errathen.

Die Handwerker verabreden sich heimlich, was für ein Handwerk sie vorstellen wollen. Wenn sie darüber einig sind, so treten sie zu der andern Partei und sprechen:

Es kommen drei reisende Handwerksburschen.

»Wo kommen sie her?«

Von Stern und von Sachsen,
Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen.
Hätt' ich nur daran gedacht,
So hätt' ich auch eine mitgebracht,
Ich habe aber nicht daran gedacht,
Darum hab' ich auch keine mitgebracht.

»Was haben Sie für ein Handwerk?«

Die Reisenden stellen nun pantomimisch ihr Handwerk vor. Wenn es nicht errathen werden kann, so wird der erste Buchstabe des Handwerks gesagt.

Dreimal darf gerathen werden. Wenn die erſte Partei es in drei Malen nicht räth, ſo haben die Handwerker das Recht, noch einmal aufzutreten.

Räth aber die erſte Partei das Handwerk, ſo werfen die Handwerker pantomimiſch ihr Handwerkzeug weg und laufen bis zu einem beſtimmten Ziele. Die erſte Partei ſucht nun die Handwerker zu haſchen. Wenn ihr das gelingt, ſo iſt das Agiren an ihr. Kommen aber die Handwerker eher an das Ziel, ſo dürfen ſie noch einmal ein Handwerk darſtellen.

Das Nieſespiel.

Es gehört dazu eine größere Geſellſchaft. Von derſelben werden drei Chöre gebildet. An ein jedes dieſer drei Chöre wird eine der drei Sylben: »Haß, Heß, Hiß« vertheilt. Einer zählt nun: Eins, zwei, drei! und bei drei ſagt jedes Chor ſeine Sylbe. Dann iſt es, als ob die ganze Geſellſchaft nieſet.

Der Papiermüller.

Man ſetzt ſich um einen Tiſch und legt den Zeigefinger der rechten Hand auf denſelben. Alsdann fängt Einer an mit dem Finger zu klopfen und zu ſeinem Nachbar zur rechten Hand zu ſagen: Hella! Frage: Wer iſt da? Antwort: Papiermacher. Frage: Was macht er? Antwort: Papier. Frage: Wie macht er's? Antwort: So, und pocht fort. So fragt Einer den Andern nun ringsherum, bis wieder zu dem, welcher anfing. Keiner darf früher pochen, als bis er zum erſten Male befragt wird, alsdann darf aber Keiner wieder aufhören. Wenn es nun ganz herum iſt, ſo fragt der Erſte wieder ebenſo, pocht aber mit den Zeigefingern beider Hände; beim dritten Male mit einem Zeigefinger der einen Hand, und mit einer ganz flachen Hand; beim vierten Male mit beiden flachen Händen; beim fünften Male mit einer Hand und einem Ellenbogen; beim ſechsten Male mit beiden Ellenbogen, und beim ſiebenten Male mit beiden Ellenbogen und beiden Füßen. Keiner darf aber aufhören, die vorhergehende Bewegung zu ändern, als bis

ihn bei der neuern die Reihe trifft. Wenn im Niederſchlagen Takt gehalten wird, ſo klingt es wie in einer Papiermühle und als ob man die Stampfen ſelbſt hörte.

Vorſingen.

Der Vorſänger ſingt:

Vier Gänſe ſaßen im Stroh.
Sie ſaßen
Und fraßen,
Und machten's Alle ſo.

Die übrigen ſingen dies alle nach, ſo lange der Vorſänger ſingt. Sobald aber der Vorſänger aufhört, und wär' es auch mitten in einem Worte, ſo müſſen alle aufhören. Wer weiter ſingt, wird geſtraft.

Kinder-Konzert.

Jedes von den Kindern wählt ſich ein Inſtrument, nur der Konzertmeiſter nicht. Dieſer ſingt die erſten drei Zeilen oder Strophe, worauf jedesmal das Kind mit den Tönen, welche ſein Inſtrument vorſtellen, einfällt. Nach und nach kommen ſo viel Inſtrumente, als aufgezählt ſind, in Bewegung.

Kleins Männele, kleins Männele, was kannſt du machen?
Ich kann wohl ſpielen auf meiner Trumm;
Num bum, bidi bum, ſo macht meine Trumm.
Num bum, bidi bum.

Kleins Männele, kleins Männele, was kannſt du machen?
Ich kann wohl ſpielen auf meiner Flöt';
Dill, dill, dill, ſo macht meine Flöt',
Num bum, bidi bum, ſo macht meine Trumm.
Num bum, bidi bum, dill, dill, dill.

Kleins Männele, kleins Männele, was kannſt du machen?
Ich kann wohl ſpielen auf meiner Geig';
Ging, ging, ging, ſo macht meine Geig',
Dill, dill, dill, ſo macht meine Flöt',
Num bum, bidi bum, ſo macht meine Trumm.
Num bum, bidi bum, dill, dill, dill, ging, ging, ging.

Kleins Männele, kleins Männele, was kannſt du machen?
Ich kann wohl ſpielen auf meiner Zitter;
Bring, bring, bring, ſo macht meine Zitter,
Ging, ging, ging, ſo macht meine Geig',
Dill, dill, dill, ſo macht meine Flöt',
Rum bum, bidi bum, ſo macht meine Trumm.
Rum bum, bidi bum, dill, dill, dill, ging, ging, ging, bring, bring, bring.

Kleins Männele, kleins Männele, was kannſt du machen?
Ich kann wohl ſpielen auf meiner Laute;
Blum, blum, blum, ſo macht meine Laute,
Bring, bring, bring, ſo macht meine Zitter,
Ging, ging, ging, ſo macht meine Geig',
Dill, dill, dill, ſo macht meine Flöt',
Rum bum, bidi bum, ſo macht meine Trumm.
Rum bum, bidi bum, dill, dill, dill, ging, ging, ging, bring, bring, bring,
blum, blum, blum.

Kleins Männele, kleins Männele, was kannſt du machen?
Ich kann wohl ſpielen auf meinem Faget;
Du, du, du, ſo macht mein Faget,
Blum, blum, blum, ſo macht meine Laute,
Bring, bring, bring, ſo macht meine Zitter,
Ging, ging, ging, ſo macht meine Geig',
Dill, dill, dill, ſo macht meine Flöt',
Rum bum, bidi bum, ſo macht meine Trumm,
Rum bum, bidi bum, dill, dill, dill, ging, ging, ging, bring, bring, bring,
blum, blum, blum, du, du, du.

Kleins Männele, kleins Männele, was kannſt du machen?
Ich kann wohl ſpielen auf meiner Leier;
Eng, eng, eng, ſo macht meine Leier,
Du, du, du, ſo macht mein Faget,
Blum, blum, blum, ſo macht meine Laute,
Bring, bring, bring, ſo macht meine Zitter,
Ging, ging, ging, ſo macht meine Geig',
Dill, dill, dill, ſo macht meine Flöt',
Rum bum, bidi bum, ſo macht meine Trumm.
Rum bum, bidi bum, dill, dill, dill, ging, ging, ging, bring, bring, bring,
blum, blum, blum, du, du, du, eng, eng, eng.

Kleins Männele, kleins Männele, was kannſt du machen?
Ich kann wohl ſpielen auf meiner Baßgeig';
Gu, gu, gu, ſo macht meine Baßgeig',

Eng, eng, eng, ſo macht meine Leier,
Du, du, du, ſo macht mein Faget,
Blum, blum, blum, ſo macht meine Zither,
Ging, ging, ging, ſo macht meine Geig',
Dill, dill, dill, ſo macht meine Flöt',
Rum bum, bidi bum, ſo macht meine Trumm.
Rum bum, bidi bum, dill, dill, dill, ging, ging, ging, bring, bring, bring, blum, blum, blum, du, du, du, eng, eng, eng, gu, gu, gu, in Ewigkeit Amen.

Alle Vögel fliegen.

Die Kinder ſind Vögel, ſitzen um einen Tiſch und legen die beiden Zeigefinger auf den Tiſch. Einer iſt der Meiſter und ſpricht: »Alle Vögel fliegen!« und hebt die Finger in die Höhe, worauf Alle die Finger in die Höhe heben und fliegen. Dann nennt er einen Vogel, der zugegen iſt, Lerche, Elſter u. ſ. w., und fliegt, und der genannte Vogel fliegt mit, nennt er aber einen, der nicht zugegen iſt, oder ein Thier, das nicht fliegt, wobei er jedoch, um die andern zu irren, die Hände in die Höhe hebt, und die Andern thun es ihm nach, ſo ſind ſie in Strafe verfallen. —

Der Abt iſt nicht zu Hauſe.

Eines wird ausgezählt und iſt der Abt. Er bekommt eine Klingel. Die andern ſitzen in einem Kreiſe um ihn herum und ſingen:

Sa, ſa, ſa,
Der Abt iſt nicht zu Hauſe,
Wenn er wird nach Hauſe kommen,
Wird er wohl geklinget kommen!

Jetzt klingelt der Abt, worauf Alle die Plätze wechſeln müſſen, und der klingelnde ſich einzuſchieben ſucht. Wer keinen Platz bekommt, tritt an des Abts Stelle.

Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg.

Ein Hölzchen wird angezündet, und einer reicht es dem andern, indem er dazu ſpricht:

„Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg,
Lebt er lang,
So wird er alt,
Friſt er viel,
So wird er dick
Und zuletzt gar ungeſchickt.“

So lang das Hölzchen brennt, lebt der Fuchs, bei wem er ſtirbt, der muß die beſtimmte Strafe geben. —

Die Kitz.

Jedes Kind giebt von ſeinen Nüſſen, bis ein großer Haufen davon auf dem Tiſch liegt. Dann geht eins hinaus, die übrigen wählen unter den Nüſſen eine, welche die Kitz (Katze) heißt. Iſt dies geſchehen, ſo wird jenes hereingerufen; es darf ſo lange Nüſſe von dem Haufen wegnehmen, bis es auf die beſtimmte trifft, ſo wie es die angreift, rufen Alle mit großem Geſchrei: die Kitz! —

Der Baum.

Eins iſt Rechenmeiſter, eins giebt Acht, die andern ſind Zahlen. Der Rechenmeiſter ſpricht:

„Auf einem meiner Bäume,
Den ich hab' daheime,
Hab' ich eins, zwei, drei Blätter.
Auf dem dritten Blatt war eine Schnecke,
Die hatte ein Haus zur Decke,
Die kroch unter drei vier Zweige,
Sie wollte ſitzen treige (träge).

Mit ihren zwei Hörnern
Kroch ſie auf zwei Dörner,
Und da kamen behende,
Fünf, ſechs, ſieben Hände,
Und nahmen die Schnecke
Mit fünf, zehn Fingern hinweg."

Die Zahlen ſind willkührlich, der Rechenmeiſter kann nur eine oder mehrere, auch zuſammengeſetzte, nennen. Die aber genannt werden, müſſen aufſtehen und ſich vor ihm neigen. Jener, der Acht giebt, muß die Strafe einſammeln, wenn der Rechenmeiſter eine Zahl nennt, die nicht da iſt, oder wenn eine, die genannt iſt, nicht aufſteht, oder wenn eine falſche aufſteht.

Der Fuchs geht herum.

Die Kinder ſtellen ſich in einen Kreis, halten die beiden Hände auf dem Rücken und ſtecken die Köpfe zuſammen. Einer geht um den Kreis, hat ein zuſammengewundenes Tuch in der Hand und ſpricht:

„Sieh dich nicht um,
Der Fuchs geht herum."

Wer ſich gegen das Verbot umſieht, erhält einen Schlag auf den Rücken. Der Fuchs giebt nun einem das Tuch in die Hand, der ſeinen rechten Nebenmann ſo lange damit jagt und ſchlägt, bis dieſer um den Kreis herum wieder zu ſeinem vorigen Platze gelangt iſt. Dafür wird der Geſchlagene Fuchs. — Es wird auch ſo geſpielt: der herumgeht, ſpricht:

„Die Gans, die Gans, die legt das Ei,
Und wenn es fällt, ſo fällt es entzwei."

Und läßt das Tuch hinter einem fallen. Räth es dieſer, d. h. ſieht er ſich um, und es trifft zu, ſo iſt das Umgehen an ihm, und jener nimmt ſeinen Platz im Kreis ein. Dreht er ſich aber um, und das Ei liegt nicht hinter ihm, ſo bekommt er Schläge oder giebt ein Pfand.

Erbſenſpiel.

Eins ſpricht zum andern: „Gieb mir eine Erbſe.“ — „Ich hab' keine.“ — „Geh zum Müller und hol' dir eine.“ — „Ich finde keine.“ — „So blaſ' ich dich.“ — „So wehr' ich mich.“ — Nun blaſen ſich die Kinder in's Geſicht; wer es am längſten, ohne zu lachen aushält, bekommt von dem andern eine Erbſe.

Ringelreihe.

Die Kinder faſſen ſich bei den Händen und tanzen im Kreis, dabei wird ein Lied geſungen, und wenn die Worte: „ſitzt nieder“ vorkommen, ſo ſetzen ſie ſich plötzlich und ſtehen wieder auf. Das Lied iſt:

Ringel, Ringel Reihe!
Sind der Kinder dreie,
Sitzen auf dem Holderbuſch,
Schreien alle: muſch! muſch! muſch!
Sitzt nieder!

Es ſitzt 'ne Frau im Ringelein,
Mit ſieben kleinen Kinderlein.
Was eſſen's gern? „Fiſchelein,“
Was trinken's gern? „Rothen Wein.“
Sitzt nieder!

Oder:

Rohe, rohe Seide,
Wir ſpinnen klare Seide,
So klar, wie ein Haar,
Es vergehen ſieben Jahr,
Sieben Jahr ſind um und um,
Jungfer Lieschen dreht ſich um!

Damit ſitzen alle nieder.

Blindekuh.

Es wird zuerſt die Blindekuh ausgezählt. Der, welchen die beſtimmte Zahl getroffen hat, läßt ſich die Augen verbinden. Dann ſchließen alle einen Kreis, in welchen die Blindekuh von dem, der ihr die Augen verbunden hat, hineingeführt wird. Nachdem einige Male herumgetanzt iſt, ſtehen alle ſtill und es wird folgendes Geſpräch zwiſchen der Blindekuh und ihrem Führer gehalten:

Führer: Blindekuh, ich ziehe dich.

Blindekuh: Wohin?

Führer: Nach Peter Nachbars Hauſe.

Blindekuh: Was ſoll ich da?

Führer: Semmel und ſüße Milch eſſen.

Blindekuh: Ich habe keinen Löffel.

Führer: So ſteck den Kopf in den Keſſel.

Damit beugt der Führer der Blindekuh den Kopf nieder, verläßt ſie — der Kreis geht auseinander, und die Blindekuh fängt an zu ſuchen. Wen ſie ergreift, der muß ſie ablöſen.

Es wird auch ſo geſpielt, daß der Blinde mit einem Stock in der Hand mitten in einem Kreis ſteht, der um ihn tanzt. Stößt er mit dem Stock auf die Erde, ſo muß alles ſtill ſtehen, er rührt darauf einen an und hält ihm den Stock hin, dabei pfeift oder brummt er. Einer muß den Stock faſſen und den Laut nachahmen. Der Blinde aber ſucht ihn, nachdem der Laut dreimal wiederholt iſt, an der gewöhnlich verſtellten Stimme zu errathen.

Abraham und ſeine ſieben Söhne.

Der Meiſter ſpricht:

Abraham hat ſieben Söhne,
Sieben Söhne hat Abraham.
Sie waren alle fröhliglich,
Und machten alle, ſo wie ich.

Dabei macht der Meiſter irgend eine Bewegung mit Händen oder mit Mienen, und Jeder muß dieſe Bewegung nachmachen. Wer es unterläßt, giebt oder leidet Strafe.

Flederwiſch.

Die Kinder ſitzen um einen Tiſch, unter deſſen Platte ein Bindfaden herumgeht, an welchem ein Flederwiſch hängt. Jeder hält den Faden mit beiden Händen und ſchiebt ihn fort, dabei wird geſungen:

Flederwiſchchen, Flederwiſchchen,
Gucke mir nicht übers Tiſchchen!

Iſt das dreimal geſungen, ſo wird ſtill gehalten, und bei welchem ſich dann das Flederwiſchchen findet, der muß die beſtimmte Strafe zahlen.

Der Wolf und die Schafe.

Eins macht den Schäfer, eins den Wolf und die übrigen die Schafe. Der Schäfer ſpricht: „Schafe, Schafe, kommt nach Haus.“ — Die Schafe antworten: „Wir dürfen nicht!“ — „Warum nicht?“ — „Da ſteht ein großer Wolf vor der Thür.“ — „Was thut er?“ — „Schleift Meſſer.“ — „Was will er damit thun?“ — „Er will uns allen die Kehle abſchneiden.“ Damit kommt der Wolf geſprungen; der Schäfer ſucht die Schafe gegen ihn zu ſchützen, und ſie kämpfen ſo lange, bis der Wolf endlich doch eins von den Schafen fängt, welches hernach an die Stelle des Wolfes tritt.

Kätzchen und Mäuschen.

Kätzchen und Mäuschen werden ausgezählt. Von den übrigen wird ein Kreis geschlossen. Die Katze steht in diesem Kreis, die Maus draußen. Nun sucht die Katze immer herauszubrechen, der Kreis aber hält fest zusammen, tanzt und singt:

„Mäuschen, laß dich nicht erwischen,
Spring über Bänk und Tische:
Husch! Mäuschen, husch!

Bricht die Katze dennoch durch den Kreis, so wird das Mäuschen hereingelassen und der Katze der Zugang versperrt; und so geht es fort, bis ihr endlich gelingt, das Mäuschen zu fangen.

Der Gänsedieb.

Die Kinder bilden einen Kreis. Der ausgezählte Gänsedieb steht in der Mitte. Um ihn wird herumgetanzt und gesungen:

Wer diese Gans gestohlen hat,
Der ist ein Dieb.
Wer sie mir aber wiederbringt,
Den hab' ich lieb.
Da steht der Gänsedieb, Dieb, Dieb! Da steht der Gänsedieb.

Wenn dies eine Zeitlang gesungen ist, so wählt der Dieb Jemanden aus dem Kreise, um mit ihm zu tanzen. Sobald dies geschieht, sucht Jeder einen Andern zu ergreifen, um mit ihm herum zu tanzen — nur darf Niemand seinen Nachbar nehmen. Wer übrig bleibt, ist der neue Gänsedieb.

Suchen.

Einer sucht. Die Anderen verstecken etwas, das gesucht werden soll. Wenn der Sucher in die Nähe des verborgenen Gegenstandes kommt, so sagt Einer, welcher dazu erwählt ist:

Der Busch, der brennt!
Der Busch, der brennt!

Kommt der Sucher noch näher, so wird gesungen:

Er steht in vollen Flammen.

Entfernt sich der Suchende wieder, so heißt es:

Er ist kalt.

Watteblasen, oder die fliegende Baumwolle.

Eine Gesellschaft bildet sitzend einen dichten Kreis um einen Tisch, so, daß der möglichst kleinste Raum zwischen Jedem bleibt. Alle haben die Hände unter dem Tische und dürfen sie während des Spiels nicht heraufbringen. Auf dem Tische liegt etwas Watte oder Baumwolle und Jeder bemüht sich nun, diese von sich weg und einem Andern zuzublasen. Derjenige, an welchem sie hängen bleibt, giebt Strafe, desgleichen auch der, welcher die Hände hervornimmt und die Baumwolle mit diesen von sich abwehrt.

Das Fischen.

Jeder aus der Gesellschaft legt sich den Namen eines Fisches bei. Einer wird vorher ausgezählt, und wenn sich nun Alle einen Fischnamen gewählt haben, so fängt jener an zu sprechen:

Ich fische, ich fische,
Wohl über drei Tische,
Wohl über drei Teiche,
Wohl über drei Königreiche,
Kann doch nicht mehr finden als einen Aal.

Wer sich nun den Namen eines Aales beigelegt hat, steht dann auf und spricht:

Aal meiner!

Der Erste: Was frißt er?

Der Andere antwortet nun den Namen eines anderen Fisches in der Gesellschaft. Sobald er den Namen dieses Fisches, z. B. Hecht, genannt hat, so steht der Hecht auf und ruft:

Hecht meiner!

und ſo geht es dann fort.

Wer aufgerufen wird und nicht gleich aufſteht und antwortet, muß ein Pfand geben oder bekommt den Plumpſack. Daſſelbe widerfährt dem, der den Namen eines Fiſches aufruft, welcher ſich nicht in der Geſellſchaft findet.

Das Farbenſpiel.

Jedes Kind bekommt einen farbigen Papierſtreifen oder wählt ſich auch nur eine Farbe zu der ſeinigen. Dann fängt Einer an: Meine Farbe iſt eine ſchöne Farbe, aber nicht die häßliche rothe. Wer nun roth hat, muß aufſtehen und daſſelbe ſagen und eine andere Farbe ſchmähen. So geht dies fort, ſo lange die kleine Geſellſchaft Belieben findet. Wer nichts ſagt und nicht aufſteht, wenn ſeine Farbe genannt wird, giebt oder leidet Strafe.

Ringſuchen.

Es wird ein Ring auf einen Bindfaden gezogen und dieſer Bindfaden zuſammen geknüpft. Die Geſellſchaft ſtellt ſich dann in einen Kreis, und Jeder faſſet den Bindfaden, auf dem der Ring ſich befindet, an. Einer wird ausgezählt, um den Ring zu ſuchen, der von Hand zu Hand geht, und ſtellt ſich zu dem Ende in die Mitte. Dann ſingt der Chor:

Wer den Ring will lieben,
Der muß ihn weiter ſchieben,
Sonſt muß er geben Pfand, Pfand, Pfand.

Während nun der Ring von einer Hand zur andern geſchoben wird, ſucht der in der Mitte Stehende den zu finden, der den Ring eben in der Hand hat. Trifft er den Rechten, ſo muß dieſer an ſeiner Statt in den Kreis, oder ſonſt Strafe geben. Trifft er einen Unrechten, ſo wird er ausgelacht.

Das Tellerdrehen.

Die Gesellschaft setzt sich in einen Kreis, jedes Mitglied erhält den Namen eines Thieres oder einer Pflanze, z. B. Löwe, Katze, Hund, Hase u. s. w., oder Nelke, Rose, Veilchen, Tulpe u. s. w. Sind nun alle diese Namen der Gesellschaft bekannt, dann tritt ein Mitspielender mit einem hölzernen Teller in den Kreis und wirbelt ihn auf dem Fußboden; hat er dies gethan, so ruft er schnell ein Mitglied bei dessen angenommenem Namen, z. B. Katze. Dieses eilt geschwind herbei, um den Teller noch aufzufassen, ehe er fällt, dreht denselben aufs neue herum und ruft einen andern angenommenen Namen, der den Teller ebenfalls noch vor dem Niederfallen zu erhaschen suchen muß. Kann einer den Teller nicht erlangen und läßt ihn niederfallen, so bekommt er von dem, der ihn gerufen hat, drei Schläge mit dem Plumpsack, oder muß ein Pfand geben.

Die Elemente.

Man setzt sich in einen Kreis. Hierauf wirft Einer dem Andern ein Tuch zu und nennt dabei so schnell als möglich ein Element. Der, welchem das Tuch zugeworfen wurde, muß nun sogleich eben so schnell ein Thier nennen, welches in dem genannten Elemente lebt. Zögert er mit der Antwort oder nennt ein falsches Thier, versetzt er z. B. die Katze in das Feuer und die Schwalbe in's Wasser, so muß er ein Pfand geben und darf alsdann erst das Tuch weiter werfen.

Die Bestimmung nach dem A. B. C.

Einer der Gesellschaft fragt z. B. schnell seinen Nachbar: Wenn ich eine Ameise wäre, wozu würden Sie mich bestimmen? Dieser muß eben so schnell: Zur Arbeit! oder etwas dem Aehnliches antworten, und auch gleich wieder den ihm zur Seite Sitzenden fragen: Wenn ich eine Blume wäre, wozu

würden Sie mich anwenden? Dieſer erwiedert ſogleich darauf: Zum Bouquet; oder ſonſt in ähnlicher Weiſe, und ſo geht es durch das ganze A. B. C. Jeder kann ein Wort zur Frage wählen, welches er will. Wer nicht raſch antwortet, muß ein Pfand geben.

Die Wortverbindung.

Die Geſellſchaft ſetzt ſich in einen Kreis. Hierauf nimmt Jemand ein Tuch und wirft es, ein einfaches Hauptwort nennend, einem Andern zu. Dieſer muß ſogleich ein anderes einfaches Hauptwort nennen, welches ſich paſſend an jenes ſchließt, und wirft das Tuch dann einem Dritten zu u. ſ. w. Wenn z. B. A., indem er das Tuch B. zuwirft, ſagt: »Haus«, ſo könnte B. hinzufügen: »Thür«. Hierauf wirft B. das Tuch gegen C. und nennt das Wort: »Spiegel«; C. antwortet hierauf: »Glas«. Wer nicht ſogleich ein Wort hinzufügt oder gar keins zu nennen weiß, giebt ein Pfand.

Der Obſtmarkt.

Die Geſellſchaft bildet einen Kreis und ein Jeder wählt ſich eine Frucht, die er zu Markte bringen will. Nun fängt der Reihe nach z. B. A. an und ſagt: »Aepfel, Aepfel hab' ich feil, mein guter Freund hat Kirſchen feil.« Hierauf ſpricht der, welcher Kirſchen gewählt hat: »Kirſchen, Kirſchen hab' ich feil, mein guter Freund hat Nüſſe feil« u. ſ. w. Wer nicht gleich einfällt, ſobald ſeine Frucht genannt iſt, oder eine Frucht nennt, die gar nicht vorhanden, muß ein Pfand geben.

Die ſtille Muſik.

Jedes wählt ſich ein Inſtrument und ahmt die Geberden, welche das Spiel deſſelben erfordern würde, ſtill nach. Der Muſikdirektor merkt ſich das von einem Jeden gewählte Inſtrument und ſpielt dann eins oder das andere ab-

wechſelnd. Wer es verſteht, auf ſeinem Inſtrument dem Muſikdirektor nachzuahmen, lacht, ſpricht, oder überhaupt nur ſeine Zähne blicken läßt, giebt ein Pfand.

Der Cantor.

Der Cantor läßt die Geſellſchaft einen Kreis um ſich ſchließen und ſingt eine Strophe vor, welche die ganze Geſellſchaft im ſtrengſten Sinne des Wortes zugleich mit ihm ſingen muß, ſo daß Niemand nachſingt, ſobald der Sänger ſchweigt. Oft bricht der Sänger mitten in der Strophe oder gar in einem Worte ab, und wer da auch nur einen Ton nachhallt, wird geſtraft. Man kann bekannte Lieder dazu nehmen: alsdann wird um ſo leichter die Geſellſchaft weiter als der Cantor ſingen.

Das Anwendungsſpiel.

Eine Perſon wählt ein beliebiges Hauptwort, z. B. das Wort Stroh. Sie fragt nun jede andere Perſon aus der Geſellſchaft: „Wozu iſt das Stroh anzuwenden oder zu gebrauchen?“ — Hierauf antwortet ein Jeder nach der Reihe: 1) Häuſer zu decken; 2) Strohwiſche zu machen; 3) zur Streu; 4) Häckerling zu machen; 5) Hüte daraus zu verfertigen; 6) Weinſtöcke damit zu binden; 7) in die Betten zu legen u. ſ. w. Hat nun jede Perſon etwas geſagt, ſo nimmt man ein anderes Wort. Wer nicht ſogleich eine Anwendung nennen kann, giebt ein Pfand.

Das Advocatenſpiel.

Die Geſellſchaft ſitzt im Kreiſe, in der Mitte ſteht der Sprecher oder Anführer des Spiels, der bald dieſe bald jene Perſon in's Geſpräch zu ziehen ſucht, anredet, fragt u. ſ. w. Die gefragte Perſon darf aber, bei Strafe nie ſelbſt antworten, denn Jeder hat ſeinen Nachbar linker Hand zum Advoca-

ten, der für ihn antworten muß, oder bei Unterlaſſung in Strafe verfällt. Werden von dieſem oder jenem Fehler begangen, die der Sprecher nicht bemerkt, ſo iſt Letzterer ebenfalls ſchuldig. Das Spiel kann viel Vergnügen gewähren, wenn der Sprecher lebhaft fragt, und bald dieſen bald jenen beim Namen ruft, auf eine luſtige Art anklagt und ihn dadurch zum Antworten reizt. Auch kann man noch feſtſetzen, daß Keiner mit ja und nein antworten darf.

Vater Eberhard.

Einer von der Geſellſchaft ſetzt ſich, mit einer Mütze auf dem Kopfe, einem Lichte in der Hand, auf einen mitten in der Stube ſtehenden Stuhl, und die ganze Geſellſchaft tanzt ſingend um ihn herum. Aus dieſer tritt nun ein Anderer hervor, geht zu dem Sitzenden, welcher dabei manche komiſche Miene und Geberde macht, faßt ihn am Kinn und ſpricht:

Lieber Vater Eberhard!
Ich greif' Euch an Euern ehrwürdigen Bart,
Und ſehet Ihr mich laut auflachen,
So will ich mich an Eure Stelle machen.

Gelingt es ihm nun, während des Sprechens, wobei ihm der Sitzende ſehr verwundert, bedenklich oder gravitätiſch in's Geſicht ſieht, und ihn auf alle Weiſe zum Lachen zu bringen ſucht, ernſt zu bleiben, ſo kommt ein Andrer an die Reihe, ſpricht dieſelben Worte u. ſ. w.; dann ein Dritter, und ſo lange, bis Einer durch ſein Lachen den Vater Eberhard ablöſ't, und ſeine Stelle einnimmt.

Man ſpielt dies Spiel auch ſo: dem Sitzenden wird eine Serviette dicht unter dem Kinn angelegt, und er bekommt ein kleines Näpfchen oder Schüſſelchen in die Hand. Der, welcher von dem Sitzenden aufgerufen wurde, muß unter den Handgriffen eines Barbiers ohne zu lachen, folgende Worte ſprechen:

Ihr Diener, Herr Eberhard,
Sie ſehen ganz ſchwarz um Ihren Bart,
Ich nehm mir die Freiheit, in's Näpfchen zu greifen,
Um Ihnen das Bärtlein einzuſeifen,
Es recht ſchön zu machen
Und dabei nicht zu lachen.

Das Reimſpiel.

Die Geſellſchaft ſetzt ſich in einen Kreis und Jeder giebt ſich einen beliebigen Namen, welchen er für ſich behält und Niemanden ſagt. H. beginnt z. B. alſo:

H. Ich heiße Hans von Hildebrand,
Und —

hier wendet er ſich an ſeinen Nachbar, der ſogleich auf dieſen Namen einen Reim ſagen muß.

A. — hänge den Säbel an die Wand.

Hierauf fährt dieſer, zu ſeinem Nachbar gewendet, fort:

Ich heiße Louiſe Wieſengras,
Und —

B. — wenn es regnet, iſt es naß.

Ich heiße Lucas Bitterklee,
Und —

C. — mir wird beim Dichten wohl und weh.

Ich heiße Friedrich Klopfeſtock
Und —

D. — empfehl' mich deinem Oberrock.

Kann der Nachfolger auf den gewählten Namen einen Reim nicht finden, ſo muß er zwar ein Pfand geben, allein dadurch wird nun die Verbindlichkeit, auf den Namen einen Reim zu machen, rückwirkend, und der Vorgänger, auf deſſen Namen er reimen ſollte, muß ſelbſt einen paſſenden ſagen. Kann er es auch nicht, muß er ebenfalls ein Pfand geben.

Mein Nachbar gefällt mir.

Jeder aus der Geſellſchaft ſagt der Reihe nach: Mein Nachbar gefällt mir, und giebt dabei 1) die Urſache an, warum er ihm gefällt, 2) womit er ihn täglich ernährt, 3) in welche Stadt er ihn ſchickt und 4) was er ihm auf die Reiſe mitgiebt. 1, 2, 3, 4, muß jedoch in dem bezeichnenden Worte mit

einem und demſelben Anfangsbuchſtaben aus dem Alphabete anfangen. Der Erſte nimmt den Buchſtaben A, der Zweite B, der Dritte C, u. ſ. w. Z. B. Mein Nachbar gefällt mir, weil er ſo artig iſt; ich ernähre ihn übrigens mit Anſeln, ſchicke ihn in Kurzem nach Aachen und gebe ihm ein Achtgroſchenſtück mit auf den Weg. Mein Nachbar gefällt mir, weil er niemals brummt; deſshalb ernähre ich ihn mit Butterbrod, ſchicke ihn aber nach Budiſſin und gebe ihm ein halb Schock Birnen auf die Reiſe.

Wer bei dem betreffenden Satze kein Wort unter dem beſtimmten Buchſtaben zu finden weiß, giebt Strafe. Wurde aber ein, vielleicht abſichtlich gemachter Fehler von der Geſellſchaft nicht bemerkt, ſo kann derjenige, der ihn machte, die ganze Geſellſchaft ſtrafen.

Der Orgelbauer.

Einer iſt der Orgelbauer und ſtellt alle Uebrigen in eine Reihe wie die Orgelpfeifen, rückt ſie grade und legt eines Jeden Hände vorn auf verſchiedene Weiſe zuſammen. Dann nimmt er ein kleines Stäbchen in die Hand und ſchlägt, aber ganz ſanft, Jeden damit auf die Hände; jeder Geſchlagene muß hierauf einen Ton von ſich geben, den er aber in dieſem Spiele feſt in ſeiner Stimmlage merken und halten muß. Wird er nicht rein angegeben, ſo ſchlägt der Orgelbauer wieder, bis ihm der Ton gefällt, jedoch darf er nur dreimal ſtimmen.

Darauf geht er hinaus mit Einem aus der Geſellſchaft, der ihm die Augen verbindet, während Alle inzwiſchen ihre Plätze verändern. Wie nun der Orgelbauer wieder hereinkommt, ruft er traurig:

„Wie wird meine Orgel ſtehen? Nun kann ich nicht ſehen und nachhelfen. Ich muß einzig an ihren Tönen hören, ob alle Pfeifen noch in Ordnung ſind.“ Er kommt dann an die Reihe, geht daran auf und nieder, nimmt eine Perſon bei den Händen, ſchlägt mit ſeinem Stäbchen wie vorher, und der Geſchlagene giebt ſeinen Ton an. Dreimal iſt ihm geſtattet, ſo anzupochen. Gelingt es ihm dabei, den Geſchlagenen zu errathen, ſo umtanzt ihn die Geſellſchaft und ſingt:

Das muß ein kluger Künſtler ſein,
Der, büßt er das Geſicht auch ein,
Die Pfeife, ſpricht ſie einmal (zweimal ꝛc.) an,
Gleich aus dem Ton errathen kann.

Der Errathene wird dann Orgelbauer. Erräth aber dieſer auch beim dritten Male nicht, ſo ſingt die Geſellſchaft tanzend:

Das muß ein ſchlechter Künſtler ſein,
Der, büßt er das Geſicht auch ein,
Die Pfeife, ſpricht ſie dreimal an,
Nicht aus dem Ton errathen kann.

Suchen nach der Muſik.

Es entfernt ſich Einer aus der Geſellſchaft; während dieſer Zeit wird ein Geldſtück, ein Knopf, ein Tuch u. ſ. w. verſteckt, welches Jener bei ſeiner Zurückkunft ſuchen muß. Je mehr er ſich der verſteckten Sache nähert, deſto lauter wird die Muſik; je mehr er ſich entfernt, deſto leiſer läßt ſie ſich hören. Die Violine oder das Clavier ſind am paſſendſten zu dieſem Spiele.

Die Pantomime.

Die Geſellſchaft wählt Einen zum Anführer des Spiels. Dieſer befindet ſich im Kreiſe der Uebrigen und fragt links und rechts, bald dieſen, bald jenen mancherlei, z. B. Wie haben Sie heute Nacht geſchlafen? Auf welche Art reiſen Sie am liebſten? Warum können Sie den B. nicht leiden? Wie gefällt Ihnen Ihr neues Kleid? u. ſ. w.

Niemand darf dabei anders als durch Mienen antworten; wer dies verſieht und einen Laut von ſich giebt, muß ein Pfand geben oder bekommt einen Schlag mit dem Plumpſack.

Ich heiße Hans mit einem Strich.

Die Gesellschaft setzt sich um einen Tisch und Jeder giebt sich einen Namen, z. B. Hans, Peter, Michel, Anne, Marie u. s. w. Ist nun Jeder von den angenommenen Namen der Andern unterrichtet, so nennt Einer seinen Namen, und fordert einen Zweiten auf, gleichfalls den seinigen zu sagen. Dieser muß schnell entgegnen und dann wieder einen Dritten dazu auffordern.

Wenn ein Aufgerufener seinen Namen gar nicht, oder nicht gleich, oder unrichtig angiebt, einen Andern nicht nennen kann, oder einen Namen nennt, der von Keinem in der Gesellschaft angenommen wurde, so bekommt er für jeden Fehler zur Strafe erst Striche, dann allerhand Figuren mit Kreide vor seinen Platz auf den Tisch gemalt, und muß dann, wenn er aufgerufen wird, Alles, was ihm gezeichnet ist, wenn er an das Ansägen kommt, hinzufügen. Z. B. ich heiße Peter mit einem Striche, Salome, wie heißest du? Da Salome nicht gleich zu antworten weiß, so bekommt er gleichfalls einen Strich und muß dann sagen: Ich heiße Salome mit einem Strich; Keiner erhält mehr als drei Striche; für den vierten und die folgenden Fehler werden ihm Figuren gemalt. Es kann dann z. B. vorkommen: Ich heiße Hans mit drei Strichen; Anne, wie heißest du? Ich heiße Anne mit drei Strichen, einem Gesicht und einer Nachtmütze; u. s. w.

Bei dem Auffordern muß man sich hüten, die Person anzusehen, an die man die Aufforderung ergehen läßt, damit man diese nicht aufmerksam macht.

Dieses Spiel wird so lange fortgesetzt, bis Jeder wenigstens einen Strich hat.

Die Menagerie.

Zu diesem Spiele sind zwei Zimmer erforderlich, nämlich eins für die Gesellschaft, das andere für den Herrn der Menagerie. Uebrigens darf nur dieser das Spiel kennen, wenn es für die Uebrigen ergötzlich sein soll. Der Herr steht vor der Thür seiner Menagerie und macht, unter allerlei Scherzworten, bekannt, welche Thiere zu sehen sind. Jeder Mitspieler bittet um Einlaß, und nennt zugleich das Thier, welches er sehen will; worauf er ein-

gelaſſen und die Thüre hinter ihm verſchloſſen wird. Der Herr führt die Perſon an einen Tiſch, auf welchem ein mit einem Tuch bedeckter Spiegel aufgeſtellt iſt; er entfernt das Tuch mit den Worten: „Sie haben (z. B.) einen Affen ſehen wollen, hier iſt er!“. Der Eingetretene darf das Zimmer nicht eher verlaſſen, bis die ganze Geſellſchaft nach und nach das Schickſal des zuerſt Angeführten getheilt hat.

Das Thalerſuchen.

Man ſetzt ſich im Kreiſe nieder und giebt mit zuſammengelegten Händen einen Thaler herum, welchen Einer, der in der Mitte ſteht, ſuchen muß. Alle Hände ſind zugleich beſchäftigt, Jeder thut, als ob er den Thaler empfangen habe und ihn ſeinem Nachbar gebe. Dabei wird geſungen:

Thaler, Thaler, du mußt wandern
Von dem Einen zu dem Andern,
Und ich ſollte dich nicht ſehn?
Das wär' ſchön! das wär' ſchön!

Sobald nun der Suchende eine Hand ergreift, um den Thaler zu finden, hört jede Bewegung auf, und derjenige, deſſen Hand er faßt, muß ſie aufmachen. Hat Letzterer den Thaler, ſo muß er aufſtehen und ſuchen.

Das Hafermähen.

Die Geſellſchaft ſtellt ſich in einen Kreis, der Hafermäher in die Mitte. Dann ſingen Alle und tanzen dabei herum:

Morgen woll'n wir Hafer mähen, Hafer mähen,
Wer ſoll den wohl binden?
Das ſoll unſre Liebſte thun,
Die wir hier ſchon finden.
Macht nur fort,
Hier und dort.
Unter dieſen Allen
Wird uns die gefallen.

Bei den letzten Worten fordert der Hafermäher eine Perſon aus der Geſellſchaft auf und tanzt unter dem Geſange der übrigen einige Mal mit derſelben im Kreiſe herum. Darnach nimmt der Hafermäher den Platz in dem Kreiſe wieder ein, den der andere verlaſſen hat, und um den Zurückgebliebenen geht Tanz und Geſang von Neuem wieder an.

Uebungen im Schnellſprechen.

1. Es liegt ein Klötzchen Blei gleich bei Blau-Beuren.
2. Welcher Metzger wetzt ſein beſtes Metzgers-Meſſer?
3. Unſer alter Ofentopfdeckel tröpfelt.
4. Schneiderſcheere ſchneidet ſcharf, ſcharf ſchneidet Schneiderſcheere.
5. Ich ſteck' meinen Kopf in'n kupfernen Topf, in'n kupfernen Topf ſteck' ich meinen Kopf.
6. Violett ſieht recht nett, recht nett ſieht violett.
7. Die Bürſten mit ſchwarzen Borſten bürſten beſſer, als die Bürſten mit weißen Borſten.
8. Der Sperber ſprach: Was machſt du Wachtel? Was fragſt du Sperber? ſagt die Wachtel.
9. Eſel eſſen Neſſeln nicht.
10. Schneller Schüler ſchlittre ſchnell.
11. In der Friſche fiſchen Fiſcher Fiſche.
12. Schnalle ſchnell die Schnallen an.

Kurzweilige Fragen.

1. Wer iſt geſchickt?
2. Wo hat Adam den erſten Löffel genommen?
3. Wo hat er aber den erſten Löffel hingethan?
4. Was ſieht ein König ſelten und ein Bauer alle Tage?
5. Warum hat Paulus an die Korinther geſchrieben?
6. Wohin geht man, wenn man zwölf Jahr alt iſt?
7. Wo ſitzt man, wenn man in die Schule geht?
8. Wer kann hundert Mann auf Einem Wagen in die Stadt fahren?
9. Welches ſind die längſten Nächte?
10. Warum freſſen die weißen Schafe mehr als die ſchwarzen?
11. Warum kann jeder Arme ſagen, er habe keine neun Dukaten, aber Zehen?
12. Wie viel Eier kannſt du nüchtern eſſen?
13. Wenn fünf Gäſte ſind und fünf Eier aufgetragen werden, wie kann jeder ein Ei nehmen und doch zuletzt noch eines in der Schüſſel bleiben?
14. Warum ſchabt man den Käſe?
15. Warum freſſen die Gänſe ſo gern Gras und kein Heu?
16. Welches iſt die gefährlichſte Jahreszeit?
17. Wie kannſt du machen, daß dich im Winter die Hand nicht friere.
18. In welchem Monat eſſen die Reutlinger am wenigſten?
19. Welches ſind die härteſten Nüſſe?
20. Was geht über ein gutes Gewiſſen und einen geſunden Leib?
21. Je mehr du davon thuſt, je größer wird es: was iſt das?

22. Welche Fiſche haben die Augen am nächſten beiſammen?
23. Wie kann man aus einem Sack voll Korn zwei ſolche Säcke zugleich voll machen?
24. Warum iſt in Ulm ein Groſchenbrot größer als in Schaffhauſen?
25. Wer geht zum erſten in die Kirche?
26. Welcher Vogel ſieht dem Storch am ähnlichſten?
27. Warum haben die Müller weiße Hüte?
28. Was ſteht zwiſchen Berg und Thal?
29. Es ſind zwei leibliche Brüder, der eine iſt mein Vetter, der andere aber nicht, wie kann das ſein?
30. Wer zieht ſein Geſchäft in die Länge und wird doch zu rechter Zeit fertig?
31. Was iſt das Beſte an einem Kalbskopf?
32. Wie weit geht der Hirſch in den Wald hinein?
33. Wann thun dem Haſen die Zähne weh?
34. Wo ſagen die Fiſche und die Haſen einander gute Nacht?
35. Welche Kerze brennt länger, eine Wachskerze oder ein Talglicht?
36. Welche Menſchen gehen auf Köpfen?
37. Ein Blinder ſah einen Haſen laufen, ein Lahmer ſprang ihm nach und ein Nackter ſteckte ihn in die Taſche: was iſt das?
38. Welches iſt der ſchwerſte Stab?
39. Wie unterſcheidet ſich eine ſaure Gurke von dem Satz, daß zweimal zwei vier iſt?
40. Wer kann in's freie Feld ſpatzieren gehn, ohne ſein Haus zu verlaſſen?
41. Wer muß ſeinen Pelz auch im Sommer tragen?
42. Was iſt bei der Mahlzeit am unentbehrlichſten?
43. Wie viel Nägel braucht ein wohlbeſchlagenes Pferd?
44. Vier Katzen für'n Batzen, wie kommt eine?
45. Welches iſt der längſte Tag in der Woche?
46. Wie ſchreibt man dürres Gras mit drei Buchſtaben?
47. Welchem Knecht giebt man keinen Lohn?
48. Welche Biere machen den meiſten Schaum?
49. Welche Pferde haben ſechs Füße und welche nur zwei?
50. Welche Schuhe zerreißen nie an den Füßen?

Räthſel und Charaden.

Zwei Sylben nennen dir die ſchönſte Stunde,
Die du erlebt, doch ſelber nicht geſehn,
Wo um den armen Menſchen in der Runde
Zuerſt die guten Geiſter ſtehn.
Und hat ſie freundlich über dir gewaltet,
So tritt die dritte Sylbe dir in's Haus,
Eilt alle Morgen zu dir, neu geſtaltet,
Und kramt dir ihre bunten Bilder aus.
Iſt nun die dritte oft vorbeigeflogen,
Dann kommt in ſeinem feſtlichen Talar
Das Ganze freundlich hergezogen,
Und zählt dir zu ein neues Jahr.

Durch dunkle Nacht drängt ſich das erſte Sylbenpaar,
Auf zartem Weiß ſtellt ſich das zweit' am ſchönſten dar.
Mög' oft das Ganze dein erwachend Aug' erfreuen
Und ungetrübt die Luſt des Lebens dir erneuen.

Ob er gleich ſtarb mit ſeinem grauen Haar,
Kein Menſchenkind minder auf Erden war.

Was in dem erſten Paar du hatteſt, erhaſcht ſich das Ganze,
Merkſt du es zeitig, du wirſt: »Haltet die Letzte mir« ſchrein.

Mein Erſtes iſt ja nicht die Sonne,
Mein Zweites iſt die Wahrheit nicht;
Drum geb' ich oft nur trügeriſche Wonne
Und ſtets ein ungewiſſes Licht.

Ich armer Sclave,
Erleide harte Strafe,
Und komme nie zum Schlafe.
Den Pferden gleich im Brunnenhaus,
Geh' ich ringsum, Jahr ein, Jahr aus;
Und fang ich auch zu ſchlummern an,
Kommt ein metallner Mann heran
Und treibt zu neuer Arbeit an;
Und wo der Starke, der mich rette?
Das Haus, das mich verſchließt, liegt ſelber an der Kette.

Aus zarten Blumen wird das Erſte zubereitet,
Von fernen Sternen her das Zweit' uns zugeleitet —,
Das Ganze ſeht ihr oft in ſchön geſchmückten Zimmern
Hoch über Blumenpracht, hoch über Sternen ſchimmern.

Mein Vater iſt ein harter Mann,
Die Mutter Aſche; — Jedermann
Hat einſt dies Schickſal zu erfahren.
Ich ſelber bin ein räthſelhaftes Kind,
Wohlthätig ſchon ſeit vielen Jahren.
Ich bringe Licht in düſtre Hallen,
Bin gern dabei, wo frohe Menſchen ſind,
Und luſtige Geſänge ſchallen.
Dem Kranken bring' ich heilende Arznei,
O, ſeht, er athmet wieder frei,
O, ſeht, der kranke Mann geſundet.
Doch traut mir nicht, ſchon oft hab' ich verwundet:
Und lügen kann ich, trotz den wohlbekannten
Frau Baſen beim Kaffee, beim Spinnen oder Stricken.
Aus Elephanten mach' ich Mücken,
Und aus den Mücken Elephanten.

Um dich zu vergnügen,
Muß ich ohne Bein
Laufen, ſpringen, fliegen
Ueber Steck und Stein.
Aber ewig lieg' ich träge,
Giebſt du mir nicht immer Schläge.

Nun rathet, was iſt das?
Ein Spiegel ohne Rahm und Glas.
Habt ihr ein ehrlich Angeſicht,
Schaut herzhaft drein, ihr ſeht euch nicht.
Drin ſieht ſich nur ein Böſewicht;
Und ſieht er ſich, ſo läuft er fort,
Und flieht an einen andern Ort.
Auch ſchaut er nie daheim hinein,
Er muß auf einer Reiſe ſein.

Mit Zweien fährt der Bürgersmann,
Der Edelmann ſpannt Viere an,
Die Hottentotten lieben
Das reichgeſchmückte Sechsgeſpann;
Nun ſagt; Wer fährt mit Sieben?

Am Tage hab' ich nichts zu thun,
Man läßt mich in dem Winkel ruhn;
Jedoch kaum bricht die Nacht herein,
So ſchluck' ich Feuer und Flamme ein.

Kein Kluger hält mich für gering,
Ich bin ein unverträglich Ding;
Drum bringt mich nicht in eure Taſchen,
Wollt Ihr noch etwas drin erhaſchen;
Sonſt freß ich's weg, und werde doch nicht ſatt,
Ich freſſe immer mehr, je länger man mich hat.

Ich ſchaff' euch Korn zum Brot; — dafür
Weiſt ihr mir, wenn ich euch beſuch', die Thür.

Ich rede ohne Zunge
Ich ſchreie ohne Lunge,
Ich nehme Theil an Freud' und Schmerz,
Und habe ſelber doch kein Herz.

General Bein,
Exercirt, commandirt
Den Rekruten Stein;
Eins und zwei, eins und zwei.
Stein wollt' gern bleiben ſtehn,
Nein, er muß weiter gehn.
Jetzt will er weiter gehn,
Nein, er muß bleiben ſtehn;
Alſo will's Bein.
Und nach beliebtem Brauch
Wird viel geſchlagen auch.
Rath nun, o Bruder Matz,
Meinen Parade-Platz.

Wer hoch will ſtehn, wie ich,
Nimmt oft zum Muſter mich;
Es gehe wie es will,
Ich bin zu Allem ſtill,
Am hellen Tage blind,
Und dreh' mich nach dem Wind.

Rechnungsexempel.

1.

Man sollte nicht glauben, daß ein Mensch, der auf leichtfertigen Wegen sein Glück sucht, mit lauter Gewinn immer verlieren und zuletzt um Habe und Vermögen dabei kommen kann. Aber die Sache hat Grund. Man erzählt, daß ein Mensch, der sich lieber im Müßiggang durch schlechte Mittel als durch Fleiß und Arbeit ernähren wollte, einen Bund mit dem bösen Geist gemacht habe. Der Mann wohnte an einem Wasser, und der Böse versprach ihm, alles baare Geld, das er im Hause habe, zu verdoppeln, wenn er damit über die Brücke gehe, und verlangte nichts dafür, als daß er ein 24 Kreuzer-Stück davon ins Wasser werfe, wenn er wieder über die Brücke zurückgehe, und das dürfe er wiederholen, seinetwegen so oft er wolle. Der Einfältige schlägt mit Freuden ein, sucht alles baare Geld im Hause zusammen, macht die erste Probe und diesmal scheint der schwarze Feind ehrlich zu sein, denn er hält Wort und der andere natürlicher Weise auch.

Wie oft und lange mag nun der Glückliche seinen Gang über die Brücke hin und her wiederholen? So lange es gut thut, so lange er etwas hinüber zu tragen hat, dreimal in Allem. Denn als er zum drittenmal mit seiner verdoppelten Baarschaft zurückkehrte und das drittemal den ausbedungenen Brücken-Zoll ins Wasser warf: so hatte der böse Feind alles rein und baar bis auf den letzten rothen Heller, und der arme Betrogene ging leer nach Haus und hatte nichts mehr in den Strom zu geben, wenn er über die Brücke ging, als Thränen um seine letzte verlorne Baarschaft. — Wer rech-

nen kann, wird's bald herausſhaben, wie viel der Betrogene zum erſtenmal Geld über den Strom zu tragen hatte, und daß Alles natürlich zuging.

2.

Um die Oſterzeit, wo jede Mutter ihren Kindern gern mit ein paar gefärbten Eiern eine Freude macht, verkauft eine Händlerin an ihre Nachbarsfrau die Hälfte von allen Eiern, die ſie hatte, und noch ein halbes Ei dazu. Aber wohlverſtanden! es darf keins zerbrochen oder getheilt werden. Es kommt die zweite, dieſe kauft vom Reſt wieder die Hälfte und ein halbes mehr. Am Ende hatte die Händlerin noch ein einziges Ei übrig. Jetzt iſt die Frage: wie groß war ihr Vorrath von Anfang?

3.

Zwei Schäfer begegnen ſich mit Schafen auf der Straße. Hans ſagte zu Fritz: Gieb mir eins von deinen Schafen! Alsdann hab' ich noch einmal ſo viel, als du. Fritz ſagt zu Hans: „Nein, gieb du mir eins von deinen! Alsdann hab' ich eben ſo viel als du.“ — Wie viel hatte ein jeder?

4.

Ein Mann hatte ſieben Kinder zu einem Vermögen von 4000 Gulden. Da gingen ihn die jüngeren Kinder öfters an, eine Verordnung darüber zu machen, damit ſie in der Theilung nach ſeinem Abſterben mehr bekommen ſollten, als die ältern. Das kam dem guten Vater hart an, weil er eines von ſeinen Kindern liebte wie das andere, und weil er glaubte, Gott werde den jüngeren, wenn ſie fleißig und gut geſittet ſeien, nach ſeinem Tode helfen, wie er den älteren bei ſeinen Lebzeiten geholfen habe. Weil ſie ihm aber keine Ruhe ließen, und die älteren Brüder es auch zufrieden waren, ſo machte er folgende Verordnung. Der älteſte Sohn ſoll von dem ganzen Vermögen 100 Gulden zum voraus haben und von dem übrigen den achten Theil.

Der zweite ſoll alsdann 200 Gulden wegnehmen und von dem Uebrigen wieder den achten Theil.

Der dritte soll 300 Gulden von dem nachfolgenden voraus empfangen und auch wieder den achten Theil vom Rest.

Und so soll jeder folgende 100 Gulden mehr als der erste und dann von dem Uebrigen ein Achtel erhalten, und der letzte bekommt, was übrig bleibt, wie überall.

Damit waren die Kinder zufrieden. Nach dem Tode des Vaters wurde sein letzter Wille vollzogen, und es ist nun auszurechnen, wie viel ein jeder bekommen habe.

Heid.

5.

Zwei gute Freunde wohnten nicht weniger als sechs und neunzig Meilen von einander und hätten sich für ihr Leben gern nach langer Zeit einmal wiedergesehn. Aber hin und zurück zweimal eine Reise von sechs und neunzig Meilen — so lange konnte keiner von Hause fortbleiben. Also entschließen sie sich kurz: sie wollen ein jeder sich auf die Reise begeben und in einem Ort, welcher grade auf der Hälfte des Weges lag, zusammentreffen; so hätte doch jeder die weite Reise nur halb zu machen. Gesagt, gethan. Zum Tag und zur Stunde reisen sie ab. Indeß der eine hat ein Paar gute Pferde, die Tag für Tag ihre sieben Meilen zurücklegen, trotz des schlechten Weges; der andere aber kommt mit dem seinigen nie weiter als fünf Meilen den Tag —. in wie viel Tagen werden sie da zusammentreffen?

6.

Ein neugieriger Mensch fragte einen seiner Bekannten, wie alt sein Vater, sein Großvater und wie alt er selber sei. Der andere wollte ihm wenigstens etwas zu rathen aufgeben und antwortete: Das ist leicht auszurechnen; der Vater und ich, wir sind zusammen 54 Jahr alt, der Vater und der Großvater haben 109 Jahre und der Großvater und ich 85 Jahre. Der Neugierige zerbrach sich den Kopf; er war in seiner Jugend oft hinter die Schule gegangen, und hatte nicht rechnen gelernt. Ein fleißiger Schüler aber wird das Exempel bald gelöst haben, so leicht wie das folgende.

7.

Drei Brüder erbten unter anderm von ihrem Vater 21 Weinfäſſer, alle von gleicher Größe. Sieben waren voll, ſieben halbvoll und ſieben leer. Die Brüder wollen Wein und Fäſſer gleich unter ſich vertheilen, ohne aber den Wein umzufüllen; wie war das möglich?

8.

Nicht ganz ſo leicht war eine andere Theilung. **Zwei Araber hatten zuſammen** acht Brote, Selim fünf und Bakel drei, die wollten ſie eben verzehren, als ein Reiſender kam und bat, ſie möchten ihn Theil nehmen laſſen. Das geſchah und alle drei verzehrten nun die acht Brote gemeinſchaftlich und zu gleichen Theilen. Nach der Mahlzeit legte der Fremde acht Geldſtücke hin. Da behauptete Selim, von dieſen müßte er fünf, Bakel aber nur drei erhalten, nach der Zahl ihrer Brote. Der andre aber meinte, einer habe ja ſo viel Brot gegeſſen als der andre, folglich müſſe das Geld zur Hälfte getheilt werden. — Da ſie nicht einig werden konnten, riefen ſie den Reiſenden zum Richter auf und der entſchied: der Araber mit den fünf Broten bekomme nach Fug und Recht ſieben, jener mit den dreien aber nur ein Geldſtück. — Wer hatte Recht?

Fabeln.

Die drei Hunde.

Ein ſchwarzer Pudel und ein brauner Jagdhund gingen zuſammen ſpazieren. Einer ihrer Freunde, ein Spitz, erblickte ſie von weitem und kam mit langſamen Schritten auf ſie zugegangen. Ehe er ſie erreicht hatte, ſagte der Pudel zu ſeinem Begleiter: Sieh, wie der Spitz ſo ſtolz auf ſein weißes Fell iſt. Er hat doch gar keine Urſache dazu, denn er ſollte bedenken, daß es für einen Hund nichts Schöneres giebt, als gekräuſelte, ſchwarze Haare zu haben.

Der Spitz, welcher unterdeſſen zu ihnen herangekommen war, ſah wohl, wie der Pudel ihn mit neugierigen Augen muſterte, allein er ſtellte ſich, als ob er es nicht bemerke, und ſie verſchwendeten an ſich gegenſeitig alle möglichen Freundſchaftsbezeigungen. Der Pudel wurde plötzlich hinweggerufen, und der Spitz ſagte zum Jagdhunde: Der alberne Pudel; er hält ſich für den ſchönſten unter uns allen, weil er ein ſchwarzes, gekräuſeltes Fell hat: er ſollte doch bedenken, daß lange, weiße Haare einem Hunde offenbar am beſten ſtehen.

Sie trennten ſich bald darauf und der Jagdhund ging nach Hauſe, indem er ſich über das ärgerte, was er ſo eben gehört hatte. Er traf einen anderen ſeines Gleichen und ſagte zu ihm: Jeden Tag finde ich es immer mehr beſtätigt, daß wir Jagdhunde die aufrichtigſten und zuverläßigſten unter allen Hunden ſind.

Wir bemühen uns nicht darum, die Fehler der andern aufzusuchen, oder wenn wir es thun, so sagen wir auch frei heraus, was uns mißfällt. So eben war ich mit dem Spitz und dem Pudel zusammen. In das Gesicht waren sie die besten Freunde, hinter dem Rücken aber machte sich jeder über das Fell des andern lustig, indem er das seinige als das schönste pries. Es war wirklich lächerlich, wie jeder sich Mühe gab, die langen weißen, oder die schwarzen, gekräuselten Haare zu loben; sie hätten doch nur bedenken sollen, daß kurze, braune Haare am besten für einen Hund passen.

Max Bertau.

Hang und Zwang.

In Nacht und Schacht beisammenlag
Der Diamant und Kieselstein;
Und auf des Bergmanns Hammerschlag
Gab auch der Kiesel Funkenschein.
Da sprach er zu dem Diamant:
„Auch mir ist Farbenglanz und Tag;
Ich bin dir gleich, nicht nur verwandt.“

Der aber sagt: „Nur in der Noth
Wird dir ein Fünklein blasses Roth:
Stets brennt des Edelsteines Pracht
Im Sonnenlicht und in der Nacht.“

Herrig.

Ellengröße.

Die Pappel spricht zum Bäumchen:
„Was machst du dich so breit
Mit den geringen Pfläumchen?“

Es sagt: „Ich bin erfreut:
Daß ich nicht blos ein Holz,
Nicht eine leere Stange!“

„Was!“ ruft die Pappel ſtolz,
„Ich bin zwar eine Stange,
Doch eine lange, lange!“

Die Hunde und das Kalb.

Ein Hund lief in einen leeren Stall, deſſen Thür er offen fand. Der Wind ſchlug die Thüre zu, ein hölzerner Riegel fiel vor und er war gefangen. Eine Zeitlang verhielt er ſich ruhig, als aber niemand erſchien, um ihn zu befreien, fing er ein klägliches Geheul an. Sogleich kamen von allen Seiten ſeine Gefährten aus der Nachbarſchaft herbeigelaufen, um zu ſehen, was ihm begegnet ſei. Als ſie hörten, daß es ſich darum handle, die Thüre aufzumachen, ſo verſuchten ſie unter Schreien und Bellen, dies zu bewerkſtelligen, doch wollte es ihnen trotz aller angewandten Mühe nicht gelingen.

Mißmuthig ſtanden ſie um den Stall herum und ärgerten ſich, daß ſie trotz ihrer Menge kein Mittel ausfindig machen konnten, um ihrem Gefährten aus der Gefangenſchaft zu helfen, als mit einem Male ein Kalb gelaufen kam, welches in den Stall gehörte. Mit neugierigen Augen ſah es die Hunde an, und ging auf den Stall los. Als es die Thüre deſſelben verſchloſſen fand, näherte es ſich ohne Weiteres dem Riegel und ſtieß ihn mit der Schnauze bei Seite. Die Thüre ging auf, das Kalb lief in den Stall, und der Hund war befreit.

Erſtaunt hatten die Hunde dem Kalbe zugeſehen und konnten ſich kaum überzeugen, daß es ihm auf ſo einfache Weiſe gelungen ſei, die Thüre zu öffnen. Endlich ſagte einer von ihnen: ich kann es nicht für möglich halten, daß wir von einem Kalbe übertroffen worden ſein ſollten. Es hat zwar die Thüre aufgemacht, allein ich bin überzeugt, nur der Zufall hat ihm dazu verholfen.

Ja, ſo iſt es, riefen die andern verächtlich, indem ſie weggingen, nur der Zufall, der Zufall hat ihm dazu verholfen.

Wald-Schulmeiſter.

Der Zeiſig hatte manchen Sohn
Des Waldes auferzogen.
Die Eltern gaben keinen Lohn,
Und ſelbſt die Jungen ſind mit Hohn
Am Ende fortgeflogen.
Da ſagt der Zeiſig ungemuth:
»Es iſt denn eine Kukuks-Brut!«

Zucht.

»Nicht laß ich mich zäumen,
Schäumt wüthend das Pferd;
Ich werde mich bäumen,
Mich wälzen zur Erd';
Und wenn ſie mich ſchlagen,
Zerreiß' ich den Wagen,
Und ſtürze ſelbein
Durch Klüft' und Geſtein.
Denn beſſer zu ſterben
Als knechtiſch verderben.«

»Gern ließ ich mich zügeln,
Entgegnet der Springer,
Und Schläge und Stich
Verſchonten mich.
So ward ich ein Ringer
Und lernte beſiegen
Mich ſelber zum Ziel.
Viel beſſer gefiel
Mir, Zucht zu erwerben,
Denn zuchtlos verderben.«

Widder und Leopard.

Ein Widder, fett und ſchön betagt,
Stand einſtmals ſtolz vor ſeinem Kraale;
Da kam, erhitzt von ſchlechter Jagd,
Ein bunter Leopard ihm nah;
Ein Jungthier, das zum Erſtenmale
Den krausgehörnten Schafbock ſah.
Der Leopard naht ſich mit Scheuen
Und ſpricht: der Ehre mich zu freuen —
Wen hab' ich denn das hohe Glück? —
Der Widder bläket grob zurück:
Ich bin ein Widder, lieber Schatz!
Doch wer ſeid Ihr? — Nur eine Katz' —
So ſpricht der Leopard voll Schreck
Und rennt, ſo ſchnell er kann, hinweg;
Erzählt auch gleich das Abenteuer
Von jenem zott'gen Ungeheuer
Dem Schakal, ſeinem Jagdgenoſſen.
Der möchte ſich das Haar ausraufen,
So hat ihn die Geſchicht' verdroſſen:
Von ſolchem Braten wegzulaufen!
O ihr gelbſchnäblicher Geſelle,
Mit ſolchem großen rothen Maul,
Mit Tatzen wie ein Karrengaul,
Und fürcht' ſich vor'nem Hammelfelle!
Wart! morgen hol' ich mir den Gecken,
Da magſt du an den Knochen lecken!
Der Leopard bewegt den Kopf —
Ei — war ich doch ein dummer Tropf!
Hätt' ich nur das vorausermeſſen,
Ich hätt' den Kerl ja gleich gefreſſen.
Ja, morgen gehn wir in den Kraal,
Das giebt ein fettes Frühſtückmahl,
Ei wart! das ſoll nicht mehr paſſiren!

— Am andern Morgen zeitig ſchmieren
Die beiden Jäger ihre Schuh
Und traben auf den Widder zu.
Der ſpeiſet grad, mit Kind und Frau,
Grüngraſſallat mit Morgenthau.
Ach liebe Frau — Gott ſei's geklagt,
Da kommen Zwei auf uns zur Jagd!

Kein' Flucht, kein' Rettung — welche Noth!
Ach, wären wir doch erſt ſchon todt!
Die Frau ſpricht: nur nicht ſo genarrt!
Das iſt ja der dumme Leopard!
Nimm nur das Kind hier auf die Pfot'
Und thue dann, wie mein Gebot.
Der Widder, der ſie wohl verſtand,
Nimmt raſch das junge Lamm zur Hand.
Das arme Thier ſchreit mörderlich;
Grad vor der Thüre ſtellt er ſich.
Schon ſind die beiden Räuber da;
Der Widder ruft getroſt: Ha, ha!
Willkommen, Schakal, mein Getreuer,
Gut, daß du bringſt das Ungeheuer,
Mein armes Kind that ſchon mit Bangen
Nach ſeinem Morgenbrot verlangen,
Den Leoparden gab geſchwind:
Sei ſtill und friß ihn, liebes Kind!
Kaum hört der Leoparde dies,
Als ihn ſein ganzer Muth verließ;
Den Schakal faßt er bei den Ohren.
Geſchwind, geſchwind! Ich bin verloren!
So eilt er in die Weite ſach —
Der Schakal ſingt — und läuft ihm nach.

Die Biber.

Ein großer See in Canada,
Wo man gar viele Biber ſah,
Thät einſtmals ſchrecklich wallen.
Er reißt die Pfähl' und Blöcke aus
Und ſtößt das ſchöne Biberhaus —
Faſt wär' es eingefallen.

Wie nun der Sturm vorüber war,
Da kömmt herbei die ganze Schaar,
Den Schaden herzuſtellen:
Der holet friſchen Lehm herbei
Und Andre ziehen, Zwei und Zwei,
Im Walde Holz zu fällen.

Und mit manch abgeſägtem Stamm,
Mit Lehm und Thon im Maule ſchwamm
Die ganze Schaar zur Stelle.
Nun geht es an ein Bauen her.
Zuerſt errichtet man ein Wehr
Zum Schutze vor der Welle.

Bald ſind die Balken ausgewählt,
Geſpitzt, benaget und geſchält,
Daß ſie gar herrlich glänzen.
Drauf ſtellet man ſie lothrecht ein
Und ſetzt den friſchen Lehm hinein
Und ſchlägt ihn mit den Schwänzen.

So bauet Alles, Groß und Klein;
Da ſieht ein junges Biberlein
Fern einen alten Biber,
Der regt weder Pfot' noch Maul:
Ei, ruft der Kleine, du biſt faul!
Ei, komm doch her, mein Lieber.

Ich bin doch nicht ſo groß wie du,
Und dennoch muß ich ohne Ruh
Hier Holz und Steine tragen.
Du ſcheinſt mit deinem dicken Bauch
Mir ein gewaltig fauler Gauch,
Das muß ich ehrlich ſagen.

Des Kleinen Vater aber ſpricht:
Wie — ſiehſt du Ungezogner nicht,
Daß grau und ſchwach der Alte?
Laß mir ihn künftig ungeneckt
Und hab' vorm weißen Bart Reſpect
Und tiefer Stirnenfalte.

Dein Tagwerk geht erſt eben an,
Er hat das ſeine lang gethan,
Noch eh' du warſt geboren! —
Drauf nimmt den naſeweiſen Tropf
Der Vater tüchtig bei dem Kopf
Und ſchüttelt ihm die Ohren.

Vom Kratzen.

Hennlein, um dich satt zu machen,
Hennlein, wie viel brauchst du dann?
„Wenig nur: ich bin genügsam,
Schmiegsam, fügsam;
Doch gestatte mir, gestatte,
Daß ich kratzen, kratzen kann.“

Einen Scheffel Weizen geb' ich:
Aber laß dein Kratzen dann.
„Einen Scheffel? ei behüte!
Zu viel Güte!
Doch gestatte mir, gestatte,
Daß ich kratzen, kratzen kann.“

Um dein Kratzen ganz zu lassen,
Fordre, wie viel willst du dann?
„Sei's ein großer voller reicher
Weizenspeicher,
Doch gestatte mir, gestatte,
Daß ich kratzen, kratzen kann.“

W. Wackernagel

Sprüchwörter.

1.

„Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet.“ Das muß zweimal wahr sein. Für's erste kann gar wohl der einfältigste Mensch eine Frage thun, worauf auch der Weiseste keinen Bescheid zu geben weiß. Denn Fragen ist leichter als Antworten, wie Fordern oft leichter ist, als Geben, Rufen leichter als Kommen. Für's andere könnte manchmal der Weise wohl eine Antwort geben, aber er will nicht, weil die Frage einfältig ist, oder wortwitzig, oder weil sie zur Unzeit kommt. Gar oft erkennt man ohne Mühe den einfältigen Menschen am Fragen und den Verständigen am Schweigen. „Keine Antwort ist auch eine Antwort.“ Von dem Doctor Luther verlangte einst jemand zu wissen, was wohl Gott vor Erschaffung der Welt die lange, lange Ewigkeit hindurch gethan habe. Dem erwiederte der fromme und witzige Mann: „in einem Birkenwalde sei der liebe Gott gesessen und habe zur Bestrafung für solche Leute, die unnütze Fragen thun, Ruthen geschnitten.“

2.

„Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden.“ Damit entschuldigen sich viele fahrlässige und träge Menschen, welche ihr Geschäft nicht treiben und vollenden mögen, und schon müde sind, ehe sie recht anfangen. Mit dem Rom ist es aber eigentlich so zugegangen. Es haben viele fleißige Hände

viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdroſſen gearbeitet, und nicht abgelaſſen, bis es fertig war und der Hahn auf dem Kirchthurm ſtand. So iſt Rom entſtanden. Was du zu thun haſt, mach's auch ſo!

3.

„Friſch gewagt iſt halb gewonnen.“ Daraus folgt: „Friſch gewagt iſt auch halb verloren.“ Das kann nicht fehlen. Deswegen ſagt man auch: Wagen gewinnt, Wagen verliert.“ Was muß alſo den Ausſchlag geben? Prüfung, ob man die Kräfte habe zu dem, was man wagen will, Ueberlegung, wie es anzufangen ſei, Benutzung der günſtigen Zeit und Umſtände, und hinten nach, wenn man ſein muthiges A geſagt hat, ein beſonnenes B, und ſein beſcheidenes C. Aber ſo viel muß wahr bleiben: Wenn etwas Gewagtes ſoll unternommen werden, und es kann nicht anders ſein, ſo iſt ein friſcher Muth zur Sache der Meiſter, und der muß dich durchreißen. Aber wenn du immer willſt, und fängſt nie an, oder du haſt ſchon angefangen, und es reut dich wieder, und willſt, wie man ſagt, auf dem trockenen Lande ertrinken, guter Freund, dann iſt „ſchlecht gewagt ganz verloren.“

4.

„Es iſt nicht alles Gold, was glänzt.“ Mancher, der nicht an dieſes Sprichwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergeſſen: „Manches glänzt nicht und iſt doch Gold,“ und wer das nicht glaubt, und nicht daran denkt, der iſt noch ſchlimmer daran. In einem wohlbeſtellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe iſt viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden, und ein ruhiges Herz dazu und ein gutes Gewiſſen glänzt auch nicht, und iſt noch mehr als Goldes werth. Oft iſt gerade da am wenigſten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten iſt. Wer viel Lärm macht, hat wenig Muth. Wer viel von ſeinen Thalern redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Simri (Seſter) Dukaten daheim. Als er ſie zeigen ſollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines rundes Schächtelchen zum Vor-

ſchein, das man mit der Hand decken konnte. Doch half er ſich mit einer guten Ausrede: das Dukaten-Maaß, ſagte er, ſei kleiner als das Frucht-Maaß.

5.

Es ſagt ein altes Sprichwort: „Selber eſſen macht fett.“ Ich will noch ein paar dazu ſetzen: „Selber Achtung geben macht verſtändig.“ „Und ſelber arbeiten macht reich.“ Wer nicht mit eignen Augen ſieht, ſondern ſich auf andere verläßt, und wer nicht ſelber Hand anlegt, wo es nöthig iſt, ſondern andere thun läßt, was er ſelber thun ſoll, der bringt's nicht weit, und mit dem Fettwerden hat es bald ein Ende.

6.

Ein anderes Sprichwort heißt ſo: „Wenn man den Teufel an die Wand malt, ſo kommt er.“ Das ſagt Mancher, und verſteht's nicht. Den böſen Geiſt kann man eigentlich nicht an die Wand malen, ſonſt wäre es kein Geiſt. Auch kann er nicht kommen. Denn er iſt mit Ketten der Finſterniß in die Hölle gebunden. Was will denn das Sprichwort ſagen? Wenn man viel an das Böſe denkt, und ſich daſſelbe in Gedanken vorſtellt, oder lange davon ſpricht, ſo kömmt zuletzt die Begierde zu dem Böſen in das Herz, und man thut's. Soll der böſe Feind nicht kommen, ſo mal' ihn nicht an die Wand. Willſt du das Böſe nicht thun, ſo denke nicht daran, wo du gehſt und ſtehſt, und ſprich nicht davon, als wenn es etwas Angenehmes und Luſtiges wäre.

7.

„Einmal iſt Keinmal.“ Dies iſt das erlogenſte und ſchlimmſte unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein ſchlechter Rechnungsmeiſter oder ein boshafter. Einmal iſt wenigſtens Einmal, und daran läßt ſich nichts abmarkten. Wer Einmal geſtohlen hat, der kann ſein Lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen ſagen: Gott-

lob! ich habe mich nie an fremdem Gute vergriffen, und wenn der Dich erhascht und gehenkt wird, alsdann iſt Einmal nicht Keinmal. Aber das iſt noch nicht alles, ſondern man kann meiſtens mit Wahrheit ſagen: Einmal iſt Zehnmal und Hundert- und Tauſendmal. Denn wer das Böſe angefangen hat, der ſetzt es gemeiniglich auch fort. Wer A geſagt hat, der ſagt auch gern B, und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprichwort ein, daß der Krug ſo lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.

8.

Nun kommen zwei Sprichwörter und die ſind beide wahr, wenn ſie ſchon einander widerſprechen. Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Luſt und keinen Muth etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenſtern hineinregnete. Er ſagte immer: Wo nichts iſt, kommt nichts hin. Und ſo war es auch. Er blieb ſein Lebenlang der arme Bruder Wonichtsiſt, weil es ihm nie der Mühe werth war, mit einem kleinen Erſparniß den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größern Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu ſagen: Was nicht iſt, das kann werden. Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlaſſenſchaft der Eltern zu Theil worden war, zu Rath, und vermehrte es nach und nach durch eigenes Erſparniß, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich ging es hart und langſam. Aber ſein Sprichwort: Was nicht iſt, kann werden, gab ihm immer Muth und Hoffnung. Mit der Zeit ging es beſſer. Er wurde durch unverdroſſenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann, und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsiſt, der ſelber nichts zu beißen und zu nagen hat.

9.

Ende gut, Alles gut. Iſt nicht ſo zu verſtehen: Wenn du ein Jahr lang in einem Hauſe zu bleiben haſt, ſo führe dich 364 Tage lang bengelhaft auf, und am 31. December werde manierlich. Sondern es giebt Leute, die manierlich ſein können bis ans Ende, und wenn's nimmer lang währt, ſo wer-

den ſie ungezogen, trotzig, ſagen: ich bin froh, daß es nimmer lang währt, und die Andern denken's auch. Für dieſe iſt das Sprichwort.

Item, es giebt Dinge, ob ſie gut oder bös ſind, kann erſt das Ende lehren. Z. B. du biſt krank, möchteſt gern eſſen, was dir der Arzt verbietet, gern auf die Gaſſe gießen, was du trinken mußt, aber du wirſt geſund — oder du biſt in der Lehre, und meinſt manchmal, der Lehrherr ſei wunderlich, aber du wirſt durch ſeine Wunderlichkeit ein geſchickter Weißgerber oder Orgelmacher; — oder du biſt im Zuchthaus, der Zuchtmeiſter könnte dir wohl die Suppe fetter machen, aber du wirſt durch Waſſer und Brot nicht nur geſättigt, ſondern auch gebeſſert. Dann lehrt das gute Ende, daß Alles gut war.

10.

Gott grüßt Manchen, der ihm nicht dankt. Z. B. wenn dich früh die Sonne zu einem neuen kräftigen Leben weckt, ſo bietet er dir: Guten Morgen. Wenn ſich Abends dein Auge zum erquicklichen Schlummer ſchließet: gute Nacht. Wenn du mit geſundem Appetit dich zur Mahlzeit ſetzeſt, ſagt er: wohl bekomm's. Wenn du eine Gefahr noch zu rechter Zeit entdeckſt, ſo ſagt er: Nimm dich in Acht, junges Kind, oder altes Kind, und kehre lieber wieder um. Wenn du am ſchönen Maitag im Blüthenduft und Lerchengeſang ſpazieren gehſt, und es iſt dir wohl, ſagt er: Sei willkommen in meinem Schloßgarten. Oder du denkſt an nichts, und es wird dir auf einmal wunderlich im Herzen, und naß in den Augen, und denkſt, ich will doch anders werden, als ich bin, ſo ſagt er: Merkſt du, wer bei dir iſt? Oder du gehſt an einem offenen Grab vorbei, und es ſchauert dich, ſo denkt er juſt nicht daran, daß du lutheriſch oder reformirt biſt, und ſagt: Gelobt ſei Jeſus Chriſt! Alſo grüßt Gott Manchen, der ihm nicht antwortet und nicht dankt.

11.

Man muß mit den Wölfen heulen. Das heißt: Wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig thun, wie ſie. Merke: Nein! Sondern erſtlich, du ſollſt dich nicht unter die Wölfe miſchen,

ſondern ihnen aus dem Weg gehen. Zweitens, wenn du ihnen nicht ausweichen kannſt, ſo ſollſt du ſagen: Ich bin ein Menſch und kein Wolf. Ich kann nicht ſo ſchön heulen, wie ihr. Drittens: Wenn du meinſt, es ſei nimmer anders von ihnen loszukommen, ſo will der Hausfreund erlauben, ein- oder zweimal mit zu bellen, aber du ſollſt nicht mit ihnen beißen, und anderer kranke Schafe freſſen. Sonſt kommt zuletzt der Jäger, und du wirſt mit ihnen geſchoſſen.

Fabel.

Erzählungen.

Die Erde und der Menſch.

Bei dem Herrn Schulmeiſter Schwalbe werden gewiß viele von euch in die Schule gegangen ſein, und noch nicht vergeſſen haben, wie er das erſte Kapitel im erſten Buch Moſis auszulegen, und was er dabei von der Erſchaffung der Welt und des Menſchen zu erzählen wußte. Da ſchwoll uns Kindern dann immer recht der Kamm, wenn es hieß: die ganze Erde mit allem, was darauf wächſt und blüht, lebt und webt, ſei nur dem Menſchen unterthan, und daß er nach Willkür damit ſchalten und walten könne; und wir ließen es uns gefallen und nickten alle mit dem Kopfe dazu, wenn der Herr Schwalbe die Allweisheit und Allgüte Gottes hauptſächlich eben darum bewies, daß der Schöpfer die ganze Erde einzig und allein zu unſerm Vergnügen und Nutzen erſchaffen habe; daß die Thiere und die Pflanzen nur des Menſchen wegen da wären, weshalb er mit ihnen nach Gefallen verfahren könne, und daß die vier Jahreszeiten blos zu unſerer Luſt, wie wandernde Muſikanten, ihren Umgang halten müßten. — Kein Wunder, wenn die jungen Herren der Erde, ſobald ſie nur das alte Schulhaus verlaſſen hatten, von ihrer Herrſchaft und Willkür auch ſogleich nach Kräften Gebrauch zu machen ſtrebten. Da kriegte denn manches Pferd und mancher Ochſe und Hund einen tüchtigen Hieb mehr: der Sperling oder der Käfer mußten, an einen Faden gebunden, im Kreiſe herum ihre Kunſtſtücke machen, bis ſie elend

ſtarben; die Vogelneſter wurden auf der Stelle ausgenommen, und die ſchlankſten, ſchönſten Bäumen wurden geköpft.

Nicht wahr? der Herr Schulmeiſter Schwalbe wird tüchtige Herren der Erde erzogen haben; wenigſtens ſind dem Hausfreunde gar viele aus dieſer Schule im Leben wieder vorgekommen, und er möchte wohl ſelbſt einer dergleichen geworden ſein, wenn die Mutter nicht geweſen wäre und behauptet hätte: der liebe Gott habe es doch wohl anders gemeint, als der Herr Schwalbe ihn verſtehen wolle, und man gehe doch viel ſeliger durch die Welt, wenn man weniger als Herr, ſondern mehr als Bruder mit den Geſchöpfen verfahre, denn da treffe man allenthalben Geſchwiſter, wenn auch die Menſchen ſelbſt einen nicht mehr Bruder nennen wollten. —

„Aber, liebe Mutter!“ wendete ich dann ein, „du wirſt doch nicht verlangen, daß ich die Hunde oder die Eſel für meine Herren Brüder, oder die Raupen und die Brennneſſeln für meine Frauen Schweſtern halten ſoll? Ich müßte mich ja ſchämen!“

Da hob die Mutter den Finger drohend auf, und ſprach: „„ei, du eitles Kind! ſchämt ſich der Schöpfer nicht, ihr Vater zu ſein, wie darfſt denn du dich ihrer Brüderſchaft ſchämen wollen!““

„Aber in der Bibel ſteht doch nun einmal: der Menſch ſoll herrſchen über die ganze Erde!“ entgegnete ich etwas trotzig, weil ich fühlte, ich ſei vor dem Drohen der Mutter ruth geworden.

„„Der Herr Schulmeiſter herrſcht auch über euch!““ ſprach ſie ſanft, „„wie? glaubſt du aber, daß ihr des Herrn Schulmeiſters wegen da ſeid, oder er nur euretwegen im Amte ſtehe? — Wem ein Herrſcheramt aufgetragen, der darf wohl weniger an ſich denken, als an die, welche ihm unterthan ſind; und wenn der Menſch wirklich die Erde beherrſchen ſoll, ſo iſt er ja auch verantwortlich für Freude und Leid ſeiner Mitgeſchöpfe!““

Damals ſchwieg ich blos aus Reſpect, aber recht verſtanden habe ich die Mutter erſt jetzt, ſeit ſie den Mund auf immer geſchloſſen hat, und ich will mich nächſtens zum Herrn Schulmeiſter begeben und ihn gewiß eines andern überzeugen.

Ich will ihm ſagen: wenn der liebe Gott nun die Erde mit allen Thieren und Pflanzen geſchaffen hätte, jedoch ohne die Menſchen darauf, und euer Schulhaus ſtände auch nicht hier, ſondern auf einem andern Sterne, und

er ſagte zu Euch: „kommt einmal mit, Herr Schulmeiſter, ich will Euch meine ſchöne Erde zeigen!“ und er führte Euch dann in die tiefen Schatten ihrer Wälder, wo das Wild noch furchtlos ſeine Jungen ſäugt, und der Vogel zutraulich ſein Neſtchen baut; — und auf ihre weiten Felder und Auen, mit Blumen und Getreide und Früchten üppig durchwachſen, wo Millionen Bienen und Käfer und Schmetterlinge luſtig umherſchwärmen; — und er zeigte Euch ihre Bäche und Ströme und Meere mit dem fröhlichen Volk der Fiſche; — und ſetzte Euch eine Vergrößerungsbrille auf die Naſe, damit ihr die Würmchen erkennen möchtet, die auf dem Sandkorne wohnen; — und ließe Euch endlich in dem Schooße der Erde die koſtbaren Stein- und Metall-Adern, als Grundlage des Baues, ſchauen, und fragte dann:

„Wie gefällt Euch dies alles, Schulmeiſter? Meint Ihr wohl, daß ich die Erde ohne Zweck gemacht, und daß ſie der Mühe des Erſchaffens nicht werth geweſen ſei, weil ihr der Menſch fehlt?“

Gewiß, Ihr würdet vor dem großen Meiſter niederfallen und ſagen: „„nein, das glaube ich nicht mehr! ich erkenne deinen heiligen Zweck; wohlzuthun und zu erfreuen, das iſt dein Bedürfniß, du ewiger Weltgeiſt! deshalb theilſt du die koſtbaren Gaben, Leben und Freude und Liebe, allenthalben reichlich aus; zufrieden, wenn ſie nur genoſſen, unbekümmert, ob ſie verſtanden werden. Deine Erde iſt ein Paradies auch ohne die Menſchen, und — verrathe ſie ihnen nicht, ſonſt wird ihre Art deine Wälder niederhauen; ihr Gewehr deine fröhlichen Thiere tödten; ihr Netz deine Gewäſſer entvölkern; ihre Sichel deine blumigen Auen abmähen; ihr Fuß deine Würmchen zertreten, und ihr Brecheiſen die Pracht deiner Metall-Adern zerſtören! Aber mich laß ein Hüttchen hier bauen, ich will friedlich hier leben!““

Und geſetzt, der liebe Gott erlaubte es Euch, und ihr dürftet Euch die Hütte erbauen, würdet Ihr noch behaupten: die Erde ſei blos euretwegen gemacht? — Und was möchten wohl die Thiere zu Euch ſagen? — Der Storch dächte wohl: „ganz beſtimmt hat der Schulmeiſter nur meinetwegen ſein Haus hier aufrichten müſſen, denn wo könnte ich mein Neſt beſſer erbauen, als auf dem breiten Giebel dort!“ Und die Mücke würde denken: „die Menſchen mit der glatten Haut hat der liebe Gott doch gewiß blos für uns geſchaffen, denn ſeit ich des Schulmeiſters rothe Naſe hier habe, gibt's doch erſt einen ordentlichen Rüſſel voll Blut!“ Und das Turteltäublein

würde ganz frühe ſchon girren und rufen: „Will der faule Schulmeiſter wohl aufſtehen und die Saat auf ſeinen Acker ausſtreuen, damit ich mein Frühſtück gemächlicher finde!“ — Dergleichen Stimmen würden die meiſten Thiere und Pflanzen erheben, wenn ſie nur ſprechen könnten, und den Menſchen für ihren Tagelöhner und Handlanger ausgeben, während er ſelbſt glaubt, daß er der Herr der Erde ſei. — Und wenn er nun auch letzteres wirklich geworden iſt, weil ihm der Schöpfer, als ſeinem vernünftigen Kinde, die Aufſicht über die andern aufgetragen hat: ſo muß er, wie meine ſelige Mutter ſagte, eben darum verantwortlich bleiben für Freude und Leid ſeiner Mitgeſchöpfe. Bei ſeinem klaren Bewußtſein von Luſt und Schmerz weiß er recht wohl, wie es den armen ſtummen Thieren zu Muthe iſt, wenn ihnen das Herz klopft, und ſie angſtvoll zucken und ſtöhnen, oder wenn ſie hüpfen und ſpringen, und ſich wohl gar an ihn ſchmiegen. Er iſt nun zwar ihr Herr, und auch wohl gewiſſermaßen auf ſie angewieſen; er darf mithin ihre Kräfte gebrauchen, ja ſelbſt zu ſeiner Nothdurft ihr Leben fordern; aber er ſoll gerecht und barmherzig gegen ſie ſein: gerecht, indem er nicht mehr von ihnen verlangt, als die Natur ihrer Kräfte erlaubt, und er ihnen ihr Tagewerk mit reichlicher Nahrung vergilt; barmherzig, indem er ſie nicht zu ſeiner Luſt verſtümmelt, ſondern ihnen das Fünkchen Leben nur zu ſeiner eigenen Lebensnothdurft raubt, und den ſchweren Augenblick des Todes ihnen leicht macht; ſonſt wird ihn der Schöpfer fragen:

„Haſt du dein Amt auch recht verwaltet? Hatte ich denn die Erde nur für dich geſchaffen, und dich nicht auch mit für die Erde? Waren nicht alle ihre Bewohner ſo gut meine Kinder, als du?“ — —

Alſo würde der Hausfreund zu dem Herrn Schulmeiſter Schwalbe ſprechen, und ſich vielleicht obendrein gegen ihn beklagen, daß man zum Schutz der Thiere noch keine Geſetze gegeben, und ihnen, den ſtumm Duldenden, noch keinen Anwalt beſtellt habe, da ohne ſie ein Staat doch nicht beſtehen kann, und ſie deshalb alſo doch auch als Viertels- oder Achtels-Bürger betrachtet werden müſſen. Wenn aber der Schulmeiſter dennoch hartnäckig den Kopf ſchüttelt, weil er denkt: „wenn du nachgiebſt, ſo darfſt du am Ende nicht mehr die jungen Finken und Nachtigallen blenden, damit ſie beſſer ſchlagen und theurer bezahlt werden, und darfſt nicht mehr den Wurm lebendig an den Angelhacken ſpießen, oder gar nicht einmal mehr das rückſtändige

Schulgeld an des Gaſtwirths altem Einſpänner abprügeln, der nur mit deiner guten Drathpeitſche gezwungen werden kann, deine acht Mann ſtarke Familie fortzuſchleppen, wofür er ſelbſt noch kein Futter gefordert hat!« ſo wird ihn der Hausfreund auf der Stelle verlaſſen, weil ihm vor einem Menſchen graut, der kein Herz für die übrigen Gottesgeſchöpfe hat, und er ruft deshalb dem geneigten Leſer zu:

»Hütet euch vor einer ſolchen Schwalbe, die da meint: der Tempel Gottes ſei nur deswegen aufgebaut, damit ſie ihr Neſt von Koth daran kleben könne!«

Herwald.

Felix.

Felix galt ſchon in ſeinem zwölften Jahre für einen ſehr gebildeten Knaben. Er hatte eine angenehme Geſtalt, die er durch eine nette Kleidung zu heben ſuchte; er hielt ſich immer gerade, ſetzte die Füße, wie es ihn der Tanzmeiſter gelehrt hatte, küßte allen Frauenzimmern die Hand, und that überall wie ein erwachſener Mann. Viele Mütter ſtellten ihn ihren Kindern zum Muſter vor, und ſchienen nicht zu zweifeln, daß aus einem ſo artigen Knaben ein trefflicher Mann werden müßte.

Aber je mehr Felix heranwuchs, und je mehr man von ihm erwartete, deſto unbedeutender wurde er. Er fühlte allmählig ſelbſt, daß er hinter Kindern zurückblieb, die ihm an Jahren nachſtanden, und die er ehemals verachtet hätte. Auch wurde er bald inne, daß ihn wenige Menſchen liebten, ob er gleich gegen Jedermann ſo höflich war, und Niemanden etwas zu Leide that.

Da er nun ſah, daß man wenig aus ihm machte, ſo ſehr er ſich auch hervor drängte und bemerklich zu machen ſuchte, fühlte er ſeine Eitelkeit gekränkt. Er hatte in frühern Jahren bisweilen mit Theodor und Allwin geſpielt; ſpäterhin aber hatte er ihren Umgang vernachläſſigt, weil ſie nicht in Geſellſchaften gezogen wurden. Jetzt hörte er ſie häufig rühmen, und knüpfte die alte Bekanntſchaft wieder an. Er wollte ſehen, was man an ihnen zu rühmen fände, und — konnte nichts entdecken. Denn ihr Anzug war ein-

fach und ſchlicht, und ſo war auch ihr Betragen ungeſucht und natürlich. Sie ſprachen offenherzig, aber wenig und ohne Ziererei. Die Vergnügungen der Stadt, auf deren Theilnahme ſich Felix ſo viel einbildete, waren ihnen unbekannt, und ſie ſchienen wenig Verlangen darnach zu hegen, denn ſie wußten nicht anders, als daß ſie nur für Erwachſene beſtimmt wären. Für Felix waren dies Räthſel, die er ſich nicht löſen konnte.

Eines Tages, da ſeine Eitelkeit in einer Geſellſchaft eine kleine Kränkung erfahren hatte, beklagte er ſich über ſein Schickſal und ſeine Zurückſetzung. Er gab ſeinen kleinen Freunden zu verſtehen, daß es ihm unbegreiflich ſei, warum man ſie ſo ſehr liebe und lobe, da ſie doch im Grunde wenig Lebensart beſäßen. Er bat ſie, ihm ihr Geheimniß mitzutheilen. „Wie muß ich es anfangen,“ rief er aus, „mich ſo beliebt zu machen, und ſolchen Beifall zu erhalten? Was kann ich mehr thun, als jetzt? Wie fangt ihr es an, daß jedermann ſo gut von euch ſpricht?“ Die Kinder erröthetten. Sie wußten keine Antwort darauf zu geben.

Aber Herr D . . . hatte dieſe Unterredung in der Ferne gehört. Er rief Felix auf ſein Zimmer und ſprach folgendermaßen zu ihm:

„Ich habe deine Fragen gehört, lieber Felix. Meine Kinder können ſie dir nicht beantworten. Aber ich kann es, wenn du glauben willſt, daß ich es gut mit dir meine; auch wenn ich dir einige unangenehme Wahrheiten ſage.“ Felix verbeugte ſich, und verſicherte nicht ohne Verlegenheit, er werde für dieſe Güte unendlich dankbar ſein.

„Du biſt ein recht feiner und wohlgezogener Knabe,“ fuhr Herr D . . . fort, „und wenigſtens iſt der Mangel an Höflichkeit nicht ſchuld daran, wenn du nicht allgemein beliebt biſt. Aber glaube mir, deine Manieren ſind deinem Alter nicht angemeſſen. Du drängſt dich unter die Erwachſenen, nicht, um von ihnen zu lernen — dies wäre ſehr rühmlich — ſondern um an ihren Vergnügungen Theil zu nehmen und dich ihnen gleich zu ſtellen. Dies iſt den Erwachſenen läſtig, und ſie können bisweilen nicht umhin, dich fühlen zu laſſen, daß du nicht zu ihnen gehörſt. Solche Aeußerungen werden dich ohne Zweifel kränken, und ich müßte mich ſehr irren, wenn deine heutigen Launen nicht aus einer ſolchen Quelle entſprungen wären.“

Felix erröthete und ſah noch verlegener aus, als im Anfange.

Wenn du ſolche Kränkungen vermeiden willſt, wenn es dir ein Ernſt iſt,

einen dauernden Beifall zu erwerben, ſo ſuche nicht mehr zu ſcheinen, als du biſt; aber bemühe dich, weit mehr zu ſein, als du ſcheinſt. Du kannſt noch keinen Anſpruch auf einen Platz unter Männern machen; aber wenn du alle deine Kräfte aufbieteſt, dich dereinſt eines ſolchen Platzes werth zu machen, ſo wird man dich auch jetzt ſchon achten. Nur glaube nicht, daß hierzu die Aufmerkſamkeit auf dein Aeußeres hinreicht. Dies iſt recht gut, um keinen Anſtoß zu geben; aber es iſt viel zu wenig, wenn man den dauernden Beifall Anderer erhalten will. Ohne inneren Werth iſt aller Anſtand und Putz nur eine hohle Schaale, die etwas verſpricht, was ſie bei genauerer Betrachtung nicht leiſtet. Denke alſo, wenn du dir einen dauernden Werth verſchaffen willſt, an die Ausbildung deines Geiſtes mehr, als an die Verſchönerung deines Körpers; erwarte aber nicht, daß man dich ſogleich bewundern und rühmen werde. Wer in ſeinen lobenswerthen Bemühungen immer an das Lob denkt, das er einärnten will, der meint es mit dem Guten nicht ernſtlich, und er wird ſich oft in ſeinen Erwartungen betrogen finden. Du mußt dich an dem ſtillen Beſitze des Guten und dem Streben darnach erfreuen, auch wenn es niemand an dir gewahr wird, und deine Bemühungen müſſen ſich nicht mit Geräuſch kund thun wollen. Gewinne die Einſamkeit lieb. Hier wirſt du mehr Freude finden, als an den glänzenden Feſten, die nicht für dein Alter ſind, und bei denen man dich mehr duldet als gern ſieht. Wenn du hier deine Eitelkeit abgelegt, wenn du nützliche Kenntniſſe eingeſammelt, deinen Geiſt gebildet und dein Herz veredelt, wenn du zum Jünglinge gereift biſt, dann kehre beſcheiden in die Welt zurück, die dich gern aufnehmen und dir Liebe und Beifall ſchenken wird.«

Hier ſchwieg Herr O . . ., und ein Strom von Thränen brach aus den Augen des Knaben, der hier ſeine Eitelkeit ſo tief gekränkt ſah. Verdruß und Schaam, ſeine bisherigen Neigungen und die neue Lehre, die ihm hier gepredigt wurde, kämpften in ſeinem Herzen. Er wußte nicht, wohin er ſich wenden ſollte. Endlich ſiegte doch das Gefühl des Guten. Er verſprach Herrn O . . ., ſeinen Ermahnungen zu folgen und erfüllte ſein Verſprechen. Er vermied Zerſtreuungen und drängte ſich nicht mehr zu den Geſellſchaften der Erwachſenen. Bald gewann er Neigung zu den Wiſſenſchaften, die er bisher nur als eine Laſt angeſehen hatte; ſeine Fähigkeiten entwickelten ſich ſchnell zu ſeiner eignen Verwunderung, und er genoß eine innere Zufriedenheit, die

er vordem gar nicht gekannt hatte. Selbſt die Ueberwindung, die es ihm anfänglich koſtete, wenn er einem gewohnten Vergnügen entſagte, wurde eine Quelle der Heiterkeit für ihn. Oft bat er noch Herrn O..., um ſeinen Rath, und ſpät noch dankte er ihm, daß er ihm ohne Schonung ſeine Gebrechen aufgedeckt und ihn von ſeinem vorigen Wege abgezogen hatte.

Jacobi.

Der kleine Bergmanns-Knabe.

Johann Gottlieb Anger war zu Ober-S. bei S., im ſächſiſchen Erzgebirge, im Jahre 1768 geboren. Er war der jüngſte Sohn einer herzlich guten aber armen Bergmanns-Familie. Als in den Jahren 1771 und 1772 die Theurung und der Mangel, beſonders in dem armen ſächſiſchen Erzgebirge, ſehr groß war, reichte das, was ſeine Eltern durch ihre Arbeit verdienten, nicht mehr hin, um ſie und ihre vielen Kinder zu ſättigen. Wie damals in vielen tauſend armen Hütten, legten ſich auch in der armen Hütte der guten, ſtillen Bergmanns-Familie Eltern und Kinder an den meiſten Abenden hungernd und nach Brote weinend, und doch auch immer wieder geſtärkt und aufrecht erhalten durch's gemeinſchaftliche Gebet und Vertrauen zu Gott, auf ihr armes Lager. Die Noth gab damals den armen Menſchen gar viele vorher nie verſuchte Mittel, ſich zu ſättigen, an die Hand, wovon manche wohl ſehr traurig waren. Einige buken ſich eine Speiſe aus Kartoffelſchälern und andern, als unbrauchbar für die Küche weggeworfenen Abgängen, die ſie vor den Häuſern der etwas wohlhabenderen Bauern und Bürger aus dem Staube auflaſen; Andre ſuchten wohl, ſo lange ſie noch Kräfte zum Gehen oder auch nur Fortkriechen hatten, ihre Speiſe an noch traurigern Orten. Jemehr die Theurung zunahm, deſto ſeltner wurde auch die Gelegenheit, etwas zu verdienen, denn in einigen Gegenden wollten die meiſten Bauern und Bürger keine Tagelöhner und Handarbeiter mehr dingen, weil ſie nicht im Stande waren, ihnen Brot zu geben.

Der Winter von 1770 auf 71 war wohl recht jammervoll. Die Noth nahm immer zu, überall wo man hinſah traurige, bleiche Geſichter, die einander gegenſeitig den Muth nur noch mehr benahmen, ſtatt zu ſtärken; auf

der Gaſſe ſah man abgezehrte oder auch krankhaft geſchwollene, hungernde Kinder, die nicht, wie ſonſt, muthig kindlich herumliefen, ſondern ſchlichen, und ganz ſtille waren; dazu war auch in dem traurigen Winter der Himmel faſt immer trübe und neblicht, eine faſt beſtändige feuchte Kälte. Am Abend brannte wohl in den Oefen der armen Hütten das Feuer wie ſonſt, aber es war nichts, gar nichts da, was die Mutter ans Feuer ſetzen konnte; die kleinern Kinder zogen den Tiſchkaſten heraus, wo ſonſt in beſſern Zeiten das übrig bleibende Brot gelegen hatte, und ſuchten hinter dem alten Gebetbuch nach alten Bröckchen, die ſich vielleicht da noch verhalten hatten, aber ſie fanden nichts, denn es war ſchon lange kein Brot hineingekommen, weil nichts übrig blieb, und die Mutter hatte ſchon öfters den Tiſchkaſten ganz umgeſtürzt, und die gefundenen Broſamen den kleinſten Kindern zuſammengelehrt und gegeben. Wenn ſie denn gar nichts fanden, weinten die Kleinen, während das größere Töchterchen begierig an dem Tuche leckte, worinnen die Mutter geſtern Mehl geholt hatte, und der größere Knabe den hölzernen Teller abſchabte, worauf der Mehlbrei geweſen war, bis der Vater, der auch vor Hunger matt war, traurig ſagte: Nun ihr Kinder, laßt uns das Abendgebet mit einander beten, und zu Bette gehen!

Wenn dann am Morgen die Kleinen wieder aufwachten, und die Mutter konnte ihnen keine Milch geben, weil die Ziege ſchon lange aus Noth verkauft oder geſchlachtet war, da ſchaute ſie wohl manchmal tief ſehnend aus dem Fenſter hinaus, wenn wieder ein Sarg vorbeigetragen wurde, und dachte: Selig, glücklich ſind die, die in dem Herrn ſterben, denn ſie werden ruhen von ihrer Arbeit, ruhen von ihrem Elend, in der tiefen, ſtillen Kammer, wo ſie nicht hören mehr und verſagen müſſen die Bitte der unſchuldigen hungernden Kinder.

Da gab das Mitleid und die Liebe der zärtlichen Mutter ein Mittel ein, wie ſie ihren jüngſten, liebſten Sohn, den zweijährigen Johann Gottlob, von dem Hungertode, dem ein ſo zartes Kind leicht wäre ausgeſetzt geweſen, retten konnte. Sie trug nämlich den Knaben täglich hin zu einem Bäcker, und ließ ihn in der Nähe des Backofens, während ſie aufs Tagelohn ging ſtundenlang ſitzen, damit er den nahrhaften Dampf des friſchen Brotes einathme. Die mitleidige, aber ſelber arme und an Kindern reiche Bäckersfrau, gab dann dem Kleinen wo zuweilen auch einige Biſſen. So wurde

der Knabe jenen Winter hindurch, wo so unzählig viele arme Kinder von seinem zarten Alter starben, beim Leben erhalten.

Da nun der Frühling 1771 wieder kam, und die Wiesen wurden wieder grünen, faßten die Armen auch wieder Muth und Hoffnung. Die Aeltern der Bergmanns-Familie gingen nach Tagelohn, die größeren Kinder mit ihnen, die kleineren wurden angewiesen, außen auf den Wiesen Primeln, aufknospende Scabiosen und andere Kräuter zusammen zu lesen, die sie dann in der Apotheke verkaufen sollten. Da war einmal der kleine, noch nicht dreijährige Johann Gottlob ganz allein auf der Wiese und suchte Scabiosen. Die Sonne verbarg sich schon hinter dem Berge, ihn hungerte sehr, er wollte so gern nach Hause zur Mutter und doch kam keines seiner Geschwister ihn abzuholen. Da sieht er einen Postboten vorbeigehen. Er glaubt, es sei der nämliche Mann mit gelbem Rock und zinnernem Brustschild, der beinahe täglich von S. aus durch Ober-S. und dann bei seiner Aeltern Hause vorbei ging, und hinter dem er wohl öfters schon, aus kindischer Freude an dem gelben Rocke und zinnernen Brustschild, ein Stückchen Weges darein gelaufen war. Der Kleine läuft auch jetzt hinter dem Manne im gelben Rocke kindlich arglos drein, und glaubt, der soll ihn an das Haus seiner Aeltern führen. Er bemerkt es nicht, daß der Postbote einen ganz anderen Weg geht, statt im Thal hinunter, den Berg hinauf, statt gegen Osten, nach Westen.

Der zarte Knabe läuft, so gut er kann, mit dem Postboten, der, nach der Art dieser guten, wortlosen Menschen, kein Wort zu ihm spricht, bis zur Abenddämmerung. Da geht der Postbote in ein Wirthshaus hinein und ißt etwas. Der Kleine setzt sich, jenem sehnsüchtig zusehend, ihm gegenüber. Da reicht ihm der Postbote ein gutes Stück von seinem Brot und Käse, und fragt ihn, wo er hin wolle? Der Kleine sagt: Nach Ober-S. Da bist du, sagt jener, weit davon, von da nach S. ist's zwei Stunden, du bist ja hinter mir drein immer gerade von Ober-S. weggelaufen, statt hin. Darüber fängt nun der kleine Junge bitterlich an zu weinen, der Postbote nimmt sein Felleisen und sagt zu ihm: Jetzt bleib nur da, bis ich morgen wiederkomme, dann will ich dich wieder mit nach S. nehmen.

Der arme Junge, der sich in der Wirthsstube unter lauter fremden Gesichtern sieht, weint den ganzen Abend nach der Mutter, und schläft endlich

auf der Ofenbank ein. Am andern Morgen, da Niemand auf das Kind achtet, läuft es, seine welken, für die Mutter gepflückten Scabiosen noch immer fest in der Hand haltend, fort. Am Mittag speist und erquickt ihn eine mitleidige Bauern-Familie reichlich, am Abend wieder, und da er immer noch nach seinem S. fragt und immer hört, es sei ein Paar Stunden dahin, läßt er sich's endlich in kindlicher Unüberlegtheit gefallen, so den Tag über zwischen den grünen Feldern und blühenden Bäumen herumzulaufen und am Mittag und Abend doch immer seine Mahlzeit bei mitleidigen Menschen zu finden; er wirft die welken Scabiosen aus der Hand, und weint nur noch am Abend, wenn er zuweilen in Häusern ist, wo ihn die Leute nicht so freundlich ansehen, nach der Mutter.

So wandert der Kleine, der durch sein hübsches Gesicht und sein gar gutes, treuherzig blickendes Auge, so wie, wenn man ihn darum fragt, durch seine treuherzige Erzählung, überall Mitleiden weckt, eine ziemlich lange Zeit von Ort zu Ort. Bald pflegen seiner mitleidige Bauern, oder eine gute Predigersfrau reinigt und erquickt ihn, wohlmeinende Edelfrauen geben ihm Geld und Kleider. Geld zwar achtet er anfangs nicht, sondern giebt es andern armen Kindern; da er aber einmal von diesen bemerkt, daß man auch gutes, weißes Brot an Bäckerläden haben kann, wenn man dem Bäcker Geld giebt, lernt er nach und nach auch den Werth dieses Almosens kennen.

Endlich kommt er in eine, ihm damals sehr groß und prächtig scheinende Stadt (wahrscheinlich Zwickau). Die große Theuerung im Gebirge hatte damals viele Arme nach den Städten hingezogen, die am Tage ihren Bissen Brot vor den Thüren der mitleidigeren Bürger suchten, und bei Nacht außen vor der Stadt schliefen. Der Kleine hatte bisher noch nie eigentlich gebettelt, sondern, wenn ihn hungerte, sich immer nur vor die Thüren still hingestellt, und gewartet, bis man ihn anredete und ihn zum Essen einlud; unter die Haufen der Almosen flehenden Armen gemischt, lernte er aber nun auch von diesen um Almosen bitten. Dem kleinen, zarten, treuherzigen Knaben gab jedes reichlich, und er brachte gewöhnlich, wenn er nicht über dem Spielen mit andern armen Kindern das Almosenbitten vergaß, am Tage über so viel zusammen, daß er nur den geringsten Theil des empfangenen Brotes zu essen vermochte. Da nahm er denn am Abend seinen ganzen

Vorrath an Brot und Geld, und ging in der Vorstadt in eine Hütte, die ihm die ärmste schien und wo viele hungrige Kinder waren, denen gab er sein ganzes Brot und Geld, und hatte dafür in der Hütte sein Obdach. So wurde er wirklich (denn das mitgebrachte Almosen ward immer reichlicher, weil der Kleine und seine ihm stückweise abgefragte Geschichte in der Stadt immer bekannter wurde) gerade in der Zeit des größten Mangels der wirkliche Erhalter und rettende Engel einiger ganz armen und kinderreichen Familien, die entweder zu schüchtern waren, um selbst Almosen zu erflehen, oder nicht das Glück hatten, so viel zu bekommen, wie der kleine Bergmanns-Knabe.

Auf jene Weise erhielt sich und andere der verirrte Knabe während der ganzen Zeit der großen Theuerung, die indessen im höheren Erzgebirge von Monat zu Monat so heftig zugenommen hatte, daß an der aus dieser Noth entstehenden Seuche ungemein viele arme Familien ganz ausstarben, und viele arme Hütten ihre ganzen Bewohner verloren. Nachdem er lange in der Stadt und dann auch, da er aus Liebe zur Veränderung sie verließ, außer ihr seinen täglichen Unterhalt gefunden, reichlicher als jemals in der armen Hütte seiner Aeltern, kommt er einmal an einem Herbstabend, da eben die Sonne über den Thürmen einer auf der nahen Anhöhe liegenden Stadt untergehen wollte, auf eine Berghöhe, von der er unten im Thal ein Dorf mit einer kleinen Kirche liegen sieht. Das Dorf und die Kirche kommen ihm so bekannt vor, und, nun schon dreister geworden, fragt er einen Bauer, der auf der Anhöhe ackert, wie der Ort hieße? Der antwortet: Ober-S. Da läuft der Kleine, vor Freude außer sich, den Berg hinunter, und kommt noch in der Dämmerung ins Dorf. Er findet gar bald die wohlbekannte, liebe Hütte seiner Aeltern, klopft an der Thüre an, aber die ist und bleibt verschlossen. Aber an der hintern Seite des Häuschens, nach oben, befand sich ein Laden, der gewöhnlich (denn Diebe fürchtet ein armer, guter Bergmann nicht) immer offen stand. Auch jetzt war er geöffnet, und der Kleine kletterte hinauf, wie er sonst öfters seine älteren Brüder hatte hinauf klettern sehen. Aber innen im Haus war alles still, und der Knabe, der glaubt, es schlafe schon alles, legt sich auch ganz still in einen oben auf dem Boden stehenden offenen Kasten, worinnen alte Kleider und Lumpen lagen. Zum ersten Male wieder in dem Hause seiner lieben Mutter, erwacht er am an-

dern Morgen überaus froh und heiter, ſpringt herunter, öffnet Hausthüre und Fenſterläden, und ſieht ſich nun im ganzen Hauſe um. Aber das iſt ſtill und leer, das Bette, wo ſonſt ſeine Aeltern innen ſchliefen, war nicht mehr da, auf ſein Rufen antwortet niemand. Endlich kommt ein Nachbar, verwundert, wer in dem einſamen Hauſe ſei? Da er den Kleinen erkennt, ſagt er: Du böſes Kind, wo biſt du geweſen? Deine Aeltern und deine Geſchwiſter (bis auf eine Schweſter) ſind alle an der Noth und an der Seuche geſtorben, und die Sorge um dich hat deine Mutter noch in ihren letzten Stunden bekümmert.

Da fängt der arme Junge bitterlich an zu weinen, daß er ſeine Mutter, von der er ja gar nicht gerne weggelaufen war, nicht mehr ſehen ſoll, und daß er ſie ſo betrübt hat. — Aber der ihn bisher ſo wunderbar aus der ſehr wahrſcheinlichen Todesgefahr gerettet, wunderbar bei der Hand geführt und genährt hatte, der ſorgte nun auch ferner für ihn, erweckte ihm ein mitleidiges Herz, das ſich ſeiner im Leiblichen ſowohl als im Geiſtigen annahm, und durch noch gar viele merkwürdige, aber nicht hieher gehörige Lebensführungen wurde der Knabe das, was er jetzt iſt, ein lieber, frommer, mit allen Gottes-Führungen zufriedener Bergmann, dem man es anſieht und anmerkt, daß er Chriſtum kennt und liebt.

H. v. Schubert.

Das Krankenbett.

In der Nachbarſchaft des Landhauſes, welches Herr O., der Vater von Allwin und Theodor, beſaß, wohnte ein trefflicher Mann, der ein einziges Kind hatte, einen Knaben von neun Jahren. Dieſer kam oft zu den Kindern herüber, wenn ſie mit ihren Eltern auf dem Lande waren, und ſie liebten ſich gegenſeitig von ganzem Herzen. Denn ſie waren alle drei gut geartet, und ſelten ſtörte ein Zwiſt die Fröhlichkeit ihrer kleinen Spiele.

Dieſer Knabe ward krank. Ein ſchleichendes Fieber verzehrte ſeine Kräfte und alle Hülfe der Aerzte vermochte nichts. Täglich nahm ſeine Schwäche zu, und alle Hoffnung der Seinigen hing nur noch an dem heißen Wunſche ſeiner Rettung.

Mehrmals schon hatte er während der Krankheit nach seinen kleinen Freunden gefragt und sie zu sehen gewünscht. Aber sie waren noch in der Stadt. Endlich kam die Zeit, wo sie auf das Land hinaus zogen, und da sie hier von Karls Krankheit und seinem Verlangen nach ihnen hörten, baten sie den Vater um die Erlaubniß, den Kranken besuchen zu dürfen.

Ehe sie gingen, hielten sie mit einander Rath, wie sie ihn erfreuen wollten, und jeder wählte von seinem Spielzeuge aus, was er für das schönste hielt. Ach, er hat Blumen so gern, sagte Theodor. Ich hole ihm von meinen Hyacinthen, sagte Allwin; und nun liefen sie noch in den Garten und pflückten ihre schönsten Blumen, und jeder band einen Strauß. Mit diesen Gaben gingen sie nun in das Haus des tödtlich Erkrankten.

Der Arme lag in seinem Bette. Mit einer Wange ruhte er auf der Hand; seine blonden Locken bedeckten die andre. Als er die bekannte Stimme seiner kleinen Freunde hörte, wendete er die freundlichen Augen nach ihnen hin und eine schwache Röthe flog über sein blasses Gesicht. Allwin und Theodor traten zu beiden Seiten des Bettes, und jeder faßte eine seiner heißen Hände. Dann legten sie die Geschenke, die sie mitgebracht hatten, schweigend vor ihm hin. Er nickte ihnen dankend mit den Augenwimpern zu; seine Lippen bewegten sich leise; aber man hörte nicht was er sprach. Das Spielzeug nahm er nicht in die Hand, aber die Blumen erfreuten ihn. Mehrmals griff er nach ihnen, nahm sie in die Höhe, betrachtete sie mit innigem Wohlgefallen, legte sie hin, und nahm sie wieder.

Plötzlich verlangte er mit Lebhaftigkeit aufzustehen, an's Fenster, um die grünen Bäume zu sehen. Man hob ihn aus dem Bette; er versuchte den Fuß auf den Boden zu setzen, und einige Schritte zu thun, aber umsonst; kraftlos sank er sogleich in die Arme seines Vaters zurück. Dieser trug ihn zum Fenster hin. Da hob der Knabe die hellen Augen zum Himmel empor und freute sich der zarten zerfließenden Wolken und der grünen Bäume, in deren Schatten er so oft gesessen hatte. Einige Augenblicke darauf verlangte er wieder nach seinem Bette.

Jetzt fielen einige Strahlen der untergehenden Sonne auf die Wand des Zimmers. Karl wünschte sein Bett dort hingerückt zu haben. Die Eltern erfüllten seinen Wunsch, und die Kleinen waren geschäftig, zu helfen und das Bett zu rücken, wie es dem Kranken recht war.

Da nun die Sonnenſtrahlen auf das Bett fielen, wurde ſein Angeſicht immer heitrer, und er ſah die Umſtehenden lächelnd an. Seine Arme hatte er vor ſich ausgeſtreckt, ſo daß ſie von der Sonne beſchienen wurden.

Dieſe ſank immer tiefer und der Abend wurde immer ſchöner. Da faßte der Knabe Allwinen bei der Hand und zog ihn zu ſich, und indem er ſeinen Arm ihm um den Nacken ſchlang, ſagte er mit leiſer Stimme: Ich ſterbe mit der Sonne; aber ſag' es dem Vater und der Mutter nicht.

Die Mutter hatte aber doch die leiſen Worte ihres ſterbenden Lieblings gehört. Sie warf ſich neben ſeinem Bette auf die Kniee, küßte ihn unter tauſend Thränen, und verhüllte ihr Geſicht. »Weine nicht, liebe Mutter,« ſagte der Sterbende, »ich bin nicht mehr krank.«

»Ich werde ja nicht im Grabe bleiben,« ſetzte er einige Augenblicke darauf mit kaum vernehmlicher Stimme hinzu. »Du haſt es mir oft geſagt. Und wenn du auch geſtorben biſt, und der Vater auch, dann kommen wir im Himmel alle zuſammen, und ſterben nicht wieder.«

Als er dieſes geſagt hatte, lag er einige Augenblicke ganz ruhig, und ſah ſtill und freundlich vor ſich hin. Dann richtete er ſich plötzlich auf, ſank eben ſo ſchnell zurück und war todt. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne zuckten auf ſeinem blaſſen, lächelnden Angeſicht.

Die Kinder kamen weinend und ſchluchzend nach Hauſe, und erzählten ihrem Vater den ganzen traurigen Hergang. Lange waren ſie ſtill und in ſich gekehrt. Aber ſie hatten ein heiteres Bild von dem Tode bekommen, und ſo oft ſie jetzt ſeiner gedachten, ſtellte er ſich ihnen in der Geſtalt ihres verſtorbenen Freundes dar.

Das Begräbniß.

Zwei Tage darauf war die Beerdigung. Allwin und Theodor gingen hinaus, und ihr Vater war neben ihnen.

Es war einer der ruhigen Morgen, wo alle Lüftchen ihren Athem zurückhalten, wo der Thau unbeweglich auf dem zarten Halme blitzt, und alles mit ſtiller Erwartung dem Aufgange der Sonne entgegen ſieht.

Viele Menſchen waren auf dem Gottesacker verſammelt und erwarteten den Leichenzug. Die meiſten hatten den Knaben gekannt, und rühmten ihn, und erzählten einander, wie folgſam ſeinen Eltern, wie gut gegen alle Haus-

genoſſen, wie wißbegierig und klug er geweſen ſei. Manche weinten über ihn, und alle beklagten die kinderloſen Eltern. Jetzt kam der Sarg. Karls Vater ging weinend neben ihm her. Am Grabe öffnete man den Sarg. Der Todte ſchien zu ſchlafen; ſein Geſicht war ruhig und heiter. Kein Zug kündigte Schmerzen an. In ſeinen gefalteten Händen hielt er den Strauß, der ihn in ſeiner letzten Stunde erfreut hatte.

Die Kinder traten hinzu und ſahen alles. Theodor weinte und ſchluchzte; Alwin bückte ſich auf den Todten und küßte ihn leiſe. Niemand konnte ſich der Thränen enthalten, der den Schmerz der Kinder ſah. — Jetzt wurde der Sarg in die Grube gelaſſen, die Erde rollte auf ihn herab, bald erhob ſich der kleine Hügel über ihm. Die Sonne ging in unbeſchreiblicher Herrlichkeit auf und vergoldete das neue Grab: aber die Augen deſſen, der darunter ſchlief, öffneten ſich nicht mehr, die Schönheit des anbrechenden Morgens und des ſinkenden Abends zu ſehen. Unbemerkt zogen nun heitre und trübe Tage über ſeinem Haupte hinweg, und er achtete des Regens nicht, der auf ſeinen Hügel fiel, und der Sonnenſtrahlen nicht, die ihn trockneten und wärmten. Er ſah nicht mehr die frohe und emſige Geſchäftigkeit der Menſchen; nicht mehr die goldnen Sterne und den ſanften Schimmer des Mondes. Die Blumen des Frühlings blühten nicht mehr für ihn, und die Früchte des Herbſtes reiften ihm nicht. Ihm waren die unverwelklichen Blüthen des Himmels aufgegangen. In den Gefilden der Seligen pflückte er ſchönere Kränze, mit denen nur die Frommen und Guten ſich ſchmücken.

Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde
Vertraut der Sämann ſeine Saat,
Und hofft, daß ſie entkeimen werde
Zum Segen nach des Himmels Rath;
Noch köſtlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Emporblühn wird zu ſchönerm Loos.

Jacobs.

Der Postillon.

Lieblich war die Maiennacht;
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies- und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf den Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich;
Denn der Blüthen Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

Rauher war mein Postillon,
Ließ die Geißel knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durch's blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im schnellen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden,
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes ſtand,
Hoch in ſtummer Trauer.

Schwager ritt auf ſeiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Roſſe hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's euch nicht gefährden;
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden.

Ein gar herzlicher Geſell,
Herr, 's iſt ewig Schade!
Keiner blies das Horn ſo hell,
Wie mein Kamerade.

Hier ich immer halten muß,
Dem dort unterm Raſen,
Zum getreuen Brudergruß,
Sein Leiblied zu blaſen.

Und dem Friedhof fand' er zu
Frohe Wanderſänge,
Daß es in die Grabesruh
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wider,
Ob der todte Poſtillon
Stimmt' in ſeine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel.
Lang' mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

Die gute Mutter.

Im Jahre 1796, als die franzöſiſche Armee nach dem Rückzug aus Deutſchland jenſeits hinab am Rhein lag, ſehnte ſich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Kinde, das bei der Armee war und von dem ſie lange nichts erfahren hatte, und ihr Herz hatte daheim keine Ruhe mehr. „Er muß bei der Rheinarmee ſein,“ ſagte ſie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen,“ und als ſie auf dem Poſtwagen zum St. Johannisthor in Baſel heraus, und an den Rebhäuſern vorbei ins Sundgau gekommen war, treuherzig und redſelig, wie alle Gemüther ſind, die Theilnehmung und Hoffnung bedürfen, und die Schweizer ohnedem, erzählte ſie ihren Reiſegefährten bald, was ſie auf den Weg getrieben hatte. „Find' ich ihn in Colmar nicht, ſo geh ich nach Straßburg, find ich ihn in Straßburg nicht, ſo geh ich nach Mainz.“ Die Andern ſagten das dazu und jenes, und einer fragte ſie: „Was iſt denn euer Sohn bei der Armee? Major?“ Da wurde ſie faſt verſchämt in ihrem Inwendigen. Denn ſie dachte, er könnte wohl Major ſein, oder ſo etwas, weil er immer brav war, aber ſie wußte es nicht. „Wenn ich ihn nur finde,“ ſagte ſie, „ſo darf er auch etwas weniger ſein, denn er iſt mein Sohn.“ Zwei Stunden herwärts Colmar aber, als ſchon die Sonne ſich zu den elſäßer Bergen neigte, die Hirten trieben heim, die Camine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in dem Lager nicht weit von der Straße ſtunden parthieenweiſe mit dem Gewehr beim Fuß, und die Generale und Oberſten ſtunden vor dem Lager beiſammen, discurirten mit einander, und eine junge weiß gekleidete Perſon von weiblichem Geſchlecht und feiner Bildung ſtund auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind: die Frau im Poſtwagen ſagte: „Das iſt auch keine gemeine Perſon, daß ſie nahe bei den Herren ſteht. Was gilt's: der, welcher mit ihr redet, iſt ihr Mann.“ Der geneigte Leſer fängt allbereits an etwas zu merken, aber die Frau im Poſtwagen merkt noch nichts. Ihr Mutterherz hatte noch keine Ahnung, ſo nahe ſie an ihm vorbeigefahren war, ſondern bis nach Colmar hinein war ſie ſtill und redete nimmer. In der Stadt im Wirthshaus, wo ſchon eine Geſellſchaft an der Mahlzeit ſaß, und die Reiſegefährten ſetzten ſich auch noch wo Platz war, da war ihr Herz erſt recht

zwiſchen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt: daß ſie jetzt etwas von ihrem Sohn erfahren könnte, ob ihn Niemand kenne, und ob er noch lebe, und ob er etwas ſei, und hatte doch den Muth faſt nicht, zu fragen. Denn es gehört Herz dazu, eine Frage zu thun, wo man das Ja ſo gerne hören möchte, und das Nein iſt doch möglich. Auch meinte ſie, Jedermann merke es, daß es ihr Sohn ſei, nach dem ſie frage, und daß ſie hoffe, er ſei etwas geworden. Endlich aber, als ihr der Diener des Wirths die Suppe brachte, hielt ſie ihn heimlich an dem Rocke feſt, und fragte ihn: »Kennt Ihr nicht einen bei der Armee, oder habt Ihr nicht von einem gehört, ſo und ſo?« Der Diener ſagt: »Das iſt ja unſer General, der im Lager ſteht. Heute hat er bei uns zu Mittag gegeſſen,« und zeigte ihr den Platz. Aber die gute Mutter gab ihm wenig Gehör darauf, ſondern meinte, es ſei Spaß; der Diener ruft den Wirth. Der Wirth ſagt: »Ja, ſo heißt der General!« Ein Offizier ſagte auch: »Ja, ſo heißt unſer General,« und auf ihre Fragen antwortete er: »Ja, ſo alt kann er ſein, und ja, ſo ſieht er aus, und iſt von Geburt ein Schweizer.« Da konnte ſie ſich nicht mehr halten vor inwendiger Bewegung und ſagte: »Es iſt mein Sohn, den ich ſuche,« und ihr ehrliches Schweizergeſicht ſah faſt ein wenig einfältig aus vor unverhoffter Freude und vor Liebe und Scham. Denn ſie ſchämte ſich, daß ſie eines Generals Mutter ſein ſollte, vor ſo vielen Leuten, und konnte es doch nicht verſchweigen. Aber der Wirth ſagte: »Wenn das ſo iſt, gute Frau, ſo laßt herzhaft eure Bagage abladen ab dem Poſtwagen, und erlaubt mir, daß ich morgen in aller Frühe ein Kaleſchlein anſpannen laſſe, und euch hinausführe zu eurem Herrn Sohn in das Lager.« Am Morgen, als ſie in das Lager kam, und den General ſah, ja, ſo war es ihr Sohn, und die junge Frau, die geſtern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter, und das Kind war ihr Enkel. Und als der General ſeine Mutter erkannte, und ſeiner Gemahlin ſagte: »Das iſt ſie,« da küßten und umarmten ſie ſich, und die Mutterliebe und die Kindesliebe, und die Hoheit und die Demuth ſchwammen in einander und goſſen ſich in Thränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung, faſt weniger darüber, daß ſie heute die Ihrigen fand, als darüber, daß ſie ſie geſtern ſchon geſehen hatte. — Als der Wirth zurückkam, ſagte er: das Geld regne zwar nirgends durch das Camin herab, aber nicht 200 Franken nähme er darum, daß er nicht zugeſehen hätte, wie

die gute Mutter ihren Sohn erkannte und ſein Glück ſah; und der Hausfreund ſagt: „Es iſt die ſchönſte Eigenſchaft weit aus im menſchlichen Herzen, daß es ſo gerne zuſieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhofft wieder zuſammenkommen, und daß es allemal dazu lächeln oder vor Rührung mit ihnen weinen muß, nicht ob es will.“

Hebel.

Die Auswandrer.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anſchaun immerdar;
Wie reicht ihr mit geſchäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beſchwert,
Das ihr aus deutſchem Korn gebacken,
Geröſtet habt auf deutſchem Heerd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und ſchlank;
Wie ſorgſam ſtellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank.

Das ſind dieſelben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimath Born gefüllt;
Wenn am Miſſouri Alles ſchwiege,
Sie malten euch der Heimath Bild!

Des Dorfes ſteingefaßte Quelle,
Zu der ihr ſchöpfend euch gebückt;
Des Heerdes traute Feuerſtelle;
Das Wandgeſims, das ſie geſchmückt.

Bald zieren ſie im fernen Weſten
Des leichten Bretterhauſes Wand;
Bald reicht ſie müden braunen Gäſten,
Voll friſchen Trunkes eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O, sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais!

Freiligrath.

Das Schifflein.

Ein Schifflein ziehet leise
Den Strom hin seine Gleise,
Es schweigen, die drin wandern,
Denn Keiner kennt den Andern.

Was zieht hier aus dem Felle
Der braune Waidgeselle?
Ein Horn, das sanft erschallet;
Das Ufer widerhallet.

Von seinem Wanderstabe
Schraubt Jener Stift und Habe
Und mischt mit Flötentönen
Sich in des Hornes Dröhnen.

Das Mädchen saß so blöde
Als fehlt' ihr gar die Rede,
Jetzt stimmt sie mit Gesange
Zu Horn und Flötenklange.

Die Ruderer auch sich regen
Mit taktgemäßen Schlägen.
Das Schiff hinunter flieget,
Von Melodie gewieget.

Hart stößt es auf am Strande,
Man trennt sich in die Lande.
Wann treffen wir uns, Brüder!
Auf einem Schifflein wieder?

Der Wolf und der Schneider.

Der Wolf ist jetzt immer mehr von uns weg auf die polnischen und russischen Wälder verwiesen, wo er noch in ganzen Schaaren herumläuft und öfters in großer Menge die Schlitten und Wagen anfällt, die durch seine Wälder fahren, dann die Pferde und, wenn es ihm gelingt, auch die Menschen würgt und frißt. — Vor nicht so gar langer Zeit gab es auch noch in unsern deutschen Wäldern viele Wölfe, und mancher Bauer weiß noch die Geschichte von jenem Geiger in der Wolfsgrube so gut, als ob sie gestern geschehen, obgleich sie ihm schon sein Großvater erzählt hat. Das Männlein ging ohnehin nicht gern auf dem geraden Wege und kam daher auch in dem dicken Forste, durch den es mußte, bald zu weit zur Seiten ab, daß es am Ende in eine Grube fiel, welche der Jäger zum Wolfsfange gegraben hatte. Der Schreck war schon groß genug für den armen Geiger, da er so ohne Weiteres von der ebenen Erde hinunter in die Tiefe fuhr, wurde aber noch größer, da er unten auf etwas Lebendiges auffiel, was wild aufsprang, und da er merkte, daß es ein Wolf sei, der ihn da mit glühenden Augen ansah. Der Mann hatte nichts in seiner Hand, als seine Geige, und in der Angst fängt er an, da vor dem geöffneten Wolfsrachen alle seine Stücklein aufzuzeigen, die ihm aber diesmal selber gar nicht lustig vorkamen.

Dem Wolf mußte aber diese Musik ganz besonders schön und rührend vorkommen, denn das dumme Vieh fing an überlaut zu heulen, was wohl, wie bei unsern musikalischen Hunden, wenn sie Sang und Klang hören, gesungen heißen sollte. Die andern Wölfe draußen im Walde, da sie ihren Kameraden drinnen in der Grube so singen hörten, stimmten auch mit ein, und ihr Geheul kam manchmal so nahe, daß das Geigerlein, an welchem kaum ein einziger Wolf satt geworden wäre, geschweige zwei, jeden Augenblick fürchten mußte, es käme noch ein anderer, auch wohl noch ein dritter und vierter Gast zu seinem Bischen Fleisch in die Grube herein. Unser Capellmeister in der Wüste guckte indeß einmal über's andere in die Höhe, ob's noch nicht Tag werden wollte, denn das Geigen war ihm sein Lebtag noch nicht so lang geworden und so ganz sauer und niederträchtig vorgekommen, als da vor dem Wolfe, und er hätte lieber Holz dafür hacken wollen, zwanzig Jahre lang alle Wochentage. Ehe aber der Morgen kam, waren schon zwei Saiten an seiner Geige gerissen, und da es Tag wurde riß die dritte, und der Geiger spielte nun bloß noch auf der vierten und letzten, und wäre die auch noch gerissen, so hätte ihm der Wolf, der durch das viele Heulen, die ganze Nacht hindurch, nur noch hungriger war, keine Zeit mehr gelassen zum Wiederaufziehen, sondern hätte ihn dabei aufgefressen. Da kam zum Glück der alte Jobst, der Jäger, der den Wolf von weitem singen, den Geiger aber in der Nähe geigen hörte. Dieser zog den Capellmeister gerade noch zur rechten Zeit von dem hungrigen Wolfe heraus, und erlegte dann diesen. Der Capellmeister ging aber ganz still seines Weges, und nahm sich vor, künftig lieber am Tage und auf geradem Wege nach Hause zu gehen. Das Geigen im Wirthshaus war ihm auch so ganz entleidet, daß er zu seinen Kameraden sagte, er wolle sich lieber mit der Nähnadel (denn er war Schneider) sein tägliches Brot ergeigen, und wenn er einmal eins auf Saiten aufspielen wollte, so thäte er's lieber in der Kirche als im Wirthshaus, denn von dort sei ein gerader und sicherer Weg nach Hause, sei auch nicht so weit dahin, als vom Wirthshaus.

Der Geiger zu Gmünd.

Einſt ein Kirchlein ſonder gleichen,
Noch ein Stern von ihm ſteht da,
Baute Gmünd der ſangesreichen
Heiligen Cäcilia.

Lilien von Silber glänzten
Ob der Heil'gen, mondenklar,
Hell wie Morgenroth bekränzten
Weiße Roſen den Altar.

Schuh' aus reinem Gold geſchlagen,
Und von Silber hell ein Kleid,
Hat die Heilige getragen,
Denn da war's noch gute Zeit:

Zeit, wo über'm fernen Meere,
Nicht nur in der Heimat Band,
Man der Gmünd'ſchen Künſtler Ehre
Hell in Gold und Silber fand.

Und der fremden Pilger wallten
Zu Cäcilia's Kirchlein viel;
Ungeſehn, woher, erſchallten
Drin Geſang und Orgelſpiel.

Einſt ein Geiger kam gegangen,
Ach! den drückte große Noth;
Matte Beine, bleiche Wangen,
Und im Sack kein Geld, kein Brot!

Vor dem Bild hat er geſungen
Und geſpielet all' ſein Leid,
Hat der Heil'gen Herz durchdrungen;
Horch, melodiſch rauſcht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild ſich nieder
Aus der lebenloſen Ruh',
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den rechten, goldnen Schuh.

Nach des nächſten Goldſchmieds Hauſe
Eilt er, ganz von Glück berauſcht,
Singt und träumt vom beſten Schmauſe,
Wenn der Schuh um Geld vertauſcht.

Aber kaum den Schuh erſehen,
Fährt der Goldſchmied rauhen Ton,
Und zum Richter wird mit Schmähen
Bald geſchleppt des Liedes Sohn.

Bald iſt der Prozeß geſchlichtet,
Allen iſt es offenbar,
Daß das Wunder nur erdichtet,
Er der frechſte Räuber war.

Weh', du armer Sohn der Lieder!
Sangeſt wohl den letzten Sang!
An dem Galgen auf und nieder
Schlüpft, ein Vogel, ſingen bang'.

Hell' ein Glöcklein hört man ſchallen,
Und man ſieht den ſchwarzen Zug
Mit dir zu der Stätte wallen,
Wo begraben ſoll dein Klug.

Todesklänge hört man ſingen
Nonnen und der Mönche Chor,
Aber hell auch hört man dringen
Geigentöne draus hervor.

Seine Geige mit zu führen,
War des Geigers letzte Bitt'.
»Wo ſo viele muſiziren,
Muſizir' ich Geiger mit!«

An Cäcilia's Kapelle
Jetzt der Zug vorüber kam,
Nah des offnen Kirchleins Schwelle
Geigt er recht in tiefem Gram.

Und wer kurz ihn noch gehaſſet,
Seufzt: »Das arme Geigerlein!«
»Eins noch bitt' ich, — ſingt er, — laſſet
Mich zur Heil'gen noch hinein!«

Man gewährt ihm; vor dem Bilde
Geigt er abermals ſein Leid,
Und er rührt die Himmliſchmilde;
Horch, melodiſch rauſcht ihr Kleid! —

Lächelnd bückt das Bild ſich nieder
Aus der lebenloſen Ruh',
Wirft dem armen Sohn der Lieder,
Hin den zweiten goldnen Schuh.

Voll Erſtaunen ſieht die Menge,
Und es ſieht nun jeder Chriſt,
Wie der Mann der Volksgeſänge
Selbſt den Heil'gen theuer iſt.

Schön geſchmückt mit Bändern, Kränzen,
Wohl geſtärkt mit Geld und Wein,
Führen ſie zu Sang und Tänzen
In das Rathhaus ihn hinein.

Alle Unbill wird vergeſſen,
Schön zum Feſt erhellt das Haus
Und der Geiger iſt geſeſſen
Obenan beim luſt'gen Schmaus.

Aber, als ſie voll vom Weine,
Nimmt er ſeine Schuh' zur Hand,
Wandert ſo im Mondenſcheine
Luſtig in ein andres Land.

Seitdem wird zu Gmünd empfangen
Liedreich jedes Geigerlein,
Kommt es noch ſo arm gegangen,
Und es muß getanzet ſein.

Drum auch hört man geigen, ſingen,
Tanzen dort ohn' Unterlaß,
Und wenn alle Saiten ſpringen,
Klingt noch mit dem leeren Glas.

Und wenn bald ringsum verhallen
Becherklingen, Tanz und Sang,
Wird zu Gmünd noch immer ſchallen
Selbſt aus Trümmern luſt'ger Klang.

Justinus Kerner

Das Irrglöcklein.

Der Tag verliſcht, es ſenket grauſend
Die Nacht vom ſchwarzen Himmel ſich,
Und Nebelwinde ſtreichen ſauſend
Durch Waldesgründe ſchauerlich;
Das Fräulein irrt mit bangem Schweigen
Allein auf ungebahnten Steigen.

Sie ſchreckt das Rauſchen jedes Blattes,
Sie ſchreckt des eignen Fußes Tritt;
Es leuchtet aus der Luft kein mattes,
Kein bleiches Sternlein ihrem Schritt;
Sie irrt mit jedem neuen Schritte
Nur tiefer nach des Waldes Mitte.

Da drehet ſich vor ihren Blicken
Im leichten Tanz am ſchwarzen Meer,
Sie mit Verderben zu beſtricken,
Der Waldesgeiſter reges Heer;
Sie laſſen düſtre Flammen glühen,
Um täuſchend ſie hinabzuziehen.

Sie ſcheinen Lichter nahrer Hütten,
Sie ſchimmern fern und ſind ihr nah;
Sie treibt ſich an mit ſchnellern Schritten,
Sie ſingt hinzu, ſchon iſt ſie da,
Schon iſt ſie da, und freudig ſehen
Die argen ſie am Abgrund ſtehen.

Schon will ſie in die Tiefe gleiten,
Da ruft ſie's an aus tiefem Wald,
Ihr iſt, als wenn ein fernes Läuten
Ihr rückwärts in die Ohren ſchallt,
Sie wendet ſich halb froh, halb bange
Und horcht dem wunderbaren Klange.

Und vor dem Klang in Luft zerflogen
Sind alle Flämmchen fort im Nu,
Sie wandelt mächtig angezogen
Dem wunderbaren Klange zu;
Er führt ſie weit auf Weg und Stegen
Und endlich aus des Walds Hegen.

Und dämmern ſiehet ſie die Häuſer
Des Weilers aus der Ferne ſchon,
Da klingt es leis und immer leiſer,
Und gar verklungen iſt der Ton,
Schnell mit andächtiger Geberde
Senkt betend ſie das Knie zur Erde.

Sie weinet frommen Dankes Thränen,
Ihr Haupt verhüllend in's Gewand,
Den Rettern, die mit leiſen Tönen
Sie riefen von des Todes Rand;
Dann will ſie freudig aufwärts ſchauen,
Und ſieht den Tag im Oſten grauen.

Und ſieht mit rothbeſtralten Zinnen
Auf fernem Berg ihr nahes Schloß,
Da raſſt ſich auf und eilt von hinnen
Zu ihres bangen Vaters Schloß;
Mit Staunen aus der Tochter Munde
Hört er die wundervolle Kunde.

Dann baut er auf derſelben Stelle,
Allwo ſein Kind ſich wiederfand,
Ein kleines Thürmlein und Kapelle
Mit Schieferdach und Mörtelwand,
Und in des Thurmes höchſtem Stocke
Hängt hellen Klanges eine Glocke.

Und bei des Abends erſten Sternen
Schlägt hoch im Thurm das Glöcklein an,
Durchſchallt des Waldes weite Fernen
Und ruft den irren Wandersmann.
Er folgt getroſt mit ſichern Schritten
Dem Rufe zu des Weilers Hütten.

Das Glöcklein hängt in der Kapelle
Dreihundert Jahr und drüber ſchon,
Und immer klingt es klar und helle
Und immer heller wird ſein Ton,
Es heißt zu ſeiner Stiftung Kunde
Irrglöckchen bis auf dieſe Stunde.

Der Heidenbote.

Auf der Südſeite von Ober-Wallis liegt zwiſchen zwei der höchſten Bergreihen das Einfiſchthal. Es iſt ſieben Stunden lang und durchfloſſen von der Uſenz, welche am oberen Ende des Thals aus den Eisgewölben eines großen Gletſchers hervorkommt. Der einzige Eingang in daſſelbe liegt zwiſchen zwei himmelhohen und unten zuſammen ſtoßenden Felſenpfeilern, dem Orte Siders gegenüber, und iſt noch immer ſehr beſchwerlich und halsbrechend. Ehedem konnte man während der Winterzeit aus dieſem Nebenthale gar nicht in das Hauptthal von Wallis gelangen; erſt in neuerer Zeit haben ſeine Bewohner einen Weg in die Felſen gehauen, den ſie les Pontis, d. i. die Brücken, nennen, und der einen großen Theil des Jahres noch immer ſo beſchaffen iſt, daß der Erzähler ihn nicht zurücklegen möchte, auch wenn eine Krone auf ſeiner oberſten Stufe zu holen wäre. Wer ihn aber glücklich zurück gelegt hat, wird in dem zum Theil weiten Thale mit den bald wilden und bald ungemein lieblichen Anſichten belohnt und mit einem Völklein bekannt, das zu den einfachſten und kräftigſten in den Alpen gehört. Ja, was die freundliche Leſerin gewiß noch nirgends geſehen hat, kann ſie da ſehen, nämlich in den uralten hölzernen Tiſchen Vertiefungen, aus denen die Hirten, wie aus Tellern wir, ſpeiſen.

Wie lange die Gemſen auf den Matten und an den Geländen des Einfiſchthals ungeſtört weideten, das weiß man nicht. Nach einer Sage ſoll ſich erſt ein aus Italien entkommener Haufe Teutonen in demſelben häuslich niedergelaſſen haben, als in einer natürlichen Burg, die mit ihren unüberſteiglichen Mauern und dem leicht zu bewachenden Thore weite und fette, hohe und niedere Triften für ihre Kühe, Ziegen und Schafe umfaßte. Aber das iſt gewiß, daß Sitten, der Hauptort im Wallis, ſchon lange die Reſidenz eines Biſchofs war, während in dieſem Bergwinkel noch den Götzen der alten Germanen geopfert wurde.

Von der Welt, von der dieſe Heiden durch ihr Felſenthor faſt ganz geſchieden waren, bedurften ſie nichts, als Salz für ſich und ihr Vieh. Denn von dieſem Mineral war in ihrem Thale, wie in dem größten Theile Helvetiens, keine Spur zu finden. Dieſes forderten ſie nun von den Bewohnern des Hauptthals als einen ſchuldigen Tribut, und holten es wohl auch mit

der Keule in der Hand, wenn man es ihnen nicht freiwillig gab. Dadurch wurden ſie der Schrecken und die Geißel ihrer chriſtlichen Nachbarn. Die Biſchöfe von Sitten ſandten von Zeit zu Zeit Bekehrer zu ihnen. Aber alle dieſe Boten gingen und kamen nicht wieder. Wahrſcheinlich endete ihr Apoſtelamt unter dem Meſſer der Götzenprieſter oder in den Fluthen der reißenden Uſenz. Keiner brachte Nachricht, wie viele oder wie wenige Leute in dem Heidenthale wohnten.

Endlich legte an dem Hauptaltare des Domes von Sitten der mächtige Freiherr Witſchard von Raren, ein Kreuzfahrer im Kleinen, in die Hand des Biſchofs das feierliche Gelübde ab: er wolle kein Scheermeſſer mehr an ſeinen Bart bringen, bevor er die Heiden im Einſiſchthal entweder mit Feuer und Schwert vertilgt, oder überwunden und bekehrt zu den Füßen des Biſchofs geführt hätte.

Ein ungewöhnlich heißer und trockener Sommer ſchien auch die Löſung des abgelegten Gelübdes leicht zu machen. Die Uſenz, die, wie ſich ſpäter zeigte, theilweiſe von den Heiden zum Wäſſern ihrer tieferen Wieſen gebraucht wurde, war dadurch ganz klein, faſt unbedeutend geworden. Man konnte nun in ihrem Bette leichter von einer Stufe zur andern emporklimmen und ſo durch das Felſenthor kommen, während ſonſt Leitern und andere Verrichtungen unentbehrlich geweſen wären, und den Kreuzzug ſehr erſchwert haben würden. Deswegen verſäumte auch der Freiherr keinen Augenblick, ſondern erſtieg im Auguſt, in der Nacht von Euſebius auf Mariä Himmelfahrt, mit dreihundert ſeiner Vaſallen in aller Stille den Paß. Aber kaum war er zuerſt oben angelangt, kaum hatte er mitten auf einer kleinen mit einer Hecke umgebenen Wieſe, wo ſich ſeine Leute um ihm ſammeln ſollten, ſein Panner aufgepflanzt, als zuerſt ein großer Hund nicht weit davon zu heulen und zu bellen anfing, dann ein gewaltiges Horn den Widerhall weckte, und, ehe noch eine halbe Stunde vergangen war, von allen Felſenvorſprüngen, hohe Feuerſäulen emporſtiegen, mehr als die Walliſer zählen und vor den Windungen des Thals ſehen konnten. Von der Menge der Feuer war aber ſehr leicht auf eine ganz entſchiedene Uebermacht der Feinde zu ſchließen, und der Freiherr gehörte wohl zu den Tapferſten, aber nicht zu den Tollkühnen ſeiner Zeit. Deswegen hielt er mit ſeinen Vaſallen einen kurzen Kriegsrath, und trat dann den Rückzug an mit dem Entſchluß, auf denſelben der Letzte

zu ſein, wie der Kapitain eines geſtrandeten Schiffes. Ehe er ſeinen Fuß über die oberſte Staffel des Paſſes zurückſetzte, ſchaute er noch einmal zurück und ſah, daß es die höchſte Zeit wäre. Hundert und aber hundert einzelne Fackeln flogen, wie Irrwiſche von den Seitenbergen herab, und ein anfangs ſehr fernes Summen kam immer näher und wurde immer lauter. Doch glaubte man nichts mehr fürchten zu müſſen, und ſtieg in dem faſt leeren Felſenbette der Uſenz ganz gemächlich, nur etwas verdrüßlich, wieder hinab.

Aber die Heiden im Einſiſchthal hatten ſogleich und vor allen Dingen, nachdem ſie in Allarm geſetzt worden waren, die Schleuſen an ihren Wäſſerungskanälen verſchloſſen, um durch den vollen Waldſtrom den eingefallenen Feinden den Rückzug zu verſperren und jeden Sukkurs abzuhalten. Der Freiherr hatte deswegen mit ſeinen Vaſallen noch nicht das letzte Drittheil des Paſſes erreicht, als die Uſenz, wie eine erwachte Löwin, mit ihrer alten Wuth den Reiſigen nachſtürzte und ſie auf den letzten Stufen ihres Gebiets erreichte. Und jetzt war es die höchſte Zeit, ihr aus dem Wege zu eilen und ſich, ſo gut es gehen wollte, an den nebenſtehenden Felſen und Büſchen anzuklammern. Denn die Feinde hatten oben in das Rinnſal des Baches, als es ſich wieder zu füllen anfing, auch Steine und Klötze hineingeworfen, und dieſe wurden nun von der grimmigen und wüthenden Löwin den Fremdlingen nachgeſchleudert, die ſich in ihre Höhle gewagt hatten. Zum großen Glück ging in dieſem kritiſchen Augenblick der Mond über der Schlucht auf. Der Freiherr kam noch vor der Frühmeſſe nach Siders zurück. Er hatte außer dem mißlungenen Verſuche nur den Verluſt ſeines Panners zu beklagen. Aber auch dieſes fanden ſpäter kühne Hirtenknaben wieder, die in den tiefen Schlund der Uſenz hinabſtiegen, nebſt mehreren Helmen, Hellebarden und Federbüchſen, welche in dem Waſſerbade der Heiden abhanden gekommen waren.

Bei dem Bankett, welches der Freiherr am darauf folgenden Abend gab, um ſeinen und ſeiner Vaſallen Verdruß durch Walliſer Weine, welche mit den ſpaniſchen wetteifern, zu tilgen, ſagte er mit lachendem Munde, aber mit bitterer Galle im Herzen zu ſeinen Gäſten: „Wir wollten die Heiden taufen, und ſie haben uns weidlicher getauft als dem hochwürdigen Biſchof lieb ſein wird.“ Aber ſein Lachen fand nicht wie ſonſt einen Widerhall unter ſeinen Tiſchgenoſſen. Ja, es erfolgte ſogar eine allgemeine Stille, wie

immer nach einem Wort, das eine unangenehme Erinnerung aus dem leichten Schlummer weckt.

Dieſe Pauſe benutzte ein verkrüppelter Zwerg, der in einem entlegenen Theil der großen Halle mit den Broſamen von der Herren Tiſch ſeinen Hunger geſtillt hatte. Er wackelte auf ſeinen krummen Beinen langſam zu dem Armſtuhle des Freiherrn hinauf, machte eine ſo tiefe Reverenz, daß man fürchtete, ſein Höcker möchte ſich überſchlagen, that ſeinen ſchiefen Mund auf und ſprach: „Gnädiger Herr, ich will das Einſiſchthal erobern, ich ganz allein ohne einen andern als Gottes Beiſtand, wenn Ihr mir das Evangelienbuch mit den vielen ſchönen Bildern und den goldenen Buchſtaben dazu gebt, das Euch der Biſchof letzte Weihnachten beſcheeren ließ.“

Alles lachte über dieſe Rede laut auf; aber der Freiherr winkte Stillſchweigen, und erwiderte mit einer Stimme, die ſich zu dem Organ des Zwergs verhielt, wie der tiefſte Baß der großen Orgel zu den Tönen einer Quintſaite: „Aber, Freud Zacheo, wie willſt du das anfangen?“

„Gnädigſter Herr,“ antwortete der Gefragte, „ich ſage weiter nichts, als daß ich leſen kann, wie ein Benedictiner, daß mich die Heiden droben im Einſiſchthale nicht für einen Menſchen, ſondern für ein Ding halten, und daß ich mich in der Sprache derſelben eben ſo gut ausdrücken kann, wie in der unſrigen.“

„Du, der Heiden Sprache verſtehen, die Niemand an der Rhone ſpricht?“

„Ja, Signore! Als vor ungefähr zwanzig Jahren die Heiden Siders überfielen, um ſich wieder eine Portion Salz zu holen, das man ihnen beſſer hinaufgeſchickt hätte, ſah mich einer von den Wilden wahrſcheinlich für einen Salzſack an, und ſchleppte mich hinauf zu dem Landamman ſeines Volkes, der mich als ein Naturſpiel fütterte drei Jahre lang, bis es mir gelang, den heidniſchen Lämmergeiern wieder zu entrinnen und zu meiner armen Mutter zurückzukommen. Kurz, gebt mir nur das Evangelienbuch, und laßt dann Eure Scheermeſſer wieder herrichten; Ihr werdet ſie bald brauchen.“

Und der Freiherr gewährte dem Supplicanten ſeine Bitte. Zacheo nahm das Evangelienbuch aus dem Schrein an der Wand, küßte es, wickelte es ſorgfältig in die Schärpe, die er als Hofzwerg trug, und kehrte dann in ſeine Hütte zurück, um die Nacht im Gebet zuzubringen.

Mit dem Segen ſeiner alten Mutter und mit ſeinem eingewickelten Evan-

gelienbuche unter dem Arme trat dann, als der Tag graute, der kleine Apoſtel ſeinen Weg an und hielt ſich an das Ufer der Uſenz, die wieder ganz klein geworden war. Und als er an den ſteilſten Theil des Paſſes kam, machte er es, wie ein zweijähriges Kind, das mit ſeiner theuren Puppe in der Hand eine Treppe mit hohen Stufen hinaufſteigt. So weit Zacheo mit ſeinen überlangen Armen reichen konnte, legte er immer zuerſt ſein Buch auf eine hohe Staffel hinauf und zog dann erſt ſeinen eigenen Leib nach. In ſeiner Pilgertaſche hatte er noch Brocken von dem Banket des Freiherrn, und hob damit von Zeit zu Zeit ſeine ſinkenden Kräfte.

Auf dieſe Weiſe gelangte er gegen Abend an die letzte Stufe zum Einſiſchthale. Der rieſige Grenzwächter, der dort auf ſeinem Poſten ſtand, half ihm gar hinauf, erquickte ihn als einen alten Bekannten mit Milch aus ſeinem Schlauche und führte ihn in die Landgemeinde, die, nach dem Einfall des Freiherrn außerordentlich zuſammenberufen, noch verſammelt war, um über die fernere Sicherung und Vertheidigung des Thals ſich zu berathen und Beſchlüſſe zu faſſen. Alles freute ſich über den wiedergefundenen Zwerg, der ſeit ſeiner ſiebzehnjährigen Abweſenheit an Rarität augenfällig zugenommen hatte. Und als er vollends erzählte, wie geſtern der Wirſchaud mit ſeinen Leuten getauft und heimgeſchickt worden ſei, entſtand ein unauslöſchliches Gelächter, wie es das Einſiſchthal noch nie gehört hatte.

Nur der neunzigjährige, blinde Landamman, der auf einem etwas höhern Steine ſaß, als die anderen Stammhäupter, wurde immer ernſter und finſterer, je weniger das Gelächter ein Ende nehmen wollte. Er unterbrach es endlich mit verweiſenden Worten und beſtand unbeweglich darauf, daß dem uralten Herkommen gemäß der Zwerg, wie jeder andere Fremdling, der ungerufen in das Thal heraufgekommen ſei, alsbald in den Gletſcher des Weißhorns geſtürzt und ſo dem Rieſen des Eiſes geopfert werden müſſe.

Indeſſen hatte Zacheo, faſt unbekümmert um ſeinen blinden Widerſacher, ſein Evangelienbuch enthüllt. Ein lauter Aushauch des Erſtaunens lief durch den ganzen Kreis der Verſammlung, als er den oberen, mit Kryſtallen bedeckten Deckel des Buches aufhob, und nun das prächtige Titelblatt mit ſeinen goldenen, rothen, blauen und ſaftgrünen Arabesken Aller Augen auf ſich zog. Schon meinten die Stammhäupter halblaut unter ſich, man ſollte doch dem Dinge, das ein ſo ſchönes Buch mitgebracht hätte, das Leben

ſchenken. Aber der blinde Landamman, der mit ſeinem ſchwarzen Staar weiter ſah, als die Andern mit ihren geſunden Augen, ſagte in ganz entſchiedenem Ton: »Als der Zwerg heraufgeſchleppt wurde, tödtete ich ihn nicht, ſondern ließ ihn mit meinen Hunden freſſen und leben; aber nun, da er von ſelbſt heraufgekommen iſt, muß er ſterben nach dem Geſetz, und ſein Blut komme über ſein Haupt.«

Da, als es voller Ernſt zu werden anfing, lieh doch Zacheo dem Widerſacher ſein Ohr, und beſchloß, ihn bei ſeiner einzigen noch übrigen ſchwachen Seite zu packen. Er ſagte: »Herr, ich will auch nicht beſſer ſein, als die anderen Walliſer, die ſchon vor mir dem Rieſen des Eiſes geopfert worden ſind. Aber in dem ſchönen Buche, deſſen Bilder Ihr nicht ſehen könnt, ſind auch Runen, und wenn Ihr erlaubt, will ich Euch nur eine einzige Seite vorleſen.« Und ehe noch der Landamman Ja oder Nein ſagen konnte, fing der kleine Apoſtel an, das eilfte Capitel des Johannes vorzuleſen, mit ſeiner durchdringenden Stimme, in der etwas beſonders Ergreifendes lag, und mit der feierlichen Langſamkeit, welche nicht nur die Heiden von ihren Barden gewohnt waren, ſondern die auch für den Vorleſer nothwendig wurde, um aus dem Stegreif den Walliſiſchen Text in die Sprache des Einfiſchthales zu überſetzen. Der Angriff auf den Landammann gelang auch vollkommen. Er wurde wankend und erlaubte, den Zwerg ſo lange am Leben zu laſſen, bis er das ganze Buch nach und nach an den Tagen des Gottes Frey vor ihm und der verſammelten Gemeinde vorgeleſen habe.

Man kann denken, daß der kleine Apoſtel ſich mit ſeinen Vorleſungen nicht übereilte, einmal wegen ſeines jungen Lebens, und dann wegen ſeines Vorſatzes, die Heiden zu bekehren, was ihm noch über ſein Leben ging. Ehe er noch mit dem Evangelium des Matthäus zu Ende gekommen war, trat der Winter ein; und da man während dieſer Jahreszeit im Einfiſchthale des hohen Schnees wegen aus den einzelnen und zerſtreut liegenden Wohnungen eben ſo wenig zuſammen kommen kann, als in Island, ſo blieben die Vorleſungen bis zum nächſten Sommer ausgeſetzt. Zacheo lebte indeß auf's beſte unter dem gaſtlichen Dache eines Barden, der nach dem Wunſche des Landammanns den Winter über die merkwürdigſten Stücke aus dem Buche zu Geſängen benutzen ſollte. Dies paßte auch zu dem Plan des Zwergs, und er unterſtützte ſeinen Hauswirth in deſſen Bemühungen ſo, daß dieſer ſchon

in der nächsten Weihnacht alle evangelischen Geschichten von der Geburt des Herrn bis zu seiner Himmelfahrt in Hohenliedern von Alpe zu Alpe tragen konnte. Aber den Barden, wie dieser wollte, die Runen seines Buches selbst zu lehren, dazu ließ sich Zacheo vorerst auf keine Weise herbei.

Den folgenden Sommer über las der Zwerg die übrigen drei Evangelien vor. Der Barde aber, bei dem er den Winter zugebracht hatte, wandte mit seinen neuen Gesängen von Alpe zu Alpe, und die Hirten mit ihren Weibern und Kindern saßen oft ganze Mondnächte unter den Arvenbäumen vor ihm und hörten ihm begieriger zu, als unsere Kirchenleute dem Prediger. Und da konnte es nicht fehlen. Das Wort Gottes bewährte sich auch hier lebendig und kräftig. In den Herzen des Volks regte und bewegte sich etwas Besonderes, das nur noch eines Anstoßes von außen bedurfte, um die freundlichste Erscheinung zu werden, wie die Eiskrystalle desto schneller anschießen, wenn man das Gefäß voll gefrierenden Wassers sanft rüttelt. Denn Zacheo erklärte fast bei jeder Vorlesung ausdrücklich, was in seinem Buche stehe, wären keine Fabeln und Sagen, sondern etwas wirklich Geschehenes und Vorgefallenes.

Auch der alte Landammann verspürte in seinem Herzen eine besondere Unruhe, schrieb aber dieselbe nicht den angehörten Vorlesungen und Gesängen, sondern dem Umstande zu, daß er gegen Gesetz und Gewissen den Fremdling so lange am Leben gelassen und dem Rachen des Eises sein Opfer vorenthalten habe. Als daher Zacheo, der arme Zwerg, mit dem letzten Blatte seiner Evangelien fertig geworden war, befahl er, dem Apostel sein Buch an den Hals zu binden und ihn damit in den Gletscher zu werfen. Nun war sein Befehl unwiderruflich und mußte vollzogen werden. Mit dem Buche am Halse wackelte der Zwerg seiner Bedeckung voran das stundenlange Thal hinauf, aber nicht niedergeschlagen, sondern freudig, wie Stephanus, als er einen gleichen Weg ging. Je weiter er kam, desto größer wurde sein Leichenzug durch die herbeiströmenden Hirten. Theils, um mitunter zu rasten, und theils um für die heilige Sache noch Zeit zu gewinnen, setzte er sich hin und wieder auf ein hervorragendes Felsenstück, und bezeugte vor den Heiden in kurzen Anreden, daß in keinem Andern Heil und daß kein anderer Name den Menschen gegeben sei, darin sie könnten selig werden, als der Gekreuzigte, Auferstandene und gen Himmel Aufgenommene.

In allen Geſichtern konnte er Mitleiden über ſeinen Hingang leſen. Aber der blaue Gletſcher eben am Weißhorn donnerte an dieſem Tage mehr, als es den ganzen Sommer über der Fall geweſen war, und der Rieſe des Eiſes ſchien ſein zögerndes Opfer zu heiſchen. Deswegen fing man an, mit dem Verurtheilten zu eilen, und ſtürzte ihn, auf dem Gletſcher angekommen, in einen neuen Spalt deſſelben, oder ließ ihn eigentlich mehr hinab, als man ihn ſtürzte. Der Gletſcher donnerte, als er ſein Opfer hatte, noch lauter, als zuvor, und die Menge lief eilends auseinander, um nicht mit dem Zwerg von dem zürnenden Rieſen verſchlungen zu werden.

Der Spalt aber, der kurz vor der Ankunft des Zacheo ſich mit dem Getöſe des ſtärkſten Donners aufgethan hatte, war von der Art, daß der Zwerg nicht ſehr tief fiel, ſondern bald ſitzen oder vielmehr hängen blieb. In dieſer Lage konnte er, faſt möchte man ſagen bequem, überlegen, was nun weiter zu thun ſei. Ein Blick aufwärts zeigte ihm, daß an Emporklimmen nicht zu denken ſei. Deswegen empfahl er wiederholt dem Herrn ſeine Seele, und fing an nach Art der Schornſteinfeger immer weiter und weiter hinabzuſteigen. Das Evangelienbuch am Halſe war ihm dabei ungemein läſtig und hinderlich. Er hätte es wegwerfen können; aber lieber hätte er ſein Leben, als das Buch gelaſſen.

Halb erfroren und erſtarrt kam er endlich in den Kanal, durch welchen das Schmelzwaſſer des Gletſchers abgeführt wird, und hatte nun gewonnenes Spiel. Seinen Schatz auf dem Nacken kroch er auf allen Vieren bis in das weite Gewölbe, das im Sommer an dem unterſten Ende faſt jeden bedeutenden Eisfeldes ſich zu bilden pflegt.

Hätte nun Zacheo hier blos an ſeine Perſon gedacht, ſo würde er ſich in dem Gewölbe oder anderswo verborgen und in der Nacht verſucht haben, auf irgend eine Weiſe in ſeine Heimath zu entkommen, was bei ſeiner genauen Bekanntſchaft mit dem Thale und mit ſo manchen Leuten darin auch gar nicht ſchwer geweſen wäre. Aber er wollte ſein Zeugniß für den Herrn fortſetzen, auch auf die Gefahr hin, noch einmal dem Tod in den Rachen geworfen zu werden, und trat mitten unter die Volksmenge, die indeß auf einem Umwege von dem Eismeer herabgekommen war, hinaus, naß von oben bis unten, aber unverſehrt ſammt ſeinem Buche. Die Hirten ſtanden einen Augenblick, wie die Leute in dem Hauſe Mariä, der Mutter Johannis, als

Petrus, aus dem Gefängniß erlöst, unter sie trat. Dann fingen sie an vor ihm niederzufallen, wie vor einer Erscheinung aus Walhalla. Aber Zacheo winkte ihnen mit der Hand, wehrete ihnen seine Füße zu küssen, und predigte ihnen dann noch eine Weile von dem Heilande, der die Seinen aus leiblicher und geistlicher Noth führe, und, wie sie nun mit eigenen Augen sähen, jetzt auch dem Riesen des Eises seine Macht genommen habe.

Als er geendet hatte, ließ das Völklein seinem Herzen freien Lauf. Zwei rüstige Jünglinge setzten den müden und matten Zacheo auf einen großen Schild, und trugen ihn so im Triumph an das Haus des blinden Landammanns zurück. Eine Deputation erzählte ihm ausführlich den Hergang der Sache. Aufmerksam hörte der Greis zu, und die Eisrinde seines Herzens schmolz. Er ließ sich hinausführen unter das Volk, und rief mit ausgestreckten Händen: »Jesus von Nazareth ist unser Gott, und Zacheo sein Priester.«

Und alles Volk antwortete: »Jesus von Nazareth ist unser Gott und Zacheo sein Priester!« Aber der Zwerg verbat sich diese Ehrenstelle, womit nach dem Herkommen auch das Amt eines Landammanns verbunden war, und belehrte den Greis, daß er nicht Priester sein könne, sondern daß man unten im Thal einen oder vielmehr etliche holen müßte. Dies wurde dann auch sogleich beschlossen und eine Gesandschaft gewählt, an deren Spitze Zacheo den andern Tag nach Wallis hinunter ziehen und dem Bischof in Sitten verkündigen sollte, daß sich die Landgemeinde des Einsiedelthales unter seinen Hirtenstab stellen wolle, jedoch mit Vorbehalt aller ihrer bürgerlichen Rechte und Freiheiten.

Mit dieser Gesandschaft kehrte Zacheo unterweges in Siders zuerst bei seiner Mutter und dann bei dem Freiherrn ein. Die Bewunderung, mit der er überall empfangen wurde, und das Erstaunen, womit man seine Berichte anhörte, kann sich der freundliche Leser nicht groß genug vorstellen. Der Baron beschnitt die Haare seines Angesichts, setzte den Zacheo und seine Gefährten auf prächtig geschmückte Maulthiere und zog mit ihnen nach Sitten. An der Pforte des Doms empfing der Bischof den Zug mit Thränen im Auge und streckte seinen silbernen Hirtenstab segnend über Zacheo und seine Gefährten aus.

Ausnahmsweise wurde der Zwerg zum Priester geweiht, und kehrte dann mit einigen Diakonen in das Einsiedelthal zurück. Der Unterricht begann so-

gleich, und das Jahr darauf ließ ſich der Landamman mit allen Einſiſchthalern am heiligen Pfingſtfeſte an der Uſenz taufen.

K. Stöber

Der Staar.

Wer in Bayern geweſen, als Max. Joſeph das Land regierte, oder wer noch jetzt dahin kommt, der wird von dieſem Könige vieles vernehmen, woran er ſich freuen kann. Er war auch recht die Freude und der Hort ſeiner Unterthanen, und ſie liebten ihn wie die Kinder ihren Vater lieben. Auch war er jedem zugänglich, und wer mit Thränen des Kummers bei ihm eintrat, der kam mit Thränen der Dankbarkeit von ihm heraus; denn auch wo er mit Thaten nicht helfen konnte, half er mit tröſtenden Worten, die von dem Munde eines Königs noch beſſer zu Herzen gehen als von andern. Früh ſchon und eh' er hoffen konnte, irgend etwas zu regieren, außer dem Regimente, das ihm der König von Frankreich anvertraut hatte, galt er für den beſten Mann im Lande, und gewann die Herzen aller, die ihm nah kamen. Was aber gar oft geſchieht, daß, wenn Stand, Macht und Reichthum wächſt, das Herz ſich zuſammenzieht, und wenn der äußere Menſch ſich erhebt, der innere niederſinkt, das widerfuhr dem guten Max. Joſeph nicht: ſein Herz blieb, wie es geweſen war, ehe die Krone ſein Haupt ſchmückte, und der Strom menſchlicher Gefühle ergoß ſich bei ihm noch reicher, als zuvor, unter dem königlichen Purpurmantel. Darum iſt er nie in ein Haus getreten und nie in eine Stadt, ohne die Liebe der Bewohner mit ſich zu nehmen, und es war die Luſt und die Liebe ſeines Volkes, ihm Zeichen der Liebe zu geben. Ich habe geſehn, wenn er von einer Reiſe oder ſonſt in die Hauptſtadt zurückkam und der offene Wagen langſam durch das Gedränge fuhr, daß Männer und Weiber geringen Standes durch die jubelnde Menge brachen, um dem Könige die Hand zu reichen und er keine zurückwies, wie hart ſie auch war. Gern miſchte er ſich unerkannt und unbegleitet unter das Landvolk, und hörte auf die Reden der Leute und fragte ſie aus; denn er wußte, daß er ſo die Wahrheit beſſer erführe, als aus feilen Zeitungen, die Lob und Tadel nach den Launen ihrer Abnehmer ausſtreuen.

Oft, wenn er einſam ging und ein bekanntes Geſicht von weitem ſah, rief er ihm ein freundliches Wort zu oder grüßte mit der Hand; und der Begrüßte fühlte ſich geehrt und erzählte es den Seinigen wieder. Auch das erfreute alle Herzen, daß er ein ſo guter und liebevoller Hausvater war, ſeine Kinder immer gern um ſich hatte und ſo häufig an der Seite ſeiner Gemahlin auf einſamen Spaziergängen in vertraulichem Geſpräche geſehen wurde. Sein Ausgang aus dem Leben war, wie er ihn ſelbſt gewünſcht hatte. Nur eine leiſe Ahnung von Unwohlſein ging ihm vorher; aber niemand war beſorgt, ſo wenig als er ſelbſt: kein Arzt ward gerufen, kein Diener wachte bei ihm. Am Morgen, da er nicht zur gewöhnlichen Frühzeit aufſtand, und der Diener ungerufen in das Schlafzimmer trat, fand er ihn todt, in derſelben Lage, die er beim Niederlegen genommen hatte, ohne ein Zeichen des Schmerzes auf ſeinem Angeſichte. Schlummernd war er durch die dunkle Pforte des Todes gegangen. Die Beſtürzung des Volkes war groß, die Trauer allgemein. Es war die Wehklage verwaiſter Kinder um einen geliebten Vater — ein aufrichtiger Schmerz tiefer Liebe; und jede der zahlloſen Thränen, die aus vollen Herzen um ihn floſſen, war ein Opfer der Dankbarkeit und ein ſtummes Lob des unvergeßlichen Königs.

Einige Zeit nach ſeinem Tode wurde nebſt vielen andern Dingen auch die Menagerie verkauft, die er in Nymphenburg gehalten hatte: viele ſeltene Thiere mannigfaltiger Art, auch überſeeiſche Loris, Papageien und deutſche Staare. Von den letztern waren ſchon alle verkauft; nur einer war noch übrig, der letzte und von unſcheinbarem Aeußern. Still und mit ſtruppigem Gefieder ſaß er auf der Stange, als ob er ſich noch über den Tod ſeines Herrn betrübte, wie etwa ein alter Diener, wenn nach dem Tode ſeiner Herrſchaft das Hausgeräthe fortgeſchafft wird, unter dem er alt und grau geworden war, ſtumm umher geht und ſich grämt, daß er das alles überlebt. Als nun der alte unſcheinbare Vogel unter den Hammer kam, bot niemand darauf, und nachdem ihn der Ausrufer drei oder viermal angeboten hatte und alles ſchwieg, wurde der Käfig mit dem Staare in eine Ecke bei Seite geſetzt und andre Dinge ausgerufen. Auf einmal ſchallt es aus der Ecke: „Mar Joſeph! Vater Max!“ — Alle Köpfe wendeten ſich um nach der Seite hin, woher der Ruf kam. Wer iſt's? wer ruft? fragten viele; und da einer, der dem Käfig zunächſt ſtand, ſagte: „Es iſt der Staar,

der weggeſetzt worden iſt,« da riefen Alle wie aus Einem Munde: »den Staar, den Staar her!« So kam der unſcheinbare Vogel mit einemmale zu Ehren, weil es eben jedem vorkam, als habe die treue Liebe, die er ſelbſt im Herzen hegte, durch den Vogel eine Stimme bekommen. Der Staar ſelbſt aber, da alles um ihn her ſo lebendig wurde und alle Anweſenden ihn liebkoſten und lobten, wurde nun auch ganz munter und rief in einem fort: »Max Joſeph! Vater Max!« nicht, wie man zu ſagen pflegt, als ob er dafür bezahlt würde, ſondern ſo recht aus vollem Herzen. Da wollte nun Jeder den beredt gewordenen Vogel haben, und die Gebote jagten und überſtiegen ſich, ſo daß wohl nie ein Staar ſo theuer bezahlt worden iſt. Und der, welcher ihn endlich erhielt, meinte einen Sieg gewonnen zu haben, und trug ihn im Triumphe nach Hauſe, und die andern beneideten ihn.

Das war denn auch eine Leichenfeier von eigenthümlicher Art, und gewiß keine der ſchlechteſten.

Jacobi.

Die Schmachſchrift.

Als bekanntlich eine Pasquille oder Schmachſchrift auf den König Friedrich in Berlin an einem öffentlichen Platz aufgeheftet wurde, und ſein Kammerdiener ihm davon die Anzeige machte: »Ihro Majeſtät, ſagte der Kammerdiener, es iſt Ihnen heute Nacht eine Ehre wiederfahren, das und das; alles hab' ich nicht leſen können, denn die Schrift hängt zu hoch; aber was ich geleſen habe, iſt nichts gutes;« da ſagte der König: »Ich befehle, daß man die Schrift tiefer hinabhänge und eine Schildwache dazu ſtelle, auf daß jedermann leſen kann, was es für ungezogene Leute giebt.« Nach der Hand geſchah nichts mehr.

Nicht ebenſo dachte der Amtsſchreiber von Braſſenheim. Denn Braſſenheim iſt ein Amtsſtädtlein. Als ihm eines Morgens eine Pasquille in's Haus gebracht wurde, die jemand mit Teig in der Nacht an die Hausthüre geklebt hatte, wurde er ganz erboſt und ungeberdig, fluchte wie ein Türk im Haus herum, und ſchlug der unſchuldigen Katze ein Bein entzwei, daß die Frau Amtsſchreiberin ganz entrüſtet wurde und fragte: Biſt du verrückt oder was fehlt dir? Der Amtsſchreiber ſagte: »Da lies! du haſt deinen Theil

auch darin.« Als das die loſen Vögel erfuhren, welche die Schandſchrift angeklebt hatten, daß der Herr Amtsſchreiber alſo im Harniſch ſei, hatten ſie ihre große Freude daran, und ſagten: »Heut Nacht thun wir's wieder.« Den zweiten Morgen, als ihm die neue Schandſchrift gebracht wurde, und ein Rezept für lahmgeſchlagene Katzen darin, ward er noch viel wüthender, und warf Tiſche und Stühle zuſammen, ja er ſchrieb mit eigener Hand einen zornigen Bericht darüber an den regierenden Grafen, ob er gleich niemand nennen konnte, und als er ihn geſchrieben hatte, und den Sand darauf ſtreuen wollte, ergriff er in der Raſche ſtatt der Sandbüchſe das Dintenfaß, und goß die Dinte über den Bericht und über die weißtuchenen Amtshoſen.

Am Abend aber ſagte er zu ſeinem Bedienten: »Hansſtoffel, ſagte er, vigilire heut Nacht um das Haus herum, bis der Hahn kräht, und wenn du den Cujonen attrappirſt, ſo bekommſt du einen großen Thaler Fanggeld. Ich will ſehen, ſagte er, ob ich mir ſoll auf der Naſe herum tanzen laſſen.«

Etwas nach eilf Uhr kam der Stoffel von ſeinem Poſten herauf, und der Herr Amtsſchreiber war auch noch auf, auf daß, wenn der Stoffel den Pasquillenmacher brächte, daß er ihn gleich auf friſcher That erſtechen könnte. »Herr Amtsſchreiber, ſagte der Stoffel, ich will nur melden, daß heute Nacht nichts paſſirt iſt, wenn Sie mir erlauben, jetzt in's Bett zu gehen. Alle Lichter im Städtlein ſind ausgelöſcht, die Wirthshäuſer ſind leer, die zwei letzten ſind nach Haus gegangen und des Wagner Mattheiſen Hahn hat zweimal hinter einander gekräht, es wird wohl morgen auch wieder einmal regnen.« Da fuhr ihn der Amtsſchreiber wie ein betrunkener Heide an: »Dummes Vieh, auf der Stelle begieb dich auf deinen Poſten, bis der Tag aufgeht, oder ich ſchlage dir das Gehirn im Leibe entzwei,« ſagte er im unvernünftigen Zorn. Der geneigte Leſer denkt: »Was gilt's, während der Stoffel bei dem Amtsſchreiber war, iſt die dritte Pasquille auch angepappt worden, und wenn er herabkommt, findet er ſie jetzt.« Nichts weniger. Sondern als der Stoffel im Fortgehen bereits an der Stubenthüre war, und der Amtsſchreiber ihm noch einmal nachſah, »Hansſtoffel, rief er ihm, komm noch ein wenig daher!« — Der Stoffel kam: »Dreh dich um! Was haſt du auf dem Rücken?« Will's Gott, keinen Galgen, ſagte der Stoffel. »Nein, vermaledeiter Dummkopf, aber wahrſcheinlich ein Pasquill.« — Wie

geſagt, ſo errathen: der Stoffel trug das dritte Pasquill bereits auf dem Rücken geklebt, und ſtunden darin noch viel muthwilligere Dinge, als in dem erſten und zweiten, und unter andern ein Rezept, für Dintenflecke aus den Amtshoſen zu bringen. Dies war ſo zugegangen. Als der Stoffel noch vor dem Haus geſeſſen war, kamen zwei loſe Geſellen heran, und einer von ihnen hatte ſchon die dritte Pasquille auf der flachen Hand liegen, alſo daß die beſchriebene Seite des Papiers gegen die Hand hinein lag, die äußere Seite aber war mit Teig beſtrichen, daß er im Vorbeigehen die Schrift nur an die Thüre hätte drücken dürfen. Als ſie aber den Bedienten des Amtsſchreibers vor der Thüre ſitzen ſahen, und alle Leute kannten den Stoffel, aber nicht alle Leute kannte der Stoffel: „Ei guten Abend, ſagte der Eine, was ſchafft er Guts hier, Herr Hansſtoffel? was gilt's, er kann nicht hinein?“ da erzählte er ihnen, warum er da ſitzen müſſe, und bis wann, und wie ihm bereits die Zeit ſo lange ſei, und es komme doch niemand. „Ei, ſagte der Eine, die Lichter im Städlein ſind ausgelöſcht, und die Wirthshäuſer ſind leer, und wir zwei ſind die letzten, die heimgehen. Alſo geh er in Gottes Namen in's Bett.“ Der Andere aber, der das Papier in der flachen Hand hatte, ſchlug ihm im Fortgehen ſanft und freundlich die Hand auf den Rücken, daß das Papier am Rocke hängen blieb, und ſagte: „Gute Nacht, Herr Hansſtoffel, ſchlaf er wohl.“ Ebenfalls! ſagte der Stoffel, und als ſie um das Eck herum waren, krähte einer von ihnen zweimal, wie ein Hahn, oder wie der ruſſiſche General-Feldmarſchall Suwarow Fürſt Italinsky im Lager. Alſo brachte der Stoffel dem Amtsſchreiber die Pasquille ſelber auf dem Rücken in die Stube, und der Herr Amtsſchreiber prügelte zwar den Stoffel im Zimmer herum, und ſchlug bei dem Ausholen ein paar Spiegel entzwei, aber den Schimpf und Schaden und Zorn mußte er an ſich ſelber haben, und brachte nichts heraus. Denn die beiden Spaßvögel ſagten: „Der Klügſte giebt nach; jetzt wollen wir's aufgeben, eh es zu böſen Häuſern geht,“ und jedermann, der davon erfuhr, lachte den Amtsſchreiber aus.

Merke: Der König von Preußen hat ſich in dieſem Falle klüger betragen, als der Herr Amtsſchreiber von Braſſenheim.

Hebel.

Maley und Malone.

Auf einer Inſel im Meere
Da lebten der Hirten zwei:
Der eine hieß Malone,
Der andre hieß Maley.

Sie hatten eine Heerde
Von Schafen Beid' ererbt;
Die Erbſchaft hat Malonen
So wie Maleyn verderbt.

Erſt trieben ſie zuſammen;
Doch wie im Kriege gings:
Der wollte rechtshin treiben,
Der trieb dann wieder links!

Und endlich kam's zum Theilen
Da blieb zuletzt ein Schaf:
Der Zank um dieſes brachte
Sie erſt um Ruh und Schlaf.

Malone wollt' es ſchlachten:
„Wir hauen es dann entzwei!“
„„Erſt ſoll es Wolle geben!““
Behauptete Maley.

Maley bedurfte Strümpfe:
„„Komm, ſcheeren wir es heut!““
Malone meint': es wäre
Zum Scheeren nicht die Zeit!

„„So ſcheer' ich meine Seite,““
Scheer' du die andre dann!
Malone wollt's nicht leiden;
Doch hat's Maley gethan! —

Nun fiel das Schaf vom Winde
In einen Felſenſpalt.
Man zog es vor am Morgen
Da war es todt und kalt.

„Maley, das Schaf erfror da;
Weil du's geſchoren haſt!“
„„Nein, ſprach Maley, es ſtürzte,
Weil es der Sturm erfaßt.

Hätt'ſt du es auch geſchoren,
So faßte Sturm es nicht,
Und faßt' er's auch — es hielt ſich
Doch mehr im Gleichgewicht! —““

Sie gehen vor die Richter
Und klagen mit großem Schall —
„Ei, ſagten da die Herren:
Welch' intreſſanter Fall!“

Sie ſchlugen nach die Bücher,
Man zankte manch ein Jahr:
Bis Maley wie Malone,
Ohne Schafe und Wolle war!

Kretſch.

Verkehrte Ungenügſamkeit.

Es war das Kloſter Grabow im Lande Uſedom,
Das nährte Gott vor Zeiten aus ſeiner Gnade Strom.
Sie hätten ſich ſollen begnügen!

Es ſchwammen an der Küſte, daß es die Nahrung ſei
Den Mönchen in dem Kloſter, jährlich zwei Fiſch' herbei.
Sie hätten ſich ſollen begnügen!

Zwei Störe, groß, gewaltig; dabei war das Geſetz,
Daß jährlich ſie den einen fingen davon im Netz.
Sie hätten ſich ſollen begnügen!

Der andre ſchwamm von dannen, bis auf das andre Jahr,
Da bracht' er einen neuen Geſellen mit ſich dar.
Sie hätten ſich ſollen begnügen!

Da fingen wieder einen ſie ſich für ihren Tiſch;
Sie fingen regelmäßig Jahraus Jahrein den Fiſch.
Sie hätten ſich ſollen begnügen!

Einſt kamen zwei ſo große in einem Jahr herbei;
Schwer ward die Wahl den Mönchen, welcher zu fangen ſei?
Sie hätten ſich ſollen begnügen!

Sie fingen alle beide; den Lohn man da erwarb,
Daß ſich das ganze Kloſter den Magen dran verdarb.
Sie hätten ſich ſollen begnügen!

Der Schaden war der kleinſte, der größte kam nachher:
Es kam nun gar zum Kloſter kein Fiſch geſchwommen mehr.
Sie hätten ſich ſollen begnügen!

Sie hat ſo lange gnädig geſpeiſet Gottes Huld;
Daß ſie nun deß ſind ledig, iſt ihre eigne Schuld.
Sie hätten ſich ſollen begnügen!

Rückert.

Der rechte Barbier.

Und ſoll ich nach Philiſterart
Mir Kinn und W[illegible]e putzen,
So will ich meinen langen Bart
Den letzten Tag noch nutzen;
Ja! ärgerlich, wie ich nun bin,
Vor meinem Groll, vor meinem Kinn,
Soll Mancher noch erzittern.

Holla! Herr Wirth, mein Pferd! macht fort!
Ihm wird der Hafer frommen.
Habt ihr Barbierer hier am Ort?
Laßt gleich den Rechten kommen.
Waldaus, waldein, verfluchtes Land!
Ich ritt die Kreuz und Quer und fand
Doch nirgends noch den rechten.

Tritt her, Bartputzer, aufgeſchaut!
Du ſollſt den Bart mir kratzen;
Doch kitzlich ſehr iſt meine Haut,
Ich biete hundert Batzen;
Nur, machſt du nicht die Sache gut,
Und fließt ein einz'ges Tröpflein Blut, —
Fährt dir mein Dolch in's Herze.

Das ſpitze kalte Eiſen ſah
Man auf dem Tiſche blitzen,
Und dem verwünſchten Ding gar nah
Auf ſeinem Schemel ſitzen
Den grimm'gen ſchwarzbehaarten Mann
Im ſchwarzen kurzen Wams, woran
Noch ſchwärz're Troddeln hingen.

Dem Meiſter wird's zu grauſig faſt,
Er will die Meſſer wetzen,
Er ſieht den Dolch, er ſieht den Gaſt
Es packt ihn das Entſetzen;
Er zittert wie das Espenlaub,
Er macht ſich plötzlich aus dem Staub
Und ſendet den Geſellen.

Ein Hundert Batzen mein Gebot,
Falls du die Kunſt beſitzeſt;
Doch merk' es dir, dich ſtech' ich todt,
So du die Haut mir ritzeſt.
Und der Geſell: Den Teufel auch!
Das iſt des Landes nicht der Brauch.
Er läuft und ſchickt den Jungen.

Biſt du der Rechte, kleiner Molch?
Friſch auf! fang' an zu ſchaben;
Hier iſt das Geld, hier iſt der Dolch,
Das Beides iſt zu haben;
Und ſchneideſt, ritzeſt du mich bloß,
So geb' ich dir den Gnadenſtoß;
Du wäreſt nicht der Erſte.

Der Junge denkt der Batzen, druckſt
Nicht lang' und ruft verwegen:
Nur ſtill geſeſſen! nicht gemuckſt!
Gott geb' Euch ſeinen Segen!
Er ſeift ihn ein ganz unverdutzt,
Er wetzt, er ſtutzt, er kratzt, er putzt:
Gottlob! nun ſeid Ihr fertig. —

Nimm, kleiner Knirps, dein Geld nur hin;
Du biſt ein wahrer Teufel!
Kein Andrer mochte den Gewinn,
Du hegteſt keinen Zweifel,
Es kam das Zittern dich nicht an,
Und wenn ein Tröpflein Blutes rann,
So ſtach ich doch dich nieder. —

Ei, guter Herr, ſo ſtand es nicht,
Ich hielt Euch an der Kehle,
Verzucktet Ihr nur das Geſicht,
Und ging der Schnitt mir fehle,
So ließ ich Euch dazu nicht Zeit,
Entſchloſſen war ich und bereit
Die Kehl' Euch abzuſchneiden. —

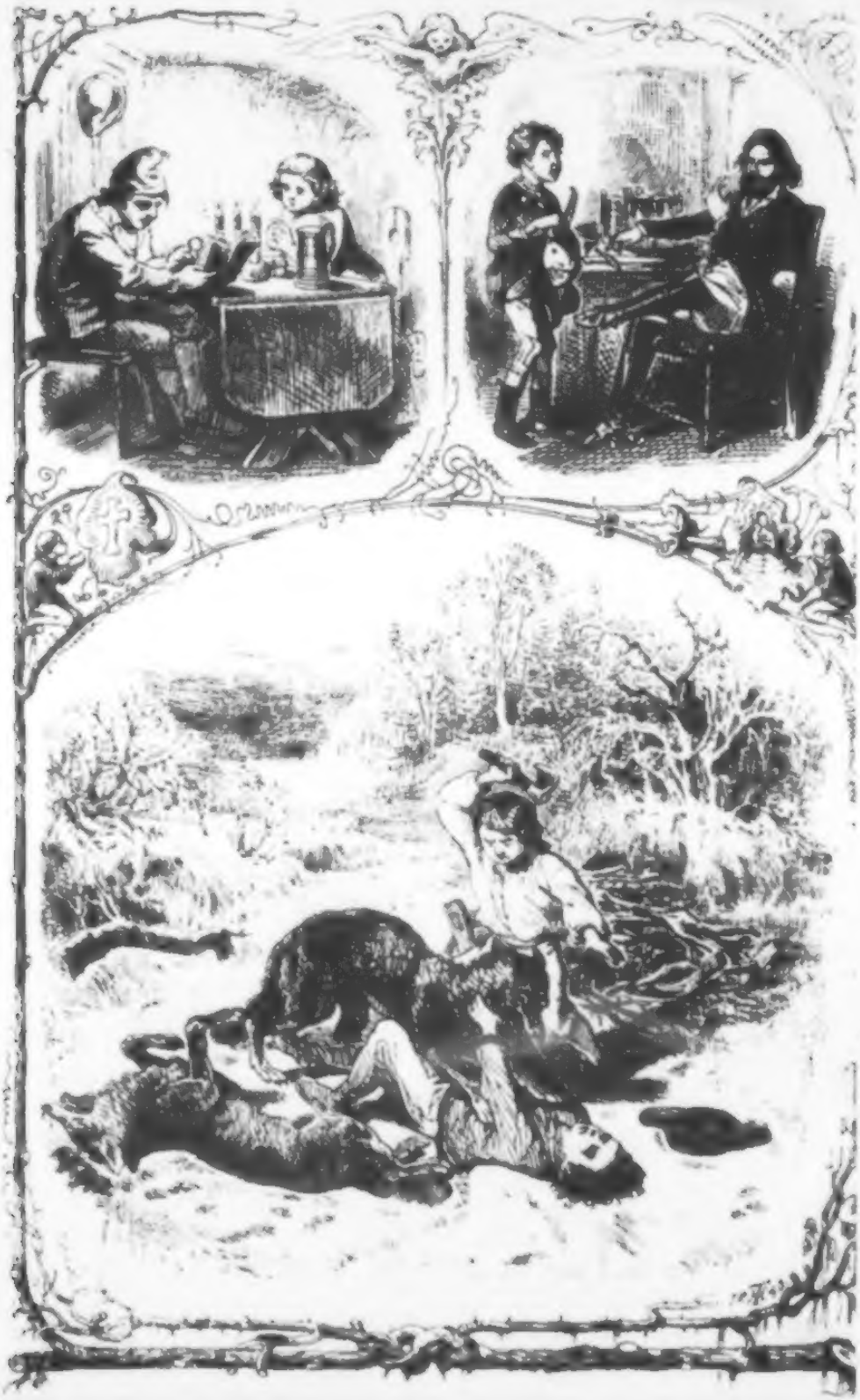
So, ſo! ein ganz verwünſchter Spaß!
Dem Herrn ward's unbehäglich,
Er ward auf einmal leichenblaß
Und zitterte nachträglich:
So, ſo! das hatt' ich nicht bedacht,
Doch hat es Gott noch gut gemacht;
Ich will's mir aber merken.

Chamiſſo.

Der Mittag auf dem Königsſee.

Nicht weit von Berchtesgaden in den Salzburger Alpen liegt der Königsſee. Schroffe Felſenwände umgeben ihn, am Fuße mit Tannen beſetzt, die ſchwindelnden Höhen mit Wolken gekrönt. Zwiſchen ihnen breitet der See eine dunkelgrüne Ebene aus, und nimmt in ſeinem Spiegel das Bild der gewaltigen Umgebungen auf, an denen hier und da zarte Bäche niederrauſchen. Nur an wenigen Stellen ſchließen ſich dieſe ewigen Mauern auf, und gönnen den Blicken, in raſenbekleidete Schluchten einzudringen. In der Mitte des Sees liegt ein kleines Eiland und auf dieſem eine Kapelle, dem heiligen Bartholomäus geweiht, und ein Jagdſchloß, alles mit ſchattigen Bäumen umgeben, ſo daß das Ganze einem Haine gleicht.

Als ich dieſen See an einem heitern und klaren Herbſttage mit einigen Freunden befuhr, ſahen wir hoch über uns von der rechten Seite her einen Lämmergeier nach dem entgegengeſetzten Ufer ziehn. Indem er mit ſtillem Fluge, einem Schwimmenden gleich, die blaue Luft durchſchnitt, ſelten nur und ſchwach die gewaltigen Flügel regend, feuerten wir eine Flinte ab. Mit vielfältiger Wiederholung hallte der Knall von allen Seiten wieder: der Geier ſchrak heftig zuſammen, drehte ſich, die weit ausgeſpannten Fit-



Kgl. Bibl.
Berlin

tige ſtärker ſchlagend, um ſich ſelbſt herum, ſtieg dann faſt pfeilgerade in die Höhe, und entſchwebte, kaum noch ſichtbar, mit raſcherem, aber immer gehaltenem Fluge unſerm Geſichtskreiſe. Da erzählten uns die Schiffer, daß dieſe Thiere wohl bisweilen zur Brütezeit kleine unbewachte Kinder geraubt hätten, um ſie ihren Jungen zu bringen; auch ſehe man ſie bisweilen mit einem Zicklein oder Lamm über den See hinziehen, wo es dann wohl geſchehe, weil ſie, von ihrer Laſt beſchwert, nicht hoch genug aufſteigen könnten, daß die Kugeln der Jäger ſie erreichten, und von ſolchen wären die Bilder auf dem Jagdſchloſſe zu ſehen. Auch erzählten ſie, ein dreiſter Hirtenknabe habe einsmals verſucht, ein Felſenhorn zu erklimmen, auf dem ein ſolcher Geier horſtete. Er habe auch das Neſt erreicht und hineingeſehen, und zwei junge Geier hätten darin geſeſſen, und Aetzung erwartend die Schnäbel weit aufgeriſſen. Einen davon habe er ergriffen, und dieſer habe ein durchdringendes Geſchrei ausgeſtoßen. In dieſem Augenblicke vernahm er auch von fern das antwortende Schreien der Eltern, die ihren Jungen zu Hilfe eilten; und kaum hatte er Zeit gehabt, an der ſteilen Felſenwand hinabzugleiten, als er die ergrimmten Thiere ſchon über ſich ſah. Sie würden ihn zerriſſen haben, hätte er ſich nicht in unbeſchreiblicher Angſt in eine der Halden geſtürzt, welche Winter und Sommer mit Schnee angefüllt ſind. Schnell vergrub er ſich in den Schnee, ſo tief er nur konnte, und lag und lauſchte in ſeiner Verborgenheit. Die Gefahr ging vorüber. Lange aber hörte er noch das Geſchrei der furchtbaren Thiere und ihren zürnenden Flügelſchlag, als ſie, gleichſam unwillig über ihre verfehlte Rache, zu ihrem Felſenneſte zurückkehrten.

Unter dieſen Erzählungen kamen wir an der Inſel an. Vor uns waren ſchon mehrere Reiſende gelandet, die, unter den Bäumen luſtwandelnd oder im Schatten lagernd, die Mittagszeit erwarteten; und es dauerte nicht lange, als uns die Tiſchglocke des Kellners zur Mahlzeit rief. Die Tafel war in einem Zimmer gedeckt, in welchem die lebensgroßen Bilder, von denen die Schiffer geſagt hatten, an den Wänden hingen. Dieſe Bilder führten ganz natürlich wieder mancherlei Erzählungen herbei, in denen ſich, wie es zu geſchehen pflegt, Wahrheit und Dichtung miſchte, die aber insgeſammt mehr oder weniger einen Anſtrich hatten, der mit dem Charakter der großartigen und wunderbaren Natur dieſer Gegend im Einklang war.

Alles hier, ſagte einer der Reiſenden, iſt gewaltig, ungeheuer und kühn, nur der Menſch iſt wie überall. — Mit Nichten, entgegnete ein Schweizer, auch die Menſchen in unſern Alpen ſind wie die Natur. Zwar nicht eben größer an Wuchs, aber ſtärker, ausdauernder und vor allen Dingen herzhafter und kühner, als anderswo. Der Hirt, wenn er Monate lang auf ſeiner einſamen Alpe wohnt, kennt keine Furcht. Am Tage verfolgt er die dreiſten, irrenden Ziegen über die ſchroffen Felſen hin, wo ihn auf allen Seiten unermeßliche Abgründe zu verſchlingen drohen, oder ſammelt, über der Tiefe hängend, aus den Spalten der Felſenwände ſein dürftiges Heu; bei Nacht aber, wenn er auf ſeinem Lager von dürrem Laube ſchläft, weckt ihn bald der Donner der Lawinen, bald der Gewitterſchläge, die in den Gebirgen ganz anders raſen, als auf euern Haiden und Blachfeldern. Und nun gar der Alpenjäger! der kennt die Furcht kaum dem Namen nach, ja er liebt die Gefahr, und ſucht ſie begieriger auf, als der Landbewohner den ausgeſuchteſten Genuß bequemer Ueppigkeit. Daß er der ſtrengſten Kälte und jedem Ungeſtüm der Witterung trotzen, oft ganze Nächte unter freiem Himmel auf ſchroffen Klippen zubringen muß, will ich gar nicht in Anſchlag bringen; wie oft aber muß er, um eine einzelne Gemſe zum Schuß zu bekommen, auf den ſchmalſten Fußſteigen heranſchleichen, wo auf der einen Seite der ſchroffe Fels wie eine Mauer aufſteigt, auf der andern der Abgrund ſich öffnet, und das vielleicht über friſchem Schnee weg, der ihm unter den Füßen zerrinnt. Wie oft muß er auf ſolchen Wegen lange Strecken hin auf Händen und Füßen kriechen, um endlich der gehofften Beute Herr zu werden. Und nun, mit einer Laſt von oft ſechzig bis ſiebzig Pfund auf dem Rücken, dazu noch Büchſe, Ranzen und anderes Zubehör, muß er den ſchroffen, ſchlüpfrigen Pfad mit noch größerer Gefahr hinabſteigen, und wenn er endlich ſich und alles in Sicherheit gebracht hat, ſo ſind wenige Gulden der Preis ſeiner Anſtrengungen, ein Preis, den er auf andere Weiſe ohne Gefahr und mit geringerer Mühe hätte gewinnen können. Aber eben die Gefahr iſt es, die ihn reizt; er würde die Beute verſchmähen, wenn er ſie nicht eben auf dieſe Art erobern müßte. Er weiß, daß ſein Leben auf dem Spiele ſteht; er weiß, daß gar oft das geängſtete Thier, wenn es keinen Ausweg ſieht, ſich mit größter Gewalt ſeinem Verfolger entgegenwirft und ihn in den Abgrund ſtürzt; er weiß, daß kein Jahr ohne

ſolche Unfälle, Unfälle der ſchrecklichſten Art, vergeht; und dennoch kühlt das alles ſeinen Eifer nicht ab. Es iſt alſo gewiß, daß dieſe großartige und erhabene Natur auch auf die Menſchen einwirkt, und ihnen einen Charakter aufdrückt, der ihrer eigenen Beſchaffenheit angemeſſen iſt. —

Allerdings, ſagte ein eifriger Naturforſcher, wo die Gefahr eine gewöhnliche Erſcheinung iſt, iſt es auch der Muth. Auf meinen Reiſen durch Nordamerika bin ich in Gegenden gekommen, wo die auf unermeßlichen Strecken dünn zerſtreuten Bewohner keine Nacht vor den Beſuchen von Wölfen, Bären und andern reißenden Thieren ſicher waren. Sie hielten daher immer Feuer vor ihren Hütten, und auch das reichte nicht immer hin, die hungrigen Gäſte abzuhalten. Es iſt aber auch unglaublich, mit welcher Kühnheit die Einwohner jener Gegenden ihre Feinde bekämpfen, und ebenſo wie eure Gemſenjäger um geringen Gewinnes willen ihr Leben auf's Spiel ſetzen. Ich kam einsmals auf meinen botaniſchen Wanderungen in den blauen Bergen gegen Abend in ein einſames Haus, um mir ein Nachtlager auszubitten. Die Gaſtfreiheit iſt bei dieſen Einſiedlern zu Hauſe, wie bei allen Bergbewohnern, und dort vielleicht um deſto mehr, je ſeltner die Gelegenheit zu ihrer Ausübung kommt. Beim Eintritt in das Haus war das erſte, was mir in die Augen fiel, ein Bärenfell von ungewöhnlichem Maße, das erſt vor kurzem abgezogen ſchien. Auf der Hausflur waren einige Frauen beſchäftigt, Fleiſch einzuſalzen und in eine Tonne zu legen, wobei ihnen ein eilfjähriger Knabe hilfreiche Hand leiſtete. An den Wänden hingen Fiſchnetze und mancherlei Gewehre umher, und an der Decke war ein ausgeſtopfter Adler ſchwebend aufgehangen. Meine Bitte um ein Obdach wurde freundlich aufgenommen. Der ſchwarzäugige Knabe öffnete mir das Wohnzimmer, wo der Vater auf einem Lehnſtuhle ſaß und mich willkommen hieß, zugleich aber um Verzeihung bat, daß er mir nicht entgegen komme. »Ich bin ſeit einigen Tagen invalid,« fuhr er fort, »aber mein Sohn wird die Pflichten erfüllen, die mir obliegen würden. Billy, rücke dem Herrn einen Lehnſtuhl an's Kamin.«

In Kurzem war ich einheimiſch hier. Ein Mädchen reichte mir Thee, und der Knabe röſtete ein Brotſchnittchen am Kaminfeuer. Bald war auch ein Geſpräch im Gange. Da erfuhr ich denn aus dem Munde meines Wirthes als Urſache ſeiner Lähmung folgende Geſchichte. »Vorige Woche,«

ſagte er, «ging ich mit meiner Flinte auf die Entenjagd. Auf dem Heimwege — die Sonne ſtand ſchon am Rande der Berge — ſah ich einen Bären von ungewöhnlicher Größe ganz wohlgemuth vor mir hertraben. Ich hatte noch einen Schuß in meiner Flinte, und da die Entfernung nicht groß war, feuerte ich ſie auf den Bären ab. Dieſer ſtürzte zu Boden, raffte ſich aber unverzüglich wieder auf und lief ſpornſtreichs einer Felſenſchlucht zu, die ſein gewöhnlicher Aufenthalt nicht ſein mochte. Ihn dahin zu verfolgen, war jetzt zu ſpät, auch fehlte es mir an Waffen; denn Pulver und Blei hatte ich weiter nicht bei mir. Ich dachte aber: Du entgehſt mir nicht! Eine gute Lection haſt du ſchon, und morgen iſt auch ein Tag. Ein Bär iſt eine gute Beute, wenn er todt iſt. Man kann nicht bloß ſein Fell brauchen, auch ſein Fett iſt zu mancherlei Dingen gut — wie gleich jetzt bei mir zum Einreiben — und ſeine Schinken ſind geräuchert ein treffliches Gericht. Daß mir dieſe Beute zufallen würde, zweifelte ich nicht. Ich hatte bemerkt, daß er Blut verloren hatte, und ſo konnte ich hoffen, er werde bis zum Morgen entweder den Geiſt aufgegeben haben, oder doch hinlänglich geſchwächt ſein. Ich dachte die ganze Nacht an meinen Bären, und der Tag war kaum angebrochen, als ich mich auf den Weg begab. Die Flinte ließ ich zu Hauſe, ſie war mir unnütz; denn beim Nachſuchen fand ſich, daß auch im Hauſe kein Körnchen Schießpulver war, und in der Nähe liegt kein Ort, wo ich welches hätte bekommen können. Dafür bewaffnete ich mich mit einer Heugabel und einem Beil. Das Beil gab ich meinem Jungen zu tragen; denn der ließ mir keine Ruh, ich mußte ihn mitnehmen, und im Grunde iſt es auch gut, wenn ſo ein Junge frühzeitig etwas ſieht. Wir kamen bald an die Stelle, wo ich am Abend nach dem Bären geſchoſſen hatte. Der Platz war mit Blut bedeckt, und eine ſtarke Spur führte ohne Fehl zu der Schlucht, in die ſich das Thier gerettet hatte. Dieſe Schlucht ſenkt ſich auf der einen Seite ſchroff und ſteil, auf der andern bequem hinab. In der Tiefe brauſt ein Waldbach durch abgeriſſene Felſenſtücke und überhängendes Gebüſch; und hier, etwas hinaufwärts, an der ſchroffen Seite, wurde ich unter einer grauen Wacke, die wie ein Dach weit hervortrat, meines Bären gewahr, der, halb vom Buſchwerk verſteckt, den Kopf ſchlaff nach der Erde ſenkte. Er macht ſein Teſtament, ſagte Billy. Nun, antwortete ich, wir wollen ihm helfen, und ich will die Erbſchaft in Empfang neh-

men. Mit dieſen Worten ſtieg ich den Abhang hinab, ſchritt auf den Stein über das Waſſer, und näherte mich dem Feinde mit der vollkommenſten Zuverſicht. Der Bär regte ſich nicht. Schon war ich ihm ſo nah, daß ich die Heugabel fällen konnte, um ihm den Todesſtoß zu verſetzen; aber in demſelben Augenblicke ſprang er auf, umfaßte mich mit beiden Tatzen, und warf ſich in dieſer Umarmung mit mir den Berg hinab in den brauſenden Waldbach. Unterwegs verlor er ſeine Zeit auch nicht, ſondern biß zu, wohin er kam, und drückte mich mit ſolcher Gewalt an ſich, daß mir der Athem verging. Billy ſchrie von oben herab wie wahnſinnig, aber was half das? Der Bär fürchtete ſich vor ihm ſo wenig, als vor mir, und ich wäre verloren geweſen, wäre mir nicht die Geſchichte von einem alten engliſchen Könige eingefallen, der einem Löwen im Kampfe die Fauſt in den Rachen geſtoßen hat. Ich that desgleichen. Mit der einen Hand fuhr ich dem Unthier in den Hals, und während wir uns in dem Waſſer umherwälzten, gelang es mir, mit der andern Hand den Kopf des ermatteten Feindes unter das Waſſer zu drücken. In demſelben Augenblicke kam Billy mit ſeinem Beile von oben herunter, und verſetzte dem Bären einen ſolchen Schlag auf den Schädel, daß ihm der Reſt des Athems ausging. Der Junge führt einen guten Hieb,« ſetzte der Erzählende mit innerlicher Freude über den Muth ſeines Knaben hinzu. »Ich war übel zugerichtet, das iſt wahr, und ich werde wohl noch eine Weile an meinen Wunden zu heilen haben. Das iſt aber nicht das Schlimmſte. Beim Sturze von der Höhe hab' ich mir die linke Hüfte beſchädigt; ich bin ſeitdem nicht bloß lahm, ſondern leide auch bei der geringſten Bewegung die heftigſten Schmerzen. Ich will daran denken, wie mühſam ich mich nach Hauſe ſchleppte; aber ich hatte doch meine Abſicht erreicht, und keinen ſchlechten Fang gemacht. Kaum haben ihn zwei ſtarke Männer hereinſchaffen können. Er wog über vierhundert Pfund, und an dem Felle können Sie ſehen, daß es kein alltäglicher Bär war.«

Das war freilich ein wunderlicher Kampf, ſagte ein Kaufmann aus Ungarn; aber Noth macht ſtark und bricht, wie das Sprichwort ſagt, auch wohl Eiſen, und hier galt es das Leben. Etwas Aehnliches, in ſeiner Art aber noch Außerordentlicheres, trug ſich im vorigen Jahre in meiner Heimat, in der Nachbarſchaft von Biſtritz, zu. Das Land iſt gebirgig, die Einwoh-

ner arm; an Uebung in Gefahren fehlt es aber auch dort nicht. Man wohnte nicht weit von der Stadt eine arme Wittwe auf dem Dorfe; diese Frau war krank, und da es im Hause an Holz mangelte, schickte sie ihre beiden Knaben mit einem Schlitten hinaus in den Busch. Von diesen Knaben war der älteste noch nicht volle zwölf, der andere erst acht Jahre alt. Wie sie mit ihrem Schlitten an der Kirche vorüber kamen, sagte der jüngere: »Janko, mir ist wunderlich zu Muthe. Es ist mir, als müßte uns ein Unglück begegnen. Laß uns erst in die Kirche gehen.« Der ältere antwortete: »Ich bin auch dabei. Mir hat auch diese Nacht wunderliches Zeug geträumt; ich weiß es aber nicht deutlich mehr, nur daß ich blutete.« Sie ließen also ihren Schlitten an der Kirchthüre stehen, gingen hinein und beteten. Dann fuhren sie weiter und waren recht wohlgemuth, ob sie gleich einmal über das andere tief in den Schnee fielen, und dürres Holz fanden sie auch in Ueberfluß. Und schon waren sie beschäftigt, es auf dem Schlitten zusammenzulegen und fest zu binden, als sie in der Ferne zwei Wölfe erblickten, die in gerader Richtung auf sie zuliefen. Ihnen zu entrinnen, war unmöglich; ein Baum, auf den sie sich hätten retten können, war nicht in der Nähe, denn rings umher war nur Buschholz, und was hätte ihnen auch der höchste Baum geholfen? Die Wölfe hätten dabei Wache gehalten, und sie hätten verhungern müssen. Was thun sie also in dieser Noth? Der ältere, ein entschlossener Knabe, packt den kleinern mit dem Schlitten zu, wirft so viel Holz darauf, als er kann, und ruft ihm zu: »Bete, aber rühr' dich nicht. Ich habe Muth.« — »Ach mein Gott,« sagte der Kleine weinend, »wenn wir umkämen, die Mutter stürbe vor Gram.« Der eine Knabe stak also unter dem Schlitten und dem dürren Holze; der größere aber stellt sich mit der Art in Positur, und wie der eine Wolf, der am hitzigsten vorausgelaufen ist, herankommt, versetzt er ihm einen Hieb in den Nacken, daß er zu Boden fällt. In diesem Augenblicke packt ihn der andere Wolf am Arm und wirft ihn zu Boden. Hier faßt er nun in krankhafter Angst das Unthier mit beiden Händen an der Kehle und hält den weit geöffneten Rachen von sich ab, ohne doch zu schreien, um das Leben seines Bruders nicht in Gefahr zu bringen. Diesen aber ergreift in seinem Versteck eine unbeschreibliche Angst. Er wirft den Schlitten und das Holz von sich, rafft die zur Erde gefallene Art auf und versetzt dem Wolfe einige

Hiebe auf den Rücken. Dieſer wendet ſich nun gegen den neuen Feind, und er würde ihn ohne Zweifel zerriſſen haben, hätte ſich der andere nicht blitzſchnell aufgerafft, und die Axt dem Wolfe in den Kopf geſchlagen. So waren alſo zwei ſchwache Knaben durch Gottes Hilfe und ihren Muth Herren von zwei furchtbaren Raubthieren geworden, ohne ſelbſt eine gefährliche Wunde bekommen zu haben. Verwundert ſahen ſie ſich jetzt einer den andern an, dann die Thiere, die mit offnem Rachen todt auf dem Rücken lagen, und ſtaunten über das furchtbare Gebiß und die gewaltigen Zähne, die ſie hatten zermalmen ſollen. Dann knieten ſie nieder, kreuzten ſich und beteten; und nachdem ſie Gott für ihre wunderbare Rettung gedankt hatten, kamen ſie jubelnd mit ihrem Holze und den beiden erlegten Wölfen auf dem Schlitten nach Hauſe. Ich habe ſelbſt in Biſtriz die Knaben geſehen, wie ſie mit den Wölfen durch die Straße zogen, ihre Geſchichte erzählten und von der ganzen Stadt bewundert und geliebkoſt und beſchenkt wurden. Ich kann nicht daran denken, ohne daß mir Thränen in die Augen kommen. Es waren gar zu hübſche, liebe, fromme Knaben.«

Dieſe Geſchichte, die mit Theilnahme gehört worden war, führte noch einige andere Erzählungen verwandter Art herbei, die alle bald mehr bald weniger bewieſen, daß der Menſch, ſo wehr- und waffenlos er iſt, doch durch Klugheit, Muth und Entſchloſſenheit Herr der Schöpfung wird. Während dieſer Zeit ſah der Botaniker wie in Gedanken verſunken ſtill vor ſich hin; als aber eine Pauſe eintrat, erhub er ſeine Blicke wieder und erzählte folgende Geſchichte.

»Nachdem ich das nördliche Amerika nach allen Richtungen durchſtreift und auch Haiti beſucht hatte, ſchiffte ich mich mit einer reichen Ernte von Pflanzen in Port au Prince nach Frankreich ein. Unſer Schiff war zum Theil mit irländiſchen Matroſen bemannt, unter denen ſich vornehmlich die beiden Beckner, Vater und Sohn, auszeichneten. Der Vater galt für den beſten Matroſen in der engliſchen Marine, und der Sohn, obgleich erſt ein Knabe von zwölf Jahren, gab dem Vater nur wenig nach. Groß und ſtark über ſeine Jahre, leuchtete aus ſeinem von Sonne und Wetter gebräunten Geſichte zugleich der Muth eines Mannes, eine kindliche Gutmüthigkeit und jener unbeſiegliche Frohſinn, der den Irländer ſo vorzüglich auszeichnet. Auch war er der Liebling Aller, die auf dem Schiffe waren. Wenn wir ihm

bei seinem Geschäfte zusahn und uns über die Gewandtheit freuten, mit der er auch das Schwerste so leicht hin verrichtete, als ob es nichts wäre, und alles beachtete, ob er sich gleich um nichts zu bekümmern schien, dann pflegte der Vater wohl zu sagen: Ist's ein Wunder? Ein guter Irländer ist von Mutterleibe an auch ein guter Seemann, und mein Volney hat das Seewasser gekostet, eh er Vater sagen konnte. Sobald er von der Muttermilch entwöhnt war, ließ ich ihn nicht aus den Augen. Ich nahm ihn überall mit, und wenn ich ihn aus dem Kahn in's Wasser warf, war es ihm ein Spaß und er lachte mich an, und wie er kaum zwei Jahre alt war, konnte er schwimmen wie ein Fisch. Zwei Jahre später versprach ich ihm einmal, er sollte mit hinüber nach England fahren, nahm aber mein Versprechen zurück, weil er eine Dummheit gemacht und eine Strafe verdient hatte. Er war außer sich und ich mußte ihn einsperren. Was thut der Junge? Er springt zum Fenster hinaus, läuft an's Ufer und stürzt sich in's Wasser; und wie ich so an der Leiter hänge und das Bramsegel einreffe, kommt etwas hinten nach geschwommen, und da, ich hinsehe, wer soll's sein, als mein Volney, der, wie er mich ansichtig wird, die linke Hand hoch in die Höhe hebt und lacht. In wenigen Minuten war er am Schiff und wurde am Tau heraufgezogen, und alle unsre Leute waren wie närrisch vor Freude über den Jungen, und herzten und küßten ihn; und da ich ihm drohte, lachten sie mich aus und schrien, er stünde unter dem Schutze seiner großbritannischen Majestät und dem ihrigen. Da that ich ihm denn auch nichts. So war der Junge im vierten Jahre; im zehnten war er ein tüchtiger Schiffsjunge, und jetzt, wo er zwölf Jahre alt ist, arbeitet er für zwei und wird auch für zwei bezahlt.

Wenn der Alte so sprach, strahlten seine Augen und sein ganzes Gesicht leuchtete vor Freude, und er konnte kaum das Ende seiner Erzählungen finden, und wir hörten ihm alle gern zu, weil er ein so treuherziger Mann war. Nun war unter den Reisegefährten ein französischer Kaufmann, der seine Frau vor Kurzem in Neu-Orleans verloren hatte, und jetzt nach Bordeaux reiste, um das Kind, das sie ihm hinterlassen hatte, zu seinen Schwiegereltern zu bringen. Dieses Kind, ein Mädchen von fünf Jahren, dem man das französische Blut in jeder Bewegung ansah, entwischt eines Morgens seiner schlummernden Wärterin und steigt auf das Verdeck, wahr-

ſcheinlich um den alten Beckner aufzuſuchen, der ſich viel mit dem Kinde abgab und ihm mancherlei Zeitvertreib machte. Da dieſer nun nicht gleich bei der Hand war, wagte es ſich zu weit an den Rand hin, und indem es neugierig in die Tiefe blickt, wird es vom Schwindel ergriffen und fällt hinab. Die Wärterin, die dem Kinde nachgeeilt iſt, ſieht es fallen; auf ihr Angſtgeſchrei kommt Beckner herbei, ſtürzt ſich in das Meer, ergreift das Kind, das durch die lockere Bekleidung noch über dem Waſſer gehalten wird, und indem er es mit der linken Hand feſt hält, rudert er mit der rechten dem Schiffe nach, und ſchon war er ziemlich nah, als er einen lauten Schrei ausſtieß, der uns alle mit Entſetzen erfüllte. Niemand wußte gleich die Urſache, aber indem wir der Richtung ſeiner Augen folgten, erblickten wir einen Haifiſch, der die Flut mit unglaublicher Schnelligkeit durchſchnitt und in wenigen Augenblicken den Schwimmenden erreichen mußte. Alles gerieth in Bewegung, einer lief gegen den andern, die einen ſchrieen, um das Thier zu ſchrecken, andere warfen nach ihm, was ihnen in die Hände kam, Flinten wurden abgefeuert und Kanonenſchläge losgelaſſen. Umſonſt. Der Lärm, die Angſt war allgemein; des Vaters Zuſtand aber iſt nicht zu beſchreiben. Ungeſchreckt verfolgte das Unthier ſeinen Weg, und nur noch wenige Lachtern entfernt, ſchien es ſeiner Beute ſchon gewiß zu ſein. Jeder erwartete das Entſetzlichſte. In dieſem Augenblicke kam Volney Beckner ſeinem Vater zu Hilfe. Einen Hirſchfänger in der Hand, den er in der Cajüte des Capitäns gefunden hatte, ſtürzte er auf das Verdeck, warf ſich kopfwärts in das Meer, tauchte unter, und begann einen Kampf mit dem Ungeheuer des Abgrundes. Bald färbte dieſes mit ſeinem Blute das Meer, und während es ſich nach dem neuen Feind hinkehrt, der ihm ſo unerwartet den Weg verlegt, wird dem ältern Beckner vom Schiffe herab ein Tau zugeworfen. Er greift darnach; zweimal entſchlüpft es bei dem Schwanken der Wellen ſeiner Hand, endlich hält er ſich feſt und wird mit dem Kind auf dem Arme hinaufgezogen. Während dieſer Zeit hat ihm Volney den Rücken frei gehalten, abwechſelnd bemüht, ſich den Angriffen des Thiers zu entziehen und ihm Wunden beizubringen. Es war ein Kampf der Gewandheit und der rohen Kraft, wie man wohl nicht leicht wieder ſehen wird. Aus vielen Wunden ſtrömte dem Ungeheuer das Blut; aber keine dieſer Wunden war tödtlich, und den unerſchreckenen Kämpfer verließ die Kraft. Er muß eilig

auf dem Schiffe Rettung ſuchen, er greift nach einem herabhängenden Tau, und während der alte Beckner über den Bord ſteigt, das Kind dem Vater zureicht, und dieſer bald das Kind, bald ſeinen Retter umarmt, ſchwingt ſich auch Volney an dem ſchwankenden Tau in die Höhe. Noch einen Augenblick, und er war in Sicherheit. Es ſollte nicht ſein. Das Raubthier, über und über mit ſeinem Blute bedeckt, wüthend, daß ſeine Beute ihm zu entfliehen droht, ſammelt alle ſeine Kräfte, ſchwingt ſich auf, erfaßt — es iſt entſetzlich zu ſagen — erfaßt den Unglücklichen in der Mitte des Leibes, reißt ihn von einander und verſchlingt vor unſern Augen die erbeutete Hälfte. Ein Schrei des Entſetzens und der Wuth drang aus jedem Munde. Sprachlos ſtand Beckner da, ſeine Züge verzerrten ſich und er ſank bewußtlos zu Boden. Mit Mühe in's Leben zurückgerufen, ſagte er ſcheinbar ruhig: Wo iſt Volney? dann, als beſänn' er ſich, ſtieß er ein Jammergeſchrei aus, das uns durch die Seele ging. Der Kaufmann wich nicht von ſeiner Seite und leiſtete ihm jede Hilfe, welche die Umſtände forderten; und wenn die Ausbrüche der wilden Verzweiflung zu ruhen ſchienen, verſuchte er von ſeiner Dankbarkeit zu ſprechen und von Belohnungen. Da ſah ihn der Alte mit einer Miene an, in der ſich der grimmige Schmerz und die gewohnte Gutmüthigkeit wunderbar miſchte, und ſagte: Ich danke Euch für eure gute Meinung, redet aber nicht von Belohnung. Euer Kind hab' ich gerettet, weil es eben ein hülfloſes Kind war; es iſt mir lieb, es Euch erhalten zu haben. Nun aber mein Volney dahin iſt, die Freude und der Stolz meines Lebens, ſind mir alle Schätze der Welt nichts, gar nichts. Es iſt aus mit mir. Nach dieſen Worten fing er von Neuem an zu jammern, und heiße Thränen ſtrömten über ſeine Wangen, die erſten vielleicht, die er je vergoſſen. Dann ſtand er auf und ging ſchweigend an ſein gewohntes Geſchäft.

Während dies auf dem Verdecke geſchah, umſchwamm das gräßliche Raubthier, unſrer Wuth ſpottend, zwei- und dreimal das Schiff, dann wandte es ſich nach der offnen See, und lange noch ſahn wir, als es die Flut langſam durchſchnitt, die purpurne Furche, die es hinter ſich herzog, bis es ſich in die blaue Ferne verloren hatte.«

Jouy.

Die Thurbrücke bei Bischofszell.

Wer hat diesen steinernen Bogen
Ueber die wilde Thur gezogen,
Daß der Wandrer die Straße lobet,
Daß das Wasser vergeblich tobet?

War's ein mächtiger Fürst im Lande,
Der den Strom gelegt in Bande?
War's ein Führer in Kriegestagen,
Der die Brücke dem Heer geschlagen?

Oder richtet für Mann und Rosse
Sie der Ritter vom hohen Schlosse,
Und indeß sein Haus zerfallen,
Ist sein Pfad noch immer zu wallen?

Nein, die Brücke, die ihr schauet,
Baumeister hat sie nicht erbauet.
Auf ein Wort aus des Weibes Munde
Stieg sie über dem Felsengrunde.

Die dort auf der Burg gehauset,
Hörte wie die Wege brauset,
Sah den Fluß von Waldesquellen
Und vom Gusse des Regens schwellen.

Und den Nachen am stein'gen Lande,
Der vom Strande führt zum Strande,
Sah sie drüben sich drehn und wiegen:
Wehe, wenn einer hineingestiegen!

Ehe gedacht sie den Gedanken,
Sieht sie ihn mit zwei Wanderern schwanken;
Die sie schauet, es sind in Schöne
Ihre jungen einzigen Söhne.

Von dem Waidwerk heimgekehret,
finden sie den Strom empöret,
Haben doch, die rüstigen Jungen,
Keklich in den Kahn sich geschwungen.

Doch es laſſen ſich die Wellen
Nicht wie Thiere des Waldes fällen,
Und nicht half der Mutter Klagen,
Als ſie den Kahn ſah umgeſchlagen.

Wie ſie nun in langem Harme
Breitet ihre beiden Arme
Bei den Wellen den ſchaumesbleichen
Ueber ihrer Kinder Leichen:

Mußte ſie der Mütter gedenken,
Die noch kömen ſchaum verſenken
In den ſchnell empörten Wogen
Söhne, die ſie ſich erzogen.

Und es werden im Mutterherzen
Leichter ihr die bittern Schmerzen,
Wenn ſie andern kann erſparen
Solches Leid, wie ſie's erfahren.

Und noch ehe ſie ausgetrauert,
Ward gemeſſen und gemauert,
Ward der Strom in's Bett gezwänget
Und die hohe Brück' geſprenget.

Sah ſie dann oft fröhliche Knaben
Ueber den Pfad von Steinen traben
Und die ſchäumenden Waſſer bohnen,
Die in heißer Tiefe tönen,

Und mit leichtem Tritte wallen
Mütter hinter den Kindern allen:
Sieh, da fließen ihre Thränen
Mild von Freude, mild von Sehnen.

Und ihr Werk das fromme dauert,
Aber ſie hat ausgetrauert,
Höret die Waſſer nicht mehr toben,
Zu den jungen Söhnen droben.

Schwab.

Biſchof Kollonitz.

Es ſitzen zu Wien im Kaiſerſaal
Die Fürſten und Helden in reicher Zahl.
Sie haben entſetzt die bange Stadt,
Nach der ſo gelüſtet den Heiden hat.
Und als nun zu Ende das reiche Mahl,
Und freudig geleeret der Siegespokal,
Spricht Einer: »Genug nun mit Sang und Klang!
Nun ſagt! wer die beſte Beute errang?«
Entgegnet ein Pole: »Des Sultans Geld
Hab' ich nur aus ſeinem Zelte geholt.«
Ein Lothringer drauf: »Sein ſtolzes Panier
Erkämpft' ich mit blutigem Degen mir.«
Ein Wiener ſodann: »Manch reiches Gewand
Entriß ich den Flücht'gen mit dieſer Hand.«
Ein Andrer: »Gewaffen, ſo Helm als Speer,
Errang ich und derlei Gezeugs noch mehr.«
Ein Fünfter: »Ich wählte in aller Eil'
Kameele und Pferde zu meinem Theil.«
So wußte ein Jeder nach ſeiner Art
Zu ſagen, was ihm für'ne Beute ward.
Nur Einer im Kreiſe der Sieger ſaß,
Der über die Andern das Wort vergaß.
»Wie ſtumm doch, Herr Biſchof? — Bekennet auch Ihr!
Mich dünkt, Ihr errangt das Geringſte ſchier?« —
Herr Kollonitz, alſo der Biſchof hieß,
Entgegnet mit Lächeln: »Eins iſt gewiß:
Was Ihr auch erlangt durch der Heiden Flucht,
Nach meiner Beute hat Keiner geſucht.
Und doch iſt's das Köſtlichſte in der That,
Was Einer erobert vom Schlachtfeld hat.«
Drauf winkt er den Dienern; auf thut ſich das Thor:
Da dränget ein Heer ſich von Kindern hervor,
Von Knaben und Mägdlein ſo zart und hold,
Die Wangen wie Röslein, die Locken wie Gold;
Die ſinken auf's Knie vor dem Gottesmann
Und ſchmiegen mit Weinen an ihn ſich an.
»Das iſt meine Beute!« der Biſchof ſagt,
»Nach der hat nicht Einer von euch gefragt.
Ich fand ſie verlaſſen in Harm und Noth,
Erwürgt ihre Mütter, die Väter todt.

Da führ' ich ſie alle nach Wien herein,
Und will den Verwaiſten ein Vater ſein!« —
Und als er zu ihnen geſagt dies Wort,
Da ſchwiegen beſchämt wohl die Andern dort;
Denn was ſie auch Alle nach Hauſe gebracht,
Nicht gleicht es der Beute, die er gemacht! —

Vogl.

Bürgerhülfe.

Auf dem Markt zu Eiſenach,
Durch den Strom der Menſchenſchaaren
Ging der heil'ge Landgraf, achtend
Der Verkäufer und der Waaren.

»Nährt dich ſo geringer Handel?«
Fragt er hier der Krämer einen,
Der noch keinen Kaufesluſt'gen
Sah vor ſeinem Brett erſcheinen.

»Ach, mein Fürſt! zur harten Arbeit
Mangeln dieſem Leib die Kräfte,
Und da Scham mir wehret zu betteln,
Lehrt die Noth mich dies Geſchäfte.«

»Nun, ſo ſprich: Wie hoch am Werthe
Iſt dein kleiner Waarenhaufen?« —
»Herr! zufrieden mit neun Schilling
Möcht' ich ihn wohl flugs verkaufen.

Doch mir lohnte bald mein Handel,
Daß ich mich des Lebens freute,
Könnt' ich wandern, wo's mich lockte,
Unter ſicherem Geleite.«

»Nun wohlan, mein Unterthan!
Geld und Schutzbrief ſollſt du haben;
Doch wir theilen auch, wie Brüder,
Des Gewinns erworbne Gaben.«

Der Beſchenkte zog von dannen,
Kam und ging mit ſeiner Waare,
Legte treu dem Handelsfreunde
Rechnung ab von Jahr' zu Jahre.

Und der Fürſt erfährt ſo Manches
Von des Mannes kleinem Gute,
Und erhebt mit Gunſt und Gaben
Stets ſein Herz zu gröſſerm Muthe.

Und der Krämer ſieht die Städte
Bald nicht mehr auf nahen Wegen,
Regt ſich immer unverdroſſen,
Und die Mühe krönt der Segen.

Schon bedarf er eines Laſtthiers
Zum Begleiter auf der Reiſe;
Und er tritt zum Gönner fragend,
Und er billigt ſeine Weiſe.

Und mit ſeinem grauen Träger,
Um das Köſtlichſte zu tauſchen,
Tritt er zu des Meeres Gelfe,
Wo die tauſend Barken rauſchen.

Was er hat an bunten Zierden,
Edelſtein' und Ring' und Spangen,
Läßt er dann, auf ſeinem Rückweg,
Auf dem Markt zu Würzburg prangen.

Und der Schmuck für Weib und Kinder
Reizt hier manche keſſe Franken,
Die wohl zahlten, ſtatt des Goldes,
Gern mit lüſternen Gedanken.

Und ſie lauern an der Straße
Und berauben ihn der Habe,
Daß er muß zur Heimath flüchten
An dem nackten Wanderſtabe.

Ach, er thürmte goldne Schlöſſer!
Und nun ſieht er, tief bekümmert,
Auch die Hoffnung weggewendet,
Und ſein ganzes Glück zertrümmert.

Als ein Bettler kehrt er wieder;
Zögernd, ſchüchternd, mit Erröthen
Wagt er nicht, in's Thor der Veſte,
Vor den Fürſten hinzutreten.

Oft umging er wohl den Schloßhof,
Seufzte nach dem Fenſter oben:
»Ach, wie kann ich dort beſtehen!
Wäre gern des Gangs enthoben.«

Aber unvermerkt am Hügel
Tritt der Landgraf ihm entgegen:
»Nun, mein Handelsfreund, willkommen!
Meinſt du, Rechnung abzulegen?«

»Zürnt mir nicht in meinen Aengſten!
Herr, ein Bettler komm' ich heute.
Meine Träger ſammt der Waare
Stahlen fränk'ſche Edelleute.«

»Und dir banget?« lächelt Jener;
»Hab' ich Hülfe nicht verſprochen?
Hat noch Einem ſeiner Bürger
Ludwig je ſein Wort gebrochen?«

Und das Horn ertönt im Lande;
Ritter ſammeln ſich und Knappen,
Und es funkeln Helm und Fahnen
Mit der Wartburg goldnem Wappen.

Von der Wartburg bis nach Franken,
Seinem Bürger Recht zu ſchaffen,
Sprengten Ludwigs edle Ritter,
Blitzten Ludwigs Fürſtenwaffen.

Aber der Verwüſtung Kunde
Schreckte bald des Biſchofs Ohren;
Mit dem Bürger hält der Landgraf
Stürmend ſchon vor Würzburgs Thoren.

Und betreffen naht ein Herold:
»Herr! Ihr mögt dem Biſchof ſagen,
Was Euch treibe, mit dem Schwerte
Ihm ſein Land ſo hart zu ſchlagen?«

„Meines Bürgers Esel such' ich,
Hier von Räubern weggenommen:
Darum bin ich mit dem Eigner
Ungemeldet hergekommen.“

Und er blieb, des Rechts Vertheid'ger,
Drohend stehn vor Würzburgs Thoren,
Bis die Räuber wiederbrachten
Thier' und Waaren, unverloren.

Hört es an, ihr deutschen Lande,
Und verherrlicht's deutsche Lieder!
Von dem Belte bis zum Rheine
Sagt die That des Mannes wieder!

Schreibt es an die Felsenwände:
Seinem Bürger Recht zu schaffen,
Von der Wartburg bis nach Franken
Blitzten Ludwigs Fürstenwaffen!

F. H. Weber.

Habsburgs Mauern.

In Aargau steht ein hohes Schloß,
Vom Thal erreicht es kein Geschoß:
Wer hat's erbaut
Das wie aus Wolken niederschaut?

Der Bischof Werner gab das Geld,
Graf Radbot hat sie hingestellt,
Klein, aber fest,
Die Habichtsburg, das Felsennest.

Der Bischof kam und sah den Bau,
Da schüttelt er der Locken Grau,
Zum Bruder spricht:
„Die Burg hat Wall und Mauern nicht.“

Versetzt der Graf: „Was macht das aus?
In Straßburg steht ein Gotteshaus,
Das bautest du,
Doch Wall und Mauern nicht dazu.“ —

Das Münſter baut' ich Gott dem Herrn,
Dem bleiben die Zerſtörer fern;
Vor Feindesſturm
Beſchützt ein Schloß nur Wall und Thurm.« —

»»Wohl haſt du Recht, ich räum' es ein,
Ja Wall und Mauern müſſen ſein:
Gieb morgen Acht,
Ich baue die in einer Nacht.«« —

Und Boten ſchickt der Graf in's Thal,
Die Mannen nahn im Morgenſtrahl,
Und ſchaarenweis
Umſtellten ſie die Burg im Kreis.

Frohlockend ſtößt in's Horn der Graf
Und weckt den Biſchof aus dem Schlaf:
»»Die Mauern ſtehn;
Wer hat ſo ſchnellen Bau geſehn?««

Das Wunder dünkt dem Biſchof fremd,
Zum Erker ſpringt er hin im Hemd,
Und ſieht gereiht
Der Helden viel im Eiſenkleid.

Mit blankem Schilde Mann an Mann
Steht mauergleich des Grafen Bann,
Und hoch zu Roß
Hebt mancher Thurm ſich aus dem Troß.

Da ſpricht der Biſchof: »Sicherlich,
An ſolche Mauern halte dich;
Nichts iſt ſo feſt,
Als Treue, die nicht von dir läßt.

So ſchütze Habsburg fort und fort
Lebendiger Mauern ſtarker Hort,
Und herrlich ſchaun
Wird's über alle deutſche Gaun.«

Weſſen Licht brennt länger?

Mitten im Böhmerwald, wo unter dem Moos die Gebeine vieler Erſchlagenen ruhen, denen keine Glocke zu Grabe geläutet hat, ſteht der hohe Arber, ein Markſtein zwiſchen dem deutſchen Reiche und dem Lande der Huſſiten. In ſeinen Klüften und auf ſeinen Urwäldern raſten die Wolken, die auf den ſüdweſtlichen Ebenen des Reichs nicht finden, da ſie ruhen könnten. Zum Dank dafür ſpeiſen ſie ſeine Brunnen, und die klaren Quellen ſammeln ſich am Fuße des Berges in einem kleinen See.

An dem See ſtand vor vielen, vielen Jahren eine Fiſcherhütte aus Holz und Stroh, und einen Steinwurf davon auf dem Hügel ein Schloß aus Granit-Quadern und mit einem kupfernen Dach, das Waidhaus genannt. In der Hütte wohnte ein Fiſcher mit ſeinem Knaben, und in das Schloß kam alle Jahre im Herbſt oder Winter, je nachdem es den Hirſchen galt oder den Säuen, der Herr von Haldenſtein auf die Jagd, nicht allein, ſondern immer mit einem wilden Haufen von Jägern und Hunden, Junkern und Edelfrauen, die den Jagdſpieß geſchickter führten, als die Nadel, und die Reitpeitſche lieber, als die Spindel.

Dann war Belial Hauspatron in dem Schloß. Der Kellermeiſter fluchte zwiſchen den Fäſſern, der Koch in der Küche, der Wildmeiſter unter den Rüden, der Freiherr am Spieltiſch, wenn kein Jagdwetter war, und ſeine Frau unter den Kammermägden. Auf dem Dache knarrten die Windfahnen, auf den Stiegen ſangen die Katzen, in den Gängen dröhnte der Zugwind, die Hunde heulten im Hofe, und die Thüren wurden fort und fort zugeſchlagen, daß es lautete, wie ein Heckenfeuer vor der Schlacht. Auf der hohen Rüſter neben dem Schloß hatten zwei Eſtern ihren Haushalt. Der Freiherr und ſeine Cumpane zechten bis Mitternacht, die Leibjäger, wenn ſie ihre Herren zu Bette geführt hatten, noch ein paar Stunden länger. Wann der Tag graute, kam die alte Schaffnerin, die Zecher auszutreiben aus ihrem Elyſium, und, war dieſes vermittelſt des Beſens geſchehen, dann rauſchten die Bohrwiſche über die Tapeten, dann fegten die Bürſten und klirrten die Gläſer und ſchnatterten die Mägde, bis das Waldhorn wieder die Schlafenden in dem unterſten und oberſten Stockwerk weckte. Ein Sonn-

tag aber ſtand in dem Kalender des Freiherrn nicht. Das Waidhaus hatte auch keine Kapelle, wie andere chriſtliche Schlöſſer, keinen Altar und kein Meßbuch, und der Kaplan, den der Herr von Haldenſtein jedesmal in ſeinem großem Gefolge hatte, hielt da ſeine Ferien und erforſchte die Tiefe der Becher.

In der Hütte am See war es anders. Wann im Winter das Feuer auf dem Heerde und im Sommer das Feuer am Abendhimmel erloſchen war, hörte man unter dem Strohdache nichts mehr, als ein Abendlied, ein Gebet und dann das leichte, ruhige Athmen des Fiſchers und ſeines Sohnes im Schlafe. Zum Morgenlied meckerten die Geiſen hinten im Stall um ihr Futter, und den ganzen Tag über wurden der Alte und ſein Knabe nicht lauter, als die Wellen im See, welche an die Seiten des Nachens ſchlugen, weil ſie nichts Beſſeres zu thun hatten.

Auf das Schloß ging der Fiſcher nicht gerne. Denn er war einer von den böhmiſchen Brüdern, die damals wegen ihrer Verborgenheit und Zurückgezogenheit auch Grubenheimer genannt wurden, und die Flüche und Narrentheidinge, welche er im Waidhauſe hören mußte, waren ihm ſo zuwider, wie dem Ackergaul die ſchwirrenden Bremſen. Es dünkte ihn zuweilen, als höre er durch den abſcheulichen Lärm noch andere Töne, nämlich den Baß in der Höllenmuſik, ohne daß man ſagen konnte, ſie kämen daher oder dorther. Seinen Knaben, der ihm immer die Fiſche im Kägel den Schloßberg hinauftragen half, nahm er nie in das Waidhaus mit hinein, ſondern ließ ihn draußen am Hofthore warten, bis er die Karpfen und Forellen dem Koche vorgewogen und dafür das Seine empfangen hatte. »Mein Kopf und mein Herz,« dachte der fromme Mann, »tanzen nicht mehr nach dieſer Muſik; aber der Fuß meines Toni ſtehet noch nicht ſo feſt.«

Aber einmal — es war am heiligen Chriſtabend — rief die gnädige Frau den Jungen, der, mit den Händen unter dem Hoſenträger, am Hofthore lehnte und pfiff, zu ſich in ihr Zimmer, legte ein ſchweres böhmiſches Goldſtück in ſeine Hand und ſprach zu ihm: »Toni, gehe eilends hinunter nach Zwieſel zum Italiener und kaufe ſechs Pfund Wachskerzen; denn es iſt heute bei uns Banket und Tanz, und den Küchenjungen hat der Sultan gebiſſen.«

Und der Knabe beurlaubte ſich bei ſeinem Vater und lief hinab in den

Flecken, vor dem der große und kleine Regen zuſammenkommen, um miteinander den weiten Umweg in die Donau zu machen. Es hatte in dieſem Jahre noch nicht geſchneit. Die Meiſen trieben in den Erlen- und Weidenbüſchen ihre luſtigen Gaukeleien, und die Felſen ſonnten ſich an der Sommerſeite des Thals. Auch bei dem Krämer in Zwieſel war heiteres Wetter. Er gab mit großer Freundlichkeit dem Knaben zu den langen, weißen Kerzen noch drei kleinere bunte darein, und ſagte: „Toni, die zündeſt du heute Abend dem Chriſtkindlein an, und dieſen Pfefferkuchen im Fließpapier theilſt du mit deinem Vater. Wenn die Herrſchaft im Waidhaus fort iſt, ſoll er ſeine Fiſche wieder mir bringen und dem geiſtlichen Herrn auf die Faſttage.“

Den Knaben freute die Weihnachtsgabe, und ob es gleich heimwärts bergauf ging, ſo brauchte er doch zum Rückweg eine halbe Stunde weniger, als zum Hinweg. Auf Geheiß der Schloßfrau bekam er als wohlverdienten Botenlohn einen Mariengroſchen und ein Krüglein Meth. Die brachte er ſeinem Vater.

Der hätte nun gerne die Kerzen des Toni aufgehoben und nach und nach angezündet; aber der Knabe meinte, man dürfe dem Jeſuskinde ſchon etwas zu Ehren thun, machte Geſtelle aus weichem Thon, ſteckte die bunten Kerzen hinein, und zündete ſie, als ſich der Tag geneigt hatte, alle drei mit einander an, daß die Fiſcherſtube noch nie ſo erleuchtet geweſen war, ſo lange ſie ſtand. Mit ſeinen Fingern, die am Ruder hart geworden waren, putzte er ſie, und ſein Vater las dabei die zwei erſten Capitel des Evangeliſten Lucas. Darnach genoſſen ſie mit Dankſagung den Meth und den Pfefferkuchen.

Draußen vor der Hütte auf der Bank, wo der Fiſcher ſeine Netze auszubeſſern oder zu ſtricken pflegte, ſaß ein Engel im Mondſchein. Die Nacht war wohl ziemlich kalt; aber die Engel haben eine andere Natur, denn wir, und es friert ſie auch in den Eisbergen nicht, zwiſchen denen das Nordlicht hervorſtrahlt. Es war ihm aber befohlen worden, den Fiſcher und ſein Haus zu behüten. Was er bewachen ſollte, wußte er wohl nicht. Denn wenn in der Hütte auch Einiges war, was Roſt und Motten verzehren können, ſo lag doch in ihr kein Ding, dem die Diebe nachgraben. Auch drohte kein Sturm. Denn der Himmel war ein Stern, und der See darunter

ein glatter Spiegel, in welchem die weißen und gelben Lichter am Firmament und im Schloß widerſtrahlten. An Feuersgefahr war auch nicht zu denken. Denn auf dem Heerd in der Hütte lag nur noch ein Kohlenhaufen, der unter ſeiner leichten Aſchendecke ruhig fortglimmte. Aber die heiligen Engel ſind gehorſamer und nicht vorwitzig, wie die Menſchenkinder. Und der auf der Bank des Fiſchers ſprach in ſeinem Herzen: „Weiß ich auch nicht, was ich hier ſchaffen oder hüten ſoll, ſo weiß es doch der Herr Herr, der mich hieher geſandt hat.“

Dieweil wurde es dem Beelzebub, dem oberſten der böſen Engel, draußen im Reiche immer ſchwüler und enger. Nahte er ſich einer Kirche, ſo ſpielte die Orgel und die Leute darin ſangen dazu: „Ehre ſei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und an den Menſchen ein Wohlgefallen!“ Schaute er durch das ſchwitzende Fenſter in eine helle Stube hinein, ſahe er nichts, als Krippelein, und goldene Engel und unſchuldige Kindlein, welche vor Freude darüber in die Hände ſchlugen und zu gleichen Füßen einen Sprung nach dem andern machten. Steckte er ſeinen Kopf in eine Wirthsſtube, ſo war's darin ſo öd' und wüſte, daß Käutzlein und Huhu hätten einkehren mögen. Darüber wurde er nach und nach ſo unwirſch, daß er ſich auf den Rücken eines Nachtwindes ſetzte und von demſelben, ohne einmal abzuſteigen, an Regenſtauf, Cham und Viechtach vorüber das Thal hinauftragen ließ. Denn er wollte in den unterirdiſchen Klüften des Arber ſeinen Ingrimm verbergen. Nicht weit von der Fiſcherhütte ſtieg er ab und hinkte weiter. Als er aber um einen Felſen bog und das hell erleuchtete Waldhaus erblickte, da änderte er ſeinen melancholiſchen Vorſatz und ſprach bei ſich: „Hier will ich bleiben, ſo wahr ſie mich Belial heißen. Alle Lichter, welche da droben angezündet ſind, vom erſten bis zum letzten, brennen für mich.“

Wiederum trotzig geworden, nachdem er kurz vorher zwiſchen den Eulenflügeln des Nachtwindes geſeſſen war, verzagt, wie ein Huhu im Schnee, wollte er auch an dem Engel in der Fiſcherhütte nicht geradezu vorübergehen, ſondern ſagte zu ihm: „Freund, welche Lichter werden heute länger brennen, die deinen oder die meinen?“

Der Engel des Herrn erwiderte ſanft: „Der Ewige weiß es“, und ſetzte nach dieſem ſeine Hut wieder fort; denn die heiligen Engel reden ſelbſt mit dem Teufel mildiglich.

Im Waidhaus miſchte ſich Belial ungeſehen unter ſeine Leute, wie der Geiſt von dem Glühwein, der neben dem Saal auf dem Schenktiſche in großmächtigen Näpfen dampfte, und dann den Pulsſchlag in den Adern der Gäſte beſchleunigte, wie der Takt der Muſikanten auf dem Orcheſter. Die Tanzenden wirbelten im Kreiſe umher, wie Blätter und Federn in der Windsbraut, die einer Gewitterwolke voraus läuft. Die Kerzen ſchneuzte dabei Satanas ſelbſt mit unſichtbarer Hand. Denn ſeine Lichter ſollten ja dreimal länger brennen, als die Lichter in der Hütte am See, und von der Dienerſchaft dachte Niemand daran.

Was im Schloſſe diente, verſah ſein Amt in der Schenke oder gaffte durch die offenen Saalthüren auf die wirbelnden Frauen und Herren. Nur der Wildmeiſter war ganz allein unten im Keller, der faſt durch das ganze Schloß hinlief, und ſelbſt Satanas dachte nicht an ihn, weil man in ſo guter und großer Geſellſchaft einen einzelnen alten Freund leicht vergißt.

Der alte Schlemmer hätte ſchon wiſſen mögen, was für Weine in dem kleinen Seitengewölbe liegen, in welches man aus dem Hauptkeller durch ein niederes Pförtlein gelangen konnte. Eine beſſere Gelegenheit, den geheimnißvollen Inhalt der unterirdiſchen Zelle zu erforſchen, konnte es nicht geben, als an dieſem Abend. Er zündete daher die Ampel der Küchenmagd an, nahm den Schlüſſelbund des Kellermeiſters und ſtieg in die Tiefe hinab. Die Lampe brannte ihm zu trübe. Deswegen füllte er aus einem angezapften Faſſe einen Becher mit Franzbranntwein, nahm aus dem Korb des Kellermeiſters eine Hand voll Werg, zündete es an und warf es auf den Spiritus. Nun erleuchtete eine große blaue Flamme das weite und hohe Gewölbe. Dann öffnete er die Seitenzelle, wälzte eines von den zwanzig Fäßlein, die darin auf einander lagen, heraus, bohrte ein Loch in den Boden, ſteckte eine Hollunderröhre hinein, und legte dann die Tonne auf ein Lager, um ihren Inhalt mit Muße zu koſten. Es war aber kein Wein darin, ſondern ſchwarzes körniges Pulver, das durch die Röhre herausrann, wie Streuſand aus einer umgeworfenen Büchſe. Denn in dem Gewölbe lag noch von dem dreißigjährigen Kriege her ein Vorrath von grobem Schießpulver, das man nicht in die Jagdflinten brauchen konnte.

Staunend gletzte der Wildmeiſter das rinnende Pulver an. Aber nicht lange. Von der offenen Kellerthüre herab kam ein Zugwind und führte

von dem brennenden Werg ein Fünklein in das auf dem Boden liegende Pulver.

In diesem Augenblick sah der Engel vor der Hütte am See, wie sich das kupferne Dach auf dem Schloß von einander that, und einer Rauchsäule Platz machte. Ein dumpfer, schwerer Knall folgte darauf. Und nun wußte der himmlische Bote, warum er zum Dienst um der frommen Leute willen ausgesandt worden war. Denn er hatte vollauf zu thun, um die schweren, fliegenden Trümmer des Schlosses von der Hütte abzuwehren, und so das Leben ihrer Bewohner zu erhalten. Ja, hätte er nicht seine Fittige ausgebreitet, wie eine Henne über ihre Küchlein, so würde der gewaltige Luftstoß das Hüttlein ergriffen und in den See geworfen haben. Auf den Knall eilten auch der Fischer und sein Sohn bestürzt hinaus vor die Thüre, und sahen noch die thurmhohe Rauchgarbe, die sich allmählich senkte und über den See hinlegte. Von dem Schlosse standen noch die vier Mauern, und durch die offenen Fenster und Thüren schien von hinten her der Mond. Drinnen und rings umher glimmte kein Fünklein mehr, und Alles war todtenstill. Nur der See war noch von den hineingeworfenen Trümmern bewegt. Erschüttert kehrten die Leute unter ihr Strohdach zurück, dankten dem Herrn für ihre gnadenvolle und wunderbare Erhaltung und löschten ihre Lichter aus.

Einige Monate darauf, als das Wasserhuhn im Schilfrohr am See brütete, kamen Verwandte des Freiherrn von Haldenstein aus Böhmen und suchten unter den Ruinen des Waidhauses. Aber obgleich noch Alles lag, wie es in der Schreckensnacht gefallen war, — der Fischer hatte Gewissens halber nichts gerührt — so fanden sie doch nichts von den Kostbarkeiten, die sonst in dem Hause gewesen waren, nicht einmal ein Löffelein, das man in den Kaffee tauchte, geschweige denn mehr. Nach der vergeblichen Mühe erquickten sie sich aus dem wohl versehenen Behälter des Fischers mit Forellen und Karpfen. Bei dem Mahle sagte der Aelteste unter ihnen zu dem Knaben, der ihm ein Körblein mit Erdbeeren vorgesetzt hatte: »Toni, was du noch von den Sachen im Schloß finden solltest, mit Schaufel oder Hand oder Netz, das sei dein. Gedenke dafür unserer in deinem Gebet.«

Mit Schaufel und Hand suchte nun zwar Toni auch, fand aber nie etwas. Erst später nach etlichen und mehreren Jahren, immer wenn das

alte Netz am Zerreißen war, und ein neues geſchafft werden ſollte, fügte es ſich, daß er einen Pokal, oder eine ſilberne Schüſſel oder deß etwas aus der Tiefe des Waſſers an das Land zog. In Zwieſel, wo er ſeinen Vater begraben hatte, kaufte er Hanf dafür. Sein Weib ſpann ihn, und er verſtrickte das zubereitete Garn mitten unter vier Knaben, von denen einer immer rothwangiger war und munterer, als der andere.

A. Stöber.

Petrus Forſchegrund.

Vier Legt.

O Ewigkeit, o Ewigkeit! wie lang biſt du, o Ewigkeit?
Es trüge wohl ein Vögelein weg aller Berge Sand und Stein,
Wenn's nur käm' alle tauſend Jahr; du Ewigkeit bleibſt immerdar.
Betrachte', o Menſch, die Ewigkeit!

In alter Zeit, ſo berichtet die Sage, lebte in einem Kloſter des hohen Nordens ein Mönch, von ſehr frommem Gemüth und dabei tief forſchenden Geiſtes. Es war ihm der Lauf der Geſtirne und die Sprache der Lebendigen im ganzen Reiche der Sichtbarkeit verſtändlich; er erkannte den Sinn

und die Eigenſchaften der Dinge an ihrer Geſtalt. Bei einem ſolchen weit und tief gründendem Sinne ſtellte ſich nicht ſelten auch die Unruhe des Weiterfragens und Forſchens ein. Der Geiſt hatte den feſten Ankergrund gefunden; die menſchliche Vernunft warf Blaſen auf und Schaum um den zu Boden geſunkenen Anker.

Einſt, an einem Morgen, geht er, betend und ſinnend, aus dem Kloſter in einen benachbarten Wald. Es war Frühling und die Bäume blühten. Er betet voll Liebe und Andacht. Als aber das Gebet geendet, denkt er: „O mein Gott! es iſt nun Frühling und bald folgt der Sommer und dann der Herbſt. Da iſt Abwechslung von Monat zu Monat. Deine Ewigkeit aber, ſie iſt unveränderlich dieſelbe, — wie mag auch ein dich liebender Geiſt dieſes „ewig daſſelbe“ ertragen und nicht vergehen!“

Er geht, ſinnend über dem Gedanken, der ihn ſchon ſonſt oft und viel beſchäftiget, weiter und weiter in den Wald hinein. „Ja, ſterben wollte ich gern, wäre nur noch, ſo lange ich im Fleiſche walle, der Gedanke deiner Ewigkeit klar und verſtändlich. Dein Anſchauen iſt ſüß, aber ewig, ohne Wechſel — wer erträgt den Gedanken; welches Sein erträgt ein ſolches unwandelbares Hinblicken nach einem Mittelpunkt des Lebens und immer demſelben, ohne die Zwiſchenſpiele des Schlafens und Wachens, des Irrens und Wiederzurechtfindens, der Zerſtreuung und Sammlung!“

Er geht ſinnend und betend weiter. Und ſiehe, der Wald wird immer fremdartiger und veränderter. Statt der alten Eichen und Tannen kommt da ein Gebüſch von Myrten, bald hernach ein Wald von Cedern, dann von Palmen. Der Mönch will ſtehen bleiben, ſich fragen, ob alles nur ein Traum ſei; aber ein Geſang zieht den zögernden Fuß weiter. Es iſt der Geſang eines Vogels. Aus dem Wipfel einer Palme ertönt er und zu ihrem Fuße ſteht der Mönch endlich ſtill, hinanſtaunend nach dem Vogel mit prächtigem Gefieder, dem ſingenden Paradiesvogel. Die Töne ſind ſo trauernd, als klagten ſie um ein Vergangenes und Verlorenes; dazwiſchen aber wieder ſo freudig, ſo ſeelig, als ſprächen ſie von einer nun bald kommenden unvergänglichen Herrlichkeit der Creaturen. Der Mönch horcht entzückt; es fließen ihm Thränen der Trauer und der Himmelsſehnſucht von den Wangen.

Aber bald hat das Auge keine irdiſche Thräne mehr. Denn immer lieblicher, immer lebendiger weht eine Luft des Paradieſes, immer lauter

werden die Töne des Geſanges, welche von einer künftigen, ewig bleibenden Herrlichkeit der Creaturen ſprechen. Der Mönch horcht und ſchaut unverwandt nach dem Paradiesvogel hin.

Endlich, ſich ſelber gewaltſam aufraffend, denkt er: „„Siehe, es wird wohl ſchon einige Stunden ſein, ſeitdem du da ſteheſt und horcheſt. Der Weg iſt noch weit: wohlauf, du willſt für heute heimkehren nach deinem Kloſter. Morgen wird ja der Vogel wieder ſingen und du kommſt dann und hörſt ihn.““

Er geht, vertieft in ein ſüßes Schmecken der Freuden der Ewigkeit, von denen der Paradiesvogel geſungen, heimwärts, den Weg nach dem Kloſter. Der Wald wird bald wieder der heimathliche, nordiſche, und ſtatt der Palmen und Cedern kommen Eichen und Tannen.

Da iſt denn der Rand des Waldes. Die Hügel ſind noch dieſelben, die Waſſer der Erde haben noch denſelben Lauf, das Kloſter aber — nach ſo wenigen Stunden — es ſcheint ein ganz anderes. Täuſchen ſich die Augen, oder ſind jetzt wirklich da Thürme, wo heute am Morgen noch keine waren? Das Dach und der Giebel, das Thor und die Fenſter ſo ganz anders, als ſie noch heute früh geweſen!

Er tritt nun in's Kloſter. Lauter fremde Geſichter, die ſtumm ihn anſehen; er glaubt einen unheimlichen, ſpukhaften Traum zu träumen, eilt hinauf nach ſeiner Zelle, um da ſich zu ſammeln und zu beruhigen. Aber wo dieſe Zelle einſt war, da iſt jetzt Gemäuer, keine Thür mehr hinein, noch Fenſter. Erſchrocken und faſt unwillig kehrt er um. Er fragt die Mönche, die ihm nachgegangen wie einer fremden, bedenklichen Erſcheinung: „„Wo iſt der Archimandrit *) Johannes?““ — „„Johannes,““ ſagen die Mönche, „„heißet unſer Archimandrit nicht, er heißet Paulus Chryſoſtomus. Aber wer biſt denn du, der hier in unſer Kloſter eingegangen, ſo vertraut, als ſei er da zu Hauſe?““

„„Wer ich bin,““ ſagt der Mönch, „„kennt ihr mich denn nicht? Erſt heute Morgen ging ich ja von hier aus in den Wald; ich bin Petrus Forſchegrund, euer Bruder.““ — „„Petrus Forſchegrund,““ ſagt ein alter Mönch, „„biſt du der? Ich las in den alten Chroniken von einem Peter

*) In der griechiſchen Kirche Vorſteher eines Kloſters.

Forſchegrund, der lebte vor tauſend Jahren hier in unſerem Kloſter. Er kam aus fernem, ſüdlichen Lande hieher. Er betete und forſchte viel. Eines Morgens ging er aus in den Wald und kam nie wieder. Wäreſt du der — ſiehe die Zeit ward ſeitdem eine andere, nur Gottes Erbarmen iſt daſſelbe.““

Da hebt Petrus ſeine Hände betend empor: ““O mein Gott!“ betet er, ““ich bebte in den Tagen meines Zweifels vor dem Gedanken deines ewigen Anſchauens, ewigen, wechſelloſen Genießens. Nun habe ich tauſend Jahre nur den Geſang eines Vogels deines Paradieſes gehört, welcher klagte, wie um etwas Verlorenes, und eine zukünftige Herrlichkeit verkündete. Und dieſe tauſend Jahre ſind mir vergangen wie etliche Stunden. Wie wird denn erſt das Entzücken in dem Anſchauen deines Angeſichts ſelber, in dem Vernehmen deiner Nähe ſeyn! O Ewigkeit, o Ewigkeit, dein Gedanke ſo ſüß, dem erwachten Geiſt ſo leicht! — Wohlan, ich habe hier nichts mehr zu ſchaffen mit dem Geſchäft des Sehnens und Hoffens und Zweifelns. Denn mein Ohr hat ſchon gehört, mein Herz erfahren. Ich kehre zurück in den Wald zum Geſange des Vogels, der um das Verlorene klagt, aber auch von einer künftigen, ewigen Herrlichkeit ſinget!““

Da Petrus dies geſagt, ſinken die Hände und die Augen. Die Füße wollen ſich noch bewegen, als möchten ſie ihren Leib wieder hinaustragen durch den Wald der Eichen und Tannen in den der Cedern und Palmen, zum klagenden und dann freudig ſeligen Geſange des Paradiesvogels. Aber mit dieſer letzten Bewegung ſinkt auch der Leib, der nur noch im Traume des alt- und längſtvergangenen Lebens beſtanden, zu Aſche und in den Hörenden allen tönen die Worte: ““O Ewigkeit, Ewigkeit,“ unvergeßlich nach.

H. v. Schubert.

Gleichniſſe und Sprüche.

Die Forelle.

In der hellen Felſenwelle
Schwimmt die muntere Forelle,
Und in wildem Uebermuth
Guckt ſie aus der kühlen Flut,
Sucht, gelockt von lichten Scheinen,
Nach den weißen Kieſelſteinen,
Die das ſeichte Bächlein kaum
Ueberſpritzt mit Staub und Schaum.

Sieh doch, ſieh, wie kann ſie hüpfen
Und ſo unverlegen ſchlüpfen
Durch den höchſten Klippenſteg,
Grad', als wäre das ihr Weg!
Und ſchon will ſie nicht mehr eilen,
Will ein wenig ſich verweilen,
Zu erproben, wie es thut,
Sich zu ſonnen aus der Flut.

Ueber einem blanken Steine
Wälzt ſie ſich im Sonnenſcheine;
Und die Strahlen kitzeln ſie
In der Haut, ſie weiß nicht wie;
Weiß in wähligem Behagen
Nicht, ob ſie es ſoll ertragen,
Oder vor der fremden Glut
Retten ſich in ihre Flut.

Komm, muntere Forelle,
Weile noch an dieſer Stelle
Und ſei meine Lehrerin:
Lehre mir den leichten Sinn,
Ueber Klippen wegzuhüpfen,
Durch des Lebens Drang zu ſchlüpfen,
Und zu gehn, ob's kühlt, ob's brennt,
Friſch in jedes Element.

W. Müller

Urſprung der Roſe.

Den Roſenzweig benagt ein Lämmchen auf der Weide,
Es thut's nur ſich zur Luſt, es thut's nicht ihm zu Leide.

Dafür hat Roſendorn dem Lämmchen abgezwackt
Ein Flöckchen Wolle nur, es ward davon nicht nackt.

Das Flöckchen hielt der Dorn in ſcharfen Fingern feſt,
Da kam die Nachtigall und wollte baun ihr Neſt.

Sie ſprach: »Thu' auf die Hand und gieb das Flöckchen mir,
Und iſt mein Neſt gebaut, ſing' ich zum Danke dir.«

Er gab, ſie nahm und baut', und als ſie nun geſungen,
Da iſt am Roſendorn vor Luſt die Roſ' entſprungen.

Rückert.

Preis der Tanne.

Jüngſthin hört' ich wie die Rebe
Mit der Tanne ſprach und ſchalt:
Stolze! himmelwärts dich hebe,
Dennoch bleibſt du ſtarr und kalt!

Spend' auch ich nur kargen Schatten
Wegemüden, gleich wie du;
Führet doch mein Saft die Matten,
O wie leicht! der Heimath zu!

Und im Herbſte, — welche Wonne
Bring' ich in des Menſchen Haus!
Schaff' ihm eine neue Sonne,
Wann die alte löſchet aus.

So ſich brüſtend ſprach die Rebe;
Doch die Tanne blieb nicht ſtumm,
Säuſelnd ſprach ſie: „Gerne gebe
Ich dir, Rebe, Preis und Ruhm.

Eines doch iſt mir beſchieden:
Mehr zu laben, als dein Wein,
Lebensmüde; welchen Frieden,
Schließen meine Bretter ein!“

Ob die Rebe ſich gefangen
Gab der Tanne, weiß ich nicht;
Doch ſie ſchwieg, — und Thränen hangen
Sah' ich ihr am Auge licht.

J. Kerner.

Lebensworte.

Zu dem vollen Roſenbaume
Sprach der nahe Leichenſtein:
„Iſt ſ.s recht in meinem Raume
Groß zu thun und zu verhüllen
Meiner Sprüche goldnen Schein,
Die allein mit Troſt erfüllen?“

„Auch aus Grüften, ſagt die Blüthe,
Ruft mich Gottes Macht und Güte,
Heller noch denn todte Schriften
Sein Gedächtniß hier zu ſtiften.
Und ich blühe tröſtend fort
Ein lebendig Gotteswort.“

Fröhlich.

Der Wanderer und die Roſen auf dem Grabe.

Ein Kindlein war geboren,
Ein Mägdlein zart und licht;
Ach, iſt es denn verloren?
Ich ſuch' und find' es nicht.

Die blauen Augen blickten
Mich an ſo fromm und mild,
Und goldne Locken ſchmückten
Das liebe klare Bild.

Es ſaß ſo lieb und ſinnig
Auf grüner Frühlingsau
Und lächelte ſo innig
Hinauf in's Himmelsblau.

Ich ſah es wohl im Garten,
Wenn hell der Lenz erſchien,
Der Maienblumen warten,
Und ſelbſt wie Blumen blühn.

Es ging ſo gern alleine
Im frühen Morgenroth;
Wo iſt das Kindlein reine?
Sagt, Blumen, iſt es todt?

„Wie man ſo pflegt zu ſagen,
Du fremder Wandersmann!
Doch laß dein ängſtlich Fragen,
Und ſieh uns Roſen an.“

„Wir weißen Roſen ſcheinen
Von einem Hügel klein,
Da legten ſie mit Weinen
Ein Mägdlein jüngſt hinein.“

„Das ſchlief auf Maienglocken
So ſtill, unſchuldig, fein,
Das ſchmückten goldne Locken
Faſt wie ein Engelein.“

„Wir weißen Roſen blühen
Gern über ſeiner Bruſt,
Doch was wir aus ihm blühen,
Das iſt uns unbewußt.“

„Haſt du nach ihm Verlangen,
So ſieh zum Himmel auf,
Es iſt nur heimgegangen;
Willſt du nicht auch hinauf?“

„Wir Roſen müſſen ſtehen
Hier als des Todes Zier,
Und wenn wir welk vergehen,
Mein Freund, dann ſprechen wir:“

„Staub wird dies Luſtgewimmel,
Der Blumen Glanz und Glut;
Der Vater in dem Himmel
Allein iſt ſchön und gut.“

Luiſe Henſel.

Gärtner Tod.

Einſt ſetzte der Tod eine Pflanze
Auf einem Hügel ſich ein;
Im ganzen Garten des Lenzes
Schien keine ſchöner zu ſein.

Die Pflanze war ein Mägdlein,
Die Pflanze war mir lieb,
Und daß ſie mir lieb geweſen,
Ich fühl' es, weil ſie mir's blieb.

Der Tod, der ämſige Gärtner,
Er war ſo treu bemüht,
Begoß ſie täglich mit Thränen,
Bis ſie ihm aufgeblüht.

Sie blühte ſo zart, ſo geiſtig,
So wehmuthreich empor;
Ich ſtand, den Gärtner ahnend,
Oft ernſt und ſinnend davor.

Die Farben verſchwammen immer
In milderes Aetherblau;
Aus zarten Blättern wiegte
Sich immer klarer der Thau.

Sie neigte, gekoſt vom Weſte,
Sich täglich mehr und mehr;
Ein Klingen, wie fernes Geläute,
Weht' um ihr Beetchen her.

Und als ich kam eines Morgens,
Da ſchien ſie mir abgeſtreift;
Ich ſagte: »ſie iſt verblühet!«
Der Gärtner: »ſie iſt gereift!«

Schl.

Die Entſtehung der Erdbeere.

In Waldes Dunkelheit und Nacht
Stand ſtill ein Kräutlein unbewacht,
Es trug der zarten Blättlein drei,
Manch lichtes Blümchen ſproßt dabei,
Da flüſtert's leiſ': »Ach, ſolch' ein Blühn
Ward nicht mir niederm Kraut verliehn,
Nicht kann ich Glanz und ſüßen Duft
Verſenden in die Frühlingsluft;
Doch Blümlein, nimmer neid' ich euch,
Wohl bin ich arm, wohl ſeid ihr reich;
Doch ob ich ſchmucklos gleich und klein,
So denkt der Vater dennoch mein.
Auch mich labt Thau und Himmelslicht,
Der Herr vergißt die Kleinen nicht!«
Und als es noch ſo ſtill erwägt,
Wie fein der Herr in Liebe pflegt,
Da kommt mit goldnem Lockenhaar,
Mit Augen hell und wunderbar,
Das Haupt umſtrahlt von Himmelsſchein
Der Jeſusknabe durch den Hain.
Und wie er freundlich um ſich blickt,
Da ruft er innig und entzückt:
Wohl glänzten in des Himmels Höh'n
Die Stern' und Sonnen wunderſchön,

Doch auch in dieſem Blümlein zart
Hat ſich mein Vater offenbart.
Und zu den Blumen neigt er ſich,
Deß freuten ſie ſich inniglich,
Da ſeufzte ſtill das niedre Kraut:
„Auf mich hat nicht das Kind geſchaut,
Jetzt erſt durchbebt mich ſtilles Leid,
Ich hätt' es, ach, ſo gern erfreut!“
Und Jeſus hört das leiſe Ach,
Ob noch ſo ſacht das Blättlein ſprach,
Und neigt ſich liebend zu ihm hin,
Und pflückt es ab mit mildem Sinn.
Und ſpricht: „Mein Blättlein zage nicht,
Auch du birgſt wohl ein ſüßes Licht:
Wem Demuth ſtill im Buſen ruht,
Den wähl' ich mir, dem bin ich gut.
Und ſeine Lippen drückt er drauf,
Da lebt in Wonn' das Kräutlein auf.
Und in ihm keimt's und wogt's und ſchwillt.
Und eine Erdbeer' zart und mild
Entſprießt in heller Purpurglut
Der Stell', wo Jeſu Mund geruht. —
Jetzt reift die Beere weit und breit,
Hat manches Menſchen Herz erfreut;
Doch ob Geſchmack mit Duft ſich eint,
Ob auch die Farbe lieblich ſcheint,
So neigt ſie doch mit Demuthsſinn
Sich ſtets zur ſtillen Erde hin,
Und iſt als Erdbeer' nun im Land
Geſucht, geliebt und wohlbekannt.
Ihr Arm' und Kleinen, die ihr zagt,
Weil euch kein lichter Morgen tagt,
Wer weiß, was euch der Herr verleiht;
Und iſt's auch nicht in dieſer Zeit.
Wenn einſt des Geiſtes Hülle fällt,
Dann wird auch euer Loos erhellt;
Denn was in Demuth hier bewährt,
Das wird in Liebe dort verklärt.

Der Herr und die Kornähren.

Der Herr des Lebens ging einſt mit ſeinen Jüngern durch die reifenden Saatfelder und ſie ſtreiften Aehren aus, um ihren Hunger zu ſtillen. Da ſprachen die Kornähren alle zum Herrn: „Gerne ſpeiſen wir dich und deine Jünger mit unſerer Kraft, da ihr das Brot des ewigen Lebens allen Menſchen bringet: aber wie mancher Unwürdige ſchneidet unſere Halmen ab und nähret ſich von unſerem Mahl. Herr, wehre ihnen das, und laß uns wachſen zu deiner Ehre, um nur den Redlichen eine Speiſe zu ſein!“

Der Herr des Lebens aber antwortete den Kornähren: „Meine geliebte Saat, immer doch bleibſt du ein Bild meiner Güte und ein Gleichniß meiner Barmherzigkeit, die über Gottloſe wie über Fromme ausgeſchüttet werden; dieſen zum Dankopfer, jenen zur Gnadenfriſt. — Alſo blühſt du mir doch immer zur Ehre und giebſt zum Segnen deine Frucht her. Darum ſei getroſt, mein geliebtes Korn, und wachſe fröhlich aus der Erden Schooße und gleiche auch darin deinem Schöpfer, daß du hundertfältig wucherſt, dem Unwürdigen, wie dem Würdigen, dem Böſen, wie dem Frommen! Bleibſt du doch, was du biſt, wiewohl der Sanftmüthige dich nur beſitzet und der Dankbare in dir nur das Brot des ewigen Lebens findet.“ So ſprach der Herr, aber die Kornähren alle neigten ſich tiefer und verſtummten über das große Wort des Lehrers.

O Menſch, diene desgleichen deinen Nebenmenſchen mit deiner Gabe, unbekümmert, ob ſie es dir danken, oder nicht; denn die Gabe iſt Gottes.

Theodor. Schwarz.

Sprüche.

Sich im Spiegel zu beſchauen,
Kann den Affen nur erbauen.
Wirke! nur in ſeinen Werken
Kann der Menſch ſich ſelbſt bemerken.

Rückert.

Nicht der iſt auf der Welt verwaiſt,
Deſſen Vater und Mutter geſtorben,
Sondern der für Herz und Geiſt
Keine Lieb' und kein Wiſſen erworben.

Rückert.

Wenn das Gute würde vergolten,
So wär' es keine Kunſt es zu thun.
Aber ein Verdienſt iſt es nun,
Zu thun, wofür du wirſt geſcholten.

Rückert.

Das ſind die Weiſen,
Die durch Irrthum zur Wahrheit reiſen.
Die bei dem Irrthum verharren,
Das ſind die Narren.

Rückert.

Der Schneeball und das böſe Wort,
Sie wachſen, wie ſie rollen fort;
Eine Hand voll wirf zum Thor hinaus,
Ein Berg wird's vor des Nachbars Haus.

W. Müller.

Iſt das Wort der Lipp' entflohen,
Du ergreifſt es nimmermehr,
Fährt die Reu' auch mit vier Pferden
Augenblicklich hinterher.

W. Müller.

In allem Leben iſt ein Trieb
Nach unten und nach oben.
Wer in der rechten Mitte blieb
Von beiden, iſt zu loben.

In Hochmuth überheb' dich nicht,
Und laß den Muth nicht ſinken!
Mit deinem Wipfel reich' in's Licht
Und laß die Wurzel trinken.

Rückert.

Was du Ird'ſches willſt beginnen, heb' zuvor
Deine Seele im Gebet zu Gott empor.
Einen Prüfſtein wirſt du finden im Gebet,
Ob dein Ird'ſches vor dem Göttlichen beſteht.

Rückert.

Geduld.

Es zieht ein ſtiller Engel
Durch dieſes Erdenland;
Zum Troſt für Erdenmängel
Hat ihn der Herr geſandt.
In ſeinem Blick iſt Frieden
Und milde, ſanfte Huld;
O, folg' ihm ſtets hienieden,
Dem Engel der Geduld.

Er führt dich immer treulich
Durch alles Erdenleid,
Und redet ſo erfreulich
Von einer ſchönern Zeit.
Denn willſt du ganz verzagen,
Hat er doch guten Muth;
Er hilft das Kreuz dir tragen
Und macht noch Alles gut.

Er macht zu linder Wehmuth
Den herbſten Seelenſchmerz,
Und taucht in ſtille Demuth
Das ungeſtüme Herz.
Er macht die finſtre Stunde
Allmählich wieder hell;
Er heilet jede Wunde
Gewiß, wenn auch nicht ſchnell.

Er zürnt nicht deinen Thränen,
Wenn er dich tröſten will;
Er tadelt nicht dein Sehnen,
Nur macht er's fromm und ſtill.
Und wenn in Sturmes Toben
Du murrend fragſt: »Warum?«
So deutet er nach oben,
Mild lächelnd, aber ſtumm.

Er hat für jede Frage
Nicht Antwort gleich bereit;
Sein Wahlſpruch heißt: »Ertrage,
Die Ruhſtatt iſt nicht weit!«

So geht er dir zur Seite
Und redet gar nicht viel,
Und denkt nur in die Weite
An's ſchöne, große Ziel.

Epitta

Glauben.

Mit dem Vogel ſind geflogen
Seine Kinder über Meer.
Droben ward der Himmel trüber,
Drunten brauſten Sturmeswogen,
Und die Kinder klagten ſehr:
„Ach wie kommen wir hinüber?
Nirgend will ein Land uns winken,
Und die müden Schwingen ſinken.“

Aber ihre Mutter ſagt:
„Kinder, bleibet unverzagt!
Fühlt ihr nicht im tiefſten innen
Unaufhaltſam einen Zug
Neuen Frühling zu gewinnen?
Auf! in Jenem iſt kein Trug,
Der die Sehnſucht hat gegeben.
Er wird uns hinüber heben
Und euch tröſten balde, balde
In dem jungbelaubten Walde.“

Freiligrath

Chidher.

Chidher, der ewig junge, ſprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, ſeit wann die Stadt hier ſei'?
Er ſprach, und pflückte die Früchte fort:
Die Stadt ſteht ewig an dieſem Ort
Und wird ſo ſtehen ewig fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich deſſelbigen Wegs gefahren.

Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einſamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Heerde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte: wie lang iſt die Stadt vorbei?
Er ſprach, und blies auf dem Rohre fort:
Das eine wächſt, wenn das andre dorrt;
Das iſt mein ewiger Weideort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich deſſelbigen Wegs gefahren.

Da fand ich ein Meer, das Wellen ſchlug,
Ein Schiffer warf die Netze frei:
Und als er ruhte vom ſchweren Zug,
Fragt' ich, ſeit wann das Meer hier ſei?
Er ſprach, und lachte meinem Wort:
So lang' als ſchäumen die Wellen dort
Fiſcht man und fiſcht man in dieſem Port.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich deſſelbigen Wegs gefahren.

Da fand ich einen waldigen Raum,
Und einen Mann in der Siederei,
Er fällte mit der Axt den Baum;
Ich fragte: wie alt der Wald hier ſei?
Er ſprach: Der Wald iſt ein ewiger Hort;
Schon ewig wehr' ich an dieſem Ort
Und ewig wachſen die Bäum' hier fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich deſſelbigen Wegs gefahren.

Da fand ich eine Stadt, und laut
Erſchallte der Markt vom Volksgeſchrei.
Ich fragte: Seit wann iſt die Stadt erbaut?
Wohin iſt Wald und Meer und Schalmei?
Sie ſchrieen, und hörten nicht mein Wort:
So ging es ewig an dieſem Ort,
Und wird ſo gehen ewig fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich deſſelbigen Weges fahren.

Die Boten des Todes.

Vor alten Zeiten wanderte einmal ein Rieſe auf der großen Landſtraße, da ſprang ihm plötzlich ein unbekannter Mann entgegen, und rief: „halt! keinen Schritt weiter!“ „„Was!““ ſprach der Rieſe, „„du Wicht, den ich zwiſchen den Fingern zerdrücken kann, du willſt mir den Weg vertreten? Wer biſt du, daß du ſo keck reden darfſt?““ „Ich bin der Tod,“ erwiederte der Andere, „mir widerſteht niemand, und auch du mußt meinen Befehlen gehorchen.“ Der Rieſe aber weigerte ſich, und fing an mit dem Tode zu ringen. Es war ein langer, heftiger Kampf, zuletzt aber behielt der Rieſe die Oberhand und ſchlug den Tod mit ſeiner Fauſt nieder, daß er neben einem Stein zuſammenſank. Der Rieſe ging ſeiner Wege, und der Tod lag da beſiegt, und war ſo kraftlos, daß er ſich nicht wieder erheben konnte. „Was ſoll daraus werden,“ ſprach er, „wenn ich da in der Ecke liegen bleibe? es ſtirbt niemand mehr auf Erden, und ſie wird ſo mit Menſchen angefüllt werden, daß ſie nicht mehr Platz haben, neben einander zu ſtehen.“ Indem kam ein junger Menſch des Wegs, friſch und geſund, ſang ein Lied, und warf ſeine Augen hin und her. Als er den Halbohnmächtigen erblickte, ging er mitleidig heran, richtete ihn auf, flößte ihm aus ſeiner Flaſche einen ſtärkenden Trunk ein, und wartete, bis er wieder zu Kräften kam. „Weißt du auch,“ fragte der Fremde, indem er ſich aufrichtete, „wer ich bin, und wem du wieder auf die Beine geholfen haſt?“ „„Nein,““ antwortete der Jüngling, „„ich kenne dich nicht““ „Ich bin der Tod,“ ſprach er, und verſchone niemand, kann auch mit dir keine Ausnahme machen. Damit du aber ſiehſt, daß ich dankbar bin, ſo verſpreche ich dir, daß ich dich nicht unverſehens überfallen, ſondern dir erſt meine Boten ſenden will, bevor ich komme und dich abhole.“ „„Wohlan,““ ſprach der Jüngling, „„immer ein Gewinn, daß ich weiß, wenn du kommſt, und ſo lange wenigſtens ſicher vor dir bin,““ zog weiter, war luſtig und guter Dinge, und lebte in den Tag hinein. Allein Jugend und Geſundheit hielten nicht lange aus; es kamen Krankheiten und Schmerzen, die ihn plagten. „„Sterben werde ich nicht,““ ſprach er zu ſich ſelbſt, „„denn der Tod ſendet erſt ſeine Boten; ich wollte nur die böſen Tage der Krank-

heit wären erſt vorüber.““ Sobald er ſich geſund fühlte, fing er wieder an in Freuden zu leben. Da klopfte ihn eines Tages jemand auf die Schulter, und als er ſich umblickte, ſtand der Tod hinter ihm, und ſprach: „Folge mir! die Stunde des Abſchieds von der Welt iſt gekommen.“ „„Wie!““ antwortete der Menſch, „„willſt du dein Wort brechen? haſt du mir nicht verſprochen, daß du mir, bevor du ſelbſt kämeſt, deine Boten ſenden wollteſt? ich habe keinen geſehen.““ „Schweig!“ erwiederte der Tod, „habe ich dir nicht einen Boten über den andern geſchickt? kam nicht das Fieber, ſtieß dich an und warf dich nieder? hat der Schwindel dir nicht den Kopf betäubt? zwickte dich nicht die Gicht in allen Gliedern? brauſte dir's nicht in den Ohren? nagte nicht der Zahnſchmerz in deinen Backen? ward dir's nicht dunkel vor den Augen? Ueber das alles, hat nicht mein leiblicher Bruder, der Schlaf, dich jeden Abend an mich erinnert? lagſt du nicht in der Nacht, als wärſt du ſchon geſtorben?“ Der Menſch wußte nichts zu erwiedern, ergab ſich in ſein Geſchick, und ging mit dem Tode fort

Der liebe Schüler.

Bei einem Lehrer iſt von Schülern eine Gilde,
Die unterweiſet er in Gottesfurcht und Milde,
Er weiſt zu Gottesfurcht und Milde ſie nur an,
Doch einer eilt voraus den andern auf der Bahn.
Am Allerjüngſten hat der Meiſter Wohlgefallen,
Weil er ihn ſieht im Geiſt voran den andern wallen.
Die andern aber, die voran im Alter gehn,
Sie fragen ſich, warum der Meiſter vorzieht den.
„Warum uns Aeltern ihn, den Jüngſten, ziehſt du vor?“
Er ſprach: Ich ſag' es euch, doch thut mir dies zuvor:
Von dieſen Vögelein (er nahm ſie aus dem Neſte)
Nehmt jeder eins zur Hand, und geht damit auf's beſte
Hinaus an einen Ort, da wo euch ſieht kein Blick,
Erwürgt die Vöglein dort, und bringt ſie her zurück.
Sie gehn und bringen dann die Todten ohne Beben,
Als ſollt', ein Wundermann, der Meiſter, ſie beleben.
Der Jüngſte aber bringt ſein Vögelein lebendig;

Was würgteſt du es nicht? Er ſprach darauf verſtändig:
Weil ich den Ort nicht fand, o Meiſter! welchen du
Mich ſuchen hießeſt, da kein Blick mir ſähe zu.
Ein Blick ſieht überall, er ſieht auf's Leben nieder,
Wie meins, des Vögleins; drum bring' ich's lebend wieder. —
Der Meiſter ſah ſich um, die Schüler waren ſtumm;
Den Jüngſten zog er vor, nun wußten ſie, warum. —
Die todten Vögelein ſetzt' er zurück in's Neſt,
Um's lebende herum, und drückte ſanft ſie feſt.
Vom Wunderhauch der Huld ſind ſie lebendig worden,
Beleben kann der Herr, doch ſoll der Menſch nicht morden.

Rückert.

Bei Sonnenuntergang.

Fahr' wohl o goldne Sonne,
Du gehſt zu deiner Ruh;
Und voll von deiner Wonne
Gehn mir die Augen zu.

Schwer ſind die Augenlieder,
Du nimmſt das Licht mit fort.
Fahr wohl! wir ſehn uns wieder,
Hier unten oder dort.

Hier unten, wann ſich wieder
Dies Haupt vom Schlaf erhob;
Dann blickteſt du hernieder
Und freuteſt dich darob.

Und trägt des Tod's Gefieder
Mich ſtatt des Traums empor,
So ſchau ich ſelbſt hernieder
Zu dir aus höherm Chor.

Und danke deinem Strahle
Für jeden ſchönen Tag,
Wo ich mit meinem Thale
An deinem Schimmer lag.

Rückert.

Vollbracht.

Eine Betrachtung beim Jahreswechsel.

Vollbracht ist ein großes Wort und darum schön und herrlich; doch klingt es zugleich ernst, mahnend und bedenklich: es bietet Stoff zur Freude und zur Trauer.

Vollbracht ist — vollendet — gerendet — dahin. — Was kann gewünschter sein? und was ist unwillkommener? Arbeit vollbracht, ist Gewinn und gewährt süße Beruhigung; Zeit vollbracht, ist Verlust und unersetzlicher Schade. Wenn ein Tag vollbracht ist, freuen wir uns und er fällt ab wie ein Blatt vom Baume, dessen reiches Laub wir nicht zählen; wenn aber ein Jahr vollbracht ist, stutzen wir!

Denn das ist kein unbedeutendes Blatt, das vom Baume des Lebens gepflückt wird, sondern es ist eine Zahl, eine große Zahl, ein volles Eins! Und wieder Eins! ein neues Eins zu den andern! Und immer wieder Eins schlägt die Uhr der Zeit, und Sechzig oder Siebzig, das ist bald gezählt!

Doch sind wir auf der Erde, um zu vollbringen: so sei es denn vollbracht in Gottes Namen! Tanzt nur den Tanz, schlingt nur den Kranz, ihr Tage, ihr Jahre! den Todestanz, den Leichenkranz! Ist doch die Stunde mein, mit allen ihren Augenblicken! und jeder Augenblick hat Raum genug für eine Freude, für einen Gedanken, für eine Empfindung, für den Keim einer That. Und nach Gefühlen und Handlungen wird unser Dasein gewogen, nicht nach den Sandkörnern der Uhr. —

Freue dich, wenn du Gutes vollbracht hast im abgeschiedenen Jahre; tröste dich, wenn dem redlichen Willen die Ausführung versagt blieb; aber nun eile, noch heute eile, denn die Zeit eilt, das Jahr ist neu und die Kraft ist neu.

Es ist vollbracht! so laßt uns heiter sprechen. Noch ist Alles gut, und nichts verloren, so lange wir das sagen. Aber wann sie es singen, um unsern Sarg — dann ist's vollbracht. —

Lappe

Von der Geſchichte unſers feſten Erdkörpers.

Mit Recht haben mehrere weiſe Männer die große, ſchöne Natur um uns her, mit ihren Sternen, Bergen, Blumen und vielerlei Thieren, auch ein großes Buch Gottes für den Menſchen genannt, das nur ſtatt der Buchſtaben, worinnen die heilige Schrift verfaßt iſt, in lauter Geſtalten geſchrieben ſei. Auf jedem Blatte dieſes großen Naturbuches ſteht auch von der Liebe Gottes zu den Menſchen und zu allen ſeinen Geſchöpfen geſchrieben; eben ſo wie in der heiligen Schrift auf jedem Blatte von Gottes Weisheit und Größe.

Eigentlich iſt freilich jedes kleine Thier und jedes kleine Pflänzchen, wenn man ſeinen innern Bau und ſeine ganze Lebensart betrachtet, ein eben ſo wundervolles Werk und Zeugniß von Gottes Güte und unendlicher Allmacht, als das ganze ſchöne Weltgebäude und unſere große Erde. Aber der Menſch bewundert gewöhnlich doch das mehr, was als recht ungeheuer groß und gewaltig ins Auge fällt, und ſieht erſt nachher ein, daß er dieſel-

den Wunder, die er im Großen anstaunte, auch im Kleinen bei und um sich hat. Wir wollen uns hier mit etwas recht Großem, mächtig in's Auge Fallendem, mit der festen Erdmasse, beschäftigen, auf welcher dem Menschen und der ganzen ihn umgebenden Natur ihre Wohnstätte bereitet ist.

Tief ist der Mensch freilich noch nicht in die feste Erdrinde eingedrungen, die er bewohnt. Denn obgleich die tiefsten Bergschächte in Tyrol und Böhmen über 1500 Ellen, und also gegen zwölfmal so tief hinunter in die Erde gingen, als die großen Thürme in Nürnberg hoch sind, oder siebenmal so tief, als der große Thurm in Straßburg: so ist das doch wie gar nichts zu rechnen gegen die Dicke unseres Erdkörpers, von seiner Oberfläche bis zu seinem Mittelpunkte. Denn diese Dicke beträgt über zehn Millionen Ellen, oder 82,000mal die Höhe der großen Nürnberger Thürme, und 47,000mal die Höhe des Straßburger Münster-Thurmes. (Jene zu 123, diese zu 229 Ellen gerechnet.)

Dagegen ist die Höhe, auf welche der Mensch hier auf seiner lieben Erdoberfläche aus seinen Thälern und Ebenen hinaufgestiegen ist, schon ungleich beträchtlicher, und obgleich wir auf unserer Erde keine so gar hohen Berge kennen, wie auf dem Planeten Venus, wo es nach den Messungen der Astronomen welche giebt, die fünfmal so hoch sind wie unsere höchsten; so ist doch schon der schöne Oertelerberg in Tyrol über 6000 Ellen, mithin gegen vierzigmal so hoch, als die Gebäuder Thürme in Nürnberg, und über siebenundzwanzigmal so hoch als der in Straßburg; und der Chimboraſſo in Amerika ist noch um etliche tausend Ellen höher, ja der Dhawalagiri-Berg in Asien ist mehr als noch einmal so hoch als der Oertelerberg, denn sein Gipfel reicht mehr als 13,000 Ellen hoch über die Meeresfläche hinauf.

Wenn man nun alles das, was die Menschen bei ihrem Hinabgraben in die Tiefe, welches freilich wegen des immer hinunterdringenden Wassers und wegen der da unten verdorbenen Luft gar schwer ist, zusammen nimmt, und dann mit dem vergleicht, was die Naturforscher beim Hinaufsteigen auf die höchsten Berge gefunden haben, so hat man Alles beisammen, was wir über den Bau des festen Erdkörpers bis jetzt wissen. Dies besteht ohngefähr in Folgendem:

Tief unter der Erdoberfläche, auf der wir wohnen, scheint es große Weitungen zu geben, die wohl meistens mit Wasser ausgefüllt sein mögen.

Denn bei ſtarken Erdbeben, wie ſie zuweilen in Aſien und auch bei uns in Europa und in Amerika zugleich waren, hat ſich die Erſchütterung öfters faſt zur nämlichen Zeit über eine Strecke von mehreren tauſend Meilen, zum Beiſpiel im Jahre 1755 von Liſſabon bis hinüber nach Amerika, verbreitet. Das ließe ſich wohl nicht erklären, wenn man das Innere der Erde, von der Oberfläche hinein, als eine ganz dichte Maſſe ohne alle Höhlungen annehmen wollte; leichter aber, wenn man ſich in der Tiefe Weitungen denkt, die mit Waſſer angefüllt und untereinander im Zuſammenhange ſind, wodurch ſich dann die Erſchütterung von einer zur andern fortpflanzen muß. Manche ſolche Höhlen ſind auch leer, und ſo weit nach oben gelegen, daß man zuweilen gar hineinſteigen und ihr Inwendiges betrachten kann. Da ſind nun freilich die Höhlen, die wir in unſerem deutſchen Vaterlande, haben wie die Baumanns- und Bielshöhle am Harz, oder die um Muggendorf in Franken, noch lange nicht die größten. Selbſt jene, Meilen weit ſich fortſetzenden unterirdiſchen Gewölbe, zu denen die Adelsberger Grotte bei Trieſt und die Höhle des Cintregebirges in Eſtremadura gehört, ſind noch nicht die größten, die man auf der Erde kennt, ſondern ſchon Norwegen und die genauer bekannten Gegenden von Nordamerika haben Höhlen von unvergleichbar viel mächtigerem Umfange aufzuweiſen. In einer ſolchen Weitung der Tiefe verlor ſich im Jahr 1344 plötzlich der waſſerreiche Fluß Gaule in Norwegen, und es dauerte mehrere Tage, bis er die Räume derſelben erfüllt hatte, und an der Oberfläche wieder hervorbrechen konnte. In eine ſolche Weitung verſank im Jahr 1702 unweit Friedrichshall in Norwegen der Hof Borge mit dem ganzen zu ihm gehörigen Flächenraum, und das benachbarte Felſengebirge enthält Oeffnungen, welche zu unergründbar tiefen Räumen führen. Die Höhle Dolſten auf dem Norwegiſchen Sundmör ſcheint ſich unter das Felſenbette des Meeres fortzuſetzen, und endigt an unzugänglichen Abgründen. In Nordamerika hat noch Niemand den Umfang der mächtig weiten unterirdiſchen Gewölbe überblickt, die ſich im Gebiet von Warren County in Kentucky eröffnen. Neunzehn Stunden lang hatte Ward dieſe Weitungen, deren viele er, wegen ihrer ungeheuren Ausdehnung, mit Städten verglich, durchwandelt, ohne das Ende zu erreichen; die größte der Weitungen iſt ſechs engliſche Meilen vom Eingang entfernt. Und dennoch erſcheinen die Höhlen, in welche der Menſch einzudringen vermag, meiſt nur

als das obere Geſchoß der großen, damit zuſammenhängenden Räume, die ihm die Tiefe verſchafft. In dieſer unbekannten Tiefe brauſt der Waſſerfall der Höhle bei Ketrington, in welcher Baker mit ſeiner Familie ſich verirrt hatte, ſo daß er erſt nach mehreren Tagen einen der beiden mächtig großen Ausgänge wieder fand; in dieſe Tiefen ſtürzen die Waſſer der Caſtletons- und Poolshöhle in England hinab.

In der Tiefe der Erde muß aber auch, wenigſtens an manchen Orten, Feuer oder ſonſt eine Urſache wirkſam ſein, welche große Wärme hervorbringt. Denn wenn man in manche Bergſchächte in England, die zum Theil unter den Meeresgrund hinabreichen, oder in die Bergſchächte vieler anderen Länder der Erde hinunterſteigt, findet man da nicht bloß die gewöhnliche Wärme, die die Keller im Winter haben und die nur daher kommt, daß die Kälte der Luft dahin nicht ſo eindringen kann, ſondern eine andere ſelbſtändige Wärme, die immer zunimmt, je tiefer man hinabkommt, und die ihre Urſache tief unter der Erdoberfläche haben muß. Die Erde ſelbſt muß von innen heraus, außer dem, was die Sonne thut, Wärme verbreiten können, daher grünet und wächſt das Gras in Finnmarken tief unter dem Schnee fort.

Die feurigen und geſchmolzenen Maſſen, welche die feuerſpeienden Berge auswerfen, müſſen auch aus einer ſehr großen Tiefe heraufkommen, und wahrſcheinlich wohl eben daher, wo jene von unten herauf dringende Wärme herkommt. Der berühmte Reiſende A. von Humboldt hat in einen gerade damals ganz ruhigen Schlund eines feuerſpeienden Berges hinuntergeſehen. Da erblickte er in einer ungeheuren Tiefe, unten, in einer weiten Höhlung, drei unterirdiſche Bergſpitzen, aus denen eben Feuer und Rauch herausdrangen. Auch im Aetna ſieht man, wenn er ganz ruhig iſt, in der Tiefe unten das Feuer beſtändig aufwallen, die Lavamaſſe wie ein ſiedendes Waſſer immer heraufkochen und wieder niederſinken. Aber der eigentliche Ort, von wo dieſe geſchmolzenen Maſſen emporbringen, muß von der Stelle, die man dort ſehen kann, wohl noch Meilen weit entfernt liegen. Denn ehe der Veſuv oder Aetna zu ſpeien anfangen, wird Meilen weit davon das Meer unten an ſeinem Grunde ganz ſiedwarm, ſo daß auch die dort liegenden eiſernen Schiffsanker ſehr heiß werden, und die Fiſche vom Grunde heraufkommen in die Nähe des Ufers, wo ſie dann oft in gar großer Menge gefangen werden.

Daß der eigentliche Heerd der Vulkane ſehr tief und weit entfernt ſein müſſe, zeigen die öfters dreißig Meilen weit gehenden Erdbeben, die bei ſolchen Ausbrüchen ſtatt finden. Ueberhaupt ſind alle die Erſcheinungen, die bei großen vulkaniſchen Ausbrüchen vorkommen, ſehr gewaltig und merkwürdig. Die Luft wird oft, bei denen auf Island, auf dreißig Meilen weit umher ſo finſter, daß man bei Tage Licht anzünden muß; auf das unterirdiſche Brüllen und auf das Beben der Erde folgen dann berghohe Rauch- und Feuerſäulen. Dabei ſcheint auch der Himmel in der Gegend des feuerſpeienden Berges in Feuer zu ſtehen; Blitze fahren aus den Wolken hinunter nach dem brennenden Schlunde, und Blitze fahren aus dieſem hinauf, öfters ſo gewaltig, daß ſie bei den Ausbrüchen des Katlegiaa auf Island Felſen durchbohrten, und in einem etliche Meilen weit entfernten Bauernhofe die Pferde im Stalle tödteten. Regengüſſe ſtürzen nieder und machen die aufgeworfene Aſche zu einem Schlammſtrom, wie denn ein ſolcher im Jahr 79 nach Chriſto in der Nähe des Veſuvs zwei Städte begrub, die man erſt im vorigen Jahrhundert wieder zum Theil ausgegraben hat.

Die geſchmolzene Materie, die nach oder bei ſolchen Ausbrüchen aus den Bergen hinausfließt, nennt man Lava; ſie iſt öfters, wie zum Beiſpiel 1783 auf Island, in einer ſolchen Maſſe ausgefloſſen, daß ſie, wenn man ſie zuſammen nehmen könnte, ganze hohe Berge geben würde. Manche Vulkane, die Anfangs faſt auf ebenem Boden ihre Oeffnungen hatten, haben ſich aus jenen geſchmolzenen und ungeſchmolzenen ausgeworfenen Materien nach und nach einen hohen Berg aufgebaut. Zuweilen iſt auch die herausfließende Maſſe ein weicher, wäſſriger, heißer Schlamm, der erſt nach und nach hart wird.

Ein Theil der Quellen, beſonders die heißen, mögen wohl auch aus großer Tiefe heraufkommen, in der Geſtalt von Dämpfen, die aber, wo es oben kälter wird, zu Waſſer werden. Die meiſten Quellen entſtehen jedoch dadurch, daß die kalten, dichten, hoch in die kühle Luft hinaufreichenden oder waldbewachſenen Berge (denn ein im Schatten ſtehender Stein fühlt ſich auch im Sommer viel kälter an, als ein Stück Holz oder als die Luft) die Wolken und Waſſerdämpfe aus der Luft an ſich ziehen, eben ſo wie ein Stein oder Spiegel, die man im Winter aus der Kälte hineinbringt in die warme Stube, und die beide feucht werden. Das Waſſer läuft dann an den Wänden der Bergritzen hinunter und fließt unten als Quelle heraus.

Es giebt gar viele Quellen, die Salz-, andere, die Eisen- oder Schwefeltheile in sich haben. Es giebt auch Quellen, wie zum Beispiel den Bullenborn im Paderbornischen, die abwechselnd in regelmäßigen Zwischenzeiten Wasser in Menge ausströmen, dann wieder damit einhalten.

Die Quellen laufen zu Bächen zusammen, diese zu Flüssen, die Flüsse vereinigen sich zu Strömen, und diese gehen am Ende ins Meer. Dieses verdeckt uns nun freilich mit seinem Gewässer, das an manchen Orten wohl eben so tief sein mag, als die höchsten Berge hoch sind, fast drei Viertel von unserer Erdoberfläche. Aber unten im Meeresgrund ist wieder dieselbe Abwechslung von Höhen und Tiefen, von ganzen Bergzügen und Thälern, wie auf dem festen Lande. Man sieht dieses, wo sich solche unter dem Wasser gelegenen Berge bis hinan an die Oberfläche desselben erheben, mit bloßen Augen, oder die Schiffsleute fühlen es und bemerken es mit ihren Ankern. Und da zum Beispiel der große feuerspeiende Berg Avatcha auf Kamtschatka im Jahr 1737 einen Ausbruch machte, da trat das Meer meilenweit vom Ufer zurück, und die auf die Höhen geflüchteten Bewohner der Küste sahen mit Schrecken in seine grause Tiefe, in seine Berge und Thäler, die nun aufgedeckt da lagen, hinein. Aber gleich darauf kam das Meer wieder, und trat nun mit solcher Gewalt über das Ufer hinüber, daß es bis zu neunzig Ellen Höhe hinaufstieg und viele ziemlich weit landeinwärts stehende Häuser und Bäume wegriß und wegspülte.

Wenn daher auf einmal das Meer abgelassen werden könnte, würde es in seiner Tiefe auch nicht viel anders aussehen, als auf vielen Stellen unserer Erdoberfläche. Wir würden da große, lange Sandflächen, und Berge von Kalk und Gyps sehen, die sich aus dem anfänglichen Gewässer gebildet haben; alle untermischt mit häufigen Muscheln und andern Seethier-Ueberresten. Denn wenn man unsere meisten Berge ansieht, bemerkt man gar leicht, daß sie auch einmal alle unter Wasser gestanden, ja, daß sie in einem großen Meere und unter einem großen Meere gebildet worden sind. Denn viele von ihnen sind ganz erfüllt von Muschel- und Seethier-Ueberresten, und auf manchen Bergen von Neuholland, die sehr hoch sind, und jetzt viele Meilen weit vom Meere landeinwärts liegen, sieht man noch jetzt Korallenbäumchen aufrecht stehen, und der ganze Boden sieht so aus, als wenn er plötzlich wäre vom Meere verlassen worden, von dem er einmal Jahrhun-

derte lang bedeckt gewesen war. Aber man braucht nicht so weit zu reisen, um etwas Aehnliches zu beobachten. Auch in und auf unsern Kalkbergen findet man Korallenarten und Muscheln, die nur im Meer gelebt haben und gewachsen sein können. Man sieht es manchen unserer Sandgegenden an, daß da einmal lange Zeit hindurch Wasser darüber gefluthet haben muß, und das Salz, das manche unserer Berge und Ebenen in sich führen, muß auch noch aus jener Zeit herrühren, wo ein salziges Meer da stand.

Manche Naturforscher glauben, das Meer sei nach und nach kleiner geworden, und nehme noch jetzt ab. Denn einige Städte an der Ostsee und am Mittelmeere sollen wirklich nach alten Aussagen und Zeugnissen ehedem näher am Meere gelegen sein als jetzt. Das Meer soll sich schon seit Menschengedenken hie und da so gesenkt haben, daß die Zeichen, die man vor etwa sechzig Jahren an Felsenklippen eingehauen, gerade an der Stelle, zu der das Meer damals hinaufreichte, jetzt schon ziemlich weit darüber heraustragen. Aber andere, und eben so gründliche Naturforscher haben bewiesen, daß dies nur an manchen Meeren und an manchen Orten so erscheine, daß aber das Meer seit Jahrtausenden weder um ein Merkliches angewachsen sei, noch auch abgenommen habe.

Es muß also jene große Veränderung, wodurch viele unserer Länder und Berge vom Meere, unter dem sie vorher standen, verlassen und nun zum festen Lande wurden, auf einmal gekommen sein. Ueberhaupt ist das nicht die einzige Veränderung, die mit unserm Erdboden vorgegangen sein muß. Bei Canstadt im Würtembergischen, bei Burgtonna in Thüringen, und in gar verschiedenen Gegenden von Deutschland, zum Beispiel im Braunschweigischen und Hannöverischen, dann auch in Frankreich, ja sogar in dem kalten Sibirien, hat man Knochen ausgegraben, die von Elephanten, von Nashörnern und andern solchen Thieren herkamen, welche nur in sehr heißen Ländern leben können. Dabei auch an den nämlichen Orten Palmen, Bambusröhre und andere Gewächse aus warmen Ländern. Diese Thiere und Pflanzen, die oft mit einander, wie noch in ihrem jetzigen Vaterlande, zusammen vorkommen, müssen einmal in jenen jetzt so kalten Ländern, eben so wie im nördlichen Amerika, wo man sie auch findet, gelebt haben. Es muß also da einmal viel wärmer gewesen sein, als es jetzt ist.

Wie es nun damit zugegangen und wodurch eine solche Veränderung

entſtanden ſei, das wiſſen die Gelehrten ſelber nicht, wie ſie denn überhaupt gar vieles nicht wiſſen. Die heilige Schrift aber und die Sagen vieler Völker in Europa, Aſien und Amerika, erzählen uns von einer großen Flut, von der Sündflut, die über den ganzen Erdboden kam und ſeine höchſten Berge bedeckte, und wobei faſt alle damals auf der Erde lebenden Weſen zu Grunde gingen. Und an ein ſolche Flut, nach deren Verlauf die Erdoberfläche ihre jetzige Geſtalt erhielt und ihr jetziges Klima, muß man glauben, wenn man allen Zeugniſſen der Natur nicht geradezu ins Angeſicht widerſprechen will. Ein Theil des damaligen feſten Landes ſcheint (wie noch jetzt einzelne Inſeln) ins Meer verſunken zu ſein; ein Theil des Meeresgrundes iſt dabei zum trocknen Lande geworden.

Zwar führen nicht alle Berge ſolche Muſcheln oder Seegewächſe oder Salz bei ſich, woraus man ſchließen könnte, daß ſie ehemals Meeresgrund geweſen wären, aber alle, auch die, bei denen das nicht der Fall iſt, ſind offenbar (bis auf die wenigen aus vulkaniſchem Feuer erzeugten) aus dem Waſſer und im Waſſer gebildet. Und das ſagt uns auch die heilige Schrift, die, ſobald man nur die Natur recht genau anſieht, auch in ſolchen Dingen immer Recht behält, und auch ewig Wahrheit bleiben wird. Die Gebirge, die keine Muſcheln, keine Steinkohlen und keine Salze enthalten, heißt man Urgebirge. Sie haben ſich, wie man das an manchen Orten in Norwegen, in Südtyrol und in der Schweiz ſehen kann, auch noch zu einer Zeit gebildet, wo es ſchon ein belebtes Meer gab, und haben ſich zum Theil über Lagen und zwiſchen Lagen erzeugt, in denen Seegeſchöpfe eingeſchloſſen ſind (woraus eben folgt, daß auch die Urgebirge in dem Elemente entſtanden, worin ſolche Weſen leben können, nämlich im Waſſer). Sie finden ſich meiſt nur an den höchſten Stellen der Erde, und aus ihnen werden die meiſten Erze: Zinn, Silber, Gold, Blei, Kupfer und Eiſen, gewonnen. Man findet dieſe großentheils in ſogenannten Gängen, welche man allerdings öfters mit ehemaligen Spalten in den Gebirgen vergleichen kann, die ſich durch die hineingefloſſenen Erzmaſſen ausgefüllt haben.

Die Gebirge, welche hauptſächlich aus Kalk, aus Sandſtein, aus Gyps beſtehen, welche viele Muſcheln und Steinkohlen und auch Salz in ſich führen, und noch andere Eigenſchaften haben, die hier nicht weiter beſchrieben werden können, nennt man Flötzgebirge. Dieſe enthalten zwar im Allgemeinen

nicht ſo viel Erze als die Urgebirge, doch an manchen Orten einen ſehr kupferreichen Schiefer, und auch anderwärts etwas Blei, Galmei und vieles Eiſen.

Den loſen Sand, Lehm, Töpferthon, die in unſern Ebenen und Thälern liegen, nennt man aufgeſchwemmtes Land. Da findet man, außer eben dieſem Lehmen und Töpferthon, und außer Braunkohlen, nicht viel Beſonderes. Ueber allen dieſen Gebirgsarten liegt dann die Damm- oder Gartenerde.

H. v. Schubert.

Aus dem Steinreich.

Die Salze.

Die Salze unterſcheiden ſich gar leicht durch ihren ſalzigen Geſchmack, und dadurch, daß ſie ſich ſo leicht im Waſſer auflöſen, von allen andern Steinen. Das gewöhnliche Salz oder Kochſalz findet ſich hier und da, als Steinſalz, ganz feſt und ſo gar ſchön durchſichtig, wie ein Glas, in den Bergen, z. B. in Polen und Salzburg.

In Afrika, wo es recht heiß iſt, und die Leute das Salz viel nöthiger gebrauchen, als wir in unſern Ländern, weil dort der Menſch viel mehr Verlangen darnach hat und alles Fleiſch ohne Salz bei der großen Hitze leicht faulen würde, gelten die kleinen Salztafeln, in Ländern, wo das Salz rar iſt, wie bei uns das Silbergeld im Handel und Wandel, und am Nigerfluß erſandeln die Neger das Salz ſehr theuer, indem ſie Goldſtaub dafür geben, der ſich freilich bei ihnen häufig genug findet, und ihnen nicht ſo nützlich iſt, wie das Salz. Dort ſieht man öfters die Kinder an einem Stückchen Salz mit eben ſolchem Appetite ſaugen, wie bei uns am Zucker. Im Kaſpiſchen Meere und auch an einigen andern Seen, erzeugt ſich das Salz aus dem Seewaſſer, wo dieſes nach dem Ufer hin nicht ſehr tief iſt, ſo häufig und

ſchön, daß es den Boden wie Eis überzieht. Die Leute ſtechen dann ſolche Salzmaſſen heraus, waſchen im Meerwaſſer den Schlamm noch herunter und fahren es ſo fort.

Der Amiant.

Der Amiant, den man auch Federweiß und Bergflachs nennt, glänzt wie Seide, und beſteht auch aus lauter ſeidenartig feinen, zum Theil ziemlich langen Haaren, welche ſich wie Flachsfäden biegen laſſen. Er findet ſich meiſtentheils in den Serpentinbergen, in den Alpenländern, doch auch ſchon in Schleſien, am Harz, in Sachſen u. a.

Schon die alten Römer machten Tücher und Gewänder daraus. Solche Gewänder haben das Gute, daß man ſie nicht zu waſchen braucht, wenn ſie ſchmutzig ſind, ſondern nur in den Ofen zu ſtecken, um ſie weiß zu brennen. Denn der Amiant verbrennt nimmermehr im Feuer, ſondern nur der Schmutz. Solche Amianttücher nahmen die Alten auch zu Todtentüchern, worein ſie ihre Todten wickelten, die man damals, ſtatt ſie zu begraben, verbrannte. Dann miſchten ſich die Knochen und Aſche nicht unter die Holzaſche und konnten leicht für die Aſchenkrüge herausgenommen werden.

Der Opal.

Wenn man den edlen Opal anſieht und ein wenig herumdreht, ſpielt er in die ſchönſten rothen, grünen, gelben Farben. Sonſt ſieht er bläulich weiß, wie abgerahmte Milch, aus und ſeinen Beſtandtheilen nach gleicht er ganz dem Bergkryſtall, denn er iſt auch reine, jedoch unkryſtalliniſche Kieſelerde. Der ſchönſte Opal findet ſich in Oſtindien und in Ungarn; es giebt aber auch in Sachſen welche, die nicht ſo gut ſind. Die zwei größten und ſchönſten Opalſteine hat wohl der Kaiſer von Oeſterreich, denn da iſt einer ſo groß, wie eine Fauſt, der andre wie ein Ei, und beide ſind wohl über eine Million Gulden werth.

Schon die alten Römer kannten den edlen Opal aus Ungarn, und einer, der der Triumvir Antonius hieß, und in großem Ansehn ſtand, war ein ſolcher Narr, daß er nicht eher nachließ, bis ein andrer Römer, der Nonius hieß, aus der Stadt hinausgejagt ward, weil er ihm ſeinen edlen Opal nicht verkaufen wollte. Der aber gab ſeinen ſchönen Ring doch nicht her, ſondern ging lieber mit dem Ring (der 140,000 Gulden werth war) am Finger zum Thore hinaus.

Das Gold.

Das Gold hat Mancher freilich auch noch nicht viel anders geſehen, als an den vergoldeten Bildern in den Kirchen, er weiß aber darum doch ſo gut wie ein Anderer, daß es gelb ausſieht. Es iſt ſehr ſchwer (19mal ſchwerer als Waſſer), läßt ſich mit dem Meſſer ſchneiden und biegen ſo wie auch hämmern, und zwar das letztere ſo fein, daß man einen Ducaten, der doch nur ſo groß iſt wie ein Dreikreuzerſtück, ſo viel ausdehnen kann, daß ſich ein Reiter mit ſammt dem Pferde damit übergolden ließe. Dennoch will es dazu etwas mehr Hitze haben, als das Silber und ſelbſt das Kupfer, und ein Goldſchmiedofen, worin man Gold will zum Fließen bringen, muß eine faſt elfmal größere Erhitzung haben, als zum Schmelzen des Zinnes, eine faſt neunmal größere, als zum Schmelzen des Bleies nöthig wäre.

In unſerm deutſchen Vaterlande hat man ſonſt auch Gold aus dem Flußſande gewaſchen. Es war aber niemals ſehr viel darinnen, und in manchen Gegenden gehörte ſchon viel dazu, wenn einer den ganzen Tag über für einen Groſchen Gold herauswaſchen wollte. Damals aber war Alles noch ſo wohlfeil, daß von einem Groſchen eine Familie einen Tag über leben konnte. Jetzt aber iſt dies anders, und da iſt es ſicherer, ſein Brot auf eine andere Art im Schweiß ſeines Angeſichts zu eſſen. Dagegen findet man in Südamerika und auch in manchen Gegenden von Afrika noch jetzt, und ehemals, ehe die Europäer Alles ſo ausgeſucht hatten, noch viel häufiger, ganze Klumpen und Klümpchen, oder doch Körnlein Goldes, in manchen Gegenden unter dem Sande. Noch im Jahr 1785 grub man unter andern bei Bahia eine Maſſe gediegenen Goldes, welche 2560 Pfund wog. Ich möchte aber

deßwegen doch nicht dort sein, wo so vieles Gold und Silber gegraben wird. Denn wenn ich mich auch gerade vor den Schlangen, vor den wilden Thieren und Menschen nicht fürchte, so ist es doch da, wo die allerreichsten spanischen Bergwerke sind, öfters so theuer, daß man für ein solches Stück Brot, das bei uns einen Kreuzer kostet, wohl 30 derselben bezahlen muß, und das haben auch die armen Bergleute erfahren, die einmal vor etlichen Jahren, wegen des großen Tagelohns, den sie dort haben sollten, hinein nach Südamerika zu den Silberbergwerken gingen. Sie konnten ihren Frauen und Kindern gar kein Geld herausschicken, wie sie gehofft hatten, und konnten sich für das viele Geld, das sie dort bekamen, kaum satt an Brot essen. Auch sind die Leute dort sehr faul und verschwenderisch und sonst schlimm, so daß sie bei allem ihren Golde meistens viel weniger glücklich sind als wir, und öfters auch ärmer. So wurde doch auch der reiche König von Spanien, Philipp der zweite, der ganze Schiffe mit Gold und Silber beladen aus Südamerika, das damals sein war, fast alle Jahre bekommen hatte, am Ende so arm, daß er in den Kirchen für sich eine Collecte sammeln ließ. Denn es kommt überhaupt nicht auf die vielen Einnahmen, sondern auf Gottes Segen und Fleiß an, wenn man als ehrlicher Mann leben und auskommen will. Jeder hat darin seinen eigenen Geschmack, ich meines Theils muß wohl sagen, daß mir ein gutes Gewissen viel tausendmal lieber wäre, als alle Berge in der Welt, wenn sie von Gold wären.

Gold wird auch in Ungarn und Siebenbürgen viel gegraben, und in neuerer Zeit hat man in einem zum russischen Reich gehörigen Länderstrich am Uralgebirge einen erstaunenswürdigen Reichthum an Gold, in aufgeschwemmtem Lande gefunden. Bei uns glaubt manchmal auch einer, wenn er beim Pflügen oder sonst wo ein Stückchen Schwefelkies oder Kupferkies findet, er habe Gold gefunden. Ein solcher Fund ist aber meistens keinen Pfennig werth, obgleich der Stein eben so gelb aussieht und auch fast so glänzt, wie Gold. Das Gold ist mehr als 15 mal so theuer als das Silber, denn die Mark von jenem gilt gewöhnlich 364 Gulden, mithin das Pfund gegen 728 Gulden.

Das Silber.

Das Silber iſt ſchon etwas häufiger zu finden. Das gräbt und grub man in Sachſen, am Harz, am Fichtelgebirge, in Böhmen, am Schwarzwald, und noch ſonſt an manchem andern Ort aus den Gängen oder Erzadern der Urgebirge. Freilich überall da nicht ſo häufig, wie in Südamerika, z. B. in Potoſi, wo ganze Thonſchieferberge von gediegenem Silber hie und da reich durchzogen, auch Gänge gefunden ſind, die mehrere Ellen hoch und dick, gleich ſilbernen Mauern aus der rings um ſie her von allerhand zerſtörenden Einflüſſen der Natur aufgelöſten und vom Waſſer hinweggeführten Bergmaſſe hervorragten. Aber man hat doch auch ſonſt, vor mehreren Jahrhunderten z. B. einmal zu Schneeberg im Sächſiſchen Erzgebirge, eine Maſſe Silber gefunden, die 100 Centner wog, und ſo groß war, daß der damalige Churfürſt darauf, wie auf einer Tafel, mit ſeinem ganzen Hofſtaat ſpeiſte. Das Silber iſt nur 10½ mal ſo ſchwer als Waſſer, eine Kugel von Silber wiegt daher noch nicht einmal halb ſo viel, als eine gleich große Kugel von vollkommen reinem Platina-Metall. Es fordert, um zu ſchmelzen, nur 8mal mehr Hitze denn Zinn, noch nicht ganz 7mal ſo viel mehr denn Blei, läßt ſich wegen ſeiner Geſchmeidigkeit leicht hämmern und verarbeiten, hat einen ſtarken Glanz und zeigt ſich in ſeiner Haupteigenſchaft als ein edles Metall, daß es nicht ſo leicht roſtet als die unedlen.

Die reichen Silbergänge bei Freiberg ſollen durch Fuhrleute, die da durch den Wald fuhren, entdeckt worden ſein; die bei Schneeberg in Sachſen durch einen Mann aus der Donau-Gegend, der mit Schuſtergeräthe und allerhand andrer kleiner Waare einen Handel nach Zwickau trieb, und ſich da, wo jetzt Schneeberg liegt, im Wald verirrt hatte. Ueberhaupt iſt es recht merkwürdig, daß die meiſten und reichſten Erzgänge in Europa und Amerika, von ganz gemeinen und unwiſſenden Leuten, z. B. Hirten, Bauern, Fuhrleuten, nicht von Bergeffizianten, die auf's Suchen ausgingen, entdeckt worden ſind. Auch daran ſollen wir merken: daß nicht des Menſchen große Kunſt und Verſtand, ſondern ein einfältiges Auge, und vor Allem Gottes Segen und Beiſtand es ſei, was uns das Reichſte und Größte giebt.

Das Kupfer.

Das Kupfer iſt ein allbekanntes röthliches, beim Reiben eigenthümlich riechendes Metall, das 8½ mal ſchwerer wiegt denn Waſſer, und leichter ſchmelzbar iſt denn Eiſen, ſchwerer jedoch als Silber. Wegen ſeiner Geſchmeidigkeit und Feſtigkeit iſt dieſes Metall, das ſich in ſehr vielen Ländern der Erde findet, ſeit den früheſten Zeiten von den Menſchen benutzt, und zu Münzen, ſo wie zu allerhand Geräthſchaften und Gefäßen verarbeitet worden. Mit Zink zuſammen geſchmolzen, giebt das Kupfer den Meſſing; mit Zinn giebt es die Bronze, ſo wie das Glockenmetall. Wegen ſeiner großen Elaſtizität hat das Kupfer unter den meiſten andern Metallen den hellſten Klang, daher braucht man den Meſſingdrath zur Bereitung der Klavier- und anderer Seiten und, wie ſchon erwähnt, zum Gießen der Glocken. Auch wird, mittels des Eſſigs, Grünſpan aus dem Kupfer bereitet. Der Centner dieſes nützlichen Metalles koſtet 60 bis 62 Gulden; das japaniſche ſo wie das ruſſiſche Copekenkupfer, das ein wenig Gold beigemiſcht enthält und geſchmeidiger iſt als das gewöhnliche Kupfer, koſtet 70 bis 80 Gulden.

Das Drathziehen ſo wie die Verfertigung der meſſingenen Saiten iſt in Nürnberg erfunden worden. Die Erfindung der Glocken iſt aber ungleich älter und kam wahrſcheinlich aus Aſien her, wo es noch jetzt, z. B. zu Pecking in China Glocken von 2500 Centnern giebt. Doch war auch früher in Moskau eine Glocke von mehreren tauſend Centnern (4140) Gewicht; die große Glocke zu Toulouſe wiegt 506, die des Stephanthurmes zu Wien 412, eine noch jetzt in Moskau befindliche 356; die von Rouen gegen 360; die große Mailänder, die Berliner und die Pariſer jede 320; die Erfurter 302; die Magdeburger 293 Centner.

Das Eiſen.

Das Eiſen iſt wohl unter allen Metallen in der Welt das, was am häufigſten und öfteſten gefunden wird, und ſchwerlich iſt ein großes Land anzutreffen, wo nicht auch etwas Eiſen vorkommen ſollte. Und das iſt gar

eine ſchöne Einrichtung in der Welt. Denn wir gebrauchen das Eiſen viel nöthiger als Gold und Silber. Dennoch iſt das Verhältniß des Werthes, den der Menſch den Dingen beigelegt hat, ſo ſeltſam verſchieden, daß einer, der einen ſchönen Demant hätte, welcher vier Loth wöge, dafür gegen 100 Centner reines Gold, mehr als 1500 Centner Silber, faſt 110,000 Centner Kupfer und 660,000 Centner Eiſen kaufen könnte. Denn ein Centner gutes Eiſen koſtet gewöhnlich nur 10 Gulden, mithin noch nicht einmal ſo viel als ein viertel Pfund Silber oder ein halbes Loth Gold. Das Eiſen iſt über 7½ mal ſo ſchwer als das Waſſer. Um daſſelbe zum Schmelzen zu bringen, braucht man beim Gußeiſen eine 37, beim Stabeiſen eine 45mal größere Hitze als zum Schmelzen des Zinns.

H. v. Schubert.

Der Steinregen.

Man hat viele alte glaubwürdige Nachrichten und neue Beweiſe, daß bald einzelne ſchwere Steine, bald viele mit einander von ungleicher Größe, mir nichts, dir nichts, aus der Luft herabgefallen ſind. Die älteſte Nachricht, welche man von ſolchen Ereigniſſen hat, reicht bis in das Jahr 462 vor Chriſti Geburt. Da fiel in Thracien ein großer Stein aus den Lüften herab, und ſeit jener Zeit bis jetzt, hat es, ſo viel man weiß, 38mal Steine geregnet, z. B. im Jahr 1492 am 4. November fiel bei Enſisheim ein Stein, der 260 Pfund ſchwer war. Im Jahr 1672 bei Verona in Italien zwei Steine von 200 und 300 Pfund. Nun kann man denken, von alten Zeiten ſei gut etwas erzählen. Wen kann man fragen, ob's wahr ſei? Aber auch ganz neue Erfahrungen geben dieſen alten Nachrichten Glauben. Denn im Jahre 1789, und am 24. Juli 1790 fielen in Frankreich, und am 16. Juni 1794 in Italien viele Steine vom Himmel, das heißt, hoch aus der Luft herab. Und den 26. April 1803 kam bei dem Orte l'Aigle im Orne-Departement in Frankreich ein Steinregen von 2000 — 3000 Steinen auf einmal mit großem Getöſe aus der Luft.

Sonntags den 22. Mai 1808 ſind in Mähren Steine vom Himmel ge-

fallen. Der Kaiser von Oestreich ließ durch einen sachkundigen Mann Untersuchung darüber anstellen. Dies ist der Erfund:

Es war ein heiterer Morgen, bis um halb sechs Uhr ein Nebel in die Luft einrückte. Die Filial-Leute von Stannern waren auf dem Wege in die Kirche, und dachten an nichts. Plötzlich hörten sie drei starke Knälle, daß die Erde unter ihren Füßen zitterte, und der Nebel wurde auf einmal so dicht, daß man nur 12 Schritte weit zu sehen vermochte. Mehrere schwächere Schläge folgten nach, und lauteten wie ein anhaltend Flinten-Feuer in der Ferne, oder wie das Wirbeln großer Trommeln. Das Rollen und das Pfeifen, das zwischen drein in der Luft gehört wurde, brachte daher einige Leute auf den Gedanken, jetzt komme die Garnison von Teliſch mit türkischer Musik. An das Kanoniren dachten sie nicht. Aber während sie vor Verwunderung und Schrecken einander ansahen, fing in einem Umkreis von ungefähr 3 Stunden ein Regen an, gegen welchen kein Mantel oder Maltersack über die Achseln schützt. Eine Menge von Steinen, von der Größe einer welschen Nuß bis zu der Größe eines Kindskopfs, und von der Schwere eines halben Lothes bis zu 6 Pfund, fielen unter beständigem Rollen und Pfeifen aus der Luft, einige senkrecht, andere wie in einem Schwunge. Viele Leute sahen zu, und die Steine, welche sogleich nach dem Fallen aufgehoben wurden, waren warm. Die ersten schlugen nach ihrer Schwere tief in die Erde. Einer davon wurde 2 Fuß tief herausgegraben. Die spätern ließen es beim nächsten bewenden, und fielen nur auf die Erde. Ihrer Beschaffenheit nach sind sie inwendig sandartig und grau, und von außen mit einer schwarzen glänzenden Rinde überzogen. Die Zahl derselben kann niemand angeben. Viele mögen in das Fruchtfeld gefallen sein, und noch in der Erde verborgen liegen. Diejenigen, welche gefunden und gesammelt worden, betragen an Gewicht 2½ Centner. Alles dauerte 6 bis 8 Minuten, und nach einigen Stunden verzog sich der Nebel, so, daß gegen Mittag alles wieder hell und ruhig war, als wenn nichts vorgegangen wäre. Dies ist die Begebenheit. Was es aber mit solchen Steinen, die vom Himmel fallen, für eine Bewandtniß habe, daraus machen die Gelehrten ein Geheimniß, und, wenn man sie fragt, so sagen sie, sie wissen es nicht.

Aus dem Pflanzenreich.

Man kann ſich nicht genug über die Menge und Mannigfaltigkeit der Pflanzen verwundern, mit welchen die Natur alle Jahre die Erde bekleidet. In dem kleinen Raum, den das Auge auf einmal überſchauen kann, welch eine Vielfachheit der Geſtalten, welch ein Spiel der Farben, welche Fülle in der Werkſtätte der reichſten Kraft und der unerforſchlichen Weisheit? Nicht weniger muß man ſich wundern über die Geſchwindigkeit, mit welcher die Natur jede leere Stelle auf öden Feldern, verlaſſenen Wegen, kahlen Felſen, Mauern und Dächern, wo nur eine Handvoll fruchtbarer Erde hingefallen iſt, anſäet und mit Gras, Kräutern, Stauden und Buſchwerk beſetzt. Das ſieht man oft und achtet's nicht, eben weil man es von Kindheit an ſo ſieht; die größte Weisheit verräth ſich in der einfachen und natürlichen Einrichtung der Dinge, und man erkennt ſie nicht, eben weil alles ſo einfach und natürlich iſt.

Die meiſten Pflanzen haben eine wunderbare Vermehrungskraft, wie jeder aufmerkſame Landwirth wohl weiß. Tauſend Saamenkerne von einer einzigen Pflanze, ſo lange ſie lebt, iſt zwar ſchon viel geſagt; nicht jede trägt's, aber es iſt auch noch lange nicht das Höchſte. Man hat ſchon an einer einzigen Tabakspflanze 40,000 Körnlein gezählt, die ſie in einem Jahre zur Reife brachte. Man ſchätzt eine Eiche, daß ſie 500 Jahre leben könne. Aber wenn wir uns nun vorſtellen, daß ſie in dieſer langen Zeit nur 50mal Früchte trage, und jedesmal in ihren weit verbreiteten Aeſten

und Zweigen nur 500 Eicheln, ſo liefert ſie doch 25,000, wovon jede die Anlage hat, wieder ein ſolcher Baum zu werden. Geſetzt, daß dieſes geſchehe, und es geſchehe bei jeder von dieſen wieder, ſo hätte ſich die einzige Eiche in der zweiten Abſtammung ſchon zu einem Walde von 625 Millionen Bäumen vermehrt. Wie viel aber eine Million oder 1000 mal 1000 ſei, glaubt man zu wiſſen, und doch erkennt es nicht jeder. Denn wenn ihr ein ganzes Jahr lang vom 1. Jänner bis zum 31. Dezember alle Tage 1000 Striche an eine große Wand ſchreibet, ſo habt ihr am Ende des Jahrs noch keine Million, ſondern erſt 365,000 Striche, und das zweite Jahr noch keine Million, ſondern erſt 730,000 Striche, und erſt am 26. September des dritten Jahrs würdet ihr zu Ende kommen. Aber unſer Eichenwald hätte 625 ſolcher Millionen, und ſo wäre es bei jeder andern Art von Pflanzen nach Propertion in noch viel kürzerer Zeit, ohne an die zahlreiche Vermehrung durch Augen, Wurzelſproſſen und Knollen zu denken. Wenn man ſich alſo einmal über dieſe große Kraft in der Natur gewundert hat, ſo hat man ſich über den großen Reichthum an Pflanzen aller Art nicht mehr zu verwundern. Obgleich viele tauſend Kerne und Körnlein alle Jahre von Menſchen und Thieren verbraucht werden, viele Tauſend im Boden erſticken, oder im Aufkeimen durch ungünſtige Witterung und andere Zufälle wieder zu Grunde gehen, ſo bleibt doch Jahr aus Jahr ein ein freudiger und unzerſtörbarer Ueberfluß vorhanden. Auf der ganzen weiten Erde fehlt es nirgends an Geſäme, überall nur an Platz und Raum.

Aber wenn jeder reife Kern, der ſich von ſeiner Mutterpflanze ablöſet, unter ihr zur Erde fiele und liegen bliebe; alle lägen auf einander, keiner könnte gedeihen, und wo vorher keine Pflanze war, käme doch keine hin. Das hat die Natur vor uns bedacht, und nicht auf unſern guten Rath gewartet. Denn einige Kerne, wenn ſie reif ſind, fliegen ſelbſt durch eine verborgene Kraft weit auseinander, die meiſten ſind klein und leicht, und werden durch jede Bewegung der Luft davon getragen, manche ſind noch mit kleinen Federlein beſetzt, wie der Löwenzahn (Schlenke, Kettenblume), Kinder blaſen ſie zum Vergnügen auseinander, und thun damit der Natur auch einen kleinen Dienſt, ohne es zu wiſſen, andere gehen in zarte breite Flügel aus, wie die Saamenkerne von Nadelholzbäumen. Wenn die Sturmwinde wehen, wenn die Wirbelwinde, die im Sommer vor den Gewittern hergehen,

alles von der Erde aufwühlen und in die Höhe führen, dann ſäet die Natur aus, und iſt mit einer Wohlthat beſchäftiget, während wir uns fürchten, oder über ſie klagen und zürnen; dann fliegen und ſchwimmen und wogen eine Menge von unſichtbaren Keimen in der bewegten Luft herum, und fallen nieder weit und breit, und der nachfolgende Staub bedeckt ſie. Bald kommt der Regen und befeuchtet ihn, und ſo wird's auf Flur und Feld, in Berg und Thal, auf Firſt und Halden, auch wahr, daß etliches auf dem Weg von den Vögeln des Himmels gefreſſen wird, etliches unter den Dornen zu Grund geht, etliches auf trocknem Felſengrund in der Sonnenhitze erſtirbt, etliches aber gut Land findet, und hundertfältige Frucht bringt. Weiter ſind manche Kerne für den Wind zu groß und zu ſchwer, aber ſie ſind rund und glatt, rollen auf der Erde weiter, und werden durch jeden leichten Stoß von Menſchen oder Thieren fortgeſchoben. Andere ſind mit umgebogenen Spitzen oder Häcklein verſehen, ſie hängen ſich an das Fell der Thiere, oder an die Kleider der Menſchen an, werden fortgetragen, und an einem andern Orte wieder weggeſtreift, oder abgeleſen und ausgeſäet, und der es thut, weiß es nicht, oder denkt nicht daran. Viele Kerne gehen unverdaut und unzerſtört durch den Magen und die Gedärme der Thiere, denen ſie zur Nahrung dienen ſollen, und werden an einem andern Ort wieder abgeſetzt. So haben wir ohne Zweifel durch Strich-Vögel ſchon manche Pflanze aus fremden Gegenden bekommen, die jetzt bei uns daheim iſt, und guten Nutzen bringt. So gehen auf hohen Gemäuern und Thürmen Kirſchbäume und andere auf, wo gewiß kein Menſch den Kern hingetragen hat. Noch andere fallen von den überhangenden Zweigen in's Waſſer, oder ſie werden durch den Wind und Ueberſchwemmungen in die Ströme fortgeriſſen und weiter geführt, und an andern Orten durch neue Ueberſchwemmungen wieder auf dem Lande abgeſetzt. Ja einige ſchwimmen auch wohl auf den Strömen bis in's Meer, erreichen das jenſeitige Geſtade, und werden alsdann in einer landesfremden Erde einheimiſch. Es ſind da und dort ſchon Pflanzen als Unkraut aufgegangen, von denen man wohl wiſſen kann, daß der Saamen dazu auf dieſe Art über das Meer gekommen ſei. Alſo müſſen alle Kräfte und Elemente die wohlthätigen Abſichten des Schöpfers befördern, Schnee und Regen, Blitz und Hagel, Sturm und Winde, die ſeine Befehle ausrichten.

Aber das iſt ja eben die Plage des Landmannes! daher kommt alſo das viele Unkraut im Garten-Gelände und auf den Acker-Furchen, das der ſchönen gereinigten Saat Raum und Nahrung ſtiehlt, ſo viel Mühe macht, und doch mit aller Geduld und Sorgfalt nicht vertilgt werden kann! Die Sache iſt nicht ſo ſchlimm, wie ſie ſcheint. Denn zum erſten, ſo iſt der Menſch nicht allein auf der Erde da. Viele 1000 Thiere aller Art, von mancherlei Natur und Bedürfniſſen wollen auch genährt ſein, und warten auf ihre Speiſe zu ſeiner Zeit. Manche davon ſind uns unentbehrlich und wir wiſſen's wohl, manche ſchaffen uns großen Nutzen, und wir wiſſen's nicht; und es muß doch wahr bleiben, wenn wir uns ſelber ſo oft erinnern, daß ſich eine milde Hand aufthut, und ſättiget alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. Zum andern, ſo hat doch der Menſch auch ſchon von manchem Kräutlein Nutzen gezogen, das er nicht ſelber geſäet und gepflanzet, nicht im Frühlingsfroſt gedeckt, und in der Sommerhitze begoſſen hat. Und eine einzige unſcheinbare und verachtete Pflanze, deren Kraft dir oder deinen Kindern, oder auch nur deinem Vieh eine Wunde heilt, einen Schmerz vertreibt oder gar das Leben rettet, bezahlt die Mühe und den Schaden reichlich, den tauſend andere verurſachen. Aber wer ſtellt den Menſchen zufrieden? Wenn die Natur nicht ſo wäre, wie ſie iſt, wenn wir Baldrian und Wohlgemuth, Ehrenpreis und Augentroſt, und alle Pflanzen in Feld und Wald, die uns in geſunden und kranken Tagen zu mancherlei Zwecken nützlich und nöthig ſind, ſelber anſäen, warten und pflegen müßten, wie würden wir alsdann erſt klagen über des viel bedürftigen Lebens Mühe und Sorgen!

Hebel.

Das Zuckerrohr.

Das Zuckerrohr, welches ſich ſchon durch ſeine lange, außer dem Kelch ſtehende Wolle und ſeine zweiſpelzige Krone von andren Grasarten auszeichnet, wächſt urſprünglich in Oſtindien, wird aber jetzt in vielen warmen Ländern, von Amerika, Afrika u. ſ. w. gezogen, wohin es durch die Europäer gebracht iſt.

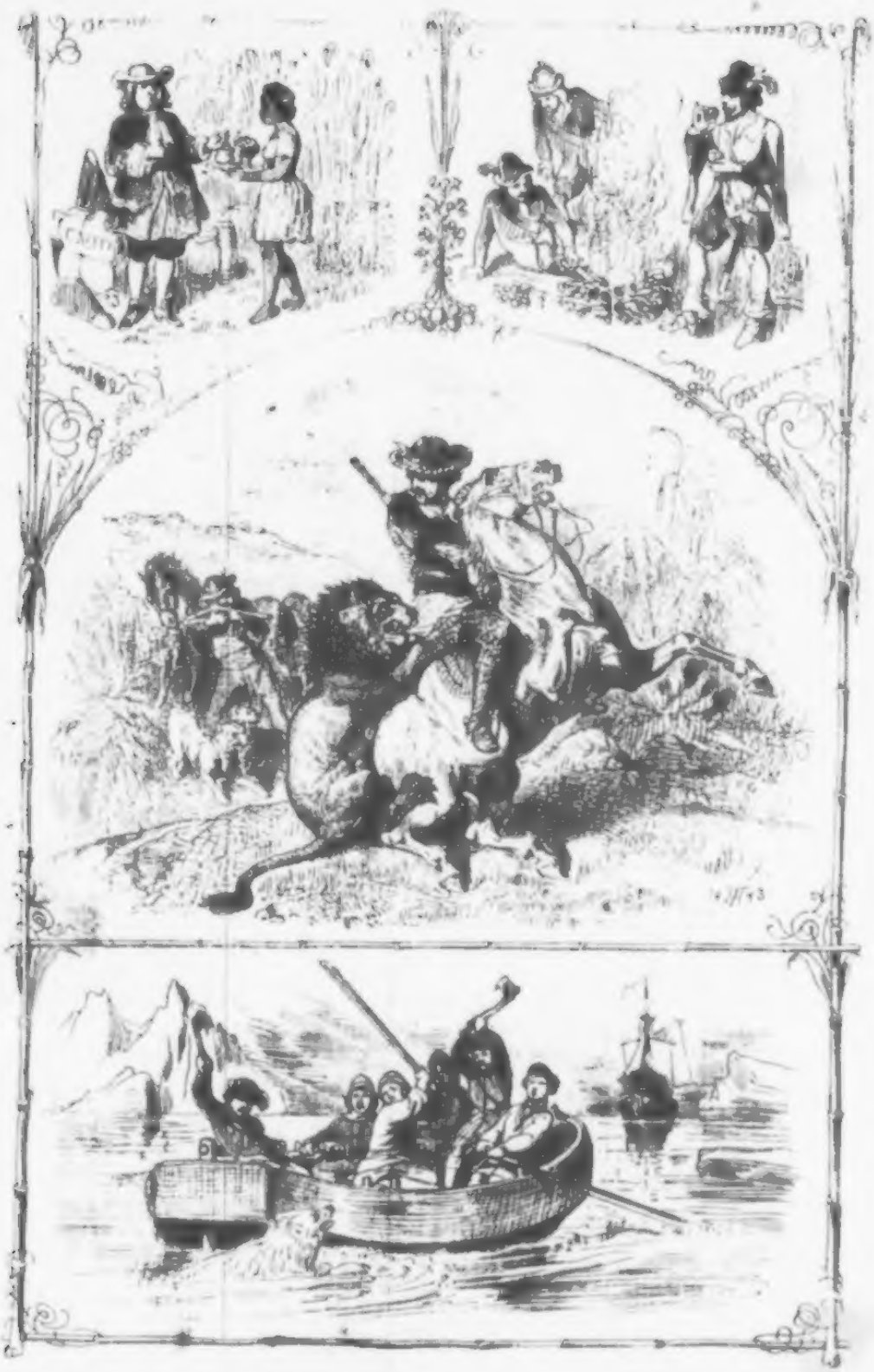
Es wächst an feuchten Orten und im Waſſer wohl zweimal Mannshoch, und hat, beſonders wenn es ganz reif iſt, etwa fünf Vierteljahr nachher, nachdem man ein Stück der gegliederten Wurzel in das feuchte Erdreich gelegt hat, ein ſchönes, ſüßes, ſaftreiches Mark in ſich, aus dem der Zucker durch Walzen, die ein Räderwerk gegeneinander drückt und umdreht, ausgepreßt wird. Das iſt aber eine gar beſchwerliche Arbeit und gefährlich zugleich. Denn da ſich das Zuckerrohr nicht aufbewahren läßt, ſondern ſchon nach 24 Stunden verdirbt, müſſen die Neger in der Zeit der Zuckerrohr-Ernte oftmals Tag und Nacht vor den Walzen ſtehen, und das Zukkerrohr hinanhalten; da werden ſie denn öfters ſchläfrig und kommen, ohne es zu merken, mit einem Finger zwiſchen die Walzen, die dann ſogleich den Finger, und darauf auch die Hand zwiſchen ſich hineinrädern und ganz zerquetſchen. Darum ſteht immer einer mit einem ſcharfen Beil dabei, der ſogleich den Finger oder die Hand abhaut, wenn ſie hineingekommen iſt, damit nicht der ganze Menſch gerädert wird. Wir alle laſſen uns den Zucker gut ſchmecken, und wiſſen nicht, wie ſauer es bei ſeiner Zubereitung unſern armen ſchwarzen Brüdern geworden iſt.

Wenn der Zuckerſaft, der ſo nahrhaft iſt, daß die Neger, denen es ihre Herren, wenn ſie einigermaßen billig denken, gar nicht verwehren, in der Zeit der Zuckerernte ſo viel zu eſſen als ſie wollen, ordentlich davon wohlbeleibt werden, aus dem Rohre ausgepreßt iſt, wird er in Keſſeln eingeſotten, und am Ende, durch Thon gereinigt, zum Zucker gemacht.

Die Kartoffel.

Die Kartoffel trägt an den vielfach zertheilten Blumenſtielen, die an ſeinem krautartigen, mit gefiederten Blättern verſehenen Stengel ſitzen, radförmig ausgebreitete, fünfſpaltige Blüthenkronen, mit fünf Staubfäden, deren Staubbeutel gegen einander geneigt und ein wenig mit einander verwachſen ſind. An der Spitze jedes Staubbeutels zeigen ſich zwei kleine Oeffnungen.

Dieſes nützliche Gewächs kam erſt vor etlichen 100 Jahren aus Amerika zu uns. Und faſt hätte ſie der Freund von Franz Drake, dem dieſer aus Amerika Kartoffeln zur Ausſaat ſchickte, und dazu ſchrieb: „die Frucht dieſes Gewächſes ſei ſo trefflich und nahrhaft, daß er ihren Anbau für ſein Vaterland für höchſt nützlich halte,“ aus ſeinem Garten wieder herausreißen und wegwerfen laſſen. Denn er dachte: Franz Drake habe mit dem Worte „Frucht“ die Saamenknollen gemeint, die oben am Kräutrich hängen. Da es nun Herbſt war, und die Saamenknollen waren gelb, lud er eine Menge vornehmer Herren zu einem Gaſtmahle ein, wobei es hoch herging. Am Ende kam auch eine zugedeckte Schüſſel, und der Hausherr ſtand auf und hielt eine ſchöne Rede an die Gäſte, worinnen er dieſen ſagte: er habe hier die Ehre, ihnen eine Frucht mitzutheilen, wozu er den Saamen von ſeinem Freunde, dem berühmten Drake, mit der Verſicherung erhalten hätte, daß ihr Anbau für England höchſt wichtig werden könne. Die Herren aus dem Parlament koſteten nun die Frucht, die in Butter gebacken und mit Zucker und Zimmt beſtreut war, aber ſie ſchmeckte abſcheulich und es war nur ſchade um den Zucker. Darauf urtheilten ſie alle, die Frucht könne wohl für Amerika gut ſein, aber in England werde ſie nicht reif. Da ließ denn der Gutsherr einige Zeit nachher die Kartoffelſträuche herausreißen und wollte ſie wegwerfen laſſen. Aber eines Morgens, im Herbſte, ging er auch durch ſeinen Garten und ſah in der Aſche eines Feuers, das ſich der Gärtner angemacht hatte, ſchwarze runde Knollen liegen. Er zertrat einen und ſiehe, der duftete ſo lieblich, wie eine gebratene Kartoffel. Er fragte den Gärtner, was das für Knollen wären? und der ſagte ihm, daß ſie unten an der Wurzel des fremden amerikaniſchen Gewächſes gehangen hätten. Nun ging dem Herrn erſt das rechte Licht auf. Er ließ die Knollen ſammeln, zubereiten, und lud dann die Parlamentsherren wieder zu Gaſte, wobei er wohl wieder eine Rede gehalten haben mag, von der der Inhalt der geweſen ſein wird: daß der Menſch, wenn er blos nach dem urtheilt, was oben an der Oberfläche iſt, und nicht auch tiefer gräbt, manchmal gar ſehr irren könne.



Das isländische Moos.

Die Flechten überziehen in gar mannichfacher Gestalt und Farbe, bald schön citronen-, bald schwefelgelb, bald grün, bald grau und schwarz, Baumrinden, alte Bretterwände, Felsen und Mauern, und sind auf ihrer Oberfläche mit kleinen Schüsselchen, Knöpfchen, Schildchen u. s. w. bedeckt, aus denen, so wie aus den Rissen der Oberfläche selbst, ein Schorfstaub ausgesondert wird, aus welchem neue Flechten der Art entstehen.

Vor allen aber nennen wir hier das isländische Moos, das, unter allen Gewächsen in der Welt, eines der nützlichsten ist. Es wächst in den ärmsten nördlichen Ländern, wie Island, Lappland u. s. w. sehr häufig, und auch hin und wieder in unsern deutschen Gebirgswaldungen und auf dürren Haideplätzen. Die Blätterlappen, die ziemlich gerade in die Höhe stehen, sind steif, doch biegsam, nach unten breiter, nach oben in schmale Aestlein zertheilt, die sich in noch kleinere, mit zwei Spitzen enden. Die innere Fläche ist hohl, grün und zugleich ins Röthliche fallend, glatt, außen sind sie bleichfärbig, (weißlich oder grünlich gelb). Am bittern Geschmacke, der sehr stark ist, kennt man aber das isländische Moos am besten. In Auszehrungen und Brustkrankheiten ist es ein vortreffliches Mittel, das oft noch Rettung verschafft. In Krain mästet man Schweine damit; magere Pferde und Ochsen, so wie manche kranke Schafe, werden, wenn man sie isländisches Moos fressen läßt, ganz feist davon. Die Isländer schätzen es fast so hoch als wie Mehl, indem sie Brod davon backen, oder es mit Milch gekocht genießen. Jenes arme Volk könnte in seinem so wenig hervorbringenden Lande kaum leben ohne das isländische Moos, das dort alle nackten Felsen überzieht, wo sonst kein anderes Kraut wachsen könnte, und mit Recht von dem dortigen Landmann höher geachtet wird, als alle Bäume und Kräuter seines Landes. Wenn im Anfang, ehe Island von Pflanzen bewohnt war, die Meereswellen, so wie sie es jetzt daselbst noch öfters thun, von einer fernen Küstengegend einen edlen Baum, z. B. einen guten Obstbaum, und auf seiner Rinde das arme unscheinbare isländische Moos, heran an die Insel getrieben hätten, und beide hätten reden können, da würde wohl der Baum großsprecherisch zum kleinen Moos gesagt haben: „Da

komme ich nun, geführt von den Wellen des Oceans, als ein künftiger Wohlthäter an dieſe Inſel und bald werden meine ſchönen Blüthen und herrlichen Früchte von Allen, die da wohnen, das gebührende Lob und Verehrung empfahen. Aber was willſt du, elendes verächtliches Moos? Dich wird man wegwerfen und mit Füſſen treten!« Das arme kleine Moos hätte ſich dann geſchämt und geſchwiegen. Aber ſiehe, nach wenig Jahren hätte die Sache ſchon ganz anders ausgeſehen. Denn der ſchöne Baum, den die Einwohner von Island vielleicht mit Jubel in die Erde gepflanzt hatten, kam dort nicht fort, während das von ihnen gar nicht beachtete Moos, das ſich ungemein ſchnell vermehrt, genügſam ſich über alle dürre Felſen hinwegzog, und nun den Tauſenden, die dort wohnen, ihr tägliches Brod gab.

H. v. Schubert.

Aus dem Thierreich.

Der Löwe.

Der Löwe iſt einfarbig gelb; das Männchen hat vom vierten Jahre an eine Mähne, die Kopf, Hals und Schultern bedeckt; ſie giebt ihm ein majeſtätiſches Anſehen und zeichnet ihn vor allen Katzen aus. Seine Länge von der Schnauze bis zum Schwanze beträgt fünf Fuß zwei Zoll; der Schwanz, welcher am Ende mit einem Haarbüſchel verſehen iſt, hat eine Länge von zwei Fuß zwei Zoll; doch wird derſelbe mitunter bedeutend größer. Die Löwin bekommt zuweilen nur ein Junges und nie mehr als ſechs. Die Jungen haben gleich offene Augen und ſind ſo groß wie erwachſene Hauskatzen; anfangs haben ſie braune Querſtreifen; ihre Ohren richten ſich erſt im zweiten Monat auf; die Mutter vertheidigt ſie mit furchtbarer Wuth. Jetzt findet ſich der Löwe nur noch in Afrika und einigen daran gränzenden Gegenden Aſiens; in alten Zeiten bewohnte er auch Syrien und Griechenland zwiſchen den Flüſſen Neſtus und Achelous. Er iſt nach dem amerikaniſchen Jaguar und dem aſiatiſchen Tiger das fürchterlichſte Raubthier. Er erreicht ein bedeutendes Alter; im Jahre 1760 ſtarb in England ein Löwe,

welcher über siebenzig Jahr im Tower eingesperrt gewesen war, und ein anderer starb ebendaselbst in einem Alter von drei und sechzig Jahren.

Am besten werden wir den Löwen aus folgenden Mittheilungen kennen lernen:

„Der Löwe," sagt Lichtenstein, „erhascht, wie alle Katzenarten, seine Beute im Sprunge, und greift einen Menschen oder ein Thier, das nicht vor ihm flieht, nie an, ohne sich vorher in einer Entfernung von zehn bis zwölf Schritten niedergelegt und seinen Sprung gemessen zu haben. Dieser Umstand wird von den Jägern benutzt, und es ist zur Regel geworden, nie auf einen Löwen zu schießen, als bis er sich legt und man in der kurzen Entfernung so sicher zielen kann, daß man ihn gewiß gerade vor den Kopf trifft. Will es das Unglück, daß man einem Löwen unbewaffnet begegnet, so ist das einzige Rettungsmittel Muth und Gegenwart des Geistes. Wer entflieht, ist unfehlbar verloren; wer ruhig stehen bleibt, den greift der Löwe nicht an. Man muß es sich nicht irren lassen, wenn er auch nahe heran kommt und sich wie zum Sprunge hinlegt: er wird diesen Sprung nicht wagen, wenn man nur Muth genug hat, unbeweglich wie eine Bildsäule stehen zu bleiben und ihm ruhig ins Auge zu schauen. Die erhabene Gestalt des Menschen flößt dem Löwen, vorausgesetzt, daß er den leichten Kampf mit dem Menschen noch nicht versucht hat, Ehrfurcht und Mißtrauen in seine eigene Kraft ein, und eine ruhige Haltung des Körpers verstärkt diesen Eindruck mit jedem Augenblicke. Man würde ihn stören, sobald man durch eine unbedachtsame Bewegung entweder dem Löwen die eigne Furcht verriethe, oder ihn zur Vertheidigung aufzufordern schiene. Der Ausgang beweist, daß er selbst nicht minder gefürchtet hat, als der Mensch; denn nach einiger Zeit erhebt er sich langsam, geht unter beständigem Umsehen einige Schritte zurück, legt sich wieder, entfernt sich abermals in immer kürzeren Zwischenräumen, und nimmt endlich, wenn er ganz außer dem Wirkungskreis des Menschen gekommen zu sein glaubt, in vollem Laufe die Flucht. So einstimmig nun auch diese Thatsache von Landleuten aus allen Theilen der Capcolonie versichert wird, so mag dennoch dieser Versuch eben nicht oft angestellt sein."

„Vormals, als es der Löwen dort noch mehr gab, und die Colonisten noch nicht auf seine Jagd eingelernt waren, stellte man große gemeinschaft-

liche Jagden auf einen Löwen an, ſuchte ihn in die Ebene zu locken und ſchloß einen großen Kreis um ihn her. So wie er an einer Seite durchbrechen wollte, ward von der entgegengeſetzten auf ihn geſchoſſen, und indeſſen er ſich nun zornig dorthin wandte, trafen ihn von der Rechten und Linken ſo viel Kugeln, daß er fiel. Jetzt aber geht man ſelten anders als ſelbander auf die Löwenjagd, und recht fertige Schützen, die ihres Schuſſes gewiß ſind und ſich darauf verlaſſen können, daß ihr Gewehr nicht verſagt, wagen es auch wohl, ganz allein die Spur eines Löwen zu verfolgen und ihn in ſeinem Schlupfwinkel aufzuſuchen. Gefährlich bleibt ein ſolches Unternehmen allerdings, und man erlebt häufige Unglücksfälle. Hier ein Paar Beiſpiele. Der Feld-Commandant Tjaard van der Wald und ſein Bruder Johannes verfolgten nicht weit von ihren Wohnplätzen, am öſtlichen Abhange der Schneeberge, die Spur eines Löwen, der unter ihren Heerden großen Schaden angerichtet hatte, und fanden ihn endlich in einer mit rauhem Gebüſch bewachſenen Schlucht. Sie nahmen ihre Stellung zu beiden Seiten des Ausgangs, und ſchickten ihre Hunde hinein, um den Löwen herauszujagen. Das glückte denn auch; der Löwe ſtürzte nach der Seite des letztgenannten Bruders hervor, legte ſich zum Sprunge und ward von ihm geſchoſſen. Unglücklicher Weiſe hatte aber der Schuß nicht recht getroffen, ſondern nur das Ohr und die eine Seite der Bruſt geſtreift. Nach einer kurzen Betäubung von wenigen Sekunden erholte ſich das Thier, und ſtürzte nun wüthend vor Schmerz mit ſolchem Grimm auf den Jäger, daß er kaum Zeit hatte, ſich aufs Pferd zu werfen und noch einen Verſuch zum Entfliehen zu machen. Aber in wenig Sekunden hatte ihn der Löwe ereilt, war dem Pferde auf den Rücken geſprungen, das nun, niedergedrückt von der Laſt, nicht mehr aus der Stelle kommen konnte, und ſchlug ſeine Tatzen dem Unglücklichen in die Schenkel, mit den Zähnen zugleich ihn an den Unterkleidern packend. Indeſſen er ſich mit aller Kraft an das Pferd klammert, um nicht heruntergeriſſen zu werden, hört er ſeinen Bruder hinter ſich her galoppiren, und ruft ihm zu, nur um Gotteswillen loszuſchießen, möge es treffen wen es wolle. Der wackere Tjaard ſpringt vom Pferde, legt ruhig an und ſchießt den Löwen durch den Kopf, und wunderbar glücklich ſchlägt die Kugel durch den Sattel, ohne weder Roß noch Reiter zu verletzen.«

»Nicht ſo glücklich war ein anderer, Namens Rendsburg, der mit einem

Vetter eben dieſes Namens auf die Löwenjagd ging. Das Abenteuer nahm ganz denſelben Gang, aber der Löwe ſprang von der Seite auf den Reiter los, und packte mit den Zähnen deſſen linken Arm. Der feige Gefährte, ſtatt dem Unglücklichen beizuſtehen, entfloh, um ein paar Hottentotten zu Hülfe zu rufen, die nicht weit von da an einem andern Ausgange des Gebüſches angeſtellt waren. Indeſſen hatte Rendsburg das letzte Rettungsmittel verſucht, und während das Thier mit wüthenden Biſſen ſeinen linken Arm zerfleiſcht und zerſplittert, mit dem rechten ein Meſſer aus der Taſche gezogen, und damit der grimmigen Katze die Bruſt an mehreren Stellen durchbohrt. Die Herbeieilenden fanden ihn vom Pferde geriſſen, in ſeinem Blute ſchwimmend, den Arm und die ganze linke Seite auseinander geriſſen, auf ihm den todten Löwen, das Meſſer noch im Herzen. Nach wenigen Minuten gab auch der muthige Kämpfer, erſchöpft von dem Blutverluſte, ſeinen Geiſt auf.«

»Ein glaubwürdiger Mann erzählte uns, daß ſich in manchen Gegenden des Gebirges (unweit des Elephantenfluſſes) die Löwen in ſolcher Menge aufhalten, daß er einſt auf einer Jagdreiſe deren zwei und zwanzig auf einem Fleck beiſammen geſehen. Die meiſten davon waren junge und nur acht völlig ausgewachſen. Er hatte eben auf einem offenen Platze ausgeſpannt, flüchtete ſich mit ſeinen Hottentotten auf das Zelt eines Wagens, und gab ohne einen Schuß zu wagen, ſeine Ochſen den Raubthieren Preis, die ſechs davon erwürgten und fortſchleppten.«

»Bei Nietrievierspoort kamen wir an die Wohnung eines gewiſſen van Wyk. Indeſſen wir unſer Vieh ein wenig weiden ließen, und in der Thüre des Hauſes den Schatten ſuchten, begann van Wyk folgendermaßen: Es iſt etwa über zwei Jahre, daß ich auf der Stelle, wo wir hier ſtehen, einen ſchweren Schuß gewagt habe. Hier im Hauſe, neben der Thür, ſaß meine Frau. Die Kinder ſpielten neben ihr, und ich war draußen zur Seite des Hauſes an meinem Wagen beſchäftigt, als plötzlich am hellen Tage ein großer Löwe erſcheint, und ſich ruhig auf der Schwelle in den Schatten legt. Die Frau, vor Schrecken erſtarrt, oder mit der Gefahr des Entfliehens bekannt, bleibt auf ihrem Platze, die Kinder fliehen in ihren Schooß. Ihr Geſchrei macht mich aufmerkſam; ich eile nach der Thür, und man denke ſich mein Erſtaunen, als ich den Zugang mir auf dieſe Weiſe verſperrt ſah. Obgleich das Thier mich nicht geſehen hatte, ſo ſchien doch, unbewaff-

net wie ich war; alle Rettung unmöglich; doch bewegte ich mich faſt unwillkührlich nach der Seite des Hauſes zu dem Fenſter des Zimmers, in welchem mein geladenes Gewehr ſtand. Glücklicherweiſe hatte ich es zufällig in die nächſte Ecke geſtellt, und konnte es mit der Hand erreichen, denn zum Hineinſteigen iſt, wie Sie ſehen, die Oeffnung zu klein, und zu noch gröſſerem Glücke war die Thür des Zimmers offen, ſo daß ich die ganze drohende Scene zu überſehen im Stande war. Jetzt machte der Löwe eine Bewegung; es war vielleicht zum Sprunge; da beſann ich mich nicht länger, rief der Mutter leiſe Troſt zu, und ſchoß in Gottes Namen, hart an den Locken meines Knaben vorbei, den Löwen über dem funkelnden Auge in die Stirn, daß er weiter ſich nicht regte.« —

Nicht ſelten wird der Löwe, wenn er ſchläft, von den Hunden geweckt, welche ſtets die Begleiter der Karavanen ſind; ſo erzählt Borchell einen hieher gehörigen Fall: »Es war ein heiterer Mittag, als unſere Hunde ſich gefielen, das ſchilfreiche Ufer eines Fluſſes zu durchſpüren, und plötzlich ein ganz eigenthümliches und beſtimmtes Bellen anſchlugen; wir forſchten der Urſache des Bellens nach, und wurden bald überzeugt, daß ſie einen Löwen erblickt hatten. Wir trieben ſie an, und bald genoſſen wir den vollen Anblick eines großen mit ſchwarzer Mähne behangenen Löwen und einer Löwin. Die letztere ſahen wir jedoch kaum eine Minute, ſo ſchnell verſchwand ſie in den Binſen. Der Löwe hingegen ſtand ſtill, und faßte uns ſcharf ins Auge. Unſere Lage war nicht ohne Gefahr, denn der Löwe war nur wenige Schritte von uns entfernt, und ſchien einen Sprung auf uns vorzubereiten. Die meiſten von uns waren zu Fuß, und ohne die gehörigen Waffen. Indeſſen hatten wir keine Zeit zur Furcht, und die Nothwendigkeit verlangte einen Angriff, um ihm zu entgehen. Ich war wohl auf meiner Hut, hielt mein Piſtol in der Hand, den Finger auf dem Drücker, und ebenſo vorbereitet hielten ſich andere, welche mit Flinten verſehen waren. Allein gar bald begannen die Hunde ſich zwiſchen uns und den Löwen zu ſtellen, umzingelten ihn, und unterhielten ein heftiges Bellen. Der Muth dieſer Thiere war wahrhaft bewundernswerth; immer näher rückten ſie von der Seite auf das mächtige Thier, und drohten dann ins Geſicht mit heftigem Bellen, ohne die geringſte Spur von Furcht zu verrathen. Der Löwe, ſeiner Kraft bewußt, blieb ruhig, und wendete ſeine Augen nur gegen uns.

Die Hunde wurden nun immer dreister, und wagten sich bis zu den gewaltigen Tatzen heran. Da ward ihm ihr Treiben zu bunt; eine kleine Bewegung mit der Tatze, und todt lagen zwei der muthigen Kämpfer auf der Erde. Es geschah dies ohne alle Anstrengung, und so schnell, daß man kaum den Erfolg davon begreifen konnte. Wir feuerten auf ihn, und eine Kugel traf ihn unter den kurzen Rippen, so daß das Blut hervorquoll. Er blieb in derselben ruhigen Stellung, und ging hierauf weiter.«

»Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts war in der Menagerie zu Cassel unter andern ein Löwe, der wenigstens gegen seine Wärterin und Pflegerin in hohem Grade zahm war. Dies ging so weit, daß die verwegene Wärterin, um die Bewunderung der Zuschauer auf sich zu ziehen, es nicht selten wagte, nicht nur ihre Hand, sondern selbst ihren Kopf in den ungeheuern Rachen dieses Thieres zu stecken. Oft war dies vollkommen glücklich abgelaufen, und dennoch ging endlich das alte und wahre Sprichwort in Erfüllung: »wer sich ohne Noth in Gefahr begiebt, kommt darin um.« Einst, als die Wärterin seinem Rachen ihren Kopf wiederum zur Hälfte anvertraut hatte, schnappte der Löwe zu, und riß ihr das Genick aus, so daß sie auf der Stelle ihren Geist aufgab. Ohne Zweifel geschah dieser Mord von Seiten des Löwen unwillkürlich, indem er unglücklicherweise gerade in dem für die Wärterin so entscheidendem Augenblick, vielleicht durch deren Kopfhaare gekitzelt, zu diesem veranlaßt ward. Wenigstens scheint der Erfolg diese Voraussetzung vollkommen zu rechtfertigen, denn kaum hatte der Löwe bemerkt, daß er den Tod seiner Pflegerin verursacht hatte, als das gutmüthige, dankbare Thier äußerst traurig wurde, sich neben den Leichnam hinlegte, ohne sich denselben nehmen lassen zu wollen, alles ihm dargebotene Futter verschmähte und einige Tage nach diesem Unglück vor Gram starb.«

»Am Ende des vorigen Jahrhunderts brachte der Bürger Felix zwei Löwen, ein Männchen und ein Weibchen, in die Nationalmenagerie zu Paris. Gegen den Anfang des Juni wurde Felix krank, und da er die Thiere nicht ferner warten konnte, so übernahm ein anderer dies Geschäft. Das Männchen war von dem Augenblicke an traurig, blieb einsam in einem Winkel seines Behältnisses sitzen und wollte durchaus nichts von dem Fremdlinge annehmen. Die Gegenwart desselben war ihm sogar verhaßt und er drohete ihm oft durch sein Brüllen. Ja selbst die Gesellschaft des Weibchens schien

ihm zu mißfallen; er erwies ihm gar keine Aufmerksamkeit. Man glaubte, das Thier wäre krank; niemand aber wagte sich an dasselbe hinan. Endlich wurde Felix wieder gesund, schlich sich sachte nach dem Behälter hin, um den Löwen zu überraschen, und ließ sich bloß durch die Gitterpfähle sehen. Der Löwe machte augenblicklich einen Sprung an dem Gitter hinauf, schlug ihn sanft mit seinen Tatzen, beleckte ihm Hände und Gesicht, und zitterte vor Freuden. Das Weibchen kam auch herbeigelaufen, allein der Löwe trieb es zurück, schien ärgerlich darüber, und da er fürchtete, es möchte irgend eine Gunstbezeugung von Felix erhalten, so schien sich ein Kampf zu entspinnen. Felix trat daher in den Käfig hinein, um Frieden zu stiften. Er liebkoſete beide, und man sah ihn nachmals oft zwischen beiden stehen. Er hatte eine so große Gewalt über sie, daß, wenn er sie trennen und in ihre Behälter sperren wollte, er nur die Worte, die dieß bezeichneten, aussprechen durfte. Wenn er wünschte, daß sie sich niederlegen und Fremden ihre Tatzen oder Rachen zeigen möchten, so legten sie sich auf das geringste Zeichen auf den Rücken, hielten ihre Tatzen, eine nach der andern, in die Höhe, öffneten ihren Rachen, und erhielten dafür die Belohnung, daß sie ihm die Hand lecken durften. Diese Thiere waren damals sechstehalb Jahr alt."

Lenz und Kaup.

Der Bär.

Der Bär ist das größte Raubthier Europa's. Er kann eine Länge von 4 Fuß und ein Gewicht von 400 Pfund erhalten. Sein Körper ist mit langem schlichten Haar bedeckt, welches in der Jugend wollig ist.

Wir unterscheiden bei uns in Europa den schwarzen (kleinen) und den braunen (großen). Es sind dies wohl eigentlich zwei Arten, denn der kleine, schwarze, hält sich mehr nördlich auf, und hält sich mehr an Pflanzenkost und Honig; der braune, der auch noch in unsern südlichen Nachbaralpen vorkommt, und bis in's südliche Europa und westliche Asien, frißt aber lieber Fleisch. Beide haben sie indeß viel Uebereinstimmendes in ihrer Lebensart. Sie wohnen gern in einsamen Wäldern; beide, besonders aber den kleinen, schwarzen, führt seine Liebhaberei zum Honig auch häufig zu

den Wohnungen der Menſchen, wo man ihn gar oft und auf allerhand Weiſe beim ſüßen Honig, noch ehe er ihn verkoſtet hat, fängt. Nach ſeinem Aufenthaltsorte im Waldgebirge hin führt ordentlich betretener Fußſteig, auf dem man dem Bären gewöhnlich mancherlei Fallſtricke legt, unter andern ihn auch durch ſeinen dummen Jähzorn fängt. Denn am Bären ſieht man recht, wie der Jähzorn ganz dumm und blind macht, wenn derſelbe manchmal einen ſchweren Klotz, an dem er ſich gefangen hat, zornig von einem Felſen herunter ſtürzt und ſich ſelber, weil er ja daran hängt, auch mit, und die Sache doch nicht merkt, ſondern zornig brummend den Klotz noch einmal hinaufſchleppt, ihn ſammt ſich ſelber herunter wirft, bis er ſich zerſchmettert oder ſo matt gemacht hat, daß er nicht weiter kann. Der Bär hält einige Monate lang Winterruhe; das Weibchen und die Jungen in den Höhlen, die alten Männchen in einem Moos- und Reiſigbette im Walde, das ſie ſich ſelbſt zuſammen getragen haben. In dieſem Lager ſchlafen ſie zwar nicht immer, aber ſie liegen doch ganz träge, an ihren Tatzen, die ſich dann häuten, ſaugend da, ohne Nahrung zu nehmen, und die Bärin hält auch noch im Winterlager ihr Wochenbette. Man jagt den Bären wegen ſeines Fleiſches und Felles, und er iſt in manchen Gegenden von Sibirien ſo hoch geachtet, daß der Menſch für ganz beſonders artig gehalten wird, der die Manieren eines Bären am meiſten (beim Tanz u. ſ. w.) an ſich genommen hat, und daß die Leute dort, wenn ſie einen Bären erlegt und aufgezehrt haben, zuletzt noch den Kopf, in welchem, wie ſie glauben, die vernünftige Seele des Thieres wohnt, ordentlich bewirthen, ihn bitten, er ſolle es doch ſeinen Verwandten auf den Bergen und im Walde ſagen, wie hoch ſie ihn geehrt hätten, damit mehrere von ihnen ſich fangen ließen, dann aber doch auch den Kopf mit ſammt den Früchten eſſen, die ſie ihm in den Rachen geſteckt hatten. Der Bär hat aber auch manchmal in ſeinem Anſtand etwas ſo menſchenähnliches, daß einmal Einer einen Bären, dem er den Kopf etwas barbirt hatte, für einen wilden Menſchen ausgab, der nicht ſprechen, ſondern blos brummen könne, wie ein Bär, auch faſt am ganzen Leibe ſo behaart ſei wie ein Bär. Der Mann ließ dieſen Menſchen, dem er einen rothen Rock und eine Weſte angezogen hatte, für Geld ſehen, und es liefen viele Leute hin, die den Spaß glaubten, und ſich von dem wilden braunen Manne, der auf einem Stuhle ſaß, und Thee aus einer Taſſe trank,

gleich jedem andern Menſchen, die Hand (Tatze) geben ließen, und ſeine große Bärenähnlichkeit bewunderten. Einige glaubten wohl gar, es ſei ein reiſender Gelehrter, der ſich nur gleich einem Bären anſtelle; bis endlich ein feiner Kopf bemerkte, daß dieſer Reiſende nicht ſowohl ein Menſch ſei, der einige Bärenart und Manieren an ſich genommen, als vielmehr ein Bär, der einige Hofmanieren gelernt hatte. Der Mann, dem dieſer höfliche Bär gehörte, hatte übrigens bereits gar vieles Geld damit gelöſt.

H. v. Schubert

Der Eisbär.

Der Eisbär iſt ganz weiß und wird über 8 Fuß lang und 4 bis 4½ Fuß hoch. Er kann ein Gewicht von mehr als 1100 Pfund erlangen.

Zu ſeinem Aufenthalt iſt ihm der höchſte Norden angewieſen, wo er ſich an den Eismeeren von Spitzbergen, an der nördlichſten Küſte von Amerika bis zur Hudſonsbay findet.

In Spitzbergen, Nova-Zembla, Grönland trifft man ihn das ganze Jahr hindurch und öfters in großer Anzahl an. Scoresby ſah Schaaren, wie Schaafheerden, einmal gegen hundert. Er iſt auf den Eisfeldern, öfters über 200 Meilen vom Ufer, ſo gut zu Hauſe, als auf dem feſten Lande; ja man hat Beiſpiele, daß einzelne auf Eisblöcken bis nach Island und Norwegen geſchwommen ſind, wo ſie jedoch keine Zeit zum Anſiedeln haben, indem die Eingebornen ſie ſogleich tödten oder vertreiben. Soweit man bis jetzt nach Norden durch die Eisſchollen vorgedrungen iſt, fand man ihn allenthalben und es ſcheint, daß er wenig oder keinen Winterſchlaf hält. Das Weibchen ſoll letzterem zwar mehr unterworfen ſein, wahrſcheinlich aber lebt es zu der Zeit, wo man es nicht bemerkt, mit ſeinen zarten Jungen in einer Eishöhle verborgen.

So plump dieſes, für den Norden gefürchtetſte und gefräßigſte Raubthier ausſieht, ſo viel Gewandtheit beſitzt es, ſo daß ein Menſch auf den Eis- oder Schneefeldern ihm nicht zu entfliehen vermag.

Es ſchwimmt mit einer Geſchwindigkeit von drei engliſchen Meilen in einer Stunde, und kann einige Meilen nach einander ohne große Beſchwer-

den zurückliegen; auch versteht es das Tauchen meisterhaft und kann an beträchtliche Entfernungen unter dem Waſſer hinſchwimmen. Ein Eisbär ſah einen Seehund auf dem Eiſe nahe bei einem Loche liegen; um ſich deſſelben zu bemeiſtern, tauchte er bis zu dieſer Oeffnung, in welche der Seehund, ſobald er ihn gewahr wurde, ſich ſtürzte, um ihm zu entfliehen; aber vergebens; der Eisbär ſtürzte ihm nach, und nach einer Minute kam er mit dem Seehund im Rachen wieder zum Vorſchein.

Sein gewöhnlichſter Fraß ſind Seehunde, Fiſche und die zurückgelaſſenen Reſte von Wallfiſchen. Das Fleiſch der Landthiere liebt er weniger, und man hat in Sibirien geſehen, daß er an Heerden ganz gleichgültig vorüber ging. Den Menſchen fällt er ungereizt ſelten an; doch hat man auch Beiſpiele, daß er von grimmigem Hunger geplagt, ihn ebenfalls nicht verſchonte. Mit Leichtigkeit läuft er mit einem Menſchen im Rachen davon und Scoresby erzählt, daß ein Bär einen Matroſen am Rücken gepackt habe, und ſo ſchnell mit ihm davon gelaufen ſei, daß ſeine Kameraden auf ſein Geſchrei ihm nur nachſehen, ihn aber nicht einholen konnten. Wird er hingegen angegriffen, ſo hält er faſt unter allen Umſtänden Stand und greift ſelbſt an. Auf dem Boote eines Wallfiſchfängers ſchoß die Mannſchaft auf einen Bären und verwundete ihn; der Bär lief ſogleich auf dem Eiſe gegen das Boot, ſprang in's Waſſer und ſuchte in's Boot zu ſteigen. Einer hieb ihm mit einer Axt eine Pfote ab, und ſuchte mit dem Boote nach dem Schiffe zu ſteuern; aber auch dahin folgte das verſtümmelte Thier, erkletterte das Schiff und wurde erſt auf dem Verdeck getödtet.

Ein ähnliches Abentheuer erlebte Capitain Hawkies in der Davisſtraße. Dieſer verfolgte einen großen Bären, der durchs Waſſer ſchwamm, und ſtieß ihn zweimal mit einer Lanze durch die Bruſt; als er ſie zum neuen Stoß herauszog, kletterte das Thier am Boot in die Höhe, ergriff ihn am Schenkel und riß ihn über Bord. Glücklicherweiſe benutzte es ſeinen Sieg nicht, ſondern machte, daß es fortkam, was ihm auch gelang, da alle im Boot befindlichen Leute nur mit der Rettung ihres Capitains beſchäftigt waren.

Von ſeinen Sinnen iſt der Geruch der ſchärfſte, denn er wird ſtundenweit durch das im Feuer bratende Wallfiſchfleiſch oder durch Thrangeruch herbeigelockt.

Die Bärin wirft in der Regel zwei Junge, welche ſie mit der größten

Liebe und Sorgfalt erzieht und ſelbſt, wenn ſie ſchon ziemlich erwachſen, noch alle Gefahren mit ihnen theilt, wovon man wahrhaft rührende Beiſpiele erzählt. Die engliſche Fregatte Carcaſſe, welche auf Entdeckungen in die Nähe des Nordpols ausgeſandt war, fror ein. Die Mannſchaft briet Wallroſſe auf dem Eiſe, um Thran daraus zu ziehen, als eine Bärin und ihre zwei Jungen, die an Größe ihr faſt gleich kamen, durch den Geruch angelockt, herbeieilten, auf das Feuer zuſtürzten und ein tüchtiges Stück Fleiſch herauszogen, welches ſie begierig verſchlangen. Die Leute warfen vom Schiff Stücke Fleiſch herab, welche die alte Bärin ſogleich ihren Jungen brachte und nur wenig für ſich behielt. Als ſie eben das letzte Stück wegholte, legten die Matroſen auf die Jungen an, ſchoſſen beide nieder und verwundeten auch die Mutter, jedoch nicht tödtlich. Man kann ſich keine Vorſtellung machen, wie kläglich ſie ihre ſterbenden Jungen betrauerte, ſo daß ſelbſt die rauhen Matroſen gerührt wurden. Kaum konnte ſich das unglückliche Thier noch fortbewegen, und doch wankte es ſogleich zu ſeinen Jungen hin, zerriß das Fleiſch in Stücken und legte es ihnen vor. Als ſie ſah, daß ſie nicht freſſen wollten, ſtreckte ſie ihre Tatzen bald nach dem einen bald nach dem andern aus und ſuchte ſie aufzurichten, wobei ſie ein klägliches Geheul erhob. Da alle ihre Mühe vergeblich war, ſchleppte ſie ſich eine Strecke fort, kehrte aber wieder um und leckte ihre Wunden. Als ſie endlich ſah, daß ſie todt und kalt waren, erhob ſie ihren Kopf nach dem Schiffe hin und brummte voll Wuth und Verzweiflung. Die Matroſen antworteten mit Flintenſchüſſen; ſie ſank zwiſchen ihre Jungen nieder und ſtarb, indem ſie ihre Wunden leckte.

In der Gefangenſchaft muß der Eisbär bei großer Hitze öfters mit kaltem Waſſer begoſſen werden. Man ernährt ihn bloß mit Brot.

Sein Fleiſch, wenn es vom Fett, welches öfters an 100 Pfund beträgt, gereinigt iſt, ſoll ſaftig ſein, und beſonders wird der Kopf gerühmt. Sein Fell giebt ein warmes Pelzwerk.

Raup

Die Gemſe.

Die Gemſe hat eine Länge von 3 Fuß 2 Zoll, eine Höhe von 2 Fuß, und iſt ungefähr von der Größe einer großen Ziege; im Frühjahr weißgrau, im Sommer rothbraun, im Herbſt dunkelbraun und im Winter ganz ſchwarz. In allen Jahreszeiten ſind die Naſengegend, die Stirn, die untere Kinnlade und das Innere der Ohren weißgelb, ebenſo die Hinterbacken, das Innere der Beine und der Bauch, ſowie auch die Haare an den Hufen. Durch das Auge geht ein brauner Streifen.

Das Weibchen iſt zierlicher und kleiner als das Männchen. Die Jungen ſind dunkel braungelb; die untere Kinnlade weiß, ebenſo die Hinterbacken, und über den Rücken läuft eine ſchwarze Linie.

Sie iſt eine Bewohnerin der Alpen von Europa und Aſien und der einzige Wiederkäuer des weſtlichen Europa, welchen man mit den Antilopen vergleichen kann. Im Sommer lebt ſie auf den unzugänglichſten, höchſten Alpen, welche an die Region des ewigen Schnees grenzen. In Europa kommt ſie noch immer in den ſchweizeriſchen, ſavoiſchen und tyroliſchen Alpen, ſowie auch auf den Pyrenäen ziemlich häufig vor und, wo ſie nicht zu ſehr verfolgt wird, in Truppen von fünf bis vierzig Stück. Da die Gemſen einer beſtändigen Verfolgung ausgeſetzt ſind, ſuchen ſie nur die unzugänglichſten Orte auf, wo ſie vor Menſchen und Raubthieren am ſicherſten zu ſein glauben. Im Sommer wagen ſie ſich nur Morgens und Abends etwas tiefer hinab, um zu graſen; am Tage ſuchen ſie wilde ſchattige Thäler, um wiederzukauen und bringen die Nächte unter ausgehöhlten Felſen und Felſentrümmern zu. Im October, wenn die Pflanzenwelt der Alpen abſtirbt, gehen ſie tiefer, bleiben aber immer noch über der Region des Holzwuchſes; erſt im Winter ſteigen ſie in die Wälder hinab, und wählen hier die dichteſten, um vor den Lavinen geſichert zu ſein.

Die Gemſen ſind ein Sinnbild der Wachſamkeit, und ihre äußerſt feinen Sinne zeigen ihnen meiſtens den Feind ſchon aus weiter Ferne; ſie ſehen ſich beſtändig um, wittern nach allen Seiten, und die erſte, welche etwas feindliches wahrnimmt, ſtößt ein Pfeifen aus und giebt, indem ſie im Fluge davon ſtürzt, das Signal zur allgemeinen Flucht; ſie laufen nicht,

ſondern machen nur ungeheuere Sätze, die von Welden 21 Pariſer Fuß weit gefunden hat. Die Schalen (Klauen) ſind, wie beim Steinbock, unten ausgehöhlt und haben ſcharfe Ränder, ſo daß ſie auf den ſteilſten Klippen, wo oftmals nur ihre vier Füße Platz haben, mit Sicherheit fußen können. Nur ihre flugähnliche Schnelligkeit und beſtändige Wachſamkeit rettet ſie von dem gänzlichen Erlöſchen der Art. Bei den Rudeln geht immer eine von den größten Gemſen voran, welche die übrigen leitet; wird dieſe weggeſchoſſen, ſo zerſtreut ſich der Rudel auf einige Zeit. Nur ſehr alte Böcke leben einſiedleriſch. Das Junge folgt ſchon am erſten Tage der Mutter, die es ſechs Monate ſäugt und ſehr viel Liebe und Sorgfalt für daſſelbe an den Tag legt. Die Mutter lehrt es über Felſen und Abhänge ſetzen, macht ihm den Sprung ſo lange vor, bis es denſelben verſucht, wobei ſie wie eine Ziege meckert. Wird die Mutter geſchoſſen, ſo verläßt das Junge, wenn es noch zart und klein iſt, die Mutter nicht und wird mit gefangen. Iſt es größer, ſo entflieht es und ſoll dann von andern Müttern an Kindesſtatt angenommen werden, welches Schinz für ſehr wahrſcheinlich hält, da die Weibchen mit den Jungen zuſammen leben, bis dieſe erwachſen ſind. Jung eingefangene Gemſen laſſen ſich zähmen, werden aber nicht ſo munter und lebhaft, wie die wilden. Man läßt ſie an Ziegen ſaugen und wenn man ſich viel mit ihnen beſchäftigt, ſo werden ſie zahm, wie jedes Hausthier, folgen ihrem Herrn wie der treueſte Hund, kommen auf den Ruf und ſpringen an ihrem Wohlthäter hinauf. Auch mit Hunden vertragen ſie ſich ſehr gut, ſo daß ſie mit ihnen ſogar das Lager theilen. Zu ihrer Geſundheit trägt jedoch ſehr viel ein geräumiger Aufenthalt bei, der aber nicht warm ſein darf, ſondern am beſten ein mit hohen Mauern eingeſchloſſener Hof iſt. Hier kann man ihre Gewandtheit und Stärke bewundern. Von Welden ſah eine zahme Gemſe eine 14 Fuß hohe Mauer hinauf und auf der andern Seite einem Mädchen, welches graſete, auf den Rücken ſpringen, ohne es zu verletzen. Der geringſte Vorſprung einer Mauer genügt ihr darauf zu fußen, um in etlichen Anſätzen die Höhe wie im Flug zu erreichen.

Die Nahrung der Gemſen beſteht aus den kräftigſten Alpenpflanzen, beſonders jungen Trieben der Alpenroſen, Erlen, Weiden, Nadelbäume und Wachholder. Sie können lange hungern, allein Durſt können ſie nicht ertragen. Wie alle Wiederkäuer lieben ſie Salz und lecken ſich an den kal-

ligten und etwas ſalzigen Felſen ſo durſtig, daß ſie zum nächſten Waſſer laufen, um zu trinken.

Die Gemſe hat mehr Feinde, als irgend ein Thier; die Schneelavinen allein vergraben oft ganze Heerden, und der Steinadler ergreift, aus hoher Luft herabſtürzend, die Jungen, oder ſucht die Alten mit ſeinen mächtigen Flügeln in den Abgrund zu kehren. Seltener mögen Luchſe, Wölfe und Bären ihnen gefährlich werden.

Der allergefährlichſte Feind bleibt jedoch der Menſch, der mit wahrer Tollkühnheit ſie verfolgt und keine Gefahr ſcheut ſie zu erlegen. Nichts in der Welt kann den Jäger von ſeiner Leidenſchaft abhalten, die ihm um ſo reizender wird, mit je mehr Gefahren er zu kämpfen hat. Steht ihm ſelbſt das ſchrecklichſte Beiſpiel vor Augen, daß Vater und Großvater in Abgründe geſtürzt und ſpurlos verſchwunden ſind, und weiß er ſelbſt, daß ein ähnliches Schickſal ihm aufgehoben iſt, ſo vermag er doch nicht ein ruhiges Leben dem Tage ja Wochen langen Herumſtreifen vorzuziehen. Der berühmte Gemſenjäger Heiß aus Glarus, ein Zimmermann, erlegte aus bloßer Jagdluſt an neunhundert Gemſen, büßte aber endlich ſie mit dem Leben, indem er in einen Abgrund ſtürzte. Der Gemſenjäger muß einen ſchwindelfreien Kopf, ſcharfe Augen, gute Bruſt und ſichere Füße haben. Er muß mit Sicherheit über die ſteilſten Klippen, neben den gähnenden, ſchrecklichſten Abgründen hin, und über Ueberhänge gehen können, und dabei vom Schwindel nichts wiſſen. Er muß gewohnt ſein über Eisfelder und Gletſcher zu gehen, über Eis-Klüfte zu ſpringen, Sturm, Ungewitter, Kälte und Hunger Trotz zu bieten, dabei eine gute Bruſt haben, um die reinſte Luft einathmen und Berg auf und Berg ab ohne Beklemmung ſteigen zu können. Allein alles dies hilft ihm nichts, wenn er kein ſcharfes Auge hat und nicht mit der Büchſe gut umzugehen weiß. Seine Rüſtung beſteht in einem leichten Kleide, ſtark benagelten Schuhen, woran er Fußeiſen ſchnallen kann, einem Alpenſtock, einer tüchtigen Büchſe und einem Fernrohr. In der Jagdtaſche hat er Brot und Käſe, auch wohl ein Fläſchchen mit Wein oder Branntwein. Kaum daß die Sonne die Gletſcher röthet, durchſpäht er ſchon mit ſcharfem Auge oder Fernrohr die höheren Gebirgsregionen, und wandert gegen den Wind, welchen er erforſcht, indem er ein Haar im Munde ſpielen läßt. Hat er endlich eine oder mehrere Gemſen erſpäht, ſo ſtellt er ſich an

einen Felsen und wartet mit vieler Geduld, bis die Gemse sich von dem Weideplatze zurückzieht, um sie sicherer auf's Korn zu nehmen. Sobald er die Hörner unterscheiden kann, schießt er. Geht die Gemse mit verrückendem Tage höher hinauf, so sucht er unvermerkt höher zu kommen, und schneidet ihr den Weg ab. Schwer ist es dem Jäger einer ganzen Heerde beizukommen, eine einzelne nur ist meistens seine Beute. Sie hat ein sehr zähes Leben und wenn er nicht Kopf oder Brust trifft, hat er gewöhnlich das Nachsehen. Oefters stürzt auch die Gemse in einen Abgrund, so daß sie gänzlich unbrauchbar wird. Am gefährlichsten für den Jäger wird das Verfolgen, wenn die Gemse auf flache und steile Felsenmassen flüchtet und der Jäger nachsteigt. Hier versteigt er sich oft so, daß er weder vor noch rückwärts kann, und froh sein muß, wenn er nach stundenlangem Bemühen sich retten kann. Er soll sich dann öfters Hände und Füße aufschneiden, um durch das klebende gerinnende Blut sich besser anhalten zu können. Hat der Jäger nun endlich eine oder gar zwei Gemsen erlegt, so fängt die Last und Noth erst an; denn er muß nun mit der schweren Bürde wegsame Gegenden aufzufinden suchen. Zuerst weidet er die Thiere aus, bindet die vier Füße zusammen und hängt sie quer über die Stirn, so daß der Körper der Thiere über den Rücken des Jägers hängt. So beladen steigt er, an den Alpenstock sich lehnend, behutsam herunter.

Einige Winde, Schneegestöber, dichter, undurchdringlicher Nebel und Stürme bereiten dem Gemsenjäger Gefahren, denen er selten auf die Dauer entgeht. Allein die Leidenschaft ist bei diesen Menschen so stark, daß mancher auf der Jagd gestürzte Jäger, kaum geheilt, wieder in die Gebirge eilt, um frische Wunden oder den Tod zu holen.

Der ganze Gewinnst beträgt drei bis vier große Thaler, welche man für eine Gemse zahlt. Das Fleisch von jungen, nicht zu alten Thieren ist sehr schmackhaft und aus dem Leder werden vortreffliche Handschuhe verfertigt.

Kurz.

Der Orang-Utang.

Das junge Thier, welches man ſchon öfters nach Europa gebracht hat, erreicht eine Länge von 2½ bis 3½ Fuß und iſt mit grobem zottigem rothbraunem oder roſtfarbigem Haare bedeckt. Die Farbe der nackten Theile, als Geſicht und die innern Handflächen, ſind kupferroth, nach andern bläulich. Die Stirn iſt ſehr hoch, nach oben ſchmal und nimmt faſt die Hälfte des Geſichts ein; die Augen ſind ziemlich groß und braun mit runzeligen Augenliedern, die Ohren klein, dünn und anliegend, die Naſe flach, an der Wurzel tief eingedrückt, das Gebiß vorſpringend und die Entfernung zwiſchen Naſe und Mund ſehr groß. Die Lippen ohne deutliche Lippenränder beſitzen eine große Beweglichkeit und können ſich wunderbar ausdehnen. Das Haar iſt am Scheitel vor- und aufwärts, an den übrigen Theilen abwärts gerichtet mit Ausnahme der Vorderarme, wo es wie beim Menſchen aufwärts gerichtet iſt; an den Backen hat er einen hübſchen Bart.

Seine Arme ſind ſehr lang, ſo daß ſie füglich bei aufrechter Stellung die Erde erreichen können.

Der Daumen derſelben iſt ſehr kurz und der Nagel ſoll am Hinterdaumen beim Weibchen fehlen.

Camper hat einen Hautbeutel entdeckt, der um den Hals herumgeht und bis zum Bruſtbein herabhängt. Dieſer Sack ſteht in Verbindung mit dem Kehlkopf, kann aufgebläht werden und ſoll die Stimme mäßigen und jede Sprachfähigkeit rauben.

Die jungen Thiere zeigen in der Gefangenſchaft außerordentlich viel Sanftmuth und ungemein viel Anhänglichkeit an den Menſchen.

Nach allen Berichten ſind ſie gelehrig, folgſam, ſpielend und lernen ihre Wohlthäter ſehr gut unterſcheiden. Ihre Wohnung oder ihren Stall halten ſie vollkommen reinlich und entfernen nach gehaltener Mahlzeit alle Ueberbleibſel auf das Sorgfältigſte, ja welche waſchen ihn ſogar mit einem erhaltenen Lumpen und Waſſer ſo lange bis er vollſtändig ſauber war. Auch an ihrem Körper ſind ſie reinlich und waſchen ſich regelmäßig Hände und Geſicht. Ihre Nahrung, die in Reis, Hülſen, Obſt, Pomeranzen, Brot, Fleiſch und Eiern beſtand, brachten ſie mit den Händen zum Munde, allein Flüſſigkeiten ſchlürften ſie, den Kopf geneigt wie alle übrigen Thiere ein.

An die Tafel des Menſchen gezogen, lernten ſie wie ein Menſch auf einem Stuhle ſitzen, mit Gabel und Löffel, wenn auch etwas ungeſchickt, umgehen. Konnte der Affe des Capitain Decain die auf ſeinem Teller liegende Speiſe nicht in ſeinen Löffel bringen, ſo gab er denſelben ſeinem Nachbar um ihn zu füllen; der Affe, welchen Fr. Cuvier beobachtete, wußte ſehr gut mit der Gabel umzugehen und ſpießte z. B. mit derſelben jede einzelne Erdbeere auf, indem er mit der andern Hand den Teller hielt. Flüſſigkeiten aller Art lernten ſie aus Gläſern und Taſſen trinken, welche ſie mit beiden Händen hielten und als einer bemerkte, daß das Glas nicht im Gleichgewicht war, ſo ſuchte er es mit der einen Hand zu unterſtützen und zwar auf der Seite, wohin es ſich neigte. Kaffee, Thee, auch geiſtige Getränke, beſonders rothen Wein tranken ſie und der von Cuvier beobachtete leerte einſt den Reſt einer Malagaflaſche rein aus und ſtellte darauf die Flaſche unverſehrt wieder auf die Erde. Der, welcher 1817 nach London gebracht wurde, bewährte ſein Gelüſt nach geiſtigen Getränken auch dadurch, daß er mehrmals dem Capitain die Branntweinflaſche ſtahl; den Stöpſel aus der Flaſche zu ziehen verſtehen ſie meiſterlich und wiſchen ſich, wenn ſie getrunken haben, das Maul ab. Aber nicht allein beim Eſſen und Trinken zeigen ſie ihre Culturfähigkeit, ſondern auch in der Art, ſich zur Ruhe zu legen. Der, von Capitain Decain mitgebrachte, ſuchte alle Tücher zuſammen, welcher er habhaft werden konnte, um ſich warm zuzudecken, legte ſich bald auf die Seite, bald auf den Rücken, zog die Beine an ſich und kreuzte die Arme auf der Bruſt.

Nach Dr. Abels Bericht breitete der ſeinige auf dem Schiff ein Segel aus, legte ſich darauf nieder und deckte ſich mit einem Theil deſſelben zu. Fand er jemand in ſeinem Bette, ſo zerrte er ſo lange, bis ihm Platz gemacht wurde, war aber noch eine freie Stelle da, ſo legte er ſich neben dem Menſchen ruhig nieder. Wenn er kein Segel fand, ſo ſtahl er entweder eine Matroſenjacke oder er entwendete eine Decke aus einer Hängematte. Derſelbe Drang, als er noch auf Java ſich befand, verflocht die kleinen Zweige eines Tamarindenbaums, bettete ſich und deckte ſich mit den Blättern zu. Den Tag über lag er in ſeinem Neſte, lugte mit vorgeſtrecktem Kopfe bis jemand mit Früchten vorbeiging, ſtieg dann ſchnell herab und nahm ſich einen Theil davon.

Nach Sonnenuntergang, oder wenn er ſatt war, noch früher, legte er ſich zur Ruhe und ſtand mit Sonnenaufgang auf.

Der Cuvier'ſche machte ſich das Heu ſeines Lagers zurecht, ſchüttelte es tüchtig durch und machte ſich ein Kopfkiſſen, wozu er einmal in einen Lappen Heu that und die Enden über einander legte. Die Decke zog er ordentlich über den Kopf und deckte ſich warm zu.

Selbſt Kleider lernte der vom Capitain Blanchard gehaltene anziehen und hielt ſie beſtändig rein. Er iſt ſehr freſtig und zittert leicht vor Kälte, die er nicht gewohnt iſt; in dieſem Zuſtand flüchtete einer ſich zum erſten ſeiner Freunde, kletterte ihm auf den Arm, umfaßte ihn, um ſich an ihm zu erwärmen und wollte man ihn entfernen, ſo ſchrie er kläglich.

Alle, die man bis jetzt beobachtete, hatten durchaus keine Neigung Poſſen zu reißen und Fratzen zu machen, wie die übrigen Affen, ſie waren vielmehr ernſt mit einem Gemiſch von Sanftmuth und Melancholie. Geſellſchaft liebt er ſehr und Einſamkeit gar nicht. Der des Capitain Decain wurde in Oſtindien in einem Zimmer neben dem Viſitenzimmer gehalten; hörte er jemand kommen, ſo machte er ſchnell den Riegel auf; da dieſer ſchwer ging, ſtieg er auf einen an der Thüre ſtehenden Stuhl, um deſto mehr Kraft anwenden zu können. Als man einmal den Stuhl in eine andere Gegend des Zimmers ſtellte, holte er ihn ſchnell wieder herbei. Er hatte alſo kombinirt, daß er mehr Kraft habe, wenn er mit dem Riegel auf gleicher Höhe ſtehe und daß der Stuhl tragbar ſei.

Eine ähnliche Thatſache erzählt Dr. Abel von ſeinem Orang, den man in einen Käfig von Bambusſtäben eingeſperrt hatte; er wurde zornig, faßte mit ſeinen Händen die Riegel, rüttelte ſie heftig und bemühte ſich, ſie zu zerbrechen. Da er aber fand, daß ſie zu ſtark waren, ſo verſuchte er ſeine Stärke an einzelnen ſo lange, bis er einen zerbrach, worauf er entfloh. Später wurde er angekettet, machte ſich aber augenblicklich los und lief mit ſeiner Kette davon; da dieſe ihn hinderte, ſo rollte er ſie zuſammen, warf ſie über die Schulter und da ſie auch ſo nicht liegen bleiben wollte, nahm er ſie zuletzt in's Maul.

Ein anderer öffnete das Schloß ſeiner Kette mit einem Schlüſſel und verſuchte es in Ermangelung deſſelben mit einem Stück Holz. Beſuchte ihn jemand mit ſchmutzigen Stiefeln, ſo ſäuberte er ſie mit einem Beſen, löſte

Schuhschnallen und den verworrensten Knoten mit den Fingern und Zähnen auf.

Der Orang des Capitain Decain hatte eine ungemeine Liebe zu ihm. Als er ihn im Bette liegend traf, warf er sich in seiner Freude auf ihn, umarmte ihn, heftete seine Lippen auf die Brust und fing an zu saugen, was er gewöhnlich an den Fingern that.

Auch gegen seines Gleichen ist er zärtlich, wie Swinton, ein Engländer erzählt. Ein Männchen und ein Weibchen spielten und küßten sich, indem das Weibchen die hervorgestreckte Schnauze in den Mund des Männchens steckte, was dieser sich gern gefallen ließ. Auch die Hand der Menschen, die ihnen näher kamen, steckten sie als eine Art Liebkosung in den Mund.

In Ermangelung menschlicher Gesellschaft war ein Orang auch gegen andere Affen zutraulich; er mußte jedoch unbeobachtet sein, weil er sie sonst ignorirte und sich der schlechten Gesellschaft zu schämen schien. Vor Schildkröten hatte er den größten Abscheu und ihr Anblick konnte ihn auf die höchsten Taue jagen. Allein nicht bloß gegen Menschen und Affen zeigte er Anhänglichkeit, sondern selbst zwei junge Katzen liebte er so sehr, daß er öfters eine auf den Kopf setzte, und als diese mit ihren Krallen sich in die Haut festklammerte, ertrug er geduldig die Schmerzen, untersuchte aber später die Pfoten und als er die Krallen entdeckte, wollte er sie ausreißen. Die Sucht etwas auf dem Kopfe zu haben, zeigte er auch bei andern Gelegenheiten, denn er bestreute sich öfters den Kopf mit Papierschnitzeln, Asche, Erde und andern Dingen. Diese Eigenheit habe ich auch an einem Winselaffen bemerkt, der den ihm gegebenen Schnupftaback jedesmal in die Kopfhaare einrieb.

Alle konnten aufrecht gehen, waren aber auf dem ebenen Boden langsam; sie treten dann gewöhnlich mit dem äußeren Rand auf und schlagen die Zehen ein, wenn die ganze Fußfläche den Boden berührt. Schneller und gewandter sind sie auf Bäumen, ihrem natürlichen Aufenthalt, die sie erkletern, ohne den Schenkel zu gebrauchen. Der von Dr. Abel mitgebrachte wurde auf dem Schiff mit den Matrosen sehr vertraut und übertraf sie weit an Behendigkeit; sie jagten ihn öfters und gaben ihm Gelegenheit, seine Geschicklichkeit im Entfliehen zu zeigen. Anfangs suchte er sich seinen Verfolgern durch

Schnelligkeit zu entziehen; wurde er gedrängt, so ergriff er ein loses Tau und schwang sich aus ihrem Bereich hinaus. Oft schüttelten die Matrosen mit Heftigkeit die Taue, worauf er sich befand, allein man sah, daß seine Muskelkraft dies nicht anfocht und daß er fest angeklammert hängen blieb. War er aufgeräumt, so ließ er seine Verfolger bis in den Bereich seiner langen Arme kommen, gab ihnen einen Schlag und entfloh. Ein anderer stieg auf einen Baum; als ihm jemand nachklettern wollte, suchte er es zu verhindern, indem er heftig die Aeste schüttelte und dies so oft wiederholte, als man es versuchte. Dieser wurde ziemlich zornig, wenn er etwas lebhaft verlangte und es ihm verweigert wurde; er fing an zu schreien, wälzte sich auf der Erde und schlug den Kopf auf den Boden. War er einmal zornig, so erhob er von Zeit zu Zeit den Kopf und hörte auf zu schreien, um, gleich einem verzogenen Kinde, zu sehen, ob sein Geschrei Eindruck auf die umstehenden Personen machte, sah er aber böse Gesichter, so erhob er sein Geschrei von neuem.

Nach allem diesem kann der Verstand dieser Thiere mit dem des Elephanten verglichen werden, obgleich andere Naturforscher wie G. Cuvier und Voigt behaupten, daß seine geistigen Fähigkeiten kaum die des Hundes übersteigen.

Alle Beobachtete waren, wie schon bemerkt, noch Kinder und überlebten höchstens zwei Jahre ihre geraubte Freiheit, indem sie dem rauhen Klima unterlagen.

Von der Lebensart im Freien weiß man wenig und nur so viel, daß er in Truppen lebt, stark und herzhaft ist und sich mit Stöcken und Steinen vertheidigt.

Sein Vaterland ist das Innere von Borneo, Cochinchina und Malakka, wo sie auf hohen Bergen wohnen und äußerst schwer zu fangen sind.

Kaup.

Die Eulen.

Die Eulen haben die großen Augen an dem dicken Kopfe nach vorne stehen, und diese Augen sind wie Katzenaugen beschaffen, [illegible] in der Dämmerung, wo die Eulen auf Raub ausfliegen, am besten sehen.

Es giebt große Arten, besonders die große Ohr- oder Adlereule, die so groß als eine Gans ist, und solche stoßen allerdings auf's Wildpret und andere große Thiere, die kleinen aber nähren sich meist von Mäusen (Feld- und Hausmäusen) und Amphibien, und sind daher, besonders durch die Verminderung der Feldmäuse, überaus nützliche Thiere, die man in Jahren und Gegenden, wo es recht viele Mäuse giebt, manchmal in Schaaren kommen sieht, und dann gar bald bemerkt, daß die Mäuse abnehmen. Uebrigens saufen die schönen gelben Perleulen manchmal auch in den Kirchen das Oel aus den Lampen. Alle Eulen haben ein gar weiches Gefieder wie Flaumen und fliegen so leise, daß man sie kaum kommen hört. Darum dachte einmal einer, der bei Nacht über einen Kirchhof ging und dem auf einmal jemand seine Perücke ganz leise vom Kopfe nahm, es habe sie ihm ein Geist genommen, der gerade eine brauchte. Als man aber nach einiger Zeit am Thurme etwas zu bauen hatte, fand man die Perücke in einem Eulennest, wohin sie die alte Eule getragen hatte, um ihren Jungen ein recht weiches Bette zu machen.

F. v. Schubert.

Der Kolibri.

Die Kolibri oder Fliegenvögel in Amerika sind die kleinsten Vögel, die allerkleinsten sind so klein als Maikäfer. Sie sind schön wie die allerschönsten Schmetterlinge, nichts anders als fliegende lebendige Gold- und Silber-, Purpur- und Azurblumen mit wahrem Metallglanz, Sapphire, Rubine, Regenbögen, Sonnenstrahlen, die herumflattern, schweben, schwimmen, schießen. Viele haben nette Federbüsche, Häubchen. Sie nehmen sich ihrer Kinderchen, wenn sie sie noch in der Wiege oder im Nestchen haben, wie bare blitzende Teufelchen an, indem sie dem Feinde mit ihren Flügelchen so schnell in die Augen schlagen, daß das Wegnehmen fast unmöglich wird. Welcher Muth der Elternliebe! Mückenvögelchen gegen Riesenmenschen! Zollkleine Thierchen gegen den fünf- bis sechsschuhigen Kolossen! Nimmt man ihnen die Jungen dennoch weg, und setzt sie mit dem Nestchen in ein Zimmer, so set-

zen ſich die Eltern über alle Gefahr und Menſchenfurcht weg, und kommen ungenirt hinein, und füttern die Jungen, gehen und kommen wieder.

Die Kolibri ſind eigentliche Kindlein der Natur. Alles, was ſchmecken kann, liebt das Süße, den Zucker, den Honig. Ihn lieben die Ameiſen, Bienen und Schmetterlinge; ihn lieben auch die Kolibri. Vorzüglich lieben ihn weibliche Weſen, Mädchen und alle Kinder, drum bringt die Natur ſo unermeßlich viel Süßes hervor. Man kann auch die Kolibri mit Zucker, Syrup und Biskuit befriedigen. Zuckerwaſſer und Honig iſt ihnen nicht minder angenehm, doch leben ſie nicht von Honigſäften, ſondern von Inſecten, deren Larven und Eiern. Als wahres Himmelsvögelein ſoll einer derſelben ſogar nur vom Thau leben. Sie bauen artige und kunſtgerechte Neſtchen, der ſchwarzblaue z. B. macht ſich ein Neſt aus Gras und Federn mit einem langen trichterförmigen, unten offenen Halſe, durch den das Vögelchen unten heraufkriechen muß. Da leben die Jungen ſtill, im Dunkel verborgen, wie hinter Vorhängen, und das Tageslicht ſollen ihre kleinen Aeuglein noch nicht ſehen, wie die Sonne auch ſie noch nicht anſehen ſoll. Um vor Schlangen u. ſ. w. ſicher zu ſein, iſt das Neſt erſt noch von der Sorgfalt der Mutter ans Ende eines ſchlanken Zweiges aufgehängt worden. Die kleinen hübſchen Pinſelvögelchen ſingen artig. Sie heißen Falejahuh, denn mit dieſem Ton ruft einer den andern. Es tönt beinahe wie Hallelujah, womit ſo recht eigentlich der Geſang der Vögel, der Sänger des Himmels, beginnen ſollte.

Schiller.

Die Nachtigall.

Sobald in der Hälfte des Aprils die Blatt- und Blüthenknospen der Bäume und Sträucher hervorbrechen und der Weisdorn zu grünen anfängt, kommt ſie bei uns an und erfreut uns mit ihrem herrlichen Geſange. Ihr Oberkörper iſt einfarbig graubraun, Bruſt und Bauch graulichweiß; der Schwanz, den ſie oft in die Höhe ſchnellt und faſt immer über den Flügelſpitzen erhaben trägt, iſt roſtroth, der Schnabel hornfarbig, oben etwas dunkler; die

Augenſterne ſind braun, die Füße hell hornfarbig. Dieſer unanſehnliche Vogel iſt der ſo berühmte Sänger des Frühlings und der Liebling aller Menſchen, die Sinn für die Schönheit der Natur haben. Dies ſcheint er auch zu kennen und der bezaubernden Wirkung ſeines ſanftmelancholiſchen Geſanges ſich bewußt, wird er keineswegs durch die Zahl der Zuhörer erſchreckt, ſondern mehr erfreut und angefeuert, immer ſchönere Töne aus ſeinem Kehlchen hervorzulocken, denn er hält ſich namentlich in Parks und Gärten und gerade an ſolchen Plätzen gern auf, wo täglich recht viele Menſchen luſtwandeln. Ueberhaupt aber nur da, wo er grünes dichtes Laubgebüſch und nahes Waſſer hat; die öden einförmigen Nadelwälder bewohnt er eben ſo wenig als tiefe Gebirgsgegenden.

Die Nachtigall kommt im Frühling als Zugvogel bei uns an, reiſt des Nachts und verweilt während des Tags im Gebüſch und ſucht Nahrung. Die Männchen kommen immer einige Tage früher als die Weibchen. Von Mitte Auguſt bis Mitte September verſchwinden ſie nach und nach wieder. Ihre Nahrung ſucht die Nachtigall im Gebüſch und an der Erde. Sie beſteht aus kleinen Inſecten, deren Eiern, Puppen und Larven, aus Würmern und kleinen grünen Raupen, im Herbſte aus Johannis-, Hollunder- und Faulbaumbeeren. Das Neſt ſteht im niedrigen dichten Gebüſch oder auf der bloßen Erde, wenn der Ort mit hohen Bäumen und dichtem Gras umwachſen iſt, und iſt kunſtlos aus vertrocknetem Laube und dürren Halmen gebaut und in der Mitte mit einigen Pferdehaaren ausgefüttert.

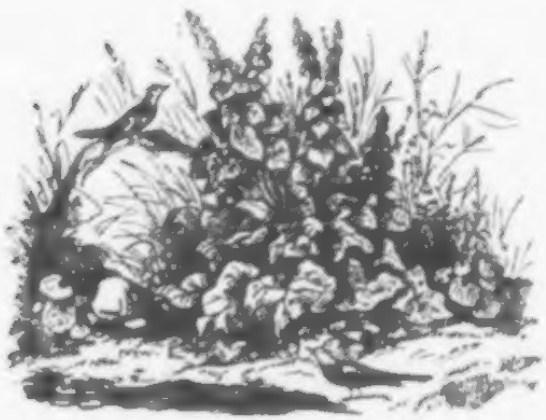
Der Lockton der Nachtigallen klingt wie; krr, oft auch tack tack. Das Männchen läßt ſeinen herrlichen melodiſchen Geſang (Schlag) in der Freiheit vom Tage ſeiner Ankunft an bis Ende Juni erſchallen, und ſingt früh mit Tagesanbruch und wieder Abends bei einbrechender Dämmerung am fleißigſten und ſtärkſten. Kurz nach ihrer Ankunft ſchlagen ſie auch wohl die ganze Nacht hindurch. In der Gefangenſchaft fangen manche ſchon im October und November, andere im December und Januar zu ſingen an, hören aber gewöhnlich auch ſchon wieder im Mai, ſelten erſt im Juni auf. Darunter giebt es welche, die im Zimmer des Nachts fleißig ſchlagen, und ſolche nennt man Nachtvögel; andere laſſen des Nachts nur kurze Strophen hören, ſie heißen Repetirvögel; ſolche aber, die Tag und Nacht fleißig ſchlagen, ſind ſelten und werden ſehr geſchätzt.

Obgleich alle Nachtigallen ſcheinbar einerlei Geſang haben, ſo findet der aufmerkſame Zuhörer immer doch einen merklichen Unterſchied.

Wenigſtens 16 verſchiedene Strophen oder Melodien hat der Geſang einer guten Nachtigall, die kleinen Variationen nicht mitgerechnet. Hier ſind ſie in Worten aus der Nachtigallenſprache ausgedrückt; wir wollen ſie einmal nachleſen, wenn ſie ſingt:

Tiuu tiuu tiuu tiuu tiuu.
Spe tiu zqua : J Ji qustirrho quoti
Quorror pipi.
Tiō tiō tiō tio tix; Ziō ziō ziō quoti.
Qutio, qutio qutio qutio,
Zqūo zqūo zqūo zqūo, Hitiqua irrho koti.
Ze ze ze ze ze ze ze
Quorror tiu zqua pipiqui.
Dlo dlo dlo dlo dlo dlo dlo dlo:
Quio trrrrrrritz. Quorqualti quieti quoti piqui
Didel idel idelideli di
Lā lā lā lā ly ly ly ly lī lī lī
Quio didl li li. Qūirro, qūirro qūirro qūeti!
Quiti quoriequa pizipiti
Qia qia qia qia qia qia qia qia ti:
Qi qi qi io io io io io io io qi
Lā ly li le lā la lō lo didl io qia,
Qior zio zio zio pi.

Aug. Rubolphi.



Der Mensch.

Der Mensch kann nichts nützlicheres und besseres kennen lernen, als sich selbst und seine Natur; und mancher, der bei uns an einem heißen Sommertage fast verschmachten will, oder im kalten Jänner sich nicht getraut, vom warmen Ofen wegzugehen, wird kaum glauben können, was ich sagen werde, und doch ist es wahr.

Bekanntlich ist die Wärme des Sommers und die Kälte des Winters nicht in allen Gegenden der Erde gleich, auch kommen sie nicht an allen Orten zu gleicher Zeit, und sind nicht von gleicher Dauer. Es giebt Gegenden, wo der Winter den größten Theil des ganzen Jahres Herr und Meister ist, und entsetzlich streng regiert, wo das Wasser in den Seen 10 Schuh tief gefriert, und die Erde selbst im Sommer nicht ganz, sondern nur einige Schuh tief aufthaut, weil dort die Sonne etliche Monate lang gar nicht mehr scheint, und ihre Strahlen auch im Sommer nur schief über den Boden hingleiten. Und wiederum giebt es andere Gegenden, wo man gar nichts von Schnee und Eis und Winter weiß, wo aber auch das Gefühl der höchsten Sommerhitze fast unerträglich sein muß, zumal wo es tief im Land an Gebirgen und großen Flüssen fehlt, weil dort die Sonne den Einwohnern gerade über den Köpfen steht, und ihre glühenden Strahlen senkrecht auf die Erde hinabwirft. Es muß daher an beiderlei Orten auch noch manches anders sein, als bei uns, und doch leben und wohnen Menschen, wie wir sind, da und dort. Keine einzige Art von Thieren hat sich

von ſelber ſo weit über die Erde ausgebreitet, als der Menſch. Die kalten und die heißen Gegenden haben ihre eigenen Thiere, die ihren Wohnort freiwillig nie verlaſſen. Nur ſehr wenige, die der Menſch mitgenommen hat, ſind im Stande, die größte Hitze in der einen Weltgegend und die grimmigſte Kälte in der andern auszuhalten. Auch dieſe leiden ſehr dabei, und die andern verſchmachten oder erfrieren, oder ſie verhungern, weil ſie ihre Nahrung nicht finden. Auch die Pflanzen und ſtärkſten Bäume kommen nicht auf der ganzen Erde fort, ſondern ſie bleiben in der Gegend, für welche ſie geſchaffen ſind, und ſelbſt die Tanne und die Eiche verwandeln ſich in den kälteſten Ländern in ein niedriges unſcheinbares Geſträuch und Geſtrüppe auf dem ebenen Boden, wie wir's auf unſern hohen kahlen und kalten Bergen auch bisweilen wahrnehmen. Aber der Menſch hat ſich überall ausgebreitet, wo nur ein lebendiges Weſen fortkommen kann, iſt überall daheim, liebt in den heißeſten und kälteſten Gegenden ſein Vaterland und die Heimath, in der er geboren iſt, und wenn ihr einen Wilden, wie man ſie nennt, in eine mildere und ſchönere Gegend bringt, ſo mag er dort nicht leben und nicht glücklich ſein. So iſt der Menſch. Seine Natur richtet ſich allmählig und immer mehr nach der Gegend, in welcher er lebt, und er weiß wieder durch ſeine Vernunft ſeinen Aufenthalt einzurichten, und ſo bequem und angenehm zu machen, als es möglich iſt.

Ich will jetzt einige Beiſpiele anführen, was für hohe Kälte und Hitze die Menſchen aushalten können.

Zu Jeniſeisk in Sibirien trat einſt im Jänner 1735 eine ſolche Kälte ein, daß die Sperlinge und andere Vögel todt aus der Luft herabfielen, und alles was in der Luft gefrieren konnte, wurde zu Eis, und doch leben Menſchen dort.

Zu Kraßnaiarsk, ebenfalls in Sibirien, wurde im Jahr 1772 den 7ten December die Kälte ſo heftig, daß eine Schaale voll Queckſilber, welches man in die freie Luft ſetzte, in ein feſtes Metall zuſammengefror. Man konnte es wie Blei biegen und hämmern, und doch hielten es Menſchen aus.

Eine ähnliche Kälte erlitten einſt die Engländer in Nord-Amerika an der Hudſonsbay. Da fror ihnen ſelbſt in den geheizten Stuben der Branntwein in Eis zuſammen. Sie konnten ihn nicht flüſſig erhalten. In den langen dunkeln Wintertagen erleuchtete man die Stuben mit glühenden Ka-

nonenkugeln, und die ſtarke Ofenhitze daneben konnte doch nicht hindern, daß nicht die Wände und Bettſtätten mit Eis und Duft überzogen wurden.

Was für eine Hitze hingegen wieder die nämliche Menſchen-Natur aushalten kann, das ſehen wir ſchon an unſern Feuerarbeitern, zum Beiſpiel in Glashütten, Eiſenſchmelzen, Hammerſchmieden, wo die Leute ſich durch ſchwere Arbeit noch mehr erhitzen müſſen. Im Breitlingen, das iſt eine Erzgrube im Tammelsberg in Sachſen, mußte das feſte Geſtein unter der Erde durch Feuer mürbe gemacht werden. Da ſind nun viele ſchwefelichte Theile und Dünſte, die in Entzündung gerathen, und eine ſo erſtaunliche und unerträgliche Hitze verurſachen, daß die Bergleute ſelbſt noch den Tag nach der Löſchung des Feuers nackt arbeiten und alle Stunden innehalten und ſich wieder abkühlen müſſen.

Manche Perſonen, die in Krankheiten viel auf's Schwitzen halten, kriechen in einen heißdünſtigen Backofen, wenn das Brot herausgenommen iſt, laſſen nur ſo viel Oeffnung zu, als zum Athemholen nöthig iſt, und ſchwitzen ſo nach Herzensluſt. Das mag nun freilich nicht viel nützen, und ein vernünftiger Arzt wird es nicht groß loben.

Wer das aber weiß, der wird nun folgende wahre Erfahrungen nicht mehr ſo unglaublich finden. Vier bekannte und berühmte Männer ließen einſt ein kleines Zimmer ſo ſtark erhitzen, als nur möglich war. Da kam die Hitze der Luft faſt der Hitze des kochenden Waſſers gleich. Und doch hielten dieſelben ſie 10 Minuten lang aus, wiewohl nicht ohne Beſchwerden. Einer von ihnen trieb den Verſuch noch weiter. In einer Hitze, wo friſche Eier in 10 Minuten in der Luft hart gebacken wurden, hielt er 8 Minuten aus.

Das war nun freilich eine gemachte künſtliche Hitze. Aber auch in der Natur geht es manchen Orten nicht viel beſſer. So weht bisweilen in heißen Gegenden auf einmal ein ſo trockener und heißer Wind von den Sandwüſten her, daß die Blätter an den Bäumen, wo er durchzieht, augenblicklich verſengt werden und abdorren. Menſchen, die alsdann im Freien ſind, müſſen ſich freilich ohne Verzug mit dem Geſicht auf die Erde niederlegen, damit ſie nicht erſticken, und haben gleichwohl noch viel dabei auszuſtehen. Selbſt in geſchloſſenen Zimmern kann man ſich vor Mattigkeit faſt nicht mehr bewegen. Aber gleichwohl überſteht man es, wenn man vorſichtig iſt und Erfahrungen benutzt.

Wenn man ſo etwas lieſt oder hört, ſo lernt man doch zufrieden ſein daheim, wenn ſonſt ſchon nicht alles iſt, wie man gerne möchte.

Hebel.

Das Gedächtniß.

Das eigenthümliche Vorrecht der Menſchennatur vor der thieriſchen, die vieltönige Stimme und Sprache, begründet in unſrer Seele einen Umfang und ein Vermögen des Ton- und Wortgedächtniſſes, wie wir dieſes bei keinem andern Weſen unſrer Sichtbarkeit wieder finden. So vermochte der Engländer Morten eine ganze von ihm angehörte Rede aus dem Gedächtniſſe wieder herzuſagen; Hortenſius, von welchem Seneca erzählt, merkte ſich den Verlauf einer öffentlichen Verſteigerung, bei welcher er zugegen geweſen, ſo treu, daß er nicht bloß die einzelnen Gegenſtände, ſondern zugleich auch die Preiſe, um welche ſie verkauft worden, angeben konnte. Claudius Menetrier konnte dreihundert ſinnlos zuſammengeſetzte Worte nachdem man ſie ihm nur ein einziges Mal vorgeſagt, in jeder beliebigen Aufeinanderfolge wieder herſagen, während ein Schüler Schenkels (des Erfinders einer Art von Gedächtnißkunſt) eine gleiche Zahl von Worten und zugleich zweihundert und vierzig Sentenzen in der nämlichen Ordnung wiederholte, in der er ſie gehört hatte. Zweitauſend Namen merkte der berühmte Picus Mirandola nach nur einmaligem Anhören, und jene Kraft des Gedächtniſſes, durch welche, nach Senecas Bericht, Cyneas, Pyrrhus Geſandter, ſo wie ein Anderer, der ein angehörtes fremdes Gedicht mit wörtlicher Treue wieder herſagte, ihre Zeitgenoſſen in Erſtaunen ſetzten, wurde, wie es ſcheint, noch weit von jenem Vermögen der Wiedererinnerung übertroffen, das den Florentiner Antonius Magliabecchi zu einem Wunder ſeiner Zeit machte. Dieſer behielt nicht bloß den Inhalt eines nur einmal geleſenen Buches mit wörtlicher Treue, ſondern zugleich die Zahl der Seite, auf welcher irgend eine Stelle geſtanden, in der Erinnerung, und beſaß hierbei auch ein bewundernswürdiges Ortsgedächtniß für Localitäten, welche er nur ein einziges Mal und vor mehreren Jahren geſehen und beſucht hatte. Joſeph Scaliger hatte in ein und zwanzig Tagen die Geſänge des Homer, hierauf in vier Monaten

die Werke aller griechiſchen Dichter auswendig gelernt; und durch ein für Namen ſo wie für Sachen gleich empfängliches und treues Gedächtniß haben ſich unter den Alten namentlich Themiſtokles, unter den Neuern aber der tiefdenkende Pascal, ſo wie Leibnitz und Locke ausgezeichnet. Ueberraſchender noch als die Wirkung des Wortgedächtniſſes erſcheint öfters die Wirkung des Figuren- und Zahlengedächtniſſes, und es gränzt faſt ans Unglaubliche, was wir von jenem Manne leſen, welcher nicht bloß die Namen der Soldaten eines ganzen Bataillons nach einmaligem Anhören im Gedächtniß behielt, ſondern dreißig geometriſche Figuren, an denen er alle beliebigen geometriſchen Operationen mit derſelben Sicherheit und Klarheit vorgenommen, als wenn dieſelben, auf eine Tafel gezeichnet, ihm vor Augen ſtünden. Johann Wallis berechnete ſogar im Finſtern aus dreiundfunfzig ihm aufgegebenen Zahlen die Quadratwurzel.

H. v. Schubert.

Der Menſch und die Natur.

Ueberall und unaufhörlich iſt die ſchöpferiſche und verwandelnde Kraft der Natur beſchäftigt. Jeden Augenblick hört etwas auf zu ſein und etwas anders fängt an. Alles ſtirbt, Alles lebt wieder auf. Auch die Menſchen vereinigen ſich mit der Erde, und der Leib, welcher lange durch ihre Erzeugniſſe genährt worden, wird ſelbſt zu Staub und befruchtet das Land.

Es iſt aber ein großer Unterſchied zwiſchen dem vernünftigen Menſchen und der vernunftloſen Natur. Die Bäume, die Steine, die Metalle gehorchen in ihren Umwandlungen einer äußern Macht, der auch unſer Körper nicht entzogen werden kann. Aber das, was in uns denkt und will, iſt dieſer Macht nicht unterworfen. Ob wir geſund ſein, ob wir leben wollen, hängt nicht von uns ab, aber uns zu veredeln, unſer Weſen zu läutern, uns beſſer und zufriedner zu machen, ſteht ganz in unſrer Gewalt.

Wenn wir dieſe Gewalt nie aus den Händen laſſen, ſo erheben wir uns über die Natur, und ſie iſt es, um deretwillen der Menſch der Herr der Schöpfung heißt.

Jacobs.

Naturbilder.

Der Vesuv.

Wer niemals einen feuerſpeienden Berg geſehen, vor dem hat die Natur ihre höchſte Kraft noch nicht erſchloſſen. Unter allen Wundern der Erde iſt das ihrer feuerkochenden Gebirge gewiß das außerordentlichſte.

Iſt Neapel ſtets in einem gährenden Zuſtande, ſo war dies heute wo möglich noch mehr der Fall. Der Ausbruch des Veſuvs war von Tag zu Tag heftiger geworden und hatte dieſe Nacht eine furchtbare Höhe erreicht. Man fing an, für die Ortſchaften an ſeinem Fuß zu bangen, und beſchäftigte ſich

mit Rettungsanſtalten. Aber Neugierige ohne Zahl ſtrömten in langen Wagencolonnen nach Portici, Torre dell Annunziata, Reſina, Pompeji und Viele auf den Berg ſelbſt, um ihn ſo nahe als möglich in ſeiner fürchterlichen Schönheit zu betrachten. Unter der Zahl der letztern befand auch ich mich. Es wird nothwendig ſein, zum Verſtändniß derjenigen Leſer, welche den Veſuv nicht geſehen, ſeine dermalige innere Geſtalt zu beſchreiben, woraus man abnehmen kann, daß das Hinabſteigen in ſeinen Krater nicht mehr ſo ſchwierig wie früher, und daß dies ſogar während ſeines letzten Ausbruchs nicht unmöglich war. Bei einem der bedeutendſten Ausbrüche, die je ſtattgefunden haben, ſtürzte die ganze höchſte Spitze, durch welche früher die Auswürfe erfolgten, in den längſt vorher durchhöhlten Krater, wodurch dieſer eine ausnehmende Ausdehnung erhielt. Dieſe Spitze hat ſich in ihrer frühern Form in dem nun offen ſtehenden Bauch des Berges niedergelaſſen, ſteht alſo noch jetzt auf der eigentlich feuerbereitenden Oeffnung des Berges, und aus ihr kamen bei dieſer neuen Eruption die Feuerſäulen hervor, aus ihr brachen Lavaſtröme in das ſie umringende Thal des großen Kraters. Die Spitze nennt man den kleinen Veſuv, ſie erreicht an Höhe die Mitte der den Krater einſchließenden Felſenwände. Von den Rändern dieſer Wände überſieht man den ganzen Keſſel, welcher an einigen Stellen mehrere hundert Fuß tief iſt. Man kann den ganzen Krater eben umgehen, was freilich da, wo man auf allen Vieren klettern muß, ſehr beſchwerlich wird. Gewandte Fußgänger können in einer halben Stunde herum kommen. Der Anblick dieſer Schlucht erregt wirklich die außerordentlichſten Empfindungen, wo da, gegenüber der ſchönen Ausſicht über das mittelländiſche Meer und den herrlichen Golf mit ſeinen Inſeln, der Feuerheerd mit ſeinen unterirdiſchen Schrecken uns angähnt. Wunderbar fällt es vor allem auf, daß der kleine Veſuv mit Gras bewachſen iſt, welches jedoch von ſeinen gefährlichen Uebungen eine beſondere Farbe angenommen hat. Die Farben der Lava und Schwefelformationen ſind ganz eigene und außergewöhnliche, ſo daß man zwar ſagen kann, die Lava iſt grau, ſie ſchillert aber in die ſonderbarſten andern, beinahe fremd ausſehenden Farben und das hochglänzende Schwefelgelb ſcheint zu anderer Zeit wieder jede Farbe, nur nicht gelb. Dieſer Farbenwechſel muß von der verſchiedenen und häufig wechſelnden Temperatur herrühren. Als ich das erſtemal hinabſtieg, war die ganze Decke des Kraters dergeſtalt erhitzt, daß

man unaufhörlich von einem Lavablock zum andern, über die oft sehr breiten Spalten, aus denen Feuer hervorschoß, springen mußte, während man mir erzählte, diese Felder seien den Winter über ganz kahl und leicht zu betreten gewesen. Es möchte sehr schwer sein, das Innere eines Kraters zu malen; die unzähligen Farbenmischungen desselben auszudrücken, halte ich aber für unmöglich. Das erste, was einem einfällt, wenn man diese Schwefel- und Flammenregionen zu Gesichte bekommt, ist Dantes Hölle. Ich glaube nicht, daß er seine Bilder von den Strafen der Unterwelt entwerfen konnte, ohne einen Krater gesehen zu haben. Es bedarf sehr wenig Phantasie und Erinnerungskraft, um beim Anblick desselben sich alle seine kräftigen Bilder von den Qualen des Tartarus vor Augen zu rücken. Schon bei meinem ersten Besuch drangen Rauchsäulen ringsum aus den heißen Wänden und aus dem kleinen Vesuv, und Flammen zuckten aus den geborstenen Lavafeldern hervor, mit denen der Krater, gleich einem Parkete, belegt ist, und welche höchst unregelmäßig meistens in kolossalen Klumpen an- und übereinander hängen. Es geschieht oft, selbst in ganz ruhigem Zustande des Berges, daß Felsenblöcke herabrollen, und beim Auf- und Absteigen im Krater lösen sich häufig Lavabrocken unter den Tritten, und stürzen in die Tiefe hinab, welches für die Nachfolgenden oder Vorausgehenden gefährlich werden kann. Eine ebene Fläche sucht man in dieser Unterwelt vergebens, und das Gehen darin wird besonders durch die Ungleichheit des Bodens und durch die häufigen Unterbrechungen desselben beschwerlich.

Ich hatte mir einen der entschlossensten jungen Führer ausgesucht, und beobachtete mehrere Stunden den Gang der Eruption. Das Getöse im Krater war so fürchterlich, daß wir uns mehrmals die Ohren zuhalten mußten, aus Besorgniß, am Gehör Schaden zu leiden. Der Wind war noch immer Südost, so daß der Rauch und die thurmhoch geworfenen Steine ohne Veränderung nach dem nebenstehenden Somma getrieben wurden, der ganz mit glühender Asche bedeckt war, und einem zweiten Vesuv ähnlich sah. Ich entwarf mit meinem Führer einen Plan für den Abend, da ich gehört hatte, daß noch wenige Tage früher viele Fremde zur Nachtzeit hinabgestiegen waren und ich diesem Beispiel folgen wollte, obschon die Eruption damals noch keinen so ernsthaften Charakter angenommen hatte. Wir begaben uns zum Eremiten zurück, welcher Anstalt machte, sich nach Neapel zu retten. Hier

nahm ich mein Mittagsmahl mit mehreren, früher in Rom und Neapel mir bekannt gewordenen Reisenden, welche den Ausbruch bei Nacht zu sehen gekommen waren. Nichts vereinigt Menschen leichter, als eine gemeinschaftlich zu bestehende Gefahr, und so schloß sich auch die muntere Schaar beim Lacrimä Christi, mit dem wir unsere Flaschen für die Nacht füllten, recht herzlich an einander. Als wir uns eben auf den Weg nach oben machen wollten, traf die englische Familie, mit welcher ich die Ueberfahrt gemacht, bei uns ein. Unter solchen Umständen freut man sich doppelt, Bekannte zu finden, und es war wohl kein leeres Kompliment, wenn wir uns wechselseitig versicherten, daß uns nichts Erwünschteres hätte zustoßen können. Unsere Karavane bestand nun aus vier Damen und dreizehn Herren von verschiedenen Nationen. Der silbergraue, ehrwürdige Eremit empfahl uns Vorsicht; bis jetzt hatte ich weder ihm, noch der Gesellschaft meinen Plan mitgetheilt.

So lange wir durch die verdeckten Lavahohlgassen ritten, aus denen man nicht hinaussehen kann, herrschte lauter Freude unter der Reiterschaar, obgleich wohl Manchem bei dem unter unsern Füßen stets heftiger werdenden Krachen das Herz pochen mochte. Als wir aber auf den flachen Platz am Fuße des Kegels gekommen waren, wo man die Thiere verläßt, und nun die steile, steinige Höhe erklimmen muß, als wir den glutdampfenden Berg so nahe vor uns sahen, und der kleinste Druck der Luft uns unter Felsen und Asche begraben konnte, da wurden diejenigen, die gelärmt hatten, stille, und es ließen sich Stimmen vernehmen, welche genug gethan wähnten, wenn wir hier unsern Rückmarsch anträten. Ich erklärte sogleich fest, hiemit nicht einverstanden zu sein, und da das Sprechen bei dem Getöse des Berges sehr beschwerlich war, so machte ich mich unverzüglich auf den Weg, den Kegel hinaufzuklimmen. Zu meinem Erstaunen waren die Frauen die Ersten, welche von Führern gezogen, dem gegebenen Beispiele folgten, und mit freudiger Ueberraschung sah ich die junge, schöne Engländerin, welche mir auf der Ueberfahrt durch ihr entschlossenes Wesen schon aufgefallen war, unter den ersten der Steigenden, und zwar ohne Hülfe. So kamen wir nach einer mühseligen Stunde auf die Höhe, als eben die Sonne sich nach dem Horizont neigte. Nur einige ältliche Personen waren zurückgeblieben. Der Anblick war außerordentlich, und die Wuth des uns so nahen Kraters erregte ein nicht zu bezwingendes Schaudern. Die glänzend herüber blitzenden Strah-

len der bereits über dem Meere schwebenden Sonne machten die letzten Versuche, dem flammenden Berge sein eignes Licht zu rauben. Sie sank hinab, und nun entwickelte sich vor unsern Augen ein Schauspiel, das mit keinem andern entfernt verglichen werden darf. Was früher Rauch schien, war nun Feuer. Die rothe Flammensäule schleuderte glühende Felsen hoch in den Himmel empor, und die Alles versengende heiße Asche, so wie die aus allen Oeffnungen hervorbrechende siedende Lava, kleideten Berg, Himmel und Erde in ein furchtbar blendendes, feuriges Roth. Das stets zunehmende Dunkel erhöhte dieses Schauspiel bis zum Entsetzlichen, und der ewig rollende Donner in den in vollem Aufruhr begriffenen Eingeweiden des Berges vermehrte seine Schrecken in der Finsterniß. Mein muthiger Führer rief mir zu, er sei entschlossen, sein Versprechen zu halten, allein wir müßten ohne Verzug uns auf den Weg machen, da der Wind jetzt günstig sei. Ich erklärte mit wenigen Worten der Gesellschaft meinen Entschluß, und wollte mich verabschieden, als die junge Engländerin zu mir trat, und entschieden sagte: „ich gehe mit.“

Man macht oft im Leben, besonders aber auf Reisen, die Bemerkung, daß Frauen mehr Muth besitzen, einer sichtlichen Gefahr entgegen zu gehen, als die Männer; allein eine solche Entschlossenheit, ein solches Herausgehen aus allen, nach unsern Begriffen dem weiblichem Geschlecht gesteckten Schranken, konnte in diesem Augenblick wohl niemand von einem jungen Mädchen erwarten. Man nahm auch keine Rücksicht auf ihr Anerbieten, und bot nur Alles auf, um mich von meinem Vorhaben abzuhalten. Nachdem aber jede freundliche Ermahnung sich fruchtlos erwiesen, und ich mit meinem Führer abging, so entstand ein lauter Jammer hinter mir, da die Engländerin darauf bestand, mit hinabzusteigen. Als ich mich umsah, lagen beide Schwestern des Mädchens vor ihr auf den Knieen, der Vater ging händeringend umher, und die Gesellschaft war sehr beschäftigt, sie von ihrem Entschluß abzubringen. Ich eilte zurück, und vereinigte meine Bitten mit denen der Umstehenden. Zu spät sah ich, daß die Schilderung meines frühern Hinabsteigens sie am meisten in ihrem Vorsatze bestärkt hatte, ich stellte ihr daher vor, daß die Umstände ganz anders seien. Sie entgegnete, daß sie Alles wohl überlegt, daß sie erfahren habe, wie noch vor einigen Tagen viele Fremde, selbst Frauenzimmer in dem Krater gewesen seien, und daß sie ih-

ren Entſchluß ſchon auf der ganzen Reiſe mit ſich getragen. Als ich ihr endlich erklärte, daß ich meinen Vorſatz aufgegeben habe, äußerte ſie ſehr bitter, ſie glaube dies ſehr gern, es liege ganz im Sinne der Männer, von Gefahren zu ſprechen, ohne ſich ihnen auszuſetzen, und nichts werde ſie abhalten, allein zu gehen. Ich beruhigte in etwas den zu nachgiebigen Vater mit dem Verſprechen, Alles aufzubieten, was in meiner Kraft ſtehen würde, um ſeine Tochter zu ſchützen, und da das Mädchen nicht abzubringen war, ſo entſtand eine höchſt rührende Scene des Abſchiedes. Sie lag ihrem Vater und ihren troſtloſen Schweſtern lange an der Bruſt, und ſchien eine Zeitlang zu fühlen, wie ungerecht ſie handle, den vielen ſie liebenden Menſchen ſo tiefen Schmerz zu bereiten. Die ſtets greller werdende Beleuchtung erhöhte die Rührung dieſes Augenblicks, und durch das Gebrülle des Berges drang das dumpfe Schluchzen der Scheidenden.

Als wir uns allein auf den ſteilen Abhängen befanden, auf denen man den Krater umgehen muß, um zu der einzigen Stelle zu gelangen, welche das Hinabſteigen in ihn erleichtert, und die gegen das verſchüttete Pompeji zu liegt, bot ich noch einmal Alles auf, um ſie von ihrem Vorhaben abzubringen, doch vergeblich. Der Führer ging voran, und ich hielt mich an ſeinem Stocke, während die Engländerin mich am Kleide faßte. So kamen wir an die verhängnißvolle Stelle, die derjenigen, wo wir die Geſellſchaft verlaſſen hatten, beinahe gegenüber liegt. Wir mußten uns hier eine Weile niederſetzen, um uns Kräfte zu ſammeln. Der Führer trieb unaufhörlich, und ſchien kein großes Behagen mehr an der ganzen Expedition zu finden. Ich theilte der Engländerin ſeine Bedenklichkeiten mit, daß der Wind ſtets ſchwanke, und daß wir ohne Rettung verloren ſeien, wenn er ſich gegen uns wende. Nichts konnte ſie in ihrem Entſchluſſe irre machen, und als der Führer endlich erklärte, daß ſie in ihrem langen Frauenkleide da unten gleich in Flammen gerathen würde, ja ſelbſt nicht den Berg werde hinunter ſpringen können, ſo trat ſie bei Seite, rollte ihr Kleid bis um die Hüften als Gürtel auf, und kam als Mann gekleidet wieder zu uns. So viele Beharrlichkeit mußte ſiegen. Ich verwandelte mein Abrathen in Scherz, und ſuchte nun ihr den Muth einzuflößen, welcher ſich denn doch wahrſcheinlich bei einer zart gebauten Frau verlieren mußte, wenn ſie nur erſt die noch nicht begriffenen Gefahren der Unternehmung vor ſich ſah. Ich bereitete ſie auf Al-

les vor, da Zurufen im Krater ſelbſt unmöglich wurde, und ſo ſehr ich auch früher Beſorgniſſen Raum gegeben hatte, ſo verſchwanden ſie doch jetzt bei der Nothwendigkeit der entſcheidenden That. Ich wurde voll froher Hoffnung, und ahnete nicht entfernt den tragiſchen Ausgang unſers Unternehmens.

Wir ſtellten uns in eine Reihe, jeder hielt eine Hand des Mädchens, und ſo ſtiegen wir hinab. Die heiße, braune Lavaerde dampfte unter unſern einbrechenden Füßen glühenden Rauch aus, wir fielen bei jedem Schritte zehn bis zwanzig Schritte hinab, ohne uns halten zu können, und wir gelangten daher auf den Grund des Kraters ſo blitzesſchnell, daß wir ſelbſt nicht wußten, wie es zugegangen war. Allein ſchon hier erwarteten uns ganz andere Erſcheinungen, welche die höchſte Geiſtesgegenwart, Gewandtheit und Vorſicht in Anſpruch nahmen, um ihnen nicht zum Opfer zu werden. Das erſte Hinderniß, auf welches wir ſtießen, war ein breiter Spalt, über den wir noch im Hinunterlaufen ſpringen mußten, denn an ein Anhalten war nicht zu denken, und wenn dieſe Kluft breiter geweſen wäre, ſo würden wir unfehlbar in ſie hineingeſtürzt ſein. Das außerordentliche Mädchen, welches wir begleiteten, legte hier die erſte Probe ihrer Kühnheit ab, und ihr Muth ſteigerte ſich bald bis zur Tollkühnheit. Das Gebrüll des Berges wurde ſo arg, daß ich glaubte, er müſſe jeden Augenblick berſten. Nicht die heftigſte Kanonenſchlacht, nicht der ſtärkſte Donner laſſen ſich mit dieſem entſetzlichen Lärm vergleichen, ſo wie es überhaupt unmöglich iſt, Alles zu beſchreiben, was in dieſem Höllenſchlunde vorging. Feuer war um, unter und über uns, und wir bedurften unglaublicher Aufmerkſamkeit, um nicht in Brand zu gerathen. Die Hitze von unten war noch viel ſtärker, als die von oben, und die kleinen Flämmchen, welche hier und dort gleich Irrlichtern an uns heraufſchoſſen, ſo wie die langen breiten Feuerſtreifen, welche oft ganz unverſehens unter uns hervorbrachen, machten das Vorwärtsdringen äußerſt beſchwerlich. Wir mochten uns ungefähr eine halbe Stunde im Krater befinden, als uns der erſte Lavaſtrom entgegen kam. Blutroth und majeſtätiſch daher fließend, bahnte er ſich ſeinen Weg gegen den Ottajano zu, und zerſtörte Alles, was ihm in den Weg kam, unter furchtbarem Gekrache.

Wir näherten uns ſeinem Glutbette, das nicht beſonders breit, aber ſehr hoch war. Die Lava floß ſo langſam, daß man ihrem Fluß leicht ausweichen konnte, und wer je Kanonen gießen ſah, kann ſich die beſte Vorſtellung

von ihrer Strömung machen. Die Miß eilte darauf zu, um ihr Taſchentuch an einem Ende darin zu verbrennen; allein die Hitze, welche aus der Lava ſtrömt, iſt ſo furchtbar, daß augenblicklich das Tuch lichterloh brannte, und ſie ſich die Hand ſehr beſchädigte. Ich warf eine Münze hinein, welche der Führer nach vieler Mühe mit ſeinem eiſenbeſchlagenen Stabe herausholte. Die Lava, die ſich um den Silberſcudo geſchlagen hatte, verhärtete augenblicklich, wie ſie aus dem Fluſſe kam, und dies iſt das Einzige, was wir von unſerer Unternehmung davon brachten. Wir ſetzten nun unſern Weg gegen das Centrum des Kraters fort, obgleich bei jedem Schritte die Erſcheinungen drohender, das Getöſe fürchterlicher wurde. Endlich befanden wir uns am Fuße des kleinen Veſuvs. Er war ganz in Feuer und dergeſtalt von der herabfließenden, dunkelglühenden Lava bedeckt, daß die Feuerſäule über ihm aus dem großen Krater ſelbſt zu kommen ſchien. Die Hitze wurde hier ſo arg, daß wir am ganzen Leibe glühten. Wir durften keinen Augenblick ruhig ſtehen, da wir ſonſt anbrannten, und dieſes beängſtigende Gefühl, ſo wie das betäubende, alle Sinne raubende, ſchauderhafte Donnern, rings um uns, ließ uns auf den Rückzug denken. Ich gab dies zu verſtehen, und wollte die Miß zurückführen, als ſie mich, aus welchem Grunde wußte ich nicht, plötzlich nach der entgegengeſetzten Seite riß. Wahrſcheinlich wollte ſie den Anblick von der andern Seite des Berges haben. Unſer Führer blieb, wie erſtaunt über dieſes Entfernen, ſtehen, und ich ſah ihn in der überhellen Beleuchtung ängſtlich auf den Lavaquadern herumtrippeln, und mit weit ausgeſtreckten Armen uns zu ſich winken. Wir waren durch das neue Gemälde zu ſehr beſchäftigt, um ihm Gehör zu geben, und überdieß ärgerte es mich, daß der Menſch uns nicht folgte; ich ſchrieb dies der Feigheit zu, und bemerkte nicht, welch gräßliches Hinderniß der wahre Grund ſeines Zurückbleibens war. Zwiſchen uns hatte ſich nämlich ein Lavaguß entwickelt, der gerade der Wand des Kraters zufloß, an welcher wir oben vorbei mußten, und wodurch uns der Rückweg für immer abgeſchnitten war, wenn wir nicht zuvorkamen, bevor er die ſteile Felſenwand erreichte. Wir beide erkannten zugleich die Gefahr, und die Angſt beflügelte unſere Schritte. Wir erreichten glücklich den Anfang dieſer ungeheuern Feuerſtrömung; allein hier befand ſich eine breite Kluft, welche man überſpringen mußte, um jenſeits der Richtung zu gelangen, welche die Lava genommen hatte, daß wir erſtarrt davor

ſtehen blieben. Das arme Mädchen, welches bisher das Unglaubliche geleiſtet, war erſchöpft, ſie hatte ſich ihre ſchönen Locken verbrannt; mit Mühe hatte ich ihr leicht brennbares Frauenkleid, das mehrmals zu brennen begann, gerettet, allein nun ſchwand bei dem armen Geſchöpf Körper- und Seelenkraft zugleich, und ſie ſank mir auf den Arm. Es war ein fürchterlicher Moment. Verzweiflung lieh mir ungewöhnliche Kraft. Ich faßte die Hingeſunkene auf, und rannte nun rückwärts, um nur die Kraterwand zu erreichen. Es gelang mir. Ich ſuchte einige Fuß über den Lavaboden an der Wand hinaufzukommen, und fand auch wirklich eine weniger erhitzte, höhlenähnliche Schwefelgrotte, wo ich das Mädchen niederlegte und ihr die Schläfe mit Wein aus meiner Flaſche rieb. Nachdem ſie ſich wieder etwas erholt, gab ich ihr zu trinken, und beſchwor ſie nun, alle ihre Kräfte zu ſammlen, um einen Ausweg zu ſuchen. Allein ſie fiel auf ihre Knie, um zu beten, und bat mich, ſie ihrem Schickſale zu überlaſſen, da ſie nicht mehr gehen könne. Sie zeigte auf ihre Füße, und mit Entſetzen bemerkte ich, daß der rechte Fuß ganz verſengt war.

Der Lavaſtrom hatte ſeine Bahn bis an die große Wand vollbracht, wendete ſich hier rechts und zog ſich unter unſern Füßen an ihr fort. Die Hitze wurde hierdurch ſo unausſtehlich, daß wir keine Minute länger ausgehalten hätten. Ich nahm die immer betende Miß auf, und trug ſie über die Schwefelhöhle. Hier fand ich einzelne hervorragende Felſen, die mir geſtatteten, behutſam weiter zu klettern, und ich glaubte mich ſchon gerettet, als einer dieſer Felſen, auf den ich zuletzt getreten war, nachgab und ich mit ihm hinab rollte. Eine Menge Steine folgten uns nach, und ein Wunder war es, daß keines von uns beſchädigt wurde. Die Lavaſtrömung war nun hinter uns, allein wir befanden uns abermals vor der breiten Feuerkluft. Ich fühlte mich ſelbſt, beſonders durch die Hitze, ſehr erſchöpft, und wenn ich auch für mich ſelbſt den Sprung wagen durfte, ſo konnte er mir doch nicht gelingen, wenn ich ihn mit dem Mädchen verſuchen wollte. Sie ſah dies ſelbſt, und flehte mich an, ſie zu verlaſſen und mich zu retten. Allein wie konnte ich mich dazu entſchließen?

Als ich ſo, nach Rettung ſpähend, umherblickte, ſah ich plötzlich unſern braven Führer neben mir. Er war mit einem kühnen Sprung über die Kluft gekommen. Neue Kraft belebte mich, und ich glaubte, meinen rettenden En-

gel in ihm zu ſehen. Ich umarmte ihn; er aber wies nach oben und rief mit einem erſchrecklichen Schrei: „Cambia il vento!“ (der Wind dreht ſich) und im ſelben Augenblicke waren wir mit einer Flut glühender Aſche bedeckt, und große Felſenmaſſen ſtürzten krachend um uns nieder. Der Boden begann unter uns zu wanken und ſein Gedröhne wurde ſo gräßlich, ſo betäubend, daß ich glaubte, der ganze Berg falle nun zuſammen, und begrabe uns unter ſeinen Trümmern. Der junge Salvator aber umfaßte die halbtodte Engländerin und ſtürzte in raſchem Sprunge über die Kluft. Ich folgte ihm, und nun ſetzten wir das Mädchen auf unſere gekreuzten Arme, und rannten über Felſen und Spalten und Glut und Feuer nach der rettenden Wand. Wie ich dieſe erklommen, weiß ich nicht zu berichten. Der dampfende Qualm drang von unten nach oben auf uns ein, und wir ſanken oft weit zurück, wenn wir mit der äußerſten Anſtrengung eine kleine Strecke vorwärts gemacht hatten. Glücklicherweiſe hatte ſich der Wind noch nicht bis hieher gedreht, ſonſt wären wir nimmermehr hinauf gekommen. Oft ſchwanden mir die Augen, die Kniee brachen ein, und ich mußte mehrmals das arme Mädchen ſinken laſſen, da ich kaum mehr Kraft fand, mich ſelbſt hinauf zu bringen. Auch der Führer war auf's Aeußerſte erſchöpft, und nur der Reſt meiner Lacrimä Chriſti konnte uns wieder auf die Beine bringen. Als wir zwei Drittel des ſteilen Abhanges erklimmt hatten, wurden die uns umblitzenden Erſcheinungen grauſenhaft. Der Berg ſchien uns mit aller Gewalt ausſpeien zu wollen. Seine Donner rollten, und die Wand, an welcher wir uns hinaufarbeiteten, begann ſo furchtbar zu beben, daß wir uns kaum zu halten vermochten, und die Gefahr, durch die Bewegung hinab geſchleudert zu werden, jeden Augenblick zu wachſen ſchien. Das Bewußtſein, ſo nahe am Ziele zu ſein, verlieh uns übermenſchliche Kräfte, und wir waren endlich auf dem höchſten Rande angelangt. Von kaltem Schweiß überzogen, ſank ich hier bewußtlos nieder, und es verſtrichen mehrere Stunden, bis wir wieder im Stande waren, weiter zu gehen. Ein paar Herren aus der Geſellſchaft, worunter der dem Wahnſinn nahe Vater der unglücklichen Engländerin, waren mit ihren Führern hierher gedrungen, um uns zu Hülfe zu eilen. Sie kam leider zu ſpät; das arme Mädchen war in beſtändigem Paroxismus; dem Führer war durch einen herabgefallenen Stein der rechte Arm beinahe zerſchmettert worden; wir alle waren verſengt und übel zugerichtet. In tiefem Schweigen trat die

Karavane ihren Rückzug an, ganz verschieden von dem lauten Jubel, mit dem sie gekommen war. Die Engländerin wurde ohne Bewußtsein herabgetragen. Mit Tagesanbruch kamen wir in Resina an; wie ganz anders waren unsere Empfindungen bei dem gestrigen Sonnenaufgange gewesen, und welches Elend können vier und zwanzig Stunden über den Menschen bringen. Einem Leichenzuge ähnlich, zogen wir in Neapel ein, und bald verbreitete sich die traurige Kunde. Mitleid und Bestürzung erfüllten alle theilnehmenden Menschen bei der Nachricht von dem Unglück des von Allen, die sie kannten, hochgeachteten Mädchens, welches keine ärztliche Hülfe mehr zu retten vermochte, da sie in selber Nacht verschied.

Ich verließ Neapel und die trostlose Familie mit tiefem Kummer im Herzen; und ob ich mir gleich keiner Schuld bewußt bin, obgleich die Familie selbst und alle Anwesenden mich zu beruhigen und zu trösten suchten, so wird dieses furchtbare Ereigniß doch stets beängstigend mir vor der Seele schweben, und meine schönsten Erinnerungen an das himmlische Land trüben.

v. Hallbronner.

Das Erdbeben von Caracas.

Die heutige Stadt Caracas in Südamerika liegt in dem Staate Venezuela, einem Theile des vormaligen Columbien, nur einige Meilen von der Küste des Antillen-Meeres, an dessen Ufern sich der Hafen der Stadt befindet. Die ganze Nordküste von Südamerika ist, so wie der größte Theil des Freistaats Columbien, häufigen Erdbeben ausgesetzt, und schon manchmal haben die zahlreichen Vulkane, welche sich auf den westindischen Inseln befinden, ihren verderblichen Einfluß bis nach der Küste des festen Landes ausgedehnt.

Heftige Erderschütterungen hatte Caracas schon in früheren Jahren erlitten. Die Einwohner der Stadt lebten in Sicherheit dahin; aber im December 1811 sollten sie aus ihrer Sorglosigkeit durch einen Erdstoß von beträchtlicher Heftigkeit aufgeschreckt werden. Drei volle Monate gingen hin,

ohne daß eine neue Erschütterung gefolgt wäre. Nur eine außerordentliche Trockenheit und Dürre herrschten seit dieser Zeit, und einige Meilen um Caracas herum fiel während der Zeit kein Tropfen Regen. Bei ruhiger Luft und wolkenlosem Himmel stieg die Sonne am grünen Donnerstage, den 26. März 1812 über Caracas empor, aber die Stadt sollte den Untergang derselben nicht mehr sehen. Das Volk, welches am Morgen noch zu den Gotteshäusern geeilt war, ahnete nicht das schreckliche und nahe Ende, als um 4 Uhr Nachmittags plötzlich die an diesem Tage verstummten Glocken ertönten. Es war Gottes, nicht Menschen Hand, die sie zum Grabgeläute der ganzen Stadt ertönen ließ. Eine 10 bis 12 Secunden lange Erschütterung schreckte das Volk auf. Bald glaubte man, die Gefahr sei vorüber, als sich plötzlich ein heftiger unterirdischer Donner, stärker und anhaltender als das Rollen der Gewitter in dieser Jahreszeit, hören ließ. Die Erde schien zu kochen und flüssig zu werden. Stöße erfolgten auf Stöße und sich durchkreuzende Richtungen von Norden nach Süden, von Osten nach Westen, von unten nach oben.

Diesen gleichzeitigen sich durchkreuzenden Bewegungen konnte nichts widerstehen, in einer Viertelminute war Caracas ein Schutthaufen, der 9 bis 10,000 seiner Bewohner begraben hatte. Zwei Kirchen, die mehr als 150 Fuß Höhe hatten, und deren Schiff durch 12 bis 15 Fuß dicke Pfeiler getragen wurde, lagen in einen Trümmerhaufen verwandelt und die Zermalmung war so beträchtlich, daß von den Pfeilern und Säulen auch kein Stück mehr kenntlich war. Das Hinströmen der Menge zur Kirche war so groß gewesen, daß 4 bis 5000 Personen unter ihrem eingestürzten Gewölbe begraben lagen. Eine Kaserne war beinahe vom Erdboden verschwunden. Es stand ein Regiment Linientruppen unter den Waffen, das sich zur Prozession begeben wollte; nur einzelne retteten sich, die andern wurden unter den Trümmern begraben, worin sich das große Gebäude so plötzlich verwandelt hatte. Neun Zehntheile der Stadt waren gänzlich zerstört. Die Häuser, welche nicht einstürzten, wären so zerrissen, daß sie nicht mehr bewohnt werden konnten. Etwas weniger verheerend zeigten sich die Wirkungen des Erdbebens im südlichen und westlichen Theile der Stadt. Hier blieb die Kathedralkirche stehen. Furchtbar war das Loos derer, die so plötzlich und unvermuthet, zum Theil in Andacht und Gebet begriffen, vom Tode überfallen wurden;

furchtbarer aber das der Menge Unglücklichen, die verwundet, an ihren Gliedern zerschmettert, die Ihrigen überleben mußten, und dann aus Mangel an Pflege und Nahrung dennoch umkamen. —

Eine finstere dicke Staubwolke, die sich anfangs über die Stadt erhoben, und die Luft gleich einem dicken Nebel erfüllt und verdunkelt hatte, schlug sich gegen Abend zur Erde nieder, die Luft wurde rein, die Erde ruhig und die Nacht so still und schön wie zuvor. Der fast volle Mond beleuchtete diese Schreckensscene, und der heitre wolkenlose Himmel bildete einen furchtbaren Abstich gegen die mit Trümmern und Leichen bedeckte Erde und den namenlosen Jammer der Menschen, Mütter trugen die Leichen ihrer Kinder im Arme, in der Hoffnung sie wieder in's Leben zu bringen; jammernde Familien durchwühlten die Schutthaufen, die am Morgen noch eine Stadt waren, reichblühend, belebt, um einen Bruder, einen Freund zu suchen, dessen Schicksal unbekannt war. Die unter dem Schutte begrabenen Verwundeten riefen die Vorübergehenden lautstehend um Hülfe an; über 2000 wurden hervorgezogen. Nie hat wohl das Mitleid sich rührender, erfinderischer gezeigt, als in den Anstrengungen, diesen Unglücklichen, deren Seufzer man hörte, Hülfe zu verschaffen. Man mußte sie mit den Händen herausgraben, denn es mangelte an allen Werkzeugen zur Hinwegräumung des Schutts. Betten, Leinwand zum Verbande der Wunden, Arzeneien, Nahrungsmittel, alle Gegenstände der ersten Bedürfnisse waren verschüttet. Das Wasser im Innern der Stadt war sogar selten geworden; die Erdstöße hatten theils die Brunnenleitungen zerschlagen, theils waren durch das eingestürzte Erdreich die Quellen verstopft. Um Wasser zu bekommen, mußte man an den der Stadt vorbeifließenden Fluß hinabsteigen, wo es wieder an Gefäßen zum Schöpfen fehlte. Es war unmöglich so viele Tausende Todte zu begraben, deßhalb wurde verordnet, für die Verbrennung zu sorgen. Mitten zwischen dem Schutte der Häuser wurden Scheiterhaufen für die Unglücklichen errichtet, und dieses Geschäft dauerte mehrere Tage. Unter diesem allgemeinen Jammer vollzog das Volk die religiösen Gebräuche, mit welchen sie am ersten den Zorn des Himmels zu besänftigen hofften. Einige stellten feierliche Processionen an, bei welchen sie Leichengesänge ertönen ließen; Andere, von Geistesverwirrung befallen, beichteten laut auf der Straße. Rückerstattungen wurden von Leuten verheißen, die Niemand eines Diebstahls be-

ſchuldigt hatte; Familien, die lange in Feindſchaft mit einander gelebt, verſöhnten ſich mit dem Gefühle gemeinſamen Unglücks. Ach, ſo iſt das Gemüth des armen Menſchen beſchaffen! Jahre lang wandeln wir unter den Freuden des Lebens umher und ergötzen uns an der Schöpfung Gottes; tauſend Wohlthaten empfangen wir aus der Hand des Vaters im Himmel: ſie rühren unſer Herz nicht und führen uns weder zur Gottesfurcht noch zur Beſſerung. Nur die Schrecken der Natur und des Unglücks können uns erſchüttern.

A. v. Humboldt.

Die Steppenbrände in Südrußland am Pontus.

Die hauptſächlichſte und einzige Maaßregel, welche die Steppenbewohner zur Verbeſſerung des Graswuchſes anwenden, das, „Abbrennen der Steppe,“ wird vorzüglich im erſten Frühjahre ſogleich nach dem Wegſchmelzen des Schnees vorgenommen, weil man dann ſogleich ſtatt des weggebrannten Graſes auf ſchnell hervorſprießendes neues hoffen kann, während man im Winter gern noch das alte ein wenig zur Weide benutzt. Zuweilen geräth auch die Steppe durch einen Zufall in Brand, oder wird böswillig angezündet, beſonders häufig während der Sommermonate, wo die Dürre und Hitze oft ſo groß iſt, daß man meint, die Steppe müſſe von ſelber bald auflammen.

Solche zufällige wilde, das heißt unbeaufſichtigte, Brände gehen zuweilen außerordentlich weit, funfzig bis ſechzig, ja bis hundert Werſte *) und noch mehr, und richten dann oft viel Unglück an, Alles, was ihnen verzehrbares in den Weg kommt, verzehrend. Nicht nur einzelne Gehöfte, ſondern auch ganze Dörfer, die gewöhnlich mitten im Steppenraſen liegen und nur von ihren Heu- und Strohhaufen umgeben ſind, vernichten ſie. Ein ſolcher wilder Brand ſchreitet bald langſamer, bald ſchneller vor, je nach der Stärke und Richtung des Windes und je nach der Beſchaffenheit des Graſes, das er auf ſeinem Wege findet. Kommt die Flamme in klafterhohe Unkraut- oder Dornenwälder, ſo wüthet ſie hier in gewaltiger Unruhe, und die Flammenwellen ſchlagen hin und her hoch empor, bis ſie Alles vernich-

*) Sieben Werſte gehen auf eine deutſche Meile.

tet haben und weiter wandern. Im gewöhnlichen Graſe fährt ſie wie eine lange Schlange mit mäßiger Raſchheit hin, kommt ſie aber auf eine alte Steppe, wo das zarte, ſehr leicht brennliche Seidenkraut wogt, ſo hüpft ſie auf einmal mit weißer heller Flamme empor und ſchwingt ſich mit gewaltiger Gewandtheit, ſei es mit, ſei es gegen den Wind, über das wogende Feld dahin, alle die Millionen zarten Federchen im Nu verſengend. Zuweilen zieht ſie ſich, wenn ſie zwiſchen zwei Wege geräth oder zwiſchen zwei Thäler, eng zuſammen, und man glaubt ſchon ihr Verlöſchen nahe; allein ſie überſchreitet den Iſthmus, und kommt plötzlich wieder auf eine weite unabſehbare Dürrgrasfläche, wo ſie neue, furchtbare Kräfte gewinnt, und auf einmal wieder wie ein Feuermeer auseinander geht. In tauſend Legionen von Flammen, die wie gigantiſche Irrlichter aufflackern, ergießt ſich der Strom in raſendem Tanze über die Flur, immer die leicht zündlichen Grashaufen faſt ohne Dampf vernichtend, hinterher zieht ſich ein dampfender Feuernachtrab, der das niedrigere Gras nachholt. Auf ſolchen weiten Feldern theilt ſich die Maſſe in eine Menge kleiner und großer Arme wie ein Waſſerſtrom, der in ſeine Delta-Ebenen kommt. Einige Abtheilungen taumeln wie leichte Jägerregimenter weit vor, andere, die in Gebüſche geriethen, bleiben im Augenblick ſtecken, und das ganze Bild gleicht dem Spiel der Winde auf großen Waſſerflächen.

Zuweilen macht der Flammenſtrudel mitten im geſchwindeſten Marſche Halt, wenn ihm etwa ein breiter, grasloſer Weg oder ein feuchtes, langes Thal entgegentrat; ſo gedämmt ſchwillt er dann an, zu beiden Seiten um ſich greifend und meilenweit am Rande des Thales ſich hin verbreitend, als ſuche er's zu umgehen. Dabei bombardirt er beſtändig mit Feuerbränden und Funken, die der Wind beflügelt, über das Thal hinüber, die jenſeits liegenden gelben Kornfelder zu entzünden. An ſolchen Thälern und Wegen ſtellen ſich nun gewöhnlich die Menſchen auf, die dem Toben des wilden Elements Einhalt thun wollen, verbreitern den Weg noch durch in der Eile gezogene Furchen, löſchen beſtändig die hinüberfliegenden Feuerbrände, und meiſtens, wenn ſie ihre Stellung zu wählen wußten, gelingt es ihnen dann auch, das Brandungsthum zu erſticken. Jedoch zuweilen ſind die Wege ſelbſt mit Gras bewachſen und erleichtern den Uebergang; hie und da fangen die Brandraketen Feuer, ziehen ihre ganze wilde Brüderſchaft nach und

leuchten nun in den dürren Fruchtfeldern mit neuer Freude hoch empor. Alles geht wieder beflügelten Schrittes vorwärts; Millionen glühende Körner sprühen und verpuffen. Ein Aufleuchten! und alle auf eine Waizenflur gebauten Hoffnungen sind hin; jeder Schwung der Flamme vernichtet einen Roggenacker, jedes Gekniſter eines ganzen Dorfes Winterfutter.

Auf langen, unberechenbaren Kreuz- und Querwegen bewegt ſich ein ſolcher Steppenbrand, ſchrecklicher als der Drache von Rhodus, oft ſechs, acht bis zehn Tage in einer Gegend hin und her. Zuweilen dringt die Flamme mit friſchem Winde tief landeinwärts; man ſegnet ihre Abreiſe, und meint, ſie ſei verſchwunden; nach ein Paar Tagen aber ſieht man ſie wieder vor einem andern Winde zurückfliehen, fliehend wie ſiegend verderblich. Die kleinen, mitten im Graſe liegenden Gehöfte und Dörfer, die ohne Scheunen, immer all ihr Stroh, Heu und Korn in Ordnung und Unordnung um ſich herum liegen haben, ſind mit reißender Schnelligkeit entzündet und in glimmende Kohlenhaufen verwandelt. Die Dächer der Erdwohnungen, die gewöhnlich aus altem, halbvermodertem Schilf beſtehen, glimmen wie Zunder mit ſtinkendem Dampfe weg und ſinken in die Höhlung ein; die häuſerhohen Stroh- und Heuhaufen rauchen mit gigantiſchen Rauchſäulen empor. Entdecken die Leute noch bei Zeiten den Brand, ſo umziehen ſie ſchnell ihre Wohnungen und Kornhaufen mit einigen Furchen und zernichten das Gras rund umher, um dem Brande ſo Gränzen zu ſtecken. Auch die zahlreichen alten Grabhügel der Steppe erſteigt die Flamme, und da die Gipfel derſelben gewöhnlich etwas eingeſunken und mit höherem Gras und Unkraut bewachſen ſind, ſo weilt ſie eine Zeitlang dort oben und man ſieht dann in der Nacht dieſe Grabhügelflammen weithin über den niedrigen Dampfnebel aufſteigen, wie Freudenfeuer, welche ſich die alten vermoderten Leichname ſelbſt angezündet. Gewöhnlich macht endlich ein Regen, der das Feuer bemeiſtert, dem ganzen Schauſpiel ein Ende und rettet die noch übrigen Gräſer.

Die zahlreichen Heerden der Steppen werden durch ſolche Steppenbrände nicht wenig in Aufruhr und Schrecken geſetzt. Sie werden, da die Flammen mitunter wunderbare Streifzüge machen und von drei und vier Seiten zu gleicher Zeit heranrücken, von ihnen völlig eingeengt, ſo daß Hirten und Thieren nichts übrig bleibt, als mitten durch das Feuer hindurch zu ſetzen. Das geht dann nicht ohne mancherlei unangenehme Vorfälle ab, und unter

Umſtänden wird nicht nur manches Haar, ſondern auch manches Leben dabei verſengt, wenn zum Beiſpiel die dummen Thiere ſchnurſtracks in brennende Gebüſche hineinrennen. Gewöhnlich kann man mit dem Winde ganz ſicher dicht hinter der vorſchreitenden Flammenlinie herreiten, denn Glut läßt ſie wenig im Raſen zurück; doch muß man ſich immer dabei in Acht nehmen, denn neckiſch ſchlägt zuweilen die Flamme rückwärts an Roß und Reiter empor, und verſengt ihnen alle Haare und Flaumen, wie eine Köchin der gerupften Henne.

Viele ſolcher wilden, unabſichtlichen Steppenbrände werden auf folgende Weiſe veranlaßt, die zugleich als ein merkwürdiger Beweis der Barbarei dienen, in welcher noch das ganze Landwirthſchaftsweſen der Gegend begraben liegt. Wenn nämlich die Zeit naht, wo neues Heu gemacht wird und friſches Korn gereift iſt, ſo ſpricht ein Steppenwirth zu ſeinen Leuten ſo: »Auf unſerem Hofe liegen noch große Haufen alten Strohs, das aber vollſteckt von Mäuſen; auch liegen große Haufen alten Heus dabei, das uns aber bei den ſtarken Frühlingsregen dieſes Jahres halb verfault iſt, und nach einigen Tagen werden wir den Platz friſch ſtreuen. Auch wächſt auf meiner ganzen Tenne und meinem Gehöft unendlich viel unnützes Unkraut, welches loszuwerden ſehr vortheilhaft wäre, zumal da die Tenne bald zum Dreſchen gereinigt ſein muß. Kommt, laßt uns daher Alles, das Stroh mit ſammt den Mäuſen, das verfaulte Heu mit ſammt dem Unkraut, in Brand ſtecken, ſo ſchlagen wir auf eine ſehr bequeme Weiſe wenigſtens zwei Fliegen mit einer Klappe.« Sie ziehen alsdann, wenn ſie verſtändig ſind, Furchen um das ganze Gehöfte, damit ſich der Brand nicht weiter verbreite, und laſſen dann Alles miteinander fröhlich in den Flammen aufgehen. Sie bekommen dadurch Alles, was ſie drückte, auf einmal vom Herzen, und nennen das »ihr Gehöfte reinigen.« Gewöhnlich geht das nun freilich ſo ab, wie ſie es wünſchen, zuweilen aber läßt ſich die einmal aufgeregte Flamme auch nicht bedeuten, ſpringt über die Gränzen, und praſſelt in die Saatfelder und weit über die Steppe hin. Indeß tröſten ſich die Leute auch dann damit, daß ſie ja wieder Dünge, und aus der Aſche noch beſſre Kräuter wieder hervorwüchſen. Die Geſchichtsforſcher werden übrigens bei dieſer Gelegenheit nicht unbemerkt laſſen, wie ſchwer es dem Perſer Darius werden mußte, in einem ſolchen Lande Krieg zu führen, und wie leicht, ja mit Vergnügen,

indem ſie ja dabei nur ihr Gehöfte reinigten und ihre Felder düngten, die Steppenbewohner ihm eine völlige Wüſtenei in ihrem Lande darſtellen konnten.

Das Verfahren der Leute bei den Steppenbränden, die ſie mit Fleiß veranlaſſen und mit Vernunft leiten, weil ſie es dem Graswuchs heilſam halten, iſt intereſſant und die Vorkehrungen dabei eigenthümlich. Setzen wir den Fall, daß ein großer Edelmann einen bedeutenden Theil ſeiner Steppe, und ein ſolches Stück kann oft funfzig bis ſechzig Werſte im Umfang haben, abbrennen wolle, um ſeine Weide zu verbeſſern, ſo läßt er alsdann zunächſt das ganze Stück von einigen hundert in Thätigkeit geſetzten Pflügen mit Furchen umziehen, um ſeine Nachbarn, die Aecker u. ſ. w. vor dem Feuer zu ſchützen, mit drei-, vier- bis achtfachen Furchen, je nach der Größe der Gefahr und nach der Entzündbarkeit des benachbarten Feldes. Befinden ſich innerhalb der ſo umzogenen Steppe noch einzelne Beſitzthümer eingeſchloſſen, die ebenfalls geſchützt werden ſollen, als zum Beiſpiel Häuſer, Heumagazine, Ackerfelder u. ſ. w., ſo werden ſie ebenfalls mit Furchen umzogen. Nach der Ausführung dieſer Vorſichtsmaßregel begeben ſich alsdann ein paar Dutzend Menſchen mit Heuwiſchen, die ſie brennend an langen Stäben halten, auf die trockene Steppe, und ſtellen ſich in gleicher Entfernung in einer Linie auf, welche die Richtung des Windes ſenkrecht durchſchneidet, und ein jeder zündet vor ſich das Heu an. Anfangs iſt die Flamme nur ein kleines Licht, brennt aber rund um ſich herum, erweitert und verbreitet ſich fortſchreitend mehr und mehr und verbindet ſich mit der Flamme des Nachbars, bis endlich alle nur Eine große, unabſehbare Rauch- und Feuerlinie bilden und ſo regelmäßig und ruhig mit dem Winde innerhalb der bezeichneten Gränzen vorſchreiten. Alle harten Kräuter brennen dabei bis auf die Wurzel aus, und die ganze Steppe wird mit einem Aſchenſchleier überzogen. Die Leute verfolgen den von ihnen erregten Brand nun beſtändig, und umgeben ihn auch auf den Seiten, da ihr zähmend und tödtend, wo er trotz der gezogenen Furchen eine Unart begehen will, da aber mit neuer Glut nachſchürend, wo er etwas ungegeſſen liegen läßt. Zuweilen entſchlüpft aber doch, ungeachtet ihrer Wachſamkeit, den Wächtern das bewegliche Element, und es entſteht ein wilder Brand daraus. Ja, zuweilen ſchreitet die Flamme ſelbſt gegen den Wind ganz unerwartet rückwärts, und zwingt die Mannſchaft zur Flucht; allein in der Regel geht alles plangemäß ab. Die ganze Fläche,

alle Vertiefungen und Hügelchen werden mit verkohlten Kräutern überzogen, und kommt bald ein Regen darauf, der, wie man es wünscht, die Salze und den Dünger in den Boden schlägt, so wächst dann in wenigen Tagen durch das Leichentuch der Asche ein frisches, grünes Gras lebendig und hoffnungsvoll hervor. Es geschieht dies Abbrennen der Steppe natürlich, je nach der Beschaffenheit des Bodens, häufiger oder seltener. Manche Steppenherren lassen es alle vier bis fünf Jahre regelmäßig geschehen.

Eben so wie auf der hohen Steppe das Gras, werden auch an den Flüssen hin die großen Schilfwaldungen angezündet. Freilich ist es verboten, dies zu thun, bei Strafe der Verbannung nach Sibirien, weil diese Schilfbrände nicht so gut beaufsichtigt werden können, als die Steppenbrände, und Vieles dabei mit in Rauch aufgeht, was geschont werden sollte: allein dennoch, Sibirien und allen seinen Schrecknissen zum Trotz, lodern überall die Flußthäler kurz nach der Schneeschmelze in Feuerflammen auf. Dnester und Dnepr sieht man oft in langen Strecken hin von rothem Schein erleuchtet, als wenn statt des Wassers Feuer im Thale flösse. Der Gründe zum Abbrennen des Schilfes sind hauptsächlich zweierlei: erstlich das Vertreiben der Wölfe, die sich so zahlreich in den Schilfwaldungen versammeln, als wenn sie eben nichts als große Ratten wären, und dann zweitens, um dem jungen aufsprossenden Schilfe Luft zu geben, das von dem alten, welches noch so von Sonne, Wind und eigener Altersschwäche gebleicht und verstümmelt daliegt, in seinem Wachsthume behindert wird. Da das Schilf, welches sechs Ellen hoch ist, gewöhnlich eine mehrere Klafter hoch auflodernde Flamme gibt, und da die Schilfrohre gewöhnlich an vielen Seiten zugleich in Brand gesteckt werden und die Flamme sich weit und breit in den Flußthälern verbreitet, so gibt dies ein Feuer, dessen glühenden Schimmer man in einer Entfernung von vielen Meilen erblickt, besonders bei solchen Flußthälern, welche wie das des Dnesters, über eine Meile breit mit Schilf erfüllt sind. Man glaubt dann den Flußlauf mit einem feurigen Widerscheinstreifen am Himmel verzeichnet zu sehen, als hätten große Vulkane ihre Schlackenströme in das Thal, sein Wasser trinkend, gestürzt.

Es ist dies eine üble Zeit für das arme Thierleben in den Schilfen. Die Enten- und Gänseschaaren und die Pelikane sammeln sich auf den Seen und Flußarmen zwischen dem Schilfe, und schreien und schnattern, als wollen

ten sie sich dem Flammenstrome zur Wehre setzen. Die Habichte, Adler und Geier, und die kaum aus fremden Landen angekommenen Silberreiher fliegen auf und kreischen, unruhige Kreise ziehend, in dem wallenden Dampfe. Die Wölfe, die das Feuer gar nicht dulden können, stürzen sich truppenweise in's Wasser und retten sich flüchtigen Fußes, uneingedenk der zarten Lämmer und alle Mordgedanken vergessend, an das entgegengesetzte Ufer, wenn ihnen hier nicht wieder ein neuer Brand entgegenschreitet, noch mächtiger als der vorige, und sie wieder aus Qualm und Feuer in die Fluten stürzen. Die Flammen gewinnen dann am Rande der Flußarme, wo das Schilf immer am höchsten steht, so viel Kraft, daß sie mit Riesenzungen über das Wasser hinlecken, als wollten sie auch dieses entzünden. Ist der Flußarm nicht zu breit, so schlagen sie, von beiden Seiten her sehnsüchtig zu einander sich neigend und gegenseitig sich erhitzend, hoch über dem Wasser zusammen und feiern mit gewaltigem Auf- und Abschwingen ihre Verbindung. Sie sind dabei keineswegs an das Schilf und Gesträuch gebunden, sondern wunderbar lösen sie sich zuweilen völlig von dem Nahrung gebenden Boden los und schwingen sich frei und ungebunden über dem Wasser, mit röthlichem Schimmer aus dem Qualm hervorblickend. Es sind dann vielmehr die aus den Pflanzen entwickelten Gase, die da brennend und glühend sich oft thurmhoch über dem ganzen Feuermeer erheben. Viele schädliche Wölfe, welche in dem Feuer vor Angst fast zu Lämmern werden, kommen allerdings dabei um; aber auch viel nützliches Geflügel verbrennt sich das Gefieder, Enten, die ihre Eier nicht verlassen wollen und auf ihrer Brut das Leben verhauchen, Reiher und Trappen, die dumm um das Feuer kreisen und wohl gar mitten in die Flammen hineinschießen, Hasen, die den Wolf hinter sich und die Flamme vor sich sehen, und Schnepfen und andere Vögel, die in ganzen Schaaren sich willig in dem Feuer braten.

Trotz aller Verbote und Bestrafungen wiederholen sich die Schilfbrände des Dniesters und Dniepers alljährlich so pünktlich, wie der Frühling und das Ergrünen der Bäume, und es wird wohl schon seit Jahrtausenden und mit dem Borysthenes und Tiras der Alten derselbe Fall gewesen sein. Um so auffallender, daß bisher noch kein Reisender von diesem doch in so vieler Hinsicht interessanten Frühlingsleuchten der Steppenflüsse gesprochen hat!

Ein Gewitter in Braſilien.

Die Gegend hier mitten im Walde hatte ſchlechterdings nichts Einladendes. Ein wüſter Waldſtrom rauſchte im tiefen Grunde, während hörige Affen bei anbrechender Nacht in weiter Ferne murmelten. Im Rancho (offenes Gebäude mit Ziegeln oder Schilf gedeckt zum Unterkommen für die Reiſenden) herrſchte die geſchäftigſte Thätigkeit. Die Neger ſchleppten Holz herbei, die Kochtöpfe ſprudelten, und indem der Geruch derſelben uns den willkommenen Genuß verſpiegelte, kamen auch die Thiere herbei, gleiche Labung erheiſchend und ſich darauf freuend. Man beſchlug in der Eile noch wo es fehlte, und heilte die durch den Druck der Sättel entſtandenen Wunden. In dieſer regſamen Thätigkeit verblieb die Geſellſchaft, bis endlich die Thiere auf die Weide getrieben und die Abendmahlzeit genoſſen war. Eine Wachskerze leuchtete uns noch zu irgend einer den Schlaf herbeiführenden Lectüre, der dann auch, nach einer ruhelos hingebrachten Nacht, ſich mir ein lieber Gaſt nicht lange bitten ließ. Zwar leuchteten Blitze ſchon lange aus der Ferne durch das Dunkel der Bäume, und das ferne Rollen des Donners verkündete die Ankunft eines Gewitters; aber der Schlaf war mächtiger, als alle Drohungen des Himmels. Wir genoſſen wohl eine Stunde lang der Ruhe, als das Unwetter mit aller Macht einbrach und uns erweckte. Ein Orkan, der mit furchtbarer Gewalt die Urbäume ſchüttelte und bis zu den Wurzeln bewegte, raſete heran und riß in wirbelnden Bewegungen meine Bettdecke fort, indeß er zugleich die Ziegel des Daches neben unſerm Lager niederwarf. Zuſammengekauert unter Ochſenhäuten ſaßen die Neger am erliſchenden Feuer und kreuzten ſich bei jedem Blitze. Auch wir rückten der ſtehenden Wand der Venda näher, Schutz gegen die herabfallenden Ziegel und den nun in Strömen niederſtürzenden, vom Winde auf uns getriebenen Regen zu ſuchen. Selbſt unſere Maulthiere und Pferde, geſchreckt vom wilden Getöſe und dem Niederſtürzen der Bäume, ſuchen aus dem Walde unter unſer unſicheres Dach. Es iſt ſchwer, ſich eine deutliche Idee von dem ſchauerlich Großen eines nächtlichen, mit Sturm begleiteten Gewitters in einem Urwalde zu machen, und Schauer ergreift, am

ſeichen Gegenſtandes, der alles in ſeiner Furchtbarkeit überbietet. Ein Sturm zur See, wenn Segel reißen und Maſten brechen, iſt wohl wegen des ſchwankenden Elements gefahrvoller, doch grauſender dieſes. Bei jenem ſind die Momente die ſchrecklichſten, wo der Schiffer die dem Sturm entgegenſtemmenden Gegenſtände, Maſten und Segel, noch nicht eingezogen und verſtauet und der einwirkenden Gewalt angepaßt hat. Iſt dieſes Geſchäft aber vorüber und glücklich überſtanden, ſo kann man ſich auf offener See und in waſſerdichtem Fahrzeuge ſorglos ſchaukeln laſſen; das Heulen des Windes in den Tauen, das Raſſeln und Knarren der Maſten und Segelſtangen, das Dehnen, Renken, Winden und Knirren des Schiffsbauches, die an- und überſchlagenden Wellen hört man nach einigen Stunden ohne Angſt; der Eindruck wird ſchwächer und ſchwächer, und ſelbſt der Donner verliert von ſeiner Furchtbarkeit; er eilt ſchnell vorüber und man liegt ruhig in der Kajüte. Nicht ſo Stürme und Gewitter, wie ich ſie in den braſilischen Wäldern oft erlebte. Immer waren ſie mir furchtbar, und ſelbſt den Thieren ſchien es unheimlich zu Muthe zu ſein, denn auch die Kleinſten wurden unruhig, beſonders die Affen. Das Toben des Windes in den Rieſenbäumen Braſiliens, das Getöſe und Gekrache der umſtürzenden, nahe und fern das Abfallen dürrer Aeſte, der Strom ſich ergießenden Regens, das Geheul wilder Thiere beſonders der Affen, die vielleicht durch einen niederſtürzenden Baum aus ihrer Schlafſtätte geſchleudert, vielleicht auch beſchädigt wurden, das unaufhörliche Krachen und Rollen des Donners mit ſeinem unendlichen Echo, das wunderliche Licht, welches die hellen Blitze unter dem Dunkel des Waldes verbreiten, dabei die beſtändige Gefahr, von den dürren Aeſten oder niederſtürzenden Bäumen erſchlagen zu werden, alles dieſes verſetzte mich immer in den unbehaglichſten Zuſtand.

Noch auf meiner letzten Reiſe von Villa Rica nach Rio de Janeiro befanden wir eine eben ſo unangenehme Nacht. In einem tiefen, an und für ſich ſchon Grauſen erregenden Thale, zwiſchen hohen felſigen Bergen eingeſchloſſen, fließt der Rio das Petras, ſehr unbedeutend, aber bald mächtig werdend durch ſtarke Regengüſſe. Eine kleine Brücke führt, nicht fern von der Mündung eines andern kleinen Waſſ[illegible] über denſelben. Der Tag war ſo heiß geweſen, die Thiere waren [illegible] die meiſten mit Gras bewach-

von majestätischen, hohen, dickbelaubten wilden Feigenbäumen (hier Gemeiras genannt) so einladend, daß wir uns entschlossen, auf diesem Platze unser Nachtlager aufzuschlagen. Hoch oben am Berge war die Wohnung eines Pflanzers. Es war noch früh am Tage, und wir hatten Zeit, unsre häuslichen Einrichtungen zu treffen. Der Boden war allenthalben rein, das Gras kurz, so daß von Schlangen nichts zu befürchten war. Vertrauend auf den schönen Abend, der uns eine herrliche Nacht verkündete, gaben wir uns keine Mühe, uns gegen Regen zu sichern. Einige lagerten hier, die Andern dort. Ich wählte meinen Platz unter einem großen, etwas erhaben stehenden Feigenbaum, breitete eine Ochsenhaut auf die Erde und ließ mein Bett darauf legen. Hochflammende Feuer verbreiteten einen wunderlichen Schein über die schlafenden Gruppen, das aufgethürmte Gepäck und das an den Bäumen herumhängende Sattelzeug. Mein kleiner Pflegesohn war mein Schlafkamerad. Lange dauerte es, ehe ich einschlafen konnte. Kein Lüftchen rührte sich, und nur das Rauschen des in der Ferne sich durch Felsen zwängenden Flusses unterbrach die Stille der Nacht. Die ganze Natur schien zu schlafen, und die Feuer verglimmten in sich, als ferner Donner und helle Blitze uns weckten. Schnell rückte das Gewitter näher heran, und die schleunigsten Maßregeln mußten getroffen werden, uns gegen den Regen zu schützen. Die Feuer wurden vergrößert, das Gepäck und unser Lager mit Ochsenhäuten zugedeckt. Bald wütheten Sturm, Regen, Blitz und Donner; jeder kroch unter seine Ochsenhülle und zog sich zusammen, da wo die Hülle nicht zureichte. Die dickbelaubten Bäume schützten anfänglich; später aber entledigten sie sich des Wassers in verdoppelten Güssen. Die Feuer verlöschen vom unaufhörlichen Regen; die nahen Waldströme ertönten mit brüllendem Geräusche. Rabenschwarze Nacht umgab uns. Mein kleiner Schlafkamerad drückte sich fest an mich, Alle, die Einen, in Betrachtung dieser unangenehmen Lage verloren, die Andern, besonders die Neger, sich vor Gottes Zorn fürchtend, verhielten sich ganz ruhig, keiner sprach ein Wort, bis endlich ein entsetzendes krachendes Geräusch uns mit einem Schrei des Entsetzens aufriß. Tausend Vermuthungen, Angst, Zweifel, Furcht und Erwartung wechselten mit einem Male ab. [illegible] wir hier sicher oder der

ſtande der Angſt, der Furcht und des Schreckens, die Neger immer „miserecordia meo deos“ ächzend, verblieben wir bis zum Anbruche des Tages; da erleuchtete die Sonne die Urſache jener Getöſe — es war ein während des Gewitters unfern von uns herabgegangener Bergſturz.

Schwarz.

Am Rio de S. Franziſko in Braſilien.

Dicht am Ufer des Stromes bezogen wir die Fazenda Capão, um das zahlreiche Gepäck unterzubringen, bis Mittel geſchafft wurden, es überzuſetzen. Wir glaubten uns hier in ein ganz fremdes Land verſetzt. Statt der dürren, blattloſen Waldungen oder der Campos des hochliegenden Sertão ſahen wir uns rings umgeben von ſaftiggrünenden Wäldern, welche ausgedehnte Fiſchteiche umſäumen.

Als wir gegen Abend einen dieſer Fiſchteiche beſchlichen, — welch ſonderbares Schauſpiel ſtellte ſich da unſeren Blicken dar! Hunderte der roſenfarbenen Löffelgänſe ſtanden in langen Reihen, gleichſam Compagnienweiſe vereinigt längs den Ufern hin, und wadeten, mit dem Schnabel emſig im Sumpfe umherſuchend, langſam vorwärts. Tiefer im Waſſer ſchritten gravitätiſch einzelne große Störche, die Jaburús und Tujujús einher, mit ihren langen Schnäbeln die Fiſche verfolgend. Auf einer kleinen Inſel inmitten des Teiches waren dichte Schwärme von Enten und Waſſerhühnern gelagert, und zahlreiche Kiebitzen umkreiſten im ſchnellen Fluge die Ränder des Waldes, auf der Jagd nach Inſecten geſchäftig. Hier herrſchten endloſes Geſchnatter, Geſchrei und Gezwitſcher der mannichfaltigſten Vögelgeſchlechter, und je länger wir das ſeltſame Schauſpiel betrachteten, worin die Thiere mit aller ihnen inwohnenden Selbſtſtändigkeit und Lebendigkeit allein die Rollen ausfüllten, um ſo weniger konnten wir es über uns gewinnen, durch einen feindlichen Schuß die Behaglichkeit dieſes Naturzuſtandes zu ſtören. Wir ſahen hier gewiß mehr als zehntauſend Thiere nebeneinander, welche, jedes nach ſeiner Weiſe, den angebornen Trieb der Selbſterhaltung verfolgten. Das Gemälde der erſten Schöpfung ſchien vor unſern Blicken erneuert, und

müſſen, wäre nicht das Reſultat unſrer Betrachtungen der Gedanke geweſen, daß Krieg und ewiger Krieg die Loſung und die geheimnißvolle Bedingung alles thieriſchen Daſeins ſei.

Die unzählbaren Arten von Sumpf- und Waſſervögeln, welche hier, unbekümmert um einander, ihr Weſen treiben, verfolgen jede ihre eigene Beute an Inſecten, Fröſchen und Fiſchen, ſo wie jede von einem andern Feinde heimgeſucht wird. Den mächtigen Störchen, welche ſich als die Könige des Waſſerreiches betrachten, ſtellen die großen Adler und die Onzen nach, den Enten und Löffelgänſen die Fiſchotter, Vielfraße, Tiegerkatzen und Geier, den kleinern Waſſervögeln ſtärkere Nachbarn; allem dieſen beweglichen Geſieder aber wird die Herrſchaft über die abgelegenen Gewäſſer durch die Kaimans, die Rieſenſchlangen und den fürchterlich gefräßigen Fiſch, die Piranha, ſtreitig gemacht. Dieſe Vögel wohnen in der Nähe des Fluſſes, ſie niſten im Schilfe und im ſumpfigen Ufer der Teiche, oder auf den überhängenden Zweigen des Alagadiſſo, vollenden ihre Brütezeit während der trockenen Monate, und ziehen, wenn die Ueberſchwemmung eintritt, nach den hohen Gegenden des Ufers, zum Theil auch, gleich unſern Zugvögeln, gegen die Meeresküſte hin.

Nachdem wir eine Skizze von dieſem ſeltſamen Reiche der Vögel entworfen hatten, führte uns Senhor Roguera auf einem andern Wege gen Capso zurück. Wir vertieften uns in das Dickicht eines verwachſenen Waldes, und waren kaum eine Viertelſtunde lang darin fortgegangen, als ſich die Ausſicht auf einen andern Teich eröffnete, der, von dichtem Gebüſche überhangen, vom Schein der untergehenden Sonne geröthet, ſtill und melancholiſch vor uns lag. Während das grelle Geſchrei jener geſelligen Bewohner der Luft noch in unſeren Ohren tönte, waren wir, wie durch Zauberei, in ein Land des Todes verſetzt. Kein Vogel zeigte ſich, die Gegend ſchien wie ausgeſtorben, ſelbſt die ſchwüle Luft, welche geheimnißvoll über der Tiefe des dunkeln Gewäſſers ruhte, bewegte keinen Zweig, kein Blatt. Verwunderungsvoll an unſern Führer gewendet, wurden wir von ihm bedeutet, dies ſei bloß der Aufenthalt zahlloſer Kaimans und der gefräßigen Piranha. Indem wir dieſen grauenvollen Ort mit Dante's Höllenſee verglichen, ſtreckten wohl jener geſchuppten Ungeheuer ſchnarchend und ſprit-

ſolcher Kaimans, die theils am Ufer lagen, theils allmählig, durch unſer Geräuſch veranlaßt, auf die Oberfläche des Waſſers kamen, wo ſie ſich entweder bewegungslos, einem Stücke Holze ähnlich, ſchwimmend erhielten, oder, mit hervorragendem Kopfe, in allen Richtungen durch einander fuhren. Die größten dieſer Thiere hatten acht bis neun Fuß Länge, einen grünlichen Panzer und eine ſtumpfe Schnauze.

Keiner Kreatur hat die Natur einen gleich ſcheuslichen Anblick verliehen, als dieſem Thiere, das manche Maler nicht mit Unrecht zum Bilde der niedrigſten Bosheit und Verworfenheit benutzt haben. Die Kaimans leben faſt immer gemeinſchaftlich in dieſen Teichen, und vermehren ſich außerordentlich. Während der Regenzeit legt jedes Weibchen ſechszig bis achtzig Eier von der Größe eines Hühnereies und von biegſamer, grubiger Schale, in den Sand des Ufers, und mehrere Weibchen ſchleppen dieſe zuſammen, ſchichten ſie abwechſelnd mit Lagen von Teichſchlamm in ſechs bis acht Fuß hohen Pyramiden auf, und überlaſſen nun der Wirkung der Sonne und der Gährung das Ausbrüten. Ein Weibchen pflegt abwechſelnd in der Nähe der unentwickelten Nachkommenſchaft Wache zu halten, und mancher Sertaneje, der ſich nahte, mußte die Unvorſichtigkeit mit dem Verluſte eines Fußes bezahlen. Bei Annäherung eines Feindes erhebt ſich die ſonſt träge Wächterinn mit Schnelligkeit, die Naſenlöcher erweitern ſich, die kleinen glühenden Augen rollen, der blaßrothe Rachen gähnt weit auf, und mit einer ſchnappenden Bewegung erreicht ſie die Beute, welche ſie nicht eher losläßt, bevor ſie nicht mit den mächtigen Zähnen, unter heftigen Windungen, ein Glied abgebiſſen. Pferde und Rindvieh, welche das unterſte Fußgelenke auf dieſe Weiſe verloren haben, ſieht man deßhalb hier ziemlich häufig. Die Hunde täuſchen die Kaimans, indem ſie ſchnell die Stelle verlaſſen, wo ſie das Waſſer bewegten, um an einer andern zu ſaufen. Selbſt die Onze wird, wenn ſie um zu ſaufen, an das Waſſer kömmt, bisweilen von dem Jacaré beſiegt, und alle Thiere ſcheinen dieſem Ungeheuer furchtſam auszuweichen, nur die Piranha nicht, welche deſſen gefährlichſter Feind iſt. Als wir in eine abgelegene Bucht des Teiches, die von Schwärmen des Fiſches wimmelte, ein rothes Tuch hingen, konnten wir zwei dieſer Fiſche daran herausziehen, welche, von der Farbe getäuſcht, augenblicklich angebiſſen hatten. Die

der schärfsten Zähne bewaffnet. Im höchsten Grade gefräßig und nach Fleisch lüstern, und immer in zahlreichen Haufen versammelt, wird sie auch den größten Thieren gefährlich; diese erscheinen, von einem Schwarm der Piranha angegriffen, noch einen Moment brüllend an der Oberfläche des Wassers, und sind darauf, indem jeder Fisch nur einen Biß führt, augenblicklich das Opfer von tausend Feinden geworden. Die Thiere des Sertão kennen die Gefahr, welche ihnen dieses blutgierige Geschlecht bereitet, und meiden sorgfältig die Teiche, worin es sich aufhält. Wenn die Capivara von andern Feinden verfolgt, sich dahin zurückziehen muß, so thut sie es mit behutsamer Ruhe, um das Wasser nicht viel zu bewegen; Pferde und Rinder schlürfen in der Tränke das Wasser nur von der Oberfläche, und senken den Rüssel nicht tief ein; dessenungeachtet wird er ihnen nicht selten abgebissen; selbst der Kaiman flüchtet vor diesem grimmigen Feinde, und wendet den unbewehrten Bauch an die Oberfläche des Gewässers; nur der Fischotter, dessen filziger Pelz die Kraft des Gebisses abstumpft, ist vor ihnen sicher. Die Piranha ist übrigens einer der schmackhaftesten Fische.

Martius.

Die Ueberschwemmung des Flusses.

Der Rio de S. Franzisko beginnt im November anzuschwellen, steigt bis im Monate Februar, und fällt wieder im März. Die geringe Erhebung des Uferlandes in vielen Gegenden verursacht, daß er hie und da eine ungeheure Breite annimmt und auf vier bis fünf Legoas (Meilen) weit Alles überfluthet. An andern Stellen ergießt er sich durch natürliche Abzugskanäle zwischen den Kalkhügeln weithin in das Land, und zertheilt es in unzählige Inseln. In der Mitte des Stromes wird dann der Lauf so beschleunigt, daß ein Fahrzeug in zwölf Stunden leicht vier und zwanzig Legoas zurücklegt. Um diese große jährliche Katastrophe dreht sich gewissermaßen das ganze Leben der Anwohner des Flusses; sie bedingt, so wie der jährliche Austritt des Nils, Ackerbau, Handel und Gewerbe, und ist der

mung das Land mit unglaublicher Fruchtbarkeit, und die Anwohner, welche so manche Vortheile von dem wohlthätigen Elemente genießen, ertragen mit Gleichmuth die Verwüſtungen und Gefahren, die von Zeit zu Zeit ſeine Ueberſchwemmungen mit ſich bringen. Die Schnelligkeit, mit welcher der Strom wächſt, zwingt die Anwohner oft während der Nacht ihre Häuſer zu verlaſſen, und nach den höher liegenden Geraës *) hinaufzufliehen. Das gefährlichſte Geſchäft bleibt nun demjenigen Fazendeiro, welcher Viehzucht treibt. Er muß eiligſt den Rindvieh- und Pferdeheerden zu Hülfe kommen, deren ängſtliche Haufen auf den vom Strome gebildeten Inſeln dem Hunger und den Angriffen der Onzen und Kaimans ausgeſetzt ſind. Mit Mühe führt er ſein ſchwankes Fahrzeug, durch reißende Bäche und Nebenſtrömungen, oft meilenweit in die Flut hinaus, ſtets gefährdet, auf hervorſtehende Baumgipfel und Felſen geworfen, oder von treibenden Stämmen überſegelt zu werden. Glückt es ihm auch, die Gefahren des Elementes zu überwinden, ſo hat er oft mit wilden Thieren zu kämpfen, die mit Ungeſtüm der Macht der Gewäſſer zu entfliehen ſuchen. Rieſenſchlangen und Kaimans umklammern und beſteigen den Kahn, um von dem anhaltenden Schwimmen auszuruhen. Fährt er unter einem Baume vorüber, ſo laſſen ſich dichte Ballen von Ameiſen, die darauf geflüchtet waren, zu ihm herab, und während er noch mit Ausrottung dieſer zahlloſen Feinde beſchäftigt iſt, erfüllt ihn ein Tiger, oder eine Klapperſchlange, die in den Kahn herabſpringen, mit noch größerem Schrecken. Kann er dieſen Unthieren nur durch die Flucht in das Waſſer ausweichen, ſo iſt er in Gefahr, von den Schwärmen der Piranha, welche ihre ſtillen Buchten verlaſſen hat und nach Beute umherſchwimmt, augenblicklich in tauſend Stücke zertheilt zu werden. Gelangt er endlich zu ſeinen hülfeloſen Thieren, ſo findet er ſie oft vom Hunger entkräftet, an den Hufen von der Piranha oder den Krokodillen verwundet, und unfähig an das Ufer zu ſchwimmen, oder von hungrigen Onzen und Wölfen angegriffen, gegen welche ſich die Pferde in runden Haufen, mit den Köpfen nach innen zuſammengeſtellt, zu vertheidigen ſuchen. Hunderte von Hausthieren werden ſo oft die Opfer der jährlichen Ueberſchwemmungen.

*) Geraës nennen die Einwohner das hochliegende benachbarte Minenland im Gegenſatz zu dem Flußthal des Rio de S. Franziſko.

Die Pflanzenwelt in den Tropen.

In den Tropen sind die Gewächse saftstrotzender, von frischerem Grün, mit größeren und glänzenderen Blättern geziert, als in den nördlichen Erdstrichen. Bäume, fast zweimal so hoch als unsere Eichen, prangen dort mit Blüthen, welche groß und prachtvoll wie unsere Lilien sind. An den schattigen Ufern des Magdalenenflusses in Süd-Amerika wächst eine rankende Aristolochia, deren Blume, von vier Fuß Umfang, sich die indischen Knaben in ihren Spielen über den Scheitel ziehen. Im südindischen Archipel hat die Blüthe der Rafflesia fast drei Fuß Durchmesser und wiegt 14 Pfund.

Die außerordentliche Höhe, zu welcher sich unter den Wendekreisen nicht bloß einzelne Berge, sondern ganze Länder erheben, und die Kälte, welche Folge dieser Höhe ist, gewähren dem Tropen-Bewohner einen seltsamen Anblick. Außer den Palmen und Pisanggebüschen umgeben ihn auch die Pflanzenformen, welche nur den nordischen Ländern anzugehören scheinen. Cypressen, Tannen und Eichen, Berberissträucher und Erlen (nahe mit den unsrigen verwandt,) bedecken die Gebirgsebenen im südlichen Mexico, wie die Andeskette unter dem Aequator. So hat die Natur dem Menschen in der heißen Zone verliehen, ohne seine Heimath zu verlassen, alle Pflanzengestalten der Erde zu sehen; wie das Himmelsgewölbe von Pol zu Pol ihm keine seiner leuchtenden Welten verbirgt.

Diesen und so manchen andern Naturgenuß entbehren die nordischen Völker. Viele Gestirne und Pflanzenformen, von diesen gerade die schönsten (Palmen und Pisanggewächse, baumartige Gräser und feingefiederte Mimosen), bleiben ihnen ewig unbekannt. Die krankenden Gewächse, welche unsere Treibhäuser einschließen, gewähren nur ein schwaches Bild von der Majestät der Tropenvegetation. Aber in der Ausbildung unserer Sprache, in der glühenden Phantasie des Dichters, in der darstellenden Kunst der Maler, ist eine reiche Quelle des Ersatzes geöffnet. Aus ihr schöpft unsere Einbildungskraft die lebendigen Bilder einer exotischen Natur. Im kalten Norden, in der öden Haide, kann der einsame Mensch sich aneignen, was in den fernen Erdstrichen erforscht wird, und so in seinem Innern eine Welt sich schaffen, welche das Werk seines Geistes, frei und unvergänglich, wie dieser, ist.

A. von Humboldt.

Ein Tag unter dem Aequator.

Para, den 16. August 1819.

Es iſt drei Uhr Morgens, ich verlaſſe meine Hangmatte, denn der Schlaf flieht mich Aufgeregten; ich öffne die Laden und ſehe hinaus in die dunkle hehre Nacht. Feierlich flimmern die Sterne und der Strom glänzt im Widerſcheine des untergehenden Mondes zu mir herüber. Wie geheimnißvoll und ſtille iſt Alles um mich her! Ich wandle mit der Blendlaterne hinaus in die kühle Varanda, und betrachte meine trauten Freunde, Bäume und Geſträuche, die um die Wohnung herſtehen. Manche ſchlafen mit dicht zuſammengelegten Blättern, andere aber, die Tagesſchläfer ſind, ragen ruhig ausgebreitet in die ſtille Natur auf; wenige Blumen ſtehen geöffnet; nur ihr, ſüßduftende Paullinienhecken begrüßet mit feinſtem Wohlgeruche den Wandrer, und du erhabene, düſterſchattende Manga, deren dicht belaubte Krone mich gegen den Nachtthau ſchützet. Geſpenſterhaft flattern große Nachtſchmetterlinge um die verführenden Lichter meiner Laterne. Immer ſtärker durchnäßt der Thau die friſch aufathmenden Wieſen, und die Nachtluft legt ſich feucht auf die erwärmten Glieder. Eine Cicade, die im Hauſe wohnet, lockt mich mit heimiſchem Gezirpe wieder hinein, und leiſtet dem glücklichen Halbträumer Geſellſchaft, der den Tag erwartet, vom Geſumſe der Mosquiten, den paukenähnlichen Schlägen eines Ochſenfroſches oder dem klagenden Rufe des Ziegenmelkers wach erhalten.

Um fünf Uhr ſeh' ich ringsum den Morgen dämmern; ein feines, gleichmäßiges Grau, mit Morgenroth verſchmolzen und davon erheitert, umzieht den Himmel; nur der Zenith iſt dunkler. Die Formen der Bäume treten näher und näher, der Landwind, der im Oſten aufſteht, bewegt ſie langſam; — ſchon ſchimmern roſenrothe Lichter und Reflexe um die Kuppeln der domartig gewölbten Caryocar-, und Bertholetia- und Symphoniaſtämme. Die Zweige, die Blätter regen ſich, die Träumer wachen auf, und baden in der erfriſchten Morgenluft; Käfer, Fliegen, Mücken ſumſen, Vögel rufen, Affen klettern ſchreiend ins Dickicht zurück, und die hinterliſtigen Marderarten ſchleichen ſachte vom Geflügel, dem der prunkende Haushahn den Morgen ausruft. Immer heller [illegible] in der Luft; — der Tag bricht an: — eine

beſchreibliche Feier liegt über der Natur: die Erde erwartet ihren Bräutigam; und ſiehe! da iſt er, wie rothe Blitze leuchtet der Sonnenrand, jetzt ſteigt die Sonne empor, — in einem Nu iſt ſie ganz über dem Horizonte, auftauchend aus feurigen Wellen, und wirft glühende Strahlen auf die Erde hin. Die magiſche Dämmerung weicht, große Reflexe flüchten ſich verfolgt von Dunkel zu Dunkel, und auf einmal ſteht rings um den entzückten Beſchauer die Erde in friſchem Thauglanz; feſtlich, jugendlich, heiter: die ſchönſte Braut. Kein Wölkchen am Himmel, ungetrübt wölbt er ſich über der Erde. Alles iſt Leben; Thiere und Pflanzen im Genuß, im Kampf. Um ſieben Uhr beginnt der Thau zu verſchwinden, der Landwind läßt etwas nach, ſchon wird die zunehmende Wärme bemerklich. Die Sonne ſteigt ſchnell und ſenkrecht am klaren und durchſichtig blauen Himmel auf, in welchem alle Dünſte gleichmäßig vertheilt ſind, bis ſich ſpäterhin, niedrig am weſtlichen Horizonte, kleine, weißflockige Wolken bilden; dieſe ſpitzen ſich gegen das Tagesgeſtirn zu, und verlängern ſich allmälig weithin am Firmamente. Um die neunte Stunde wird die Wieſe ganz trocken, der Wald ſteht im Glanze ſeiner Lorbeerblätter. Noch eine Stunde ſpäter, und die Wolken wölben ſich hoch auf; ſie geſtalten ſich zu breiten dichteren Maſſen, und ziehen bisweilen verdunkelnd und kühlend unter der Sonne hin, die in leuchtender Fülle die Landſchaft beherrſcht. Es zucken die Pflanzen unter den ſengenden Strahlen der Sonne; ganz ſelbſtverloren geben ſie ſich dem mächtigen Reize hin. Goldbeſchwingte Käfer und Kolibris ſchwirren luſtig näher, in lebendigem Farbenſpiel gaukeln bunte Schmetterlinge und Libellen am Ufer durcheinander; die Wege wimmeln von Ameiſen, die in ausgedehnten Zügen Blätter zu ihren Bauwerken ſchleppen. Aber auch die trägen Thiere empfinden den Sonnenreiz; das Krokodil ſteigt vom Schlamme des untern Ufers weit herauf, und lagert ſich in den heißen Sand; Schildkröten und Eidechſen werden aus ihren feuchten Schatten hervorgelockt; buntſchillernde und düſterfarbige Schlangen ſchleichen in die warm beleuchteten Fußwege. Die Wolken ſenken ſich tief, ſie ſondern ſich ſchichtenweiſe ab, immer ſchwerer, dichter, düſterer umhüllen ſie bläulichgrau den Horizont, gegen den Zenith thürmen ſie ſich an zu hellern, weitverbreiteten Maſſen, ein Abbild rieſiger Gebirge in der Luft. Auf einmal überzieht ſich der ganze Himmel, nur hie und da blickt noch die tiefe Bläue zwiſchen durch; die

Sonne verbirgt ſich, aber um ſo heißer liegt die Glut der Luft auf der Landſchaft. Mittag iſt vorüber: trüb, ſchwer, melancholiſch hängt dieſe Stunde über die Natur; immer tiefer greift die Spannung, und das Weh iſt da, welches die Luft des Tages gezeugt hat. Hunger und Durſt jagen die Thiere umher; nur die ruhigen, die trägen, in die Schatten des Waldes geflüchteten ahnen nichts von der gewaltigen Kriſe der Natur. Aber ſie kommt; raſchen Schrittes, und unabweislich wird ſie hereinbrechen: ſchon erkältet ſich die Luft, die Winde fahren wild gegen einander; ſie wühlen den Wald auf; und dann das Meer, das immer ſchwärzer einher wogt, und die Flüſſe, die dunkler und vom Winde übertönt, lautlos dahin zu fließen ſcheinen. Der Sturm iſt da! — zwei- dreimal reißt ein fahler Blitz durch die Wolken; zwei- dreimal rollt der Donner, rollt langſam, ruhig erbebend; Tropfen fallen. — Die Pflanzen athmen aus Ermattung neu auf, ein neuer Donner, und — nicht Regen, Waſſerſtröme gießt nun der erſchütterte Himmel aus. Der Wald erſeufzt, das liſpelnde Plätſchern der bewegten Blätter wächſt zum Rauſchen an, zum weithin ertönenden Getrommel. Blumen ſchwanken, Blätter fallen, zerriſſene Aeſte, morſche Stämme ſtürzen. Auch die Thierwelt hat dieſe furchtbare Stunde ergriffen; verſtummt, entſetzt flattert das Geſider des Waldes am Boden; zitternd ſuchen die zahlloſen Geſchlechter der Inſecten unter Blättern, an Stämmen Schutz; von Krieg und Mord abgemahnt läßt das Säugethier nach in der Verfolgung; nur die kaltblütigen Amphibien freuen ſich der herabſtürzenden Flut, und tauſendſtimmig ſingen die Chöre der Fröſche und Unken aus den feuchten Wieſen auf. In Bächen rauſcht das trübe Waſſer durch die engen Waldwege dem Strome zu, oder ergießt ſich in die Riſſe des Bodens. Mehr und mehr nimmt dabei die Temperatur der Luft ab, die Wolken entleeren ſich allmälig — aber nur noch eine kurze Zeit, und der Sturm iſt vorüber. In verjüngtem Glanze tritt die Sonne aus lang gedehnten Wolkenſchichten hervor, die mehr und mehr auseinander ziehen, nach Süden und Norden ſich ſenken, und wie am Morgen in dünnen, leichten Geſtalten den azurnen Grund des Firmaments umſäumen. Schon lächelt der Himmel aus tiefblauem Auge die Erde wieder an, und bald hat ſie den Schreck vergeſſen. Eine Stunde länger, und keine Spur des Sturmes iſt mehr vorhanden; in neuer Friſche, vom warmen Sonnenſtrahl abgetrocknet, ſtehen

die Pflanzen, und das Thier bewegt ſich wieder nach alter Weiſe, den angeſtammten Trieben Folge leiſtend. So zieht der Abend heran, und neue Wolken erſcheinen zwiſchen den weißen Flocken am Horizonte. Sie führen bald einen violetten, bald einen fahlgelben Schein in die Landſchaft ein, der harmoniſch den Hintergrund der hohen Waldung, den Strom und das Meer verbindet. Die Sonne ſinkt, und tritt, umgeben vom bunteſten Farbenſchmelze, aus dem weſtlichen Thore des Firmaments. Noch ſchwimmen einige Lichtblicke im Abglanz der untergegangenen Sonne um die Firſten: da ſteigt in ſtiller Kühle, ruhig, mild und geiſterhaft, der ſilberweiße Mond über den dunkeln Wald hervor, und in neue, weichere Formen verſchmelzen ſich die Geſtalten. Es kommt die Nacht; in Schlaf und Traum ſinkt die Natur, und der Aether, ſich in ahnungsvoller Unermeßlichkeit über die Erde wölbend, von zahlloſen Zeugen fernſter Herrlichkeit erglänzend, ſtrahlt Demuth und Vertrauen in das Herz der Menſchen: die göttlichſte Gabe nach einem Tag des Schauens und des Genießens.

Das Meer.

Glänzend taucht in dieſer Gegend am Morgen die Sonne aus dem Meere auf, und vergoldet die, den Horizont umlagernden Wolken, welche bald hierauf in groſsartigen und mannichfaltigen Gruppen dem Zuſchauer Continente mit hohen Gebirgen und Thälern, mit Vulkanen und Meeren, mythologiſche und andere wunderſame Gebilde der Phantaſie vor Augen zu führen ſcheinen. Allmälig rückt das Geſtirn des Tages an dem ätheriſch blauen Himmel aufwärts; die feuchten, grauen Nebel fallen nieder; das Meer ruht, oder ſteigt und fällt ſanft mit ſpiegelglatter Oberfläche in einem regelmäſsigen Pulsſchlag. Mittags erhebt ſich eine fahle, blaſs ſchimmernde Wolke, der Herold eines plötzlich hereinbrechenden Gewitters, das mit einem Male die ruhige Sonne unterbricht. Donner und Blitz ſcheinen den Planeten ſpalten zu wollen, doch bald hebt ein ſchwerer, ſalzig ſchmeckender Platzregen, unter brauſenden Wirbelwinden herabſtürzend, das Toben der Elemente, und mehrere halbkreisförmige Regenbogen, gleich bunten Triumphbögen über den

Ocean ausgespannt und auf der gekräuselten Oberfläche des Wassers vervielfältigt, geben die friedliche Beendigung des großen Naturschauspiels kund. Sobald Luft und Meer wieder zur Ruhe und zum Gleichgewicht zurückgekehrt sind, zeigt der Himmel von neuem seine durchsichtige Bläue; Heerden von fliegenden Fischen schwingen sich scherzend über die Oberfläche der Gewässer hin, und die buntfarbigsten Bewohner des Oceans, unter denen der Haifisch mit seinen beiden unzertrennlichen Gefährten, steigen aus dem, in der Tiefe von hundert Fuß noch durchsichtigen Elemente herauf. Sonderbar gestaltete Medusen, die blasenförmige Fregatte mit ihren blauen, ätzenden Bartfäden, lange, schlangenähnliche Stränge aneinander gekletterter Salpen treiben sorglos dahin, und viele andere der mannichfaltigsten kleinen Seethiere ziehen langsam, ein Spiel der Wogen, an dem bewegungslosen Schiffe vorüber. Taucht die Sonne allmälig an dem bewölkten Horizonte hinab, so kleiden sich Meer und Himmel in ein neues, über alle Beschreibung erhabenes Prachtgewand. Das brennendste Roth, Gelb, Violett glänzen, in unendlichen Schattirungen und Contrasten, verschwenderisch an dem azurnen Grunde des Firmaments, und strahlen noch bunter von der Oberfläche des Wassers zurück. Unter anhaltendem Wetterleuchten am grauenden Horizonte nimmt der Tag Abschied, während sich der Mond aus dem unabsehbaren Ocean still und feierlich in den nebellosen, oberen Weltraum erhebt. Bewegliche Winde kühlen die Atmosphäre ab; häufige, besonders von Süden her fallende Sternschnuppen erhellen magisch die Luft; das dunkelblaue Firmament, sich mit den Gestirnen auf dem ruhigen Gewässer abspiegelnd, stellt das Bild des ganzen Sternengewölbes dar, und der Ocean, selbst von dem leisesten Lüftchen der Nacht bewegt, verwandelt sich in ein still wogendes Feuermeer.

Martius.

Ein brasilianischer Urwald.

Nicht minder ausgezeichnet als die Pflanzen-, ist die Thier-Welt, welche jene Urwälder bewohnt. Der Naturforscher, zum ersten Male hieher versetzt, weiß nicht, ob er mehr die Formen, Farben oder Stimmen der Thiere be-

wundern soll. Den Mittag ausgenommen, wo alle lebende Geschöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe suchen, und wo daher eine majestätische Stille über die im Sonnenlichte glänzende Tropennatur verbreitet ist, ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geschöpfen hervor. Den Morgen verkünden das Gebrüll der Heulaffen, die hohen und tiefen Töne der Laubfrösche und Kröten, das monotone Schmettern und Schwirren der Cicaden und Heuschrecken. Hat die aufsteigende Sonne den ihr vorangehenden Nebel verdrängt, so freuen sich alle Geschöpfe des neuen Tages. Die Wespen verlassen ihre Schuh langen, von den Zweigen herabhängenden Nester, die Ameisen kommen aus ihren künstlich von Lehm aufgethürmten Wohnungen, womit sie die Bäume überziehen, hervor, und beginnen die Reise auf den selbst gebahnten Straßen; eben so die das Erdreich hoch und weit aufwühlenden Termiten. Die buntfarbigsten, an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge, besonders zahlreiche Hesperiden eilen von Blume zu Blume, oder suchen ihre Nahrung auf den Straßen oder, in einzelne Haufen zusammengestellt, auf besonnten Sandufern der kühlen Bäche. Der blauspiegelnde Menelaus, Nestor, Adonis, Laertes, die bläulich weiße Idea und der große, mit Augen bemalte Eurilochus schwingen sich, Vögeln ähnlich, durch die feuchten Thäler zwischen grünen Gebüschen hin. Die mit den Flügeln schnarrende Feronia fliegt eilig von Baum zu Baum, während die Eule, die größte der Nachtschmetterlinge, mit ausgebreiteten Flügeln unverrückt am Stamme festsitzend, den Abend erwartet. Myriaden der glänzendsten Käfer durchschwirren die Luft und blinken gleich Edelsteinen aus dem frischen Grün der Blätter oder aus duftenden Blumen hervor. Indessen schleichen Eidechsen von auffallender Form, Größe und Farbenpracht, düstergefärbte giftige oder unschädliche Schlangen, welche an Glanz den Schmelz der Blumen übertreffen, aus dem Laube, den Höhlen der Bäume und des Bodens hervor und sonnen sich, an den Bäumen hinaufwindend und auf Insecten oder Vögel lauernd. Von nun an ist Alles voll thätigen Lebens. Eichhörnchen, Heerden von geselligen Affen ziehen neugierig aus dem Innern der Wälder nach den Anpflanzungen, und schwingen sich pfeifend und schnalzend von Baum zu Baum. Die hühnerartigen Jacús, Hoccos und die Tauben verlassen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Andere Vögel von den sonderbarsten Gestalten und dem glän-

zendſten Gefieder flattern einzeln oder geſellig durch die duftenden Gebüſche. Die grün, blau oder roth gefärbten Papageien erfüllen, auf den Gipfeln der Bäume verſammelt, oder gegen die Pflanzungen und Inſeln hinfliegend, die Luft mit ihrem krächzenden Geſchwätz. Der Tucan klappert mit ſeinem hohlen großen Schnabel auf den äußerſten Zweigen, und ruft in lauten Tönen wehklagend nach Regen. Die geſchäftigen Pirolen ſchlüpfen aus ihren lang herabhängenden beutelförmigen Neſtern hervor, um die vollen Orangenbäume zu beſuchen, und ihre ausgeſtellten Wachen verkünden mit lautem zänkiſchem Geſchrei die Annäherung des Menſchen. Die einſam auf Inſecten lauernden Fliegenſchnapper ſchwingen ſich von Bäumen und Stauden, und erhaſchen raſchen Fluges den dahin wogenden Menelaus oder die vorüberſummenden glänzenden Fliegen. Im Geſträuche verborgen thut indeſſen die Droſſel die Freude ihres Lebens in ſchönen Melodieen kund; die geſchwätzigen Pipren beluſtigen ſich, aus dichtem Gebüſche bald hier bald dort in vollen Nachtigallentönen lockend, den Jäger irre zu führen, und der Specht läßt, indem er die Rinde der Stämme aufpickt, ſein weit ſchallendes Klopfen ertönen. Lauter als alle dieſe wunderbaren Stimmen erſchallen von der Spitze der höchſten Bäume die metalliſchen Töne der Uraponga, welche den Klängen der Hammerſchläge auf dem Amboſe ähnlich, nach der Wendung des Sängers bald näher bald ferner, den Wanderer in Erſtaunen ſetzen. Während ſo jedes lebende Weſen in Bewegung und Tönen die Schönheit des Tages feiert, umſchwirren die zarten Colibris an Pracht und Glanz mit Diamanten, Smaragden und Saphiren wetteifernd, die prunkvollſten Blumen. Mit dem Untergang der Sonne kehren die meiſten der Thiere zur Ruhe; nur das ſchlanke Reh, das ſcheue Pecari, die furchtſame Agouti und der rüßelige Tapir weiden noch umher; die Naſen- und Beutelthiere, die hinterliſtigen Katzenarten ſchleichen nach Raub ſpähend durch die Dunkelheit des Waldes, bis endlich die brüllenden Heulaffen, das gleichſam um Hülfe rufende Faulthier, die trommelnden Fröſche und die ſchnarrenden Cicaden mit ihrem traurigen Liede den Tag beſchließen, der Ruf des Makuk, der Capueira, des Ziegenmelkers und die Baßtöne des Ochſenfroſches den Eintritt der Nacht verkünden. Myriaden leuchtender Käfer beginnen nun gleich Irrlichtern umherzuſchwärmen und geſpenſterartig flattern die blutſaugenden Fledermäuſe durch das tiefe Dunkel der Tropennacht.

Total-Anblick der nördlichen Polarwelt.

Mehrere Meilen hoch über den Nordpol erhoben, welch' ein wundervolles Panorama böte sich dem scharf sehenden Auge dar!

Bis zu dem 80sten Breitengrade hinab wirft, bei einem heitern Sonnenblick, eine vielfarbig blinkende, wohl nur durch einzelne Zertrümmerungen und Eisgebirge gebrochene, erstarrte Wassermasse von mehr als 70,000 Quadratmeilen, ein wenn gleich schimmerndes, doch stets einförmiges Bild der Oede und Erstorbenheit zurück.

Fast nirgend findet sich dieser traurige Spiegel beträchtlich unterbrochen, nirgend der Blick gehemmt, außer im Süden gegen Europa hin. Hier steigen die hohen Marmorfelsen von Spitzbergen, kaum vor der bedeckenden Eishülle erkennbar, als einzelne Punkte in der kalten Wildniß hervor.

Und gerade hier, so wie fast genau ihnen gegenüberliegend, erblickt das Auge zwei unabsehbare Straßen, mit ungeheuern Eisschollen gepflastert, zwischen den Continenten der alten und der neuen Welt.

Die eine, sie trennt Europa von Grönland, über 130 deutsche Meilen breit (über 25 Längengrad bei Jan Mayens Land), liegt da wie ein erstarrter Riesenstrom zwischen Lappland und Amerika; hiergegen erscheint die andere, die Behringsstraße, von 9½ deutschen Meilen, nur wie ein überfrorner Bach, der vormals zwischen dem östlichen Asien und dem nordwestlichen Amerika hinfloß.

In jeder andern Richtung wird das Auge durch die Küsten der Continente beschränkt.

Deutlich zeigt sich die große Strecke von 35 Längengraden von Europa und Asien, mit vielfachen, weit hervortretenden Erdzungen und tiefen Einschnitten. Mehr als 10 Mündungen beträchtlicher Flüsse, hierunter vier der größten Ströme der Erde, führen dem ungeheuern Spiegel stets neue Eisschollen und Trümmer mächtiger Bäume hinzu.

Die zweite Hälfte, die lange Küste der neuen Welt, von Jan Mayens Eiland bis zum Eiscap, hält dagegen noch bis jetzt die Zeit in einem undurchdrungenen Schleier.

Nur einzelne Punkte, die Mündungen zweier nicht unbedeutenden Flüsse,

von Hearne und Mackenzie entdeckt, sieht man nebst einigen unbedeutenden Inselchen.

Indeß was vermag sie nicht, die überall regsame, mächtige Natur! Selbst bei dieser tödlichen Einförmigkeit des Elements zaubert sie wunderbare Abwechselungen, mannigfaltige Scenen hervor.

Um diese unserm Zwecke schicklicher anzupassen, wenden wir das Auge vorzüglich gen Westen. Wir gelangen hiedurch, der zuvor genommenen Richtung gemäß, zum nordöstlichen Abschnitt der neuen Welt, und lassen zugleich alle große Phänomene der gesammten Polarwelt vor uns vorübergehen.

Die vom Meere zerschnittenen Länder der Britten; die darüber gen Norden, zahlreichen Ruinen gleich liegenden Orkneys und Schetlands-Inseln; die noch höher hinauf einzeln hervorragenden zerfetzten Felsen der Feroe-Eilande; endlich das gleich ihnen sichtbar durch das Feuer geformte Island, bilden diese zusammen genommen nicht gleichsam einen von Lava und Basalt gepflasterten Riesenweg, von Europa zu dem, Island so nahe gelegenen, Grönlande?

Diese durch die zerstörende Macht der beiden einander bekämpfenden Elemente gebildete Straße hat auf der ganzen Oberfläche unserer Erde nicht ihres Gleichen.

Sie ist eben so merkwürdig wegen ihrer Natur und ihrer Produkte, als wegen der Gegenden, zu denen sie führt. Sie knüpft die eine Halbkugel an die andere.

Wenn der Grönlandsfahrer auf die Wallfische und Seehunde Jagd macht, so fühlt er selbst im Sommer auf einem meilenweiten Abstande die Vorzeichen des Polarkreises.

Während daß ansehnliche Eismassen von den Strömungen oft über den 60sten Grad schnell fortgerissen, mit bläulichem Glanze sich um die Schiffe lagern, spielt in den höhern Breiten ein weißer heller Schimmer in großer Weite am Horizont herauf. Es ist der Abglanz ungeheurer Eisfelder. Die Schiffer nennen dieses schöne Schauspiel das Blinken des Eises.

Bei weiterem Annähern sieht man, nach Cranzen, Lord Mulgrave und Andern, meilenlange Eisfelder vor sich.

Der Capitain Lutwitge sah, von einem zweihundert Klafter hohen Gebirge Spitzbergens, so weit nur sein Auge reichte, auf 10 bis 12 Seemeilen ein fortlaufendes Eisfeld

Eine gleiche Aussicht zeigte sich an Rußlands asiatischen Küsten. Der kühne russische Schiffer Marcof machte in der Mitte des Mais 1715, nebst neun andern seiner Landsleute, auf Schlitten von Hunden gezogen, eine Reise von der Mündung der Jana aus, unter dem 71sten Breitengrade weiter gen Norden. Er erreichte in einem Tage selbst den 78sten Grad der Breite; aber nun hemmten aneinander hängende Eisfelder sein weiteres Vordringen. Mit vieler Mühe erklimmte er einen der höchsten Eisberge, und sein Auge sah nach jeder Richtung nur ein unermeßliches Continent von Eis. Er war gezwungen zurück zu kehren; mehrere seiner Hunde starben vor Hunger und dienten ihren Gespielen zur Nahrung.

Ein solches festes Land von aneinander hangendem Eise bot sich gleichfalls dem Weltumsegler Cook und Clerk dar (1778), als sie es versuchten, durch die Behringsstraße weiter gegen Norden vorzudringen, und das Cap Eznykense zu umsegeln.

Wenn man weiß, daß in frühern Zeiten die Russen zuweilen, von den Mündungen der Lena aus, jenes Vorgebirge umsegelten, und glücklich in Kamtschatka anlangten, könnte man sich dann nicht leicht für Büffons Erkalten, für das allmälige Erfrieren und Veralten des Erdballs einnehmen lassen?

Diese Eis-Continente zerreißen indeß oftmals mit erschrecklichem Krachen. Man kann diese Erschütterung mit Recht das Eisbeben nennen, ein Ausdruck, der bei ähnlichen Fällen der Schweizer Gletscher gebraucht wird.

Eisschollen von ganzen Quadratmeilen Oberfläche treiben alsdann vom Nordpol tiefer gen Süden hinab, und bilden durch neues Zersplittern bald größere, bald kleinere Eisfelder.

Unweit des Randes des stehenden Eisfeldes," sagt Lord Mulgrave, der es sich besonders angelegen sein ließ, auf seiner Fahrt gegen den Nordpol, das Meereis zu studiren, „sah man die See hohe Wellen wälzen; so „oft wir aber zwischen das Treibeis selbst eindrangen, war das Wasser je„desmal still und glatt. Die einzeln schwimmenden Eisfelder und Schollen „sowohl, als die innern Theile des feststehenden Eises waren platt und nie„drig. Stieß der Wind aber auf das Eis, dann wurden die losgetriebenden „Stücke auf einander gehäuft. Oft fanden wir ein einzelnes Eisfeld, einige „Quadrat-Morgen groß, zwischen zwei andern noch größern in die Höhe

„gehoben, und mit ihnen zu einem einzigen Stücke verwachsen. Auf die „Weise haben wir mehrere Stücke (oder Felder) sich aneinander häufen „und ein einziges bilden sehen, bis endlich ganze Bayen damit angefüllt „werden.“

Jetzt denke man die Gefahr, zwischen solchen Eismassen eingeschlossen zu sein! So ward im Jahre 1742 ein holländisches Schiff davon zerquetscht und kaum blieb der Mannschaft Zeit zur Rettung übrig. Noch näher liegt uns aber folgendes glücklichere Beispiel. Lord Mulgraves Entdeckungs-Schiffe, das Racehorse und die Carcasse, wurden zu Anfange des Augusts 1773 unweit der sieben Inseln bei Spitzbergen, auf 80° 37′ nördl. Breite, vom Eise eingeschlossen. Um dem gänzlichen Verderben zu entgehen, fand der Admiral, nach gehaltenem Schiffsrathe, sich genöthigt, die Schiffe selbst dem Eise Preis zu geben. Er ließ nun die großen Böte auf das Eisfeld aussetzen und sie mit Proviant beladen. Die Matrosen spannten sich gleich Zugthieren davor, und zogen sie einige Meilen auf dem Eise gegen das offene Fahrwasser hin.

In den ersten Tagen kehrten die Engländer an jedem Abend zu den Schiffen zurück; bald aber nahm die Entfernung der Böte zu und mit ihr fing die Hoffnung des Wiedersehens ihrer geliebten Wohnungen an zu schwinden, als plötzlich ein rascher Ostwind die großen Eismassen und mit ihnen die Schiffe in Bewegung setzte. Unaussprechliche Freude, als sich die Schiffe nach einem in diesen Gegenden häufigen Morgennebel plötzlich weit über die Böte hinaus im offenen eisfreien Meere sahen, und so den Weg zur Heimfahrt offen fanden!

Fast in jede erdenkliche Form und Größe, sagt die muthvolle Frau, welche ihren Gatten, den Capitain Parker auf seiner Weltumsegelung begleitete, bildet das gegen das Eis schlagende Meer diese schwimmenden Inseln. Sie sah im Südmeer einige von mehr als 17 englischen Meilen in die Länge.

Eine zweite Art des Eises wird in colossalisch erhobenen Massen in diesen Meeren den Schiffen furchtbar.

Einzelne hohe gebirgsähnliche Eisblöcke von festerer Textur als jenes weiße Eis der Eisfelder, gewähren durch ihre blauen und grünlichen Farben dem Auge ein majestätisches Schauspiel. In Hudsons Meerbusen, sagt

Ellis, finden sie sich jederzeit; oft sind sie 5 bis 600 Ellen dick. Die verschiedene Dichtigkeit senket sie bald tiefer, bald minder tief ins Meer. Angenommen, daß nur ein Zehntel dieser Eismassen außerhalb des Wassers hervorrage, so berechnet Forster, daß der ganze Inhalt eines solchen Eisgebirges zusammen gegen 7000 Millionen Cubik-Fuß enthalten habe. „Diese „ungeheuern Eismassen," fährt dieser Weltumsegler fort, „machen einen „unbeschreiblichen Eindruck auf den Seefahrer. Das Große dieses Anblicks „übertrifft alle Erwartung. Wir zählten vom Mastkorbe 186 große Eis„massen. Zwischen den unabsehlichen Flächen festen Eises standen ungeheure „Eisinseln. Diese zeigten sich bald wie Gebirge, bald wie Thürme, Kirchen „oder andere große Gebäude, ja wie ganze Städte."

Oftmals erreichen solche treibende Eismassen den Grund, und bilden dauernde Eisfelsen im Meere. So stehen in Diskobay, im westlichen Grönlande, zwei davon unter den Benennungen der Städte Harlem und Amsterdam, und trotzen seit vielen Jahren der dort nicht untergehenden Sommersonne.

Werden aber diese Eisfelsen durch Strömung oder Sturm zerstückelt, dann zeigen sie gigantische furchtbare Scenen. Zwei solcher Eismassen gegen einander getrieben zertrümmern alles, was sich zwischen ihnen findet. Mit unbeschreiblichem Krachen treiben die grönländischen Eisgebirge, vom Westwinde und den Strömen gejagt, oftmals gegen einander. Die großen Balken des vielartigen Treibholzes, welche sich dann gerade dazwischen befinden, werden zermalmt und gerathen hiebei in Brand. Alsdann sieht man ein neues bewundernswerthes Schauspiel. Flammen und Rauch steigen aus diesen Eisgefilden empor, das Meer gebiert gleichsam Vulkane; daher vormals die Sage vom Brennen des Eises. Wallfische werden zerschmettert, bedeutende Felsenstücke der Küsten, ja kleine Inseln, finden sich durch den ungeheuern Kampf dieser Eisberge gegen einander mit fortgerissen.

Solche Eismassen setzen sich oftmals an Islands Küsten fest, und der Name Island (Eisland) ist dieser Insel dadurch zuerst zugetheilt worden. Stets bringen sie aber Kälte, Hunger und Elend.

Auch das Treibholz ist ein sehr merkwürdiges, den Polarländern höchst wohlthätiges Phänomen. Es besteht aus echten Tannen, Roth-Tannen, großen Birken, aber auch aus Holzarten, die dem Fernambuk, dem Brasilien-

holze und anderen Hölzern der neuen Welt ähnlich sind. Durch die Gewalt der großen Flüsse von Amerika und Asien, durch Ueberschwemmungen und Orkane dort losgerissen, führt die Natur jenen großen an Holze dürftigen Weltgegenden reiche Ladungen davon zu. Der Isländer bauet aus diesen Balken seine Wohnungen und seine Schiffe, er treibt damit einen bedeutenden Handel, er zimmert davon sein Geräthe, und genießt dadurch einen kleinen Ersatz der Wärme, die ihm seine Wintersonne versagt.

Endlich führt dieses Eis den armen Nordländern noch Wallfische, Seehunde und mehrere andere Arten eßbarer Seefische, besonders Schollen zu. Und wenn auch der gleichfalls mit den Eisschollen dorthin verschlagene weiße Bär zu Zeiten den Einwohnern einigen Schaden zufügt; so wird dennoch dieser geringe Schaden unendlich von jenen Vortheilen überwogen. Auf die Art erzielt die mütterlich sorgende Natur selbst in der Zerstörung die Quelle der Erhaltung.

Das Meer ist aber in diesen hohen Gegenden im Sommer reich an gefährlichen Orkanen. In den Monaten Mai, Juni und Juli sinkt die Sonne nicht mehr unter den Horizont. Dieser dauernde Tag vermehrt sicher die Ausdünstungen der Gewässer; und da, den Beobachtungen vorzüglicher Physiker zufolge, die Ausdünstung des Eises größer ist, als die einer gleichen Quantität Wassers, so gebiert dieses wirksame Aufheben des Gleichgewichts der Luft furchtbare Stürme.

Dagegen verbirgt sich dort denn freilich in den Wintermonaten das Tageslicht Monate lang unter den Horizont. Dem Bewohner der hohen Polarregionen wird aber dafür die Erde längere Zeit wohnbar durch die den Erdball, gleich einer Schale, umgebende Luft. Die unsrer Atmosphäre eigene Strahlenbrechung zeigt hier einen Nebenzweck des großen Baumeisters. Sie erhöhet das Bild der Sonne um mehrere Grade. Man denke sich den bedeutenden Werth dieser Anordnung für den Bewohner jener traurigen Weltgegenden deutlich nach dem Berichte des unglücklichen Heemskerks. Dieser kühne Holländer sah sich nebst seiner Schiffsgesellschaft, 1597, gezwungen, auf dem östlichen Ende von Neu-Zembla, fast unter dem 76sten Breitengrade zu überwintern. Nach tausendfachem Elende, das durch die Kälte, durch die weißen Bären und durch den Mangel verursacht wurde, nach dem Verluste vieler Menschen, fanden sie sich nun seit mehreren Wochen von

der Sonne verlaſſen. Von ſteter Nacht und Schneegeſtöber umgeben, nahmen ſie zu ihrer Freude wahr, daß eine von ihnen auf dem Schnee fortgerollte Kugel ſichtbar wurde; auch zeigte ſich ein Schimmer, der dem Morgenroth ähnlich war. Wie ward dieſe Freude erhöhet, als ſie zehn Tage darauf gegen alle Erwartung einen Theil der Sonnenſcheibe über dem Horizonte erblickten. Wetten wurden angeſtellt, daß dies nur ein Meteor geweſen ſei, da Barentz, des Piloten, Rechnungen dieſer frühen Erſcheinung durchaus widerſprachen. Der folgende neblichte Tag ſchien ihre Hoffnung ſchon vereitelt zu haben, als am dritten Morgen das wohlthätige Geſtirn ganz über dem Horizonte erſchien.

Damals mußte aber dieſe Erſcheinung unbegreiflich ſcheinen. Es war einem Monarchen im Norden aufbehalten, zuerſt richtige Beobachtungen darüber anzuſtellen. König Carl der XI. von Schweden und ſeine beiden Aſtronomen gaben hierüber 1694 in Torneä Aufſchlüſſe, welche durch die Fortſchritte der Natur- und Größenlehre völlig ihre Bekräftigung erhielten.

Für dieſe lang dauernde Nacht entſchädigt die Natur die Polarlande durch den ununterbrochenen Tag der Sommermonate. Bereits im Mai geht die Sonne jenſeits des 64ſten Grades der Breite nicht mehr unter. Hearne konnte, auf ſeiner berühmten Reiſe von der Hudſonsbay zum Eismeer, in dieſem Monate zu Mitternacht faſt völlig wie am hellen Tage in den weiten Ebenen des nordweſtlichen Amerika auf die Jagd gehen. Indeß iſt ſelbſt im Anfange des Juni die Wirkung der Sonne äußerſt ſchwach; nur im Juli und Auguſt hat ſie, durch die Länge ihres anhaltenden Verweilens über dem Horizont, die Kraft erhalten, den gefrornen Boden aufzuthauen und die dortigen Vegetabilien auf das ſchnellſte hervorkeimen und reifen zu laſſen. Sie erhält dann einen ſolchen Grad von Hitze, der ſogar das Pech der Schiffe flüſſig macht. Die Wärme gewährt einen wichtigen Vortheil für die größere Nutz- und Bewohnbarkeit der Erde; und dies wird durch die Schiefe der Ekliptik bewerkſtelligt.

Die Sonne der Mitternacht iſt allerdings ein merkwürdiges Schauſpiel für den Fremden. Sie gleicht indeß nur dem Monde. Sie iſt, ſagt Lord Mulgrave, ohne Glanz; man kann ſie mit bloßen Augen ohne Nachtheil betrachten. Dabei fallen in den ſehr hohen Breiten die Nebel ſo häufig, daß man aus dem helleſten Sonnenſchein in einem Augenblicke in ſo große

Dunkelheit verſetzt wird, die es kaum erlaubt, von einem Ende des Schiffs zum andern zu ſehen.

Der dort ſtets mit gefrornen Waſſertheilchen, mit Eistheilchen, beladene Dunſtkreis, zeigt dann noch andere ſonderbare Schauſpiele. Die untergehende Sonne zieht ſehr häufig einen dem Zodiakallichte gleichen Lichtkegel nach ſich; und die Brechung in dieſen ſtets in der Atmoſphäre ſchwimmenden Eisnadeln erzeugt mehrere Nebenſonnen; oftmals ſieht man ihrer ſechs.

Jenen ewigen Nächten der Eisländer wußte indeß die allgütige Natur vieles von ihrer Widrigkeit zu benehmen. Sie ſchmückte ſie mit den Schönheiten des Nordlichts aus; dieſes prächtige elektriſche Meteor verändert dort, wie uns Kerguelen, Ellis, Gmelin u. a. Beobachter berichten, „die „Nacht gleichſam in hellen Tag. Ich las dabei, ſagte Erſterer, einen Brief, „wie am Mittage. Zuerſt nahm eine lichte Wolke bogenförmig die Hälfte „des Firmaments ein. Aus ihr gingen elf ſenkrechte Lichtſäulen, wechſelsweiſe roth und weiß, bis zum Horizonte herab. Um Mitternacht verwandelte ſich der obere Theil dieſer Säulen in feuerfarbige Garben; aus ihrer „Mitte ſchoſſen Pfeile hervor, wie Raketen. Nach Mitternacht erwuchſen „hieraus Säulen, welche mit demſelben Ebenmaße geordnet waren, in ein „glänzendes Gemiſch von Kegeln, Pyramiden, Strahlen, Garben und Feuerkugeln. Unvermerkt erloſch dieſes himmliſche Feuer; aber die Nacht blieb „hell bis gegen den Tag. Dieſes prachtvolle Schauſpiel ertheilt ſelbſt den „Sternen einen Theil ſeiner Schönheit. Sie funkeln durch die wallenden „Strahlen deſſelben mit größerm Glanze; und oft ſcheint der ganze Himmel gleichſam in Feuer zu ſtehen.“

Mehrmal wird dieſes Meteor gleichfalls dem Gehör bemerkbar. Ich ſelbſt habe in den kalten Nächten am bothniſchen Meerbuſen ein deutliches Ziſchen und gelindes Sauſen aus den Wogen des Nordlichts vernommen; Gmelins Nachrichten vom Nordlichte Sibiriens erheben dieſes bis zu einem dem Zuſchauer furchtbaren Geräuſche. „Nichts prächtigeres, ſagt er, kann „man malen, als jene Lichtſtröme, welche ſich mit unglaublicher Schnelligkeit über den ganzen Himmel verbreiten, und ihn gleichſam mit einer Decke „von Rubinen und Saphiren bekleiden. Allein man ſieht dieſes herrliche „Schauſpiel zum erſtenmale auch nicht ohne Entſetzen; denn dieſe durchſichtige ungeheure Erleuchtung iſt nach dem Zeugniſſe vieler gültigen Perſonen

„mit einem heftigen Zischen, Platzen und Rollen verbunden; es scheint, als „hörte man das wiederholte Knallen des größten Feuerwerks. Die Jäger, „welche am Eismeere die weißen und blauen Füchse jagen, werden oftmals „von diesen Nordlichtern überfallen, und ihre Hunde erschrecken alsdann so „sehr, daß sie sich auf die Erde niederlegen, und daß es unmöglich ist sie „von der Stelle zu bringen, bis dieses Getöse beendigt ist.“

Dies sind die vorzüglichsten großen Phänomene des Meeres und des Himmels jener Polargegenden. Größe und Schönheit sind bei ihnen fast jederzeit mit Schrecken verschwistert; und der Eindruck dieser furchtbaren Pracht wird durch den Anblick der dem westlichen Norden am nächsten gelegenen großen Insel auf keine Weise gemildert.

J. G. W. von Zimmermann.

Island.

Kaum hat die Natur irgend einem Lande ein so abschreckendes Gewand umgethan, als dieser drei Viertel des Jahres von Eisschollen und während des kurzen Sommers von grimmigen, empörten Wellen umtosten Insel. Schwarzes, scharf gezacktes Gestein starrt rings um dieses Land der Märchen und Sagen; kein Wald, keine bebaute Fläche verkündet von ferne dem Schiffer eine wirthbare Ruhestatt; nur weiß schäumende, zum Theil kleine Eisschollen mit sich fortreißende Waldbäche stürzen von den Gebirgen herab, welche mit mächtigen Gletschern und Eiskegeln, die den Hintergrund bilden, eine Masse zu bilden scheinen. Dabei steigen aus diesen Eisbergen fortwährend Rauch- und Feuersäulen auf, und Steine, Sand, Asche, Lava, werden aus vielen Kratern emporgeschleudert, die Elemente scheinen in einem ewigen Aufruhr, ein mächtiger, ungeheurer Feuerherd ist unter dieser Insel verborgen, an hunderten von Stellen zeigt sich in siedenden Quellen und in kleinen und größern Vulkanen seine Wirkung.

Der furchtbarste von diesen Vulkanen ist der Hekla, er ist nicht eine volle Meile vom Meere entfernt, und daher besser bekannt als die übrigen und das ganze Innere der Insel. Seine Höhe beträgt über 5000 Fu; von

den drei Spitzen, welche ſein Haupt zieren, iſt die mittelſte die höchſte. Einen Grund zu der Vermuthung, daß er mit dem Meere in Verbindung ſtehe, glaubt man darin finden zu können, daß bei einem der entſetzlichen, Alles zerſtörenden Ausbrüche — welche viel furchtbarer und weiter greifend ſind, als die des Veſuvs, ja ſelbſt des Aetna — die Umgegend weit umher mit Salz bedeckt war. Der Berg ſcheint eine Anhäufung von lauter derber, poröſer Lava zu ſein, welche gelbbraun, rothbraun, auch ganz dunkel in ungeheurer Maſſe auf ihm umhergeſtreut iſt, doch iſt dieſes nur die Decke, die er ſich ſelbſt durch ſeine Auswürfe gegeben hat. Große Spalten durchziehen ihn nach mancherlei Richtungen oft vier, ſechs und mehrere Fuß breit, oft auch ſchon wieder durch die Subſtanzen, welche der Berg auswirft, zum größten Theil ausgefüllt. Das Beſteigen des Bergs iſt ſehr ſchwierig, weil oft weite Strecken von ganz glattem Eiſe vorkommen, auf denen man ſich kaum mit Händen und Füßen zugleich erhalten kann. Oben hat man eine weite Ausſicht, aber eine der furchtbarſten, die es vielleicht auf der Erde giebt. Mehrere Meilen um den Berg erblickt man nichts als ſchwarze vulkaniſche Kegel mit zwiſchen durchgehenden, wenig anders gefärbten Lavaſtrömen, wo das Auge vergebens ein grünes Plätzchen ſucht, und hinter dieſen Lava-Maſſen erheben ſich mehrere der größten Gletſcher, die in das Land hineinziehen und mit ihren höchſten Spitzen den Horizont begränzen. Der Hauptkrater findet ſich auf der Nordſeite der zweiten Hochſpitze. Sein oberer Rand hält etwa 2000 Fuß im Umfange, die Wände beſtehen ganz aus leichten, ſchäumigen Lavaſtücken, auf dem Boden des Kraters ſieht man nicht ſelten ungeheure Eisblöcke, vom Rande des Kraters, der ſich über die Gränze des ewigen Schnees erhebt, hineingeſtürzt, und trotz der an manchen Stellen des Kraters ausſtrömenden heißen Dämpfe ſich oft Jahre lang erhaltend.

Wenn der Berg tobt, ſo erſchüttert ein anhaltendes Erdbeben oft Monate lang die Inſel, daher auch die Häuſer nur von Holz — oder wenn ſie von großen ſchweren Steinen gebaut ſind, doch immer nur ein Stockwerk Höhe haben. Unter beſtändigem Krachen und Donnern ſteigt eine mächtige, den ganzen Krater ausfüllende, ſchwarze Sandſäule zu ungeheurer Höhe empor, Feuer und Blitze zucken in einzelnen Strahlen daraus hervor, glühende Steine ſchwingen ſich himmelhoch hinauf, auf dreißig Meilen in die

Runde bedecken sich die Felder mit festem Magneteisensand, schwere Magneterze schlagen, in mächtigen Bogen aus dem Krater abgeschossen, tief in den gefrornen Boden hinein, so daß man sie mit dem Brecheisen herausholen muß, die Bimssteine fliegen glühend weit umher, fallen in großen Massen auf das Meer, das in solchen Fällen meilenweit dicht damit bedeckt ist, die Flüsse werden oft durch quer hindurchgeschobene Barren verstopft, treten aus, überschwemmen das Land und machen aus der Asche und dem Sande einen festen Kitt, welcher Felder und Wiesen überzieht und für Jahrhunderte der Fruchtbarkeit beraubt, bis Frost, Nässe und Sonnenwärme die oberste Schicht verwittert, erweicht und wieder fruchtbar gemacht haben. So schrecklich verwüstende Vulkane giebt es viele auf Island noch brennend, und es ist vielleicht kein Hügel auf dieser wunderbaren Insel, der nicht einst ein Vulkan gewesen, oder von dem man nicht befürchten dürfe, daß er einer werde.

Nicht minder merkwürdig sind auf dieser Insel, welche nur das Rauchfanggewölbe eines ungeheuren unterseeischen Feuerherdes zu sein scheint, der Geiser und der Strock (der kleine Geiser), zwei vulkanische Springbrunnen heißen Wassers, welche unfern von einander in dem Thale Hau Kalmi liegen. In bestimmten, fast regelmäßigen Zwischenräumen wirft der Geiser einen 20 Fuß dicken, runden Wasserstrahl mit Steinen vermischt auf die Höhe von 80 bis 90 Fuß. Das Wasser ist siedend und fällt siedend zurück in den von ihm selbst aufgeworfenen Raum eines kleinen Kraters oder Kessels, und fließt von da in einen Bach ab, den die Isländer, gleich den Bewohnern von Carlsbad, zu häuslichen Verrichtungen brauchen. Nach einigen Minuten hört der Strahl auf zu steigen, er sinkt zurück, das Wasser aus dem kleinen See tritt gleichfalls wieder in die Röhre, aus der der Strahl gekommen, und man erblickt einen schwarzen, finstern Spalt, bodenlos scheinend, aus dem nur Dampf emporquillt; wirft man Steine hinunter, so hört man sie nach langer Zeit plätschernd niederfallen. Ist einige Zeit vergangen, so vernimmt man ein fernes unterirdisches, dem Donner vergleichbares Geräusch, es rückt näher und näher, stärker quillt der Dampf empor, es ist als ob es in einem mächtigen Kessel siede, zischend erhebt sich das Wasser in dem tiefen Schacht, und nun ist es Zeit, sich zu entfernen, denn plötzlich steigt wieder in aller Herrlichkeit die schwarze Wassersäule mit den

weißen Schaumſpitzen empor und ſchleudert die ſchwerſten Steine weit aufwärts, bis nach einiger Zeit ſie wieder zuſammenſinkt.

Ganz dieſer Beſchreibung gleich iſt die Erſcheinung des kleinen Geiſer oder des Storks, nur daß der Strahl nicht die mächtige Dicke, ſondern etwa nur zehn Fuß Durchmeſſer hat, dagegen ſteigt der Strahl gedrängter, glatter empor und erreicht die Höhe von 130 Fuß.

Ein Ringgebirge, deſſen Spitzen ſich auf 7000 Fuß erheben, umkreiſt die Inſel, und da von 2000 Fuß an alles Eisberge (Jökuls) und Gletſcher ſind, ſo hat man daſſelbe noch nicht überſteigen können, oder zu überſteigen gewagt, kennt alſo das Innere der Inſel noch gar nicht, weiß nicht, ob es, wie manche Fabel ſagt, aus einem durch unterirdiſche Feuer erwärmten Hesperidengarten voll ewig grünender und blühender Pflanzen beſteht, oder ob es ein Conglomerat der ſchrecklichſten, ewig ſtarrenden Eis- und Lavamaſſen iſt. Es haben ſich daher die Bewohner nur in den Küſten, in den tief eingeſchnittenen Fiorden angeſiedelt, woſelbſt ſie einen guten, fruchtbaren (vulkaniſchen) Boden fanden, der ihnen einigen Gemüſebau erlaubte, doch dem Getreidebau nicht günſtig war, weil, bei zu ſtarker unterirdiſcher Wärme, nicht dauernd, nicht anhaltend genug die Sonnenwärme kam, daher die Bewohner ſich vom Fiſchfang, Robbenſchlag oder der Vogeljagd nährten; unter dieſen Erwerbszweigen iſt beſonders der letztere merkwürdig, weil er zeigt, wie weit die Kühnheit des Menſchen und die Todesverachtung geht, wenn er etwas zu gewinnen hat.

Zimmermann.

Die Sahara.

Die Sahara, welches Wort Wüſte bedeutet, iſt die größte Wüſte der Erde, nimmt unter verſchiedenen Benennungen den größten Theil Nordafrikas und in ihrem ganzen Umfange, der noch zu unſicher bekannt iſt, um ihren Flächenraum genau beſtimmen zu können, ⅓ oder wohl gar ½ von ganz Afrika ein, und macht das Tiefland dieſes Erdtheils aus, indem ſie vom 15 oder 16° N. Breite bis zum 30 oder 31° und vom erſten Meridian von Ferro bis zum 49° O. Länge, alſo 15 bis 16° Breite- und 49 Län-

gengrade hindurch sich erstreckt, von Sudan und Senegambien im Süden bis zum Atlaslande im Norden und vom Weststrande des Nillandes im Osten bis zum Atlantischen Ocean im Westen. An vielen Stellen hat sie eine Breite von 200 Meilen, und ihre Länge kann auf 650 Meilen angenommen werden. Einige berechnen ihren Flächenraum auf 80,000, Andere auf 100,000, ja 170,000 Quadrat-Meilen. Die Sahara ist der Anfang des unermeßlichen Wüstengürtels, dessen Sand- und nackte Felsenebenen vom Atlantischen Ocean bis zur östlichen Gränze der Wüste Gobi 132 Grade lang durch Nordafrika, Arabien, Persien, Afghanistan, Turkestan, Thian-Schan-Nan-lu (kleine Bucharei) und die Mongolei sich erstrecken.

Die Sahara, von der allein wir hier reden, heißt bei den Arabern mit Recht el Bahar bila ma, d. i. Meer ohne Wasser, denn sie ist gleichsam ein Sandozean, welcher seine Sandatmosphäre, seine Sandwellen und Sandstürme hat und sich beständig nach allen vier Weltgegenden vergrößert; er bedeckt die Tempel Aegyptens und Nubiens, drängt den Senegal und Niger gegen Süden, verschlingt die Flüsse des Südabhanges Atlas und erstreckt sich im Westen noch weit durch Sandbänke und Untiefen in die Wogen des Atlantischen Ozeans, dem sorglosen Schiffer Gefahr und Verderben bringend. Die Inseln dieses Sandozeans sind die Oasen, d. i. kleine angebaute Landstrecken; reich an Quellen und Bächen, wodurch beständig die Vegetation unterhalten wird, und wo man Weideplätze, Kräuter, verschiedene Arten Bäume, namentlich Dattelbäume antrifft. Man pflegt diese Oasen mit Inseln zu vergleichen, doch sind sie keine Erhebungen über die Meeresfläche, sondern vielmehr Vertiefungen, wahre Thäler, wo der ermattete Reisende frische Lebenskräfte sammelt, um seine Reise durch die Wüste aufs Neue fortsetzen zu können, wiewohl manche Oasen nicht viel besser erscheinen, als unsere dürren Heiden in Europa. Sie geben aber dem Handel Nordafrikas seine Richtung und sehen jedes Jahr dieselben Völker sich an denselben Standorten aufhalten und dieselben Waaren weiter bringen. Das Kameel ist das Schiff der Wüste, indem dieses Thier allein es dem Menschen möglich macht, diese furchtbare unermeßliche Wüste zu durchreisen, doch würde selbst dies Thier unterliegen, böte nicht die Wüste auf gewissen Zwischenräumen Brunnen und Oasen dar, deren karge Gaben den Menschen und sein Kameel vor dem Verschmachten bewahren, und die Wüste selbst

gewiſſermaßen bewohnbar machen, da die ſchwache Bevölkerung der Sahara auf dieſen Oaſen ihren Lebensunterhalt und Ruhepunkt findet, um die Wüſte zu durchziehen.

Die Reiſenden, welche die Sahara durchwandern, vereinigen ſich in große Geſellſchaften, vorzüglich zur Betreibung des Handels, welche Karawanen heißen und von einigen Hunderten bis zu mehreren Tauſenden gehen. Sie haben ihre Führer, ihre Abtheilungen und ihre durch das Alter geheiligten Geſetze. Kleinere Karawanen heißen Kaffilas, und beſtehen meiſt aus ein paar 100 Perſonen mit 1000 bis 1500 Kameelen. Die großen Karawanen haben zuweilen 16,000 bis 20,000 Kameele bei ſich. Die Richtungen und Wege, welche die Karawanen ſeit Jahrhunderten einſchlagen, heißen Karawanenſtraßen. Die Natur ſelbſt hat ſie durch Reihen von Quellen und Brunnen, die ſich in der Wüſte in gewiſſen Zwiſchenräumen zerſtreut finden, vorgezeichnet und ſie ſind ſo oft betreten und durchwandert, daß der Boden ſelbſt ſich ihnen angebildet zu haben ſcheint, und die Karawanenführer die Straßen am Geruche des Bodens unterſcheiden. Die vornehmſten Karawanenſtraßen ſind 1) die von Fez nach Timbuktu; 2) die in der ſüdlichen Marokkaniſchen Provinz Sus ſich verſammelnde Karawane, gleichfalls nach Timbuktu; 3) die von Marokko nach Timbuktu; 4) die von Timbuktu nach Tripoli; 5) die von Gadames nach Timbuktu; 6) die von Gadames nach Burnu und 7) die von Darfur nach Kairo. So oft eine Karawane auszieht, nimmt ſie eine Bedeckung mit ſich; denn die Bewohner der Wüſte haben ſich in den Beſitz derſelben gewiſſermaßen getheilt. Sobald daher eine Karawane das Gebiet eines Stammes betritt, muß ſie das Geleite nachſuchen, da ſie ſonſt unfehlbar geplündert werden würde. Wo Oaſen und feſte Wohnſitze ſind, wird ein beſtimmter Tribut bezahlt. Nomadenſtämme werden durch Geſchenke und Geleitsſold abgefunden. Oft ereignet es ſich, daß Karawanen zuſammentreffen, das Völkerrecht der Wüſte bringt dann mit ſich, daß die Karawane, welche bereits einige Tage geruht hat, aufbreche und den Ankömmlingen den Lagerplatz räume. Kommen ſie jedoch zugleich bei einem Brunnen an, ſo behauptet für das Nachtlager die zuerſt angekommene den Brunnen, wenn ſie ſtark genug iſt, daß die andere es nicht zu verſuchen wagt, das Recht des Stärkern geltend zu machen. Oft giebt es hitzige, ſelbſt blutige Kämpfe um das Waſſer. Sind Stämme mit einan-

der in Krieg vernichtet, was nicht selten ist, so läuft die Karawane ebenfalls Gefahr, geplündert zu werden. Oft versiegt plötzlich ein Brunnen, der Jahrhunderte geflossen; in diesem Falle geräth die ankommende Karawane, die darauf rechnete, in die äußerste Noth. Da werden dann Kameele geschlachtet, um durch ihr Blut und den Wasservorrath, den sie im Behältnisse ihres Magens haben, das Leben bis zur nächsten Wasserstelle zu fristen. Nicht selten verschmachtet eine Karawane in der Wüste und findet den schrecklichsten Tod, der unvermeidlich ist, wenn zum Mangel des Wassers auch noch Sandstürme kommen, die oft eine Karawane vernichten. So erzählen die Brittischen Reisenden Denham, Clapperton und Oudney, welche 1822 von Tripoli aus die Wüste durchreisten, daß sie auf dem Wege von Sockna nach Murzuk ein Sandsturm in der Wüste überfiel, der ihnen eine deutliche Idee von der furchtbaren Wirkung dieser Winde gab. Er erhob den feinen Sand, der den Boden bedeckt, so daß die ganze Atmosphäre damit erfüllt war und sie in dem großen unermeßlichen Raume vor sich kaum einige Ellen übersehen konnten. »Die Sonne, erzählt Denham, war ganz verfinstert und ein erstickendes, drückendes Gefühl bemächtigte sich unser, so wie wir die Sandmassen durchschritten. Bisweilen verloren wir die Kameele ganz aus dem Gesicht, obgleich sie nur wenige Fuß von uns waren. Den Pferden hing die Zunge aus dem Maule und sie wollten nicht gegen den fliegenden Sand gehen. Ein brennender Durst quälte uns. Wir hatten bis 3 Uhr Nachmittags nur eine kurze Strecke zurückgelegt, da sprang der Wind nach Osten um, und wir athmeten etwas auf; so zogen wir weiter bis um 5 Uhr, dann rasteten wir, etwas geschützt durch 3 Reihen unregelmäßiger Hügel, und wir hofften uns durch einen ruhigen Schlaf von den Mühen des Tages zu erholen. Unsere Hoffnung ward aber getäuscht, der Wind warf unser Zelt um, und ehe es wieder aufgerichtet werden konnte, war unser Lager ganz mit Sand bedeckt. Als ich am Morgen erwachte, lagen zwei Sandhügel an jeder Seite meines Kopfs.« Menschen- und Thierskelette geben, wie dieselben Reisenden erzählen, dem Wandrer fast stündlich Gelegenheit, an den Tod zu denken. So sahen sie in der Nähe von Meschru, indem sie bei einem Brunnen Halt machten, über 100 Menschenskelette, wovon einige noch die Haut hatten. Die Araber, welche die Reisenden begleiteten, lachten laut über das Entsetzen der Britten bei diesem Anblick, indem sie sprachen: »es waren nur Neger«, und

die Knochen mit ihren Flintenkolben zerschlugen, wobei sie mit großer Gleichgültigkeit sagten: »das war ein Weib, das war ein junger Mensch!« Nichts erblickt das Auge, wenn es die weite Fläche überschaut, als höchstens eine Kette schwarzer, öder Berge, welche die Wüste unterbricht; kein kühlender Wind erfrischt die Luft; die Sonne geht kühlend unter, der Wind versengt, wenn er weht und führt Wellen von Sand mit, die erstickend sind und ganze Karawanen zu vernichten drohen. Wenn die Karawanen sich in Bewegung setzen, so bekümmern sie sich nicht um die, welche sich verspäten, oder zu schwach sind, ihnen zu folgen. Man überläßt die Kranken ihrem Schicksal und kehrt nicht zurück, um einen verirrten Reisegefährten aufzusuchen. Man stelle sich das Schicksal eines solchen Unglücklichen vor, der vor Durst und Ermüdung lechzt, dessen Glieder, wie in der Fieberhitze brennen, dem der Mund vertrocknet ist, und der nur mühsam die heiße, ihn verzehrende Luft athmet. Er hofft, daß ein Augenblick Ruhe seine Kräfte wieder herstellen wird; er hält an. Er sieht diejenigen bei sich vorüber ziehen, welche seine Gefährten waren, und die er vergebens um Hülfe anfleht; denn das eigene Elend hat alle Herzen verschlossen. Ohne nur den Blick zu wenden, nur das Auge unbeweglich auf seinen Weg gewendet, folgt jeder den Fußtapfen dessen, der unmittelbar vor ihm herschreitet; nun geht alles vorüber, alles flieht. Der Unglückliche will es versuchen, dem Zuge zu folgen; aber seine ihn schmerzenden, lebensmüden Glieder sinken zusammen und können, weder durch Gefahr, noch durch Furcht wieder angestrengt werden. Die Karawane ist vorübergezogen; sie ist für den Zurückgebliebenen nichts mehr, als eine wandelnde Linie; jetzt nur noch ein Punkt und auch dieser verschwindet. Die irrenden Blicke des Wandrers suchen umher und treffen nichts mehr an; er wendet sich auf sich selbst zurück und schließt die Augen wieder, um nicht die schreckliche Leere zu sehen, welche ihn umgiebt. Er hört nichts mehr, als seine eigenen Seufzer; was von seinem Daseyn noch übrig ist, gehört schon dem Tode an. Allein, gänzlich allein in der Welt, legt er sich nieder, zu sterben, ohne daß die sanfte Hoffnung auch nur einen Augenblick an seinem Sterbelager verweilt. Von seinem Leichnam, den die Glut des Bodens schnell vertrocknen wird, bleibt in kurzer Zeit nichts mehr übrig, als ausgebleichte Gebeine.

Der Boden der Sahara besteht aus Fels, der theils nackt, theils mit

Kies, theils mit Sand bedeckt iſt. Bald iſt der Sand [illegible]b, bald ſo fein wie Staub, den der Wind in ganzen Maſſen aufwirbelt. Hie und da ſieht man wellenförmig fortlaufende Sandhügel und niedere Berge, die bald vereinzelt daſtehen, bald in Ketten fortlaufen. Zuweilen haben dieſe Sandhügel eine Höhe von ein paar 100 Fuß, oder auch nur 60 und weniger Fuß. Ganze Hügel verſchwinden durch Windſtöße wieder und begraben die Karawanen, ſo daß bisweilen die Spuren einer Kaffila in wenigen Stunden verweht ſind. Die Pflanzendecke fehlt dieſer Sandwüſte, und nur hier und da in tiefern Stellen ſieht man Bäume, ſtachliche Kräuter und etwas Gras wachſen, vorzüglich zur Regenzeit. Das Salz der Wüſte bildet oft ganze Salzfelder, wo die Oberfläche voll Spalten iſt und zum Theil wie friſch geackertes Feld ausſieht. Die Schollen ſind aber erſtaunlich hart und die größern Spalten zeigen hübſche Salzkryſtalliſationen, bald wie Schnee, bald erdfarben in Kryſtallen. Dieſe Kryſtalle ſpringen wie Glas und Staub, wenn man ſie bricht. Wo dieſe Salzformation des Bodens ſich zeigt, hat derſelbe ein geſcheckes Anſehen, mit weißen Streifen und Flecken. Dieſes Salz wird nach Sudan, beſonders nach Timbuktu verführt und macht einen wichtigen Handelsartikel aus. Woher kommt dieſe große Menge in dieſen Gegenden? Einige wollen annehmen, daß die ganze ungeheure Wüſte ehedem ein Ozean geweſen ſei, und daß eine große Naturrevolution dieſes Meeresbette als Wüſte trocken legte. Die Hitze iſt in der Wüſte, die von dem Wendezirkel durchſchnitten wird, und wo daher die Sonnenſtrahlen faſt ſenkrecht herabfallen, und kein Schatten ſich darbietet, den Tag über äußerſt beſchwerlich und wird durch das Abprallen der Sonnenſtrahlen vom heißen und glühenden Sande oder dem nackten Felsboden noch verſtärkt und die feinen Sandtheilchen, womit die unterſte Luft angefüllt iſt, und die ebenfalls beinahe glühend ſind, müſſen die Hitze nothwendig vermehren. Um Mittag bringt der Wind erſtickende Glut, die Nächte jedoch ſind kalt, ſo daß man Schutz gegen den ſtarken Thau oder Wind ſucht. Wenn der heiße, glühende Wind, Glutwind, Shume, Asſhum, Simoon, Samiel ꝛc. genannt, eintritt, ſo verwandelt ſich die Wüſte in ein bewegtes Meer und iſt dann gefährlicher, als der tobende Ozean. Die Luft iſt dann ſo voll von Sand, daß man kaum athmen kann, und Karawanen, die ſich gelagert haben, finden ſich genöthigt, [illegible] das herbeigewehte Land ſich

bei jedem festen Gegenstande schnell anhäuft und ihn begräbt. Oft sieht man Sandhosen, bald langsam, bald schnell durch die Wüste ziehen. Wie gefährlich dieser Landwind sei, zeigen viele Erzählungen der Reisenden, die Schläuche vertrocknen schnell, wenn er weht, so daß bald Wassermangel droht. So kam 1805 eine Karawane, die von Timbuktu nach Tafilet zog, und 2000 Menschen stark war, als sie an einem der gewöhnlichen Lagerplätze kein Wasser fand, vor Durst um, und ein ungeheurer Knochenhaufen zeigte spätern Reisenden die Stelle, wo diese Karawane verschmachtete. Hält der Wind mit Heftigkeit an, so bewegt sich der Sand wie Wellen im Sturm wogend. In wenig Stunden ist ein Berg aufgethürmt, wo vorher eine Ebene war; springt dann der Wind um, so zerstreut er diese eben zusammengeführten Berge durch die Luft, und bildet fürchterliche Tiefen. Die tropischen Regen fallen in dieser Wüste in den Monaten August, September und October, bleiben aber auch zuweilen aus; dann versiegen die Brunnen auf den Karawanenstraßen und selbst in den Oasen entsteht Wassermangel. Zu den Erscheinungen, die häufig in der Sahara vorkommen, gehört die Kimmung oder Morgana, die dem durstigen Reisenden eine bittere Täuschung verursacht, wenn er einen Fluß, einen See nicht fern von sich zu sehen glaubt, und dieser bei seiner Annäherung sich entfernt und verschwindet. Um Mittag ist auch auffallend, wie durch die Dünste alle Gegenstände vergrößert erscheinen; der müde Reisende hofft im Schatten eines aus der Ferne gesehenen Baumes auszuruhen und wenigstens auf kurze Zeit der brennenden Sonnenglut zu entgehen; so wie er nahe kommt, sieht er sich getäuscht, was ihm ein Baum schien, ist ein kleiner Strauch, der sich kaum über den Boden erhebt.

Der furchtbarste Theil dieser großen Wüste ist die größere Westhälfte derselben, welche insbesondere den Namen Sahara auch Sahel führt und die traurigste Einöde, fast ohne alle Spur dauernder Bewohnung und Belebtheit bildet und kaum ein Paar kleine Oasen enthält. Der Boden dieser ganzen Westhälfte tritt meistens als eine horizontale Ebene auf, fast ohne alle Erhöhung und Vertiefung; nur hin und wieder trifft man kleine Niederungen von der Hand der Natur ausgehöhlt, die etwa 5—30 Fuß tiefer als die Ebene sind, und zu Aufbewahrungsorten für die wenigen in der

wartet, doch oft ſich hierin täuſcht. In dieſen Vertiefungen wächſt ein zwergartiger Dornſtrauch von 2 bis 5 Fuß Höhe, der mehrentheils ſpärlich über eine ſolche Vertiefung verbreitet iſt. Raſen trifft man nicht an, doch an einigen Stellen, beſonders in der Nähe des Senegal ſind Gummibäume zu finden, ſo wie auch hin und wieder einige Erdnüſſe, an Geſtalt und Größe kleinen Zwiebeln ähnlich und im Schatten der Dorngebüſche verſchiedene Knollengewächſe fortkommen. Man iſt gewöhnt, dieſe ganze Weſthälfte als eine überall mit Flugſand bedeckte Fläche ſich vorzuſtellen, aber ein großer Theil bildet eine glatte aus dichtem Fels, Sand und Steinen zuſammengeſetzte Ebene, welche Maſſe an den meiſten Stellen durch den hohen Grad der Sonnenhitze faſt ſo hart und kompakt geworden iſt als Marmor, ſo daß keine Spur von Fußtapfen der Menſchen oder Thiere wahrzunehmen iſt. Nirgends ſieht man in dieſer Weſthälfte Quellen guten Waſſers, ſondern nur Brunnen, die mit unſäglicher Mühe tief durch den Sand und Felſen haben gegraben werden müſſen, und wegen des ſalzhaltigen Bodens meiſtens ſalziges, bitteres Waſſer enthalten. Faſt alle Theile dieſer ungeheuern Weſthälfte der Wüſte werden von verſchiedenen Stämmen Araber und Mauern bewohnt, die lediglich von der Milch ihrer Kameele leben, von Vertiefung zu Vertiefung wandern und faſt täglich unterweges ſind, um für ihre Kameele Futter zu ſuchen. Sie wohnen in Zelten, verfertigt aus einem groben, aus Kameelhaaren gewebten Zeuge.

Gebirgswanderungen.

Im Sommer 1812 beſuchte ich Norwegens Gebirge in Geſellſchaft des enthuſiaſtiſchen Botanikers Chriſten Smith, der einige Jahre ſpäter am Congoſluſſe in Afrika als Märtyrer für das Studium der Natur ſtarb. Wir hatten das gebirgige, an Naturſcenen ſo reiche Ober-Tellemarken durchwandert; wir hatten den hohen, ſchneebedeckten, iſolirt ſtehenden Gouſta beſtiegen, hatten den großen ſchäumenden Rukanſos, einen der größten Waſſerfälle Europas, beſucht, und ſtanden im Begriff, über die wilde Bergſtrecke zu reiſen, welche zwiſchen Tellemarken und Hardanger liegt.

Es gehört zu dem Charakter der ganzen norwegiſchen Gebirgsmaſſe, daß ſie, im Vergleich mit andern Gebirgen, eben ſehr flach iſt, und daß die öſtliche Seite einen allmälig abfallenden Abhang bildet, während die Weſtſeite ſteil zu dem tief eindringenden Meerbuſen abſtürzt. Dieſer Charakter iſt hier vielleicht ſchärfer als anderswo in der großen Gebirgsmaſſe ausgedrückt. Da das Gebirge ſich nun auf der Oſtſeite langſam erhebt, ſo kommen die verſchiedenen Pflanzengürtel mehr neben als über einander zu liegen. Statt daß man in den Alpen und andern Gebirgen ſchnell aus dem Gürtel der Laubhölzer in die Nadelhölzer hinaufſteigt, von dieſem zu dem der Alpenroſen, und zu den Gürteln der Alpenpflanzen und des Schnees, ein Wechſel, von dem man in Zeit von einigen Stunden Zeuge ſein kann, reiſt man in dem öſtlichen Norwegen mehrere Tage in dem Gürtel der Nadelhölzer, hierauf mehrere Tage durch den der Birke, und hernach gleichfalls durch den der Gebirgskräuter und den Schneegürtel, bevor man den höchſten Gipfel oder die Waſſerſcheide erreicht hat. Die ganze Ausdehnung von dem öſtlichen Fuße der Gebirgsmaſſe bis zum Gipfel beträgt hier wenigſtens 24 Meilen.

So befanden wir uns im Auguſt an dem großen See Miösvendet, welcher 2700 Fuß über dem Meere, im Birkengürtel, liegt. Fichte und Tanne waren verſchwunden. Bei den Höfen befanden ſich nur wenige Aecker, denn nur ſelten kann man hier darauf rechnen, reife Gerſte zu ernten. Das Leben der Einwohner ſteht ſchon auf dem Uebergange des Landbebauers zum Nomaden. Zwar haben ſie feſte Winterwohnungen, aber ſie ziehen im Sommer mit dem Vieh in die Gebirge, um die höhern Weiden zu nutzen. Immer mehr entfernten wir uns von dem bewohnten Lande. Die Höfe lagen ſchon halbe oder ganze Tagereiſen aus einander; jeder Weg und Steg verſchwand, denn nur Steinhaufen in weiter Entfernung von einander führen hier den Wanderer. Er vermehrt ſie, indem er ſeinen Stein im Vorbeigehen hinzulegt.

Vergebens ſuchten wir einen Führer, um uns über das Hauptgebirge nach Hardanger zu geleiten. Nur mit Mühe vermochten wir einen Bauer, bei dem letzten Hofe in Tellemarken, uns zu den Weiden zu führen, welche die Hardanger auf der Oſtſeite der Waſſerſcheide haben; hier hofften wir weitere Beförderung zu bekommen.

Wir ſtiegen nun in den Gürtel der Alpenkräuter hinauf, wo aller Wald-

wuchs verſchwunden iſt, wo aber kleine niedliche Büſche und niedrige Kräuter mit großen ſchönfarbigen Blumen, mit nackten Felſen und ſtrömenden Flüſſen abwechſeln. Wir gelangten hier zu den erſten Hardanger Sennhütten, wo die Sennermädchen nach der Sitte der Gegend uns mit einem großen weißgeſcheuerten Milchfaſſe und der Einladung entgegen kamen: „Setz' Dich, ruhe aus und trink!“ In dieſen kleinen Kolonien waren nur Mädchen; ſie werden im Anfange des Sommers hinaufgebracht und im Spätjahr zurückgeholt; die große Gebirgsebene, die großen Schneefelder liegen zwiſchen ihnen und ihrer 8 bis 9 Meilen entfernten Heimath. Sie wagten daher nicht, ſelbſt über das Gebirge zu gehen, und konnten alſo nicht unſere Führer ſein. Unſer Führer von Tellemarken konnte nicht weiter reiſen, ſondern kehrte zurück. Unſere Lage war inſofern mißlich; aber wir befanden uns inmitten der ſchönen Alpenflora: als Botaniker trugen wir daher kein Bedenken zu bleiben, obgleich wir nicht wußten, wann wir weiter kommen würden, und eben ſo wenig im Stande waren zurückzukehren, demnach von der übrigen Welt abgeſondert waren. Die Mädchen, welche erfahren hatten, daß wir keine Umhertreiber ſeien, räumten uns eine ihrer Milchhütten ein. Dieſe gegen Wind und Regen nur unvollkommen ſchützende Steinhütte war unſer Haus, eine Haut und einige Decken unſer Bett; Gerſtenbrot, Milch, Käſe und Grütze unſere Nahrung. Doch die Pflanzenwelt belohnte alle Beſchwerden: denn obgleich wir rund umher von nackten, unbewaldeten, zum Theil ſchneebedeckten Bergen umgeben waren, boten doch einzelne Flecke einen ſehr ſchönen und reichen Pflanzenwuchs dar. Auf einem Fleck von 20 Quadratfuß wuchſen dreißig verſchiedene ſchönblühende Alpenkräuter. Dieſe kräftigen Kräuter gewähren dem Vieh reichliche Nahrung, daß ſich hier ſelbſt auf den Bergen zerſtreut und von ſelbſt zurückkehrt, wenn es gemelkt werden ſoll. Wenn es ſich zum Abend neigte, ſtrömten die Kühe, Schafe und Ziegen von dem umherliegenden Bergen herbei; ſie wurden von den Mädchen bei ihren Namen (Silberweiße ꝛc.) zum Melken gerufen, und um aus ihrer Hand eine Belohnung von Salz zu empfangen, welches ſie dahin bringt, zur beſtimmten Zeit heimzukehren.

Nach Verlauf einiger Tage führte der Zufall einen Hardanger an unſerer Wohnung vorbei; er wollte nach einer andern Sennhütte, um Butter und Käſe zu holen, von da nach Sönfiord in Hardanger zurückkehren, und

war bereit, unſer Führer zu ſein. Da die Reiſe über das Schneegebirge für einen Tag zu lang war, ſchlug er vor, auf dem Schnee zu übernachten. Wir zogen es indeſſen vor, ſie an einem Tage zu machen, wenn auch vorauszuſehen war, was ſpäter auch eintraf, daß wir, obgleich wir unſere Wanderung mit Tagesanbruch um 3 bis 4 Uhr begannen, nicht vor Mitternacht die Ufer des Meerbuſens erreichen konnten. Dieſe Wanderung, die wir ein paar Tage ſpäter vornahmen, ging über die ödeſten Gebirgsſtrecken und Schneefelder. Wir ſahen an dieſem ganzen Tage nicht Einen Menſchen und kein Hausthier; nur wilde Rennthierhaufen, Waldhühner und Berghaſelhühner bewohnten dieſe öden Gegenden, und weder Baum noch Strauch, ja ſelbſt kein Grashalm zeigte ſich. In großen Strecken bedeckte der Schnee die Erde ganz und gar; auf andern Stellen war er zum Theil geſchmolzen, lag aber doch noch in den Vertiefungen als rieſenhafte Brücken über die reißenden Flüſſe. Nebel und Wolken wälzten ſich gegen dieſe Bergebnen heran. Die unebne Oberfläche, der naſſe Schnee ermüden den Fuß, und die blendende Schneefläche das Auge. Als wir etwas weiter kamen, fing im Weſten ein höherer, weit ausgedehnter Schneeberg an, ſich um uns zu zeigen; es war der große Folgefond, welcher jenſeit des Meerbuſens liegt, wegen deſſen Enge aber auf der Bergebene zu ruhen ſchien, auf der wir wanderten. Erſt als wir uns dem Rande des weſtlichen Abhanges näherten, entdeckten wir den Meerbuſen ſelbſt, und gleich nachher, als wir den Abhang erreichten, eine der auffallendſten Naturerſcheinungen, die ich jemals erlebt habe.

Die meiſten meiner Zuhörer haben die Felſen auf Möen beſucht und werden ſich erinnern, wie man von der Landſeite faſt unmerklich hinaufſteigt, hierauf aber ſich plötzlich bei dem ſchroff gegen das Meer hinabhängenden Felſen befindet. Denken Sie ſich nun eine zehnmal ſo große Höhe, die man gleichfalls allmählig erreicht hat, und dann plötzlich von dieſer Höhe einen durchaus ſchroffen Abhang bis zu der Meeresfläche hinab, dabei aber, was Möens Felſen nicht darbietet, gerade gegenüber einen andern, eben ſo ſchroffaufſteigenden und noch etwas höhern Schneeberg, ſo daß dadurch das Meer zu einem Buſen zuſammengedrängt wird, deſſen Breite unten ungefähr eine Viertelmeile beträgt, und welcher eigentlich nichts als eine ſchmale, tiefe Kluft in der Bergmaſſe iſt. An den ſchroffen Bergwänden zeigen ſich etwas

weiter unten Wälder, ganz unten ein ſchmaler Rand von hellgrünen bebauten Flecken, mit hölzernen Häuſern bedeckt; in wie kleinem Maaßſtabe jedoch der bebaute Theil ſich zeigen mußte, werden Sie leicht ermeſſen können, wenn Sie Sich erinnern, wie klein die Gegenſtände auf dem Meere von Möens Felſen aus erſcheinen, deſſen Höhe doch nur $\frac{1}{10}$ jener Bergwand ausmacht.

Die Sonne war dem Untergange nahe, als wir den Rand des Abhanges erreichten; das Hinunterſteigen war höchſt beſchwerlich, aber ſehr frappant. Nachdem wir durch den waldloſen Gürtel gekommen waren, ſtiegen wir durch den Birken-, dann durch den Tannenwald, wo Digitalis mit ihren prächtigen rothen Blüthen prangte; zuletzt duftete uns das friſch gemähte Heu entgegen, wir kamen an faſt reifen Kornfeldern, Kirſchbäumen, die unter der reifen Frucht ſich beugten, und blühenden Roſenbüſchen vorbei. Niedliche hölzerne Häuſer ſtanden dicht neben einander, und eins derſelben öffnete ſich uns. Welche Veränderung, nachdem wir mehrere Wochen auf den nackten Gebirgsebenen und Schneefeldern umhergewandert waren! Die Veränderung glich um ſo mehr einer Zauberei, als das Hinabſteigen in einer jener halbdunkeln Sommernächte geſchah, welche in Norwegen ſchöner als bei uns ſind. Eine ſolche Naturſcene war recht geeignet, deutlich den Einfluß der Höhe auf das Klima und die Pflanzenwelt zu zeigen.

J. F. Schouw.

Geſchichte einiger Erfindungen.

Bergbau.

Wir leſen im alten Teſtamente 1. Moſ. 4, 22., daß Thubalkain, einer der erſten Nachkommen Kains, ein Meiſter in allerlei Erz- und Eiſenwerk geweſen, und können daraus den Schluß machen, daß die Bearbeitung der Metalle wohl unter die früheſten Erfindungen und Beſchäftigungen der Menſchen gehörte. Auf welche Art dieſe mit den Metallen bekannt geworden, läßt ſich leicht denken. An manchen Orten der Erde liegen gewiſſe Metalle in kleineren und größeren Stücken ganz nahe unter der Erdoberfläche oder gar auf derſelben, ſo daß man ſie nur zuſammenraffen darf; dies war in früheren Zeiten noch viel mehr der Fall als jetzt, und erleichterte alſo ſehr das Auffinden der Metalle. Der Glanz, die Schwere und der bald entdeckte Nutzen derſelben reizte zu weiterem Nachſuchen; man grub und fand immer mehr, je tiefer man grub; ſo entſtand nach und nach der **Bergbau**, der freilich in älteren Zeiten bei weitem nicht ſo vollkommen und ſo mit Vortheil betrieben wurde, als gegenwärtig. — Zu den älteſten Bergwerken gehören die aſiatiſchen. Nach Spanien brachten die Phönizier den Bergbau. In Deutſchland hatte man, wie Tacitus berichtet, in der Rhein- und Mainzgegend bereits im erſten Jahrhundert v. Chr. Silberbergwerke.

Sehr oft hat, in älteren wie in neueren Zeiten, der Zufall auf die Entdeckung von Metalladern und Erzgängen geleitet. Im Jahre 972 ritt in der Nähe von Goslar ein Edelmann auf einen Berg, um zu jagen. Er band sein Pferd, das Rammel hieß, an einen Baum. Als er nun von der Jagd zurückkehrte, bemerkte er, daß das Pferd, durch Scharren mit dem Fuße, einen Fleck auf dem Boden entblößt hatte, aus welchem Erz hervorschimmerte. Er legte nun an diesem Orte, den er nach seinem Pferde den Rammelsberg nannte, ein Bergwerk an, das jetzt noch eines der ergiebigsten in Deutschland ist, und Blei-, Kupfer- und Silbererze enthält. Die Entdeckung der reichen, aber jetzt fast erschöpften Silberbergwerke von Potosi in Peru (im Jahre 1545) schreibt man einem Jäger zu, der, um ein Lama zu verfolgen, einen Felsen hinankletterte, und dabei einen Strauch faßte und ausriß, dessen Wurzeln mit Fäden und Drähten des reinsten Silbers umsponnen waren, die sich als die Ausläufer einer großen Masse dieses Metalls erwiesen. Ebenso hat im Jahre 1832 ein Bettler, der Holz zusammensuchte, die reichen Silberbergwerke von Copiapo in Chili entdeckt.

Zu den einfachsten bergmännischen Arbeiten gehört das Schürfen und das Ueberröschen. Beim Schürfen wird die Erde in senkrechter Richtung geöffnet, damit man sich über die Beschaffenheit der tiefer liegenden Felsarten, über ihren Reichthum an Erzen, Steinkohlen u. s. w. belehren kann. Das Ueberröschen hat den nämlichen Zweck, nur wird dabei der Boden mehr grabenartig und auf eine größere Länge geöffnet.

Um ins Innere eines Gebirges dringen zu können, legen die Bergleute entweder Stollen oder Schachte an. Unter einem Stollen versteht man einen künstlich angelegten Gang, der in wagerechter Richtung ins Gebirge führt und so hoch und weit ist, daß man ohne Unbequemlichkeit aufrecht darin gehen kann. Solche Stollen haben oft eine sehr beträchtliche Länge. Im Rathhausberge im Salzburgischen geht der 10,500 Fuß lange Christophsstollen durch den ganzen Berg hindurch, so daß man an seiner Nordostseite anfahren, an der Südwestseite aber ausfahren kann *).

Schachte sind senkrechte (seigere) oder doch mehr oder weniger geneigte Zugänge ins Gebirge. Man kann sie mit geräumigen Schornsteinen ver-

*) Fahren ist der allgemeine Ausdruck für Wanderungen in Bergwerken.

gleichen. Zum Hinab- und Hinausfahren in ihnen dienen Leitern, in den Fels gehauene Stufen und Treppen, nicht selten auch ſtarke, mit eiſernen Reifen beſchlagene Tonnen oder Rollwägen, welche an Seilen in die Tiefe hinabgelaſſen werden. Eine ſolche Fahrt iſt nicht ohne Gefahr. Die Tonnen ſchwingen und drehen ſich immer hin und her, und müſſen mit großer Vorſicht und Geſchicklichkeit von vorſpringenden Felswänden abgelenkt werden. Aber ſo groß iſt die Macht der Gewohnheit, daß man in den ſchwediſchen Bergwerken, wo die Tonnenfahrten beſonders gewöhnlich ſind, Frauen und Kinder, welche in den Gruben zu thun haben, häufig auf dem ſchmalen Rand der Tonne ſitzen oder gar ſtehen ſieht, einen Arm um das Seil geſchlungen; die Frauen ſtricken ſorglos beim Hinabfahren in den furchtbaren Schlund, ohne im mindeſten an die Gefahr zu denken, in welcher zwiſchen den rauhen Felswänden ihr Leben ſchwebt. Im Jahre 1785 fuhr eine Jungfrau allein aus einer ſolchen Grube herauf. Zu ſchwach, die Tonne zu regieren, konnte ſie nicht hindern, daß dieſe gegen eine Felsſpitze ſtieß und umſtürzte. Die Unglückliche wurde herausgeſchleudert und fiel auf einen andern Felsvorſprung, wo ſie, 100 Fuß über dem Boden, in äußerſter Lebensgefahr hängen blieb, bis nach Verluſt einer halben Stunde es einigen entſchloſſenen Arbeitern gelang, ſie aus ihrer qualvollen Lage zu befreien.

Um das erzhaltige Geſtein zu bezwingen, es zu zerbrechen, loszureißen, zu ſprengen u. ſ. w. müſſen ſich die Bergknappen verſchiedener Werkzeuge und Mittel bedienen. Steinmaſſen, die leicht zu zermalmen ſind, werden mit der Keilhaue bearbeitet.

Zur Ueberwindung feſteren Geſteins bedient man ſich des Schlägels und des Eiſens, zweier Hämmer, von denen der eine, welcher ſpitzig iſt — das Eiſen — mit dem andern — dem Schlägel — eingetrieben wird.

Um größere Maſſen loszureißen oder zu ſprengen, dient ein Brecheiſen oder ein gewaltiger Meiſel, den der eine Arbeiter hält, während der andere mit dem Hammer daraufſchlägt. In manchen Bergwerken werden die Felsmaſſen, ehe ſie mit den genannten Werkzeugen bearbeitet werden, durch Feuer erhitzt. Man errichtet Stöße von übereinandergelegten Baumſtämmen, bald in Form eines Roſtes, bald in pyramidaliſchen Haufen, und zündet ſie an. Durch die Flammen, welche an die Felswände ſchlagen, entſtehen Riſſe und Spalten in dieſen, ganze Schaben und Wände werden los und können nun

mit den Brechstangen vollends weggenommen und mit Keilhaue, Schlägel und Eisenbohrer bearbeitet werden. Man nennt dieses Verfahren, das sich aus den ältesten Zeiten herschreibt, Feuersetzen. — Mit der Erfindung des Schießpulvers sind die Arbeiten in den Bergwerken beiweitem nicht mehr so mühsam als früher. Man bohrt in die Wand, welche gesprengt werden soll, mehrere Löcher in schiefer Richtung, stampft in diese die gehörige Quantität Pulver hinein, verstopft die Oeffnung mit Steinmehl, und entzündet das Pulver durch einen Schwefelfaden, der bis zu der Mündung des Loches hinreicht. Welche gewaltige Wirkungen dabei hervorgebracht werden, habt ihr vielleicht schon in Steinbrüchen gesehen.

Neben diesen zum Theil sehr beschwerlichen Arbeiten haben die Bergleute mit so vielen Gefahren zu kämpfen, daß das „Glück auf!“ welches sie einander zurufen, wenn sie sich begegnen, nicht als bloßer leerer Gruß, sondern als ein bedeutungsvoller, frommer Wunsch zu nehmen ist. Bald sind es Erdstürze, bald eindringendes Wasser, die dem armen Bergmann den Untergang bereiten; bald erschweren böse Luftarten seinen Athem, oder drohen durch ihre Entzündung ihm einen schrecklichen Tod. So kann man mit Wahrheit sagen, der Bergmann liege mit allen Elementen im Kampfe. Besonders zu fürchten hat er die sogenannten bösen Wetter, erstickende Luftarten, in welchen die Lichter erlöschen und der Athem stockt; ferner die noch fürchterlicheren schlagenden Wetter, brennbare Luftarten, die mit atmosphärischer Luft gemischt, sich an dem Grubenlichte des Bergmanns entzünden, und die schrecklichsten Explosionen verursachen. Durch solche Entzündungen verloren in den Jahren 1813 und 1814 in den Bergwerken von Sunderland und New Castle in England über 600 Bergleute ihr Leben. Um solchen Unglücksfällen für die Folge möglichst vorzubeugen, stellte der menschenfreundliche Humphry Davy, einer der berühmtesten Naturforscher der neuesten Zeit, Untersuchungen über die unterirdischen Luftarten der Steinkohlenbergwerke an, in welchen jene Explosionen besonders häufig vorkommen, und erfand im Jahre 1815 die Sicherheitslampe. Diese besteht in einer gewöhnlichen Oellampe, deren Flamme aber von einem feinen Drahtnetz umgeben ist. Befindet sich nun kein brennbares Gas in der Grube, so wird die Flamme in der Lampe durch die reine Luft unterhalten, welche durch die Oeffnungen des Netzes, so klein diese auch sind, leicht eindringen kann.

Iſt hingegen brennbare Luft vorhanden, ſo tritt dieſe durch das Drathgeflechte ebenfalls in die Lampe ein und erzeugt in derſelben, durch die Entzündung eine ſchöne, lebhafte Flamme, die aber nicht durch das feine Netz herausdringen und die außen befindliche Luft entzünden kann. Bemerkt nun der Arbeiter die Entzündung im Innern ſeiner Lampe, ſo hat er noch Zeit genug, die Grube zu verlaſſen und ſein Heil in der Flucht zu ſuchen. Das Vertrauen der Bergleute auf Davy's Lampe iſt ſo groß, daß ſie, mit derſelben ausgerüſtet, ſich an die gefährlichſten Orte wagen, ohne die mindeſte Furcht vor ihrem alten Feinde, dem ſchlagenden Wetter.

Um euch einen Begriff von einem großen Bergwerk zu geben, will ich eine Beſchreibung der Eiſengrube von Danemora herſetzen, wie ein neuerer Reiſender ſie geliefert hat.

Danemora iſt ein Dorf in Schweden, 4½ Meile von der berühmten Univerſitätsſtadt Upſala entfernt. Man erwartet in dieſer Gegend nichts weniger als finſtere Schachten, oder unterirdiſche Stollen: alles iſt flach und eben, keine Anhöhe läßt einen Bergbau in der Nähe vermuthen. Plötzlich aber befindet man ſich am Rande furchtbarer, mit ſchwarzen, ſenkrechten Wänden abſtürzender Tagöffnungen, von denen die größte wohl eine Viertelſtunde im Umfang hat. Mit Grauſen blickt man hinab in die ſchauerliche, nur hin und wieder von Schneemaſſen aufgehellte Tiefe, deren Felſengrund mehrere hundert Fuß unter dem obern Rande liegt. Hier ragen gewaltig überhängende Maſſen drohend hervor, dort erkennt man an den Seitenwänden der ſchwarzen Gruft die noch ſchwärzeren Eingänge zu labyrinthiſchen Höhlen, bewacht von langen, ſpitzen Eiszapfen, die an Farbe und Durchſichtigkeit dem Aquamarin gleichen. Aus dieſen Höhlungen lodern von Zeit zu Zeit Flammen auf, ſich krümmend und windend an dem harten Geſtein, um es zu erweichen. Rings um dieſen furchtbaren Abgrund ſind viele große, durch Pferde in Bewegung geſetzte Winden angebracht, durch welche das Erz heraufbefördert und die Arbeiter auf- und abgelaſſen werden. Durch das Knarren und Aechzen dieſer coloſſalen Zichwerke hindurch hört man aus der Tiefe herauf das von dem vielen Hämmern verurſachte ſeltſame, ſchwache Geräuſch, welches das Gepicke einer großen Anzahl von Uhren in einer Uhrmacherwerkſtatt täuſchend nachahmt.

Bei jeder Winde iſt ein von Rüſtbäumen getragenes Gerüſte, das den

Abgrund um wenigstens zehn Fuß überragt und an deſſen äußerſtem Ende die Vorrichtungen zum Hinablaſſen und Heraufwinden der Tonnen angebracht ſind.

In eine ſolche Tonne ſetzt man ſich, wenn man einfahren will; um hinein zu kommen, muß man an den äußerſten Rand des Gerüſtes treten und ſich dann, um die Kette der Tonne zu faſſen, etwas über den fürchterlichen Abgrund vorbeugen. Wer in dieſem fatalen Augenblicke vom Schwindel ergriffen wird, iſt ohne Rettung verloren, wenn er ſich mit der einen Hand nicht von einem Arbeiter halten läßt. Iſt man endlich glücklich in der ſtark ſchwankenden Tonne angekommen, ſo fängt das Rad an, ſich zu drehen; bald ſieht man ſich von Felſen umgeben, die wild durch und aufeinander gethürmt ſind, und wie von Zauberkraft getragen, ſchwebt man in dieſem maleriſchen Chaos abwärts. Zwei oder drei Bergknappen ſitzen rittlings oder knieen auf dem Rande der Tonne, indem ſie ſich am Seile oder den Ketten, in denen ſie hängt, feſthalten und wachen darüber, daß man auf der Fahrt nicht an vorſpringende Felſen anſtößt. Bald kann man die Menſchen unterſcheiden, die auf dem Boden der Grube arbeiten, das Geräuſch der Hämmer wird ſtärker, und man vernimmt der Bergknappen klagenden Geſang. Man fährt ziemlich ſchnell, doch gleichförmig und ohne Anſtoß; das ungeheure Seil, an dem die Tonne hängt, ſchwingt ſich über den Köpfen, wie ein Band, das im Winde flattert, und wenn man es mit den Augen verfolgt, ſo ſieht man es immer dünner werden, und endlich faſt verſchwinden, ſo daß es ſcheint, als ſchwebe man, durch Nichts feſtgehalten, über dieſer ſchauerlichen Tiefe. Endlich berührt die Tonne den Boden; ſie wird aus- und eine andere voll Erz an ihre Stelle eingehängt, die nun die Fahrt aufwärts macht. Man ſtößt unwillkürlich einen erleichternden Seufzer aus, wenn man dieſe Tonne nun denſelben Weg machen ſieht, wie ſie immer kleiner wird, und endlich bei ihrer Ankunft oben nur noch wie ein Punkt erſcheint. Es iſt eine ſeltſame Empfindung, von der man ſich bei dem Gedanken ergriffen fühlt, ſo bin ich herabgekommen und ſo werde ich wieder aufwärts ſteigen.

Auf dem Boden des Bergwerks bietet ſich dem Auge nun das ſonderbarſte Schauſpiel. Die Wände deſſelben ſehen aus wie große Mauern von Eiſen, und der Boden iſt zu jeder Jahreszeit mit Eis bedeckt. An mehreren

Stellen erheben ſich größere und kleinere Eiſenſteinblöcke, von welchen täglich abgeſprengt wird. Eine höhere Wand ſcheidet ſogar den Boden der Grube in zwei, gänzlich von einander getrennte und auch verſchiedenen Eigenthümern angehörige Hälften. — In den ungefähr vor 400 Jahren begonnenen Danemora-Gruben arbeiten gegen 250 Menſchen von 7 Uhr des Morgens bis 5 Uhr Nachmittags. Unterbrochen wird die Arbeit nur durch eine Ruheſtunde um Mittag von 12 bis 1 Uhr.

Die Hauptmaſſe des Lagers bildet Magneteiſenſtein, zum Theil gemengt mit Chlorit, Kalkſpath und Braunſpath ꝛc. Der jährliche Ertrag wird auf 270 Millionen Pfund Eiſenerz geſchätzt, wovon ein großer Theil an 70 Procent Eiſen enthalten ſoll.

Das Sprengen des Geſteins geſchieht, außer dem ſchon erwähnten Feuerſetzen, hauptſächlich durch Pulver. Mittels eines beſondern hiezu eingerichteten Bohrers werden Löcher in die Felſen gebohrt, in welche die mit Pulver gefüllten Patronen kommen. In Danemora pflegt man die Minen in der Mittagszeit, nachdem die Arbeiter ſich zur Ruheſtunde heraufbegeben haben, in ganzen Batterien auf einmal loszubrennen. Beſondere Glocken geben Warnungszeichen, und nun erfolgt eine Todtenſtille in der vorher ſo lebendigen Gruft. Jetzt ſchlägt die Thurmglocke zwölf, und gleich darauf ertönt aus der Tiefe ein dumpfes Geſchrei, welches jedem lebenden Weſen, das etwa noch in der Grube ſich befinden könnte, die nahe bevorſtehende Exploſion warnend ankündigt. Es erfolgt noch einmal eine gänzliche Stille — dann aber bricht plötzlich ein furchtbarer Donner in der Tiefe los, der vielfach wiederhallend, ſich majeſtätiſch langſam hinauf durch die Klüfte wälzt, während die Wolken des Pulverdampfes in die Höhe wirbeln, die geſprengten Blöcke krachend niederfallen, und die Erde unter den Füßen bebt. Mehrere Minuten lang dauert in der ganzen Umgebung des weiten Schlundes die Erſchütterung unter den Füßen fort, als ob ein ſchwer grollendes Gewitter tief im Schoße der Erde dahinzöge.

Kaufmann.

Uhrmacherkunſt.

Die künſtlich zuſammengeſetzten Uhren, deren wir uns bedienen, um die Tageszeit in gewiſſe gleiche Abſchnitte zu theilen, ſind eine Erfindung der neueren Zeit; im Alterthum und noch lange nach Chriſti Geburt bediente man ſich viel einfacherer, aber auch unvollkommenerer Mittel um die Zeit zu meſſen. Sonnenaufgang und Sonnenuntergang dienten wahrſcheinlich als erſtes Zeitmaß. Daß die Schatten aufrechtſtehender Gegenſtände immer kürzer wurden, je weiter die aufgegangene Sonne ſich über den Geſichtskreis erhob, daß ſie am kürzeſten fielen um die Mitte des Tages, wo die Sonne ihren höchſten Standpunkt am Himmelsgewölbe erreicht habe, und daß die Schatten ſich mehr und mehr verlängerten, je näher die Sonne ihrem Untergang kam — dies konnte den Hirten und Ackerbauern, welche den größter Theil des Tages im Freien zubrachten, nicht lange verborgen bleiben. Dieſe Beobachtung aber führte auf die Erfindung der Sonnenuhren. Solcher bedienten ſich ſchon in den älteſten Zeiten die Babylonier, die Chaldäer, Egypter und Hebräer. Sie beſtanden in aufgerichteten ſteinernen Spitzſäulen (Obelisken), deren Schatten auf einen Stein fiel, in welchen die Stunden eingehauen waren. Die Griechen lernten die Sonnenuhren von dem Chaldäer Beroſus kennen und brachten wichtige Verbeſſerungen an denſelben an. Denn daß die erſten Sonnenuhren unvollkommen ſein mußten, wird mancher von euch einſehen. Im alten Rom diente lange der Schatten des Rathhauſes zur Beſtimmung der Tageszeit: war dieſer Schatten am kürzeſten, ſo ging ein Gerichtsdiener durch die Straßen der Stadt und rief aus, daß es Mittag ſei. Die erſte eigentliche Sonnenuhr erhielt Rom 263 Jahr vor Chriſti Geburt. In unſerm Deutſchland waren die Sonnenuhren wenigſtens ſchon im 10ten und 11ten Jahrhundert nach Chriſto bekannt, und erhielten in der Folgezeit durch Aſtronomen und Mathematiker wichtige Verbeſſerungen. Aber ſo vollkommen auch die Sonnenuhr eingerichtet ſein mag, ſo hat ſie doch immer den großen Fehler, daß man ſie nur am Tage, und an dieſem nur zur Zeit des Sonnenſcheins, brauchen kann. Deswegen dachten ſchon die Alten darauf, andere Zeitmeſſer zu erfinden, die man bei Nacht wie am Tage, beim trüben Wetter wie beim

Sonnenſchein brauchen könnte. Es glückte ihnen auch wirklich; ſie erfanden die Waſſeruhren. Aus einer Urne floß das Waſſer durch eine kleine Oeffnung tropfenweiſe in ein untergeſtelltes Gefäß, an deſſen Seitenwänden durch Striche bezeichnet war, wie hoch das Waſſer von Stunde zu Stunde ſtieg. Von ähnlicher Einrichtung waren auch die Sanduhren, die ſchon um Chriſti Geburt in Gebrauch waren. Erfinderiſche Köpfe gaben dieſen Uhren eine immer beſſere und bequemere Einrichtung. Im Jahr 245 vor Chriſto waren beſonders die Waſſeruhren des Kteſibius von Alexandrien und ſeines Landsmannes Hero berühmt. Kleine auf dem Waſſer ſchwimmende Figuren verrichteten das Stundenzeigen, und Kugeln, die in ein metallenes Becken fielen, gaben durch ihren Schall die Zahl der verfloſſenen Stunden an. Später erhielten die Waſſeruhren eine noch künſtlichere Einrichtung; Räder, welche durch das herabfließende Waſſer in Bewegung geſetzt wurden, zeigten die Bewegungen der Sonne und des Mondes an oder dienten zu artigen mechaniſchen Spielereien. Von dieſer Art war die Uhr, welche Carl der Große von dem Kalifen Harun al Radſchid zum Geſchenk bekam. Nach jeder verfloſſenen Stunde kamen mit dem Klang der fallenden Metallkügelchen aus einem Thore ſo viele Reiter hervor, als die Zahl der Stunden betrug. Am Ende des Tages kehrten alle wieder zurück und ſchloſſen das Thor.

Von wem die eigentlichen, durch Gewichte getriebenen Räderuhren erfunden worden ſind, iſt unbekannt; ſo viel iſt aber gewiß, daß man ſie ſchon vor dem Jahre 1000 kannte. Im Jahre 996 verfertigte ein franzöſiſcher Mönch Gerbert, der nachher Pabſt wurde und unter dem Namen Sylveſter im Jahre 1063 zu Rom ſtarb, eine Gewichtuhr; die zeigte übrigens nur die Stunden und ſchlug nicht. Uhren mit Schlagwerken kamen erſt im Jahre 1300 vor. Sie waren aber ſo koſtſpielig, daß nur reiche Städte ſie auf öffentliche Koſten anſchaffen konnten. In Deutſchland war vielleicht Augsburg die erſte Stadt, welche eine Schlaguhr beſaß; wenigſtens findet man ſchon im Jahre 1364 eine daſelbſt. Ungefähr um eben dieſe Zeit ließ Carl V einen deutſchen Uhrmacher Heinrich von Wick nach Paris kommen, damit er für das königliche Schloß eine Uhr verfertige. Dieſe wurde auch wirklich im Jahr 1370 auf daſſelbe geſetzt und iſt noch gegenwärtig im Juſtizpalais zu ſehen.

Uebrigens waren die erſten Uhren dieſer Art noch ſehr unvollkommen und ihr Gang ungleichförmig. Von großer Wichtigkeit war daher die Erfindung des Pendels, die wir dem Florentiner Galiläi verdanken, und die Anwendung, welche der Holländer Huyghens davon auf die Uhren machte, um ihrem Gang die nöthige Gleichförmigkeit zu geben. Die erſte Pendeluhr zeigte Huyghens im Jahre 1657 vor den Generalſtaaten von Holland und bis auf dieſen Tag iſt das Pendel der beſte Regulator für die größern Uhren geblieben.

Die Taſchenuhren wurden ums Jahr 1500 von einem Nürnberger Uhrmacher, Peter Hele, erfunden. Dieſer erſetzte, auf eine höchſt ſinnreiche Art, das Gewicht, wodurch bei den größern Uhren das Räderwerk in Bewegung kommt, durch eine ſpiralförmig zuſammengewundene elaſtiſche Stahlfeder; wird dieſe durch das Aufziehen noch enger um ſich ſelbſt gewunden, ſo ſetzt ſie durch ihr Beſtreben, ſich wieder auszudehnen, das Räderwerk in Umdrehung. Statt des Pendels haben dieſe Uhren einen hin und herſchwingenden Ring oder ein kleines Schwungrad, die ſogenannte Unruhe.

Die erſten Uhren dieſer Art waren länglichrund und erhielten daher den Namen der Nürnberger Eierlein. Uebrigens waren ſie im Vergleich mit unſern jetzigen Taſchenuhren noch ſehr unvollkommen.

Die geographiſchen Uhren, Längenuhren, Zeithalter oder Chronometer ſind die genaueſten Uhren unter allen, welche es giebt, beſonders die auf der See gebrauchten, die ſogenannten Seeuhren, welche der Engländer Harriſon zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts erfand. Eine Seeuhr oder ein zur geographiſchen Längenbeſtimmung auf der See gebrauchter Zeithalter iſt nämlich eine Uhr, welche höchſt pünktlich geht, bei welcher Wärme und Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit, Reibung, Eingriff der Räder und Getriebe in einander, Schwankungen des Schiffs, durchaus keine Veränderungen im Gange erzeugen können. Wenn eine ſolche Uhr am Tage der Abfahrt von einem Orte z. B. 12 Uhr Mittags zeigt, ſo muß ſie bei der Rückkehr nach mehreren Monaten an denſelben Ort wieder genau 12 Uhr Mittags zeigen; folglich kann man daran auf jeder Stelle der See (oder überhaupt irgend eines Ortes der Erde) ſehen, um wie viele Stunden, Minuten, Secunden ꝛc. vor oder nach 12 Uhr, der Mittag dieſer Stelle von dem Mittage des Ortes der Abfahrt abweicht. Daraus läßt ſich dann,

mit Beihülfe einiger aſtronomiſcher Beobachtungen, die geographiſche Länge dieſer Stelle und, mit Beihülfe der leicht zu erkennenden geographiſchen Breite, die Stelle ſelbſt auf einer Karte oder einem Globus finden. Da dies für die Schiffahrt begreiflich von großer Wichtigkeit war, beſonders um ſich vor unbekannten oder gefährlichen Stellen zu hüten, ſo hatten mehrere Regierungen bedeutende Prämien auf die Erfindung eines Mittels geſetzt, möglichſt genau die geographiſche Länge zur See zu finden; England allein 20,000 Pfund Sterlinge. Deswegen gaben viele ausgezeichnete Mechaniker und Aſtronomen ſich die größte Mühe, den Sieg und jene bedeutende Belohnung davon zu tragen.

Einer der eifrigſten Männer, welcher ſich an die Arbeit machte, um eine Längenuhr zu erfinden, war John Harriſon zu Barrow in der Grafſchaft Lincoln, von Profeſſion ein Zimmermann, aber ein großes mechaniſches Genie, der durch ſich ſelbſt Uhren zu verfertigen lernte, erſt hölzerne, dann auch meſſingene, die zum Theil vortrefflich gingen. Als er von dem großen Preiſe hörte, welcher auf jene Erfindung geſetzt war, ſo nahm er ſich vor, allen ſeinen Scharfſinn und ſeine Kenntniſſe aufzubieten, um dieſen Preis zu gewinnen. Seine Wohnung lag nahe am Meere; er hatte daher um ſo mehr Gelegenheit, vielerlei Beobachtungen über die Bewegung der Wellen und über die Schwankungen der Schiffe im Waſſer zu machen, die er bei ſeiner beabſichtigten Erfindung anwenden könnte. Wirklich brachte er ſchon im Jahre 1725 eine Längenuhr zu Stande, die dem geſchickteſten Uhrmacher zur größten Ehre gereicht haben würde. Indeſſen erfüllte ſie die Bedingungen für das Gewinnen des Preiſes noch nicht ganz, und auch noch ein Paar andere ſpätere, womit er zum Preiſe concurrirte, ließen noch Einiges zu wünſchen übrig. Endlich ſiegte er doch; denn im Jahr 1764 gewann er durch eine ganz vorzügliche Uhr (eine Federuhr) den großen Preis, und zugleich errang er die Ehre, durch ſeine Erfindung ſo viele phyſiſche Hinderniſſe, welche ſich derſelben entgegenſetzten, glücklich bekämpft zu haben. Andere geſchickte, theils engliſche, theils franzöſiſche, theils deutſche Künſtler, träten ſpäter in Harriſons Fußtapfen und lieferten zum Theil noch beſſere Längenuhren, ſowohl zum Gebrauch auf der See als auf dem Lande.

Automaten.

Unter dem Namen Automaten gab es schon in den ältesten Zeiten Figuren von Menschen und Thieren, die sich mittelst versteckter Räder, Rollen, Hebel, Gewichte, Federn u. s. w. gleichsam von selbst bewegten. Aber erst als die Räderuhren erfunden waren, konnten sie besser, der Natur getreuer verfertigt werden. Das geschah vornehmlich im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert von mehreren Nürnberger Künstlern z. B. von Werner, Bullmann, Hele, Farsler, Hautsch ꝛc. Sie machten unter andern menschliche Figuren, welche arbeiteten, Musketen losschossen, tanzten, auf musikalischen Instrumenten spielten, Hunde, welche liefen und bellten, Hähne, welche krähten und mit den Flügeln schlugen, Löwen, welche brüllten, Vögel, welche sangen und davon hüpften und dgl. mehr. Alle diese Automaten wurden aber von denjenigen weit übertroffen, welche in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der Franzose Vaucanson, in der letzten Hälfte desselben Jahrhunderts, und zu Anfange des neunzehnten der Schweizer Droz verfertigten. So machte Vaucanson einen künstlichen Flötenspieler von natürlicher Größe eines Menschen, der in allen Stücken und mit allen dabei vorkommenden Bewegungen, wie ein lebendiger Mensch die Flöte blies; eine Ente, welche wie eine lebendige Ente ging, schnatterte, den Hals drehte, mit den Flügeln schlug, fraß, trank u. s. w. So machte Droz künstliche, menschliche Figuren, etwa von der Größe zwölfjähriger Knaben, welche Clavier spielten, welche schrieben, zeichneten u. s. w. Die schreibenden Figuren z. B. tunkten in das Dintenfaß, schüttelten die überflüssige Dinte aus der Feder, schrieben alle Zeilen in gehörig abgemessener Entfernung auf das Papier, streuten Sand auf die vollgeschriebene Seite, wendeten das Blatt um, und fuhren auf der andern Seite wieder gehörig zu schreiben fort. Dabei waren auch die Blicke und die Bewegungen der Augen ganz der Natur getreu.

Pozzi.

Glasbereitung.

Die Kunſt, Glas zu verfertigen, iſt uralt, man ſchreibt ihre Erfindung gewöhnlich den Phöniciern zu; von dieſen ging ſie auf die Egypter über, welche die Kunſt vervollkommneten, indem ſie das Glas blaſen und ſchleifen lernten. Die Römer lernten das Glas erſt kennen, als Egypten eine römiſche Provinz wurde, und ſo hoch ward es geſchätzt, daß Kaiſer Aurelian den Egyptern einen jährlichen Tribut in ſchöngearbeiteten Gläſern auflegte. Man hatte damals auch gläſerne Zimmer- und Theaterverzierungen, gläſerne Schachſpiele, Thränenurnen u. ſ. w. Später wurden auch in Italien Glashütten angelegt, unter denen beſonders die auf der Inſel Murano nahe bei Venedig berühmt war. Von hier aus kam die Kunſt nach Böhmen und in das übrige Europa.

Glas entſteht in den Glashütten dadurch, daß man Quarz oder Sand, mit Beihülfe von Potaſche, oder von gemeiner Holzaſche, oder von Soda, von Glauberſalz, von Kochſalz, von Salpeter ꝛc. ſchmelzt. So hart, ſpröde und zerbrechlich das Glas, im gewöhnlichen erkaltetem Zuſtande als Waare (Trinkgläſer, Fenſterſcheiben u. ſ. w.) iſt, ſo zähe und dehnbar iſt es im flüſſigen oder geſchmolzenen Zuſtande; es läßt ſich dann durch Blaſen, auf ähnliche Art, wie man Seifenblaſen macht, zu hohlen Körpern weit ausdehnen, es läßt ſich zu ganz dünnen Fäden ziehen, es läßt ſich durch Drücken, wie Wachs, zu jeder beliebigen Geſtalt bringen, es läßt ſich in Formen gießen, mit Meißeln hauen, mit Scheeren ſchneiden u. ſ. w. Und auf dieſer Eigenſchaft beruht vorzüglich die Kunſt, aus dem Glaſe ſo vielerlei Arten von Waaren zu machen.

Die Glasbläſerei im Kleinen, zum Unterſchiede der Glasbläſerei in den Glashütten, wird von denjenigen Künſtlern ausgeübt, welche in der Lampe das Schmelzen kleiner Glasſtücke, Glasröhren u. ſ. w. verrichten, und dann unter andern die mit den dünnen hohlen Kugeln verſehenen Barometer-, Thermometer-, und Aräometerröhren, kleine hohle Menſchen- und Thierfiguren, kleine zierliche Fläſchchen und Trinkgläſer (als Kinderſpielſachen) bilden.

Nämlich in die Flammen einer über einem Tiſche befindlichen Lampe wird mittels eines durch den Fuß in Bewegung geſetzten Blaſebalgs ein

ſeiner concentrirter Luftſtrom aus einer engen Röhren-Mündung geſtoßen. Die Röhre, welcher dieſe Mündung zugehört, macht die Fortſetzung der Blaſebalgröhre aus, die, mit dem durch einen Fußtritt bewegten Blaſebalge unter dem Tiſche ſich befindet. Der Arbeiter hält z. B. das Ende einer Glasröhre bis zum Fließen des Glaſes an dieſem Ende in die verſtärkte Flamme der Lampe und bläſ't dann ſchnell und kräftig in das andere Ende dieſer Glasröhre, und zwar unter fortwährendem Umdrehen dieſer Röhre; alsdann entſteht an jenem Ende eine kleine Glasblaſe oder hohle Glaskugel. Dieſem hohlen Glaskörper kann man durch Drücker mit Meſſern oder meſſerartigen Werkzeugen eine andere Geſtalt geben; auch kann man allerlei Glasſtücke daran kleben, ſo lange das Glas noch weich iſt. Auf dieſe Art laſſen ſich unter andern kleine hohle Menſchen und Thierfiguren bilden: der Leib aus der hohlen Glasblaſe, Arme und Beine aus angeklebten Glasſtückchen, wie dies bei den Carteſianiſchen Teufelchen der Fall iſt. Leicht kann man nun auch aus jener kleinen Glasblaſe ein kleines Fläſchchen machen. Man ſchneidet nämlich die Blaſe an einer dem Rohre gerade gegenüber liegenden Stelle mit einer feinen ſpitzigen Scheere oder mit einem feinem ſpitzigen Meſſer auf und drückt und zieht ſie dann da mit einer kleinen Zange zu einem Halſe aus. Fährt man hernach mit einem dünnen eiſernen Stäbchen gleich hinter der Blaſe am Röhrchen quer herunter oder quer durch daſſelbe hindurch, ſo kann man ſie dadurch von dem Röhrchen abſondern. Kurz, ſucht man nur das Glas durch wiederholtes Erwärmen weich zu erhalten, ſo kann man mit demſelben eben ſo umgehen, als wenn es Wachs wäre.

Erweicht man eine Glasröhre in der Mitte durch Hineinhalten in die verſtärkte Flamme der Lampe, und zieht man dann an beiden Enden derſelben nach entgegengeſetzten Richtungen, als wenn man ſie von einander reißen wollte, ſo wird ſie dadurch länger und dünner. Auf dieſe Art kann man ſie ſogar zu einem Haarröhrchen, d. h. zu einem ſolchen Röhrchen ziehen, in deſſen Höhlung etwa nur ein Pferdehaar hineingeht. Damit man der Flamme der Lampe mit den Fingern nicht zu nahe komme, was in manchen Fällen leicht geſchehen könnte, ſo braucht man die Glasſachen nur mit einer Klappzange (Pincette) zu halten.

Leicht kann man erweichte Glasröhren auch zu allerlei Geſtalten biegen, und durch einen in die Mündung eines weichen Röhren-Endes hinein-

gebrachten passenden runden Körper kann man diese Mündung, wenn man will, trichterförmig erweitern. Will man eine in dem Glaskörper befindliche Oeffnung verschließen, so bläs't man die Flamme der Lampe rings um die Oeffnung so herum, daß das Glas daselbst flüssig wird, und dann drückt man es mit einem Messer oder messerartigen Instrumente zusammen. Will man ein paar Glasstücke an einander löthen, so braucht man sie nur an den Verbindungsstellen weich zu machen, und sie dann durch Aneinanderhalten und Aneinanderdrücken auf ähnliche Art zusammenzufügen, wie man ein paar erweichte Siegellackstangen mit einander vereinigt.

Penne.

Eisenbahnen.

Die Eisenbahnen wurden 1768 in England von Edgeworth und Wilkinsen erfunden. Man versteht unter Eisenbahnen wohlgeebnete Verbindungsstraßen, auf welchen eiserne, um die Spur der Wagenräder von einander entfernte Geleise oder Schienen parallel mit einander fortlaufen. Die Wagen, welche zur Fahrt auf solchen Straßen bestimmt sind, haben gußeiserne Räder mit einem vorspringenden Rande oder Spurkranz, durch welchen sie stets auf jenen Geleisen gehalten werden. — Der große Vorzug der Eisenbahnen vor den gewöhnlichen Straßen ist leicht einzusehen. Auf den letztern finden sich, wenn sie auch noch so gut angelegt und unterhalten werden, doch immer noch eine Menge Ungleichheiten, Höcker und Vertiefungen, härtere und weichere Stellen, die das Fahren beschwerlich machen und den Pferden ½ Kraft rauben. Auf einer Eisenbahn hingegen rollen die Räder eines Wagens eben so leicht und ohne Anstoß auf den überall gleich harten und glatten Geleisen fort, wie sie über eine ihrer ganzen Breite nach mit blankem Eisen bedeckte Straße weglaufen würden. Die Pferde brauchen also auf einer Eisenbahn ihre Kräfte weit weniger anzustrengen um große Lasten zu ziehen, als auf den gewöhnlichen Chausséen. Dazu kommt noch, daß auf Eisenbahnen eine große Last gewöhnlich auf mehrere kleine Wagen vertheilt wird, die durch Haken und Ketten aneinander gehängt sind; dadurch wird der Druck, den die Last auf das Geleise ausübt, mehr vertheilt und das Ganze

beweglicher gemacht. Man hat Beispiele, daß auf einer Eisenbahn ein Pferd eine auf 12 Wagen vertheilte Last von 800 und mehr Centnern eine Meile weit fortgezogen hat, während es schon viel ist, wenn ein starkes Pferd auf einer gewöhnlichen Straße 14 Centner fortbringt. Man pflegt überhaupt anzunehmen, daß auf einer guten Eisenbahn ein Pferd täglich dieselbe Arbeit verrichtet, zu welcher man auf gewöhnlichen Wegen 40 bis 50 Pferde haben müßte.

Seit dem Jahre 1811 bedient man sich jedoch seltener der Pferde, sondern wendet zur Betreibung der Fuhrwerke auf den Eisenbahnen Dampfmaschinen an. (Gleichwie die Eisenbahnen, so hat auch ein Engländer die Dampfmaschine erfunden, Kapitain Savary, im Jahr 1699.)

Diese Einrichtung findet sich gegenwärtig fast auf allen Eisenbahnen, und dient nicht blos zum Transport von Waaren aller Art, sondern auch zur schnellen und bequemen Weiterbeförderung der Reisenden. Der Dampfwagen, auf welchem die Dampfmaschine sich befindet, fährt voraus; an ihm hängt der Munitionswagen, welcher das Brennmaterial, die Steinkohlen, enthält; auf diesen folgt die erste Postkutsche, dann die zweite, die dritte ꝛc. und so hängen oft in einer Reihe 12 und mehr Kutschen oder Reisewagen aneinander, auf denen sich 400 und mehr Personen sammt Gepäck und Kaufmannsgütern befinden. Und alle diese Wagen, von der einzigen Dampfmaschine getrieben, fliegen so schnell auf der Eisenbahn dahin, daß sie in einer Stunde oft 5 bis 6 deutsche Meilen zurücklegen.

Berge und steile Anhöhen werden bei Anlegung einer Eisenbahn entweder umgangen oder, wenn dieses nicht möglich ist, durchbrochen. So ist z. B. in England die berühmte Eisenbahn in Manchester und Liverpool bei letzterer Stadt auf eine Länge von 6750 Fuß durch einen Sandsteinfelsen gegraben; das majestätische Gewölbe ist 22 Fuß breit und 16 hoch und wird in seiner ganzen Länge durch Gaslampen erleuchtet, welche in Entfernungen von je 75 Fuß an der Decke hängen.

Auch in unserm deutschen Vaterland werden gegenwärtig überall Eisenbahnen angelegt, und es wird nicht mehr lange dauern, so können wir mit geringen Kosten und in wenigen Tagen eine Rundreise durch ganz Deutschland und seine Hauptstädte machen.

Leben und Sitten verſchiedener Völker.

Ein türkiſches Bad.

Die Tartaren, wenn ſie auch noch ſo früh ausreiten, halten erſt des Abends an. Die Pferde gehen oft zwölf bis vierzehn Stunden ohne Futter. Bergauf reitet man Schritt, in der Ebene einen kurzen Zuckeltrab, der den Reiter ſchrecklich ermüdet; bergab aber, ſelbſt auf den abſcheulichſten Wegen, geht es Galopp. Sobald man das Nachtquartier nur aus der Ferne ſieht, ſetzt ſich Alles in Carrière, und nun geht es in vollem Rennen und mit lautem Allah-Ruf über das halsbrechende Steinpflaſter, durch enge abſchüſſige Straßen bis an den Hof des Hann oder Caravanſeraj. Der Surubſchi führt dann die dampfenden Pferde wohl eine Stunde lang noch herum; der Reiter aber zieht ſogleich die weiten Stiefel aus und ſtreckt ſich auf das Kiſſen am Kaminfeuer. Man bringt die Kanne und das Waſchbecken und reicht gleich darauf eine winzige Taſſe ohne Unterſchaale aber auf einem kleinen Meſſingfuß mit Kaffee ohne Zucker und ohne Milch, den Kaffeeſatz in der Taſſe. Dann kommt die Pfeife zum Vorſchein, und endlich

breitet man ein Leder vor Dir aus, auf welches eine Schüſſel Pillaw (Reiß in Fleiſchbrühe gekocht) geſetzt wird, und unmittelbar darauf legt ſich Jeder ſchlafen, angezogen, wie er iſt. Wer nicht an Reiſen zu Pferde gewöhnt und überhaupt ziemlich rüſtig iſt, dem kann ich einen Ritt im Winter mit den Tartaren durch Bulgarien und Rumelien nicht empfehlen.

Am Abend des zweiten Tages erreichten wir Schumla. Nachdem man die Höhe, auf welcher das Fort Straufcha liegt, erſtiegen, hat man einen prächtigen Anblick auf die Stadt mit ihren zierlichen Minarehs und großen Kaſernen, auf die ſteilen Berge, welche hinter ihr emporſteigen und die weite Ebene, die von dem Fuß derſelben bis zur Donau reicht. Die Vorberge des Balkan umfaſſen Schumla in Form eines Hufeiſens, und die offene Seite iſt durch Verſchanzungen geſchützt. Die Stadt iſt weit freundlicher und beſſer gebaut, als Ruſtſchuck, und die Hauptmoſchee ſehr zierlich und ſchön.

Hunger, Kälte und Ermüdung nach vierzehnſtündigem Ritt ſchüttelten mir die Glieder mit Fieberfroſt, als ich im Caravanſeraj abſtieg, und die kurzen Steigbügel des Tartaren-Sattels hatten meine Beine faſt gelähmt. Man ſchlug mir vor, in's Hamamm oder türkiſche Bad zu gehen. Da ich von dieſem Bade noch keine Vorſtellung hatte, ſo ſchleppte ich mich mühſam dahin, um es wenigſtens zu ſehen. Wir traten in ein weites hohes Gewölbe, in deſſen Mitte ein Springbrunnen plätſcherte, der mir die Kälte ſo zu ſagen, anſchaulich machte, welche in dieſen Räumen herrſchte. Ich verſpürte nicht die geringſte Verſuchung, nur das kleinſte Stück der Toilette abzulegen; überdies ſah ich durchaus keine Badewanne und dachte nur mit Schrecken an den Springbrunnen und ſeine Eiszapfen. Mit Erſtaunen erblickte ich auf der hölzernen Eſtrade, welche rings das Gemach umgab, mehrere Männer auf Teppichen und Matratzen liegen, bloß mit einem dünnen Leintuch zugedeckt, behaglich die Pfeife rauchend, und ſich wie an einem ſchwülen Sommertage an der Kühle labend, die mir in dieſem Augenblick ſo entſetzlich ſchien.

Der Badewärter, der in unſern bedenklichen Mienen las, führte uns in ein zweites Gewölbe, in welchem ſchon eine ganz anſtändige Hitze war. Hier bedeutete man uns durch Zeichen, daß wir uns entkleiden möchten; man wickelt ſich ein halbſeidenes blaues Tuch um die Hüften und bekommt ein Handtuch als Turban um den Kopf, von welchem angenommen wird,

daß er nur aus Verſehen nicht geſcheren iſt. Nach dieſer Einkleidung ſchob man uns in eine dritte gewölbte Halle hinein, deren marmorner Fußboden ſo ſtark geheizt war, daß man ihn nur auf hölzernen Patinen betreten konnte. Unter der Mitte der Kuppel, durch deren ſternförmige, mit dickem Glas geſchloſſene Oeffnungen das Tageslicht eindringt, erhebt ſich ein zwei Schuh hohes Plateau mit Marmor, Jaspis, Porphyr und Agat reich ausgelegt, auf welches man ſich behaglich hinſtreckt. Der Telektſchi oder Badewärter ſchreitet nun zu einer ganz eigenthümlichen Procedur. Der ganze Körper wird gerieben und alle Muskeln gereckt und gedrückt. Der Mann kniet einem auf die Bruſt, oder fährt mit dem Knöchel des Daumens den Rückgrat herab; die Finger und ſelbſt das Genick bringt er durch eine leichte Manipulation zum Knacken. Wir mußten oft laut auflachen, aber der Schmerz nach dem langen mühſeligen Ritt war verſchwunden. Durch Klatſchen in die Hände giebt der Telektſchi das Zeichen, daß er mit ſeiner Operation fertig ſei. Man begiebt ſich nun in die kleinen noch ſtärker erwärmten Zellen, welche die große Halle umgeben. Hier ſprudelt klares Waſſer in Marmorbecken, und zwar nach Belieben, aus zwei Hähnen, warmes und kaltes. Patient wird nun demſelben Verfahren unterworfen, wie die türkiſchen Pferde beim Striegeln, indem nämlich der Wärter einen kleinen Sack aus Ziegenhaar über die rechte Hand zieht und damit den ganzen Körper anhaltend überfährt. Dies iſt allerdings eine gründliche Reinigung, und man möchte ſagen, daß man noch nie gewaſchen geweſen iſt, bevor man nicht ein türkiſches Bad genommen. Der Telektſchi erſcheint nun auf's Neue mit einer großen Schüſſel mit wohlriechendem Seifenſchaum. Mittelſt eines großen Quaſtes aus den Faſern der Palmrinde ſeift er ſeinen Mann vom Scheitel bis zur Fußſohle, Haare, Geſicht, Alles ein, und mit wahrem Vergnügen gießt man ſich dann das kalte Waſſer über Kopf, Bruſt und Leib.

Jetzt iſt man fertig; ſtatt der durchnäßten Tücher erhält man trockene, über dem Feuer erwärmte, umgewickelt, einen Turban auf den Kopf und ein Laken über die Schultern. Wir erkannten uns in dieſer Maskerade kaum wieder und mußten Einer über den Andern lachen. Wir ſtreckten uns nun in der Eingangshalle ſo behaglich hin, wie wir es von den Türken geſehen. Man ſchlürft einen Scherbet, Kaffee oder die Pfeife, und empfindet die

Kälte nur als angenehme Erfrischung, so innerlich durchwärmt ist der Körper. Die Haut fühlt sich äußerst glatt und geschmeidig an, und es ist gar nicht zu beschreiben, wie erquickend und wohlthätig ein solches Bad auf große Ermüdung wirkt. Nach einem köstlichen Schlaf setzten wir am folgenden Morgen unsern Ritt so frisch fort, als ob wir noch keine Anstrengung gehabt hätten.

Briefe aus der Türkei.

Werth einer arabischen Stute.

Ein türkischer Cavallerie-General, Dano-Pascha zu Mardin, stand schon seit lange in Unterhandlung mit einem arabischen Stamme wegen einer edlen Stute vom Geschlecht Meneghi; endlich vereinigte man sich zu dem Preise von 60 Beuteln oder nahe an 2000 Thalern. Zur verabredeten Stunde trifft der Häuptling des Stammes mit seiner Stute im Hofe des Paschas ein; dieser versucht noch zu handeln, aber der Scheikh erwiedert stolz, daß er nicht einen Para herablasse. Verdrießlich wirft der Türke ihm die Summe hin mit der Aeußerung, daß 30,000 Piaster ein unerhörter Preis für ein Pferd sei. Der Araber blickt ihn schweigend an und bindet das Geld ganz ruhig in seinen weißen Mantel, dann steigt er in den Hof hinab, um Abschied von seinem Thiere zu nehmen; er spricht ihm arabische Worte ins Ohr, streicht ihm über Stirn und Augen, untersucht die Hufe und schreitet bedächtig und musternd rings um das aufmerksame Thier. Plötzlich schwingt er sich auf den nackten Rücken des Pferdes, welches augenblicklich vorwärts und zum Hofe hinausschießt.

In der Regel stehen hier die Pferde Tags und Nachts mit dem Palann oder Sattel aus Filzdecken. Jeder vornehme Mann hat wenigstens ein oder zwei Pferde im Stall bereit, die nur gezäumt zu werden brauchen, um sie zu besteigen; die Araber aber reiten ganz ohne Zaum, der Halfterstrick dient, um das Pferd anzuhalten, ein leiser Schlag mit der flachen Hand auf den Hals, es links oder rechts zu lenken. Es dauerte denn auch nur wenige Augenblicke, so saßen die Agas des Paschas im Sattel und jagten dem Flüchtling nach.

Der unbeſchlagene Huf des arabiſchen Roſſes hatte noch nie ein Steinpflaſter betreten, und mit Vorſicht eilte es den holprigen ſteilen Weg vom Schloſſe hinunter. Die Türken hingegen galoppiren einen jähen Abhang mit ſcharfem Geröll hinab, wie wir eine Sandhöhe hinan; die dünnen, ringförmigen, kalt geſchmiedeten Eiſen ſchützen den Huf vor jeder Beſchädigung, und die Pferde, an ſolche Ritte gewöhnt, machen keinen falſchen Tritt. Am Ausgange des Orts haben die Agas den Scheikh beinahe ſchon ereilt; aber jetzt ſind ſie in der Ebene, der Araber iſt in ſeinem Elemente und jagt fort in gerader Richtung, denn hier hemmen weder Graben noch Hecken, weder Flüſſe noch Berge ſeinen Lauf. Wie ein geübter Jockey, der beim Rennen fährt, kommt es dem Scheikh darauf an, nicht ſo ſchnell, ſondern ſo langſam wie möglich zu reiten; indem er beſtändig nach ſeinen Verfolgern umblickt, hält er ſich auf Schußweite von ihnen entfernt, dringen ſie auf ihn ein, ſo beſchleunigt er ſeine Bewegung, bleiben ſie zurück, ſo verkürzt er die Gangart des Thiers, halten ſie an, ſo reitet er Schritt. In dieſer Art geht die Jagd fort, bis die glühende Sonnenſcheibe ſich gegen Abend ſenkt; da erſt nimmt er alle Kräfte ſeines Roſſes in Anſpruch; er lehnt ſich vorn über, ſtößt die Ferſen in die Flanken des Thieres und ſchießt mit einem lauten Jallah! davon. Der feſte Raſen erdröhnt unter dem Stampfen der kräftigen Hufe, und bald zeigt nur noch eine Staubwolke den Verfolgern die Richtung an, in welcher der Araber entfloh.

Hier, wo die Sonnenſcheibe faſt ſenkrecht zum Horizont hinabſteigt, iſt die Dämmerung äußerſt kurz, und bald verdeckt die Nacht jede Spur des Frühlings. Die Türken, ohne Lebensmittel für ſich, ohne Waſſer für ihre Pferde, finden ſich wohl zwölf oder funfzehn Stunden von ihrer Heimath entfernt in einer ihnen ganz unbekannten Gegend. Was war zu thun? als — umzukehren und dem erzürnten Herrn die unwillkommene Botſchaft zu bringen, daß Roß und Reiter und Geld verloren. Erſt am dritten Abend treffen ſie halb todt vor Erſchöpfung und Hunger, mit Pferden, die ſich kaum noch ſchleppen, in Mardin wieder ein; ihnen bleibt nun der traurige Troſt, über dieſes traurige Beiſpiel von Treuloſigkeit eines Arabers zu ſchimpfen, wobei ſie jedoch genöthigt ſind, dem Pferde des Verräthers alle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und einzugeſtehen, daß ein ſolches Thier nicht leicht zu theuer bezahlt werden kann.

Am folgenden Morgen, als eben der Iman zum Frühgebet ruft, hört der Paſcha Hufſchlag unter ſeinen Fenſtern, und in den Hof reitet ganz harmlos unſer Scheikh. »Sidi!« ruft er hinauf: »Herr! willſt du dein Geld oder mein Pferd?« —

Die Stiergefechte in Spanien.

Sonſt hatten die geringſten Dörfer ihren Kampfplatz, und in den Städten war ein großer Platz dazu beſtimmt. Mehrere Tage bereitet man ſich zum Feſte vor, und ſelbſt der Aermſte trägt ſein bischen Habe in's Leihhaus, um ſich nur auf einige Stunden ſein Lieblingsvergnügen zu verſchaffen. Man wählt mit großer Sorgfalt die zum Kampfe beſtimmten Stiere aus denen, welche, ſich ſelbſt überlaſſen, beinahe im Zuſtande der Wildniß leben. Mit Hülfe der Cabeſtros, d. h. eigends dazu abgerichteter zahmer Ochſen, lockt man ſie in eine Umzäumung und wählt unter den ſtärkſten und ungeſtümſten, weil die ruhigen und tückiſchen zu gefährlich ſind. Mit Lanzen bewaffnete Leute, Picadores genannt, leiten die Cabeſtros, denen die wüthenden Opfer folgen, zur Stadt. Auf beiden Seiten des Weges ſind Seile gezogen, um die Menge zurückzuhalten, deren tumultuariſche Vivas ſich mit dem Gebrüll der Thiere miſchen. Die leidenſchaftlichen Liebhaber in glänzendem Aufzug zu Pferde ſprengen dem Zuge entgegen, fliegen auf die Seiten, unterſuchen jeden Kampfſtier und ſprechen ihr Urtheil über ſeinen Muth, indem ſie im Voraus beſtimmen, wie ihm beizukommen, und welche Liſten er anwenden wird. Wenn der Zug die Stadt erreicht, ſind die Fenſter ſchon mit Damen angefüllt, die ihre Schnupftücher wehen laſſen. Wenn endlich die Stiere im Circus angekommen ſind, ſperrt man jeden einzeln in einen kleinen Stall. Nicht weit davon iſt eine kleine Zelle erbaut, worin ſich neben einem Bette ein Betpult befindet, und ein Geiſtlicher nebſt einem Wundarzt ſich bereit halten muß, den verwundeten Toreadors (Kämpfern) geiſtliche und weltliche Hülfe zu leiſten. Die ganze Bevölkerung der Stadt iſt nun in den Schenken; der ſo nüchterne Spanier wird dann ganz ein anderer; die Nacht vergeht mit Schwelgen; man muß den Schlaf entfernen, um lange vor Tage

einen Platz im Circus zu erhalten, denn mit Sonnenaufgang wird ein Stier gratis losgelaſſen, um die Neugierigen anzulocken, dem zu bezahlenden Feſte des Tages beizuwohnen. Wenn nun jener hinlänglich gemartert worden iſt und die kühnſten Angreifer verwundet oder in die Luft geworfen hat, ſo ſchlägt ihn der geſchickte Matador (Tödter) nieder, und der elende Haufe muß ſich entfernen, um dem Platz zu machen, der bezahlen kann. Im Mittelpunkt und im Angeſichte der Thür, woraus ſich der Stier ſtürzen ſoll, befindet ſich eine für den König bereitete Loge. Der Ceremonienmeiſter ſitzt auf einem weiten Seſſel; ein ſchwarz gekleideter Stadtbeamter zu Pferde reitet auf den Kampfplatz, begrüßt zuerſt den König oder deſſen Loge und empfängt hierauf die Befehle des Ceremonienmeiſters, der ihm den mit Bändern beſetzten Schlüſſel zu den Behältern der Thiere zuwirft, deren Todesqualen die Menge, die jetzt in Erwartung der großen Begebenheiten kaum athmet, ergötzen ſollen. Ein Gefreiter hebt ihn auf. Ihm folgen zwei oder drei Picadores auf mittelmäßigen und wohlfeil erkauften Pferden, da ſie einem gewiſſen Tode geweiht ſind; ihre Augen ſind verbunden, damit ihr Entſetzen den Reiter nicht in Gefahr bringen kann. Der Picador trägt ein Wamms von Gold- oder Silbertuch und mit Eiſenblech beſetzte gemslederne Hoſen; ſein Spieß hat vorn einen Eiſenknopf mit nur vier bis ſechs Linien langer Spitze. Die Picadores reiten peletonweis, unter dem Klange der Trompeten, in den Circus und reihen ſich rings an der Einfaſſung des Platzes, welche aus ſtarken Brettern beſteht und fünf Fuß hoch iſt, wodurch jedoch der umherwüthende Stier vom Ueberſetzen nicht abgehalten wird. In der Einfaſſung finden ſich hier und da Oeffnungen, die ſo ſchmal ſind, daß hart bedrängte Kämpfer hinausſchlüpfen können, ohne daß es dem Stier möglich iſt zu folgen. Nach den Picadores kommen, mit Bändern geſchmückt, in Figaretracht, die Chulos herein, welche eine lange, aufgerollte, ſeidene Schärpe in der Hand tragen, von der lebhafteſten gelben, roſa oder himmelblauen Farbe. Nachdem ſie leicht gegrüßt haben, umgehen ſie den Circus und verſchwinden durch die Zwiſchenräume der Umzäunung, um den Berittenen die erſten Gefahren des Kampfes zu überlaſſen. Endlich erſcheinen die Matadores in ſeidenen Strümpfen, den bloßen Degen in der einen, die Muleta in der andern Hand. Letztere iſt ein kurzer Stab, an deſſen Spitze ein viereckiges Stück glänzenden Seidenzeugs, welches als Schild dient, befeſtigt

iſt. Nach den gewöhnlichen Grüßen ziehen ſie ſich zurück, und auf dem Platze befinden ſich nun noch die Kämpfer zu Pferde, welche mit eingelegter Lanze den Stier erwarten, den die Trompeten verkünden. Kaum ſind die Trompetenſtöße verklungen, ſo öffnet ſich die Thür, und der Stier ſtürzt hervor, durch den Anblick von 12 bis 15000 Zuſchauern aufgeſchreckt, die ihn mit Freudengeſchrei begrüßen, indem ſie Hüte und Schnupftücher ſchwenken. Nachdem er im Galopp den Umkreis im Circus durchrannt hat, gleichſam um letztere kennen zu lernen, und keinen Ausgang findet, ſtampft er mit den Füßen. Sich ſelbſt anfeuernd, ſchlägt er ſeine Seiten mit dem Schweife, und bald erbittert durch das Ziſchen und Geſchrei der ungeduldigen Menge, ſtürzt er auf den nächſten Picador, der ihn mit ſeiner Lanze empfängt, deren Spitze genau auf das Schulterblatt gerichtet ſein muß. Die Spitze iſt kurz und macht nur eine kleine Wunde. Der Stier rennt nun wüthend auf den zweiten Berittenen, und greift nach dieſem mit derſelben Heftigkeit ſeinen dritten und vierten Feind an. Wenn die Picadores nicht ſehr gewandt und ſtark ſind, oder die Lanze zerbricht, ſo wird das Pferd umgerannt, mit den Hörnern durchbohrt und ſeine Gedärme dringen aus weiten Wunden hervor. Man ſah ſchon welche ſich noch aufrecht erhalten und herumgaloppiren, die heraushängenden Eingeweide unter ihre eigenen Füße tretend und auf dem geröthetem Kampfplatze herumſchleppend. Der Picador ſelbſt würde nun auch durchbohrt werden, wenn die Chulos nicht ſeinen furchtbaren Feind umſchwärmten und ſeine Wuth ablenkten. Der Stier verläßt nun den Beſiegten, um auf die leichte Schaar loszuſtürzen, welche ihn fliehend in einen andern Theil des Circus lockt, von wo aus der Stier nicht ſäumt, ſich von neuem auf die noch kampffertigen Picadores zu werfen. Man hat Stiere geſehen, welche neun bis zwölf Pferde tödteten, deren ganz mit Blut bedeckter Kopf nun Kronen zierten, welche ihnen der Enthuſiasmus zuerkannte. Nachdem der Stier ſo viele Pferde getödtet hat, daß etwa Mangel für den übrigen Theil des Tages zu befürchten iſt, ziehen ſich die Picadores zurück. Jetzt ergreift ein verwegener Chulos ein kleines Stäbchen, woran meiſt ein Feuerwerkchen befeſtigt iſt, und ſtößt es mit der daran befindlichen Stahlſpitze dem Thiere in den Nacken. Von Eiſen und Feuer zugleich gepeinigt, brüllt und ſchnauft es, rennt und ſteht ſtill, macht Sprünge, geht rückwärts, ſtürzt vorwärts, ſchäumt und berei-

ter ſich mit flammenden Augen auf einen verzweifelten Widerſtand. Da verkünden die Trompeten den Augenblick, der ſeiner Qual ein Ende machen ſoll. Von mehreren Chulos unterſtützt, ſetzt ſich der Matador mit fliegender Muleta und entblößtem Degen gravitätiſch gegen das Thier in Marſch, und beide Kämpfer meſſen ſich mit den Augen. Der Mann, kaltblütig auf ſeiner Hut, bewegt ſeine Fahne, die bald die ganze Aufmerkſamkeit ſeines Gegners erregt. Der Stier beobachtet die geringſten Bewegungen der Muleta, und indem er ſicheren Stoßes auf den Feind zu ſtürzen glaubt, wirft er ſich nur auf die wehende Fahne; der behende Matador weicht aus und ſtößt den Stier, im Augenblicke, wo er unter ſeinem linken Arm weggeht, mit der rechten Hand den Degen durch die Bruſt. Der Stier ſtürzt zuſammen, und gelingt es dem Sieger, den Degen im Augenblick wieder aus der Wunde zu ziehen und die Geſellſchaft auf der Stelle mit blutiger Waffe zu grüßen, ſo ertönt von allen Seiten der lauteſte Beifallruf; die Damen werfen ihm Blumen, Zuckerkörner oder Confekt zu, und reiche Leute oft einen Regen von Piaſtern und Goldſtücken. Wenn dem Matador der Stoß aber mißlingt, ſo treten Hohngeſchrei und Beſchimpfung an die Stelle des Beifalls, und tödtet der Stier ſeinen Gegner, ſo ſchreit die Menge brav und klaſcht wie wahnſinnig. Jedoch es tritt ein neuer Matador hervor, und der Stier muß doch am Ende ſterben. Jeder Stier iſt auf dem Rücken mit einer Bandſchleife verſehen, welche die Farbe ſeiner Raſſe bezeichnet. Nach errungenem Siege knüpft der Matador dieſes Band ab, und überreicht es einer Dame der Verſammlung, welche nicht verfehlt, auf eine ſolche Galanterie mit einem reichen Geſchenk zu antworten. Die berühmteſten Toreadors ſind beinahe alle, nach einer längern oder kürzern Ausübung ihres gefährlichen Handwerks, auf dem Kampfplatze umgekommen. Man nennt unter andern den berühmten Romero. Er hatte ſeit einigen Jahren, in Folge mehrerer Wunden, dem Ruhm entſagt, die Damen Madrids durch ſeine Heldenthaten zu entzücken; da wünſchte die Gemahlin Carls IV., welche ſtets ſeine Gönnerin geweſen war, ihn noch einmal in der Arena zu ſehen. Romero mißtraute ſeinem Glücke; er wollte, ſagte er, Gott nicht verſuchen. Seine Beſchützerin befahl, und Romero ſtarb vor ihren Augen, auf die Hörner eines Stieres geſpießt, der mit ihm ſtolz um den Kampfplatz galoppirte, gleich als ob er die Wichtigkeit ſeines Triumphes fühlte. Diesmal war die

Menge mitleidig und überhäufte das Opfer des königlichen Eigenſinns nicht mit Schmähungen. Wenn der Stier getödtet iſt, führt man, während des kurzen Zwiſchenraumes, bis die Trompeten die Ankunft eines andern Opfers ankünden, reich geſchmückte Maulthiere herein, welche den todten Stier ſammt den todten Pferden hinwegſchaffen. Neun bis zwölf Stiere müſſen bei einem ſolchen Feſtſpiel unterliegen, deſſen Herrlichkeit durch den Tod von etlichen zwanzig Pferden vollkommen wird.

Lng.

Zeichenſprache der Italiener.

Die Italiener ſind unter allen Europäern dasjenige Volk, in dem die widerſprechendſten Extreme und Gegenſtände zuſammenfließen: oft gebärden ſie ſich bei den einfachſten Erzählungen ſo ſeltſam, daß ſie unſereins für toll halten ſollte, begleiten den gleichgültigſten Ausdruck mit einer Menge Bewegungen und Zeichen, die dieſer Nation ganz eigenthümlich ſind; wenn ſie z. B. an den Fingern zählen, ergreifen ſie die Fingerſpitzen einzeln mit der andern Hand und ſchütteln ſie ganz gewaltig; wollen ſie ſagen: »ich verſtehe ſchon« ſo legen ſie den Zeigefinger auf das untere Augenlied; ſoll es heißen: »Hüte dich!« ſo decken ſie mit demſelben Finger das obere; bei den Worten: »ich ſcheere mich nichts darum« greifen ſie mit dem rechten Arm nach dem Boden und beſchreiben einen Halbkreis, als ob ſie etwas aufrafften; deuten ſie völlige Vernichtung an, ſo ſchlagen ſie ſich mit der flachen Hand auf den Hinterkopf, und dergleichen mehr, ſo daß ſie im Beſitz einer völligen Begriffsſprache durch leibliche Zeichen ſind, die dem Ausländer unverſtändlich bleiben. Bald ſind ſie dagegen, und zwar gerade in dem ſonſt ſo aufgeregten ſüdlichen Italien, ſo außerordentlich träge, wenigſtens maulfaul, daß ſie lieber, ehe ſie den Mund aufthun, ein Wörtchen zu ſprechen, alle ihre Zeichen durchmachen. Einer unſerer Freunde wollte ſich in einer ſicilianiſchen Stadt eine Schere kaufen, trat deshalb zu einer Bude und fragte die Beſitzerin: »Signora, habt Ihr Scheren?« Ohne einen Laut zu antworten, hob ſie ganz phlegmatiſch den Zeigefinger der rechten Hand

und bewegte ihn ein wenig hin und her, was der erſte Verneinungsgrad der Italiener iſt. Gegen die wiederholte Frage, weil das Zeichen nicht verſtanden wurde, gebrauchte ſie den zweiten, ſie ſchnalzte nämlich mit der Zunge, wie wir es thun, um zu tadeln; die ſtärker erneuerte Frage ward abermals ſtumm durch den ſtärkern Grad der Verneinung beantwortet, der Kopf ward langſam in die Höhe und hintenüber gebogen; als hierauf der Käufer, immer noch nicht wiſſend, woran er ſei, zum vierten Mal, etwas verdießlich, verſtändliche Antwort verlangte, riß auch der ſtummen Sicilianerin die Geduld entzwei, ſie ſtrich wiederholentlich das Kinn, welches der vierte und letzte Grad durch Zeichen zu verneinen iſt, und rief ärgerlich: »Ich habe es euch nun ſchon dreimal geſagt, daß ich keine Scheren habe.« Allerdings erſetzt ein ſolches Zeichen oft lange Perioden. Ein Bekannter von uns ſahe einſtmals, als ſich neapolitaniſche Truppen in Rom aufhielten, einen Unteroffizier ſeinem Chef folgende Meldung in Dienſtſachen abſtatten: er ſtellte ſich ganz gerade vor denſelben hin, reckte drei Finger in die Höhe, ſtreckte den linken Arm horizontal aus, und ſchlug mit dem rechten in die Gegend des Ellenbogens, rüttelte darauf mit der Rechten an Backen und Taſchen, machte zuletzt eine wellenförmige Bewegung mit beiden Armen und ging davon. Der Offizier begriff den Augenblick, daß drei Mann davon gelaufen ſeien, weil ſie weder was zu eſſen noch Geld gehabt hätten, und daß Kavallerie ihnen nachgaloppire. So ſind die Italiener oft nicht viel beredter als Trappiſten; ein junger Mailänder dagegen, mit dem wir reiſten, ſprach nicht allein mit der Zunge, ſondern auch mit allen Fingern, Händen, Kopf und was ſonſt an ſeinem Leichnam beweglich war.

Die Schneeſchuhe der Skandinavier.

Sie nennen die Skandinavier ihre Schneeſchuhe, die man von gleicher Form nicht allein bei den Lappen, ſondern auch bei den nördlichen Ruſſen, Mongolen und Nordamerikanern findet. Es ſind ziemlich dünne Bretter, drei bis vier Zoll breit, und drei, vier bis fünf Fuß lang, vorn und hinten

aufwärts gebogen, in der Mitte gerade und unten äußerſt glatt, die untere Fläche zuweilen mit Seehundfell bekleidet. Die glatten Haare liegen dann rückwärts. Dieſe Schneeſchuhe werden durch Weidenzweige an die Füße befeſtigt. Oft iſt der eine kürzer, damit man bei dem Hinanlaufen der Berge einen beſſern Halt gewinnt. In der Hand hält der Skiläufer einen Stab, um damit durch Fortſtoßen ſeinen Lauf zu beſchleunigen. Dieſe Schneeſchuhe tragen den Norweger über die Schneeflächen mit einer großen Schnelligkeit, die bis in's Unglaubliche geſteigert wird, wenn er die oft ſehr ſchroffen Abhänge hinabläuft. Wer nicht von Kindheit an ſich geübt hat, wird nicht im Stande ſein, ſich im Gleichgewichte zu erhalten, wenn er mit Pfeilſchnelle von Gebirgshöhen in die Thäler hinabeilt, oder wenn er genöthigt iſt, einen kühnen Sprung über eine Felſenkluft zu wagen. Die norwegiſchen Jünglinge, ſelbſt aus den höhern Ständen, wenn ſie nicht in den größern Städten durch die Erziehung verzärtelt ſind, ſetzen einen Stolz darein, als gewandte und kühne Skiläufer zu erſcheinen. In den Kriegen zwiſchen den beiden Nachbarvölkern ſah man Compagnien von eingeübten Skiläufern in den ſonſt für eine jede kriegeriſche Unternehmung unzugänglichen Gebirgen gegen einander fechten. Noch jetzt dienen dieſe als leichte Truppen. Die norwegiſche Uniform iſt roth, die ſchwediſche blau, und um auf ihren, oft ſehr gewagten Ausflügen zu täuſchen, war in frühern Zeiten das rothe Kleid des norwegiſchen Skiläufers blau, das blaue Kleid des ſchwediſchen roth gefuttert, ſo daß mit umgekehrten Röcken der Schwede für einen Norweger, der Norweger für einen Schweden, wenigſtens aus der Ferne, gelten konnte. In den Gränzgegenden von Norwegen hört man oft mancherlei abentheuerliche Erzählungen von den Streifzügen dieſer Truppen. Eine ſolche, die ich in meiner Jugend oft erzählen hörte, will ich dem Leſer mittheilen.

Ein Trupp ſchwediſcher Skiläufer hatte die Abſicht, ein norwegiſches Gränzſtädtchen nächtlich zu überfallen. Sie ſuchten den Weg über die unwirthbarſten Gebirge und zwangen einen Bauer, als Wegweiſer zu dienen. Dieſer ſchritt, eine Laterne tragend, rüſtig vor den ſchwediſchen Skiläufern her, die ihm in der finſtern Nacht über Berg und Thal folgten. Er führte ſie über eine waldige Bergebene, deren dunkle Tannen einen finſtern Schatten auf den Schnee warfen. Der Führer war nicht zu erkennen, nur ſeine Laterne ſah man, wie im Fluge, über die Fläche eilen. Die Skiläufer eil-

ten nach. Aber der Führer, mit der Gegend wohlbekannt, erreichte eine Stelle, wo eine lothrechte Bergwand nach einem fürchterlichen Schlunde sich hinabstürzte. Hier warf er die Laterne, in einer schrägen Richtung, in den Schlund hinab und schlüpfte schnell und unbemerkt zwischen die Bäume. Die Schweden sehen die Laterne, eilen im unaufhaltsamen Laufe dem Scheine nach und stürzen zerschmettert in den Schlund hinab.

Enslen.

Bären-, Elen- und Wolfsjagden in Liefland.

Bären und Elene findet man gewöhnlich beisammen. Wer die Fährte eines dieser Thiere im Schnee bemerkt, gewöhnlich Bauern, die Holz im Walde holen, verfolgt sie nicht, sondern umkreiset eine große Strecke im Walde, bis er auf seinen Ausgangspunkt zurückkommt. Hat er auf diesem Wege keine andere Fährte, in den Kreis laufend, angetroffen, und die erste wieder außerhalb desselben gefunden, so war seine Mühe vergeblich; gewöhnlich aber trifft er mehrere Fährten von Elenen und Bären, die auf ein Dickicht im Walde zusammenlaufen, wo diese Thiere Tage lang ruhig liegen bleiben, wenn sie nicht gestört werden. Der Finder eilt sodann zu dem Gutsherrn, kündigt an, was er eingekreiset hat, und erhält die dafür festgesetzte Belehnung.

Man sendet sogleich umher, eine Menge Bauern zu entbieten, die ein guter Schütze in die angewiesene Gegend führt, und in aller Stille mit Anbruch des Tages ausstellt. Um diese Zeit finden sich auch die Jagdfreunde ein, werden in tiefer Stille und mit sorgfältiger Wahl auf die entgegengesetzte Seite in eine Reihe postirt, und dann fangen die Treiber, im langsamen Anrücken, den Lärm mit Peitschen, Schnarren und Geschrei an, der das Wild den Schützen zutreibt. —

Das Elen kommt in langen, hohen Sprüngen herbei, zu denen es durch das sogenannte Lagerholz gezwungen wird, gewaltige Baumstämme, die in diesen Wäldern seit vielen Jahren niederliegen, und unter Moos und Kräutern und jungem Anwuchse nach und nach dahin faulen. Das Elen ist scheu und furchtsam, rennt hin und her und wird bald niedergeschossen; längere

Zeit geängſtigt und in die Enge getrieben, geht es aber auf ſeinen Verfolger los und ſtößt mit den Vorderhufen ſo heftig, daß ein Menſch von Einem ſolchen Stoße um's Leben gebracht wird. Wir ſahen einſt einen Ruſſen, der unbewaffnet einem verfolgten Elen zufällig begegnete, auf dem ungleichen Boden fiel, und dem das zornige Thier die ledernen Handſchuhe, die er auf dem Rücken in den ledernen Gurt eingeſteckt trug, mit einem Stoß durch den Leib völlig durchtrat. — Selbſt der Bär iſt furchtſam, wenn er auf die Schützen getrieben wird, und bleibt es noch nach dem erſten nicht tödtlichen Schuſſe; der zweite Schuß, wenn er von dieſem nicht getödtet wird, macht ihn aber wüthend; ergrimmt geht er dann mit größerer Schnelligkeit, als der Unerfahrene ſeiner ſchwerfälligen Geſtalt zutraut, auf den Pulverdampf los, und wehe dem Schützen, der ſich verſchoſſen hat oder ungeſchickt ſchießt, denn an eine Flucht iſt nicht zu denken. Dieſe Jagd, wenn gleich nicht ganz gefahrlos, hat manches Unterhaltende; die Wildniß der ſich ſelbſt überlaſſenen Wälder iſt oft ſehr ſchön, und die beiden Gattungen des Wildes haben ſehr viel Eigenthümliches.

Dem Wolfe ſtellt man auf vielerlei Weiſe nach, mit Gruben, Netzen, Fallen, u. ſ. w. Beluſtigend iſt die Anſtalt, wo in der Mitte eines Kreiſes, eines etwa ſechs Fuß hohen dichten Zaunes, eine junge Ziege oder ein Lamm angebunden iſt; ein zweiter Zaun iſt dicht um den erſten gezogen und hat eine Thür, die vermöge eines Gewichts oder einer Feder immer offen ſteht. Der Wolf, um zu der meckernden Ziege zu gelangen, ſchlüpft in dieſe Thür und geht in dem engen Gange fort, in welchem er ſich auf keine Weiſe umwenden kann; hat er den Kreis durchſchritten, ſo gelangt er an die ſperrende Thür, die er zudrückt, die ſich aber gleich hinter ihm wieder öffnet, indem er ſich ſchon über dieſelbe hinaus und alſo wieder im erſten Anfange des Ganges befindet, den er nicht verlaſſen kann; die Ziege meckert immer ängſtlicher, da ſie den blutdürſtigen Feind nahe weiß, lockt andere Wölfe dadurch an, die in dieſelbe Falle gehen, und ſo ſieht man oft viele derſelben im raſtloſen Ringelrennen hinter einander herumlaufen, und tödtet ſie mit aller Bequemlichkeit.

Die verſchiedenen Arten der Wolfsjagd ſind langweilig, weil der Wolf die Witterung des Menſchen ſchon aus beträchtlicher Ferne hat, und ſich mit viel Schlauheit zu entfernen weiß. Der Hunger bringt ihn jedoch im Win-

ter auf die Landſtraßen, und in die Nähe der Viehſtälle und Wohnhäuſer; man hat deshalb immer ein wohlgeladenes Gewehr in Bereitſchaft, wodurch aber ſelten ein Wolf erlegt wird. — Eine Art der Wolfsjagd iſt indeſſen unterhaltend und beluſtigend, und wird im Februar und März angeſtellt, wo man die Wölfe in den Wäldern in großen Heerden beiſammen trifft; es iſt aber eine einſame Jagd, und ſie erfordert Beſonnenheit und Entſchloſſenheit. In einem ſehr leichten, kleinen Schlitten von Baumrinde, mit einem zuverläſſigen, braven Pferde ſorgfältig und ſicher beſpannt, einen leichten Burſchen zum Kutſcher, begebe ich mich in einer mondhellen Nacht, bei mäßigem, ſtillem Froſte, in den Wald, aus dem das Geheul der Wölfe weit in die Ferne ertönt. Dort angelangt, ſelbſt im Angeſichte der hungrigen Heulenden, binde ich einen ſtarken Bindfaden, etwa 20 Fuß lang, hinten an meinen Schlitten, und an das andere Ende deſſelben die ausgeſtopfte Haut irgend eines kleinen Hausthieres; ein ähnliches, lebendiges, gewöhnlich ein Ferkel, in einem zugebundenen Sacke ſteckend, liegt in meinem Schlitten, auf welchem ich mit dem Angeſichte nach hinten ſitze und mehrere ſcharf geladene Gewehre in Bereitſchaft habe. Daß ich ohne Schellen in tiefer Stille fahre, verſteht ſich. Bin ich den Wölfen nahe, ſo trete ich das Ferkel im Sacke, das erbärmlich ſchreit, während ich im kleinen Trabe durch die Mondlichter und großen Schatten im Walde fahre, und das ausgeſtopfte Ferkel hüpfend folgt. Dieſes halten die vom Geſchrei angelockten Wölfe für das ſchreiende und traben in einiger Entfernung neben und hinter dem Schlitten her, werden immer gieriger, nähern ſich dem angebundenen immer mehr, und bald macht der keckſte von ihnen einen gewaltigen Satz nach demſelben, und fällt von meinem Schuſſe, zu dem ich Zeit genug hatte, um gut zu treffen. Dieſen Augenblick, da die übrigen Wölfe erſchrecken und ſich zurückziehn, benutze ich, den Gefallenen vollends zu tödten, treibe ihm einen eiſernen Haken durch die Kehle, den ich mit einem Riemen an die Kufen meines Schlittens ſchnalle, bringe das Ausgeſtopfte wieder in Ordnung und fahre ſo fort mit der nächtlichen Jagd. Die blutige Spur auf meinem Wege lockt eben ſo ſehr noch als das erneuerte Geſchrei meines Ferkels. Hatte mich aber nach dem Schuſſe das hungrige Zudringen der Wölfe verhindert, mich meiner Beute zu bemächtigen, ſo fielen ſie ſelbſt über den Verwundeten her, fraßen ihn und das verdarb mir die Jagd. So bringe ich,

wenn ich glücklich war, ein halbes Dutzend Wölfe nach Hauſe. Es kann aber auch mißlingen, denn es geſchieht wohl, daß mich 80 oder mehr Wölfe in die Mitte nehmen, daß das ausgeſtopfte Ferkel abgeriſſen iſt, das im Sacke nicht ſchweigen will, die hungrigen Wölfe es wittern, auf den Schlitten eindringen, ihn mit ihren Sätzen erreichen, — da ſieht alsdann das gierige Geſicht, mit heraushängender Zunge, in der Nähe etwas beunruhigend aus; ich bin gezwungen mein Ferkel im Sacke hinaus zu werfen, während es verſchluckt wird, mich eiligſt vom Orte wegzubegeben und beſchämt nach Hauſe zurückzukehren. — Die tiefe Stille der Mitternacht; das um ſo ſchauerlicher ertönende Geheul der Blutgier; der Glanz des Schnees im Mondlichte, der das Geflimmer der Sterne weit übertrifft; die dick mit Schnee überladenen Fichten und Tannen; das bunte Gewirre der Schatten und Lichter im Walde; das lautloſe Traben des Pferdes und Gleiten des Schlittens auf der weichen Schneedecke; die ſtille, milde Kälte; die angeſtrengte Aufmerkſamkeit des Kutſchers, auf dem unebenen und verſteckten Boden, das hier doppelt gefährliche Umwerfen zu vermeiden; die eben ſo angeſtrengte Aufmerkſamkeit des Jägers auf den ausgeſtopften Balg am langen Faden, auf die Gänge und Sprünge der Wölfe und die gehörige Benutzung des Augenblicks; die vorſichtige Haſt bei Erlegung und dem Anſchnallen, zuweilen auch Verfolgung des Verwundeten; die aufmerkſame Beurtheilung des nächſten Augenblicks; die abſcheulichen Geſichter, Geberden und geifernden Rachen der Wölfe, die meinen Eifer in der Verfolgung zu rechtfertigen ſcheinen und auf's Höchſte ſteigern; ihr Zudrang bei großer Anzahl in dieſer meilenweiten Entfernung von allen Wohnungen der Menſchen; das Bewußtſein der klugen Ueberlegenheit in dieſer ſchauerlichen Einſamkeit — das alles hat etwas überaus Anziehendes, und ich geſtehe, daß ich noch jetzt mit dem größten Wohlgefallen an dieſer Erinnerung der Lieblingsfreuden meiner Jugend hänge.

Das Rennthier bei den Lappen.

Wir nahten zu einer günſtigen Stunde. Zweimal des Tages wird an den Hütten gemolken, und aus allen Schluchten, von allen Höhen ſtürzten in dem Augenblicke, pfeilſchnell in anmuthigen Sätzen, Rennthiere an uns vorüber nach dem Seeufer, wo der Lappe auf einer Landzunge ſeine Heerden ſammelt, um ſie beim Melken beſſer in Obacht und Gewalt zu haben. Ein wahrhaft feenartiger Anblick, wie die Wüſte, die wir mehrere Tage lang nur als den Sitz der uralten Einſamkeit kennen gelernt, ſich plötzlich belebte und das ſchönſte und edelſte Thier der wilden Schöpfung in Rudeln von hundert und aber hundert dahin ſchoß über das braune Bergmoos. Denn den Hirſch erkennt man auf dem erſten Anblick in dem Rennthier; ſchlank, feurig, behende, wie der Fürſt unſerer Hochforſte, erſcheint es in ſeinen eleganten Bewegungen beim Galoppiren. Erſt wenn man die Thiere einzeln und in der Ruhe betrachtet, tritt der Unterſchied heraus. Die Geweihe ſind mächtiger. Die Körper nicht ſo ſchlank, ein ſtruppiger nordiſcher Pelz deckt die ſtärkeren Leiber. Auch will Mancher in ihm ein trauriges Thier und den Trübſinn des Nordens erblicken. Wir lernten ſie nur in der muthwilligen Luſt ihrer Freiheit kennen.

Die vielen hundert Köpfe von Jung und Alt, zuſammengedrängt auf der kleinen Landſpitze, bildeten einen ſchönen beweglichen Wald mit ihren Geweihen, von den zierlichen der Kälber an bis zu den unförmlichen und für die Eigner ſehr unbequemen der ausgewachſenen Thiere. Die Geweihe der größeren Hälfte waren noch mit feinem braunem Sammet ihrer Frühlingsnatur überzogen, andere waren im blutigen Prozeß begriffen, während auf den Köpfen der ältern Thiere die Hörner ſchon in fürchterlicher Nacktheit prangten. Es ſchien nicht gefahrlos, ſich einen Weg zu brechen durch das dichte Gedränge dieſer bewaffneten Schaaren. Ein kräftiger Stoß der zackigen Hörner in den Leib hätte jeden weitern Verſuch unmöglich gemacht, doch unſer franzöſiſcher Reiſegefährte, vertraut mit ihrem Weſen vom Stockholmer Park her, brach die Bahn, indem er die Thiere wenig ſanft an ihren Geweihen bei Seite ſchob, oder allenfalls ſelbſt mit ihnen ſpielte, indem er beide Geweihſpitzen mit den Händen ſo feſthielt, daß ſie den Kopf nicht be-

wegen konnten. Die Dreiſtigkeit imponirte auch hier, und freigeworden kehrte ſich keines der Thiere gegen den muthigen Peiniger, ſondern fing lieber einen, wenn auch nicht halsbrechenden, doch geweihbrechenden Kampf mit einem ſeines Gleichen an. Dies Spiel kam häufig vor, indem gewöhnlich die ausgewachſenſten und ſtärkſten Thiere herausfordernd ſich ſuchten, die Köpfe zur Erde beugten, mit ihren über ellenlangen Geweihen ſich faßten und nun die Kraft des Stärkeren probirten, daß die Geweihe krachten und der Untergang beider, feſt durch ihre Verſchlingung an eine Stelle gefeſſelter Thiere gewiß ſchien. Die Lappen ſahen aber ruhig dem Treiben zu und wir bemerkten nicht, daß eines der Thiere wirklich Schaden nahm.

Es giebt jetzt wenig wilde Rennthiere mehr in den Hochſteppen; dagegen kann man auch die Hausthiere der Lappen keinesweges zu den allergezähmteſten rechnen. Es iſt gar nicht ohne Beſchwerde, daß Menſchen und Hunde die verlaufenen Thiere zur Melkzeit zuſammen treiben, und dieſe Arbeit macht wohl den größten Theil ihrer Beſchäftigung aus. Auch zuſammengetrieben, kommen ſie nicht ſo freiwillig zur Melkerei, wie die Kühe. Eine Perſon wirft ihnen ein Seil von Weidenrinde über den Kopf, während eine andere melkt. Dies geſchieht in hölzerne, tiefe Pfannen; aber es ſcheint unglaublich, wenn ich ſage, daß eine Heerde von mehreren hundert Köpfen, von denen freilich nicht alle melkbar waren, kaum über ein Quart Milch zu geben ſchien. Freilich eine Milch, mit der ſich keine andere meſſen kann. So ſtark ſie ausſehen, ſind die Rennthiere doch wenig als Laſtthiere zu gebrauchen. Nur eine geringe Bürde darf man auf ihre Rücken legen, und gemeinhin pflegen die Lappen nur ihre kleinen Kinder in Klübern ihnen zu beiden Seiten des Rückens aufzupacken. Ihre Stärke liegt in der Bruſt und in den behenden Füßen; aber auch in der Art, wie ſie die Schlitten ziehen, verrathen ſie noch ihre wilde Bergnatur, indem es ein beſtändiges Springen und Galoppiren iſt. Behagt ihnen ihr Führer nicht und verräth er Unſicherheit im Lenken des Schlittens, ſo kommt es wohl, daß das Rennthier plötzlich ſtille hält, den Schlitten umfallen läßt und ſich feindlich gegen ſeinen eigenen Herrn wendet. Es iſt ein Aberglaube, daß dies Thier lediglich vom Rennthier- — oder ſogenannten Isländiſchen — Moſe lebe. Im Sommer, ſo lange die Berghalden offen ſind, nährt es ſich von allen Vegetabilien dieſer Regionen, erſt im Winter ſcharrt es den Schnee auf, und

begnügt sich mit dem Moose, das es darunter und immer in genügender Masse vorfindet. Die Moosart, welche man uns als die eigentliche Nahrung des Thieres zeigte, hat durchaus nicht den herben, bittern Geschmack, welcher der Milch und dem Fleische einen ähnlichen, wie man vermuthet, geben könnte. Sie schmeckt mehlig und nahrhaft, und möchte auch im Brote, zu welchem sie in Hungerjahren gebraucht wird, ein bei weitem besseres Surrogat liefern, als die bittere Baumrinde.

Das Rennthier ist dem Lappen sein Alles. Ein wunderbares Geschenk der Natur, das allein möglich macht, die Polarregionen so weit hinauf zu bewohnen. Es ist das einzige Geschöpf, das in der kalten, nassen Vegetation des Sommers hier Nahrung findet und Nahrung giebt; ohne seine Schnelligkeit, ohne seine Kraft wäre die Communication im Winter unmöglich. Zwischen dem Eismeer und der Ostsee ist nur ein großer Sumpf, aus dem die Steinrücken des fortgesetzten Kiölen auftauchen, ihre kahlen Scheitel am Ostwinde zu trocknen. Die Ströme, die aus ihren Hochseen oder unter dem Schnee vorrauschend, nach Norden oder nach Süden durch die Moortiefen sich Bahn brechen, setzen keine Thäler ab, wo der Fleiß sich ansiedeln könnte. Sie sind unschiffbar und keine Straße darf sich längs ihrer majestätischen Kataracten fortschlängeln. Vom Nordcap her trägt allein das Rennthier Waaren und Reisende durch die Winternacht sibirischer Gefilde über Sümpfe, Seen, jähe Schluchten, bei deren Sommeranblick der Architekt über die Möglichkeit einer Straßenanlegung lächeln würde, hin bis zum bottnischen Meere und von dort zurück an das arktische. Erst im Winter wird Rußland Norwegens Nachbar, die Rennthierschlitten ebenen auch dahin erst den Weg. Brauche ich noch die Form eines solchen Schlittens zu erwähnen, daß jeder Schlitten nur eine Person faßt und nur von einem Rennthier gezogen wird; da jedes Bilderbuch aus der Kinderzeit uns den schlittirenden Lappländer anschaulich vormalt? Die Schnelligkeit des Thieres ist außerordentlich, man erzählt fabelhafte Dinge davon, und hat z. B. die Heldenthat eines Rennthieres, welches einen Courier von der Jämteländischen Gränze bis Stockholm in undenkbar kurzer Zeit getragen, durch ein großes Bild, gegenwärtig in Drottningholm verewigt. Das Thier stürzte zwar vor dem Ritterhause todt nieder, der Courier wurde aber dafür zum Ritter geschlagen. Beim Fahren durch die bahnlosen Schneewüsten, wo außer den Sternen

keine Wegweiſer dem Auge begegnen, iſt es neben der Schnelligkeit der Inſtinkt, welcher dieſe Thiere zu ſo zuverläſſigen Führern macht. Dafür verläßt aber auch keines derſelben bei den Caravanenzügen die von ſeinem Vorderthier betretene Spur, und es ſoll den luſtigſten Anblick gewähren, wenn Hunderte von dieſen Thieren in einem weiten Bogen über die obere Schneefläche kreiſen, während der Weg in gerader Linie eben ſo bequem iſt. Alle müſſen dem erſten Thiere folgen, welches ſich ſeinen Weg ſelbſt geſucht hat.

Das Rennthier iſt alſo, ſo lang es lebendig, das Laſtthier des Lappländers. Es trägt den Nomaden mit ſeiner ganzen Wirthſchaft von Ort zu Ort. Als Poſtpferd dem Reiſenden und Kaufmann im Winter geliehen, bringt es dem Eigenthümer dann und wann einen für jene Gegenden anſtändigen Gewinn. Da man viele Rennthiere zugleich nehmen muß, wird das Reiſen in dieſer Gegend nicht ganz wohlfeil. Von der Milch friſtet der Lappe im Sommer größtentheils ſein dürftiges Leben und doch bewahrt er den größten Theil davon, als Käſe für den Winter, der aber, ſo wohlſchmeckend auch die Milch, kaum genießbar iſt. Auch eine Art Butter wird daraus bereitet, die aber nur zum Kochen dient. Zum Brot kann ſie freilich der Lappe aus einem ſehr natürlichen Grunde nicht gebrauchen, nämlich: weil es ihm völlig fremd iſt. Erſt im Winter geht er in der Regel an das Schlachten in ſeiner Heerde. Dies iſt die eigentliche leckere Zeit für die dürftigen Geſchöpfe. Sie liegen in ihren verſchneiten Hütten und langen herunter die dörrenden Schinken und Brüſte, oder freuen ſich einmal in der Woche des friſchen wohlſchmeckenden Fleiſches. Daß die Thiere ihre Apotheke, das Blut ihre einzige Arznei iſt, habe ich ſchon angeführt, die Lappen vergießen alſo kein Blut, von jedem geſchlachteten Stück ſammeln ſie das abfließende ſorgfältig in einem Keſſel. Auch die abfallenden Geweihe bleiben nicht ungenutzt: vor allen aber ſind es die Felle, welche ihrem Leben das Salz geben. Die Rennthierhäute ſind beinah ihr einziger Handelsartikel, mit welchem ſie die Wintermärkte beziehen. Der Verkauf des Fleiſches iſt nur unbedeutend. Ihr Salz, die wenigen Kleinigkeiten zum Bedarf ihres Lebens, als Scheeren, Meſſer, Sommerzeug und lappländiſche Putzwaaren, kaufen ſie für den Erlös, der nicht beim Branntweintrinken drauf geht. Bei den nördlichen Lappen iſt das Fell der einzige Stoff zu ihren Kleidern und ebenſo zu den Decken ihrer Zelte. Gegen die Grenzen zu wiſſen ſie den Werth der Häute

zu gut als Handelsartikel zu schätzen, um nicht zu beiderlei Bedarf sich wohlfeilere Stoffe einzutauschen. Aber im gleichen Grade wie es nützlich, erregt das Rennthier unser Erstaunen, wie ein so stolzes hohes Thier eingeboren sein kann in Wüsten, wo alle Vegetation sich am Boden verkriecht.

Wilhelm Hertz.

Eine Lappenhütte.

Ein Regen, der immer stärker wurde, trieb uns nach der Hütte, wo die Führer bereits unsere Mäntel und Röcke untergebracht hatten. Verkrüppelte Birkenstämme waren im Kreise, dessen Halbmesser kaum vier Ellen betragen mag, in den Boden verrammt und kugelförmig oben zusammengebunden. Dies das ganze Gestell der Hütte. Unten hatte man einigen Rasen darum gelegt, dann Birkenzweige mit vertrocknetem Laub und darüber Lumpen von abgetragenem, braunem Zeug. Ganz oben aber mußte die Oeffnung für den Rauch bleiben. In dieser kläglichen Baracke hausen die dürftigen Bewohner Sommer und Winter. Sie meinten, wenn wir sie recht verstanden, auch in der letzteren Jahreszeit verdichteten sie nicht um ein Bedeutendes ihre Hütten. Der Schnee, der sich herum thürmt, mag es dann wohl am besten thun; aber in der naßkalten Jahreszeit, bis dieser so hoch gefallen, um eine Schutzwand zu werden, muß der Zustand fürchterlich für Jeden sein, der nicht, wie diese Leute, im Moraſt geboren und auferzogen ist. Auf dem Boden lag nichts, als ein wenig trockenes Laub, ein einziges Rennthierfell im Winkel. Des Nachts, wenn das Feuer ausgebrannt und auch wohl oben die Oeffnung zugedeckt ist, streckt sich Alt und Jung zusammen und die Hunde oben darauf, und dies bewirkt denn wohl einige animalische Wärme gegen den Nachtfrost.

Kaum glaubten wir Fünf uns hineinschichten zu können, und doch wollten auch unsere Führer, und als das Melkgeschäft vorüber war, auch unsere lappländischen Wirthe Schutz darin gegen den Regen suchen. Das Unmögliche ward möglich. Einer rückte näher an den Andern, und wer nur nicht zu große Forderungen auf Bequemlichkeit machte, konnte schon zu-

frieden ſein, wie z. B. ich. Wenn ich den Kopf auf den Ellenbogen des rechten Arms ſtützte, ſo konnte ich allenfalls aufrecht ſitzen, ohne in Gefahr zu gerathen, vornüber ins Feuer zu fallen. Auf meinem linken Bein huckte die Lappenmutter mit einem ihrer Enkel, und auf meine Hüfte lagerte ſich geſellig der gelbe Spitz. Nicht bequemer waren die Anderen ringsum an den ſpitzwinklig aufſchießenden Wänden eingeſchichtet. Die größte Qual bereitete aber und beleuchtete das Feuer. Bei unſerem Eintreten oder vielmehr Einkriechen ſchwelten nur noch einige Kohlenbrände, und darüber dampfte ſehr anmuthig in eiſerner Marmite eine Fleiſchſuppe, die uns an das berühmte Ragout des Maſter Sampſon, in Walter Scott's Aſtrologen, erinnerte. Das aber uns vorzuſetzen, hielten die guten Lappen für unanſtändig. Während die Männer draußen ein junges Rennthier ſchlachteten, ſchürte die Frau die Kohlen an und legte ſolche Stöße Holz in unſerer Mitte, daß wir nicht anders glaubten, als wenn es in Flammen aufginge, müßten wir und die Hütte mit verbrennen. Aber der Luftzug iſt ſo wohl berechnet, daß die Flammenſäule gerade hinaufſteigt in die Oeffnung. Die Hitze dagegen war unerträglich und der Rauch nicht minder. Schuh und Strümpfe trockneten am Fuße und ausgezogen gleich ſchnell, aber jeden Augenblick war Gefahr, daß Fußſpitzen und Knie ſelbſt anfengen möchten, und vor dem Feuer retirirend drückten wir faſt mit dem Rücken die Wände ein.

Weiße Taſchentücher, wie Schleier vor das Geſicht gebunden, ſchützten nur etwas vor dem ſengenden Hauch. Die Lappen, an Kälte und Hitze gleich gewöhnt, lachten uns aus, und ihre nackten Kinder griffen in die Kohlen, faſt wie in trocknen Sand. Merkwürdig bleibt es, daß, trotz des ſtarken Regens, das Feuer durch ihn nicht im geringſten bedroht wurde. Durch die weite Schornſteinöffnung drang faſt keine Feuchtigkeit, wogegen die dicken Tropfen jeden Augenblick durch die löchrichten Wände quollen, und ich ſogar meinen Strohhut draußen mußte aufhängen laſſen, um den Regen von einem großen Loche über meinem Kopfe abzuhalten.

K[illegible] Bibl.
[illegible]

Das Neptunsfeſt.

Der erſte Mai wird gewöhnlich von den Matroſen eines Schiffes, das auf den grönländiſchen Wallfiſchfang ausgeht, auf eine feſtliche Weiſe begangen, indem ſie das Tauwerk mit Bändern zieren, allerhand komiſche Tänze aufführen, und andere Ergötzlichkeiten vornehmen, auf ähnliche Art, wie ſie es auf andern Schiffen zu thun pflegen, wenn die Linie paſſirt wird. Bei dieſer Gelegenheit zeigen ſie oft große Gewandtheit und Stärke, ihre harmloſe Fröhlichkeit äußert ſich auf mancherlei Weiſe, wie es die Umſtände einer ſolchen Fahrt geſtatten, und nicht ſelten bringen ſie Dinge, die einen originellen, dieſer Klaſſe von Leuten eigenthümlichen, Witz beurkunden, zum Vorſchein. Da ich eben keinen beſondern Geſchmack an Schauſpielen dieſer Art habe, ſo kam ich, ſo lange die Schiffsgeſellſchaft mit den Anſtalten zu dem Feſte, und der Aufführung ihrer verſchiedenen Rollen bei demſelben beſchäftigt war, nicht auf das Verdeck. Um indeſſen ein Beiſpiel dieſer Feierlichkeit zu geben und den Geſchmack der Matroſen in dramatiſchen Darſtellungen dieſer Art zu zeigen, will ich die Beſchreibung eines erſten Mai-Morgens, wo es beſonders luſtig herging, aus meinem Tagebuche von 1820 herſetzen.

Die Anſtalten fingen damit an, daß, auf das Anſchlagen von acht Glocken um Mitternacht, ein Kranz, der mit Bändern mannichfaltig geziert war, in dem Tauwerk aufgehängt wurde, und darüber eine Figur, die den Neptun vorſtellte, nebſt den Sinnbildern der Fiſcherei. Darauf ließ ſich ein Matroſe, in der abenteuerlichſten und ſeltſamſten Verkleidung, ſehen, der das Schiff begrüßte, und befahl, daß die große Raa abgebraßt, und ein Tau für ſein Boot gegeben werden ſollte; und unmittelbar darauf ſtieg eine närriſche Geſtalt, die den Neptun vorſtellte, nebſt ſeiner Gemahlin, einem Barbier und ſeinem Oberſteuermann, über die Backen des Schiffes auf das Verdeck herauf. Jedermann wurde jetzt befehligt, vor dieſem angeblichen Meeresherrſcher zu erſcheinen; und ſo wie einer vor ihm vorbeiging, wurde er von dem Barbier mit einigen ſchwarzen und weißen Strichen auf dem Geſicht bezeichnet. Darauf gingen Ihro See-Majeſtät hinunter, und begaben ſich in eine Abtheilung, die auf dem Zwiſchendeck zu dieſem Zweck ausdrücklich abgeſchnitten

war, und befahlen, daß alle, welche das grönländiſche Meer noch nicht befahren hätten, ſich vor Ihr hinſtellen ſollten. Sie wurden einer nach dem andern Ihr vorgeſtellt, und jedem wurden mancherlei drollige Fragen vorgelegt, worauf er ſich der etwas derben Operation des Barbirens unterwerfen mußte. So wie ein ſolcher Neuling eintrat, wurde er mit ſeemänniſcher Höflichkeit von ſeiner Majeſtät empfangen, deren feierliches Weſen und deren Artigkeits-Bezeigungen mit Ihrem lächerlichen Anzug und Ihren höchſt linkiſchen Bücklingen und Bewegungen in dem grelleſten Gegenſatz ſtanden und den Zuſchauern zur größten Kurzweil dienten. Neptun war eine große auffallende Figur; auf ſeinem Rücken hatte er einen gewaltigen Höcker, und ſeine geſchwollenen, dick umwundenen Beine wetteiferten im Durchmeſſer mit dem Leibe. Seine Kleidung beſtand in einem Matroſen-Anzug, wozu noch ein Mantel und eine ungeheure Perücke kam, an der ein Kehrbeſen den Zopf vorſtellte. Sein Gehülfe, deſſen Geſchäft es war, die Operation des Barbirens zu verrichten, war in einen reinlichen Anzug von weißem Nanking — jedoch nicht ohne einige zweckdienſtliche Verzierungen — gekleidet, der gegen den Aufzug, in welchem Ihro Majeſtät erſchien, wunderlich abſtach. Sein Seifenwaſſer war eine Miſchung von Ruß, Schmeer, Theer und andern Schmutz, der eigends hierzu zuſammengekratzt worden war, ein Theerpinſel war das Werkzeug, womit es eingerieben wurde, und ein Stück von einem eiſernen Reif diente ſtatt des Barbiermeſſers. Wenn das Einſeifen anfing, that Neptun mancherlei Fragen an den Mann, der ſich unter den Händen des Barbiers befand, über ſeine Beſchäftigung, ſeinen Stand, ſein Vaterland; und wenn der arme Teufel ſich beigehen ließ, darauf zu antworten, ſo fuhr ihm der Theerpinſel ſogleich in den Mund, und füllte ihn mit ſeinem ſaftigen Inhalte an. War derjenige, welcher barbiert wurde, ein braver, ordentlicher Menſch von guter Aufführung, ſo geſchah die Operation, wenngleich immer nicht auf die feinſte Art, doch ohne ihm wehe zu thun; hingegen ſolche, die ſich anmaßten, geſchickte Seeleute zu ſein, ohne doch die Sache recht zu kennen, und deren Charakter überdieß nicht viel taugte, dieſe wurden ohne Schonung bearbeitet. Zwei, die man dem Neptun als heuchleriſche Leute vorſtellte, wurden ſogar verurtheilt, zwei oder dreimal barbiert zu werden, und zwar aus dem Grunde, weil ein Heuchler ein doppeltes Geſicht hätte, man müßte alſo recht tief und derb ſchaben, damit das falſche Geſicht weg,

und das wahre zum Vorſchein käme. Als das Barbieren beendigt und jedermann für frei erklärt war, begann ein zweiter Act, der in einer Maskerade beſtand, wobei die ziemlich plump ausgedrückten Charaktere, die nicht ſehr mannichfaltig waren, im Ganzen doch nicht übel dargeſtellt wurden. Als auch dieſer Aufzug vorbei war, wurde die Mannſchaft auf's Verdeck beordert und gemuſtert. Darauf ließen ſie ihre Geſchicklichkeit in körperlichen Bewegungen ſehen. Ein erfahrener Ceremonienmeiſter machte den Anfang in allerhand Klettern und Springen, und die übrigen folgten nach, wobei mancher tüchtig auf das Verdeck hinplumpte, und ſeiner dicken Kleidung nöthig hatte, um ſich zu ſchützen. Bei dieſer Art von Spiel bringt die Begierde, ſich ſehen zu laſſen und die Nacheiferung bisweilen ungewöhnliche Anſtrengungen hervor. So geſchah es bei einer ſolchen Gelegenheit, daß vor einigen Jahren auf einem Schiffe, das an dem Eiſe in ruhigem Waſſer vor Anker lag, der Anführer auf die äußerſte Leiſte des Schiffes ſprang, und unter dem Ausruf »mir nach« ſich in's Meer ſtürzte, worin ihm viele ſeiner Kameraden folgten, von denen mehrere nicht einmal ſchwimmen konnten. Glücklicherweiſe gelang es allen, mit Beihülfe der Steuerleute, das Eis zu erklettern, und ſo lief dieſer gefährliche Verſuch, zu dem die fröhliche Stimmung ſie verleitet hatte, noch ohne Schaden ab.

Auf dieſe Art von Uebungen folgte ein plumper, aber raſcher und kräftiger Tanz, wozu die Muſik mit allen Keſſeln und Bratpfannen, die nur im Schiffe gefunden werden konnten, gemacht wurde. Das Ganze endigte dann mit einem ordnungsmäßigen Geſange, in den die ganze Mannſchaft einſtimmte, worauf ſie nach einem dreimaligen Hurrah auseinander und an die Arbeit gingen.

Gerstäcker.

Seemannsleben.

Kaum hat die Schiffsglocke geläutet, oder viermal angeſchlagen, ſo ertönt des Bootsmannes Pfeife durch den Matroſenraum, und ſeine heiſere Stimme ruft die Wache hinauf, um ihre Kameraden abzulöſen. Beim zweiten Ruf muß alles auf den Beinen ſein, und auf dem Verdeck, auf dem Vorder-Ca-

ſtell, und am Steuerruder ein Jeder ſeinen angewieſenen Poſten einnehmen. Der Ungeſtüm zweier Elemente, die faſt in unaufhörlicher Bewegung ſind, bringt mit vereinten Kräften auf ſie ein. Um ſich warm zu erhalten, laufen ſie beſtändig auf und ab, bis irgend ein Vorfall ſie zur Arbeit ruft. Aendert der Wind ſeine Richtung, ſo werden die Segel nur anders geſtellt; ſteigt aber ſeine Heftigkeit, ſo müſſen ſie theils eingereft*), theils völlig eingezogen werden. Der Anblick dieſer gefährlichen Verrichtung iſt ſchauderhaft, wenigſtens für jeden der es nicht gewohnt iſt, Menſchen ihr Leben auf das Spiel ſetzen zu ſehen. Sobald die unterſten Zipfel des Segels vom Verdeck aus gelöſet und aufgezogen werden, brauſen die Winde darein, und ſchlagen es an Stange und Maſt, daß das ganze Schiff davon erbebt. Mit bewundernswürdiger Behendigkeit und nicht geringerem Muthe klettern die Matroſen ſogleich bis zur zweiten oder dritten Verlängerung der Maſten hinan. Dort hängen in ſtarken Tauen die Segelſtangen oder Raaen quer über das Schiff; an ihren beiden Enden und in der Mitte befeſtigt, hängt ein ſchlotterndes Seil, welches den Füßen des verwegenen Seemanns zum Ruhepunkt dient. Auf dieſem Seil gehen ſechs bis acht Matroſen hurtig und mit ſichrem Tritt zu beiden Seiten bis an die äußerſten Enden der Raa hinaus, trotz dem Winde, der das flatternde Segel gewaltſam hin und her ſchleudert, und das Seil unter ihren Füßen erſchüttert; trotz der ſchwankenden Bewegung des Schiffes, welche in jener Höhe ungleich ſtärker gefühlt wird, als auf dem Verdecke.

Man hat berechnet, und mit dem Sextanten gemeſſen, daß der Maſt zuweilen, bei ſehr hoher See, in einem Winkel von acht und dreißig Graden von der Perpendikularlinie abweicht. Ich habe zu gleicher Zeit das Ende der großen Raa ſich in eine thürmende Welle tauchen ſehen. Der Matroſe am Ende einer Segelſtange, die gegen funfzig Fuß hoch am Maſte hängt, wird folglich mit jeder Welle alsdann durch einen Bogen von funfzig bis ſechszig Fuß geſchaukelt! Jetzt ſcheint er in's Meer hinabgeſchleudert zu werden; jetzt wieder die Sterne zu berühren. Doch ohne ſich dieſe gewaltſa-

*) Ein Segel einreffen, heißt einen Theil deſſelben über die Raa oder Segelſtange wickeln und feſtbinden, damit es kleiner werde. Während dieſer Arbeit wird die Raa herabgelaſſen, und ſobald eingereft iſt, zieht man ſie wieder auf, und ſie hängt alsdann nicht ſo hoch, als zuvor am Maſte. Man kann ein Marſſegel zwei auch dreimal reffen.

men Bewegungen anfechten zu laſſen, biegt er ſich über die Segelſtange, entreißt dem Winde das Segel, rollt es zuſammen, bindet es feſt, und vollendet dieſe gefahrvolle Arbeit mit ſeinen Gehülfen in wenig Minuten. Seine einzige Sorge bei dieſem, wie bei jedem andern Geſchäfte, iſt dahin gerichtet, daß es ihm keiner an Geſchicklichkeit und Muth zuvorthun möge; denn dieſer rühmliche Wetteifer liegt tief in ſeiner Seele, und iſt die Folge eines gewiſſen gemeinſchaftlichen Gefühls, welches dieſem Stande eigen iſt. Ihm muß es übrigens gleich gelten, ob die Sonne ihm dazu leuchtet, oder ob er ſich, in der tiefſten Finſterniß der Nacht, bloß auf das Taſten ſeiner harten Hände verlaſſen darf. Selbſt wenn der Sturm ein Segel zerriſſen hat, und mit den Stücken alles zerpeiſcht, ſcheut kein Matroſe die Gefahr von einem ſolchen Schlag getroffen zu werden, und rettet was zu retten iſt. Wenn in der Nähe Land vermuthet wird, ſitzt er mehrere Stunden lang unbeweglich am höchſten Gipfel der Marsſtange, und blickt aus dieſer einſamen, ſchwindlicht machenden Höhe wachſam umher. Er lächelt, wenn erfahrene Landleute, oder junge Anfänger jeden heftigen Wind einen Sturm nennen, und iſt ungern freigebig mit dieſem Namen, ſo lange das Schiff noch mehr als die unteren großen Segel führt. In offener See hat ſelbſt ein Sturm nichts ſchreckliches für ihn; was kann ihm ſchaden, ſobald alle Segel eingezogen ſind, und das Schiff mit dem Schnabel gegen den Wind beigelegt, mit feſtgebundenem Ruder, dem Drange der Wellen folgt? oder wenn man es, ſicher daß kein Land in der Nähe ſei, mit wenigen Segeln ſchnell vor dem Sturm hinfliehen läßt? *) Nur alsdann wird der Sturm in der That furchtbar, wenn er das Schiff auf eine Küſte führt, wo kein Hafen dem Seefahrer Sicherheit verſpricht, und die einzige Hoffnung dem Schiffbruch zu entgehen, auf der Stärke der Segel beruht. Dieſe Gefahr trifft ihn indeſſen nur ſelten; Anſtrengung und Unannehmlichkeiten hingegen ſind ſein tägliches Loos. Der Poſten am Steuerruder iſt einer der beſchwerlichſten; keiner hält es länger als eine Stunde dabei aus; und wenn die See in hohen Wogen geht, oder der Wind heftig ſtürmt, müſſen zwei Perſonen zugleich das Rad

*) Dies wird nur in der Vorausſetzung geſagt, daß das Schiff dauerhaft gebaut ſei, und gut auf dem Waſſer ſchwimme. Wo dieſes nicht der Fall iſt, kann es, indem es die Welle auf der Seite empfängt, ganz umgeworfen, oder wenn ſie von hinten hineinſchlägt, zerſchmettert werden; und in beiden Fällen bleibt keine Rettung übrig.

regieren, welches ſonſt für die Kräfte des einzelnen Mannes leicht zu mächtig wird, und ihn zuweilen ſo mit ſich fortreißt, daß er in Lebensgefahr iſt. Wenn das Schiff nahe am Winde geht, und die See etwas ungeſtüm iſt, ſo ſchlagen die Wellen oft hinein, und zwar hauptſächlich da, wo die Wache ſich aufhält, die zuletzt bis auf die Haut durchnäßt, ſich lachend über ihr Unglück tröſtet. Dieſe Gleichmüthigkeit, die den Sinn für Freude nicht ausſchließt, iſt ein Hauptzug in dem Charakter des Seemanns; und hat ſie gleich oft den Anſtrich eines kindiſchen Leichtſinnes, ſo gränzt ſie doch zuweilen an die wahre Philoſophie des Lebens, und iſt auch, wie dieſe, das Reſultat der Erfahrung und der Geſundheit. Die ſchnellen Veränderungen der Witterung und des Windes, die man zur See ſo oft erfährt, tragen vieles dazu bei, den Matroſen gegen alles Ungemach zu härten. In Sturm und Regen lebt er der frohen Hoffnung, daß bald wieder milder Sonnenſchein und guter Wind kommen werde. Allein, auch wenn die Zeit der Prüfung kommt, wo die Hoffnung fehl ſchlägt, iſt das Beiſpiel des Befehlshabers und der Offiziere hinreichend, um den Muth des getäuſchten Seemannes aufrecht zu erhalten. Auf jenen viermonatlichen Fahrten Cook's gegen den Südpol, wo das Schiffsvolk faſt täglich von Kälte und Näſſe litt, wo das Eis an den Segeln und Tauen die Hände verwundete, die es angreifen mußten, wo einmal über das andere die ganze Mannſchaft aufgerufen ward, um das Schiff aus einer dringenden Gefahr zu retten, wo das Hin- und Herſegeln zwiſchen Eismaſſen, denen man öfters ausweichen mußte, nebſt vielem ſtürmiſchen Wetter, vollends alle Kräfte erſchöpfte, wo endlich der Nebel die Sonne faſt immer vor unſern Augen verbarg, und wie ein drückendes Gewicht auf unſerm Geiſte lag: wenn da der Trübſinn des Engländers endlich überhand genommen hätte, fürwahr! man hätte Unrecht gehabt, ſich darüber zu wundern. Doch dazu kam es nie. Ich habe unſere Leute ſchweigen ſehen, wenn Monate lang das Verdeck, ihr Spielplatz und Erfahrungsort, ein unangenehmer Aufenthalt für ſie war; aber unverdroſſen und thätig blieben ſie immer, denn ihre Vorgeſetzten erduldeten bei Tag und bei Nacht mit ihnen die vielfältigen Beſchwerden ihres harten Dienſtes. Der Offizier blieb, durchnäßt und ſtarrend vor Kälte, auf dem Verdeck, und verließ es nicht eher als ſeine Wache, und Cook ſelbſt genoß keine andere Speiſe als der gemeine Seemann. Eine Laſt wird leicht, und die Gefahr verſchwindet, wenn man ſie mit andern theilt.

Fang der Eidergans.

Auf den rauhen, zackigen, mitten aus dem Meere ſich erhebenden Felſen um Island und Faröer niſtet ein Thier, deſſen Kleid der Nordländer ſehr hoch ſchätzt; dies iſt die Eidergans oder Eiderente. Das Thier iſt größer als unſere gewöhnliche Ente, hat einen ziemlich plumpen Leib, dicken Kopf, halb walzenförmigen Schnabel, iſt weiß, unten grauſchwarz, (das Weibchen iſt roſtfarben mit ſchwärzlichen Querſtrichen) und hat unter den Flügeln an der Bruſt überaus zarte, weich wollige Daunen, (ein halbes Pfund füllt ein ganzes Deckbett aus) wegen deren ſie hauptſächlich geſucht werden. Die ſtarke Verfolgung hat das Thier gelehrt ſich von der Wieſe auf die iſolirt ſtehenden Felſen zurückzuziehen, doch was wäre dem Menſchen und ſeiner Habſucht unerreichbar! er verfolgt den Löwen in die glühende Sandwüſte von Afrika, den Wallfiſch unter die Eisfelder des Nordpols, den Elephanten in die Urwälder von Ceylon und Birma, warum auch nicht die Eidergans auf die Felſen um Island?

Zur Zeit da die Thiere Eier legen wollen, ſuchen ſie ſich an den Abhängen und ſchroffen Seiten der Felſen Höhlungen aus, in denen ſie ihr Neſt bereiten können; dieſes füllen ſie zu unterſt mit Moos, dann aber mit Federn aus, welche ſie ſich von der Bruſt ausrupfen. In dieſem weichen warmen Neſte, in welchem das Weibchen oft ganz vergraben liegt, da das Männchen daſſelbe immer von neuem mit den zarten Daunen zudeckt, brüten ſie ihre Eier aus. Der Jäger verbindet ſich mit einigen Freunden, um die Daunen und die Eier zu rauben; in einem ſchwankenden Kahne, mit Leitern und Stangen, mit ſtarken Stricken von Seehundsleder geflochten, begeben ſie ſich in das Felſenlabyrinth, welches von allen Seiten, vorzugsweiſe aber nördlich, die Inſel umgiebt. Dort ſucht einer der Jäger mit Hülfe von Steigeiſen die Höhe eines Felſen zu erklimmen; iſt dies gelungen, ſo behält er das eine Ende eines langen Strickes in der Hand, während die andern Jäger zum nächſten Felſen fahren, und hier ein zweiter deſſen Gipfel zu erreichen ſucht; das Seil verbindet dieſe beiden Felſen, indem es um eine zackige Klippe, oder einen in irgend eine Spalte getriebenen Pflock geſchlungen wird. Nun bringt man auf dieſes Seil, welches möglichſt ſtark ange-

ſpannt iſt, eine Rolle, durch welche ein Seil doppelt durchgezogen iſt, ſo daß in der Mitte ein Korb hangen kann, während die beiden Enden des Seiles in den Händen der beiden Jäger auf den Felſen ruhen.

Iſt Alles ſo weit vorbereitet, ſo laſſen die Jäger den Korb nieder bis zur Seefläche, und nun ſteigt ein dritter Mann in denſelben, und wird von ihnen empor gezogen, bis er durch ein Zeichen zu erkennen giebt, daß er ein Neſt gefunden. Behutſam nimmt er nun die Eiderente heraus und läßt ſie auffliegen, ſieht, ob die Eier ihres Neſtes ſchon bebrütet ſind, in welchem Falle er nur die Federn nimmt und dann durch ein anderes Zeichen zu erkennen giebt, daß er weiter gezogen werden will.

Sind die Eier jedoch genießbar, ſo fügt er ſie zu ſeiner Beute, und geht dann weiter. Die Eidervögel paaren ſich nun wieder, füllen das Neſt abermals mit Federn aus, der böſe Menſch holt ihnen aber auch dieſen Schatz ab, und läßt ſie erſt gegen die Mitte des Sommers, wenn ſie zum dritten mal gelegt, und nur noch eben Zeit haben zu brüten, in Ruhe, um die Brut nicht zu zerſtören. Das gefährliche Spiel wird nun fortgeſetzt, bis der Jäger entweder ſeinen Korb gefüllt hat, oder bis er keine Beute mehr findet. Jetzt wird das Seil mit demſelben oder nur ſein Korb herabgelaſſen, während welcher Zeit er ſich auf ein in der Mitte angebrachtes Querholz ſetzt, dann zieht man ihn gegen den zweiten Felſen hin, verſieht ihn mit einem leeren Korbe, und er beginnt ſein gewagtes Geſchäft von neuem, ſpannt dann das Querſeil oben auf dem Gipfel der Felſen über andere Punkte, und fährt ſo fort, bis Alles durchſucht, jedes Neſt beraubt iſt. An Stellen, wo die Felſen einzeln ſtehen, und alſo nicht ein Seil über zwei derſelben geſpannt werden kann, iſt dieſes Geſchäft noch viel gefahrvoller, indem der Jäger an einem Seile, das um ſeinen Gürtel geſchlungen iſt, von zwei Männern herabgelaſſen wird, und ſtets halb geſchunden ſeine mühevolle Arbeit beendet; doch wie oft auch die Stricke reißen, Menſchen in's Meer ſtürzen, oder zerſchmettert ſtückweiſe an den Felſen hangen bleiben — die Jagd wird fortgeſetzt, und es hat den Isländern noch nicht an Eiern, den vornehmen Leuten des Feſtlandes aber noch nicht an Daunen der Eidergans gefehlt.

[redacted]

Ein engliſcher Matroſe auf dem Lande.

Jeder Matroſe, der von Calcutta oder Philadelphia kommend, in England an das Land ſteigt, hält ſich für den Eroberer des Landes: er küßt den Schollen Erde, auf den er zum erſten Mal wieder tritt und reicht jedem die Hand, der einem menſchlichen Weſen ähnlich ſieht. Vieles ſo lange entbehrend, ſteigt ſein Heißhunger nach Genüſſen jeder Art bis zum Wahnſinne. Er ſieht jeden Landbewohner und was dieſer beſitzt, wegen ſeiner langen Entbehrungen als an ihn verfallen, als ihm zinsbar, und ihm verſchuldet an. Er greift nach allem, aber er thut dies als ein Gentleman, denn er zahlt, ohne zu handeln, mit blankem Golde aus.

Das erſte Anliegen des Seemannes alſo iſt — ſein Geld auszugeben; aber ſeine erſte Empfindung iſt die ſonderbare Feſtigkeit der Erde (nur Seeleuten können wir die Bezeichnung »feſtes Land« verdanken), die er mit einer Art von Unſicherheit betritt, wie ein Fuhrmann oder Tanzmeiſter, die Schulter drehend und die Füße an einander ſchlagend und vorgebeugt forthumpelnd: er benimmt ſich, um es kurz zu ſagen, als bereite er ſich, den Launen der Wellen zu folgen, die ſein Schiff auf- und niederheben und keinen ſichern Schritt zulaſſen. Man wird an einem Matroſen immer eine gewiſſe Leichtigkeit des Fußwerks und eine gewichtige Schwere des Oberleibs bemerken. Und er fühlt das ſelbſt. Seine Jacke iſt offen, ſeine Schultern ſchlottern, und ſein Haar iſt lang genug, um es zu einem derben Zopf zu binden: wenn er aber im Staate iſt, brüſtet er ſich mit einer gewiſſen Zierlichkeit des Fußes, mit einem weißen Strumpf und eleganten Schuhen, deren Spitzen man unter den fliegenden blauen Schifferhoſen hervorglänzen ſieht. Seinen Armen gilt es gleich, ob ſie herabhängen, oder ſich in einem Bogen an der Seite ſchwingen: ſeine halbgeöffneten Hände ſcheinen eben am Seile gezogen zu haben und keine andere Beſtimmung zu kennen, als wieder an demſelben zu ziehen. Er iſt ſtolz, im neuen Hute und in neuen Pludderhoſen zu erſcheinen und mit einem ſeidenen Tuche, das loſe um den Hals fliegt und einem andern, deſſen Zipfel aus der Taſche ſieht, geputzt aufzutreten. So herausgeſchmückt und mit ein paar tombacknen Schnallen (die er für goldene kaufte; aber der Glaube macht ſelig) auf den Schuhen,

nimmt er — eine Hand voll Taback in ſeinen Mund — nicht als wollte er ſogleich davon Gebrauch machen, ſondern als wolle er ihn in einer Art Behälter auf der einen Seite der Backen — wie der Pelikan die Fiſche — aufbewahren, um ſpäter den Genuß zu haben. Und ſo mit ſeiner Frau oder ſeiner Liebſten am einen Arm, und ein Rohr oder Stöckchen unter dem andern, humpelt er fort, Beſitz von dem ganzen feſten Lande zu nehmen. Er kauft alles, was ihm in den Weg kömmt — Nüſſe, Pfefferkuchen, Aepfel, Bier, Brantwein, Schnallen, Meſſer, eine Uhr (auch zwei, wenn er Geld genug hat), Kleider und Tücher für ſeine Gefährtin, für ſeine Mutter und Schweſtern, Dutzende von »ſuperfeinen« baumwollenen Strümpfen, Hemden (obgleich er deren ſchon genug hat), unzählige Nadeln und Faden (um einſt ſeine Pludderhoſen zu flicken), einen Hut mit Bändern, Bärenfett, um ſeine Haare wachſen zu machen (aus Scherz), verſchiedene Stöcke, eine Flöte (die er nicht ſpielen kann und nie zu ſpielen gedenkt), einen Hammelſchlägel, den er ſich irgendwo röſten zu laſſen im Sinne hat — kurz er kauft alles, wofür er ſein Geld loswerden kann. Er würde alle die gemalten Papageyen auf dem Kopfe eines Italieners kaufen, und ſie zerbrechen, wenn er ſein Geld nicht anders loswerden könnte. Er hört den Dudelſack oder eine alte Geige klingen und bezahlt die ſüßen Töne mit einer halben Krone. Er geht in das nächſte Schauſpielhaus, mit einem groſſen rothen Tuche voll Aepfel, Pfefferkuchen, Nüſſen und Fleiſch: er ruft nach Muſik und will »Rule Britannia« hören: er wirft einem alten Bekannten im Parterre einen halben Apfel an den Kopf und vergleicht Othello mit dem ſchwarzen Schiffskoch in ſeiner weißen Nachtkappe.

Der Matroſe hütet ſich ſehr, ſich auf ein Pferd zu wagen: unter dem Merkwürdigen, was er im Auslande geſehen, berichtet er daher auch, wie bewundernswürdig die Türken reiten. »Nur,« ſetzt er hinzu, um ſich gegen die Ungläubigkeit der Zuhörer ſicher zu ſtellen: — »nur haben ſie Sattelſitze, welche den Reiter vorn und hinten feſthalten.« Er wird euch erzählen, wie die Chineſen trinken, wie die »Negörs« tanzen und die Affen euch mit Cocosnüſſen werfen; und wie König Domy ihm eine Mooshütte gebaut und ihn zum Pair des Reichs gemacht haben würde, wenn er bei ihm hätte bleiben und ihn Schiffshoſen zu machen hätte lehren mögen.

Seine Mutter und Schweſtern zu Hauſe ſtaunen über alles, was er

ſagt und thut, ihm jedoch nicht verhehlend, er ſei ein groſſer Seebär und immer von Kindesbeinen auf ein wilder T — geweſen. Er ſagt ſeiner Mutter, ſie könne eine Gräfin, nein, eine Herzogin in Paranaboo ſein, wenn er wollte; darüber lacht die gute alte bequeme Frau und ſieht ſtolz umher. Die Schweſtern verzeihen ihm ſein Fluchen, ſeine Wildheit für eine Maske nach der Mode in Neu-Seeland. Er verziert ihre Stube mit Muſcheln und Hayfiſchzähnen; und wenn er wieder zur See geht, ſo iſt der Thränen kein Ende.

Charakterzüge des ruſſiſchen Volkes.

Die Ruſſen lieben ihren kräftigen, launigen, charaktervollen Winter ſo ſehr, daß ſie ſelbſt in den Darſtellungen ihres Paradieſes den Schnee nicht vergeſſen. Ein ruſſiſcher Bedienter, der mit ſeiner Herrſchaft nach Italien gegangen war, ſchrieb aus Rom an ſeinen Bruder:

„Mein lieber Bruder Iwan, ich ſchreibe dir aus Rom, wo wir mitten im Winter angelangt ſind. Groſſer Gott, was iſt aber das für ein Winter! Es iſt ſchon Januar und noch ſind alle Felder und Wege kahl. An Schlittenfahrt wird noch nirgends gedacht. Ich weiß gar nicht, wann und wie die armen Leute ihren Brantwein und ihr Getreide in die Stadt führen wollen. Es iſt hier nicht ſo kalt wie bei uns und doch friere ich hier mehr, denn die Leute haben keine erbärmliche Oefen und keine doppelte Thüren und Fenſter wie wir. Ach, lieber Iwan, wie beneide ich dich um deinen warmen Ofen und deinen ſchönen Pelz! Ich habe einen recht dummen Streich gemacht, daß ich meinen Pelz nicht mit mir hierher gebracht habe, ich hätte dann doch den Leuten, die nichts davon verſtehen, zeigen können, wie man ſich im Winter kleiden muß. Denke dir, daß ſchon Januar beinahe vorbei iſt, und daß die Leute noch kein Eis eingefahren. Man ſagt mir, daß ſie dies überhaupt nicht thun und daß ſie gar keine Eiskeller haben, ich kann dies aber nicht glauben, es müßte ihnen ja dann im Sommer Alles verfaulen. Ach wie ſehne ich mich ein Mal nach unſerm guten Winter, nach unſern warmen Oefen und warmen Pelzen. Lieber Iwan, ſtecke doch dem heiligen Wladimir ein Wachslicht auf, daß er wo möglich dieſem armen Lande, das allerdings wohl einen ſchönen Sommer haben mag, —

ich will's glauben — aber einen ganz abscheulichen Winter hat, eine dauernde Schneebahn, gute Schlitten, Oefen, Pelze und all den Nebenverdienst, den wir uns in den Wintermonaten machen können, schenke.

Kurz vor meiner Abreise von Moskau hatte ich noch das Glück, einen Dieb zu ertappen, der ganz auf russische Weise mir etwas zu stehlen versuchte. Ich hatte mich, von vielem Herumlaufen ermüdet, auf mein Sopha hinter einer spanischen Wand geworfen, um ein wenig der Ruhe zu pflegen, als ich Jemanden in mein Zimmer treten und bei meinen Sachen wirthschaften hörte. Ich rief: „Kto tam?“ (Wer da?) die Antwort hieß: „Ja!“ (Ich bin's!) Der Schelm wollte mir weißmachen, daß er mein Zimmerbediente wär'! Als ich aber hinter dem Schirm herumguckend, mir dies „Ich“ ein wenig näher ansah, erblickte ich eine ganz andere Physiognomie als die meines Bedienten, die sogleich einige zusammengeraffte Wäsche fallen ließ und dann ganz besorgt und äußerst demüthig ausrief: „Ach! Entschuldigen Sie, mein Herr! Entschuldigen Sie. Ich habe mich versehen.“ Ganz verwundert blickte der ertappte Dieb die Zimmernummer an und sagte dann lächelnd: „Ach Gott, ich habe mich in der Nummer geirrt. Ich glaubte, es wäre Nr. 12, und nun sehe ich erst, daß es Nr. 11 ist.“ Da ich seine Schuld natürlich nicht ausmachen konnte, so ließ ich ihn bloß mit der Warnung gehen, doch ein anderes Mal besser nach der Nummer zu sehen, und hielt es auch der andern Reisenden wegen für meine Pflicht, den Wirth auf das unzuverlässige Auge seines Dieners aufmerksam zu machen. Im Ganzen ist man wohl in keinem Lande sicherer vor tiefangelegten planmäßigen und lange überdachten Diebstählen und Beraubungen als in Rußland. Aber nirgends macht die Gelegenheit mehr Diebe als hier, und Schloßprobirer und Mitgehenheißer sind nirgends häufiger als hier. Etwas naschen, mausen, unverhofft etwas Brauchbares finden und beistecken, oder es auf unbestimmte Zeit entlehnen, aus Versehen in ein fremdes Zimmer gerathen, sich in der Thürnummer irren, das sind hier die gewöhnlichen Arten des Diebstahls, vor denen man oft selbst bei dem gutmüthigsten alten Gurkenesser nicht sicher ist, der in der Regel von einer ganz offenbar gestohlenen Sache sagt: „Gott hat sie mir gegeben.“

Erinnerungen an hiſtoriſche Perſonen und Begebenheiten.

Züge aus dem Leben Friedrichs des Großen.

Erzählung eines thüringiſchen Landbauers.

Als ich zum erſten Mal im Jahre 1766 nach Berlin kam, wurden mir bei Viſitirung meiner Sachen auf dem Packhofe 400 Reichsthaler Nürnberger ganze Batzen genommen. Der König, ſagte man mir, hätte ſchon etliche Jahre die Batzen ganz und gar verſchlagen laſſen, ſie ſollten in ſeinem Lande nichts gelten, und ich wäre ſo kühn und brächte die Batzen hieher, in die königliche Reſidenz, — auf den — Packhof! — Contrebande! — Contrebande! — Das war ein ſchöner Willkommen! Ich entſchuldigte mich mit der Unwiſſenheit: käme aus Thüringen, viele Meilen Weges her, hätte mithin ja unmöglich wiſſen können, was Seine Majeſtät in Dero Ländern verbieten laſſen.

Der Packhofs-Inspektor: Das ist keine Entschuldigung. Wenn man in eine solche Residenz reisen und daselbst verbleiben will, so muß man sich nach Allem genau erkundigen und wissen, was für Geldsorten im Schwange gehen, damit man nicht durch Einbringung verrufner Münze Gefahr laufe.

Ich: Was soll ich denn anfangen? Sie nehmen mir ja sogar unschuldig die Gelder weg! Wie und wovon soll ich denn leben?

Packhofs-Inspektor: Da muß Er zusehen, und ich will Ihm sogleich bedeuten: wenn die Sachen auf dem Packhofe visitirt worden, so müssen solche von der Stelle geschafft werden.

Es wurde ein Schiebkarrner herbeigerufen, meine Effekten fortzufahren; dieser brachte mich in die Jüdenstraße in den weißen Schwan, warf meine Sachen ab, und forderte vier Groschen Lohn. Die hatte ich nicht. Der Wirth kam herbei, und als er sah, daß ich ein gemachtes Federbett, einen Koffer voll Wäsche, einen Sack voll Bücher und andere Kleinigkeiten hatte, so bezahlte er den Träger und wies mir eine kleine Stube im Hofe an. Da könnte ich wohnen, Essen und Trinken wolle er mir geben; — und so lebte ich denn in diesem Gasthofe acht Wochen lang ohne einen blutigen Heller, in lauter Furcht und Angst. In dem weißen Schwan spannen Fuhrleute aus und logiren da, und so kam denn öfters ein gewisser Advokat B. dahin, und hatte sein Werk mit den Fuhrleuten; mit diesem wurde ich bekannt und klagte ihm meine unglücklichen Fata. Er verobligirte sich, meine Gelder wieder herbeizuschaffen, und ich versprach ihm für seine Bemühung einen Louisd'or. Den Augenblick mußte ich mit ihm fortgehen, und so kamen wir in ein großes Haus; da ließ B. durch einen Bedienten sich anmelden, und wir kamen in Continenti vor den Minister. Der Advokat trug die Sache vor und sagte unter andern: »Wahr ist es, daß der König die Batzen ganz und gar verschlagen lassen; sie sollen in seinem Lande nicht gelten; aber das weiß der Fremde nicht. Ohnehin ertendirt sich das Edict nicht so weit, daß man den Leuten ihre Batzen wegnehmen soll ꝛc.« — Hierauf fing der Minister an zu reden: »Monsieur, seid Ihr der Mann, der meines Königs Mandate durchlöchern will? Ich höre, Ihr habt Lust auf die Hausvogtei? Redet weiter, Ihr sollt zu der Ehre gelangen ꝛc.« — Was thut mein Advokat? Er submittirte sich und ging zum Tempel hinaus; ich hinter ihm her, und als ich auf die Straße kam, so war B. über alle

Berge; und ſo hatte er denn meine Sache ausgemacht bis auf die ſtreitigen Punkte.

Endlich wurde mir der Rath gegeben, den König supplicando anzutreten, das Memorial aber müſſe ganz kurz, gleichwohl aber die contenta darinnen ſein. Ich concipirte eins, mundirte es und ging damit mit dem Aufſchluß des Thores, ohne nur einen Pfennig Geld in der Taſche zu haben (o der Verwegenheit!) in Gottes Namen nach Potsdam, und da war ich auch ſo glücklich, ſogleich den König zum erſtenmale zu ſehen. Er war auf dem Schloßplatze beim Exerciren ſeiner Soldaten. Als dieſes vorbei war, ging er in den Garten und die Soldaten auseinander; vier Offiziere aber blieben auf dem Platze und ſpazierten auf und nieder. Ich wußte vor Angſt nicht, was ich machen ſollte, und holte die Papiere aus der Taſche. Das war das Memorial, zwei Teſtimonia und ein gedruckter thüringiſcher Paß. Das ſahen die Offiziere, kamen gerade auf mich zu und fragten, was ich da für Briefe hätte. Ich communicirte ſolche willig und gern. Da ſie geleſen hatten, ſo ſagten ſie: „Wir wollen Ihm einen guten Rath geben. Der König iſt heute ertragnädig, und ganz allein in den Garten gegangen. Gehe Er ihm auf dem Fuße nach, Er wird glücklich ſein.“ Das wollte ich nicht; die Ehrfurcht war zu groß; da griffen ſie zu. Einer nahm mich beim rechten, der andere beim linken Arm. Fort, fort in den Garten! Als wir nun dahin kamen, ſo ſuchten ſie den König auf. Er war bei einem Gewächſe mit den Gärtnern, bückte ſich und hatte uns den Rükken zugewendet. Hier mußte ich ſtehen, und die Offiziere fingen an in der Stille zu commandiren: „Den Hut unter den linken Arm! — Den rechten Fuß vor! — Die Bruſt heraus! — Den Kopf in die Höhe! — Die Briefe aus der Taſche! — Mit der rechten Hand hoch gehalten! — So ſteht!“ — Sie gingen fort und ſahen ſich immer um, ob ich auch ſo würde ſtehen bleiben. Ich merkte wohl, daß ſie beliebten ihren Spaß mit mir zu treiben, ſtand aber wie eine Mauer, voller Furcht.

Die Offiziere waren kaum aus dem Garten hinaus, ſo richtete ſich der König auf und ſah die Maſchine in ungewöhnlicher Poſitur daſtehen. Er that einen Blick auf mich; es war, als wenn mich die Sonne durchſtrahlte; er ſchickte einen Gärtner, die Briefe abzuholen, und als er ſolche in die Hände bekam, ging er in einen andern Gang, wo ich ihn nicht ſehen konnte.

Kurz darauf kam er wieder zurück zu dem Gewächſe, hatte die Papiere in der linken Hand aufgeſchlagen, und winkte damit, näher zu kommen. Ich hatte das Herz und ging grade auf ihn zu. O wie allerhuldreichſt redete mich der große Monarch an: »Lieber Thüringer! Er hat zu Berlin durch fleißiges Informiren der Kinder das Brod geſucht, und ſie haben Ihm beim Viſitiren der Sachen auf dem Packhofe Sein mitgebrachtes thüringer Brod weggenommen. Wahr iſt es, die Batzen ſollen in meinem Lande nichts gelten; aber ſie hätten auf dem Packhofe ſagen ſollen: ««Ihr ſeid ein Fremder und wiſſet das Verbot nicht. Wohlan, wir wollen den Beutel mit den Batzen verſiegeln; gebt ſolche wieder zurück nach Thüringen und laſſet Euch andere Sorten ſchicken,«« aber nicht wegnehmen. Gebe Er ſich zufrieden: Er ſoll ſein Geld cum Interesse zurückerhalten. Aber, lieber Mann, Berlin iſt ſchon ein heißes Pflaſter; ſie verſchenken da nichts; Er iſt ein fremder Menſch; ehe Er bekannt wird und Information bekömmt, ſo iſt das Bischen Geld verzehrt; was dann?« — Ich verſtand die Sprache recht gut; die Ehrfurcht war aber zu groß, daß ich hätte ſagen können: Ew. Majeſtät haben die Allerhöchſte Gnade und verſorgen mich. — Weil ich aber ſo einfältig war und um nichts bat, ſo wollte er mir auch nichts aufdringen. — Und ſo ging er denn von mir weg, war aber kaum ſechs bis acht Schritte gegangen, ſo ſah er ſich nach mir um und gab ein Zeichen, daß ich mit ihm gehen ſolle. — Und ſo ging denn das Examen an:

Der König: Wo hat er ſtudirt?

Ich: Ew. Majeſtät, in Jena.

Der König: Unter welchem Prorector iſt er inſcribirt worden?

Ich: Unter dem Profeſſor Theologiae Dr. Förtſch.

Der König: Was waren denn ſonſt noch für Profeſſoren in der theologiſchen Fakultät?

Ich: Buddäus, Danz, Weiſſenborn, Walch.

Der König: Hat Er denn auch fleißig Biblica gehört?

Ich: Beim Buddäo.

Der König: Das iſt der, der mit Wolffen ſo viel Krieg hatte?

Ich: Ja, Ew. Majeſtät. Es war —

Der König: Was hat er denn ſonſt noch für nützliche Collegia gehört?

Ich: Ethica et Exegetica beim Dr. Förtſch, Hermeneutica et Polemica

beim Dr. Walch, Hebraica beim Dr. Danz, Homiletica beim Dr. Weiſſenborn, Pastorale et Morale beim Dr. Buddäo.

Der König: Ging es denn zu Seiner Zeit noch ſo toll in Jena her, wie ehedem die Studenten ſich ohne Unterlaß mit einander katzbalgten, daher der bekannte Vers kömmt:

Wer von Jena kömmt ungeſchlagen,
Der hat von großem Glück zu ſagen.

Ich: Dieſe Unſinnigkeit iſt ganz aus der Mode gekommen, und man kann dort anjetzt ſowohl, als auf andern Univerſitäten, ein ſtilles und ruhiges Leben führen, wenn man nur das dic cur hic? obſerviren will. Bei meinem Anzuge ſchafften die Durchl. Nutritores Academiae (Erneſtiniſcher Linie) die ſogenannten Renomiſten aus dem Wege und ließen ſie zu Eiſenach auf die Wartburg in Verwahrung ſetzen; da haben ſie gelernt ruhig ſein.

Und ſo ſchlug die Glocke Eins. »Nun muß ich fort,« ſagte der König, »ſie warten auf die Suppe.« — Und da wir aus dem Garten kamen, waren die vier Offiziere noch gegenwärtig und auf dem Schloßplatze, die gingen mit dem Könige ins Schloß hinein und kam keiner wieder zurück. Ich blieb auf dem Schloßplatze ſtehen, hatte in 27 Stunden nichts genoſſen, nicht einen Dreier in bonis zu Brode, und war in einer vehementen Hitze vier Meilen im Sande gewatet. Da war's wohl eine Kunſt, das Heulen zu verbeißen. In dieſer Bangigkeit meines Herzens kam ein Kammerhuſar aus dem Schloſſe und fragte: »Wo iſt der Mann, der mit meinem Könige in dem Garten geweſen?« Ich antwortete: »Hier!« Dieſer führte mich in's Schloß in ein großes Gemach, wo Pagen, Lakaien und Huſaren waren. Der Huſar brachte mich an einen kleinen Tiſch, der war gedeckt, und ſtand darauf: eine Suppe, ein Gericht Rindfleiſch, eine Portion Karpfen mit einem Gartenſalat, eine Portion Wildpret mit einem Gurkenſalat. Brod, Meſſer, Gabel, Löffel, Salz war alles da. Der Huſar präſentirte mir einen Stuhl und ſagte: »Die Eſſen, die hier auf dem Tiſche ſtehen, hat Ihm der König auftragen laſſen und befohlen, Er ſoll ſich ſatt eſſen, ſich an Niemand kehren, und ich ſoll ſerviren. Nun alſo friſch daran!« Ich war ſehr betreten und wußte nicht, was zu thun ſei, am wenigſten wollte mir's in den Sinn, daß des Königs Kammerhuſar auch mich bedienen ſollte. — Ich nöthigte ihn, ſich zu mir zu ſetzen; als er ſich weigerte, that ich, wie

er gesagt hatte, und ging frisch daran, nahm den Löffel und fuhr tapfer ein. Der Husar nahm das Fleisch vom Tische, und setzte es auf die Kohlenpfanne; ebenso continuirte er mit Fisch und Braten und schenkte Wein und Bier ein. Ich aß und trank mich recht satt. Den Confect, als einen Teller voll großer schwarzer Kirschen und einen Teller voll Birnen packte mein Bedienter ins Papier und senkte mir solche in die Tasche, auf dem Rückwege eine Erfrischung zu haben. Und so stand ich denn von meiner königlichen Tafel auf, dankte Gott und dem Könige von Herzen, daß ich so herrlich gespeiset worden. Der Husar räumte auf. Den Augenblick trat ein Secretarius herein und brachte ein verschlossenes Rescript an den Packhof, nebst meinen Testimoniis und dem Passe zurück, zählte auf den Tisch fünf Schwanzducaten und einen Friedrichs'dor: »Das schicke mir der König, daß ich wieder nach Berlin kommen könte.« Hatte mich nun der Husar ins Schloß hineingeführt, so brachte mich der Secretarius wieder bis vor das Schloß hinaus. Und da hielt ein königlicher Proviantwagen mit sechs Pferden bespannt; zu dem brachte er mich hin und sagte: »Ihr Leute, der König hat befohlen, ihr sollt diesen Fremden mit nach Berlin fahren, aber kein Trinkgeld von ihm nehmen.« Ich ließ mich durch den Secretarium noch einmal unterthänigst bedanken für alle königliche Gnade, setzte mich auf und fuhr davon.

Als wir nach Berlin kamen, ging ich sogleich auf den Packhof, gerade in die Expeditionsstube, und überreichte das königliche Rescript. Der Oberste erbrach es; bei Lesung desselben verfärbte er sich, bald bleich, bald roth, schwieg still und gab es dem zweiten. Dieser nahm eine Prieze Schnupftaback, räusperte und schneuzte sich, setzte eine Brille auf, las es, schwieg still und gab es weiter. Der letzte endlich regte sich, ich sollte näher kommen und eine Quittung schreiben: »daß ich für meine 400 Reichsthaler ganze Batzen so viel an Brandenburger Münzsorten, ohne den mindesten Abzug, erhalten.« Meine Summe wurde mir sogleich richtig zugezählt. Darauf wurde der Schaffner gerufen, mit der Ordre: »Er sollte mit mir auf die Judenstraße in den weißen Schwan gehen und bezahlen, was ich schuldig wäre und verzehrt hätte.« Dazu geben sie ihm 24 Thaler, und wenn das nicht zureichte, solle er kommen und mehr haben. Das war es, daß der König sagte: »Er soll seine Gelder cum Interesse wieder bekom-

men,« daß der Packhof meine Schulden bezahlen mußte. Es waren aber nur 10 Thaler 4 Groschen 6 Pfennig, die ich in acht Wochen verzehrt hatte, und so hatte denn die betrübte Historie ihr erwünschtes Ende.

Pagen.

Friedrich und sein Page.

Friedrich's Dienerschaft bestand nur aus wenigen Personen, indem bei seiner einfachen Lebensweise seine Bedürfnisse leicht befriedigt waren. Ueber seinen Verkehr mit diesen Leuten wird eine Menge von Anekdoten erzählt; sie stellen den König meist als einen sehr strengen, oft aber auch als einen ungemein nachsichtigen Herrn dar. Unter diesen Anekdoten ist eine, die seinen eigenthümlichen Charakter auf eine sehr liebenswürdige Weise hervortreten läßt. An einem Tage, so erzählt man, klingelte der König in seinem Zimmer. Da Niemand kam, öffnete er das Vorzimmer und fand seinen Leibpagen auf einem Stuhle eingeschlafen. Er ging auf ihn zu und wollte ihn aufwecken; doch bemerkte er in dem Augenblicke in der Rocktasche des Pagen ein beschriebenes Papier. Dies erregte seine Aufmerksamkeit und Neugier; er zog es hervor und las es. Es war ein Brief von der Mutter des Pagen und enthielt ungefähr Folgendes: Sie danke ihrem Sohn für die Unterstützung, die er ihr übersandt und sich von seinem Gehalte erspart habe. Gott werde ihn dafür belohnen; und diesem solle er so getreu, wie seinem Könige stets ergeben sein, dann werde er Segen haben, und sein irdisches Glück werde ihm gewiß nicht fehlen. Der König ging leise in sein Zimmer zurück, holte eine Rolle mit Dukaten und steckte sie mit dem Briefe dem Pagen wieder in die Tasche. Bald darauf klingelte er so stark, daß der Page erwachte. »Du hast wohl geschlafen?« fragte der König. Der Page stammelte eine halbe Entschuldigung und eine halbe Bejahung her, fuhr in der Verwirrung mit der einen Hand in die Tasche und ergriff mit Erstaunen die Rolle Dukaten. Er zog sie hervor, ward blaß und sah den König mit Thränen in den Augen an, ohne ein Wort reden zu können. »Was ist dir?« fragte der König. »Ach, Ew. Majestät,« erwiderte der

Page, indem er vor ihm auf die Knie fiel, »man will mich unglücklich machen; ich weiß von diesem Gelde nichts!« — »Ei,« sagte der König, »wem es Gott giebt, dem giebt er's im Schlafe. Schick's nur deiner Mutter, grüße sie und versichere ihr, daß ich für dich und sie sorgen werde.«

Engler.

Friedrich und sein Kammerdiener.

Friedrich hatte, wie oft geschah, anhaltend gearbeitet und saß noch schreibend an seinem Pulte, als die Mitternachtsstunde schon geschlagen hatte. Der hereintretende Kammerdiener Heise, der bei dem Königlichen Vertrauen, das er besaß, sich mehr erlauben durfte, wie ein Anderer, erinnerte daran, daß es schon spät und Zeit zur Ruhe sei. Der König sagte: »Ich habe da eine wichtige Arbeit vor, die keinen Aufschub leidet. Wenn ich jetzt zu Bette gehen soll, so muß Er mich spätestens Morgen früh um 4 Uhr wieder wecken. Ich werde dann noch schläfrig sein, nicht aufstehen wollen, und Ihn wieder wegschicken. Aber ich befehle Ihm, sich nicht abweisen zu lassen, und autorisire Ihn, im Falle der Weigerung, mir die Bettdecke abzuziehen. Hört Er? — beim Verluste meiner Gnade!«

Mit dem Glockenschlage Vier trat der treue, furchtlose Diener herein und sah den König sanft und fest schlafen. Aber mit lauter Stimme weckte er ihn, und als der König die Augen aufschlug, sagte er: »Es ist mir leid geworden; ich muß noch zwei Stunden schlafen; komme Er um sechs Uhr wieder. Nun fort, zum Zimmer hinaus!« »Erinnern sich Majestät an Ihren mir gegebenen Befehl und Ihre Drohung!« »Schäker!« rief Friedrich, »Er hört's ja, ich will nicht!« »Majestät, Sie müssen!« antwortete Heise, und zog damit die Bettdecke entschlossen weg. Nun stand der König auf, und als er, noch schlaftrunken, gähnte und sich reckte, rief er aus: »Ach Gott! wär' ich doch ein Kriegsrath geworden.« *)

Cramer.

*) Die Landeskollegien, die jetzt Regierungen heißen, hießen damals „Kriegs- und Domainen-Kammern, und ihre Räthe „Kriegsräthe;" der König hatte von ihnen die Meinung, daß sie nicht gerne bequem machten.

Friedrich und der Wachtmeiſter Krüger.

Gern redete Friedrich bei Tafel von Schlachten und Siegen und gruppirte dieſe hiſtoriſch-militäriſchen Gemälde lebendig zum Anſchauen. So erzählte er unter Anderem eine Affaire, bei Gelegenheit eines feindlichen nächtlichen Ueberfalls, bis ins kleinſte Detail. Nachdem er ausgeſprochen, ſagte der neben ihm ſitzende General Ziethen: „Halten Ew. Majeſtät zu Gnaden, ſo iſt die Sache nicht geweſen; ſie trug ſich ganz anders zu.“ „Nun ſo erzähl Er mal.“ Nachdem Ziethen den Hergang erzählt hatte, wurde der König unwillig und ſagte: „Das iſt nicht wahr; will Er's beſſer wiſſen, als ich?“ „In dieſem Falle ja, Ew. Majeſtät; denn ich ſelbſt habe die Affaire gehabt und ausgeführt. Da eben ſehe ich im Nebenzimmer den wachehabenden Wachtmeiſter Krüger von meinem Regimente, der bei dieſer Gelegenheit brav an meiner Seite gefochten hat. Wollen Ew. Majeſtät mir nicht glauben, ſo geſtatten Sie, daß er, der nicht weiß, wovon eben die Rede iſt, heraustreten und die Sache erzählen darf.“ „Gut! dann wird Er's hören.“

Mit feſtem Tritt, kühnem Blick und martialiſchem Weſen ſtand der herbeigerufene alte Huſar neben dem Stuhle des Königs. Der König ſah ihn wohlgefällig an; er hatte die Phyſiognomie und Haltung, das charakteriſtiſche Gepräge der damaligen großen Zeit. „Krüger, haſt du die und die Affaire mitgemacht?“ „Ja, Papa.“ „So erzähl mal!“ und ganz einfach, doch beredt, erzählte er die Sache gerade ſo, wie Ziethen. Der König ſah ihn verdrießlich an und ſagte: „Krüger, du lügſt!“ Und der Huſar trat näher heran, nahm die Gabel des Königs, fuhr damit in die vorſtehende Schüſſel Faſanen, hielt den geſpießten Faſan in die Höhe, mit den Worten: „Ich will den Tod in dieſem Faſane freſſen, wenn ich nicht die Wahrheit geſagt habe!“ und rechts umkehrend ging er, unter dem lauten, beifallenden Lachen der ganzen Tiſchgeſellſchaft, mit ſeiner Königlichen Beute auf ſeinen Poſten zurück. Der König ſelbſt lachte herzlich, ließ dem biederen, treuherzigen alten Wachtmeiſter eine Flaſche Wein und Kuchen von ſeiner Tafel bringen und ſetzte hinzu: „So kenne ich ſie, die guten alten, braven Jungens. Nun Ziethen eine Priſe! und er reichte ihm — was er ſelten zu thun pflegte, ſeine Doſe.“

Ende.

Friedrich's Alter.

Friedrich hatte bereits das ſiebente Jahrzehend ſeines Lebens überſchritten. Neue Geſchlechter waren um ihn her aufgewachſen; ſie kannten die Leiden und die Freuden ſeiner früheren Zeit nicht; aber innig war ihr Leben durchwebt von dem Ruhme ſeines Namens, und kindliche Verehrung brachten ſie dem dar, der mit Vatertreue unabläſſig für das Wohl ſeines Volkes ſorgte. Wahrlich, wenn Friedrich unter ſeinen Unterthanen erſchien, es war, als ob der Vater zu ſeinen Kindern komme. Darum ruhte er ſicher in der Liebe ſeines Volkes, und ſein Haus bedurfte, während andere Monarchen ſich durch bewaffnete Miethlinge und Kanonen vor den Ihrigen zu ſchützen ſuchten, keiner Wache. Wohl lautet es rührend, wenn ein Zeitgenoß erzählt: »Ich beſtieg dieſen Hügel (Sansſouci) zum erſten Mal im Winter in der Abenddämmerung. Als ich dieſes Welterſchütterers kleines Haus vor mir erblickte, ſchon nahe war an ſeinem Zimmer, ſah ich zwar Licht, aber keine Wache vor des Helden Thür, keinen Menſchen, der mich gefragt hätte, wer ich ſei und was ich wolle. Ich ſah nichts und ging frei und froh umher vor dieſem kleinen Hauſe.« Ein Anderer berichtet, wie er eines Abends, in Geſellſchaft eines königlichen Pagen, nach Sansſouci gekommen ſei und dort im zweiten Zimmer, durch die halbgeöffnete Thür, Friedrich geſehen habe, auf einem Ruhebette ſchlummernd, nur leicht bedeckt und bloß von einem ſchlafenden Kammerdiener bewacht.

Wenn Friedrich in die Stadt geritten kam, war es ſtets ein feſtliches Ereigniß für das Volk. Die Bürger traten aus den Thüren und grüßten ihn ehrerbietig; er erwiderte jeden Gruß, indem er den Hut abzog. Viele folgten ihm zu den Seiten, den alten König recht lange und deutlich anzuſehen. Stets lief eine Menge von Kindern und Buben vor oder neben ihm; ſie riefen dem Landesvater ihr Lebehoch zu, warfen ihre Mützen jubelnd empor, wiſchten ihm auch wohl den Staub von den Stiefeln und trieben ſonſt allerlei Poſſen. Friedrich ließ ſie nie in ihrer Freude ſtören; nur wenn ſie gar zu weit gingen und das Pferd neckten, daß es ſcheu ward, ſtieß er wohl einige raſche Drehungen aus und ritt dann wieder ruhig weiter. Auch wird erzählt, wie er einſt, als die Buben es zu arg machten, ſeinen Krück-

ſtock erhoben und ihnen drohend geboten habe, in die Schule zu gehen, wo die Buben aber jubelnd ausgerufen hätten: »Ach, der will ein König ſein, und weiß nicht, daß Mittwoch Nachmittags keine Schule iſt!«

Ebenſo drängten ſich die höhern Stände, denen der Zutritt zur Oper verſtattet war, ihn zu ſehen, wenn er in das Theater trat. »Mir ſchlägt immer das Herz,« ſo ſagt ein Augenzeuge, »wenn Pauken und Trompeten ſeinen Eintritt verkündigen, die Leute ſich faſt erdrücken, ihn zu ſehen, und die alten Soldaten unten nur Augen für ihn haben.«

Und wie in der nächſten Umgebung ſeines Volkes, ſo zollte man ihm überall, ſelbſt in entlegenen Ländern, Ehrfurcht und Bewunderung. Es war im Jahre 1780, als ein aus Amſterdam gebürtiger Schiffscapitain, der in Emden das Bürgerrecht erworben, ſein Schiff auf der marokkaniſchen Küſte durch einen Sturm verlor. Er, ſammt der Mannſchaft, wurde in die ſchreckbichſte Gefangenſchaft nach Magadore geführt. Als aber der Kaiſer Muley Ismael erfahren, daß ihre Flagge und ſie ſelbſt dem großen Könige angehörten, ließ er die Unglücklichen nach Marokko kommen, befragte ſie nach Friedrich und ſagte: »Von eurem Monarchen ſind ſo viele Wunderdinge zu meinen Ohren gekommen, daß es mich mit Liebe und Bewunderung zu ihm erfüllt hat. Die Welt hat keinen größern Mann aufzuweiſen, als ihn; als Freund und Bruder habe ich ihn in mein Herz geſchloſſen. Ich will darum auch nicht, daß ihr, die ihr ihm angehört, in meinen Staaten als Gefangene angeſehen werdet; vielmehr habe ich beſchloſſen, euch frank und frei in euer Vaterland heim zu ſchicken, auch meinen Kreuzern anbefohlen, wo ſie preußiſche Schiffe in See antreffen, ihren Flaggen Achtung zu erweiſen und ſie ſelbſt nach Möglichkeit zu beſchützen.« Kleck mit ſeinem Gefolge ward darauf neu eingekleidet, ſehr anſtändig bewirthet und unentgeltlich nach Liſſabon eingeſchifft.

Mit einem ſchwächlichen Körper war Friedrich in die Welt getreten; mehrfach hatte man in jüngern Jahren für ſein Leben gefürchtet. Dann war die Zeit der Arbeit und Mühe gekommen, deren Laſt ihm ſchon in den männlichen Jahren das Gepräge eines höhern Alters gegeben hatte. Gleichwohl war durch die mannigfachen Anſtrengungen im Felde ſein Körper abgehärtet worden und mit bewundernswürdiger Kraft, die freilich nur durch einen ſo ſtarken Geiſt erzeugt werden konnte, ertrug er die folgenden Mühen

und ſo manche Krankheitsleiden, die faſt regelmäßig wiederkehrten. Sein Körper war von der Zeit gebeugt worden, ſein Geiſt war es nicht. So ſchildert ihn noch wenig Monate vor ſeinem Tode ein Zeitgenoß. »Mit lebendiger Neugierde,« ſagt er, »betrachtete ich dieſen Mann, der, groß von Genie, klein von Statur, gekrümmt und gleichſam unter der Laſt ſeiner Lorbeern und ſeiner langen Mühen gebeugt war. Sein blauer Rock, abgenutzt wie ſein Körper, ſeine bis über die Knie hinaufreichenden langen Stiefeln, ſeine mit Schnupftabak bedeckte Weſte bildeten ein wunderliches und doch imponirendes Ganze. An dem Feuer ſeiner Blicke erkannte man, daß er nicht gealtert hatte. Ungeachtet er ſich wie ein Invalide hielt, fühlte man doch, daß er ſich noch wie ein junger Soldat ſchlagen könne; trotz ſeines kleinen Wuchſes erblickte ihn der Geiſt doch größer, als alle andern Menſchen.«

Kaiſer Joſeph II.

Das Geſuch einer vornehmen Frau, ihren untauglichen Sohn als Hauptmann anzuſtellen, beantwortete Joſeph durch folgendes Handſchreiben:

Madame!

Ich ſehe die Verbindlichkeit eines Monarchen gar nicht ein, daß er einem ſeiner Unterthanen darum eine Stelle verleihen ſollte, weil er ein Edelmann von Geburt iſt. Haben Sie in Ihrem Geſuche wichtigere Beweggründe, als die, deren ich ſo eben erwähnte? — Sagten Sie nicht, Ihr verſtorbener Gemahl wäre ein verdienter General, und ein Cavalier von einem angeſehenen Hauſe geweſen, und Sie verſprächen ſich von meiner Gnade für Ihre Familie eine Compagnie unter meinen Fußvölkern für ihren zweiten Sohn, der ſo eben von ſeinen Reiſen gekommen? Madame! Man kann der Sohn eines Generals ſein, ohne die geringſte Anlage zum Offizier zu haben; ein Cavalier von guter Familie ſein, ohne andere Verdienſte zu haben, als die, daß man durch ein Spiel des Zufalls ein Edelmann geworden ſei.

Ich kenne Ihren Sohn und ich kenne, was zum Soldaten gehört. Im Geſichtspunkte der Kenntniß dieſer beiden Gegenſtände finde ich, daß Ihr

Sohn keinen Charakter zum Kriegsmann habe, und daß er zu sehr mit seiner Geburt beschäftigt sei, als daß man sich solche Dienste von ihm versprechen dürfte, auf die sein Vaterland einstens Staat machen könne.

Weßwegen ich sie bedauere, Madame! das ist, daß Ihr Sohn weder zum Offizier, noch zum Staatsmanne, noch zum Priester tauge. Kurz gesagt, daß er nichts, als ein Edelmann, und das von ganzer Seele ist.

Danken Sie es Ihrem günstigen Schicksale, daß, indem es Ihrem Sohne alle Talente versagt, ihn zugleich in den Besitz ansehnlicher Güter versetzt habe, die ihn dafür hinlänglich entschädigen, und die ihm zugleich meine ganze Gnade entbehrlich machen.

Ich hoffe, daß Sie unpartheiisch genug sind, die Ursachen einzusehen, die mich zu einer Entschließung genöthigt haben, die Ihnen vielleicht unangenehm sein wird, die ich aber für nothwendig angesehen habe. Adieu, Madame!

Ihr

Lachsenburg,
den 4ten August 1787.

wohlaffectionirter
Joseph.

Kaiser Joseph II. hatte am 7. September 1778 bei Prag ein Uebungslager in derselben Gegend aufschlagen lassen, wo im Jahre 1757 der preußische Feldmarschall, Graf von Schwerin, im siegreichen Kampfe gegen die Oesterreicher mit der Fahne in der Hand heldenmüthig gefallen war. — Als die Schaaren an jener Stelle vorüberzogen, sprengte der Kaiser herbei, ließ um den Baum, zu dessen Fuße Schwerin den Heldengeist ausgehaucht hatte, ein Viereck bilden, stellte sich in die Mitte, und befahl dem Grafen Nugent, das Andenken des preußischen Heerführers durch eine dreifache Salve aus allen Geschützen und Gewehren, und volle Kriegsmusik, zu ehren.

Es geschah. Bei jeder Salve nahm der Kaiser den Hut ab, und ließ, nach vollbrachter Todtenfeier, jedem Soldaten, der damals gegen Schwerin gefochten, einen Dukaten, und den sämmtlich anwesenden Völkern für diesen Tag einen doppelten Sold auszahlen.

Klemens.

Erzherzog Carl von Oeſterreich.

Als der Erzherzog Carl von Oeſterreich, dieſer heldenmüthige und tugendhafte Fürſt, im Jahre 1809 nach Böhmen reiſte, um bei dem Heere, welches gegen die Franzoſen focht, einen Oberbefehl zu übernehmen, und er ſich dem Schauplatze des blutigen Kampfes näherte, traf er viele Verwundete, die verlaſſen von aller Hülfe ſich mühſam fortſchleppten und, wenn noch Kräfte übrig waren, zum Theil ihre Bagagewagen ſelbſt zogen, damit ſie dem Feinde nicht in die Hände fallen möchten. — Der Prinz ließ ſogleich von mehreren, gleichfalls ſchon im Rückzuge begriffenen Kanonen die Pferde abſpannen und ſie vor die Wagen bringen, auf welche nun die Verwundeten ſich ſetzen mußten, und ſagte: »dieſe braven Männer verdienen es wohl mehr, gerettet zu werden, als ein Paar Kanonen.«

Sobald der franzöſiſche Befehlshaber Moreau dieſe hochherzige Handlung des deutſchen Heerführers erfuhr, befahl er ſogleich, den Oeſterreichern jene verlaſſenen Geſchütze zurück zu geben: »denn« ſagte er, »ich will keine Kanonen haben, die aus ſo menſchenfreundlichen Bewegungsgründen zurückgelaſſen worden ſind.«

Klamer.

Schreckenstage der Stadt Leipzig im Oktober 1813.

(Aus dem Tagebuch eines Augenzeugen.)

Leipzig, den 16. October.

Napoleon war in der Stadt gar nicht verweilt, ſondern ſogleich hinaus zu den Seinen geritten. Kaum eine Viertelſtunde weit zum grimmaiſchen Thore hinaus, mithin Wolfwitz als Hauptpunkt im Auge, wählete er ſeinen Standpunkt auf offenem Felde und nahe an der Straße. Hieher ward ein kleiner Tiſch aus einem Landhauſe geſtellt; ein Stuhl dahinter, ein lodernd Wachfeuer daneben. Eine Charte, die man — es war rauhes, ſtürmiſches Wetter — auf den Tiſch genagelt, ein kleiner Tubus, meiſt in ſei-

ner Hand; das war Napoleons ganzer Apparat. Niemand war behindert, nach Gefallen ſo nahe zu treten, daß man nur nicht gerade ihm im Wege war. Als er hinaustritt, ſah er finſter, verſchloſſen, gewiſſermaßen ſtarr aus: da nur aber erſt die Kanonen mächtiger donnerten, öffnete ſich gleichſam das verſchloſſene Geſicht: er ward geſprächig, beweglich; ſeine Miene blieb nur herriſchernſt, nicht mürriſch, und änderte ſich nun, auch im Laufe des lebhaften Geſprächs, faſt ſo wenig, als die Miene einer Maske. Dies Feſtſtehende, ich möchte ſagen, Gefrorne, zuſammen mit dem Unruhigen, Haſtigen, etwas Eckigen ſeiner Bewegungen, hatte etwas — ſoll ich's Ueber- oder Unmenſchliches nennen? kurz, etwas, daß Einem ganz unheimlich, faſt grauenvoll dabei ward; und kann ich nicht beſtimmen, in wie weit dieſe Empfindung unmittelbare Folge des Eindrucks oder in wie weit dieſer erſt von eigener Phantaſie zugekocht ſein mochte. Napoleon ſaß — auch wenn er die Charte befragte über einen Punkt, worauf er den Finger legte, ſprach, ſchrieb u. ſ. w. — nie länger, als etwa zwei Minuten; dann richtete er ſich haſtig wieder empor, und ging auf und nieder. Alexander Berthier war immer an ſeiner Seite. Mit kälteſtem Stolz und erdrückender Gleichgültigkeit behandelte er mehrere der vornehmen Herren, die ſonſt, und oft weit unerträglicher, als er, uns despotiſirten, und die nun in gänzlicher reſignirender Ehrfurcht etwas dumm daſtanden. Adjutanten, und auch andere Offiziere, ohne deren Abzeichen, flogen von allen Seiten unaufhörlich herbei; alle wurden direct an ihn verwieſen. Er nahm ihre Papiere, lief ſie blitzſchnell durch, ſchrieb, oder gab mündlich im Augenblicke Antwort; die letzte meiſt gegen Berthier hin, der dann, wie es ſchien, ſeine kurze Entſcheidung den Männern weiter auseinander ſetzte; zuweilen winkte er auch dieſe nahe zu ſich, fragte, fertigte ohne Zwiſchenredner ab u. ſ. w. Sein Gang war einigemal ſo, daß er Trupps Verwundeter, die, zum Theil in jämmerlichem Zuſtande, auf der Straße nach der Stadt gebracht wurden, ganz ſicher erkennen mußte; er wendete weder den Schritt, noch den Blick um: die Sache war ihm völlig gleichgültig. Dies alles, und noch Tauſenderlei, zuſammengenommen, was ſich nicht wohl in Worte faſſen läßt, ohne, wie bei einer im Einzelnen geſchilderten, reichen Landſchaft, das Geſammtbild, worauf allein es ankömmt, viel eher zu zerſtören, als zu vollenden; dies, ſag' ich, bringt Einem das Zauberiſche, Geiſterbannende ſeiner verſönlichen Nähe in den Sinn.

Die Kanonade begann zuerſt wieder heftig von den Anhöhen bei Wellwitz, (Liebertwolkwitz), und krachte ſo ſchrecklich herein, als ſei ſie unmittelbar vor den Thoren, weil eben einiger Luftzug von dorther kam; wohl auch, weil, wegen der Stille dieſes Morgens, unſere Gehörwerkzeuge noch nicht einen ungewöhnlichen Grad der Spannung erhalten hatten. (Als dies in der Folge der Fall ward, waren ſelbſt nahe, große Batterien recht wohl zu ertragen; und das Feuer des kleinen Gewehrs klang faſt, als machten's Knaben mit Schlüſſelbüchſen.) Vom Boden des hohen **ſchen Hauſes konnte ich die Stellungen und Bewegungen der Heere dorthinaus ſehr gut beobachten. Die Franzoſen hatten die Anhöhen um Wolkwitz und gegen Wachau hin, offenbar die vortheilhafteſte Poſition von dieſer Seite, noch ganz innen. Sie von da zu vertreiben, war vielleicht neulich in dem großen Gefecht der Hauptzweck der Verbündeten; ſie zu behaupten, der der Franzoſen. Die Kanonade nicht nur, ſondern auch die Bewegungen der Heerhaufen verblieben da, und bildeten ſich nun weiter aus, nach Meisdorf, Probſtheyde, Wachau, bis gegen Connewitz. Infanterie ſchien noch wenig zum Angriff zu kommen: deſto häufiger und gewaltſamer waren die Anläufe der Cavallerie. Murat führte ſie an in Perſon; man vermuthete aber auch den Kaiſer dort. Ohngeachtet der wogenden Bewegungen einzelner Haufen, ſtand das Ganze beider Parteien feſt, bis nach zehn Uhr: da dehnte ſich die Linie, direct an der bornaiſchen Straße, weiter, allmälig immer weiter zurück: — wie bebte mir das Herz hinter meinem guten Fernrohr! Und jetzt, jetzt zeigt ſich ſogar eine, von franzöſiſcher Cavallerie durchbrochene Lücke, deren beide zurückgedrängte Enden bedeutendes Getümmel verrathen! — Jetzt ſehen wir in Bogen einen gedrängten Reitertrupp pfeilſchnell angeflogen kommen und jene durchbrechenden Franzoſen faſſen. Das Gemenge dauerte nicht lange; die Franzoſen zogen in Ordnung und geſchloſſen auf ihre Linie; das Gemetzel (nun auch der Infanterie) ward, vornämlich um Wachau, ſo heftig und gedrängt, daß man nichts mehr erkennen konnte: jene Lücke füllte ſich wieder aus; ich eilte zu den Meinen.

Indeß war von entgegengeſetzter Seite, mithin in der Gegend, wohin die Zimmer unſrer Wohnung (nach der Promenade) ſehen, um Leutſch,

Schönau bis gegen Schocher, und in dieſer Breite weiter hinaus, die Kanonade fürchterlich losgebrochen; ſo daß ich kein unzerſplittertes Fenſter in meinem hintern Zimmer zu finden hoffte, und den geängſteten Lieben mich nicht länger entziehen zu dürfen glaubte. Der Hall ſchien zu verrathen, die Verbündeten beſäßen hier mehr, und auch gröberes Geſchütz als die Franzoſen. Es kämpften aber hier vornämlich Oeſterreicher; ſpäter zugleich Preußen — ſoviel ich nämlich bis jetzt habe abnehmen können. Indem die Kanonade auf mehren feſten Punkten fortdauerte, entwickelte ſich, und mehr in die Breite, gegen elf Uhr, auch das Klein-Gewehrfeuer. Jene ließ nun freilich hin und wieder nach, als dies weiter um ſich griff, und zwar — die Linie von meinen Fenſtern ausgedacht — nach links zu, in der Richtung über Lindenau hinaus, und dann herüber bis gegen das ſchocherſche und connewitzer Gehölz, in welchem, auf der durchführenden Straße, an den abgeworfenen Brücken, (wie der Reſt der Landleute, die hereinflohen, berichtete,) auch öſterreichiſche Infanterie ſtritt, und ruſſiſche Koſacken ſchwärmten. Der Hauptpunkt ſchien aber doch gegen Wachau hin zu ſein. Ohne einen Augenblick Unterbrechung hallte das Geſchütz aller Art herüber, und in derſelben Richtung. Doch ſchien es Napoleon, wenigſtens nach der Stärke und Beſchaffenheit der dort hinausziehenden Truppen, heute vor allem auf den Punkt Wachau abgeſehen zu haben. Um die Mittagſtunde wendete ſich langſam das Hauptfeuer mehr gegen Goſſa hin, und zugleich, gegen Mökern, näher der Stadt zu. Hier ſchienen alſo die Franzoſen offenbar zu weichen, und unſre Hoffnung hob die Schwingen. Indem ſahen wir Napoleon mit großem, glänzendem Gefolge, Mürat und Poniatowski unmittelbar an ſeinen Seiten. — Er, in den unſcheinbarſten Ueberrock eingeknöpft, den verbrauchten Hut vom Regen der letzten Tage übel genug entformt, Mürat, in glänzendem Schmuck, Poniatowski ſchön ritterlich gekleidet — vor unſern Fenſtern nach dem Petersthor ſprengen. Wo er bisher geweſen, hatte ich nicht erfahren können: daß er den Weichenden von jener Seite her zueile, mußte Einem ſogleich einfallen. Noch um ein Kleines war das Feuer in jener Richtung gewichen: kaum aber konnte er bei den Seinen dort eingetroffen ſein, ſo tobte das Geſchütz aller Art ärger, als je vorhin. Wie er ſo ſchnell, mithin ſo ungehindert und direct dorthin gelangen können; ob die Verbindung zwiſchen jenem, und dem Hauptcorps, das die Ge-

gend, zum Petersther hinaus, inne hatte, des, freilich höchſt ungünſtigen Terrains wegen, (kleine Gehölze und Gewäſſer, verſumpfte Wieſen u. ſ. w.) nicht eng genug geſchloſſen, oder zu ſchwach war, oder was ſonſt: das mögen Andere wiſſen. — Mit gleicher Hitze und Gewalt dauerte das Feuer auf dieſem Punkte — ohne daß es darum auf irgend einem andern ſchwieg — etwa eine Stunde fort: da lenkte ſich der Hauptpunkt ſehr langſam wieder zurück, und dehnte ſich zugleich weit mehr in die Breite, weiter hinaus. Wie auch alles Gefühl ſich dagegen ſträubte; ich mußte mir ſagen: Hier wendet ſich's zum Vortheil eurer Unterdrücker! — Von gegen zwei Uhr an, ſah ich vor meinen Fenſtern an der Promenade hin fünf oder ſechs Regimenter friſcher Truppen im Eilmarſch und vollkommener Ordnung vorüber, nach dem ranſtädter Thore zu, und dann auf der lindenauer Chauſſée hin marſchiren. Dieſe ſollten wohl die langſam zurückweichenden Alliirten entweder durchbrechen, oder von der Seite und im Rücken faſſen, während Napoleon unaufhörlich von entgegengeſetzter Seite auf ſie drängte. Gegen drei Uhr mochten dieſe zum Gefecht gekommen ſein — man konnte ſie auf der Zinne meines Wohnhauſes ziemlich genau verfolgen: aber auch ein groſſes Corps friſcher — ich weiß nicht welcher, verbündeter Truppen ſchien von Lützen her angerückt zu ſein, und zwar mit viel Reiterei, und auch — das gab der Klang — mit gewaltiger Artillerie. Nun ward das Feuer gräßlich. Da indeß das Centrum, vielleicht durchbrochen, vielleicht ſonſt in Unordnung gebracht, ſicher wenigſtens zurückgedrängt war: ſo flogen Adjutanten und Eilboten aller Art herein nach der Stadt, ſchrien unaufhörlich die Siegespoſt aus, mit dem Lebehoch ihres Kaiſers, eilten zu allen Behörden, der Eine mit gewiſſem Glanze zu unſerm König; alles, was Franzos war oder ſchien, ſchrie ſie nach, dieſe Siegespoſt, und dies Lebehoch; von allen Kirchthürmen mußten die Glocken ertönen; was nicht Franzos iſt oder ſcheinen wollte, ſtürzte von den Straßen weg, die Thüren zuwerfend, um ſeine Gefühle unbelauert ausſtrömen zu laſſen; für die, auf dem Markte zuſammentretenden Soldaten ward Wein herbeigeſchafft, ihr Siegs- und Huldigungsgeſchrei hallte durchdringender. . . .

Auf den Punkt über Lindenau rechts, und nach Möckern hin, hatte ſich indeß das Gefecht viel heftiger entſponnen, und dauerte mit immer gleicher Heftigkeit, auch ohne im mindeſten vor- oder rückwärts, oder auch nur zur

Seite hinaus zu weichen, ununterbrochen fort, selbſt als der Abend ſchon angebrochen war. Als das Dunkel ſich verbreitete, minderte ſich zwar die Kanonade, aber das Kleingewehrfeuer hallte noch gegen 7 Uhr herüber. Dieſer Punkt war alſo feſt behauptet von den Verbündeten; ob die Stellung nach entgegengeſetzter Gegend, (bei Wolkwitz, Wachau u. ſ. w.) wieder errungen war, das wiſſen wir nicht.

Was endlich in der Gegend vor dem halleſchen Thore geſchehen, (von Halle herüber bis gegen Düben u. ſ. w.) davon weiß ich gar nichts, da es außer meinem Geſichts- und Gehörs-Kreiſe liegt, und ich an genaues Erkundigen nicht habe kommen können. Nur das höre ich: es iſt auch da den ganzen Tag gefochten worden, und mit bedeutendem Glück für die Verbündeten, von denen Streifcorps gegen die Stadt gedrungen ſein ſollen. Dort ſtehen vornämlich Preußen; und zwar — ſo ſagte mir wenigſtens jener Oberſtlieutenant — befehligt ſie Blücher, an den ſich der Kronprinz von Schweden anſchließe. Selbſt mein Herr Kriegscommiſſär meinte, dort hinaus und bei Mökern habe man noch nicht ſo entſchieden geſiegt, als nach Wachau hin: aber morgen werde ſein großer Kaiſer auch dort ſein Glück forciren, und dann ſeinen Schutz ringsum über uns verbreiten. Schlafen Sie ruhig, fügte er hinzu; noch einige Tage Beſchwerden, und die glänzendſte Zukunft thut ſich vor Ihnen auf — je vous assure. — Und ſo bietet das Ganze — ſo weit nämlich meine blöden Augen reichen — noch kein Reſultat außer der Beſtätigung, daß es mit den Verbündeten wahrlich nicht mehr »das alte Lied« iſt; daß aber auch von der Gegenparthei, beſonders wo Napoleon ſelbſt iſt, alle, alle Kräfte für ihn aufgeboten werden: daß aber, um auch nur irgend eine Entſcheidung zu erreichen, noch viel mehr, und auf allen Punkten, rund um die Stadt, gekämpft werden, noch das Blut vieler Tauſende fließen muß. —

Gegen Abend brachte man den tapfern Lateur-Maubourg herein: ein Fuß war ihm, vom Schenkel an, weggeriſſen. Mehre, ebenfalls bedeutende Generale, wurden auch ſchwer verwundet hereingetragen. Jetzt, 11 Uhr zur Nacht, ſehe ich aus meinen Fenſtern, ſo weit das Auge in die Umgegend trägt, Ketten hochlodernder Wachtfeuer; und von der Chauſſée herüber raſſeln dumpf langſam fahrende Wagen, die in ununterbrochener Reihe Verwundete nach der Stadt führen. —

Den 17. Abends.

Der Zuſtand der Stadt iſt ſchrecklich. Seit die geſtrige Schlacht — wo nicht entſchieden, doch beendet war, weiß Niemand, die ausgenommen, die es wiſſen ſollen, wo der Kaiſer iſt. Der Gräuel auf den Straßen überſteigt faſt allen Begriff; und die Barbarei, womit die Elenden, die noch umher liegen, von ihren franzöſiſchen Kameraden behandelt werden, noch jenen Gräuel. Ich habe Scenen geſehen, für die ich ſonſt jeden, der ſie erzählt hätte, aus Menſchengefühl der Täuſchung oder Täuſcherei ins Geſicht hätte bezüchtigen müſſen. Ueber die Stadt ſelbſt iſt, bis morgen Mittag 12 Uhr, eine Convention geſchloſſen worden. Wenigſtens ſagt man dies; und die Preußen und Koſaken, die vor dem halleſchen Thore bis an Pfaffendorf plänkern, dringen nicht ein. Es ſind aber doch etwa zwölf Granaten hineingeworfen worden, die alle mehr oder weniger Schaden angerichtet haben. Von ſchwerem Geſchütz ſind auch einzelne Kugeln hereingeflogen; wobei man freilich nicht begreift, wie Plänker zu ſo ſchwerem Geſchütz kommen. — Jede Familie, arm oder reich, hat, bei angedroheter, härteſter Strafe, ſchnell abliefern müſſen, was eine Armee brauchen kann, und jedermann nur für den Augenblick zu entbehren vermag: Betten, Küchengeräthe, Mundvorrath, Aexte, Spaten und dergleichen. Alles, was dazu fähig iſt, muß hinaus, um zu ſchanzen. Die Thore und Straßen der Vorſtädte, ſelbſt mehre einzelne Häuſer der letztern, werden gewiſſermaßen befeſtigt und vom Militair allein beſetzt. Sie ſollen bis zum letzten Mann vertheidigt werden. Die Noth, die Angſt und das Jammern vieler, beſonders armer Vorſtädter, die ihr Eigenthum preisgeben müſſen, und mit ſich und ihrer tragbaren Habe oft nicht wiſſen, wo unter zu kommen, iſt herzzerreißend. — — Die verbündeten Corps in der Gegend von Wolkwitz behaupten ihre Stellung; die über Lindenau, Schönau u. ſ. w. haben wirklich eine neue Poſition in derſelben Gegend, wie geſtern, nur etwa zwei Stunden entfernter, genommen. — Indeſſen war gegen 11 Uhr Vormittags ein großes franzöſiſches Corps den Verbündeten — hier vornämlich Ruſſen — nach, gegen Grimma hin gezogen. Man hörte unaufhörlich, doch ziemlich entfernt, das Geſchütz. Mein Herr Commiſſair hatte auch dahin gemußt. Jetzt, Abends ſpät, kömmt er zurück, und ſagt: »Wir haben dort einen großen und harten Kampf gehabt,

aber geſiegt. Haufenweiſe liegen weit und breit Todte und Verwundete umher. Morgen ein frohes Ende.« — Napoleon ſoll dieſen Vormittag von den verbündeten Fürſten — zunächſt vom Kaiſer Franz — freien Abzug ſeines Heeres verlangt haben, und dieſer ihm auch zugeſtanden worden ſein, wenn er zuvor Wittenberg und Torgau räumte u. ſ. w. Das habe er nicht gewollt, und ſo ſei die Unterhandlung abgebrochen. Welch ein Tag wird uns morgen bevorſtehn!

Wie wunderbar miſcht ſich in vielen bedeutenden Frauen matte Reſignation und lächerliche Zagheit bei kleinen Unfällen, mit edler Faſſung und ſelbſt heroiſch ruhiger That bei großen! Eine junge Frau, die ich kenne — zart organiſirt, fein, zierlich und ſcheu in ihrem ganzen Weſen, hört, wie alle Bewohner ihres Hauſes, eine der hereingeworfenen Granaten an dieſem Morgen durch das Dach brechen: aber dann iſt's ſtill. Die Granate iſt nicht geſprungen, ſagt ſie und ſagt jeder; wer wagt's, hinaufzugehen, und Unglück abzuwenden? Niemand wagt's, ſondern man bringt Geſchichten, daß die Teufelsdinger oft erſt nach langer Weile ſich auf ihre Bosheit beſännen u. ſ. w. Der Mann iſt in Geſchäften abweſend: augenblicklich rafft ſie eine wollene Decke auf, taucht ſie in Waſſer, eilt hinauf, ohne daß ein Menſch ihr folgt, breitet ſie vielfach um die Granate, kommt herunter und ſagt ruhig: Jetzt haben wir das Unſre gethan, nun wird Gott das Seine thun. (Die Granate ſprang nicht.) — Eine andere, vorzüglich ausgebildete, nicht mehr junge, aber noch ſehr hübſche Frau, die vor einer Raupe bebt, vor einer Maus alle Faſſung verliert, und, fällt ein Kind aufs Näschen, Nervenübel bekömmt, hat einen General im Quartier, der als einer der übermüthigſten Quäler ſchon vorher übelberüchtigt, und, weil er nirgends befriedigt werden und viel ſchaden konnte, in fünf Tagen dreimal anders untergebracht worden war. Sie weiß das, die Behörde bittet ſie, alles Mögliche zu thun: ſie thut's, der General findet dennoch alles ſchlecht, und immerfort wachſen ſeine Forderungen. Er bedient ſich bei ſeinem Quälen meiſt eines Adjutanten, als ſeines Vollſtreckers: denn er ſelbſt iſt zu ſtolz, ſeinen Wirthen das Wort zu gönnen. Dieſer, ein junger Menſch, copirt ſeinen Gebieter, copirt ihn in der ärgſten Uebertreibung, und, da ihm deſſen innerer Gehalt und äußere Sitte abgeht, aufs unausſtehlichſte. Je mehr geſchieht, je mehr ſoll geſchehen; Vorſtellungen werden mit Spott, Weigerun-

gen mit Drohungen und neuerſonnenen Neckereien erwidert: endlich kömmt der junge Herr mit einer neuen, geradezu tollen Forderung, wird bei vernünftigem Widerſtreben äußerſt impertinent, und Madame, blitzſchnell, giebt ihm eine tüchtige Ohrfeige. Mit einem Schrei der Wuth greift der Herr nach dem Säbel — Thun Sie, was Sie wollen, ſpricht Madame; aber das ſchwör' ich Ihnen heilig: ſind Sie ſtill und künftig beſcheiden, ſo erfährt kein Menſch, ſelbſt mein Mann nicht, was hier vorgefallen, ſo lange Sie hier ſind und es Ihnen ſchaden könnte, ſonſt aber ruf' ich allen zu: dieſer Offizier hat Ohrfeigen von einem Weibe verdient und bekommen; dann ſehen Sie zu, wie Sie mit Ihrer Ehre und im Dienſt auskommen! — Drohend eilte er fort, ward aber ſtill, ward beſcheiden: die Frau hielt zwei Tage Wort — ſelbſt ihr Mann bekam keine Ahnung vom Vorgefallenen: dann rückte General und Adjutant aus; nun erſt vertraute ſie ſich ihrem Manne, und der konnte nicht laſſen, zumal da der verſprochene Termin erfüllet war, die Freude über ſeine, ſonſt ſo ſanfte, nachgiebige Gattin einigen Andern mitzutheilen.

Den 10. November 1[illegible].

Die Stunde nahet, wo die Convention über die Stadt zu Ende geht. Feuers wegen iſt von mir in den Morgenſtunden Einiges von Werth gepackt und in den Keller geſchafft. Anderes, was leicht ſich bewegen läßt, habe ich in das einzige Zimmer nach der Straße, das man mir gelaſſen, und die Meinigen dazuquartirt. —

Vor den Thoren, und vornämlich vor dem ranſtädter, wohin der ungeheuerſte Andrang geweſen, und das eben das engſte iſt — haben die Züge einander ſelbſt den Weg verſperrt: mit Toben und Wüthen ſtürzt Alles Straße auf, Straße ab, ſammelt ſich, zerſtreut ſich wieder. — Von Schlafloſigkeit, körperlicher Anſtrengung und innerer Bewegung, fühle ich mich, wie gelähmt: aber es muß doch vorwärts, und es wird auch . . . .

Da ſchlägt's zwölf Uhr! Gott, welch' ein Krachen des größten Geſchützes, vielleicht zur Bezeichnung der Stunde! Auch das Feuer des kleinen Gewehrs — dem Halle nach gar nicht fern von den äußern Thoren — beginnt mächtig. Iſt es doch wahrlich, als ob . . . .

Nachmittags um 3 Uhr.

Jetzt iſt, ſeit gegen vier Uhr, die Kanonade allmählig verſtummt; auch das Klein-Gewehrfeuer iſt ſchwach geworden, hat ſich weiter entfernt, und ſeit halb fünf Uhr hört es faſt ganz auf. Der Weg für die flüchtenden Franzoſen (denn für Flüchtende muß man ſie doch wohl nun nehmen?) zum ranſtädter Thore hinaus, gegen Lützen u. ſ. w. war wieder offen; die großen Züge gingen langſam, unter Toben und Geſchrei der Antreibenden, vorwärts. — In das untere Stock brachte man noch einen General mit ſeinem Adjudanten, beide ſchwer verwundet. Sie wollen ſich nicht nennen. — Da ich die Meinen zu verlaſſen, mir nicht mehr verſtatte, folglich faſt Niemand ſpreche, erfahre ich auch faſt nichts über den Zuſammenhang des eben ſo unerwartet abgebrochenen Sturmes, als des vorhin beginnenden. Wahrſcheinlich erführe ich auch nichts, als leere Vermuthungen, wenn ich ausginge. Wer den Zuſammenhang weiß, muß ihn unentdeckt wünſchen: und die Meiſterſchaft im Verbergen und Irreleiten wird Niemand den Franzoſen abſprechen. Hat man alſo abgebrochen, was man bei ſinkendem Tage nicht mehr zu vollenden glaubte; oder zieht ſich Napoleon gegen Erfurt zurück, vielleicht nach Vertrag mit den Verbündeten, (was aber bei deren ganz offenbaren, entſchiedenen Vortheilen unglaublich ſcheint;) rückt er gegen Grimma hin, und die Andern ſammeln ſich erſt, ihm zu folgen; oder was ſonſt: wir wiſſen's nicht, ſondern nur, daß wir morgen neuem Schrecken, neuer Noth entgegengehen. Da braucht's Kraft und Faſſung. Hierzu mir und den Meinen behülflich zu ſein, (meine Frau iſt ſeit jenem Schrecken am Morgen körperlich ganz erſchöpft, geiſtig auf's heftigſte angeſpannt,) habe ich veranſtaltet: wir wollen, was auch zu ſtören verſuche, die Abendſtunden in beſtimmter, bindender, aber heiterer Unterhaltung, gemeinſchaftlich, wie ſonſt in den freieſten und erwünſchteſten Tagen, zubringen; wir wollen uns dazu erſt zwingen; der Zwang wird ſich dann ſchon allmählich auflöſen, und der Gegenſtand den Eingang gewinnen. — —

Seit es dunkel geworden, ſiehet man in mehren Dörfern und Vorwerken Feuer. Gott helfe den Unglücklichen: wir können's nicht. Unter den nächſten Orten erkenne ich Pfaffendorf, und, nach dem Wiederſchein am Himmel, Schönfeld. In Pfaffendorf war ein Hauptlazareth, voller

Franzoſen. Sollten dieſe, wie ſo viele, abgezogen ſein und angezündet haben, was ſie geſchützt und beim Leben erhalten, damit es ihren Feind nicht auch ſchütze und ſeine Leidenden erhalte? — —

Rund um die Stadt, in den Promenaden, ſo weit ich ſehen kann, lagert ſich nun Mann an Mann, truppweiſe, um hochauflodernde Wachfeuer, die, unmittelbar meinen Fenſtern gegenüber, werfen dunkelrothe Gluth an die Wände meiner Zimmer. Die mächtig geſchwungenen Aexte gegen Barrieren und Bäume; das Knicken und Knacken beim Losbrechen jener, das Krachen beim Fallen dieſer hallen herüber; der Anblick der gelagerten Gruppen, die kochen, trinken, u. ſ. w., das Geſicht und die vordere Seite, gegen das Feuer gerichtet, glühroth, die andere, durch Schatten ſcharf abgeſchnitten, brandſchwarz; dann, bei einem Stoße des Abendwindes, auf einen Augenblick alles in Dampf verhüllt — das zuſammen giebt höchſt intereſſante Bilder.

Den 19. früh um 6 Uhr.

Der franzöſiſche General, der geſtern mit ſeinem Adjutanten, beide ſchwer verwundet, in das Stock unter meiner Wohnung gebracht wurde, verharrt dabei, ſeinen Namen nicht zu nennen, »damit ſeine Soldaten, die ihn lieben, durch ſein Geſchick im Kampfe nicht geſtört werden;« und zu einem der Aerzte ſagte er geſtern Abend: »Mein Herr, ich werde ſterben, ich weiß es; aber vermag Ihre Kunſt mir das Leben zu erhalten, bis ich meinen Kaiſer aus dieſer Verlegenheit geriſſen höre, ſo wenden Sie ſie ſorgſam an. Es wird nur kurze Zeit dauern, ſein Sie verſichert; dann brauchen Sie ſich nicht mehr viel zu bemühen; ich werde gern ſterben.« — Und machte dieſer Heldenſinn und dieſe Anhänglichkeit, daß ich heute noch unter den Trümmern dieſer unſrer gemeinſchaftlichen Wohnung begraben würde, und ich wüßte es, ich könnte doch nicht laſſen, das Große und Herrliche hierin anzuerkennen und zu preiſen.

Eine mit Recht vorzüglich geachtete Familie iſt geſtern während der ſchrecklichen Kanonade verſammelt, — der Vater, die Mutter, die Kinder. Eines von dieſen, ein etwa zweijähriges Mädchen, wird von der Mutter auf dem Schoße gehalten. Da fällt eine Granate [illegible] Haus, ins Zimmer. Sie zerſpringt; ein Stück reißt der Kleinen an der Mutterbruſt ein Aerm-

chen ab. Die Mutter ſchreit und jammert überlaut: Gute Mutter, ſagt der kleine Engel, weine nicht, es wächſt mir ein andres; nicht wahr, Vater? — Hat je ein Dichter ſo mit Einem leiſen Griff alle innerſten Saiten der Menſchenſeele erbeben gemacht? *)

Mitternacht 1 Uhr.

Die Kanonade donnerte vor allen Thoren zugleich, und ſchrecklicher, als je. Herr * *, der auf einige Minuten vom Rathhauſe zu den Seinigen eilte, brachte die Botſchaft: unſer König habe nochmals die Stadt den verbündeten Monarchen zur Schonung empfohlen, und es ſei Antwort gekommen, man werde ſchonen, ſo weit es die Operationen irgend zuließen; nur möchte man ſorgen, daß die abziehenden Franzoſen nicht anzündeten oder ſonſt verwüſteten. (Sie haben geſtern wirklich die Lazarethe, nachdem ſie ſie ausgeplündert, wobei auch die koſtbaren Sammlungen chirurgiſcher und anderer Inſtrumente verloren gegangen, und die meiſten der nicht mehr transportabeln Franzoſen umgekommen ſind — in Brand geſteckt. Kaum hatte ich dieſen halben oder Viertels-Troſt vernommen, als ich in der Kloſtergaſſe Napoleon mit großer Begleitung ſeiner Garde vorüberreiten ſah. Er war im ſchlechten, kothbeſprützten Ueberrock; ſein Geſicht (ich ſtand ganz nahe, um es zu erkennen) war weder verlegen, noch verwegen, noch auch ſonſt beunruhigt, ſondern in der ſtarren, ſcheue Ehrerbietung erzeugenden Kälte, die oft an ihm vor entſcheidenden Momenten, eben wenn's in ihm kocht und ſprudelt, bemerkt worden iſt. Mürat und Poniatowski waren glänzend geſchmückt; die andern ſchimmernden Herren zu erkennen war nicht Zeit. — Jeder Poſten ſeiner Soldaten empfing Napoleon mit Jubelgeſchrei; in den Straßen ward kein Laut gehört. (Man will ihn noch nach 11 Uhr in der Stadt geſehen haben. Ich weiß das nicht; aber nach 10 Uhr ſah ich ihn ſelbſt nochmals.)

Von dem, wie er entkommen, erfahren wir noch nichts Sicheres, als daß man ihn durch die jetzt verſumpften Wieſen gegen Lindenau ſetzen geſehn; aber auch in Richter's Garten ſoll er mit einem Trupp ſeiner Vertrautern geweſen ſein. Gewiß iſt, daß Poniatowski und Macdonald, die ſeinen Rückzug zu decken gehabt, dort, als ſie ihre Pflicht erfüllt, durch die

*) Gott rief bald darauf den kleinen Engel dahin ab, wohin er gehörte.

Elſter geſetzt haben, ſo hoch und ſteil auch eben da ihre Ufer ſind. Poniatowski ſoll bei dieſem Wagſtück ertrunken ſein. Das Alles wird ſich bald aufklären und berichtigen. Nur das hab' ich von einem Manne, der unmittelbar dabei thätig ſein mußte: Gegen die Mittagsſtunde, eben als das öſterreichiſche Heer auf der dortigen Landſtraße in die Stadt drang, kam Napoleon mit den Seinen nach Lindenau, hielt an der Mühle, die hart an der Straße ſtehet, verweilte mehrere Minuten, und aß, während im Dorfe von Franzoſen — die Leute ſagen »zum Plündern« — getrommelt ward. Es war wohl aber Sturmſchlag, den der Oeſterreicher nachzuahmen, und ſie, die eifrigſt Vordringenden, hinter ihrem Rücken zu täuſchen, als rückten neue Haufen der Ihrigen ihnen nach. Zum Plündern brauchte auch nicht erſt aufgefordert zu werden: das geſchah ohnehin; nur daß man wenig mehr fand. Wie Napoleon weiter fortgekommen, weiß jetzt noch Niemand.

Ehe noch Napoleon in Lindenau ſein konnte, hörten wir — und ich vornämlich, nach der Lage meiner Wohnung, — einen einzelnen, von allem andern Feuern unterſchiedenen, entſetzlichen Krach. Sie haben eine ganze Batterie gegen das verrammelte Thor gerichtet! ſchrien mir einige Unterſtehende herauf: aber es war die alte, ſehr ſtark erbaute Elſterbrücke geweſen, welche geſprengt und mit Eins ganz in den Fluß zuſammengeſtürzt war. — Jetzt ging nun der Tumult franzöſiſcher Flüchtlinge, Kanonen, Pulverwagen und andern Fuhrweſens an den Promenaden hin über allen Begriff. Schon ſeit einigen Stunden war er ungeheuer: denn der Zug hatte ſich verfahren und konnte ſelten nur um einige Schritte vorwärts. Jetzt war nun die Brücke des einzigen Ausgangs weg, und nun wüthete jeder Einzelne; was denn, mit dem tauſendfältigen Hall des Geſchützes, ein Ganzes von Teufelslärm gab, wie es ſich kein Menſch denken kann, der's nicht gehört hat. Hier ſchien ein kleiner Trupp ſich durchgehauen zu haben — denn ſie hieben hellweg auf einander ein: er rückte ein klein Stückchen — alles drängte nach — er ward zurückgeworfen oder ſtockte ſonſt, und alles hetzte und tobte, wie zuvor.

Indem das vor meinen Augen vorging, brachen wieder einige Granaten in die Nachbarſchaft herein, und mehre andere Kugeln pfiffen umher, einige fielen auch in den Hof. Da gab ich denn dem Eindringen der Meinigen nach, und ging ebenfalls hinunter in das geräumige, feſte Gewölbe.

Indeſſen dauerten Kanonade und Kleingewehrfeuer auf's hitzigſte, ganz in der Nähe der äußern Thore, rund um die Stadt, fort. Dieſe Thore waren möglichſt verſchanzt, verpalliſadirt; die Mauern der Gärten Loch an Loch durchbrochen, um unaufhörlich hinauszuſchießen und gegen Schuß geſichert zu ſtehn. Viele Kugeln flogen in die Stadt und ſtifteten gar manches Unheil, doch, in Hinſicht ihrer Zahl, für die zum Verwundern wenig, die das Verhältniß zwiſchen Schießen und Treffen nicht kennen. In den Vorſtädten plünderten Franzoſen. Man ließ noch Pulver ſuchen, überall, wo irgend etwas davon, wenn auch noch ſo wenig, zu vermuthen war. Das war Troſt! Wir erfuhren, die geſammte Beſatzung habe heute nur halbe Portionen Munition bekommen können. So war's auch! Im Brühl, ziemlich nahe am Hauſe meiner Frau, (ach, an meinen Gemälden!) ging Feuer auf: es ward bald gedämpft. An einigen andern Orten auch: es gelang desgleichen. Ich ging aus dem von zuſammengepreßter Menſchenmenge mit erhitzter Stickluft angefüllten Gewölbe mehrmals hinauf in meine Zimmer, die in's Freie ſehen; aber am Fenſter pfiffen mir einige Kugeln doch zu nahe vor der Naſe vorbei, als daß ich mich nicht, zumal da noch nichts zu entdecken war, als wildes, tolles Getümmel, bald wieder hätte abführen ſollen. Endlich, endlich — es war etwa drei Viertel auf Ein Uhr — erhebt ſich auf der Straße, nahe bei uns, ein gräßliches Zetergeſchrei. Wir erſchrecken — wir wiſſen nicht, was es iſt; können's auch nicht erfahren. Ein wildes Geſchrei anderer Art folgt; eilende Pferde und eilende Menſchen hören wir daherſtürmen: Alles dringt vorüber, Anderes folgt nach: Gott, es war errungen! es war errungen! Jenes erſte Geſchrei kam von einem Trupp Franzoſen und Deutſchen, die ſich verſchoſſen, die Waffen von ſich geworfen hatten, und auf welche die erſten eindringenden Sieger im Siegesrauſche einhauen wollten; das zweite war Freudenjubel, Jubel der Vereinigung mit denen, die ſich vereinigen wollten. Das erſte Corps Preußen, meiſt Infanterie, mit einem Trupp Koſaken, drang jauchzend die Straße herauf.

Nun ich hinauf! Ich kam eben zu dem Moment, wo, unmittelbar vor meinen Fenſtern, vor meinen Augen, die barfüßer Pforte geſprengt war, und nun Tauſende der Siegenden, durch die Gärten, über die Wieſen brechend, doch zum Erſtaunen ſchnell wieder geordnet, in die Stadt drängten. Nahe am ranſtädter Thore hatten die Franzoſen noch zwei ſtarke Batterieen von

gewaltiger Kraft: ein ſtarkes Corps Sieger bricht von der Straße am ſogenannten Kuhcharm, und nun durch den Sumpf der Wieſen, durch die Gräben der Gärten, mit Jubel herüber, grade herüber auf die Stadt. Was dagegen ſich ordnen, was ſich entgegenſtemmen will — und deſſen war viel — das wird geworfen, und entweder in die Pleiße, in den Stadtgraben gejagt, oder ballt ſich — z. B. in Reichels Garten — zu Haufen, und ſchreiet, daß Einem das Herz hätte zerſpringen mögen, in dem übergeſchnappt hohen Ton Raſender, um Pardon. In demſelben Augenblick tönet von der andern Seite, und zum erſtenmal wieder, in meine Ohren der früher tauſendmal vernommene fröhliche Marſch der hellen Jagdhörner preußiſcher Freiwilliger, — derſelben, unter denen viele mir befreundete jugendliche Krieger die Waffen trugen. Freund, wie ſeltſam ſpielen unſere Sinne mit uns, ſelbſt in Momenten hohen Ernſtes, höchſter Spannung! Ich wußte, was geſchah; ich hatt' es ja ſchon geſehen: und doch, dieſe wohlbekannten Töne, die es nur verkündigten: nein, kein Wort bezeichnet den Eindruck, den ſie auf mich machten! Meine Thränen ſtürzten hervor: ich rief überlaut den Meinen zu, herbeizukommen und gleichfalls zu hören, ob ſie mich gleich nicht vernehmen konnten; von meiner Bruſt war mit Eins alles Beengende verflogen; ich riß die Fenſter auf und ließ die Kugeln pfeifen, wie ſie wollten; ich wehete mit dem weißen Tuche hinüber; dann eilte ich hinab, Allen, die mich hören wollten, was ich geſehen, was ich gehört, zuzurufen. Unten hat die gute, alte Beſitzerin des Hauſes, gichtgelähmt an beiden Füßen, mit ihrem Lehnſtuhle in eine durch ſtarke Pfeiler geſicherte Ecke ſich tragen laſſen, und zittert nun der Entſcheidung entgegen. An ſie, die bis zum Sterben Geängſtigte, wende ich mich zunächſt, beuge, ihr Troſt einſprechend, mich zu ihr, komme dadurch an das Fenſter zu ſtehen: eine vierpfündige Kanonenkugel fliegt in den Hof, ſchlägt mit ſolcher Gewalt an die Mauer unter eben dies Fenſter, daß ſie, abſpringend auf die entgegengeſetzte Seite, noch da hart an eine eiſerne Thür kracht. — Kam ſie eine halbe Elle höher an, ſo drang ſie mir durch's Rückgrad, und alles war aus für mich. Ich hatte nicht Zeit, nicht Ruhe, dem lieben Gott zu danken: er wird wohl aber das Ganze meines Innern in dieſem Momente für Dank angenommen haben. Mich lehrte der Fall zugleich, wie leicht es in der Schlacht iſt, wahre Begeiſterung vorausgeſetzt, den Tod um ſich her fliegen zu ſehen.

Ich ließ alſo dieſe Epiſode auf ſich beruhen und eilte wieder hinauf, die Fortſetzung der Hauptſcenen zu ſehen. Vor meinen Augen war kein eigentlicher Widerſtand mehr. Die Sieger zogen in ſcharf gedrängten Reihen eilig herein. Neben dieſen Reihen, wo ſich irgend ein Räumchen fand, drängten Ungeduldige jauchzend noch ſchneller ſich vorwärts. Zwei große preußiſche Jäger, die alſo mit verſchlungenen Armen voraufeilten, kamen mir eben zufällig vor das Glas: da ſchießt einer der im Garten vor meinen Fenſtern verſteckten Franzoſen einen dieſer wahrhaft ſchönen Jünglinge in den Leib, und ſo, daß er ſogleich zuſammenſinkt. Sein Freund will ihn halten: er vermag's nicht; ziehet ihn an eine Linde, lehnt ihn halbaufgerichtet an ſie, kniet an ſeiner Seite nieder, und iſt liebevoll um ihn beſchäftigt. Es war das kaum zu erwähnen; nur durch die zufällige Richtung eines Glaſes von einem Menſchen bemerkt; ein kleiner Funke zur großen, hochauflodernden Flamme, nur ſo weit dieſe ſelbſt meinen Blicken ſich darſtellte: und doch — wir armen Menſchen können ja nur Einzelnes ganz durch- und mitfühlen — dieſer Anblick riß mir tiefer in die Seele, als das tauſendfache Aehnliche, was ich nur in Maſſe gewahrt hatte. Ich warf mich auf's Sopha; die frohe Begeiſterung war, wenigſtens auf einige Minuten, ganz dahin; und das Loos der Menſchen, Großes nur durch Leiden, Frohes durch Schmerz, Leben durch Tod erringen zu ſollen, trat, wie ein Bild mit Feuer auf Nachtgrund gemalt, plötzlich vor meine Seele. — —

Die Rachwuth und Todesverachtung vieler verſprengter Franzoſen war heroiſch, aber gräßlich. Im Garten unter meinen Fenſtern lauerten nicht wenige hinter Bäumen, und ſchoſſen immerfort blind unter die einziehenden Sieger, obſchon ſie wußten, es ſei für ihre Sache umſonſt, und für ſie der Tod. Selbſt in dem kleinen Pavillon am Hauſe ſtacken deren vier; und als wir ihnen freundlich zuriefen, ſich zu retten, legten ſie auf uns an, und ſchwuren dem den Tod, der ihnen näher käme. Wir ließen ſie denn ſchalten. Im Stadtgraben an der barfüßer Pforte ſtanden viele bis unter die Arme im Waſſer, hielten Gewehre, und was für dieſe nöthig, empor, luden und ſchoſſen immerfort; und wenn dann Einer von den vorüberziehenden Siegern, wie ein verſprengtes Wild auf der Luſtjagd vom Jäger, gefaßt wurde, und getroffen unter die Waſſerfläche ſank: ſo ſchrieen die Andern, als wären ſie die Jäger, über den Gewinn. — Selbſt in dieſer Stunde

plänkern von den Wiesen, aus Gebüschen, aus den Gärten, immerfort einzelne Schüsse, ohngeachtet es Nacht, Alles längst entschieden, und solch' einen Erbitterten, wird er ergriffen, der Tod gewiß ist. — —

Gleich nachdem die Preußen in die Stadt gedrungen waren, quollen auch Schweden, Russen, Oesterreicher u. s. w. zu allen Thoren herein. Mehre Gärten, besonders am grimmaischen und Petersthore, ja mehre Gartenhäuser, hatten einzeln, wie mit Sturm, genommen werden müssen, weil Franzosen sich da nach Möglichkeit verrammelt, nach Möglichkeit gewehrt hatten. Bis in viele Wohnzimmer war gefochten, war geschossen, und gar Mancher erlegt worden. — Das Corps Badner streckte am Markte, unser sächsisches in der grimmaischen Gasse das Gewehr; auf Befehl des Kronprinzen von Schweden nahmen sie es sogleich zurück; und auf den Anruf der Sieger: Brüder, mit uns! stürzten ganze Haufen einander in die Arme. Dies, so wie das Zusammentreffen der Monarchen auf dem Markte, nahe an der Wohnung unsers Königs, wo sie ebenfalls sich umarmten und einige Minuten verweilten; dazu den Jubel der Wonne, des Preises Gottes, von den Herren und allem Volk — dies nicht selbst gesehen, nicht unmittelbar mitempfunden zu haben, werde ich stets für einen der größten Verluste meines Lebens achten. So überströmend, so trunken die Freude war, so fiel doch nicht die geringste Ausschweifung vor: kein Mensch, auch nicht Einer wurde beleidigt; Alles sprach nur mit oder ohne Worte aus:

„Wir wollen einig sein: ein einzig Volk von Brüdern;
„In keiner Noth uns fürchten, noch Gefahr!"

Alle Häuser waren geöffnet; Niemand dachte nur an Gefahr für sich und seine Habe. Wer noch Lebensmittel hatte, trug sie heraus: selbst dabei sah man kein gewaltsames Herandrängen u. dergl., wie ausgehungert auch viele der Soldaten waren. Unter meinen Fenstern in der Klostergasse, wo, wie ich schon gesagt, nach mehren Trupps Preußen, ein großes österreichisches Heer, (vom ranstädter Thore herauf), den edlen Kaiser Franz, höchst einfach, mit mildem Ernst, an der Spitze — nicht sowohl im Eilmarsch, als in vollem, doch stets geordnetem Lauf, dahinzog, war Alles, Alles nur Freude, brüderliche Eintracht, Preis Gottes.

KÖNIGLICHE BIBL.
BERLIN

Den 20ſten Nachmittags.

Die ſiegreichen Monarchen gehen, mit wenig Begleitung, zu Fuß umher, um aufzumuntern, Ordnung zu erhalten u. ſ. w. Ich begann gegen Mittag meine Runde bei Verwandten und Freunden, um zu ſehen, ob und wie ſie leben. Ich fand alles ſo wohlbehalten, als unter dieſen Umſtänden irgend zu hoffen; auch alles voll guten Muths und getroſt in Hoffnung. Bei meinem wackern Schwager R***, wohnt der Generallieutenant von Thielmann. Er kam einige Minuten herüber, und ſah die Reſte des Frühſtücks ſtehen. Was? ſagte er ſcherzend zur Frau vom Hauſe; Sie haben Kaffee mit Sahne getrunken? So ſind ſie reicher, als der Kronprinz von Schweden, bei dem ich vorhin war, und dem man dieſe nicht ſchaffen konnte. — Nach einer Weile ſah ich aus R***s Wohnung (am Markte) den Kaiſer Alexander, nur von ſechs bis acht Herren begleitet, durch die dichten Reihen ſeiner Krieger auf- und abwandeln. Man kann ſich mit heiterm Wohlwollen wohl nicht mehr Haltung und Würde vereinigt — man kann ſich überhaupt wohl kein einnehmenderes Fürſten-Weſen denken, als er zeigt. Unbeſchreiblich ſind die originellen, höchſt lebendigen, unverkennbaren und tauſendfältigen Zeichen herzinniger Ergebenheit und vertrauensvoller Huldigung ſeiner Krieger gegen ihn. Alexanders Blicke waren nach allen Seiten den Seinigen huldvoll zugewendet, mehreren Offizieren nickte er beſonders freundlich zu; ein alter Anführer, der Kleidung nach, der Koſaken, fiel ihm in der gedrängten Reihe der Soldaten, eben in unſrer Nähe, ins Auge: auf den eilte er einige Schritte zu, redete ihn lächelnd an, und da dieſer, wie es mir wenigſtens ſchien, von Freude bezwungen, niederfallen wollte, faßte er ihn ſchnell bei beiden Händen und ſchüttelte ſie ihm derb und kräftig: da ließ denn der Jubel der Umſtehenden ſich nicht mehr zähmen.

König Friedrich Wilhelm ging wenig aus; zunächſt aber in die Niclaskirche. Hier verſprach er, wie ſehr auch die Umſtände drängten — dieſe ſchöne, jetzt unſre einzige Kirche, ſolle uns unverſehrt bleiben. — Den Kronprinzen von Schweden ſah ich ebenfalls, umgeben von nicht wenigen vornehmen Offizieren, ſehr lebendig, heiter, feurig. Dieſe ganze Bildung, Geſtalt und Haltung, dieſes geſammte Benehmen, und beſonders dies ſchnell bewegliche, geiſtvoll umherleuchtende Auge — welch eine, von jenen beiden ganz verſchiedene, recht, aber im ſchönſten Sinn, franzöſiſche Individualität!

— Der ritterliche, heroiſche Poniatowski iſt wirklich, wie es geſtern das Gerücht verbreitete, in der Elſter am reichenbachſchen Garten, mit mehren ſeiner kühnen Polen, ertrunken. Man hat ſeinen Leichnam gefunden, und zieht überhaupt noch immer viele Verunglückte aus unſern Gewäſſern.

Die Hungersnoth kann uns noch Schreckensſcenen bereiten, wird ihr nicht bald abgeholfen. Wie ſoll man dies aber? Mehre Meilen rund um die Stadt iſt alles, theils aufgezehrt, theils verwüſtet oder fortgeſchleppt. Feldmarſchall Blücher hat auffordern laſſen, die Soldaten ſatt zu machen — womit es auch ſei; ſie müßten und würden vorlieb nehmen: aber ſatt werden müßten ſie auch; ſonſt ſei er genöthigt, zu verſtatten, daß ſie überall ſelbſt nach Lebensmitteln ſuchten. Das iſt gewiß eben ſo gerecht, als gemäßigt; und wahr iſt es, nicht nur der gemeine Mann, auch die Vornehmern ſind mit allem zufrieden, was nur den dringendſten Bedürfniſſen abhilft: gleichwohl, man muß ja doch haben, um zu geben! Und würde jenes Angedrohete erfüllt: wer könnte ſchaffen, daß die Suchenden dem Reize nach gar manchem Andern widerſtünden, oder, fänden ſie gar nichts, den Unmuth nicht hindurchbrechen ließen? Doch, wir thun, was möglich: da wird Gott helfen! — Und eben kam ein Freund mit der Nachricht zu mir, (es iſt 5 Uhr) es gehen große Züge des Heeres fort, den Franzoſen nach. Das iſt ja ſchon einige Hülfe!

Den 11ten Vormittags.

Preußiſches Fahrweſen bringt einen nicht unbeträchtlichen Vorrath Fourage, aber kein Brot, keinen Branntwein, und der Mangel bei den Einwohnern, wie die Ungeduld bei den Soldaten, nimmt ängſtigend überhand. — Man hört ſeit früh die Kanonade von Naumburg her, iſt aber in der Stadt über den Erfolg ganz ruhig und ſicher. Geb' es Gott, daß man Grund genug dazu habe: denn käme Napoleon, oder kämen gar einzelne Haufen ſeines Heeres hierher zurück: das Unglück für uns wäre nicht abzuſehen, wenn auch die allgemeine Sache Deutſchlands und der Verbündeten dadurch kaum aufgehalten, aber nicht geſtört würde. Bei Erfurt ſtehet eine ſtarke Armee, Napoleon zu empfangen; und bei Frankfurt ſammlet ſich ſchon eine zweite — wodurch denn auch die Verbindung mit Davouſt ihm unmöglich gemacht werden wird.

Bei der Fortſetzung meiner Runde, mich perſönlich vom Geſchick mei-

ner Freunde zu unterrichten, kam ich vorhin auch zur **ſchen Familie. Eben war das bennigſenſche Corps Ruſſen fortgezogen, und ſein Stab hatte ſich bei dieſem vielgeliebten Feldherrn beurlaubt, indeß die vor dem Hauſe verſammelte Schaar wahrhaft rührende Nationallieder anſtimmte. Der Feldherr folgte nun und nahm einen äußerſt verbindlichen Abſchied von dieſer würdigen Familie, wobei er ſcherzend der Frau vom Hauſe das jetzt ſehr hoch zu ſchätzende Geſchenk eines feinen, weißen Brotchens, wie man es ſonſt hier etwa für einen Groſchen, jetzt aber um kein Geld erhält, machte. Meine Blicke mochten vielleicht etwas Sehnſüchtiges verrathen: das Brotchen ward getheilt, und ich bekam für meine Frau eine ſchöne Hälfte, die ich denn auch, auf's ſorgſamſte eingepackt, um den Neid nicht zu reizen, nicht ohne frohen Triumph nach Hauſe brachte. — Wie reich wäre der Menſch, wenn er, es zu ſein, nicht ſo leicht gewohnt würde!

Die naive Ehrlichkeit der Koſaken, allerdings unterſtützt durch gewiſſe eindringliche Hülfsmittel ihrer Vorgeſetzten, führt, zuſammengefloſſen mit ihrer überaus innigen Liebe zu gar Manchem, was andere Leute beſitzen, originelle, äußerſt komiſche Geſchichten und Situationen herbei. Vornämlich in den Vorſtädten dringen ſie, wie die Ruſſen überhaupt, in kleinen Geſellſchaften gern in die Häuſer, und beginnen mit großer Freundlichkeit meiſt in Verſicherungen: »Koſak, gut Mann! Bruder: Koſak nir nehmen!« Nun fällt ihnen aber Alles auf; ihre Blicke haften bald auf dem, bald auf jenem; und unter Wiederholungen jener Verſicherungen — ſchenken ſie ſichs. »Bruder: gieb Koſak das — gieb Koſak jenes,« — und indem ſie die Bitte noch ausſprechen, iſt das Ding in ihrer Taſche. Doch fallen ſie nicht auf das Koſtbarere, um es zu verſchachern, ſondern kindlich auf das, was ſie zu brauchen denken, oder kindiſch auf das, was blos den äußern Sinn reizt, wovon ſie ſich dunkel ein Vergnügen verſprechen, ohne es zu kennen und dergl. mehr. Zu *** kommen ſechs bis acht Mann, da er eben mit den Seinen bei Tiſch ſitzt. Unter obigen, immerfort wiederholten Verſicherungen eignen ſie ſich, mit herzlichen Händedrücken, nichts zu als alle aufgelegten Beſteck. Bei ***, der eben ſeinen Saal vollends ausräumt, fallen Andern auf dem Billard die Bälle in die Augen: ſcherzend, mit freundlichen Bitten darum, flehen ſie zulangend um dieſe Kugeln, um nichts, als dieſe Kugeln — gewiß nicht, weil ſie denn doch ſchon von einigem Werth ſind, ſondern

weil ſie rollen. — Auf der Straße ſind ſie noch beſcheidener, und da gilt auch eine Gegenvorſtellung. Als ich vorhin über den Markt durch ihre Reihe gehe, tätſcht mich etwas von hinten ziemlich derb auf die Schulter: ich ſehe mich ſchnell um: »Aeh, ſagt einer von drei Ruſſen, die vereinigt ſtehen — Aeh, ſchön Rock! Bruder!« — und nun eine leicht verſtändliche Geſte. »Den brauch' ich ſelbſt, Bruder! und dir iſt er zu eng!« »Aeh gut — gut« — und dies ſo freundlich geſprochen, als jenes. — So leben wir mit ihnen gewiſſermaßen im Naturzuſtande, der, wenn gleich ſein Verſchnupfendes und Unbequemes, doch wirklich auch ſein Unſchuldiges und Ergötzliches hat.

Von der nicht genug zu preiſenden Genügſamkeit eben der gebildetſten und vornehmſten Offiziere der Alliirten — in welcher ihnen freilich ihre Monarchen ſelbſt mit gutem Beiſpiel, und einige heiter ſcherzend, vorangehen — führe ich nur einen Beweis aus meiner Nähe an. Zu einer ehrwürdigen, bejahrten Matrone kömmt ein ruſſiſcher Graf mit ſeinem Bedienten — gern nennte ich ihn, hätte die Dame nicht ſeinen Namen vergeſſen — und bittet um Quartier und was ſonſt ihm höchſtnöthig. »Ich habe alle meine Einquartierung ſchon angewieſen bekommen und außer meiner Wohnung verſorgt, ſagt ſie, der Wahrheit gemäß; ich bin hier mit einem Dienſtboten allein; meine Nahrungsmittel ſind, bis auf einen kleinen Vorrath Erdäpfel, aufgezehrt« — »Ich glaube das Alles gern, antwortete er: aber ſeit vier Tagen habe ich kein ordentliches Unterkommen gefunden, bleibe höchſtens bis übermorgen früh, nehme mit Allem vorlieb, wollen Sie mir das verweigern?« »Da ſei Gott vor; aber nur Eine Stube und Ein Bett kann ich Ihnen geben u. ſ. w.« »Alles gut.« Er richtet ſich ein, ſchont die Frau vom Hauſe auf alle erſinnliche Weiſe, der Bediente liegt vor ſeiner Thür auf der Diele, beide genießen den Abend und folgenden Mittag und Abend Erdäpfel und wieder Erdäpfel, nur in verſchiedenen Geſtalten, und ziehen dann mit Dank und fröhlich weiter. — Welch ein Contraſt gegen das, was wir ſonſt ſelbſt vom geringſten franzöſiſchen Troßbuben erleiden mußten!

Im Hofe und im Vorhauſe des Gebäudes, wo ich wohne, liegen mit ihren Pferden 42 Mann Schweden. Will ich mir das Herz laben, ſo ſehe ich dieſen Männern — faſt Rieſen der Geſtalt nach, und in der Geſichtsbildung beinah alle nach einem Schnitt — in ihrem ſtillen, bedachtſamen,

bescheidenen und brüderlichen Thun und Wesen ein Veilchen zu. Als dieneten sie unter Gustav Adolph, so kamen sie mir vor. Es fehlt ihnen fast an Allem: keine Klage, keine Beschwerde, nichts Unfreundliches wird gehört. Sie geben sich, werden sie nicht besonders aufgefordert, mit Niemand ab, sondern sind blos unter sich; und auch das ohne alles Geräusch, ja fast ohne ein lautes Wort. Was man ihnen giebt, viel oder wenig, gut oder schlecht, das nehmen sie mit ruhigem Dank an, und theilen es unter sich, bekäme auch der, dem es doch zunächst gebracht worden, nun kaum einige Bissen. Ehe Einer an sich denkt, muß sein Pferd versorgt sein. Mit diesen Thieren stehen sie in wahrhaft traulichem Verhältniß, wie diese mit ihnen; gerade so, wie das Freund Fouqué so anmuthig zu schildern pflegt. Kommen ihrer Einige, die nach Fourage gesandt, mit dem Wenigen zurück, was sie haben erhalten können, so treten sie zusammen, Einige machen gleiche, wenn auch noch so kleine Theile, und nun trägt jeder den seinigen, dem lieben Thiere zu, mit guten Worten ersetzend, was an Nahrung gebricht. Angeredet, geben sie gelassen anständigen Bescheid, ohne sich aber in mehr, als dazu nöthig, einzulassen. Am frühen Morgen sitzen die Meisten auf der Erde, auf den Treppen u. s. w. und lesen in ihren kleinen Psalmbüchern. Sie halten sich, wie ihre Pferde, sehr reinlich, und verrichten das dazu Nöthige still und möglichst verborgen. Kömmt einer ihrer Offiziere zu ihnen, so giebt das kein Aufheben, so wenig Scheu, als Zudringlichkeit, so wenig Verschlossenheit, als Geschwätz: ruhig und anständig spricht er zu ihnen, ruhig und anständig antworten sie. Ueber ihre vielen Gefallenen sprechen sie mit wenigen frommen Worten, und ohne alle Klage; selbst über die verwundeten Brüder sagten mir, die ich befragte, kaum etwas mehr, als: „Gott wird für sie sorgen;“ und über ihren Kronprinzen: „Er hat uns geführt, und das Volk ist ihm lieb.“ —

Den 22sten früh.

Vor meinen Fenstern ziehen, seit etwa einer halben Stunde, Regimenter, vornemlich russische, vorüber, dem Heere nach, das gestern bei Weißenfels ein sehr glückliches Gefecht geliefert hat, das auch eine Schlacht genannt wird, und worin besonders viele Gefangene gemacht worden sind. Napoleon soll sich nun bei Dornburg über der Saale festzusetzen suchen; Alexander, der Kronprinz von Schweden, Schwarzenberg u. s. w. sollen heute

ihr Hauptquartier in Eisenberg haben. Man erwartet eine wichtige, wahrscheinlich entscheidende Schlacht. Ohngeachtet der großen Ueberlegenheit der Verbündeten wird sie sehr viel Blut kosten, da Napoleons Stellung, läßt man sie ihn fassen, vortheilhaft ist, und was ihm treu geblieben, nun für das Letzte kämpft. Zum Ueberfluß hat er schon vor der Schlacht bei Leipzig unter seinem Heere verbreiten lassen, alle Gefangene würden von den Barbaren mit abgeschnittenen Ohren und aufgeschlitzten Nasen nach Sibirien geschickt, wo noch viel mehr Hunger und Kälte herrschten, als von Moskau her: wer aber verwundet gefunden würde, dem risse man den Leib auf und ließe ihn so verschmachten.

Unwissend in allem, was nicht französisch ist, jedes Aeußerste liebend, von Erbitterung gegen die Sieger, von blindem Glauben an den Kaiser erfüllt, wie der gemeine Franzose ist, war das allgemeine Meinung unter dem Heere; wahrscheinlich war es auch wenigstens eine Haupturſache, warum selbst vereinzelt die Besiegten sich fast nirgends ergaben, und viele, wenn sie sich verschossen, lieber schnell auf der Stelle umkommen wollten. (Mehre Brüderschaften hatten unter einander ausgemacht: fiele Einer schwer verwundet, so sollten ihm die Andern sogleich vollends den Rest geben.) — Verderblich für Napoleon müßte nun wohl auch der Mangel an grobem Geschütz und Munition sein. Schon hier, wie ich neulich erwähnt, fehlte es an dieser; und wie viel von jenem hier und in der Umgebung gefunden worden, könnte man nicht glauben, sähe man's nicht einbringen und in mehrfachen langen Reihen aufstellen. — Es ist schlechterdings nicht übertrieben, vielmehr auf's genaueste nachgewiesen und von allen Parteien eingestanden, daß an jenen entscheidenden Tagen in und um Leipzig eine halbe Million Krieger zum Kampfe gekommen ist. —

Friedr. Rochlitz.

Die Schlacht bei Bellealliance.

Wellington hatte zum 17. Juni 1815 früh sein Heer bei Quatre-Bras zusammengezogen, und dachte den Feind diesen Tag in Gemeinschaft mit Blücher anzugreifen, von dessen Rückzug er noch nichts erfahren hatte; seine Offiziere, die seine Vorschläge deshalb an Blücher bringen sollten, fanden auf der Straße von Quatre-Bras nach Sombref den Feind, und erfuhren, daß ein Adjutant Blüchers in der Nacht auf dieser Straße getödtet worden war. Nach zufällig erlangter Gewißheit über den Ausgang der Schlacht von Ligny und den Rückzug Blüchers nach Wavre sah Wellington sich bei Quatre-Bras dem Angriffe der gesammten Macht Napoleons ausgesetzt und beschloß daher, gleichfalls abzuziehen, um wieder mit Blücher näher zusammenzustehen; ob dieser in der nächsten Zeit im Stande sein würde, eine zweite Schlacht zu liefern, war völlig ungewiß. Im Verneinungsfalle wurde ein weiterer Rückzug gegen Antwerpen nöthig, und Brüssel mußte dem Feinde überlassen werden. Jedoch schon um 9 Uhr Morgens empfing Wellington von Blücher aus Wavre eine Botschaft, worin derselbe zum neuen Angriffe nur so viel Zeit verlangte, als nöthig sei, seinen Truppen Patronen und Lebensmittel auszutheilen.

Hierauf zog Wellington im Laufe des Tages in die Stellung von Mont-St. Jean zurück, vorwärts von Brüssel, von dieser Stadt nur durch den Wald von Soignes getrennt. Hier wollte Wellington das Heer Napoleons

zur Schlacht erwarten, ſo ließ er Blüchern wiſſen, im Fall dieſer verſprechen könnte, mit zwei Preußiſchen Heertheilen zur Unterſtützung einzutreffen; Blücher antwortete: nicht mit zweien Heertheilen nur, ſondern mit ſeinem ganzen Heere werde er am 18ten über St. Lambert heranrücken, um an dieſem Tage den Angriff Napoleons mitzubeſtehen, oder denſelben am folgenden Tage mit Wellington vereint ſelbſt anzugreifen. — Zwiſchen den beiden Feldherren wurden die nähern Verabredungen genommen, und demnach Alles für den nächſten Tag vorbereitet. Blücher befahl, die Truppen ſollten vor ihm in Parade vorbeimarſchieren, um Sinn und Gemüth in Uebung ſtrenger Genauigkeit und im Stolze kriegeriſcher Haltung von den Eindrücken der letzten Unfälle vollends zu reinigen.

Napoleon hatte am 17. früh das Schlachtfeld von Ligny beritten, und nachdem er in Erwartung näherer Angaben, welche ſeinen Entſchluß bedingen möchten, lange gezögert, gegen Mittag den Marſchall Grouchy mit den Heertheilen von Vandamme und Gerard und der Reiterei der Generale Pajol und Exelmans, zuſammen über 32,000 Mann, von Ligny zur Verfolgung der Preußen abgeſendet, und wandte ſich dann mit ſeiner Hauptſtärke links nach Quatre-Bras, um nun auch die Engländer heftig anzugreifen. Dieſe hatten bloß eine ſtarke Nachhut dem Marſchall Ney gegenüber zurückgelaſſen, die den Feind verzögerte, doch ohne den Angriff ſelbſt abzuwarten, ſondern in der Richtung von Brüſſel abzog. Dahin folgte Napoleon mit allen ſeinen Truppen voll Eifer und mit größter Anſtrengung. Es hatte die Nacht geregnet, und regnete immer fort, der Boden war bald völlig durchweicht, die ſchwarze Erde löſte ſich in zähe Flüſſigkeit auf, und mit unſäglichen Beſchwerden kam das Heer, auf der ſchlammigen Straße, und in den alsbald unter den Hufen der Pferde grundlos gewordenen Getreidefeldern, nur langſam fort. Bei Genappe hielt die engliſche Reiterei ernſtlich Stand, und ſetzte erſt nach hitzigem Gefecht ihren Rückzug fort. Erſt am Abend gelangte der franzöſiſche Vortrab an die engliſche Stellung von Mont-St. Jean, die ſogleich, aber vergeblich, angegriffen wurde. Die Nacht brach herein, und machte dem Gefecht ein Ende. Furchtbare Regengüſſe ſtrömten dieſe Nacht vom Himmel; die Truppen litten unbeſchreiblich, die Tritte verſanken im Koth, Geſchütz und Wagen ſchienen kaum fortzubringen. Am folgenden Morgen, den 18. Juni, waren die Franzoſen ſehr überraſcht, den Feind,

welchen ſie unter Begünſtigung der Nacht über Brüſſel hinaus abgezogen glaubten, unverrückt in derſelben Stellung, wie am vorigen Abend vor ſich zu finden. Napoleon mußte bald erkennen, daß Wellingtons ganzes Heer auf der Anhöhe von Mont-St. Jean ſchlagfertig ihm gegenüber hielt. Der rechte Flügel, von Lord Hill befehligt, ſtand rechts der Straße von Nivelles, und erſtreckte ſich in der Richtung von Braine la Leude. Die Mitte, unter dem Prinzen von Oranien, hielt die Strecke zwiſchen der beiden Straßen von Nivelles und von Charleroy, und, vorwärts dieſer Stellung, rechts das Vorwerk Hougemont in einem Wäldchen, und links den Meierhof la Haye-ſainte beſetzt. Der linke Flügel, unter dem General Picton, ſtand zwiſchen der Straße von Charleroy und den Dörfern Papelotte und la Haye bis gegen Frichemont. Die Schlachtordnung war in zwei gedrängten Treffen; die Reiterei, als drittes Treffen, ſtand in der Vertiefung, welche ſich hinter der Anhöhe hinzog; Wellington hatte ſein Hauptquartier rückwärts in Waterloo, am Ausgange des Waldes von Soignes. Die ſämmtlichen Truppen betrugen etwa 68,000 Mann; mit 18,000 Mann ſtand der Prinz Friedrich der Niederlande bei Hall, um die rechte Flanke des Heeres, welche durch eine Scheinbewegung Napoleons bedroht war, zu decken. Napoleon ordnete ſein Heer auf der Anhöhe von Bellealliance zum Angriff. Aber nur mühſelig und langſam trafen auf durchweichtem Weg und Feld die Truppen ein; einzelne Regenſchauer fielen noch von Zeit zu Zeit, der Boden erſchwerte jeden Fortſchritt. Erſt um Mittag konnte Napoleon den Befehl geben, zum Angriff vorzurücken. Der zweite Heertheil, unter dem General Reille, wandte ſich links, der erſte, unter dem General Drouet, rechts, von Bellealliance gegen die engliſche Linie andringend; der ſechſte, unter dem General Mouton, blieb in der Mitte rückwärts halten, noch weiter zurück die Garde; die Reiterei war auf beiden Seiten vertheilt. Zuerſt wurde links das Vorwerk Hougemont heftig angegriffen, aber nicht minder hartnäckig vertheidigt. Nachmittags um 2 Uhr wurde auch der Angriff rechts gegen den Meierhof la Haye-ſainte und das Dorf la Haye durch den Marſchall Ney mit ſtärkſtem Nachdruck ausgeführt. Auf letzteren Punkt richtete Napoleon den Hauptſtoß, weil der linke Flügel Wellingtons der ſchwächere ſchien, hier die Verbindung mit den Preußen abzuſchneiden war, und auf dieſer Seite auch Grouchy's Streitkräfte mitwirken konnten. Das Feuer aus dem Geſchütz,

aus dem Kleingewehr, die Angriffe mit blanker Waffe, wechselten mit immer neuer Wuth; die Reiterei wogte in stürmenden Angriffen hin und wieder, und zerstörte sich gegenseitig in furchtbarem Gemetzel, ohne irgend einen wesentlichen Erfolg. Dieser Kampf dauerte mehrere Stunden, die Franzosen fochten mit andringender Wuth, die Engländer mit ausdauernder Standhaftigkeit. Endlich wurde der Meierhof la Haye-sainte den Engländern entrissen, darauf auch das Wäldchen von Hougomont, allein weiter vorzudringen war den Franzosen unmöglich. Wellington, sein Heer mehrmals in Gefahr sehend durchbrochen zu werden, eilte persönlich in das stärkste Feuer, zeigte sich den Truppen, und strengte alle Kräfte an, sich gegen die Uebermacht zu behaupten, bis Blücher mit den Preußen herankäme, und dem Kampfe eine entscheidende Wendung gäbe. Er wußte, daß Blücher kommen würde, er wußte ihn im Anzuge, die Vortruppen desselben schon in der Nähe, doch wurde dessen wirkliches Eintreffen auch schon mit jedem Augenblicke nöthiger. Napoleon entwickelte unaufhörlich neue Streitkräfte, sein Geschütz wirkte verheerend, seine Truppen rückten entbrannt zu neuen Angriffen vor; die Kräfte Wellingtons erschöpften sich. Es war hohe Zeit, daß Blücher auf dem Kampfplatz erschiene, doch zeigte sich von ihm noch keine Spur, und die Lage der Dinge wurde jeden Augenblick bedenklicher.

Blücher war, seinem Versprechen gemäß, am 18 Juni frühmorgens von Wavre in zwei Heerzügen aufgebrochen; der eine, den Heertheil von Zieten begreifend, zog rechts über Fromant auf Ohain, dem linken Flügel Wellingtons zu; der andre, aus den Heertheilen von Bülow und Pirch bestehend, ging links über Neuf-Cabarets und St. Lambert, dem rechten Flügel Napoleons in Seite und Rücken; der dritte Heertheil, unter Thielmann, sollte bei Wavre stehen bleiben, und nur, wenn dort kein Feind erschiene, den übrigen als Unterstützung nachrücken. Blücher hatte den 17ten an den Folgen seines Sturzes im Bette zubringen müssen, und am 18ten in der Frühe, als er unmittelbar aus dem Bette wieder aufs Pferd sollte, um mit seinen Truppen zur neuen Schlacht auszurücken, war man für den übel zugerichteten Greis nicht ohne Sorgen; der Wundarzt wollte ihn noch zu guter letzt einreiben, Blücher aber, als er die Anstalten sah, versetzte: »Ach, was, noch erst schmieren! Laßt nur sein, ob ich heute balsamirt oder unbalsamirt in die andre Welt gehe, das wird wohl auf Eins herauskommen!« erhob sich,

ließ ſich ankleiden, und ſetzte ſich wohlgemuth zu Pferde, obgleich ihn bei jeder Bewegung die gequetſchten Glieder ſchmerzten. Als er ſah, wie ſtark es geregnet hatte, und daß es noch immerfort regnen würde, ſagte er: »Das ſind unſere Alliirten von der Katzbach, da ſparen wir dem Könige wieder viel Pulver.« Blücher begab ſich an die Spitze des Heertheils von Bülow, der voranzog, und zuerſt an den Feind kommen mußte. Er that alles, um den Marſch zu beſchleunigen; allein ſchon gleich anfangs wurde derſelbe durch ein zufälliges Hinderniß unerwartet aufgehalten, in Wavre entſtand eine Feuersbrunſt, welche die Hauptſtraße ſperrte, und die Truppen zu Umwegen nöthigte, wodurch ein beträchtlicher Zeitverluſt entſtand. Weiterhin wurde es noch ſchlimmer, der unaufhörliche Regen hatte den Boden ganz durchweicht, die Bäche geſchwellt, jede kleinſte Vertiefung mit Waſſer gefüllt. Die ſchmalen Wege durch Wald und Gebüſch nöthigten zu häufigem Abbrechen der Glieder. Das Fußvolk und die Reiterei kamen mit Mühe fort, das Geſchütz machte unſägliche Beſchwer; der Zug rückte zwar immer vor, aber mit ſolcher Langſamkeit, daß zu befürchten war, er werde zur Schlacht viel zu ſpät eintreffen, und weit über den Zeitpunkt hinaus, in welchem er für Wellington noch die verſprochene Hülfe ſein könne. Offiziere kamen und brachten Nachricht von dem Gange der Schlacht, von Napoleons übermächtigem Andrange, und wie ſehr die Ankunft der Preußen erſehnt werde. Blücher, in heftigen Sorgen, ſein gegebenes Wort nicht zu löſen, rief ſein »Vorwärts, Kinder, vorwärts!« anfeuernd in die Reihen der Truppen, überall fördernd flogen ſeine Blicke und Worte umher; wo ein Hinderniß entſtand, wo eine Stockung ſich zeigte, war er ſogleich gegenwärtig; doch alle Anſtrengung gab noch immer nur geringe Ausſicht, zu rechter Zeit anzulangen. Neuerdings trieb er zu verdoppelter Eile an; die Truppen erlagen faſt den Mühſeligkeiten; aus dem Gemurmel der im Schlamm und durch Pfützen Fortarbeitenden klang es hervor, es ginge nicht, es ſei unmöglich. Da redet Blücher mit tiefſter Bewegung und Kraft ſeine Krieger an: »Kinder, wir müſſen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehn, ich hab' es ja meinen Bruder Wellington verſprochen! Ich hab es verſprochen, hört ihr wohl? ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden ſoll?« Und ſo ging es denn mit allen Waffen unaufhaltſam vorwärts.

Es war angenommen, die Preußen würden um 2 Uhr Nachmittags zur Schlacht kommen. Aber erſt nach 4 Uhr war endlich der ſchwierige Engweg von St. Lambert, über und durch den Bach von Lasnes, zurückgelegt, und nur zwei Brigaden und die Reiterei von Bülow hatten jenſeits ihre verdeckte Aufſtellung erreicht, und erwarteten das Herankommen der übrigen. Napoleon indeß war auf ſeiner fernen Höhe die nahenden Preußen gewahr geworden, hielt ſie jedoch für wenig bedeutend, und ſandte nur an Grouchy den Befehl, ſeinen Angriff gegen das preußiſche Heer, welches er zu verfolgen beauftragt war, zu verſtärken. Blücher aber, die Gefahr Wellingtons erkennend, gab ſeinerſeits, ohne ſich lange zu beſinnen, den Befehl zum Vorrücken, er glaubte die Wirkung für das Ganze in dieſem wichtigen Augenblicke jeder andern Betrachtung vorziehen zu müſſen, ſein einzelnes Unternehmen konnte ſcheitern, da nur erſt ſo wenig Truppen heran waren, aber die Schlacht konnte dadurch zum Vortheil entſchieden werden; die beiden Brigaden Fußvolk und die Reiterei, unter Anführung des Prinzen Wilhelm von Preußen, drangen demnach ungeſäumt zum Angriff gegen das Dorf Frichemont und in den Rücken des franzöſiſchen rechten Flügels vor; ſie zogen ſich, nach Maßgabe, daß die übrigen Truppen nachrückten, mehr und mehr links, um das Dorf Plancenois zu gewinnen, welches theilweiſe erobert wurde, doch in hartnäckigem Kampfe noch lange ſtreitig blieb. Napoleon hatte ſofort genauere Kunde von dem Anzuge der Preußen erlangt, doch noch immer nicht von ihrer Macht und Eile; erſt als ſie auf der Höhe von St. Lambert ſichtbar wurden, ließ er gegen ſie einige Regimenter ſeitwärts im Haken aufſtellen. Blücher aber gab nun durch frühzeitiges Geſchützfeuer dem Heere Wellingtons das Zeichen ſeiner erſehnten Ankunft; dieſer Kanonendonner erweckte den Engländern frohe Zuverſicht, den Franzoſen Staunen und Beſtürzung. Jetzt ſchickte Napoleon den ſechsten Heertheil, den er bisher noch aus dem Gefechte zurückgehalten, dem Angriffe der Preußen entgegen, und es entſtand ein heftiger Kampf, in welchem die beiden Brigaden anfangs gegen die Uebermacht einen harten Stand hatten. Blücher indeß ſandte allen Truppentheilen, deren Herankommen er auf alle Weiſe raſtlos beeilte, den Befehl, ihre Richtung gradezu auf die Höhe von Belle-alliance zu nehmen, deren Gebäude über die ganze Gegend ſichtbar emporragten; der Bach von Lasnes ſollte die Stütze des linken Flügels bleiben.

Der Kampf ſtand in aller Heftigkeit, als Blücher von dem General von Thielmann die Meldung erhielt, der Marſchall Grouchy habe ihn bei Wavre mit beträchtlicher Truppenmacht angegriffen, und ſuche den Uebergang über die Dyle zu erzwingen; wenn dies gelang, ſo konnte das Heer, im Fall Napoleon die Schlacht behauptete, zwiſchen zwei Feuer kommen und vernichtet werden. Doch Blücher hatte für die Meldung, der Feind greife ihn im Rücken an, daſſelbe Wort wie bei Hainau; vor ihm lag die Entſcheidung des Tages und nicht anderswo, ſagt der amtliche Bericht; er befahl, alle Truppen ſollten im Vorrücken bleiben, erſt wenn Napoleon geſchlagen worden, dürften Unterſtützungen nach Wavre umkehren, und den Heertheil von Thielmann ließ er wiſſen, er habe dem Feinde nach Kräften zu widerſtehen.

Auf Wellingtons linkem Flügel, wo die Vereinigung der beiden Heere ſich bewerkſtelligen mußte, drängten ſich jetzt die wichtigſten Bezüge des Tages zuſammen. Der General von Müffling, der ſich preußiſcher Seits im Hauptquartiere Wellingtons befand, und zwiſchen beiden Heerführungen das Zuſammenwirken thätigſt förderte, begab ſich ſelbſt dahin, wo er ſchon früh morgens die Gegend erkundet, und für den preußiſchen Anmarſch und Angriff die leitenden Angaben, unter Wellingtons voller Zuſtimmung, an Blücher und Bülow geſandt hatte; er ordnete die Maßregeln zur beſchleunigten Annäherung und Einwirkung der Preußen, nach deren Erſcheinen vielfach verlangt und gefragt wurde. Doch Wellington ſelbſt, voll unerſchütterlichen Vertrauens in Blüchers Wort, ließ in dieſer Hinſicht weder Beſorgniß noch Ungeduld blicken, und kein Zweifel, keine Frage ſolcher Art unterbrach die entſchloſſene Ruhe ſeiner ſtrengen Faſſung. Endlich zeigten ſich die erſten Truppen des Heertheils von Zieten, durch wiederholte Botſchaften in ihrem Marſche beſchleunigt, auf den linken Flügel Wellingtons von Obain her im Anrücken. Sogleich brachen nun ſechs Regimenter engliſcher Reiterei, welche bisher auf dem linken Flügel gehalten hatten, zur Unterſtützung der hartbedrängten Mitte der engliſchen Schlachtordnung auf, wo ſie im rechten Augenblicke zum erfolgreichen Einhauen anlangten. Inzwiſchen hatte der Feind ſeine Stärke gegen Wellingtons linken Flügel beträchtlich vermehrt, und drang nun, nach dem Abrücken jener Reiterei, deren nahe Erſetzung durch die Preußen er noch nicht wahrnehmen konnte, nachdrücklich in den Raum ver, welcher die beiden verbündeten Heere noch trennte; die Fran-

geſen nahmen das Dorf Papelotte wieder, zu gleicher Zeit griffen ſie das Dorf Frichemont heftig an, und ſchoben ſich demnach zwiſchen die Truppen von Bülow und das Heer Wellingtons immer mehr trennend vor. In dieſem gefahrvollen Augenblicke, gegen 7 Uhr, treffen die erſten Truppen Zietens, durch Müffllings Angaben förderſamſt geleitet, auf dem Kampfplatze ein, Zieten ſelbſt an der Spitze ſeiner erſten Brigade, mit der ganzen Reiterei und dem Geſchütze ſeines Heertheils; er erſtürmt mit zwei Bataillons das Dorf Papelotte, und bereitet ſich zu ſtärkerem Vordringen. Napoleon jedoch wankt noch immer nicht, er ſieht die Truppen Blüchers immer furchtbarer auftreten, allein ſein hartnäckiger Eifer verzichtet noch nicht auf den Sieg, ein letzter verzweifelter Schlag ſoll ihn entſcheiden. Bereits hatte er die junge Garde nach Planceneis geworfen, um das den Preußen wieder entriſſene Dorf zur Sicherheit ſeiner rechten Flanke feſtzuhalten, jetzt läßt er die alte Garde, den Kern ſeiner Truppen, zwölf Bataillons, zur Durchbrechung der Schlachtordnung Wellingtons auf deren Mitte im Sturm vorrücken, zuſammengedrängt, das Gewehr im Arm, ohne Schuß, unter Anführung des Marſchalls Ney, während zugleich die ganze franzöſiſche Linie überall zum neuen Angriff übergeht. Doch Wellington ſtellt der vordringenden Garde ſechs engliſche Bataillons in zwei Gliedern aufmarſchirt entgegen, deren mörderiſches Gewehrfeuer ganze Reihen des dichtgeſchaarten Feindes niederſtreckt, zugleich richtet alles Geſchütz ſeine Wirkung gegen die Maſſe, von allen Seiten wenden ſich die Truppen zu dieſem Kampfe, dem blutigſten des Tages. Ganze Schaaren werden vernichtet; die große Menge der Verwundeten, welche dem Gefecht entweichen, giebt auf beiden Seiten den Anſchein einer Flucht. Die franzöſiſche Garde, trotz ihres ungeheuren Verluſtes, rückt immer vor, ihrem gewaltigen Ungeſtüm ſcheint nichts widerſtehen zu können, die Engländer weichen auf mehreren Punkten, ihr Geſchütz ſtellt das Feuern ein. In dieſem Drange rückt Zieten über Papelotte hervor, läßt vierundzwanzig Stücke Geſchütz in den Feind ſchmettern, und führt ſeinen Hauptangriff im Sturmſchritt, unter dem Wirbeln aller Trommeln, die Höhe von Belleallance zur Richtung nehmend, unaufhaltſam vorwärts. Dieſe Bewegung iſt entſcheidend: der Feind, auf dem Winkel ſeiner beiden Kampflinien durchbrochen, beginnt aus beiden zu weichen. Schon aber hat gleichzeitig auch Wellington die Truppen ſeines weniger bedrängten rechten Flü-

geis nach der Mitte gezogen, ſeine Reiterei zuſammengebracht, und geht nun ſelbſt wieder mit allen Kräften zum entſchloſſenſten Angriff über. Er befiehlt ſeiner ganzen Schlachtordnung ein allgemeines Vorrücken. Die franzöſiſche Garde, dem allſeitigen Sturm erliegend, geräth in Unordnung und flieht; vier Bataillons, die am meiſten vorgerückt ſind, ziehen ſich in Vierecken geſchloſſen nach Bellealliance zurück. Sie kommen aber hier in das Geſchützfeuer Bülows, ſie werden von der Reiterei umzingelt, man ruft ihnen zu, ſich zu ergeben, aber: »Die Garde ſtirbt, ſie ergiebt ſich nicht!« ſchallt es aus ihrer Mitte; die Meiſten fallen; Einige entkommen, gefangen werden nur Wenige. Jetzt kommt auch der zweite preußiſche Heertheil, unter Pirch, zur Schlacht, und um halb acht Uhr erneuert ſich der Kampf bei Planceneis. Noch leiſtet der Feind verzweifelte Gegenwehr, alle drei preußiſche Heertheile ſind im heißeſten Gefecht, aber die Schlacht iſt ſchon gewonnen, der Feind überall im Rückzuge, er kämpft nur noch für ſeine Rettung. Endlich gegen neun Uhr erobern Pirch und Bülow vereint das Dorf Planceneis, und das Verderben des franzöſiſchen Heeres iſt entſchieden. Der Rückzug artet in wilde Flucht aus, die Truppen aller Waffen, mit Geſchütz und Fuhrwerk untermiſcht, drängen ſich auf der Straße nach Genappe und Charleroy; die Nacht nimmt die Flüchtigen auf. Es war ſchon völlig dunkel, als Blücher und Wellington auf der Höhe von Bellealliance zuſammentrafen, und ſich gegenſeitig als Sieger begrüßten. Dieſe Höhe führte den Namen von der Verbindung zweier ſchönen Brautleute, welche ſich hier niedergelaſſen; Blücher, der ſiegreichen Waffenverbindung zu Ehren, nannte die Schlacht nach dieſem Namen; Wellington nannte ſie, dem eingeführten Gebrauche gemäß, nach dem Hauptquartiere, welches er an dem Tage gehabt, die Schlacht von Waterloo, Napoleon die von Mont-St. Jean; welcher dieſer Namen in der Folge vorherrſchend beſtehen wird, iſt noch die Frage. Wem die Ehre des Tages vorzugsweiſe gebühre, darüber iſt viel geſtritten worden; in Betreff Blüchers dünkt uns der Streit unnütz; wem ſie zugeſprochen, wie ſie vertheilt werden möge, immer wird wahr und feſt beſtehen, daß Blücher und die Preußen gethan, was hier erzählt worden, und dies kann genügen. Blücher hegte für Wellington von jeher ganz beſondere Achtung und Zuneigung, und ſein inniges Vertrauen zu demſelben hatte weder Groll wegen Ligny, wozu ſeine Stimme befangenen Unmuths ihn gegen

beſſere Ueberzeugung aufreizen gekommt, noch dann Zweifel wegen Belleallance in ſeiner Bruſt aufkommen laſſen; ihm fiel auch jetzt nicht ein, mit eiferſüchtiger Rechnung das gemeinſame Werk in ſeinen und ſeines Waffenbruders Antheil ſcharfſondernd zu zerlegen. Wellington ſelbſt aber ſchloß ſeinen Bericht an den Prinz-Regenten von England mit den ſo gerechten als edlen Worten der Anerkennung: »Ich würde nicht nach meiner Ueberzeugung ſprechen, wenn ich nicht dem Feldmarſchall Blücher und dem preußiſchen Heere das glückliche Ergebniß dieſes furchtbaren Tages beimäße, durch den Beiſtand, welchen ſie mit ſo großer Bereitwilligkeit und ſo zu rechter Zeit mir geleiſtet haben.«

Die Schlacht war gewonnen, aber die Arbeit noch keineswegs vollendet. Das Heer Wellingtons hatte furchtbar gelitten, die Menſchen und Pferde konnten nicht weiter. Die Preußen waren kürzere Zeit im Kampfe geweſen, die Anſtrengung des Marſches kam nicht in Anſchlag. Von dem Nachdringen beider Heere auf derſelben Straße fürchtete man überdieß nur Verwirrung: man kam deshalb überein, Wellington ſollte, nach fürerſt höchſtnöthiger kurzer Raſt, über Nivelles und Binch in Frankreich einrücken, während Blücher unmittelbar die Verfolgung Napoleons und ſeines geſchlagenen Heeres übernähme. Alſo noch in derſelben Nacht ging Blücher ſofort nach Genappe, wo ſein Vortrab den Feind, der ſich anfangs vertheidigen wollte, um elf Uhr in der Nacht zu weiterer Flucht nöthigte. Der Feind hatte ſein meiſtes Geſchütz auf dem Schlachtfelde ſtehen laſſen, das mit ſeinen Trümmern und Leichen bedeckt war. In Genappe war aufgehäuft, was an Geſchütz, Pulverwagen, Gepäck und anderm Fuhrwerk noch gerettet worden; alles fiel hier den Preußen in die Hände, unermeßliche Beute, Napoleons eigne Feldrüſtung, ſein Silbervorrath, ſeine Edelſteine, der Wagen ſelbſt, in welchem er gefahren war und den er beim plötzlichen Geſchrei, die Preußen ſeien da, ohne Hut und Degen eiligſt verlaſſen hatte, um ſich aufs Pferd zu werfen. Die Kleinodien, das viele Geld, und andrer Beſitz, verblieb den Soldaten; den Wagen Napoleons, den kaiſerlichen Mantel, ſein Fernglas, nahm Blücher an ſich; Hut und Degen und die Ordensſterne Napoleons ſandte er als Siegeszeichen an den König. Die Verfolgung ging unaufhaltſam fort. Wie bei Genappe, ſo auch bei Quatre-Bras und weiterhin bei Frasnes, wurde der Feind noch in derſelben Nacht immer wieder

aufgestört; wo im Getreide sich ein Trupp lagern, in Gebäuden und Höfen sich einrichten wollte, trieb schnell wieder der Schall der Flügelhörner und Trommeln, das Feuern aus Flinten und Kanonen ihn auf; der Mond schien hell, und begünstigte die Verfolgung, welche Gneisenau mit dem Heertheile von Bülow rastlos betrieb, und an welche, wie Blücher befohlen hatte, der letzte Hauch von Roß und Mann gesetzt wurde. Der Heertheil von Pirch war inzwischen beordert, den Truppen unter Grouchy, welche bei Wavre gegen Thielmann gefochten hatten, den Rückzug bei Sombref abzuschneiden; der Heertheil von Zieten folgte dem von Bülow nach. Blücher selbst blieb die Nacht in Genappe; in dem Zimmer, das ihm angewiesen wurde, lagen sechs schwer verwundete Franzosen, die man fortschaffen wollte, doch er litt nicht, daß sie um seinetwegen gestört würden, sondern ließ ihnen vielmehr alle Hülfe und Linderung zukommen, welche der Zustand gestattete. Noch in der Nacht, während zugleich die Angaben zu dem Bericht an den König gesammelt wurden, ließ Blücher folgenden Aufruf an sein Heer anfertigen:

„Brave Offiziers und Soldaten des Heers vom Niederrhein! Ihr habt große Dinge gethan, tapfre Waffengefährten! Zwei Schlachten habt ihr in drei Tagen geliefert; die erste war unglücklich, und dennoch war euer Muth nicht gebeugt. Mit Mangel hattet ihr zu kämpfen, und ihr trugt ihn mit Ergebung. Ungebeugt durch ein widriges Geschick tratet ihr mit Entschlossenheit vier und zwanzig Stunden nach einer verlornen, blutigen Schlacht den Marsch zu einer neuen an, mit Zuversicht zu dem Herrn der Heerscharen, mit Vertrauen zu euren Führern, mit Trotz gegen eure siegtrunkenen, übermüthigen, eidbrüchigen Feinde, zur Hülfe der tapfern Britten, die mit unübertroffener Tapferkeit einen schweren Kampf fochten. Die Stunde der Entscheidung aber sollte schlagen, und kund thun, wer ferner herrschen solle, ob jener ehrsüchtige Abenteurer oder friedliche Regierungen. Das Schicksal des Tages schwankte furchtbar, als ihr aus dem euch verbergenden Walde hervorbrachet gerade in den Rücken des Feindes, mit dem Ernst, der Entschlossenheit und dem Selbstvertrauen geprüfter Soldaten, um Rache zu nehmen für das vor acht und vierzig Stunden erlittene Unglück. Da donnertet ihr in des Feindes erschreckene Reihen hinein, und schrittet auf der Bahn des Sieges unaufhaltsam fort. Der Feind in seiner Verzweiflung führte nun sein Geschütz und seine Massen gegen euch, aber euer Geschütz schleu-

derte den Tod in ſeine Reihen, und euer ſtetes Vorſchreiten brachte ihn in Verwirrung, dann zum Weichen, und endlich zur regelloſeſten Flucht. Einige hundert Geſchütze mußte er euch überlaſſen, und ſeine Armee iſt aufgelöſt. Noch weniger Tage Anſtrengung wird ſie vollends vernichten, jene meineidige Armee, die ausgezogen war, um die Welt zu beherrſchen und zu plündern. Alle großen Feldherren haben von jeher gemeint, man könne mit einem geſchlagenen Heere nicht ſogleich darauf wieder eine Schlacht liefern. Ihr habt den Ungrund dieſer Meinung dargethan, und gezeigt, daß tapfere geprüfte Krieger wohl überwunden, aber ihr Muth nicht kann gebeugt werden. Empfangt hiermit meinen Dank, ihr unübertrefflichen Soldaten, ihr meine hochachtbaren Waffengefährten; ihr habt euch einen großen Namen gemacht. So lange es Geſchichte giebt, wird ſie eurer gedenken. Auf euch, ihr unerſchütterlichen Säulen der preußiſchen Monarchie, ruhet mit Sicherheit das Glück eures Königs und ſeines Hauſes. Nie wird Preußen untergehn, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen. Genappe, den 19. Juni 1815. Blücher.«

An Schwarzenberg ſchrieb er eigenhändig: »Mein Freund! Die ſchönſte Schlacht iſt geſchlagen, der herrlichſte Sieg iſt erfochten. Das Detaillirte wird erfolgen. Ich denke, die Bonaparteſche Geſchichte iſt nun wohl vorbei. La Bellealliance, den 19. Juni. Ich kann nicht mehr ſchreiben, denn ich zittre an allen Gliedern; die Anſtrengung war zu groß. Blücher.«

Am 19ten Vormittags erhob ſich Blücher von ſeinem Lager, und ſah ſeine nachrückenden Truppen vorüberziehen; jede Abtheilung, ſo wie ſie nahe kam, rief ihm ein ſiegfreudiges Hurrah, das er mit freundlichem Grüßen erwiderte. Noch den nämlichen Tag zog Blücher nach Goſſelies. Am 20ſten kam das Hauptquartier nach Merbes-le-Chateau.

Inzwiſchen ſetzte Gneiſenau voll muthigen Eifers und kriegeriſcher Thätigkeit die angeſtrengte Verfolgung fort, durch welche die Niederlage des franzöſiſchen Heeres vollendet wurde. Die Flüchtigen wurden von jedem Orte, wo ſie zu ruhen meinten, oder ſich ſammeln wollten, durch die nachſtürmenden Preußen ſchnell wieder aufgetrieben, und mit größerem Verluſt in vermehrte Verwirrung geſtürzt. Erſt an der Sambre konnte man dazu gelangen, die Ergebniſſe der letzten Schlacht zu überſchauen. Das Heer Wellingtons hatte gegen 13,000 Todte und Verwundete, und unter dieſen

die angeſehenſten Befehlshaber. Geringer war an dieſem Tage der Verluſt der Preußen; obwohl ſie dem Feinde den größten bewirkt, hatten ſie ſelbſt, begünſtigt durch den Stand und die Wendung der Dinge, den kleineren; er betrug 7000 Mann, meiſtens den Heertheil von Bülow betreffend. Die Franzoſen dagegen hatten über 30,000 Todte und Verwundete, 15,000 Gefangene, 300 Kanonen nebſt der verhältnißmäßigen Anzahl Pulverwagen und zahlloſes Fuhrwerk mit Gepäck und Kriegsgeräthen aller Art eingebüßt. Was übrig war, floh in aufgelöſten Haufen, Napoleon mit ihnen, kaum ein Bataillon war noch beiſammen, nur einige Kanonen wurden über die Sambre gerettet. Napoleon dachte anfangs, bei Charleroy die Trümmer ſeines Heeres wieder etwas zu geſtalten, erkannte aber die Unmöglichkeit, und gab den verwirrten Maſſen weit rückwärts die Stadt Laon zum Sammelorte; er ſelbſt flüchtete zuerſt nach Philippeville, und begab ſich von da nach Paris. Auch der Marſchall Grouchy mit ſeinen beiden Heertheilen, noch zurück auf dem linken Ufer der Sambre, ſchien abgeſchnitten und verloren; doch dieſer, nachdem er bei Wavre noch am 19ten gegen Thielmann im Vortheil und ſogar über Dyle vorgerückt war, hatte auf die Nachricht von Napoleons verlorner Schlacht den Rückzug auf Namur ungehindert ausgeführt und daſelbſt am 20ten von den Feſtungswällen herab den ſchroffen Angriff des Heertheils von Pirch überlegen abgewieſen. Nachdem hierauf Pirch und Thielmann, der gleichfalls vor Namur gerückt war, den Befehl erhalten, in Eilmärſchen dem Zuge Blüchers nachzufolgen, entkam Grouchy deſto leichter auf dem rechten Ufer der Sambre nach Dinant und Givet, und ſtrebte, ſeine noch ſtreitfertigen Truppen auf dem Umwege über Rethel und Rheims der übrigen Heermaſſe wieder zu vereinigen.

Das Verderben der Franzoſen zeigte ſich jenſeits der Sambre immer ſchrecklicher; ſo viele Flüchtlinge, ermattet, verhungert, zum Theil verwundet ſich fortſchleppend, nur noch dem eigenen Lande durch ihr Elend und ihre Zügelloſigkeit furchtbar, brachten überall Schrecken und Zerſtörung hin; Straßen und Felder trugen die Opfer der Noth und der Wildheit: geplünderte und abgetragene Häuſer, umgeſtürzte Wagen und weggeworfene Waffen, Leichen und Sterbende; Augenzeugen, welche den Rückzug der Franzoſen nach der Schlacht von Leipzig geſehen, erklärten dieſen von Belle-alliance nicht geringer an gräßlichen Anblicken. In dieſer Zerſtörung rück-

ten die Preußen nach, durch alle Arten der Aufregung zu Grimm und Haß entflammt, noch erbittert vom heißen Kampfe, unaufhörlich vorwärts zu neuer Entſcheidung ſtrebend, dabei ſelbſt als Sieger mit allen Entbehrungen der Beſiegten ringend.

Varnhagen von Enſe.

Fürſt Blücher von Wahlſtadt.

Aus der höchſten Prüfung ging ſein Charakter rein und groß hervor in den Verhältniſſen, welche, einzig in ihrer Art, erſt zu Scharnhorſt und dann zu Gneiſenau, beſonders aber zu dem Letztern, ihm zu Theil wurden. Mit aufrichtiger Selbſterkenntniß unterwarf er ſich der höhern Einſicht dieſer Männer, welche weniger ſeine Untergebenen, als ſeine Freunde und Vertraute waren, und gleichwohl in ihm den gebietenden Feldherrn nie vermiſſen konnten. Scharnhorſt wurde früh von ſeiner Seite geriſſen. Gneiſenau aber blieb der unzertrennliche Gefährte der ganzen Siegeslaufbahn, und welcher Antheil ihm an deren Erfolgen gebühre, hat Blücher in dem höchſten Taumel der Huldigungen, auf dem Gipfel des Ruhmes und der Ehren, ſtets eifrig und laut verkündigt. Hierher gehört das große Wort, durch welches Blücher einſt die Lobreden, die man ihm zum Ueberdruſſe vorgetragen, unterbrach: »Was iſt's, das ihr rühmt?« rief er wie begeiſtert, »es war meine Verwegenheit, Gneiſenaus Beſonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit!« Ein andermal, in einer großen Verſammlung, als bei Tiſch viele Trinkſprüche ſchon ausgebracht, und Sinn und Streben auf Seltſames und Wunderliches gerichtet war, verhieß Blücher, Alle überbietend, er wolle thun, was ihm kein Anderer nachmachen könne, er wolle ſeinen eigenen Kopf küſſen; das Räthſel blieb nicht lange ungelöſt, er ſtand auf, ging zu Gneiſenau hin, und küßte ihn mit herzlicher Umarmung. Noch bei vielen Gelegenheiten gab er wiederholt das offene Bekenntniß, er ſelbſt ſei im Felde nur der ausführende Arm, aber Gneiſenau das leitende Haupt geweſen. Ihre beiderſeitige Freundſchaft blieb ungetrübt bis an's Ende, und kein Augenblick von Eiferſucht rief jemals eine Theilung und Sonderung deſſen herbei, was durch das Leben ſelbſt vereint worden, und nur alſo vereint in ſeinem vollen Werth beſteht. —

Varnhagen von Enſe.

Louiſe, Königin von Preußen.

Der unglückliche Feldzug der Preußen gegen Frankreich, wo — wie nirgend — Louiſe nie von der Seite ihres königlichen Gatten wich, riß das preußiſche Reich (1806) ganz nahe an den Rand des Untergangs. In dieſer ſchweren Zeit ſchrieb ſie folgende Verſe Göthe's in ihr Tagebuch:

Wer nie ſein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nachte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte!

Ihr führet in's Leben uns hinein,
Und laßt den Armen ſchuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.

Berlin war ſchon längſt verloren. Jetzt ſtürmte in der rauheſten Jahreszeit Napoleon auch gegen Königsberg heran. Man konnte der Königin, die damals eben erſt von einem heftigen Nervenfieber ſich wieder zu erholen anfing, die Gefahr nicht länger verſchweigen. An einem trüben, unholden Dezembertage wurde ſie, in Betten gehüllt, auf den Schultern der Getreuen über den Strand von Königsberg nach Memel getragen, und ſo an des Landes äußerſte Grenze hinaus gerettet. Aber auch in dieſer bittern Noth ſollte wenigſtens ein ſüßer Troſt nicht fehlen. Wohin Louiſe blickte, überall, in der Nähe, wie in der Ferne, erſchien ihr der alte Muth und die treue Liebe der wackeren Preußen für das theure Königshaus unwandelbar und ungeſchwächt, mochte der grimmige Feind das arme Volk auch noch ſo frech und erbarmungslos mißhandeln. So unverkennbar erwieſen bei vielen Gelegenheiten ſich die treue Anhänglichkeit, der feurige Eifer, die aufrichtige, innige Liebe für das bedrängte Fürſtenhaus in dieſer ſchweren Zeit, daß die Königin oft bis zu Thränen gerührt wurde, und in die Worte ausbrach: „Das Unglück, wovon das Haus Hohenzollern jetzt betroffen iſt, ſcheint mir eine weiſe Führung des Himmels zu ſein: denn erſt jetzt, in dieſem Feuer der Prüfung, habe ich Gelegenheit, die treue Anhänglichkeit für Preußen lauter und echt zu erblicken. Wie ſchmerzt es mich, daß ich jetzt

für meine lieben Preußen nichts weiter thun kann, als — ſie tröſten! — Aber in einem treuen Herzen bewahre ich alle jene einzelnen Erweiſe ihrer Vaterlandsliebe, und wünſche mit Sehnſucht den Augenblick heran, wo es wieder in meiner Macht ſtehen wird, allen Getreuen dann auch Beweiſe meines herzlichſten Wohlwollens zu geben.“ — Aber wo ſich irgend Gelegenheit fand, gab ſie dieſe Beweiſe auch ſchon jetzt. Raſtlos hatte ſie in der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes in Königsberg für die kranken und verwundeten Krieger geſorgt, und hierdurch den deutſchen Frauen für die gegenwärtige und für die künftige Zeit ein vorleuchtendes Muſter aufgeſtellt, welches denn auch reichen Segen gebracht hat. „Wenden wir unſere Blicke zu Gott,“ ſchreibt ſie in jener Zeit an ihren Vater, „zu Ihm, der unſere Schickſale lenkt, der uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlaſſen. — Aber nur durch Beharrlichkeit wird man ſiegen, früh oder ſpät, davon bin ich überzeugt.“ — Als ſie nach der unglücklichen Schlacht von Friedland jene jammervolle Reiſe nach Memel (wovon oben geredet iſt) hatte antreten müſſen, ſchrieb ſie von dort aus einen zweiten Brief (den 17. Juli 1807) an den geliebten Vater, der unterdeſſen den früheren, erſten beantwortet hatte. „Mit der innigſten Rührung und unter Thränen der dankbarſten Zärtlichkeit habe ich Ihren Brief vom Monat April geleſen. Wie ſoll ich Ihnen danken, beſter, zärtlichſter Vater, für die vielen Beweiſe Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeſchreiblichen Vatergüte! — Welcher Troſt iſt dieſes nicht für mich in meinen Leiden, und welche Stärkung! — Wenn man ſo geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich ſein. Es iſt wieder auf's Neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir ſtehen auf dem Punkte das Königreich zu verlaſſen. Bedenken Sie, wie mir dabei iſt: doch, bei Gott beſchwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! — Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben. Der erſte iſt der Gedanke: Wir ſind kein Spiel des blinden Zufalls, ſondern wir ſtehen in Gottes Hand. Die Vorſehung leitet uns. Der Zweite: Wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewieſen, der Welt hat er es bewieſen, daß er nicht Schande, ſondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders thun können, ohne ſeinem Charakter ungetreu, und an ſeinem Volke zum Verräther

zu werden. Wie dieſes ſtärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchſtrömt. Doch zur Sache! — Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in franzöſiſche Hände. Wir ſind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, ſo bin ich in die Nothwendigkeit verſetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlaſſen und nach Riga zu gehen. Gott wird helfen, den Augenblick zu beſtehen, wo ich über die Grenzen des Reiches muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und Böſe kommt, und mein feſter Glaube iſt, er ſchickt nicht mehr, als wir tragen können. — Noch ein Mal, beſter Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen und werden ewig Freunde haben, weil wir ſie verdienen. Wie beruhigend dieſer Gedanke iſt, läßt ſich nicht ſagen. Ich ertrage Alles mit einer ſolchen Ruhe und Gelaſſenheit, die nur Ruhe des Gewiſſens und reine Zuverſicht geben kann. Deßwegen ſeien Sie überzeugt, beſter Vater, daß wir nie ganz unglücklich ſein können, und daß Mancher, mit Kronen und Glück bedrückt, nicht ſo froh iſt, als wir es ſind. — Gott ſchenke jedem Guten den Frieden in ſeiner Bruſt, und er wird noch immer Urſache zur Freude haben. — Und noch Eins zu Ihrem Troſte! Nie wird von unſerer Seite etwas geſchehen, das nicht mit der ſtrengſten Ehre verträglich iſt, und was mit dem Ganzen geht. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeit. Auch Sie wird das tröſten, das weiß ich, ſo wie alle, die mir angehören. Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorſame, Sie innig liebende Tochter, und Gott Lob, daß ich ſagen kann, da Ihre Gnade mich dazu berechtigt, — Ihre Freundin: Louiſe.“

Nachſchrift vom 24. Juni.

„Noch immer ſind meine Briefe hier, weil nicht nur Wind, ſondern auch Stürme alles Auslaufen der Schiffe unmöglich machen. Nun ſchicke ich Ihnen einen ſicheren Menſchen, und fahre deßhalb fort, Ihnen Nachrichten von hier mitzutheilen. Die Armee iſt genöthigt geweſen, ſich immer mehr und mehr zurückzuziehen, und es iſt von ruſſiſcher Seite ein Waffenſtillſtand auf vier Wochen abgeſchloſſen worden. Oftmals klärt ſich der Himmel auf, wenn man trübes Wetter beſorgte. Es kann auch hier ſein. Niemand wünſcht es ſo, wie ich: doch Wünſche ſind nur Wünſche, und keine feſte Grundmauer. Alſo Alles von Dir dort oben, Du Vater der Güte! —

Mein Glaube ſoll nicht wanken; aber hoffen kann ich nicht mehr. — Ich berufe mich demnach auf meinen Brief. Er iſt aus der Tiefe meiner Seele geſchrieben. Sie kennen mich ganz, wenn Sie ihn geleſen haben, beſter Vater. — Auf dem Wege des Rechtes leben, ſterben, und, wenn es ſein muß, Brot und Salz eſſen. Nie werde ich ganz unglücklich ſein. Nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer ſo von ſeinem Himmel geſtürzt iſt, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute, — o! kein Menſch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde; aber erwarten thu ich es nicht mehr. Kommt das Unglück, ſo wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung ſetzen; aber beugen kann es mich nie, ſobald es nicht verdient iſt. Nur Unrecht auf unſrer Seite würde mich zu Grabe bringen. Da komme ich nicht hin: denn wir ſtehen hoch. Sehen Sie, beſter Vater, ſo vermag der Feind der Menſchen nichts über mich.«

Bald nachher wurde der Friede zu Tilſit geſchloſſen (den 9. Juli). »Der Friede iſt geſchloſſen,« ſchrieb damals die Königin, »aber um einen ſchmerzhaften Preis. Unſere Gränzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen. Dennoch iſt der König größer, als ſein Widerſacher. Nach der Schlacht von Eylau (den 7. und 8. Februar 1807) hätte er einen vortheilhaften Frieden machen können; aber da hätte er freiwillig mit dem böſen Princip (Napoleon) unterhandeln und ſich mit ihm verbinden müſſen. — Jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth, und wird ſich nicht mit ihm verbinden. Das wird Preußen einſt Segen bringen. Auch hätte er nach Eylau einen treuen Bundesgenoſſen verlaſſen müſſen. Das wollte er nicht. Noch einmal! Die Handlungsweiſe wird Preußen Glück bringen. Das iſt mein feſter Glaube!«

»Ich leſe viel und denke viel,« ſchrieb ſie um dieſelbe Zeit, »und mitten unter Leiden giebt es Tage, mit denen ich zufrieden bin. Es iſt wahr, daß die Menſchen keinen Antheil daran haben; in meinem Innern bereitet ſich Alles. Von äußern Dingen iſt es allein die Freundſchaft des Königs, ſein Zutrauen und ſeine liebevolle Begegnung, welche mein Glück ausmachen.«

Endlich zogen die franzöſiſchen Heere nun allgemach wieder ab. Der königliche Hof konnte nach Königsberg zurückkehren. Die Königin beſchäftigte ſich jetzt fleißig mit der deutſchen Geſchichte. Die Zeiten des alten Ritterthums gewannen ſo ſehr ihr Wohlgefallen, daß ſie den ritterlichen

Wahlſpruch: „Recht, Glaube, Liebe!“ auf ein Petſchaft ſtechen ließ. „Wenn ich aber noch einen Wahlſpruch annehmen ſollte,“ ſetzte ſie hinzu, „ſo iſt es der: Gott iſt meine Zuverſicht.“

Der Sommer des Jahres 1808 verging ihr ſehr angenehm auf einem kleinen Landgute unweit Königsberg. „Ich habe gute Bücher,“ ſagte ſie, „ein gutes Gewiſſen, ein gutes Pianoforte, und ſo kann man unter den Stürmen der Welt ruhiger leben, als diejenigen, welche dieſe Stürme erregen.“

Der 23. December 1809 führte die vortreffliche Königin endlich auch wieder nach Berlin zurück. — Mit welcher Freude ſie in dieſen ihren Lieblingsſitz wieder einzog, und mit welcher Wonne ſie das glückliche Erblühen ihrer zahlreichen Familie auch anſchaute und förderte, ſo blutete ihr Herz noch immer an den alten Wunden, welche Napoleon demſelben geſchlagen hatte, um ſo mehr, da er ſchon von neuem die Hände ausſtreckte zu neuen Verletzungen, indem er drohete, die unerſchwinglichen Summen, welche er noch immer von Preußen forderte, mit Gewalt der Waffen beitreiben zu wollen. Immer merkbarer begann die Geſundheit der Königin zu ſinken; immer ſehnlicher wünſchte ſie, ihren geliebten, alten Vater in Strelitz zu beſuchen. Der fromme, kindliche Wunſch ward erfüllt. Mit den Worten: „ach! mein Vater!“ ſank ſie dem Herzoge, der ſie zu Fürſtenberg, an der Mecklenburgiſchen Grenze, überraſchte, weinend in die Arme. — Als am folgenden Tage, (den 28. Juni) auch der König ankam, empfing ſie ihn mit unausſprechlich freudiger Rührung, und flüſterte nachher ihrem Bruder Georg zu: „Lieber Georg! nun erſt bin ich ganz glücklich!“ Sie ſetzte ſich an dem offenen Schreibtiſche ihres Vaters nieder, und ſchrieb folgende Zeilen auf ein Blatt: „Mein geliebter Vater! — Wie glücklich bin ich heute, als Ihre Tochter und als die Gattin des Beſten der Gatten! Neuſtrelitz, am 28. Juni 1810. Louiſe.“

Dieſes ſind die letzten, von der unvergeßlichen Fürſtin niedergeſchriebenen Worte.

Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelm's III.

Alles, was das Unglück Schreckliches in sich trägt, hatte der König im reichen Maße, wie Wenige, erfahren, er hatte den dargereichten bittern Leidenskelch in seinen Hefen trinken müssen, — aber bitter hatte es ihn nicht gemacht. Ernste Wehmuth war seine Stimmung, und ihr umschloß und bewahrte er die Milde. Diese aber erhob seine stoische, kräftige Natur zur Charakterstärke, die nun als permanentes Lebensprinzip ihn durchdrang; daher erscheint seine Wohlthätigkeit nicht, wie bei so vielen andern Menschen, rhapsodisch, ruckweise, wo man einen Ansatz nehmen muß, um es zu Stande zu bringen, und womit, wenn das Opfer gebracht ist, nun auch die Sache fertig und abgethan ist, — nein, sein Herz athmete in dieser Milde, und man kann in Wahrheit von ihm sagen: „Er ging umher und that Gutes.“

Oft, wenn er mir solche Aufträge gab, habe ich ihn sagen hören: „Gott hat mir geholfen; darum muß ich nach verliehenen Kräften mit dem mir Anvertraueten wieder helfen.“ Mit diesem Sinne umfaßte er Alles, wo er auch sein, stehen, sitzen, gehen mochte, und diese Milde spiegelte sich, zum Beweise, daß sie ihm zur andern Natur geworden war, in den kleinsten, geringfügigsten Dingen ab.

Auf dem Trottoir der Hohenwegstraße zu Potsdam mit einem Adjutanten gehend, springt dieser vor, um einen Schwarm fröhlicher Knaben, die auf den glatten, breiten Steinen Kreisel spielten, auseinander zu treiben und dem Könige Platz zu machen. Aber schnell auf den Fahrweg tretend, faßt er den Adjutanten zurückhaltend beim Arm, mit den Worten: „Haben wohl nie Kreisel gespielt? Kinder darf man nicht stören und betrüben, Jugend kurz!“

Ein hübscher Conditorknabe in Potsdam hatte einen Kuchen, den er wegtragen sollte, bei einem Fehltritte mit der Schüssel auf's Pflaster fallen lassen, und stand bitterlich weinend da, als eben der König vorüber kam. Ohne sich mit ihm in ein Gespräch einzulassen, sagte er zum Knaben, ihm sanft über's Gesicht streichelnd: „Komm mit mir!“ Das Kind folgte zitternd, ebenein noch Strafe fürchtend. Angekommen im nahe gelegenen Schlosse, ließ der König ihm eine schönere große Schüssel mit einem noch bessern Ku-

chen aus der Hofconditorei reichen und entließ dann den Ueberraſchten und nun Beglückten mit der freundlichen Warnung: „Künftig vorſichtiger zu ſein.“ Demnächſt zog der König nähere Erkundigung über den jungen Geſellen ein, und als dieſe zu ſeiner Empfehlung ausfiel, wurde er in der Hofconditorei angeſtellt.

Als der König einſt, gekleidet in eine einfache Offizier-Uniform ohne Decoration, mit einer ſeiner Töchter ſpazieren geht, läuft ein armer Knabe neben dem von ihm unerkannten hohen Herrn her und bittet, ihm eine kleine Börſe abzukaufen, die er in großer Anzahl in dem vorgehaltenen Körbchen trug. Der fremde Herr weiſet ihn zurück; das Kind hört aber nicht auf zu bitten: „Ach! Herr Lieutenant, kaufen Sie mir doch eine Börſe ab! koſtet nur 6 Groſchen; und wenn Sie auch keine brauchen, dann ſchenken Sie der ſchönen Mamſell eine, die Sie am Arme haben.“ Nochmals zurückgewieſen, ſeufzt der Knabe aus tiefer Bruſt: „Ach, nun haben wir dieſen Mittag nichts zu eſſen!“ — Jetzt ſteht der König ſtill und nimmt aus dem Körbchen ſechs Börſen, dem Kinde einen doppelten Friedrichsd'or reichend.

Wie der Knabe das Goldſtück ſieht, ſpricht er: „Ach, gnädiger Herr Lieutenant, geben Sie mir lieber Groſchen, ich habe weiter kein Geld, und kann darauf nicht zurückgeben.“ Gerührt von der Ehrlichkeit des Kindes, das mit unſchuldigem, offenen Angeſicht ihn anſieht, erkundigt er ſich nach ſeinen Familien-Verhältniſſen und erfährt, daß ſeine Mutter, die Wittwe eines geweſenen Feldwebels, mit 6 noch unmündigen Kindern auf einem Dachſtübchen in der bezeichneten Straße und Hausnummer wohne und ſich kümmerlich vom Verfertigen kleiner Geldbörſen ernähre. „Nun,“ ſagt der vermeinte Lieutenant, „dann gehe nach Hauſe und bringe deiner Mutter das Geld; ich will's ihr ſchenken.“ Beglückt durch die reiche Gabe, ſaß eben die arme Familie bei ihrem frugalen, heute beſſeren Mittagsbrote, als zu ihrem Erſtaunen ein Königlicher Adjutant in das kleine, aber reinlich gehaltene Zimmer trat, den Zuſammenhang erzählte, und ſich erkundigte, ob der Knabe in Allem dem Könige auch die Wahrheit geſagt habe? und da ſich dies auch noch auf anderm Wege beſtätigte, ließ der König die jüngſten Kinder in einem Waiſenhauſe erziehen und bewilligte der Wittwe eine jährliche Penſion von 100 Thalern.

An ſolchen kleinen Zügen einer milden, menſchenfreundlichen Geſinnung

iſt ſein Leben überreich, und wollte man ſie alle ſammeln, ſie würden eine große Gallerie in lieblichen Genre-Bildchen darſtellen, auf welchen jedes gute, reine Auge mit innigem Wohlgefallen ruhen würde. Gerade ſolche kleinen Züge in alltäglichen Lebensſcenen ſind, wie bei jedem Menſchen, ſo beſonders bei Regenten, charakteriſtiſch, und enthalten mehr, als große, Aufſehen machende, den wahren innern Gehalt und die Grundſtimmung des Gemüthes. Große, glänzende, von der Welt beſprochene und geprieſene Gaben ſind oft das Werk der Ueberlegung, der Klugheit, der Berathung, und führen nicht ſelten einen politiſchen oder moraliſchen Zwang mit ſich, ſo daß man nicht gut anders kann. Aber die kleinen Erweiſe der Liebe und Theilnahme, wie eben der Zufall die Veranlaſſung herbeiführt in tauſend geringfügigen, täglich vorkommenden Dingen, können allein der Neigung entquellen, und geſchehen gewiß nicht, wenn dieſe dafür nicht da iſt.

Dieſe Milde empfing ihre Vollendung, man möchte ſagen Verklärung, von ſeinem Zartſinne.

Milde und Zartſinn ſind nicht immer mit einander verbunden. Es giebt wohlwollende, und dabei doch biedere, ſchlichte, derbe Naturen, die in Allem keine Umſtände machen und in Allem kurz und geradeaus ſind. Sie geben gern, ſchnell und reichlich; aber dabei laut; haben nur die Hülfe, die Sache ſelbſt im Auge, ohne die angenehme Form zu beachten. Sie thun auch das Gute aus reiner Liebe zum Guten und wollen keinen Dank; aber ſie begleiten ihre Wohlthaten mit Randgloſſen und Ermahnungen. Sie helfen aus reinem Herzen; aber ſie fügen der Hülfe Etwas bei, was die Annahme erſchwert. Sie erheben, aber demüthigen zugleich, und verletzen, ohne es zu wollen, das Scham- und Ehrgefühl. Man ſteht vor ihnen dankbar und getröſtet, aber man ſchlägt die Augen nieder und fühlt das Uebergewicht des Gebers. Man wird beglückt in ihrer Nähe, und doch wünſcht man ſich in's Freie. Man geht erleichtert weg, und doch hat man den Muth verloren und mag nicht noch ein Mal in dieſelbe Lage kommen. Schattirungen ſolcher Art, wo der Milde der Zartſinn mangelt, findet man in den höheren und höchſten Ständen der menſchlichen Geſellſchaft bei vielen Reichen und Vornehmen, die geben können und gern geben.

Die Kaiſerin von Rußland hatte ihrem hochverehrten Vater eine aus Aſien gekommene, bis dahin in Deutſchland noch unbekannte Blume von ſeltener Farbenpracht und angenehmem Duft geſchickt, die, nach der Anweiſung Humboldt's und Lichtenſtein's, von dem kunſtſinnigen Hofgärtner Fintelmann auf der Pfaueninſel, in dem ſonnigen, prächtigen Palmhauſe, nebſt anderen ſeltenen Gewächſen naturgemäß gepflegt wurde und ſich herrlich entfaltete. Der König, ein Blumenfreund, hatte ſeine ſtille Freude an dieſer ſeltenen Blume, betrachtete ſie oft in ſeiner ſtillen Gemüthlichkeit, und nannte ſie nach ſeiner geliebten Tochter: Charlotte. So oft er in dieſer Zeit nach der Pfaueninſel, wo er gern war, kam, pflegte er daher gleich beim erſten Schritt an's Land zu fragen: „Wie gehts meiner lieben Charlotte?“ was denn die Aufmerkſamkeit, Fürſorge und Pflege des Gärtners natürlich verdoppelte. Wer beſchreibt daher den Schrecken und die Angſt des beſorgten Mannes, als er an einem der zwei Tage jeder Woche im Sommer, die dem Publicum zum Beſuche der Pfaueninſel bewilligt ſind und zahlreich von demſelben, oft bis zur Zahl von Tauſenden, benutzt werden, in's geöffnete Palmenhaus tretend, ſehen muß, daß eben dieſe dem Könige ſo werthe Blume ganz und gar abgepflückt iſt.

Aufgebracht, durchläuft er die Maſſen der fremden Gäſte, umherſchauend, ob er nicht bei irgend Einem das geraubte Kleinod wahrnehmen möchte. Von Unruhe hin und her getrieben, ſtellt er ſich zuletzt ans Ufer, in die Nähe des Schiffes, mit welchem Alle die Ueberfahrt machen müſſen, indem nur dieſer eine Weg geſtattet iſt. Nicht lange hat er dort geſtanden, als er, jeden Kommenden in's Auge faſſend, einen jungen wohlgekleideten Mann wahrnimmt, der wirklich die theure Blume im Knopfloche ſeines Kleides trägt, und heiter und unbefangen, als wenn nichts Uebles geſchehen, einherſchreitet. Angefaßt, aufmerkſam gemacht und zur Rede geſtellt über den von ihm begangenen Raub einer dem Könige ſo theuren, ſeltenen Blume, entſchuldigt er ſich mit ſeiner Unwiſſenheit und bedauert und beklagt die von ihm leichtſinnig verübte That. Der tiefgekränkte, verantwortliche Hofgärtner aber kann ſich nicht zufrieden geben und führt den beſtürzten jungen Mann in ſeine Wohnung, um in Gegenwart von 3 Zeugen über deſſen Namen, Stand und Verhältniſſe ihn zu Protokoll zu nehmen und demnächſt

den ganzen Thatbeſtand ſchriftlich zu ſeiner möglichen Rechtfertigung dem Könige vorzulegen. Als dieſer bald nachher zur Pfaueninſel kam und wie gewöhnlich fragte: „Was macht meine liebe Charlotte?“ und der Hofgärtner, mit Thränen in den Augen, den Hergang des ſchmerzlichen Verluſtes erzählte, drückte ſich zwar Unwillen im Angeſichte des Königs aus, er blieb aber doch ruhig und gelaſſen, und bemerkte nur: „wie ungerecht es ſei, ihm ſo auch ſeine kleinen Freuden zu verderben.“ „Das wird nicht aufhören,“ erwiederte der aufgebrachte Beamte, „wenn Ew. Majeſtät dem Publicum die Pfaueninſel nicht verſchließen laſſen.“ „Was kann denn,“ entgegnete der König, das Publicum dafür, wenn unter Tauſenden ein Ungezogener iſt, der die verſtattete Freiheit mißbraucht! Die Inſel iſt ja nicht für mich allein da; ich kann nur ſelten hier ſein; wozu denn alle dieſe Schönheiten, namentlich die ſchnell verblühenden Blumen, wenn ſonſt Niemand ſeine Freude daran hat!“ Wie nun aber der Hofgärtner bat, daß der begangene Raub möchte beſtraft und der Thäter zur Verantwortung gezogen werden, und das Protokoll überreichen und ſeinen Namen nennen wollte, fiel der König abwehrend ſchnell ein: „Nein, nein, ich will den Namen gar nicht wiſſen. Habe darin ein unglückliches Gedächtniß; der könnte mir wieder einfallen, wenn der Mann mal ſpäterhin Etwas zu bitten haben ſollte, und würde ihm dann, in dem unangenehmen Eindruck, den er auf mich gemacht, vielleicht nachtheilig ſein. Vergeſſen, vergeben!

Von allen Königlichen Landhäuſern und Gärten liebte der König Paretz und die Pfaueninſel am meiſten, und in dieſer Vorliebe ſpiegelt ſich charakteriſtiſch wieder ſeine eigenthümliche Gemüthsſtimmung ab. Etwas Ausgezeichnetes und Vorzügliches hat das zwei Meilen von Potsdam an den Wieſen der Hafel gelegene Dorf Paretz gar nicht, vielmehr giebt es ſchönere Dörfer im fruchtbaren Hafellande. Aber die Gegend ringsum hat einen ländlichen, idylliſchen Charakter, und macht auf den, der Ruhe, Stille und Einſamkeit ſucht und liebt, einen ſanften wohlthuenden Eindruck. Das Auge ruhet gern auf dieſen von Heerden belebten grünen Flächen und es wehet daher der ſanfte Hauch friedlicher Abgeſchiedenheit. Es wird ruhig in der Bruſt und man möchte gern länger da bleiben. Das Dorf ſelbſt iſt

heiter, hat wohl erhaltene Bauernhäuser und in seiner Mitte eine höher gelegene Kirche, wohin angenehme, mit Bäumen bepflanzte Wege führen. Die Bauern-Familien, die hier wohnen, sind durch die Güte des Königs wohlhabend; man sieht's ihnen an, daß es ihnen wohl geht, und ihre Kinder, in einer guten Schule unterrichtet, bewegen sich gesittet, gesund und fröhlich umher. Das Königliche Amtshaus, von einem Amtsrathe bewohnt, verkündiget Wohlhabenheit und giebt das angenehme, volle, lebendige Bild einer gesegneten Landwirthschaft.

Auf einem der schönsten Punkte, der Kirche gegenüber, liegt das Königliche Schloß, einfach und schmucklos, wie viele Edelleute und Gutsbesitzer es reicher, besser und geräumiger haben; doch fehlt nichts, was Bequemlichkeit und Behaglichkeit sich wünschen mag. Ein heiterer Garten und Speisesaal steht auf dem Hofe in der Nähe der Gewächshäuser und das Ganze umzieht, in verschlungenen, schattigen Wegen, in Aus- und Fernansichten und kräftigen Baumgruppen, ein schön angelegter und gut erhaltener Park. Namentlich ist eine stille Grotte in der Nähe einer Brücke, und mit dem Anblick der nahen Wiesen und ihren still einherschreitenden Störchen bildet sie eine vertrauliche Ruhestätte, in der man gern über Vergangenheit nachdenken und träumend an ihrem Bilde hangen mag. Die Singvögel der Umgegend, beschützt und genährt vom Hofgärtner, wählen gern diesen stillen Park zu ihrem freien, frohen Aufenthalt. Hier wird dem Herzen wohl und hier athmet es leichter.

Seine ruhigsten, glücklichsten Stunden hat der König hier verlebt. Wenn er allein sein wollte, so weit ein König sein kann; wenn er für ernste, wichtige Gegenstände die ungestörte Ruhe des ernsten Nachdenkens und Durchdenkens bedurfte, — in Paretz suchte und fand er sie. Von dem stillen, friedlichen Dörfchen Paretz sind viele wichtigen und einflußreichen Landesherrlichen Verfügungen ausgegangen, erlassen und datirt. Hier wurde die schwere Bürde seiner Königlichen Krone leichter, und der Zwang seiner vielfachen Verhältnisse weniger fühlbar. Hier war er geschützt vor lästigem Anlauf, und heiterer und leichter gingen die Tage und Wochen, die er hier in jedem Sommer verlebte, an ihm vorüber; hier senkten sich tiefer und fester in seine Brust die Lebens-Ansichten und Grundsätze, die den innern Frieden bewahren.

Die Einwohner des ſtillen, friedlichen Dorfes wurden des Segens ſeiner Gegenwart froh und wenn ein Familienvater bei betroffenem Unglück der Hülfe bedurfte, ſchnell und reichlich wurde ſie ihm von der immer offenen Königlichen Hand gewährt. Am Abend pflegte der König auf und ab zu gehen im Dorfe und an den ſtill ländlichen Scenen der beim Sonnen-Untergange heimkehrenden Heerden hatte ſein patriarchaliſcher Sinn inniges, reines Vergnügen. Mit fröhlicher Gutmüthigkeit näherten ſich dann ihm die ſpielenden Kinder, denen es eine freundlich geſtattete Gewohnheit geworden war, bei der Anweſenheit des Königs jeden Mittag vor dem Garten- und Speiſeſaal ſich zu verſammeln und den Ueberreſt der Kuchen und Früchte von der Königlichen Tafel zu empfangen. Dieſe kleinen willkommenen Geſchenke reichten ihnen der König und die Königin und die Königlichen Kinder gewöhnlich ſelbſt, und freudejauchzend eilten ſie damit zu ihren Eltern.

Einſt fragte der König einen hübſchen Bauerknaben mit friſchem offenem Angeſicht: „ob er ſchon mal Ananas gegeſſen hätte?“ Auf die verneinende Antwort reichte ihm der König eine Scheibe, mit den Worten: „Nun iß, — mit Bedacht!“ Man will behaupten, die Ananas ſchmecke wie mehrere Früchte zuſammen und habe einen Beigeſchmack von faſt allen Obſtſorten. „Sage mir, was ſchmeckſt du heraus?“ Und der Knabe, vergnügt eſſend, antwortete, das ihm Beſte und Delikateſte nennend: „Herr König, ſie ſchmeckt mir wie Wurſt.“ Alles lachte laut auf; der König aber, mild und lächelnd, wie er pflegte, bemerkte: „So trägt Jeder ſeinen eigenthümlichen Maaßſtab, nach dem er denkt und fühlt und urtheilt, perſönlich in ſich, und Jeder glaubt daran Recht zu haben. Der Eine ſchmeckt in der Ananas die Melone, ein Anderer die Birne, ein Dritter die Pflaume; der Knabe da findet, in ſeinem Gefühlskreiſe, ſein Lieblingsgericht, die Wurſt.“

Enter.

Schiller und Goethe.

Jena, den 9. April 1801.

Ich bin abermals in Weimar gewesen bei Goethe. Seine Aufnahme war so herzlich; und was er mir in dieser Zeit Liebes erzeigt hat, kann ich nicht beschreiben. Er hat wie ein zärtlicher Vater für mich gesorgt.

Denken Sie, ich bin Doctor philosophiae geworden, und Gott weiß was sonst noch. Das Ding kommt mir recht lustig vor; ich kann mich noch nicht in meinen neuen Rang finden. Wir saßen zu Mittage, und hatten eben das Letzte verzehrt, als Göthe einen Kuchen beorderte, „weil der Voß noch so hungrig aussähe“. Ich entschuldigte mich, aber es half nichts; der kleine August mußte hinausgehen, und kam gleich darauf mit einer großen Schüssel wieder, die er mir auf den Kopf setzte mit dem abgedrungnen Versprechen, daß ich davon essen müßte. Ich versprach es, und die Schüssel stand vor mir mit dem Doktordiplom. Mir ward von Vater und Sohn recht herzlich Glück gewünscht; darauf stellte sich bei Goethe die gute Laune ein, und er fing an zu scherzen. „Bis morgen Abend sei er Herr Doktor“, sagte er,

„dann wollen wir ſeine Geſundheit trinken, und ihm den Titel wieder abnehmen, damit er wieder der gute Voß ſei.“

Weimar, den 13. Auguſt 1806.

Du bitteſt mich, ich ſoll Dir von Schiller ſchreiben, und, theurer Freund, dieſe Bitte hat meinem Herzen ſehr wohlgethan. Ich denke ja ohnehin täglich und ſtündlich an den Geliebten, den ich mit Bruders- und Sohnesliebe liebte, vor deſſen Herzen ich kein Geheimniß hatte. Jeder Gang im Park, den ich mit dem Edlen machte, jedes Geſpräch aus ſeinem Herzen, jedes Wort aus ſeinem Munde, jede Scene, die ich in ſeiner Familie mit angeſehn habe, lebt friſch in meiner Erinnerung. Ich bin ein Jahr lang ſein ſteter Gefährte geweſen, habe ihn täglich geſehen, und durch den Abend ſeines Lebens in die finſtere Todesnacht eingeleitet. Sein letztes, ſterbendes Wort hat zu meinen Ohren getönt. Mir iſt das traurige, aber ſüße Geſchäft geworden, Tröſter ſeiner troſtloſen Familie zu ſein. — Erwarte, wenn ich diesmal von Schiller rede, nichts Brillantes, keine hohen, genialiſchen Züge; nein, ich will Dir den Hausvater, ach! den ſterbenden ſchildern. Den genialen Schiller kennſt Du in ſeinen Werken. Der geniale Schiller war groß; aber unendlich größer und liebenswürdiger noch war Schiller im Kreiſe der Seinigen, als Vater, Gatte, Freund.

Kurz vor ſeiner letzten Krankheit lag Schiller an einer ähnlichen nieder, wie ich Dir ſchon geſchrieben habe, die 8 Tage dauerte. In dieſer Zeit bin ich ihm, meine Schulſtunden ausgenommen, nicht von der Seite gewichen. Er war ſehr krank, aber demungeachtet heiter und ſogar fröhlich beim geringſten Anlaſſe. Wenn er einmal aufſtand, um im Zimmer auf und abzugehen, griff ich ihm unter die Arme. Da ſah er mich traurig an. „Bin ich denn wirklich ſo matt?“ fragte er. Ich ſagte ihm, ich ſtütze ihn nicht ſowohl, weil er nicht gehen könnte, als vielmehr um es ihm nur zu erleichtern. Als wir einige Male auf- und abgegangen waren, ſtellte er ſich vor den Tiſch hin, putzte das Licht, und rief nun fröhlich aus: „Voß, ich bin nicht matt; ich habe das Licht mit ſteifem Arm putzen können.“ Bis um 12 Uhr blieb die Frau auf. Da wurde Schiller unruhig und bat ſie, hinunterzugehen, um ſich Ruhe zu geſtatten. Als ſie noch etwas zögerte, bat er dringender und, was mich anfangs bei ihm befremdete, mit heftigem Un-

geſtüm. Kaum war die Frau die Treppe hinunter, da ſank Schiller mir bewußtlos in die Arme, und blieb darauf wohl einige Minuten in Ohnmacht liegen, bis ich ihm Bruſt und Schläfe mit Spiritus gerieben hatte. Sieh! aus Schonung für ſeine Frau hatte er ſich Gewalt angethan und die Ohnmacht verzögert, die nun deſto gewaltiger hereinbrach. Als er wieder zu ſich gekommen war, fragte er: „Um Gottes Willen, wie kommen Sie hieher?“ Ich beruhigte ihn mit Liebkoſungen. „Hab' ich auch verwirrt geſprochen?“ fragte er mit unbeſchreiblicher Aengſtlichkeit, worauf ich ihm auf das feierlichſte „Nein!“ verſicherte. „Hat meine Frau auch etwas gemerkt?“ fragte er darauf. Auch von dieſer Furcht befreite ich den gutherzigen Mann.

Den folgenden Abend wollte ich wieder bei ihm wachen; aber er wollte es nicht zugeben, und erlaubte mir nur nach dringendem Zureden, ihm die zweite Nacht wieder Geſellſchaft leiſten zu dürfen. Als ich aber den folgenden Tag um 4 Uhr von ihm wegging, wollte er mir durchaus nicht erlauben, um 9 Uhr Abends wiederzukommen. Ich erinnerte ihn an ſeine geſtrige Erlaubniß, aber vergebens. Ich wußte nicht warum. Endlich erfuhr ich, es ſei Maskerade, und Schiller wollte mir, dem fleißigen Maskerabengänger, nicht dieſe Freude rauben. Dieſe Liebe rührte mich zu Thränen. „Mein beſter Hofrath,“ ſagte ich, „Sie wiſſen nicht, welch ein Vergnügen es für mich iſt, bei Ihnen zu wachen.“ Als er nun meinen Vorſatz ſah, nicht auf die Maskerade zu gehen, reichte er mir freundlich die Hand, und ich durfte bei ihm bleiben. Nun fing er wieder an zu ſcherzen. „Sie hätten,“ ſagte er, „nur auf die Maskerade gehen ſollen, vielleicht wäre ich Ihnen nachgeſchlichen;“ worauf er nach einer kleinen Pauſe lächelnd hinzufügte: „Nicht wahr? dann würden Sie doch erſchrecken und glauben, ich ſei geſtorben, und es wäre mein Geiſt, der Sie heimſuchte?“ Ich mußte die Nacht durchaus meine Pfeife bei ihm rauchen und mich ſo ſtellen, daß er wenigſtens den Dampf davon koſtete, und ſo den Vorſchmack zu ſeiner Geſundheit einathmete. — Als er nun nach 6 Tagen genas, wie kindlich fröhlich war der Mann! Wie zählte er die Biſſen, die er aß, und freute ſich, daß er wieder ſo kräftig ſpeiſen konnte! Wie ſpielte der liebenswürdige Hausvater mit ſeinen Kindern! Er erlaubte der kleinen Karoline, ſie dürfe in der Kaffeeſtunde bei ihm „ſchmarotzen.“ Die kleine ſechsmonatliche Emilie nahm er auf den Arm, küßte ſie und ſah ſie mit einem Blick von ver-

ſchlingender Innigkeit an, recht als wenn er ſein unendliches Glück im Beſitz dieſes holden Kindes zu Ende denken wollte. Wie fröhlich war er, als ich zum erſten Male wieder mit ihm ſpazieren fuhr! — In den unbelaubten Bäumen ſah er einem baldigen Frühling entgegen. An den Frühling knüpfte er Reiſeplane, an die Reiſen — Geſundheit, und an ſeine Geſundheit — Werke, die er noch zu liefern gedachte. Armer Mann! Du haſt nicht erlebt, was Du in den ſeligen Minuten Dir vorträumteſt! Deine Geneſung war das letzte Auflodern der Geſundheit, der letzte Sonnenſchein im Herbſte. Bald ſollte der finſtere Winterſchlaf folgen. — Unter die ſchönen Plane Schillers gehörte noch eine Reiſe nach dem Meere, das er nie geſehen, zu dem er aber von jeher eine große Sehnſucht gehabt hat. »Eine Reiſe nach dem adriatiſchen Meere,« ſagte er, »wird mir zu koſtbar; ich brauche dazu 1500 Thlr., die kann ich nicht daran wenden.« Wir machten einen Reiſeplan nach Curhafen, und ich führte ihn ſchon in Gedanken zu meinen ehrlichen, gaſtfreien Dithmarſern, in deren Hütten es dem großen Mann wohl geworden wäre. Jetzo bedarf Schiller nicht mehr des Anblickes ſinnlicher Unendlichkeit; er iſt in das ewige, unendliche All heimgekehrt. Dort iſt ſein Sehnen geſtillt, ſein Durſt gelöſcht, ſeine Wißbegierde befriedigt, wonach er in ſeinen Gedichten vergebens trachtete.

Oft im Traume befinde ich mich mit Schiller in der Gegend von Curhafen; ich faſſe ihn unter dem Arme und führe ihn den Deich hinan. Bald ſind wir oben. Ich ſehe Schillern ſtarr ins Geſicht, voll freudiger Erwartung, wie auf ihn der Anblick des Meeres wirken werde, und ganz in die Betrachtung ſeiner himmliſchen Geſichtszüge vertieft. Aber jedesmal, ehe wir den Gipfel erreichten, iſt mein Traum verſchwunden. Ich liege einſam in meinem Bette und denke mit Wehmuth des theuren Vorangegangenen.

Zwölf Tage vor ſeinem Tode war er noch bei Hofe. Ich half ihn ſchmücken und freute mich ſeines geſunden Ausſehens und ſeiner ſtattlichen Figur im grünen Gallakleide. Zwei Tage darnach war er zum letzten Mal im Schauſpiel. Als ich am Schluſſe des Stückes, meiner Gewohnheit gemäß, in ſeine Loge hinaufging, um ihn zu Hauſe zu führen, hatte er ein heftiges Fieber, daß ihm die Zähne klapperten. Als er zu Hauſe kam, ward ein Punſch gemacht, durch den er ſich zu erholen pflegte. Den folgenden Morgen fand ich ihn matt auf dem Sopha liegend, in einem Mittelzuſtande

von Schlafen und Wachen. »Da liege ich wieder«! ſagte er mit hohler Stimme. Seine Kinder kamen und küßten ihn. Er bewies keine Theilnahme, äußerte kein Zeichen des väterlichen Dankes. Sein Zuſtand wurde von Tage zu Tage gefährlicher und ſchien ſchon 4 Tage vor ſeinem Tode rettungslos. Die Augen lagen tief im Kopfe; jede Nerve zuckte krampfartig. Das Mädchen brachte Zitronen herein. Er griff haſtig nach einer, legte ſie aber gleich mit matter Hand wieder hin. Den Abend verfiel er in eine Fieberphantaſie und verharrete in dieſem Zuſtande 24 Stunden. Als ſein Bewußtſein zurückkehrte, ließ er ſich ſein jüngſtes Kind bringen. Er wandte ſich mit dem Kopfe um, nach dem Kinde zu, faßte es an der Hand und ſah ihm mit unausſprechlicher Wehmuth ins Geſicht. Dann fing er an bitterlich zu weinen und ſteckte den Kopf ins Kiſſen und winkte, daß man das Kind wegbringen möchte. Da ahnete ihm, wie bald er ſich von dem Engel trennen ſollte, — und in 24 Stunden war ſein edles Herz gebrochen.

Noch in der letzten Nacht ſaß er aufrecht im Bett und ſprach mit großer Geiſteskraft, beſonders über die bevorſtehende Reiſe ſeiner Gattin ins Bad. Gegen Morgen ſchlief er ein, bis 10 Uhr Vormittags. Dann phantaſirte er, kam wieder zu ſich und nahm nun ſichtbar an Kräften ab. Um 4 Uhr Nachmittags forderte er Naphta; aber die letzte Silbe erſtarb in ſeinem Munde. Er verſuchte zu ſchreiben, brachte aber nur 3 Buchſtaben hervor, in denen noch der Charakter ſeiner Schriftzüge erſichtlich war. Nun ſchwanden die letzten Lebenskräfte, und in wenig Minuten lag er entſchlafen da, voll Ruhe in dem noch im Tode edeln, großen Blicke. — Ich muß abbrechen. Es ergreift mich zu heftig. Ich kann Dir nicht ſagen, was ich gern noch ſagen wollte. In dem einliegenden Papier wirſt Du theure Reliquien finden. Nimm dieſe Locke vom Haupte des Edlen, und hebe ſie auf zu ſeinem Angedenken.

Die Angſt und den Schmerz der Gattin und der älteſten Kinder beſchreibe ich Dir nicht. Karl, der älteſte, ganz das Ebenbild des Vaters, lag auf dem Boden, und wehklagte vom fürchterlichſten Schmerz zerriſſen. Der kleine Ernſt ſaß in der Ecke, die Hände gefaltet und weinte ruhiger. Karolinchen wußte nicht, was das Ganze zu bedeuten hatte. Der Tod, von dem ſie keinen Begriff hatte, war ihr nicht fürchterlich. Sie ſagte ganz ruhig: »Der gute Papa iſt todt.« Als ſie aber die Mutter weinen ſah,

da fing ſie auch an zu weinen, und verbarg ihr Geſicht im Schooße der Mutter. — Wie mir war, weiß ich noch nicht zu ſagen. Als ich zum Bewußtſein zurückkehrte, fand ich mich auf meinem Zimmer. Wie ich hingekommen bin, weiß ich nicht. Ich konnte leider nicht begreifen, was ich begreifen mußte.

Von der Beerdigung laß mich ſchweigen. Den Tag darauf fragte mich die kleine, vierjährige Karoline: »Voß, haſt Du auch den Papa mit weggetragen? Haſt Du ihn zum lieben Gott gebracht? Hat er den Papa freundlich aufgenommen?« — Ein andermal ſagte ſie: »Voß, Du mußt der Mama nichts vom Papa ſagen, ſonſt weint ſie; aber der Papa wird wohl bald zurückkommen.« Nicht lange nach dem Tode ging ich mit den Kindern ſpazieren. Ich amüſirte ſie, indem ich ihnen in den Wolken allerlei Bilder zeigte, die ihre kindliche Phantaſie geſchäftig ausmalte. Sie ſahen Dörfer und Städte am Wolkenhimmel. »Da ſehe ich ein großes Schloß!« rief Ernſt. Karoline ſah es lange an. »Ja!« rief ſie endlich, »es iſt das Haus vom lieben Gott; aber der Papa wohnt mit darin.« — Du kannſt Dir leicht denken, daß eine Mutter von ſolchen Kindern noch Freude am Leben hat. Es ſind liebenswürdige Kinder, ganz würdig ihres Vaters, Kinder ſeines Geiſtes und Herzens. —

Lieber Bruder, ich habe mich heiter und traurig geſchrieben; heiter durch die Erinnerung an den liebenswürdigſten aller Menſchen; traurig, daß nirgends mehr auf Erden zu finden iſt, was in heiliger Erinnerung fortlebt. Nur wer reich war, konnte einen ſchmerzlichen Verluſt empfinden. Ich fühle es noch, daß ich durch Schiller reich bin; drum iſt mir auch ſein Verluſt heilig. Wer Schiller nicht perſönlich gekannt hat, dem iſt das Bittere ſeines perſönlichen Verluſtes erſpart worden; aber er trägt auch den unverſieglichen Schatz nicht im Buſen, den Schillers vertraute Freundſchaft mir gewährt hat. Ich tauſche nicht mit ihm. Schiller iſt nicht mehr; aber was Schiller auf mich gewirkt hat, lebt fort, und ſo iſt er für mich nicht geſtorben; und ſeine Geſtalt, ſeine Milde, ſein gemüthliches Weſen, — Alles lebt noch friſch in meinem Herzen und wirkt noch unaufhörlich in mir zu guten Entſchlüſſen. —

Nichts konnte Schillern mehr Freude gewähren, als wenn er Andern eine unvermuthete Freude bereitete. So hatte er durch eine liſtige Combi-

nation meinen Geburtstag ausgeforſcht, den ich heimlich hielt, um nicht von den Schülern gratulirt zu werden. Er fiel auf einen Montag. Den Sonnabend vorher, als ich ihn im Schauſpiel aus ſeiner Loge abholte, faßte er mich unterweges bei der Hand und fragte, wie ich denn übermorgen meinen Geburtstag zu feiern gedächte. Ich fragte ihn, wie er denn wüßte, daß mein Geburtstag wäre? — „Man hat ſo ſeine eigenen Mittel und Wege, das auszukundſchaften,“ ſagte er. „Daß Sie nicht zu Ihren Eltern kommen können,“ fuhr er fort, „glaube ich der Schule wegen. Da bin ich wohl der Nächſte, um auf Sie Anſpruch zu machen.“ — Ich dankte ihm mehr durch Händedruck als durch Worte und ging ſeelenvergnügt zu Hauſe. Von dem Augenblick fing bei mir die Feier meines Geburtstages an. Mit einer ſtillen Wonne ging ich zu Beſt, und erwartete mit ſehnſuchtsvoller Ruhe den Montag. Zu Mittag ſchickte er mir durch Karl ſeinen Tell, und als ich ihn aufſchlug, fand ich freundliche Worte darauf geſchrieben. Um 7 Uhr Abends ging ich zu ihm; und mein Vater hätte mir nicht zärtlicher gratuliren können als dieſer Mann. Die kleine Karoline war meinethalben noch eine halbe Stunde länger aufgeblieben und ſagte: „Voß, ich gratulire Dir auch.“ Auf Schillers Studirzimmer ward ein kleiner, einfacher Tiſch gedeckt, und im Hintergrunde ſtand eine Flaſche Champagner. Lieber Bruder, der Schiller glich als Hausvater vollkommen meinem Vater; aber den kennſt Du nicht; doch haſt Du die Luiſe inne, und einen ſolchen Abend feierten wir, wie da geſchildert wird, mit eben ſo inniger Liebe und Herzlichkeit durchwürzt.

Am Morgen des letzten Neujahrstages, den Schiller erlebte, ſchreibt Göthe ihm ein Gratulationsbillet. Als er es aber durchlieſt, findet er, daß er darin unwillkührlich geſchrieben hatte: „der letzte Neujahrstag“, ſtatt „erneute“ oder „wiedergekehrte“ oder dergleichen. Voll Schrecken zerreißt er's und beginnt ein neues. Als er an die ominöſe Zeile kommt, kann er ſich wiederum nur mit Mühe zurückhalten, etwas vom „letzten“ Neujahrstage zu ſchreiben. So drängte ihn die Ahnung! — Denſelben Tag beſucht er die Frau von Stein, erzählt ihr, was ihm begegnet ſei, und äußert, es ahne ihm, daß entweder Er oder Schiller in dieſem Jahre ſcheiden werde. Und wie wahr er geahnet, hat die traurige Erfahrung bewährt! — Wenige Wochen nachher lagen beide krank darnieder, und konnten ſich weder ſehen

noch ſchreiben. Schiller war der erſte, der ſich erholte, und kaum konnte der wieder ausgehen, ſo beſuchte er ſeinen lieben Göthe, nachdem er ſich durch mich hatte anmelden laſſen. Ich war bei dieſem Wiederſehen zugegen, und es rührt mich noch jedesmal, wenn ich daran denke. Sie fielen ſich um den Hals und küßten ſich in einem langen herzlichen Kuſſe, ehe Eines von ihnen ein Wort hervorbrachte. Keiner von ihnen erwähnte weder ſeiner, noch des Andern Krankheit, ſondern Beide genoſſen der ungemiſchten Freude, wieder mit heiterm Geiſte vereint zu ſein.

In der letzten Krankheit Schillers war Göthe ungemein niedergeſchlagen. Ich habe ihn einmal in ſeinem Garten weinend gefunden; aber es waren nur einzelne Thränen, die ihm in den Augen blinkten. Sein Geiſt weinte, nicht ſeine Augen; und in ſeinen Blicken las ich, daß er etwas Großes, Überirdiſches, Unendliches fühlte. Ich erzählte ihm vieles von Schiller, das er mit unnennbarer Faſſung anhörte. »Das Schickſal iſt unerbittlich, und der Menſch wenig!« Das war alles, was er ſagte; und wenige Augenblicke nachher ſprach er von heitern Dingen. Aber als Schiller geſtorben war, war eine große Beſorgniß, wie man es Göthe beibringen wollte. Niemand hatte Muth, es ihm zu melden. Meyer war bei Göthe, als draußen die Nachricht eintraf, Schiller ſei todt. Meyer wurde hinausgerufen, hatte nicht den Muth, zu Göthe zurückzukehren, ſondern ging weg, ohne Abſchied zu nehmen. Die Einſamkeit, in der ſich Göthe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Beſtreben, ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen kann, — alles dieſes läßt ihn wenig tröſtliches erwarten. »Ich merke es«, ſagt er endlich, »Schiller muß ſehr krank ſein«, und iſt die übrige Zeit des Abends in ſich gekehrt. Er ahnte, was geſchehen war. Man hörte ihn in der Nacht weinen. Am Morgen ſagt er zu einer Freundin: »Nicht wahr, Schiller war geſtern ſehr krank.« Der Nachdruck, den er auf das »ſehr« legt, wirkt ſo heftig auf jene, daß ſie ſich nicht länger halten kann. Statt ihm zu antworten, fängt ſie laut an zu ſchluchzen. »Er iſt todt«? fragt Göthe mit Feſtigkeit. »Sie haben es ſelbſt ausgeſprochen«! antwortet ſie. »Er iſt todt«, wiederholt Göthe noch einmal, und bedeckt ſich die Augen mit den Händen.

Christliche Festzeiten.

Weihnachten.

Freude, Freude! heut' erscheinet,
Als ein Kindlein, das noch weinet,
Er, der mit des Trostes Füll'
Alle Thränen trocknen will.

Dort, in einem Stall gebettet,
Schlief Er, der die Welt nun rettet,
Der nun aus des Vaters Haus
Theilt so reiche Gaben aus.

Nun, was wollen wir Ihn bitten,
Heut', da Er mit Segensschritten
Wandelt durch die Kinderreih'n
Seine Gaben auszustreun?

Kommt, wir wollen's kindlich wagen,
Und vertraulich zu Ihm sagen:
Liebes Christkind! jetzt so reich,
Mach uns Dir an Liebe gleich!

Mach auch unser Herz so milde,
Sanft und weich nach Deinem Bilde,
Wo die Armuth seufzt und fleht,
Wo in Noth ein Bruder steht:

Daß wir auch voll ſüßer Früchte,
Und geziert mit hellem Lichte,
Wie dieß Bäumlein, allezeit
Zeigen unſre Freundlichkeit.

Bleibe bei uns heut' und morgen;
Halt' Dich nicht vor uns verborgen.
Was wir täglich brauchen, gieb;
Segne uns und hab' uns lieb!

Herd.

Gebet an den heiligen Chriſt.

Du lieber heil'ger frommer Chriſt,
Der für uns Kinder kommen iſt,
Damit wir ſollen weiß und rein
Und rechte Kinder Gottes ſein;

Du Licht, vom lieben Gott geſandt
In unſer dunkles Erdenland,
Du Himmelskind und Himmelsſchein,
Damit wir ſollen himmliſch ſein:

Du lieber heil'ger frommer Chriſt,
Weil heute dein Geburtstag iſt,
Drum iſt auf Erden weit und breit
Bei allen Kindern frohe Zeit.

O ſegne mich! ich bin noch klein,
O mache mir den Buſen rein,
O bade mir die Seele hell
In deinem reichen Himmelsquell!

Daß ich wie Engel Gottes ſei
In Demuth und in Liebe treu,
Daß ich dein bleibe für und für,
Du heil'ger Chriſt, das ſchenke mir!

Krebs.

Charfreitag Abend.

Wie, ſollt' ich heut nicht weinen,
Da er geſtorben iſt,
Der treuſte Freund der Kleinen,
Der liebe heil'ge Chriſt!

An einem Kreuzesſtamme,
Da hat ſein Herz gebebt,
Das Herz, in dem die Flamme
Der reinſten Huld gelebt.

Nun hat es ausgeſchlagen,
Er liegt in ſtillem Grab,
Die treuen Jünger klagen
Und blicken ſtumm hinab.

Wer ſoll uns nun erlöſen
Von unſrer Schmerzenslaſt,
Da du geliebtes Weſen
Im Tode biſt erblaßt!

O Welt voll Trug und Sünden
Die dieſe That verübt,
Wo ſoll ich wiederfinden
Den Freund, der uns geliebt?

Harr' Seele und ſei ſtille!
Verweil' an ſeinem Grab!
Bald wälzt des Vaters Wille
Den Grabſtein ihm herab.

[illegible]

Oſterlied.

O Stern in dunkler Nacht!
Wer hätte das gedacht
Bei Deiner Jünger Kummer,
Daß nach ſo kurzem Schlummer
Dein Morgen würde tagen,
Und alle Furcht verjagen!

In Thälern und auf Höh'n
Schon viele Blümlein ſteh'n,
Manch Blumenglöcklein heute
Mit lieblichem Geläute
Berufft zum Frühlingsfeſte
Von allen Seiten Gäſte.

Doch keine ſchön're blüht;
So weit die Sonne zieht,
Als jene Sarensblume,
Die heut' zu ew'gen Ruhme
In Joſephs ſtillem Haine
Entſproßt' im Morgenſcheine.

Ihr Menſchen, ſeht euch um,
Ob ſolche Frühlingsblum'
In irgend einem Garten,
Den kluge Gärtner warten,
Die Hülſen abgeſtreifet,
Und ſo behend gereifet.

Das muß ein Frühling ſein
Von edlem Gnadenſchein,
Den eine ſolche Blüthe
Verkündet dem Gemüthe!
Ein Frühling der Geneſung,
Ein Sommer der Erlöſung.

Wie wird in kurzer Zeit
Auf Erden weit und breit
Ein Blümlein nach dem andern
Aus ſeinem Grabe wandern,
Und ſelbſt in Felſenſpalten
Den bunten Glanz entfalten!

Und wann ſie weiß und roth
Erſtehen aus dem Tod;
So laß, o ew'ge Güte,
Auch mich als eine Blüthe,
Wo Deine Düfte wehen,
In Deinem Garten ſtehen!

Osterfest.

Das Osterfest, das ist das Fest der Freude,
Da wird die Erde frei vom Winterkleide,
Da wacht die Knospe auf mit frohem Leben
Zum Licht zu streben.

Zu Ostern muß das Leben auferstehen,
Denn dieses Fest hat sich der Herr ersehen,
Daß seinen Sieg es soll durch Ewigkeiten
Glorreich verbreiten.

So wie die Welt von Winterschlaf umwunden,
So lag auch Er von kurzer Nacht gebunden,
Dann brach er siegreich durch des Todes Banden
Und ist erstanden.

O, Osterfest! Du Fest der Freud' und Wonne!
O Jesu Christ, Du ew'ge Lebenssonne,
Wie strahlest Du in Deinem Lichtgewande
Durch alle Lande!

Sonst sahn Dich Wenige nur im engen Kreise,
Jetzt bist Du Allen nah zu Gottes Preise
Und zeigst uns mit verklärtem Angesichte,
Den Weg zum Lichte!

O laß auch mich der kleinen Knospe gleichen,
Die froh ersteht, wenn Du das Lebens-Zeichen
Ihr heimlich giebst! Laß, Herr, mich aufwärts streben
Zum neuen Leben!

Agnes Franz.

Palmsonntag.

Mildes warmes Frühlingswetter
Weh' mich an, du laue Luft!
Allen Bäumen wachsen Blätter,
Veilchen senden süßen Duft.

Zu des alten Domes Hallen
Hell und menschenreich der Pfad;
Frohe Botschaft hör' ich schallen,
Daß der Liebeskönig naht.

Eilet, geht ihm doch entgegen,
Wandelt mit ihm Schritt vor Schritt
Auf den blutbesprengten Wegen
In dem Garten, wo er litt.

Kindlein stehn mit grünen Zweigen
Um den heiligen Altar,
Und die Engel Gottes neigen
Sich herab zur Kinderschaar.

Blüht empor, ihr Himmelsmaien,
Palmen, blüht aus meiner Brust,
Christi Wege zu bestreuen,
Der euch hegt in Lieb' und Lust.

Schenkendorf.

Allerdreifeiertagslied.

O du fröhliche,
O du selige
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt ging verloren,
Christ ist geboren:
Freue dich, freue dich, o Christenheit!

O du fröhliche,
O du selige
Gnadenbringende Osterzeit!
Welt lag in Banden,
Christ ist erstanden:
Freue dich, freue dich, o Christenheit!

O du fröhliche,
O du selige
Gnadenbringende Pfingstenzeit!
Christ, unser Meister
Heiligt die Geister:
Freue dich, freue dich, o Christenheit!

Falk.

Jesus Christus derselbe.

Lobet den Heiland! er segnet die Kinder,
Straft und bedräuet die Heuchler und Sünder.
Wenn er segnet, straft und bedräut,
Ist er derselbe gestern und heut,
Immer zu segnen, zu lieben bereit.

Mildiglich reicht er die himmlische Lehre,
Ernstlich gebeut er dem tobenden Meere.
Wenn er lehret, wenn er gebeut,
Ist er derselbe gestern wie heut,
Immer zu helfen, zu segnen bereit.

Weltsinn und Hochmuth mag ihn nicht finden,
Aber den Traurenden, Lahmen und Blinden,
Die ihn suchen, ist er nicht weit,
Ist er derselbe gestern und heut,
Immer zu trösten, zu helfen bereit.

Liebet den Heiland! er kann uns nicht lassen;
Wenn wir ihn glaubend und liebend umfassen,
Giebt er Sieg im irdischen Streit.
Ewig derselbe gestern und heut,
Hält er uns droben die Stätte bereit.

F. A. Krummacher.

Dem Führer.

Du liebster Vater, führtest mich,
Und wirst mich fürder führen,
Bis vor dem müden Pilger sich
Aufthun die Himmelsthüren.

Reicht deine Hand nicht weit und breit,
Von einem Meer zum andern?
Wer sollte da voll Traurigkeit,
Wer da voll Aengsten wandern?

Und ob der Weg noch ſteil und weit
Eh' ich das Ziel erreiche,
Wie wenig oder viele Zeit
Bis dahin noch verſtreiche?

Ich frage nicht danach, ich geh'
Und gehe immer weiter —
Und wenn ich deine Hand nur ſeh',
So bin ich froh und heiter.

Und haſt du mich genug geführt,
Du liebender Begleiter,
Und hab' ich Müdigkeit verſpürt,
Und kann ich nicht mehr weiter:

O guter Gott! ſo führe mich,
O führe mich zur Ruhe;
Damit ich dann auch ohne dich,
Den letzten Gang nicht thue!

Ochsner.

Inhalt.

Die mit * bezeichneten Stücke sind Gedichte.

Das Jahr.

	Seite
*Morgenlied, von Hoffmann von Fallersleben	1
*Nachtgebet, von Luise Hensel	2
*Weihnachten, von H. Kletke	2
Das fremde Kind, von Pocci	2
*Weihnachtslied, von H. Kletke	4
*Vorfrühling, von K. Mayer	5
*Winters Flucht, von Hoffmann von Fallersleben	5
*Der Schuermann, von Güll	6
*Frühlingsgruß, von Heine	7
*Frühlingstraum, von Rückert	8
*Morgenlied, von W. Müller	8
*Reiselied, von Eichendorff	9
*Wolf' Gott, von Eichendorff	10
*Sonntagsfeier, von Eichendorff	10
*Der Frühling, von Tieck	11
Die Sommergeister, von G. Pfizer	13
*Im Walde, von Seidl	14
Das Lied vom Sonnenkorn, von Krummacher	14
*Das Kind an der Tanne, von Lappe	16
*Kinderlied von den grünen Sommervögeln, von Rückert	17
*Des Vöglein Begräbniß, von Bechstein	18
*Winter, von Hebel	19
*Winterlied, von Krummacher	20
*Engelgruß, von H. Kletke	21
*Der Kinder Angebinde, von J. Kerner	21
*Der Kinder Angebinde, 1. 2. 3., von H. Kletke	22
*Zum neuen Jahr, von H. Kletke	23

Märchen.

	Seite
*Die Kinder im Walde, von Pocci und Görres im Festkalender	25
*Des Hahn Gockrie Leichenbegängniß, von Rückert	28
Geschichte von den sieben bunten Mäusen, von Arndt	29
Hütchen, von Kopisch	31
Fingerhütchen, von Brüder Grimm	33
Die Flasche, von Brüder Grimm	38
*Der Spielmann, von Rückert	42
*Des Riesen Schwert, von Rückert	49
Die rebellische Musik, von Fr. Förster	49
Die Elfen, von Tieck	51
*Die Heinzelmännchen, von Kopisch	69
*Der kleine Unterirdische, von Arndt	72
Die Geschichte von dem kleinen Muck, von Hauff	73
*Mägdleins Begräbniß, von H. Kletke	90

Spiele.

	Seite		Seite
Der Wolf in seinem Garten	91	Blindekuh	110
Der Fuchs und der Gärtner	91	Abraham und seine sieben Söhne	111
Fuchs zum Loche	92	Fliederwisch	111
Das Kätzchen	93	Der Wolf und die Schafe	111
Die Jagd	93	Kätzchen und Mäuschen	112
Das Wettlaufen	94	Der Gänsedieb	112
Durchkriechen	94	Suchen	112
Jacob, wo bist du?	95	Watteblasen	113
Wer hat Kämmerchen zu vermiethen?	95	Das Fischen	113
Das Rosinensuchen	95	Das Farbenspiel	114
Weiße Gans und schwarze Gans	96	Ringsuchen	114
Gänseverkauf	96	Das Tellerdrehen	115
Vögelverkaufen	98	Die Elemente	115
Königstöchterlein	98	Die Bestimmung nach dem A. B. C.	115
Linnenmessen	99	Die Wortverbindung	116
Buttermilch-Verkaufen	100	Der Obstmarkt	116
Mutter Maria	101	Die stille Musik	116
Die Handwerksbursche	102	Der Cantor	117
Das Riesespiel	103	Das Anwendungsspiel	117
Der Papiermüller	103	Das Advocatenspiel	117
Vorsingen	104	Vater Eberhard	118
Kinder-Konzert	104	Das Reimspiel	119
Alle Vögel fliegen	106	Mein Nachbar gefällt mir	119
Der Abt ist nicht zu Hause	106	Der Orgelbauer	120
Stirbt der Fuchs, so gilt der Balz	107	Suchen nach der Musik	121
Die Kitz	107	Die Pantomime	121
Der Baum	107	Ich heiße Hans mit einem Strich	122
Der Fuchs geht herum	108	Die Menagerie	122
Erbsenspiel	109	Das Thalersuchen	123
Ringelreihe	109	Das Hafermähen	123

Uebungen im Schnellsprechen (1—12). Seite 124

Auflösungen der kurzweiligen Fragen. Seite 125

20. Ueber ein gutes Gewissen geht nichts und über einen gesunden Leib geht die Haut. 1. Der Bote. 38. Der Bettelstab. 39. Die Gurke ist eingemacht und der Satz ist ausgemacht. 44. Auf vier Beinen. 50. Die Handschuhe. 2. Beim Stiel. 37. Eine Lüge. 4. Seines Gleichen. 6. In's dreizehnte. 16. Der Frühling, weil da der Salat schießt und die Bäume ausschlagen. 21. Eine Grube. 5. Wäre er bei ihnen gewesen, so hätte er es ihnen mündlich sagen können. 48. Die Barbiere. 40. Die Schnecke. 17. Ich mache eine Faust aus der Hand. 25. Der Zweite. 49. Die Hempferde und die Steckenpferde. 15. Weil es ihre Voreltern auch gern gefressen haben. 11. Weil er Zehen an den Füßen hat. 31. Das Kalb. 22. Die kleinsten. 46. Hen. 33. Wenn ihn die Hunde beißen. 45. Der Donnerstag. 36. Die Nägel in den Stiefeln haben. 3. In die Suppe. 26. Die Störchin. 47. Dem Stiefelknecht. 30. Der Seiler.

8. Der öfter fäbet. 28. Das Wörtlein und. 42. Das Eisen. 23. Man muß zwei Säcke übereinanderziehen und den innersten füllen. 13. Der letzte nimmt seine sammt der Schüssel. 43. Keinen. 7. Man sitzt nicht, man geht. 19. Betrübnisse und Gefängnisse. 18. Im Februar. 14. Wenn er Federn hätte, würde man ihn rupfen. 41. Der, dem er angewachsen ist, wie der Bär. 29. Der andere ist mein Vater. 12. Eines. 24. Weil man es größer bäckt. 9. Die die kürzesten Tage haben. 27. Damit sie dieselben aufsetzen. 35. Sie brennen beide kürzer. 32. Bis zur Mitte, dann geht er wieder hinaus. 34. Unter freiem Himmel. 10. Weil es mehr weiße giebt.

*Räthsel und Charaden. Seite 122

1. Geburtstag, von Heuwald. 2. Morgenröthe, von Schleiermacher. 3. Adam, von Hebel. 4. Taschendieb, von Schleiermacher. 5. Mondschein, von Schleiermacher. 6. Das Ade in einer Taschenuhr, von Hebel. 7. Wachslicht, von Schleiermacher. 8. Glas, von Hebel. 9. Ball. 10. Steckbrief, von Hebel. 11. Siebmacher, von Hebel. 12. Lichtscheere. 13. Pech, von Hebel. 14. Vogel, von Hebel. 15. Glocke. 16. Das Brettspiel, von Hebel. 17. Der Wetterhahn, von Hebel.

Rechnungsexempel. Seite 131

Auflösungen.

1. 21 Kreuzer war seine ganze Baarschaft, mit der er anfing. Denn als sie sich das erstemal verdoppelte, hatte er 42 Kreuzer, und 24 Kreuzer davon, bleiben 18 Kreuzer. Das zweitemal 36 Kreuzer, und 34 Kreuzer davon, bleiben 12 Kreuzer. Das drittemal 24 Kreuzer, und gerade so viel mußte er noch haben, um dem listigen Feind zum letztenmal Wort zu halten.

2. Man muß auf eine Zahl denken, die selber ungerade ist, und nach dem Abzuge der gekauften hier allemal eine ungerade Zahl zum Nest zurücklässt. Und das ist hier die Zahl ein und dreißig. Denn die Hälfte davon ist funfzehn und ein halbes, und noch ein halbes Ei dazu sind sechzehn. So viel Eier kauft die erste Nachbarin und folglich bleiben funfzehn im Nest. Die Hälfte davon sind sieben und ein halbes und noch ein halbes dazu sind acht. Von diesen wieder die Hälfte und ein halbes dazu sind vier und die Hälfte von drei mit einem halben mehr ist zwei, und so bleiben alle Eier ganz und die Händlerin behält eins im Nest.

3. Hans hatte 7 Schafe, Fritz aber hatte 5. Wenn nun der letztere dem ersten eins von den seinen gab, so hatte Fritz nur noch 4, Hans aber hatte 8, folglich noch einmal so viel. Giebt aber der erste dem letzten eins, so behält Hans noch 6 und Fritz bekommt 6.

4. Es waren 7 Kinder und jedes Kind bekam genau 700 Gulden.

5. Beide zusammen legen an jedem Tage 12 Meilen zurück, treffen also in 8 Tagen zusammen.

6. Großvater und Vater sind 109 Jahr alt, Großvater und Enkel sind 85 Jahr alt, also der Enkel 24 Jahre jünger als der Vater. Da nun diese zusammen 34 Jahre sind, so ist letzterer 30, ersterer 15 und der Großvater 70 Jahr alt.

7. Der erste Sohn erhielt 2 volle, 3 halbvolle und 2 leere Fässer.
Der zweite Sohn erhielt 2 volle, 3 halbvolle und 2 leere Fässer.
Der dritte Sohn erhielt 3 volle, 1 halbvolles und 3 leere Fässer.
Also zusammen: 7 volle, 7 halbvolle und 7 leere Fässer.

8. Der Fremde hatte Recht. Jeder hatte den 4ten Theil von 8 Broten also 2 Brote gegessen. Nun hatte Selim 5 gehabt, also 2½ an den Fremden abgegeben, Vasil aber, der nur 3 gehabt, nicht mehr als ½ Brot.

Fabeln.

	Seite		Seite
Die drei Hunde, von Alex. Reclam.	135	*Wald-Schulmeister, von Fröhlich .	138
*Hang und Zwang, von Fröhlich .	136	*Zucht, von Fröhlich	138
*Allergröße, von Fröhlich	136	*Widder und Leopard, von Minding.	139
Die Hunde und das Kalb, von Alex. Reclam.	137	*Die Biber, von Minding	140
		*Frau Krapfuß, von W. Wackernagel.	142

Sprüchwörter (1—11). 143
Von Hebel.

Erzählungen.

	Seite		Seite
Die Erde und der Mensch, von Hornwald.	149	Der Eisen, von Jacobs.	187
Fritz, von Jacobs.	153	Die Schmachschrift, von Hebel. . .	189
Der kleine Bergmannsknabe, von H. v. Schubert.	156	*Maley und Maleine, von Kopisch. .	192
		*Bestrafte Ungenügsamkeit, von Rückert.	193
Das Krankenbett, von Jacobs. . .	161	*Der rechte Barbier, von Chamisso.	194
Das Begräbniß, von Jacobs. . . .	163	Der Mittag auf dem Königsee, von Jacobs.	196
*Der Postillon, von Lenau.	165	*Die Thurbrücke bei Bischofszell, von Schwab.	197
Die gute Mutter, von Hebel. . . .	167	*Bischof Kallenz, von Vogl.	209
*Die Auswanderer, von Freiligrath.	169	*Fürstenhäfe, von P. H. Welcker. .	210
*Das Schiffein, von Uhland. . . .	170	*Habsburgs Mauern, von Simrock.	213
Der Wolf und der Schneider, von H. v. Schubert.	171	Wessen Licht brennt länger? von K. Stöber.	215
*Der Geiger zu Gmünd, von J. Kerner.	173	Petrus Fischzug, von H. v. Schubert.	221
*Das Irrglicklein, von Rückert. . .	176		
Der Heidenbeere, von K. Stöber. .	178		

Gleichnisse und Sprüche.

	Seite		Seite
*Die Aeolle, von W. Müller. . . .	225	*Sprüche, v. Rückert u. W. Müller.	232
*Ursprung der Reis, von Rückert. .	226	*Geduld, von Spitta.	234
*Preis der Tanne, von Kerner. . .	226	*Glauben, von Fröhlich	235
*Lebensregeln, von Fröhlich.	227	*Gleiches, von Rückert.	235
*Der Wanderer und die Aeolsharfe auf dem Grabe, von Luise Hensel. . .	228	Die Beten des Todes, von Brüder Grimm.	237
*Gärtner Lob, von Seidl.	229	*Der liebe Schaler, von Rückert. . .	238
*Die Entstehung der Erdbeere. . . .	230	*Bei Sonnenuntergang, von Rückert.	239
Der Herr und die Kornähren, von Th. Schwartz.	232	Feldbracht. Eine Betrachtung beim Jahreswechsel, von Lappe.	240

Von der Geschichte unseres festen Erdkörpers. 241
Von H. v. Schubert.

Aus dem Steinreich.

	Seite		Seite
Die Salze, von H. v. Schubert	249	Das Silber, von H. v. Schubert	253
Der Amiant, desgl.	250	Das Kupfer, desgl.	254
Der Opal, desgl.	250	Das Eisen, desgl.	254
Das Gold, desgl.	251	Der Steinregen, von Hebel	255

Aus dem Pflanzenreich.

	Seite		Seite
Menge und Mannigfaltigkeit der Pflanzen, von Hebel	257	Die Kartoffel, von H. v. Schubert	261
Das Zuckerrohr, von H. v. Schubert	260	Das isländische Moos, desgl.	263

Aus dem Thierreich.

	Seite		Seite
Der Löwe, von Lenz und Kaup	265	Der Orang-Utang, von Kaup	280
Der Bär, von H. v. Schubert	271	Die Eulen, von H. v. Schubert	284
Der Biber, von Kaup	273	Der Kolibri, von Scheitlin	285
Die Gemse, von Kaup	276	Die Nachtigall, von Rudolphi	286

Der Mensch.

	Seite
Der Mensch in Kälte und Hitze, von Hebel	290
Das Gedächtniß, von H. v. Schubert	292
Der Mensch und die Natur, von Jacobi	293

Naturbilder.

	Seite
Der Vesuv, von Haidbrenner	294
Das Erdbeben von Caracas, von A. v. Humboldt	304
Die Steppenbrände in Südrußland am Pontus, von Eschwege	307
Ein Gewitter in Brasilien, von demselben	314
Am Rio de S. Francisco in Brasilien, von Martius	317
Die Ueberschwemmung des Amazon, von demselben	320
Die Pflanzenwelt in den Tropen, von A. v. Humboldt	322
Ein Tag unter dem Aequator, von Martius	323
Das Meer, von demselben	326
Ein brasilianischer Urwald, von demselben	327
Totalanblick der nördlichen Polarwelt, von A. A. W. von Zimmermann	330
Island, von demselben	338
Die Sahara, von Cannabich	341
Gebirgswanderungen, von Schaub	348

Geschichte einiger Erfindungen.

	Seite
Bergbau, von Kauffmann	353
Uhrmacherkunst, von Kauffmann und Poppe	360
Automaten, von Poppe	364
Glasbereitung, von demselben	365
Elfenbeinen, von Kauffmann	367

Leben und Sitten verſchiedener Völker.

Seite

Ein türkiſches Bad, Briefe aus der Türkei . . . 369
Werth einer arabiſchen Stute, desgl. . . . 372
Die Stiergefechte in Spanien, von Lenz . . . 374
Zeichenſprache der Italiener, von Kephalides . . . 378
Die Schneeſchuhe der Skandinavier, von Steffens . . . 379
Bären-, Elen- und Wolfsjagden in Liefland, von Neunenkampf . . . 381
Das Rennthier bei den Lappen, von Willibald Alexis . . . 385
Eine Lappenhütte, von demſelben . . . 389
Das Nordcap, von Scoresby . . . 391
Seemannsleben, von G. Forſter . . . 393
Fang der Eidergans, von W. H. Zimmermann . . . 397
Ein engliſcher Matroſe auf dem Lande, von Adrian . . . 399
Charakterzüge des ruſſiſchen Volkes, von Kohl . . . 401

Erinnerungen an hiſtoriſche Perſonen und Begebenheiten.

Seite

Züge aus dem Leben Friedrich des Großen:
Erzählung eines thüringiſchen Landedelmanns, von Kugler . . . 403
Friedrich und ſein Page, von demſelben . . . 409
Friedrich und ſein Kammerdiener, von Gylert . . . 410
Friedrich und der Wachtmeiſter Krüger, von demſelben . . . 411
Friedrichs Alter, von Kugler . . . 412
Kaiſer Joſeph II., von Niemeyer . . . 414
Erzherzog Carl von Oeſterreich, von demſelben . . . 416
Schreckenstage der Stadt Leipzig im Oktober 1813, von Rochlitz . . . 416
Die Schlacht bei Bellealliance, von Varnhagen v. Enſe . . . 439
Fürſt Blücher von Wahlſtadt, von demſelben . . . 452
Louiſe, Königin von Preußen, von Niemeyer . . . 453
Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelm's III., von Gylert . . . 458

Schiller und Goethe. 465
Von H. Voß.

Chriſtliche Feſtzeiten.

Seite

*Weihnachten, von Barth . . . 473
*Gebet an den heiligen Chriſt, von Arndt . . . 474
*Charfreitag Abend, von Agnes Franz . . . 475
*Oſterlied, von Barth . . . 475
*Oſterlied, von Agnes Franz . . . 477
*Palmſonntag, von Schenkendorf . . . 477
Allerheiligentagslied, von Hall . . . 478
Jeſus Chriſtus derſelbe, von Krummacher . . . 479
*Dem Erlöſer, von Gebauer . . . 479

In demſelben Verlage ſind folgende der Jugend um ſo mehr zu empfehlende Schriften erſchienen, als es ſich der Verleger zur ganz beſondern Aufgabe gemacht, nur Gutes in dieſer leider mit ſo vielem Mittelmäßigen überhäuften Branche zu liefern:

Thekla von Gumpert

Der kleine Vater und das Enkelkind.

Eine Erzählung für Kinder.

Mit Abbildungen. 8. Elegant in Farbendruck-Umſchlag gebunden. 1½ Thlr.

Die verſtorbene Dichterin, Agnes Franz, äußerte ſich über dieſe anziehende Schrift, die ihr im Manuſcript vorgelegt wurde:

»Der Stoff iſt anziehend und muß die Theilnahme der kleinen Leſer bis ans Ende wach erhalten. Eltern und Lehrer werden es gern in der Kinder Händen ſehen, weil ein durchaus guter und frommer Geiſt durch daſſelbe weht, und ohne Abſicht zu verrathen, manch gute Lehre darin niedergelegt iſt.«

CATHERINE NARBEL

EXERCICES DE MÉMOIRE.

PREMIÈRE PARTIE, MISE A LA PORTÉE DES ENFANTS. 8.

Elegant in Farbendruck-Umſchlag carton. ⅔ Thlr.

Dieſe vortreffliche Auswahl von franzöſiſchen Gedichten eignet ſich wegen der höchſt eleganten Ausſtattung vorzüglich zu Geſchenken.

Eine billigere Ausgabe iſt für den Gebrauch in Schulen, Penſionaten ꝛc. beſtimmt.

Karl Eitner

Die Abenteuer in der Weihnachtskrippe.

Mit Titelkupfer. Elegant gebunden in Futteral. 1½ Thlr.

Dies Buch wurde gleich nach ſeinem Erſcheinen von der Kritik für die beſte neuerdings erſchienene Jugendſchrift erklärt. — Die Schleſiſche Zeitung vom 16. Febr. d. J. äußert ſich darüber unter anderm:

»Der Inhalt des Märchen geht, in wunderbaren, höchſt ſinnigen, zart, und wahrhaft poetiſch aufgefaßten Kombinationen, als ein goldener, milder, phantaſtiſcher und doch deutungsvoller Traum aus jenen Weihnachtskrippen hervor, die heranwachſende Kinder aus bunten Bildern ſich zuſammenzuſtellen lieben, deren Inhalt und eigentlicher Kern die wunderbare Geburt des Heilandes iſt.

Deutſcher Kinderſchatz.

Lieder, Märchen, Spiele, Räthſel, Erzählungen, dramatiſche Sprüchwörter, Sprüche, Parabeln, Darſtellungen aus der Natur- und Menſchenwelt, Geſchichte merkwürdiger Erfindungen, Begebenheiten und Perſonen, Züge aus dem Leben des Erlöſers.

Zur

Unterhaltung und Belehrung für die Jugend

herausgegeben

von

Hermann Kletke.

Mit 10 Zeichnungen von L. Richter und vielen Vignetten.

BERLIN.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

Der
Neue Kinderfreund.

Herausgegeben

von

Hermann Kletke.

Mit 10 Zeichnungen von L. Richter und vielen Vignetten

Zweiter Theil.

BERLIN.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

[illegible] Bibl.
[illegible]n

Gedruckt bei A. W. Schade, Grünstr. 18.

Vorwort.

Die freundliche Theilnahme, welche der erste Band meines Kinderfreundes gefunden hat, wird, so darf ich hoffen, auch der gegenwärtigen Fortsetzung desselben zu Theil werden. Sie erweitert und ergänzt den Inhalt des früheren Theils nach mehreren Richtungen, ist aber durchaus selbstständig und unabhängig. Wie dort, bin ich auch hier bemüht gewesen, durch eine Reihe wahrhafter (bisher noch wenig benutzter) Musterstücke Gemüth und Phantasie des jugendlichen Alters zu wecken und zu bilden, in kindlichem Frohsinn zu erheitern in lehrreichem Ernst wissenswürdige Kenntnisse einzuprägen, vor allem jedoch zum Höheren hinzuweisen und zu führen. Dies letztere, auch wo es sich sinnvoll verhüllt, wird hoffentlich Niemand verkennen oder in dem heiteren Theile der Sammlung gefährdet glauben. So möge dieselbe in Dichtung und Wirklichkeit, anmuthig und lehrreich dem jugendlichen Auge den Spiegel einer reichen und wunderbaren Welt vorhalten! Und möge dieses an Blume, Blüthe und Frucht, an die gedankenvolle Thätigkeit des Menschen, an den vernunftlosen Instinkt des Thieres, an das Meer zu Füßen, an den Sternenhimmel hoch über ihm, den Gedanken eines allweisen, gütigen und gerechten Gottes anknüpfen — möge es in dem Bilde des Erlösers das herrlichste Vorbild menschlichen Handelns und Wandelns dem Herzen einprägen.

Ich weise zum Schluß auch diesmal auf eine Reihe von Werken hin, welche vorzugsweise für die gegenwärtige Sammlung benutzt wurden:

Pocci und Görres, Geschichten mit Liedern und Bildern. München. — Derselben Festkalender. — Beschäftigungen für die Jugend aller Stände. Von einer Gesellschaft Gelehrter und Erzieher (Barth, Kauffmann, Klumpp, Poppe, Güll, Maßmann, G. H. v. Schubert ꝛc. ꝛc.) 5 Bde. mit Kpfrn. Stuttg. Balz, 1834—40. (Darin von Maßmann: der schwarze Mann, das Barspiel, Mühle, Zeck — von J. Müller: Seifenblasenmachen — von Helfferich: Räthsel). — Werner, die reinste Quelle jugendlicher Freuden oder 330 Spiele. 3te Aufl. Dresd. u. Leipz., 1843. — Hebel, Erzählungen des rheinl. Hausfreundes. — (Auerbacher) Volksbüchlein, 2 Bdchn. Neue Ausg. München, 1832. — G. H. v. Schubert, Altes und Neues. Dessen Erzählungen, Band 3. Erlang., 1841. — Houwald, verm. Schriften. Leipzig, 1825. — Kleinere Erzählungen für die christliche Jugend von G. G. Barth. Stuttg., 1843. (Sehr empfehlenswerthe Jugendschrift, daraus das Concilium Nepomurenum.) — Das Meer, seine Bewohner und seine Wunder. Von W. F. A. Zimmermann, 2 Bände. Stuttg., 1837. (Von diesem trefflichen Werk erscheint gegenwärtig eine 2te Aufl.) — Magazin für die Literatur des Auslandes, redigirt von J. Lehmann. Berlin. — Naturschilderungen. Von J. F. Schouw. Kiel, 1840. — Kohl, Petersburg. Dresden und Leipzig, 1841. — Lenz, gemeinnützige Naturgeschichte. 2te Aufl. Gotha, 1842. — G. H. v. Schubert, Geschichte der Natur. Erlangen, 1835. F. Th. Schubert, vermischte Schriften. Stuttg., 1823—25. — Kauffmann, Orbis pictus. Stuttg., 1841. — Poppe, Geschichte aller Erfindungen und Entdeckungen. Stuttg., 1837. — Hirschfeld, historische Bild. Leipz., 1824. — Joachim Nettelbeck, Bürger zu Colberg, eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet, und herausgegeben von J. C. L. Haken. 3 Bdchn. Leipzig, 1823. — Eylert, Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben Friedrich Wilhelm III. 2. Thl. Magdeburg, 1844. — 1812. Ein historischer Roman von Ludwig Rellstab, (daraus die lebendige Schilderung des Rückzuges der französischen Armee und des Ueberganges über die Beresina.) 3te Aufl., Band 1—4 der gesammelten Schriften. 12 Bde. Leipzig, 1843 und 44. — Hebel, Biblische Erzählungen. Stuttgart, 1824. 2 Bändchen.

Das anmuthige Märchen „Rosalinde", eine Dichtung von Frau von Knorring, geb. Tieck, stand zuerst in den Straußfedern. — Die Gedichte von Hoffmann von Fallersleben, Rückert, W. Müller, Pocci, L. Tieck, E. Schulz, Mises, Seidl, Schwab, F. Förster, Ränny, u. s. w., sind in den Gesammtausgaben ihrer Gedichte enthalten. Ein frisches kindliches Liederheft von Maßmann: „Lieder für Knaben und Mädchen," (mit Singweisen von Pocci, München, 1832) verdiente bekannter zu sein.

H. Kletke.

Das Jahr.

Am Morgen.

Ein Morgenſchimmer glüht,
Die Nacht iſt ſchon vergangen,
Mit weiß und rothen Wangen
Die Röslein ſind erblüht.

Und wie die Sonne lacht,
Will auch der Wald ſich zeigen,
Da funkelt von den Zweigen
Grüngolden ſeine Pracht.

Die Gräslein funkeln all
In glitzerndem Geſchmeide;
Im grauen Morgenkleide
Flötet die Nachtigall.

Hört, wie es fröhlich ſchallt!
Die Lerche ſchwingt nach oben,
Die Stimme hell erhoben,
Sich über Feld und Wald.

Da hebt's zu zwitſchern an,
Da flattert's auf den Aeſten,
Ein jedes ſingt vom Beſten,
So viel ſein Stimmlein kann.

Wie iſt die Welt ſo ſchön!
Ihr ſollt allein nicht ſingen,
Mein Lied ſoll auch erklingen
In euer Lobgetön!

H. Kletke

Abendgebet.

Verrauſcht iſt das Getümmel,
Die ſtille Nacht bricht an,
Der Mond am hohen Himmel
Geht ſchweigend ſeine Bahn.

Ich falte froh die Hände,
Ich weiß, du wachſt bei mir;
Mein Gott und Vater, wende
Dein Antlitz nie von mir!

Du blickſt durch's Sterngefunkel
Hier in mein Kämmerlein,
Zu tief iſt dir kein Dunkel,
Du leuchteſt doch hinein.

In Aller Herzen blickſt du
Und ſendeſt Troſt und Ruh,
Weinende Augen drückſt du
Mit leiſer Hand barmherzig zu.

H. Kletke.

*) Blut

März und April.

Herr März, der rupft ſich Schlehenblut *)
Und ſteckt ein Sträußlein auf den Hut,
Er ſchaut vergnügt die Wieſen an
Und ſagt: „Ich bin ein rechter Mann!

Jetzt muß ich aber wahrlich fort!
Es kömmt ja der April ſchon dort;
Herr Bruder, nimm das Regiment!
Für dies Jahr hat mein Reich ein End'!“

Und wie er ſich nun trollen will,
So wirft ihm hurtig der April
In's Antlitz eine Hand voll Eis,
Und pudert ihn mit Schnee ganz weiß.

Dann regnet er aus lauter Spaß
Bis auf die Haut ihn tropfennaß.
Herr März ſpringt in den Sonnenſchein
Und trocknet ſich und macht ſich rein.

Doch der April lacht nur dazu,
Er läßt auch keinen Spatz in Ruh.
Streckt eine Blume 's Köpflein 'raus,
Gleich bläſt er ihr den Athem aus.

Wie mancher Mann macht's eben ſo,
Neckt alle Leute ſchadenfroh!
Drum — macht er auch ein fromm' Geſicht:
Man ſcheuet ihn, man traut ihm nicht!

Nach Alois Schreiber.

Frühlingsbotſchaft.

Kuckuk, Kuckuk ruft aus dem Wald:
Laſſet uns ſingen,
Tanzen und ſpringen!
Frühling, Frühling wird es nun bald.

*) the des Schlehdorn.

Kuckuk, Kuckuk läßt nicht ſein Schrein:
Komm in die Felder,
Wieſen und Wälder!
Frühling, Frühling, ſtelle dich ein!

Kuckuk, Kuckuk, trefflicher Held!
Was du geſungen,
Iſt dir gelungen:
Winter, Winter räumet das Feld.

Hoffmann von Fallersleben.

Oſtern.

Oſtern iſt ein Feſt der Freuden:
Von dem hellen Glockenläuten
Wachen alle Schläfer auf,
Alle Büſche, alle Bäume,
Alle Blumen, alle Keime,
Wachen alle Käfer auf.

Landesflüchtig wird der Winter,
Und der Mai, der Freund der Kinder,
Windet ſeinen Blumenſtrauß!
Allen Rainen, allen Thälern,
Wie den breiten, ſo den ſchmälern,
Theilt er friſche Blumen aus.

In die Gärten ſtatt Schneeflocken,
Streut er duftige Schneeglocken
Für den Meßner Morgenwind,
Der nach einem kurzen Weil'chen
Läutet, daß die blauen Veilchen
Wachen auf, geſchwind, geſchwind.

Läut' ſo hell, daß allen Bäumen
Wahr wird, was ſie heimlich träumen
Von der großen Herrlichkeit,
Daß ſie auf die Blüthenaugen
Schlagen und in Düften hauchen,
Und ſich freu'n der ſchönen Zeit.

Und ihr trunknes Auge flammet,
Und ſie ziehen an, wie Sammet
Grün und weiß, ein Feſtgewand
Strecken in die blaue, warme
Luft zum Danke ihre Arme,
Wie man faltet Hand in Hand.

Was ſie beten, höret Keines,
Was ſie reden, auch nicht Eines,
Doch ein Geiſt von Oben lauſcht:
Und mit unſichtbaren Händen
Will er ihnen mehr noch ſpenden,
Eh' der Herbſt im Laube rauſcht.

Oſtern iſt ein Feſt der Freuden:
Von dem hellen Glockenläuten
Wachen alle Schläfer auf,
Alle Büſche, alle Bäume,
Alle Blumen, alle Keime,
Wachen alle Käfer auf.

Fr. Gull.

Frühlingslied.

Alle Vögel ſind ſchon da,
Alle Vögel, alle!
Welch ein Singen, Muſiciern,
Pfeifen, Zwitſchern, Tireliern!
Frühling will nun einmarſchiern,
Kommt mit Sang und Schalle.

Wie ſie alle luſtig ſind,
Flink und froh ſich regen!
Amſel, Droſſel, Fink und Staar,
Und die ganze Vogelſchaar
Wünſchet dir ein frohes Jahr,
Lauter Heil und Segen.

Was ſie uns verkündet nun,
Nehmen wir zu Herzen:
Wir auch wollen luſtig ſein,
Luſtig wie die Vögelein,
Hier und dort, feldaus, feldein
Singen, ſpringen, ſcherzen.

Hoffmann von Fallersleben.

Der neckende Kuckuk.

Dieſer Kuckuk, der mich neckt,
Tief im Waldgeſträuch verſteckt,
Rechts und links und überall
Hör' ich ſeinen fernen Schall.
Wo ich komme, geht er fort:
Bin ich hier, ſo iſt er dort.
Ei, ſo ſei er, wo er ſei!
Lieblich iſt von fern ſein Schrei.

Rückert.

Wanderluſt.

Der Mai iſt auf dem Wege,
Der Mai iſt vor der Thür:
Im Garten, auf den Wieſen,
Ihr Blümlein, kommt herfür!

Da hab' ich den Stab genommen,
Da hab' ich das Bündel geſchnürt,
Auf weiter und immer weiter,
Wohin die Straße mich führt.

Und über mir ziehen die Vögel,
Sie ziehen in luſtigen Reihn,
Sie zwitſchern und trillern und flöten,
Als ging's in den Himmel hinein.

F. Mayer.

Waldſchule.

Mitten im Walde, auf kleinem Fleck
Leben viel Blumen im kühlen Verſteck,
Lachen froh, wenn die Sonne ſcheint,
Weinen mit, wenn der Himmel weint,
Spielen zuſammen und haben ſich gern,
Beten gar innig und loben den Herrn.
Seht die Gentianen, die dunkelblauen,
Denen man alles möcht' anvertrauen!
Gänſeblümlein, die Hirtenmagd,
Die Jedem freundlich „Gut Morgen" ſagt;
Augentroſt, jenes gute Kind,
Das nur auf Liebe und Hülfe ſinnt,
Sein Spielkamerade, die Erika,
Iſt auch mit ihrem Kleidchen da
Von rothem Zeug und nettem Schnitt
Hilft tüchtig beim Lachen und Weinen mit.
Auch Erdbeerblüthe, im Hemdchen fein,
Sieht gar verſtändig und ſchalkhaft drein;
Hält viel auf ſich und hat hohe Verwandte:
Ananas heißt ihre vornehme Tante.
Die blauen Glocken, die lieben, die ſchönen,
Wie müſſen die herrlich im Mondenſchein tönen,
Und Frauenſchühlein, ſo denk ich nur,
Führet die Wirthſchaft im Hauſe hier,
Schlüſſelblum' iſt Beſchließerin
Und Mariengläschen die Kellnerin.
Da kommen die Mücken, Käfer und Bienen,
Laſſen ſich gern von den Blumen bedienen,
Schwärmen davon und vergeſſen den Dank
Für den erfriſchenden Morgentrank.

Und der Kuckuk auf ſeinem Aſt
Schreit fein: Kuck, Kuck, Kuck ohne Raſt.
Möchte ſchon lange beſtallet ſein
Als ein ſehr hoch gelahrt Schulmeiſterlein;
Denkt: „Mit den Vögeln iſt es nicht viel
Lernen faſt alles nur ſo im Spiel
Bei ihren Eltern im kleinen Neſt,
Bleiben nicht ſitzen in der Schule feſt:
Hat jeder ſein eigen Alphabet,
Daß Einem Hören und Sehen vergeht.

Aber den Blumen, die immer ſchweigen,
Könnte man Vieles lehren und zeigen,
Schienen mir immer gar aufmerkſam.
Wenn ich ſonſt auf die Wieſe kam,
Lernen vielleicht noch herrlich ſingen:
Muß ihnen mein A B C. beibringen."
Und ſo ſchreit er den langen Tag,
Daß es die Blumen verdrießen mag.
Treibt es fort mit Beharrlichkeit,
Die ſchöne, prächtige Frühlingszeit.

Nun Kinderchen, geht in den Wald hinaus
Und fraget ſelber die Blümlein aus,
Ob ſie vom Kuckuk erlernet haben
Einen von ſeinen Kuckuksbuchſtaben.

Geſchichten und Lieder mit Bildern von Fr. Pocci.

Gartenliedchen.

Ritterſporn und Eiſenhut,
Der voll Zorn und der voll Muth,
Turnten ſich im Gärtchen.
Blumenſaat in Aufruhr kam;
Seht, da naht und macht ſie zahm
Lilie mit dem Schwertchen.

Rückert.

Vogelgeſang.

Wir luſtigen Bürger in grüner Stadt
Rauſchen und ſchwärmen,
Singen und lärmen
Vom Morgen zum Abend, und ſtets ſind wir ſatt.
Die Bäume mit Schatten
Zur Wohnung beſtellt,
Zur Nahrung die Matten,
Die freie, weite Welt, —
Wie uns das gefällt!
Gefällt!
O herrliche Welt!

Tieck.

Lied der Vögelein.

Von Zweig zu Zweige hüpfen,
Durch Wies' und Busch zu schlüpfen,
Zu ruhn in weichen Grases Schooß:
Das ist das Loos
Der kleinen bunten Sänger,
Je länger,
Je lieber süßes Loos!

Schwebt nieder, laue Lüfte!
O kommt, ihr Wiesendüfte!
Ihr Schmetterlinge tummelt euch
Von Zweig zu Zweig,
Mit unsrer Schaar zu spielen
Im kühlen,
Im säuselnden Gesträuch!

Im grünen Dämmerscheine,
Im Labyrinth der Haine
Erbau'n wir uns ein blühend Dach.
Der klare Bach
Uns zuzuhorchen, zaudert
Und plaudert
Dann unsre Lieder nach.

Und wenn der Tag geschieden,
Dann eilen wir zufrieden
Zurück zu unsrer Mutter Schooß:
Das ist das Loos
Der kleinen bunten Sänger,
Je länger
Je lieber süßes Loos!

E. Schulze

Eichhörnchen.

Heißa, wer tanzt mit mir?
Luſtig und munter!
Kopfüber, kopfunter
Mit Mamer!
Immerfort
Von Ort zu Ort,
Jetzo hier,
Jetzo dort! Hopp!
Ohne Ruh, ohne Raſt,
Vom Zweig auf den Aſt,
Vom Aſt auf den Wipfel hoch in die Luft,
Im Blätterſäuſel und Blüthenduft
Immerzu
Ohne Raſt, ohne Ruh!
Heut' iſt Kirms und heut' iſt Ball!
Spielet, Droſſel, Nachtigall,
Stieglitz, Amſel, Fink und Specht,
Pfeift und geigt und macht es recht!
Ich bin ein Mann,
Der tanzen kann.
Häuschen Eichhorn heiß' ich,
Was ich gelernt hab', weiß ich.
Kommt der Jäger in Wald hinein,
Will mir kein Vogel ſingen;
Häuschen läßt das Tanzen ſein,
Tanzen, Hüpfen und Springen;
Häuschen ſchlüpft hinein zum Haus,
Häuschen ſchaut zum Haus heraus,
Häuschen lacht den Jäger aus.

Hoffmann von Fallersleben.

Der Täubchen Tod.

Vor meinem Fenſter ſaßen ſie,
Die lieben Täubchen beide;
Sie flogen aus, ſie kehrten heim
Zu meinem Fenſter beide.

Ein Iltiß ſchlich zum Schlag hinein
Und würgte mir das eine;
Das andre nun am Fenſter ſitzt,
Ich ſeh' es an und weine.

Ich hol' ihm Waſſer, hol' ihm Korn,
Das alles will's nicht haben.
Es thut, als wollt' es ſagen mir:
Ich ſollt' es nur begraben.

Es ſchloß ſein Aug', und ich begrub's
Dort unterm grünen Flieder.
Ich ſah's und ſeh' es immer noch
Und weim' auch immer wieder.

Hoffmann von Fallersleben.

Grasemückchen.

Grasemückchen,
An dem Brückchen
Trink ein Schlückchen,
Fang ein Mückchen,
Sing ein Stückchen,
Grasemückchen!

Alle Brüder
Singen Lieder
Hin und wieder;
Sträub's Gefieder,
Sing ſie nieder,
Alle Brüder!

Lade Gäſte
Auf die Aeſte!
Doch das Beſte
Iſt im Neſte;
Brauchſt zum Feſte
Keine Gäſte.

Grasemückchen
Trink ein Schlückchen,
Fang ein Mückchen,
Gieb ein Stückchen
Deinen kleinen
Grasemückchen.

Rückert.

Grasmückchen in Kummer.

Grasmücke, sag, was flatterst du
So um das Nest umher?
Du klagst und zirpest immerzu,
Ist dir das Herz so schwer?

„Mein Kind, o sieh ins Nest hinein,
Dann weißt du meinen Gram.
Wie kann die Mutter fröhlich sein,
Der man die Kindlein nahm?"

Der Knabe nahm die Jungen aus;
Jetzt wird ihm bang' und schwer,
Er rennet hurtig fort nach Haus
Und holt sie wieder her.

„Dran hab' ich wahrlich nicht gedacht.
Verzeih es mir, verzeih!
Es war nicht recht, was ich gemacht!
Da hast du alle drei!"

Hoffmann von Fallersleben.

Der Abendstern.

Du lieblicher Stern,
Du leuchtest so fern.
Doch hab' ich dich dennoch
Von Herzen so gern.

Wie lieb' ich doch dich
So herzinniglich!
Dein funkelndes Aeuglein
Blickt immer auf mich.

So blick' ich nach der,
Sei's dort oder hier:
Dein freundliches Aeuglein
Steht immer vor mir.

Wie nickſt du mir zu
In fröhlicher Ruh!
O liebliches Sternlein,
O wär' ich wie du!

Hoffmann von Fallersleben.

Sonntagsfrühe.

Der Samſtag ruft dem Sonntag zu:
„Hab' alle nun gelegt zur Ruh.
Die Arbeit bis zur ſpäten Nacht
Hat ſchläfrig ſie und müd' gemacht.
Schier will mir's ſelber ſo ergehn.
Ich kann auf keinem Bein mehr ſtehn."

Jetzt ſchlägt es zwölf; die Mitternacht
Nimmt ihn in ihre Arme ſacht.
Der Sonntag ſpricht: „Nun iſt's an mir!"
Gar ſtill und leis ſchließt er die Thür.
Halb ſchlafend taumelt er, halb wach,
Mit Müh und Noth den Sternen nach.

Jetzt wiſcht er ſich die Augen aus
Und kommt nun an der Sonne Haus.
Die ſchläft im ſtillen Kämmerlein;
Er pocht ans kleine Fenſterlein
Und ruft ihr zu: „'s iſt hohe Zeit!" —
Sie ſpricht: „Bin augenblicks bereit!" —

Und leiſe auf den Zehen geht
Und heiter auf den Bergen ſteht
Der Sonntag; niemand iſt zu ſehn,
Und niemand hört und ſieht ihn gehn.
Still ſchreitet er ins Dorf und ſpricht
Zum Hahne: „Du, verrath mich nicht!“ —

Und wenn man endlich dann erwacht
Und friſch und hell der Morgen lacht
So ſteht er da im Sonnenſchein,
Blickt in die Fenſter uns herein
Mit ſeinen Augen mild und gut,
Und mit dem bunten Strauß am Hut.

Er meint es gut, man ſieht's ihm an;
Es freut ihn, wenn man ſchlafen kann,
Und meint, es ſei noch dunkle Nacht,
Wenn ſchon die Sonn' am Himmel lacht.
Drum kam er auch ſo ſachtchen ja;
Drum ſteht er auch ſo freundlich da.

Wie glitzert doch auf Gras und Laub
Vom Morgenthau der Silberſtaub!
Wie weht die friſche Maienluft,
Voll Kirſchenblut und Schlehenduft!
Und wie die Biene fleißig iſt!
Sie weiß ja nicht, daß Sonntag iſt.

Wie pranget nicht im Gartenland
Der Kirſchenbaum im Blütengewand!
Narciſſen, Lack und Tulpan,
Und Himmelsſchlüſſel neben dran,
Und Hyacinthen blau und weiß!
Man meint, man ſchau ins Paradeis.

Es iſt ſo ſtill und heimlich da,
So friedlich und ruhig iſt man ja!
Man hört im Dorf kein „Hüh“ und „Hott,“
Nur „Guten Tag“ und „Danke Gott“
Und „'s wird gottlob ein ſchöner Tag“
In alles, was man hören mag.

Das Vöglein ſpricht: „Er freilich, ja!
Potz tauſend, ja, er iſt ſchon da!
Er legt ja ſeinen Himmelsſchein
Um Blüth' und Laub, um Buſch und Hain!“
Herr Diſtelfink ganz vornen dran,
Hat's Sonntagröcklein auch ſchon an.

Zum erſtenmal ſchon läutet man
Die Kirche geht heut' zeitig an.
Geht, brech' mir eins Aurikel ab!
Doch wiſchet ja den Staub nicht ab:
Und Röſel, lege ſchnell dich an,
Ich gebe dir mein Sträußchen dann.

Nach Hebel.

Herbſtlied.

Der Frühling hat es angefangen,
Der Sommer hat's vollbracht.
Seht, wie mit ſeinen rothen Wangen
So mancher Apfel lacht!

Es kommt der Herbſt mit reicher Gabe,
Er theilt ſie fröhlich aus,
Und geht dann, wie am Bettelſtabe
Ein armer Mann, nach Haus.

Voll ſind die Speicher nun und Gaden,
Daß nichts uns mehr gebricht.
Wir wollen ihn zu Gaſte laden,
Er aber will es nicht.

Er will uns ohne Dank erfreuen,
Kommt immer wieder her:
Laßt uns das Gute drum erneuen,
Dann ſind wir gut, wie er.

Hoffmann von Fallersleben.

Der Wind.

Ich bin der Wind,
Und komm' geschwind.
Ich wehe durch den Wald,
Daß weit es wiederhallt.

Bald säusle ich gelind,
Und bin ein sanftes Kind,
Bald brauf' ich wie ein Mann,
Den Niemand fesseln kann.

Schließt Thür' und Fenster zu,
Sonst habt ihr keine Ruh.
Ich bin der Wind,
Und komm' geschwind!

Fr. Perl.

Der Winter.

Nun zieht mit seiner ganzen Macht
Herr Winter wieder ein.
Vergangen ist der Fluren Pracht,
Erblicht der Sonne Schein.

Weh uns! Schon naht der kalte Mann
Mit seinem weißen Bart!
Wer Arm' und Beine rühren kann,
Kommt, hemmet seine Fahrt! —

Schließt Thür' und Thor und Fenster zu,
Und laßt ihn nicht herein,
Daß er uns nichts zu Leide thu;
Es friert ja Groß und Klein.

Gewaffnet ist der Kinder Schaar,
Die ihm entgegentritt.
Was hilft's? Er kommt wie alle Jahr,
Bringt Schnee und Eis uns mit.

Bringt eine lange, lange Nacht
Und einen kurzen Tag,
Des Schneegeſtöbers Flockenjagd
Und noch ſo manche Plag'.

Doch beut er viele Freuden auch,
Bringt neuer Märchen Traum,
Und hat — es iſt ſein alter Brauch
Bei ſich den Weihnachtsbaum.

Eisblumen malt an's Fenſter er
In weißem Blüthenkranz,
Die freuten uns noch immer ſehr
Mit ihrem Zauberglanz.

Schneemänner gar und Blindemaus
Und Schattenſpiel bei Licht:
Das bringt der Winter auch in's Haus;
Drum ſchmäht den Alten nicht!

Herein, herein denn, Wintermann!
Komm, ſetz dich zum Kamin!
Wärm' deine kalten Hände dran,
Und auf ein Märchen ſinn! —

Erzähl' es dann — wir hören zu,
Wir haben ſorgſam Acht;
Und iſt es aus, gehn wir zur Ruh',
Und wünſchen gute Nacht.

Fr. Pocci.

Weihnachten.

Es weht der Wind und iſt ſo kalt,
Es knarrt der Schnee im dürren Wald,
Die Sterne glänzen hell darein,
Da nahet ſich ein Kindelein:

Ein Knabe, lieb und wunderhold:
Mit ſeinem Himmelsſchein von Gold
Erhellet er die Dunkelheit
Und ſtreuet Segen weit und breit

Er bricht ſo manches Bäumelein
Im dunkelgrünen Tannenhain,
Und bringt's den Kindern, die beglückt
Das Bäumchen ſchauen vielgeſchmückt.

Ihr kennt das Knäblein allzugut,
Das opferte ſein eigen Blut,
Und gab ſein Leben hin für euch,
Ein Leitſtern in das Himmelreich.

So betet denn zum Kinde fromm:
Du lieber Jeſu, komm, o komm,
Und zieh' in unſre Herzen ein,
Zu ſchenken uns den Frieden dein, —

Den Frieden, den die Engel dort
Verkündigten am ſtillen Ort,
Den Frieden, den du uns gebracht,
In jener heil'gen ernſten Nacht.

Fr. Pocci.

Der Kinder Angebinde.

1.

O laß dich heut umſchlingen
Den Kranz von Immergrün!
Wenn keine Vöglein ſingen,
Und Wald und Feld verklingen,
Wird dir dies Kränzlein immer blühn.

Umrankt in ſtiller Treue,
Du Kranz, der Mutter Herz,
Ja grüne, daß erfreue
Der Anblick deiner Treue,
Und übergrüne allen Schmerz.

Uns laß, o Gott, die Früchte
In dieſem Kranze ſein,
Vor deinem Angeſichte
Mit jedem Morgenlichte
Der Mutter recht zur Luſt gedeihn!

H. Kletke.

2.

Goldne Frühlingswolken ziehn,
Krokus, Hyacinthen blühn,
Und es grüßt der Lenz durch mich
Heut', geliebte Mutter, dich.

Auch der Lenz iſt noch ein Kind,
Bitte, ſei ihm gut geſinnt;
Sieh', er will mit jedem Jahr
Dir viel Schönes bringen dar.

Wenn er heut' ein Blümchen ſchickt,
Wünſcht er, daß es ihm geglückt,
Daß du gütig ihn empfängſt,
Gütig ſeiner ſtets gedenkſt.

Ich, die ſeine Base bin,
Theile mit ihm den Gewinn —
Nicke, liebe Mutter, du
Freundlich doch dem Lenze zu!

H. Kletke.

3.

Wie die kleinen Vöglein ſingen,
Gott ihr helles Loblied bringen,
Fröhlich, wenn die Sonn' erſteht,
Fröhlich, wenn ſie niedergeht:

Alſo danken jede Stunde
Wir aus frohem Kindermunde,
Und vor allem danken wir
Für die gute Mutter hier.

Schütze du ſie allerwegen,
Segne ſie mit deinem Segen,
Laß o Gott in deiner Hut
Uns auch werden fromm und gut!

H. Kletke.

4.

Ein Wörtlein, das die Liebe ſpricht
Braucht großer Kunſt und Gabe nicht;
Mag's beſſer ſagen, wer es kann,
Du nimmſt das unſre gütig an.

Wir ſtehn ja, deine Kinder, hier
Mit frohem Herzen heut vor dir
Und bringen dir ein Sträußchen dar
Und wünſchen dir ein fröhlich Jahr.

O ſei es fröhlich, lieb und gut,
Daß ſein Gedenken wohl dir thut;
Mit Frühlingsluft und Blumenſchein
Schreib's hell ſich in dein Herz hinein.

H. Kletke.

Das neue Jahr.

Du neues Jahr, tritt nur herein:
Was bringſt in deinem Säcklein da?
O ſei uns gut! Wir wollen ja
Recht fröhlich, fromm und fleißig ſein.

Raſch ging die Zeit, raſch kamſt du her:
So kam's, daß wir im alten Jahr
Viel noch verſäumten, das iſt wahr;
Nun aber thun wir's nimmermehr.

Glänz' eiſig jetzt auf Wald und See,
Doch iſt es Zeit, ſo weck auch nur
Die hellen Blümlein auf der Flur,
Und läut' mit Glöcklein durch den Schnee.

Dann mach uns ja ein froh Geſicht, —
Vor allem doch empfehlen wir
Die guten Eltern herzlich dir:
O liebes Jahr vergiß das nicht!

H. Kletke.

Märchen.

Die vier Hühnchen.

Der Hahn hat mir heut Morgen früh
Erzählet dies Geſchichtchen hie.

Es iſt nun gerade Jahr und Tag,
Wie ich mich wohl erinnern mag,
Da ſaßen vier Hühnchen auf einem Stakete,
Worüber ein grünes Zweiglein wehte.

Die Hühnchen, die wollten recht luſtig ſein,
Da fiel's dem einen der viere ein,
Hinaufzuſpringen zum Zweiglein eben;
Das wollten die andern auch verſuchen.

Wohl dreien der Sprung ganz gut gelang,
Das vierte leider zu niedrig ſprang;
Die droben erhoben ein frohes Gekrähe,
Das unten, das ſchrie Zeter und Wehe.

Die dreie wollten recht luſtig ſein,
Da fiel's dem einen der dreie ein,
Zu ſpringen noch nach dem Zweiglein darüber;
Ei, riefen alle, je höher, je lieber!

Wohl zweien der Sprung ganz gut gelang,
Das eine leider zu niedrig sprang;
Die oben erhoben ein frohes Gekrähe,
Die unten schrieen Zeter und Wehe!

Die zweie wollten recht lustig sein,
Da fiel's dem einen der zweie ein,
Hinaufzuspringen noch vollends zur Spitzen;
Das andere rief: da will ich mit sitzen.

Dem einen der Sprung ganz gut gelang,
Das andere leider zu niedrig sprang;
Das droben erhob ein frohes Gekrähe,
Die unten schrieen Zeter und Wehe!

Das Hühnchen, das jetzt saß oben drauf,
Seitdem zum großen Hahn wuchs auf;
Der hat sich den Baum zum Sitz erwählet,
Das ist der Hahn, der dies erzählet.

Die unten schrieen noch lange Glucks,
Da kam und fraß sie alle der Fuchs;
Den droben mußt' er sich lassen vergehen,
Der lachte ihn aus von seinen Höhen.

So geht es zu in dem Hühnerreich,
Es will jedes auf einen grünen Zweig;
Doch alle können nicht oben sitzen,
Drei fallen, eines gelangt zur Spitzen.

Wir

Richter und Kläger.

In ihrer Höhle saß die Eidechs, angeflammt
Wer ihr in dem Bezirk der Thiere Richteramt.
Zwei kamen jetzt zu ihr, der Igel und die Katze;
Die hatten sich entzweit ob dem gefundenen Schatze.
Herr Richter, Gott zum Gruß! — „Mit euch sei Gottes Friede!“ —
Wir suchen Recht bei euch. — „Ihr kommt zur rechten Schmiede.“
Herr Richter, kommt heraus! — „Ich richt' in meinem Haus.“ —
Wir können nicht hinein. — „Ich sprech' es euch hinaus.“

Katze sprach: Ich hab' ein Aepfelchen gefunden.
Richter: Ist es süß und reif, so laß dir's munden!
Kläger: Das hat mir der Igel weggeschnappt.
Richter: Er hat selbst zum Guten Lust gehabt.
Kläger: Dafür hab' ich tüchtig ihn gezaust!
Richter: Recht geschafft hast du dir mit der Faust.
Kläger: Dafür hat er tüchtig mich gestochen.
Richter: Als ein Mann hat er sich selbst gerochen.
Richter, sprecht nun Recht! — „Ich hab' es schon gesprochen." —

Rückert

Heugabel und Besenstiel

Heugabel und Besenstiel
Die wollten sich vermählen;
Da gab's im ganzen Land gar viel
Und mancherlei zu erzählen.

Was ist das für ein Paar!
Wie die zusammenpassen!
Er ist zu Haus das ganze Jahr,
Sie draußen auf Wegen und Gassen.

Er denkt an Stub' und Flur,
Und sie an Ochsen und Pferde;
Sie strebet nach dem Hohen nur,
Und er bleibt auf der Erde.

Bei Frühlingssonnenschein
Will sie ihr Amt nur führen;
Er aber muß jahraus, jahrein,
Er muß sich immer rühren.

Doch als die Trauung war,
Da wurden die Mäuler stille;
Heugabel und Besenstiel blieb ein Paar.
I nun, es war ihr Wille!

Heißa! Das ganze Land
Zur Hochzeit war geladen,
Verwandt, bekannt und unbekannt,
Die Krummen, die Schiefen, die Graden.

Da tanzten munter und frisch
Die Schemel, die Hütschen, die Bänke,
Die Kannen, die Mulden, die Stühl' und die Tisch,
Und Kasten und Kasten und Schränke.

Die Liebe macht uns gleich,
Frau Besemmel, Herr Gabel!
Der Will' ist unser Himmelreich
Und das ist keine Fabel.

Hoffmann von Fallersleben

Das Lügenmärchen

Ich will euch erzählen, und will auch nicht lügen
Ich sah zwei gebratene Ochsen fliegen,
Sie flogen gar ferne —
Sie hatten den Rücken gen Himmel gekehrt,
Die Füße wohl gegen die Sterne.

Ein Amboß und ein Mühlenstein
Die schwammen bei Köln wohl über den Rhein,
Sie schwammen gar leise —
Ein Frosch verschlang sie alle beid
Zu Pfingsten wohl auf dem Eise.

Es wollten Vier einen Hasen fangen,
Sie kamen auf Stelzen und Krücken gegangen,
Der erste konnte nicht sehen,
Der zweite war stumm, der dritte war taub,
Der vierte konnte nicht gehen.

Nun denke nach einer, wie dieses geschah
Als nun der Blinde den Hasen sah
Auf grüner Wiese grasen,
Da rief's der Stumme dem Tauben zu,
Und der Lahme erhaschte den Hasen.

Es fuhr ein Schiff auf trockenem Land,
Es hatte die Segel gen Wind gewannt,
Und segelt' in vollen Lasten
Da stieß es an einen hohen Berg,
Da thät das Schiff erblassen.

In Straßburg stand ein hoher Thurm
Der trotzete Regen Wind und Sturm
Und stand fest über die Maaßen,
Den hat der Kuhhirt mit seinem Horn
Eines Morgens umgeblasen.

Ein altes Weib auf dem Rücken lag,
Sein Maul wohl hundert Klaftern weit aufthat.
'S ist wahr und nicht erlogen,
Drin hat der Storch fünfhundert Jahr
Seine Jungen groß gezogen.

So will ich hiemit mein Liedlein beschließen,
Und sollt's auch die werthe Gesellschaft verdrießen.
Will trinken und nicht mehr lügen;
Bei mir zu Land sind die Mücken so groß,
Als hier die größesten Ziegen.

Fritz Arndt

Geschichte vom Nußknacker.

Zwei Knaben hatten im Walde Haselnüsse gepflückt, saßen unter den Stauden und wollten die Nüsse essen; aber keiner hatte sein Messerlein bei sich und mit den Zähnen konnten sie sie nicht aufbeißen. Da jammerten sie sehr, und sagten: Ach! käme doch nur Jemand, der uns unsre Nüsse aufknacken wollte! Kaum gesagt, so kam ein kleines Männlein durch den Wald einher gegangen. Aber wie sah das Männlein aus? Es hatte einen großen, großen Kopf, an dem ein langer, steifer Zopf bis an die Fersen herabhing, eine goldne Mütze, ein rothes Kleid und gelbes Höslein. Indem es nun so einhertrippelte, brummte es das Liedlein:

Heiß, heiß,
Beiß, beiß,
Hans heiß ich
Nüsse beiß ich.

Geh gern in den grünen Wald,
Wann die Nuß vom Strauche fallt
Mach's dem lust'gen Eichhorn nach,
Knack und nag den ganzen Tag!

Die Knaben mußten sich schier zu todt lachen über den kleinen, drolligen Burschen, den sie für ein Waldzwerglein hielten. Sie riefen ihm zu: Wenn du Nüsse beißen willst, so komme her und knacke uns diese auf, damit wir sie essen können! — Da brummte das Männlein in seinen langen, weißen Bart:

Hansi heiß ich,
Nüsse beiß ich,
Hab' ich aber mich bestissen,
Euch ein Dutzend aufgebissen,
Gebt mir zum Lohn
Ein Paar davon!

Ja, ja! schrieen die Buben, du kannst mitessen, knacke nur fleißig auf — Das Männlein stellte sich zu ihnen hin — denn am Sitzen hinderte es sein steifer Zopf, — und sprach:

Heber auf den langen Zopf,
Schiebt die Nuß in meinen Kropf,
Drucket nieder und so fort,
Schnell ist jede Nuß durchbohrt.

Sie thaten es und hatten das Lachen nicht satt, wenn sie den Kleinen immer beim Zopfe nehmen mußten, und nach jedem tüchtigen Knack die Nuß aus dem Maule sprang. Bald waren alle Nüsse aufgebissen, und das Männlein brummte:

Beiß, beiß,
Beiß, beiß,
Will meinen Lohn
Nun auch davon!

Der Eine der Knaben wollte nun dem Männlein den versprochenen Lohn spenden; der Andere aber, ein böser Bube, hinderte ihn daran, indem er sprach: Warum willst du dem Bürschlein von unsern Nüssen geben? Wir wollen sie allein essen. Geh nur fort jetzt, Nußbeißer, und suche dir deine Nüsse selbst!

Da ward das Nußbeißerlein gewaltig erzürnt und brummte:

Giebst du mir keine Nuß,
So machst du mir Verdruß.
Ich nehme dich beim Schopf,
Und beiß dir ab den Kopf!

Dumal beiß ich
Mälle beiß ich

Da lachte der böse Bube und sagte: Du mir den Kopf abbeißen? Mache er, daß du fortkommst, sonst laß ich dich mein Haselnußstaudengertlein len! zugleich drohte er mit seinem Stöcklein; der Nußknacker wurde ganz h vor Zorn, hob sich mit einem Händchen den Zopf auf und schnappte ein Fisch im Wasser und „Knack" — der Kopf war weg. — Das ist Geschichte von dem ersten Nußknacker. Habt wohl Acht, Kinder, daß h die Köpfe oder wenigstens die Fingerlein nicht abgebissen werden, denn ihr Urahnherr, so machen auch die Enkel und Urenkel des Nußknacker chlechts mit bösen Kindern nicht lang Federlesens!

Fr. Pocci

Abenteuer eines Mäuslein,
von ihm selbst erzählt.

Murnern, der Kapuziner Patron,
Den lernt' ich erkennen frühe schon.
Ich bat, wie ich noch war ein Kind,
Wie denn die Kinder vermessen sind,
Die Mutter, sie möcht' es lassen geschehen,
Daß ich mir dürfte die Welt besehen,
Dieweil ein beengezogen Kind
Bleibt unverständig und blöd gesinnt.
Sie wehrt es ab mit Hand und Mund,
Predigt mir viel von Katz und Hund,
Wie die uns wären sehr gefährlich.
Ich bat und schmeichelte unaufhörlich.
Da gab sie am Ende den Willen darein,
Daß ich ein Stündlein möcht' von ihr sein.
Warnte mich doch mit ganzem Fleiß,
Sagte mir von des Murners Weis',
Daß er versteckt im Winkel säß',
Und die Mäuslein ohn' Brot einfräß.
Das wär' seine allerliebste Speis'.
Den sollt' ich meiden mit größtem Fleiß.

Ich schlich mich unter der Wand hervor
Nach unsers Schlosses Vorderthor,
Das in des Mannthiers Haus hinging,
Wovon es Wärm und Licht empfing.

Und guckte heimlich zuerſt hinaus,
Wie eine unbewanderte Maus,
Ob auch die wäre ſicher Geleit,
Oder ob der Murner ſäß' zur Seit.
Da ſaß im Hauſe im Sonnenſchein
Ein ſchönes weißes Jungfräulein.
Seine Aeuglein glänzten hell und klar,
Es leckt' und ſchlichtet' ſeine Haar,
Küßte die Händ' und wuſch ſie rein,
Strich ſich die zarten Wängelein.
Das Herz im Leibe lachte mir:
Hervorzutreten trug ich Begier,
Daſſelbe mit adelichen Sitten
Um ſeine Lieb' und Freundſchaft zu bitten,
Zu küſſen ſeine ſchneeweißen Händ',
So hätt' all' meine Sorg' ein End'.

Doch auf dem Platze trat daher,
Schreitend im Hauſ' die Läng und Quer,
Ein gar erſchreckliches Wunderthier,
Daß die Haut erſchüttert mir.
Von Haupt zu Fuß alſo geſtalt,
Wie man den Baſilisken malt.
Vorn am Kopf war er geſchlacht
Wie man die böſen Geiſter macht,
Mit einem krummen ſpitzen Schnabel,
Hatt' Füße, getheilt wie 'ne Mistgabel,
Einen zwiefach geſpitzten Bart,
Nach des Mannthiers greulicher Art,
Und auf dem Haupt eine glühende Kron',
Wie der König trägt auf dem Thron.
Aus dem Leib gingen beſammen
Ein großer Hauf' gelber Feuerflammen,
Gekrümmt unter und über ſich,
Ueberaus häßlich und erſchrecklich.
Seine Trabanten, an Zahl wohl zehn,
Gingen allzeit hinter ihm ſtehn.

Wie ich nun bleib' im Löchlein ſtecken,
Dem Abentheuer zuſehe mit Schrecken,
Fängt er an auf dem Boden zu ſchnabeln,
Scharret mit ſeinen zween Mistgabeln,
Und ruft: guck, guck, merk auf, merk auf!

Da erhob ſich ein großer Zulauf.

Die Trabanten waren gar schnell,
Zu hören des Königs Befehl,
Reckten auch die Köpf' zu der Stätt',
Zu sehn was er geschrieben hätt'.
Bis der König mit großem Prassen
Sprang auf die Hausthür' nach der Gassen,
Und schlug die Arm' auf beide Seit',
Sperret den Rachen auf gar weit,
Und rief erbost, mit gellender Stimm',
Diese Worte in seinem Grimm:
Rück, rück ihn heraus bei dem Kragen!

Als hätt' mich der Donner geschlagen,
So stürzt' ich zu dem Loch hinein,
Lief zu meinem Frau Mütterlein.
Die erschrak und fragt', was mir wär',
Daß ich fast hätt' keinen Athem mehr,
Und daß mir alle Glieder beben?
Wollt' mir Arznei für den Schrecken geben.
Der Murner, Mütterchen, stottert' ich her,
Der Murner hat mich erschreckt so sehr,
Daß ich vor Angst kaum Athem hol'!
Wie habt ihr mich gewarnt so wohl!
Was that er denn? fragt' Mutter da.
Ich sprach: Im Haus' ich ihn sah
Ein zartes schönes Jungfräulein,
Im weißen Pelzlein artig fein,
Das schmückt sich mit geleckter Hand.
Ich hätte mich gern zu ihm gewandt,
Um einen Kuß freundlich gebeten.
So kömmt der Murner hergetreten,
Mit Gabelfüßen, mit Kron' und Glanz,
Mit lichterloh brennendem Schwanz.
Ich sah die Flammen flattern und wehen.
Der Scheim hatt' mich im Loch gesehen,
Sprang auf die Thür, rief überlaut,
Wenn ich's gedenk', graust mir die Haut:
Rück, rück ihn heraus beim Kragen!
Damit wollt' er seinen Dienern sagen,
Daß sie mich sollten packen an;
Und sie hätten's wahrlich gethan,
Wenn ich nicht bald entlaufen wär'.
Davon bin ich erschreckt so sehr.
Da sagt die Mutter: liebes Kind,

Die so schrecklich anzusehen sind,
Die thun uns Mäusen nichts zu Leid
Die aber dichten Freundlichkeit,
So leis' und lieblich einherschleichen,
Die Händlein küssen, Willkommen reichen,
Die sind giftige Kreatur,
Teufel unter englischer Figur,
Die sind die gefährlichen Katzen,
Die vorn lecken, hinten kratzen
Judas Kuß ist geworden neu,
Man führt gute Wort', hält falsche Treu.
Der dich anlacht, der reißt dich hin.
Das ist der Welt Weis' und Sinn.
Das Jungfräulein, das so schön war,
Bringt uns Mäusen die größte Gefahr
Füttert seinen Pelz mit unserm Blut.
Gott hat dich gehalten in seiner Hut.

Lappe. (Froschmäuseler.)

Das Lumpengesindel.

Ring glin ging! — Ting ting! —
„Wer zieht an meinem Pferdering?"
So fragend öffnete der Wirth sein Haus
Und sah hinaus.
Da hielt ein kleiner Wagen,
Gemacht aus rauhen Strähnchen:
Drin saßen mit Behagen
Ein Hähnchen und ein Hähnchen.
Das Hähnchen sprach zum Wirthe sein:
„Ist euer Haus noch nicht leicht,
So laßt uns ein und nehmt uns auf!"
Es fing ganz fein der Wirth darauf
Nach Nam' und Stand
Und Vaterland, —
Und woher sie heute kämen
Und welchen Weg sie ferner nähmen

Die Antwort war:
„Wir sind ein Hühnervolk
Aus einem Dorf an der Aar

Wir ſind in Nürnberg geweſen
Und haben uns Küſſe geleſen.
Da iſt auf dem Pegnitz geſchwommen
Frau Gans gekommen,
Und hat mit vielem Gretten
Uns fortjagen wollen:
Doch hab' ich ſie übermannt
Und vor den Wagen gewannt.
Indeß ſie war ein ſchlechter Gaul,
Müd' und faul
Ganz ohne Gleichen!
So können wir nun nicht, wie wir gedachten,
Noch heut' unſer Dorf erreichen,
Sondern müſſen vorher übernachten.
Jetzt hab' ich noch zwei Demoiſellen
Euch vorzuſtellen.
Die ſind ſo dümm, daß ihr ſie gar nicht ſeht,
Wenn ihr nicht näher geht.
Stecknadel iſt der Name der einen,
Nähnadel der der andern.
Sie waren mit ihren dünnen Beinen
Den ganzen Tag am Wandern.
Doch konnten ſie nicht mehr weiter kommen;
Da hab' ich ſie mit in den Wagen genommen.
Ich habe zuvor ſie höflich gebeten,
Uns nicht auf die Füße zu treten:
Und auch euch nicht zu ſtechen,
Werden ſie gern verſprechen."

Der Wirth war nun ſo verwegen,
Die Frage vorzulegen,
Ob man auch Paarſchaft bei ſich hab'.
Worauf mit ruhigem Geſicht
Hähnchen dieſe Antwort gab:
„Geld gerade nicht;
Doch meine Gemahlin hat ſo eben
Ein Ei gelegt,
Das will ich euch geben.
Und wenn ihr recht uns haltet in Ehren
Und ganz nach Wunſch uns verpflegt,
So ſoll auch die Ente euch gehören,
Die alle Tag' eins legt."

Da ließ der Wirth ſich bethören,
Und nahm die Gäſte in ſein Haus.

Sie ſetzten ſich an den Tiſch
Und kommandirten friſch:
Und lebten ſo recht in Saus und Braus,
Und ſahn wie reiche Zecher aus.
Sie waren dabei ſo impertinent
Wie ein betrunkner Recenſent:
Sie ſagten, der Wein
Sei nicht rein und nicht fein, —
Behaupteten auch von jeglicher Speiſe,
Sie ſei nicht bereitet nach der rechten Weiſe.
Sie kannten dabei nicht Maß noch Ziel.
Es fehlte nicht viel,
Daß der Wirth ſie hinausgeworfen hätte.
Endlich gingen ſie zu Bette.

Früh morgens, eh' es tagte,
Weckte Hähnchen ſein Hühnchen und ſagte:
„Ermuntre dich und hol' dein Ei!
Es ſoll den dicken Wirth nicht nähren,
Wir wollen's ſelbſt verzehren!"
Drauf ſprach das Hühnchen: „Hei, das ſei!"
Und holte gleich das Ei herbei.
Und als ſie's nun mit Luſt verzehrt,
Warf Hühnchen die Schalen auf den Heerd.
Hähnchen aber lief
Zur Stecknadel, die noch ſchlief,
Nahm ſie beim Kopf und ſteckte ſie fein
Ins Seſſelkiſſen des Wirths hinein.
Hühnchen nahm die Nähnadel zur Hand
Und ſteckte ſie ins Handtuch an der Wand.
Dann ſchnurrten Hähnchen und Hühnchen beide
Von dannen über die Heide.
Die Ente, die alle Zimmer verachtete
Und draußen im Hof übernachtete,
Sah's, wie durch die Luft ſie flogen
Und ſo den armen Wirth betrogen.
Da wollte ſie auch nicht allein
Dort bleiben und gefangen ſein
Sie ſuchte, bis ſie ein Bächlein fand,
Und ſchwamm auf dem in ihr Heimathland.

Nicht lange drauf
Erwachte der Wirth, ſtand auf,
Wuſch ſich gemüthlich Kopf und Hände

Und ging zum Handtuch, ſich abzutrocknen; —
Da ritzte von einem zum andern Ende
Nähnadel das Geſicht des Erſchrocknen.
So verſehrt,
Ging der Wirth zum Heerd,
Um die Pfeife ſich anzuſtecken:
Da flogen ihm zu nicht minderem Schrecken
Die Eierſchalen ins Geſicht.
Verdrießlich hat er ſich jetzt
Mit ſeinem ganzen Gewicht
Auf ſeinen gepolſterten Seſſel geſetzt: —
Doch iſt er gar ſchnell wieder aufgeſprungen:
Stecknadel war ihm ins Sitzfleiſch gedrungen.
Nun war er ganz aufgebracht.
Er hatt' auf die ſeltſamen Gäſte Verdacht;
Im höchſten Zorn und im Lauf
Gings nach deren Zimmer hinauf.
Doch fand er ſie nicht mehr,
Das Zimmer war leer.
Da ſchritt er wie ein Bär
Im Haus umher
Und brummte ſehr:
„Das Diebsgeſindel! das Lumpenpack!
Läßt ſich tractiren,
Will kritiſiren
Kann zechen,
Kann prahlen,
Will aber nicht blechen,
Nicht zahlen,
Und macht einem gar noch Schabernack!
Laß es mir mal wiederkommen!
Dann wird es gleich beim Kragen genommen!
Das Diebsgeſindel! das Lumpenpack!"

Rothkäppchen.

Sprach die Mutter zu dem Kinde:
Mein Rothkäppchen, geh geſchwinde,
Die Großmutter iſt krank zu Haus,
Trag ihr Abendbrot hinaus. —
Packt ihr noch das Körblein voll,
Sagt ihr, was ſie beſtellen ſoll.

Rothkäpplein mit leichtem Herzen,
Springt dem Walde zu in Scherzen,
Rothkäpplein war ein fröhlich Blut,
Doch ein wenig von Uebermuth;
Sprang tief in den Wald hinein,
Sonne glühte im Abendſchein.

Konnte ſich nicht zufrieden geben,
Ueber das ſchöne Waldesleben,
Sah die bunten Blumen blühn,
Bäume funkelten friſch und grün.
Wie es ſo wandert des Weges zu,
Zwitſchern die Vögel: Rothkäpplein du!

Wolf im Walde lauert eben,
Will dir an dein ſüßes Leben;
Ach Rothkäppchen, du liebes Kind,
Wenten uns ja die Augen blind!
Könnten wir je noch fröhlich ſein?
Sorgloſes Kind, du hüt' dich fein!

Doch Rothkäppchen ſpricht mit Lachen:
Schwatzt ihr da ſo närriſche Sachen!
Wenn der Wolf mich freſſen will,
Denkt ihr wohl, ich halt' ihm ſtill?
Mit dem Wolf hat's keine Noth,
Trag' der Großmutter das Abendbrot.

Kuckuk auf dem Baum kuckukt,
Hat tief in den Wald geguckt;
Kuckuk ruft: O ſchau um dich,
Kuck, kuck um, er lauert auf dich.
Wolf, der grimme, beißt dich todt;
O was gäb' es dann für Noth!

Doch Rothkäpplein spricht mit Lachen:
Du wirst mich nicht furchtsam machen!
Schreist du da Tag aus, Tag ein,
Wird wohl auch nichts Wahres sein!
Kommt der Hund und bellt: Bau, bau,
Du Rothkäppchen, trau nicht trau!

Kann nicht sprechen, kann nur bellen,
Wolf, Wolf Wolf thut dir nachstellen;
Baust baust baust zu sehr, zu sehr,
Roth Roth Rothkäpplein, du hör!
Rothkäpplein lacht: Du närrisch Thier,
Lern' doch sprechen, das rath' ich dir!

Vöglein zwitschern recht voll Leide,
Rothkäppchen lacht in heller Freude:
Kuckuk ruft: kuck um, kuck um!
Rothkäpplein sagt: Wie dumm, wie dumm!
Weiter geht's in den Wald hinein,
Vöglein flattern hinterdrein.

Weh der Wolf, der nimmersatte,
Großmutter schon verschlungen hatte,
Ueber's Ohr die Haube zieht,
Grimmig grausig im Gemüth.
Springt Rothkäpplein froh herein,
Schlingt er's in den Schlund hinein.

Vöglein flattern, Vöglein fliegen
Durch das Fenster, sehn ihn liegen.
Kommt der grüne Jägersmann,
Vögel heben zu jammern an:
Seht den Bösewicht, er liegt
Dort im Bett und schnarcht vergnügt.

Spricht der Jäger: Will dir geben
Ueblen Lohn — der geht an's Leben!
Unverzagt so richtet er
Sein Gewehr durch's Fenster her,
Schießt — da lag im Blute roth
Drin der Wolf, war massetodt.

H. Kletke.

Prinzeſſin Roſalinde oder das Königreich der Vögel.

Es war ein König der mit ſeiner Königin ſehr glücklich lebte, und ſein Land vortrefflich regierte, ſeine Gemahlin war ſehr ſchön und tugendreich. Sie hatten eine Prinzeſſin, die erſt ſechs Jahre alt, aber ſchon ein Muſter der Schönheit war; jeder der ſie ſah muſte ſie lieben, und das ganze Land erwartete einſt die vollkommenſte Königin in ihr.

Dieſe Prinzeſſin ging einſt mit ihrer Amme im Garten ſpazieren: es war ein ſchöner warmer Sommertag, die Sonne flimmerte golden auf den hellgrünen Blättern junger Büſche, und die hohen Bäume warfen einen lieblichen Schatten auf einen friſchen Grasplatz. Kühlende Lüfte wehten in den hellgelben Haaren der Prinzeſſin, ſie ſprang munter im Garten herum und pflückte bald Blumen, bald ſuchte ſie goldne Schmetterlinge zu erhaſchen.

Ach wenn ich doch wie ein Vogel in dem glänzenden Himmel herumfliegen könnte! ſagte die kleine Roſalinde, ſiehe nur meine Liebe, wie ihnen die Flügel golden werden, wenn ſie erſt über uns das blaue Land erreicht haben, wo des Nachts die Sterne wohnen. Sie ſtand und ſah den Vögeln nach.

Ein Wind rauſchte in den Bäumen, es ſtiegen einige Wolken auf, eine lichte roſenrothe Wolke bedeckte einen großen Theil des blauen Himmels, ſie ſchwebte immer näher auf das Haupt der kleinen Roſalinde, jetzt war ſie ganz dicht über ihr, als der König und die Königin kamen, ihre Tochter zu ſuchen. Komm mein Kind, ſagte die Mutter, die Strahlen der Sonne verderben dein zartes Geſicht. Die Prinzeſſin wollte antworten, als ſie ganz von einem roſenfarbigen Duft eingeſchloſſen, vor den Augen ihrer Eltern aufwärts ſchwebte. Sie wuſte nicht, was mit ihr vorging, ſie wurde mit einer großen Schnelligkeit durch die Lüfte getragen, ſie glaubte einige Augenblicke, ſie ſei ein Vogel geworden, und wollte wieder zu ihren Eltern zurück. Ach! rief ſie, ſo iſt es mir gegeben, was ich mir wünſchte, die Kunſt zu fliegen, aber ich bin zu ungeſchickt die Flügel zu regieren, und kann nur aufwärts ſteigen, aber nicht zurück zu meinen Eltern und zu meiner lieben Amme. Bald bemerkte ſie, daß ihr die Flügel ganz fehlten, und daß ſie von einer unſichtbaren Macht empor gehoben wurde.

Sie ſah nun herunter zur Erde, und große Berge und Seen und Städte

lagen zu ihren Füßen wie auf einem Gemälde vereinigt. Sie ſchlug den Blick aufwärts und goldne Wolken und große Vögel zogen über ihrem Haupte hin weg. Sie war ganz in Erſtaunen verloren, als ſie in der Luft zu ſchwanken anfing; ſie fürchtete zu fallen und ſchrie laut. Ein ſanfter Stoß ſetzte ſie nieder, ein weicher Raſen umfloß ihren zarten Körper, ſie ſah verwundert in die neue Welt hinein. Bäume von ſeltſamen Farben, worauf Vögel mit goldnen Federn ſaßen und liebliche Melodien ſangen, beſchatteten Roſalindens Lager. Das Gras zu ihren Füßen bewegte ſich in kleinen Wellen, deckte bald kleine ſilberne Blümchen auf und ſchüttete ſie eben ſo ſchnell wieder zu.

Wo bin ich! rief die Prinzeſſin. In dem Lande, wonach ſich dein Auge ſehnte, wohin die Vögel mit goldnen Flügeln eilen, wenn ſie ihre Strafe, ihre Verbannung nach eurer Erde überſtanden haben; tönte es von allen Bäumen. Roſalindens Augen irrten umher, ihr Blick ſuchte irgend etwas Bekanntes, worüber ſie ſich in dieſem ſchönen Lande erfreuen könnte. Als ſie nichts entdeckte, kamen Thränen der Angſt in ihre Augen, ſie entſchlief vom Weinen und eingewiegt von lieblichen Melodien.

Ein Geräuſch, wie ein ſtarkes Säuſeln der Blätter, erweckte die Prinzeſſin, wohlriechende Düfte umgaben ſie, ein Vogelgeſang erſchallte von fern; als ſie die Augen aufſchlug, ſah ſie einen Wagen von Elfenbein mit Gold und Edelſteinen geziert, in der Luft ſchweben, prächtige Pfauen trugen ihn, die ihren Schweif weit ausbreiteten, ſo daß ihre köſtlichen Federn von der Sonne beſchienen in tauſend Farben glänzten. Eine Dame ſaß in dem Wagen, ſie war groß und majeſtätiſch, das Kleid, das ihren ſchlanken Leib umfloß, ſchien Abendroth, worin goldne Sterne flimmerten. Ihr ſchwarzes lockigtes Haar war ſo mit koſtbaren Steinen durchwebt, daß das Auge den Glanz davon nicht ertragen konnte. Ein Lied zum Lobe der Königin erſchallte von allen Zweigen. Der Wagen ſenkte ſich herab, die Dame ſtieg aus und kam auf Roſalinden zu, die zitternd daſtand und bald ſie, bald die prächtigen Thiere anſtaunte. Willſt du mit mir gehn? ſagte die Königin. Die Prinzeſſin war von neuem verwundert, denn ihre Stimme war der ſchönſte Geſang, den ungeſehene Inſtrumente in der Luft leiſe begleiteten. Ich will dich wie meine Tochter lieb haben, fuhr die Dame fort, Du ſollſt alles bei mir erhalten was Du wünſcheſt; willſt Du mir folgen?

Ich gern, antwortete Roſalinde, wenn es nur meine Eltern zufrieden wä

ren, und wenn ich meine liebe Amme zuweilen ſehn könnte. Ich will ſie zu Dir bringen, verſetzte die Königin, biſt Du nun zufrieden? — Die Prinzeſſin ging auf den Wagen zu, die Königin ſtieg ein, hob Roſalinden auf, und warf ſie in ihren Schooß, es war der Prinzeſſin, als ob ſie im Abendroth unterginge. Die Pfauen trugen beide von neuem durch die Luft, ſie eilten ſo ſehr, daß alle Gegenſtände an Roſalinden wie unförmliche Bilder vorüber gingen. Endlich ſanken ſie vor dem goldnen Thore eines prächtigen Pallaſtes nieder. Der blaue Himmel über dem Pallaſte war mit goldnen Streifen durchwebt, Muſik und Geſang erſcholl in dem Hof und bei jedem Ton zitterten die goldnen Streifen als ob ſie die Saiten wären, die angeſchlagen würden.

Die Thore rauſchten auf und eine Schaar von verſchiednen Vögeln zog der Königin entgegen; mit einigen ſprach ſie leiſe, dann ging ſie mit Roſalinden die marmornen Stufen hinauf, ſie traten in ein prächtiges Gemach, deſſen kriſtallne Wände ihre Bilder unzähligemale zurückwarfen. Die Königin ſetzte ſich auf ein Ruhebett nieder, wo ſie der Schatten, den ein hoher Palmbaum hinein fächelte, bedeckte; die Prinzeſſin konnte nun erſt die ganze Pracht und Schönheit der Dame bemerken, da der Glanz der Sonne ihr Auge nicht mehr blendete. Nachdem ſie ſie eine zeitlang mit ruhiger Verwunderung angeſehen hatte, wurde es ihr plötzlich deutlich, daß dieſe Königin unmöglich zu den Menſchen gehören könne, ſie fürchtete ſich und fiel auf die Knie nieder. Was iſt Dir meine Tochter? ſagte die Dame, indem ſie ſie liebreich aufrichtete. Roſalinde wurde von der Muſik ihrer Stimme betäubt und drückte ihr Geſicht laut ſchreiend auf den Boden.

Die Königin hob ſie auf und wiegte ſie an ihre Bruſt. O meine Mutter, meine Mutter! rief die Prinzeſſin ſchluchzend. Du ſollſt ſie ja ſehn meine Tochter, ſagte die Königin mit tröſtender Stimme. Eine Tafel, die mit den köſtlichſten Speiſen beſetzt war, wurde herein gebracht; man ſetzte ſich zu Tiſche, Vögel aller Art, warteten dabei auf, und ihre ſeltſame Geſchicklichkeit womit ſie die Schüſſeln auf und abtrugen, bewunderte die Prinzeſſin ſo ſehr, daß ſie ihre Angſt darüber vergaß. Gebt meinem lieben Kinde ſchöne Kleider und Spielzeug, ſagte die Königin nach der Tafel. Viele Vögel führten Roſalinden in ein andres Gemach, wo eine große Anzahl Kleider von wunderbaren Zeugen ihre Augen beluſtigten, viele ſchienen von Duft von allerlei Farben, und andere von goldnen Federn kleiner Vögel gewebt zu ſein. Die Prinzeſſin freute ſich

über dieſe Herrlichkeit und als ſie die Kleider genug betrachtet hatte, begehrte ſie ihr Spielzeug. Tauſend ſeltſame künſtliche Sachen wurden herbeigebracht, und als ſie auch Puppen verlangte, wurden ihr viele, die aber alle die Geſtalten von Vögeln hatten, gereicht. Nur eine menſchliche Geſtalt, die einen kleinen bucklichten Mann vorſtellte, war darunter, Roſalinde freute ſich beſonders über dieſen. Sie brachte den ganzen Abend unter fröhlichen kindiſchen Spielen hin, ohne an ihre Eltern oder an ihre Amme zu denken. Nach dem Abendeſſen aber als die Königin befahl, man ſollte ſie entkleiden und zu Bette bringen, fing ſie an zu weinen und begehrte ihre Amme.

Die Königin ſuchte ſie zu tröſten, und verſprach daß die Amme gewiß am folgenden Tage bei ihr ſein ſollte. Roſalinde fürchtete ſich vor der Königin und ging mit den Vögeln in ihr Schlafzimmer, ſie fingen an, ſie zu entkleiden und ſie weinte von neuem; endlich zankte ſie mit ihnen und ſchalt ſie häßliche Thiere.

Wie, eitle Närrin! rief ein grüner mit Gold geſtreifter Vogel, häßlich nennſt Du uns? ſind wir nicht ſchöner als Du und Dein ganzes Geſchlecht? zeig uns einmal ſo prächtige goldne Farben, die an deinem Körper wechſeln wie an uns; wenn Ihr uns das nicht mit Edelſteinen und Seide nach machtet, ja Euch oft ſogar mit unſern eignen Federn putztet, was würde man denn Merkwürdiges an Euch ſehn? Der Vogel war während ſeiner Rede ſo böſe geworden, daß ſich alle Federn an ſeinem Körper ausbreiteten. Helft mir die Närrin beſtrafen! rief er den andern zu. Sogleich eilten alle Vögel auf Roſalinden zu, und fingen an, ſie mit ihren Flügeln zu ſchlagen, zu kratzen und mit ihrem Schnabel zu beißen. Die Prinzeſſin ſchrie laut, die Königin trat in das Gemach, alle Vögel wichen ehrerbietig zurück. Als ſie die Urſach des Streits gehört hatte, verwandelte ſie die Vögel zur Strafe auf ein Jahr in ſchwarze Raben und verbannte ſie auf die Erde, Roſalinden verwies ſie ſanft ihre Unart und gab ihr zwölf ſilberne Tauben zur Bedienung.

Die Prinzeſſin wurde am andern Morgen vom Vögelgeſang erweckt, die Tauben ſtanden um ihr Bett herum, und fragten ob ſie ſich wollte ankleiden laſſen. Roſalinde ſah ſie an, alle blickten mit ſo unſchuldigen gutmüthigen Augen auf ſie, daß ſie ſie herzlich lieb gewann. Sie richtete ſich auf und wurde prächtig gekleidet, ſie konnte die ſchönen Vögel nicht genug bewundern, ihre ſilbernen Federn glänzten ſo rein in der Morgenſonne, der Hals einer jeden war

mit einem Reif wie ein Halsband umgeben, bei der einen schienen es Rubinen, bei der andern Smaragden, und so bei einer jeden andre Edelsteine zu sein.

Als Rosalinde fertig war, wurde sie zur Königin geführt, diese nahm sie mit sich in den Garten des Pallastes und die Prinzessin erstaunte von neuem. Ein Bach floß durch die Mitte des Gartens und theilte ihn, eine silberne Brücke, deren Geländer mit Rubinen besetzt war, vereinigte ihn wieder; hohe Palmbäume mit goldnen Blättern standen am Ufer des Baches, die Blätter der Bäume waren so lang, daß sie sich in das Wasser tauchten, wenn ein Wind sie bewegte und wenn sie sich wieder heraushoben, schütteten sie Wassertropfen, die sogleich zu Edelsteinen wurden, in das weiche hohe Gras des Ufers. Mit kindischem Entzücken sah Rosalinde diesem Spiele zu, sie schrie freudig, als sich die Steine im Grase immer vermehrten und immer schöner glänzten. Sie gingen über die Brücke und eine Allee silberner Birken nahm sie auf, zwischen jeder Birke stand eine Statue von hellblauem Marmor; Rosalindens Auge konnte nicht das Ende dieser Bäume und Bilder erreichen. Gefällt es Dir bei mir, mein Kind? fragte die Königin. Ach ja, versetzte die Prinzessin, wenn nur meine Amme da wäre, daß sie in diesen Gängen mit mir spielen, meine schönen Kleider sehn, und mir aus den Steinen am Wasser ein Halsband und Armbänder machen, oder sie in meine Haare flechten könnte.

Das können ja alles Deine Tauben auch, sagte die Königin. Du hast mir meine Amme versprochen, erwiederte Rosalinde weinend, ach ich dachte wohl, daß Du es nicht thun würdest, wenn ich doch wieder bei meinen Eltern in meinem Garten wäre!

Sei ruhig, mein Kind, Du sollst Deine Amme sehn, rief die Königin; o wenn Du doch älter wärst und einen Begriff von Gefahr hättest, so könnte ich Dir sagen, es ist zu gefährlich für Dich und mich, aber so verstehst Du mich nicht und ich muß Dein Verlangen erfüllen.

Als sie noch eine Zeitlang gegangen waren, kam ein schöner großer Vogel auf sie zu, er neigte ehrerbietig seinen Kopf bis auf den Boden, die Königin küßte ihn und seufzte. Die Prinzessin näherte sich und streichelte seinen glänzenden Nacken, er küßte ihre Hände und Rosalinde wurde dreister und beschäftigte sich immer mehr mit ihm. Sie erklärte endlich, daß ihr dieser Vogel am meisten gefiele und bat die Königin, sie möchte ihn ihr zur Bedienung geben. Das geht nicht, mein Kind, erwiederte diese lächelnd, allein er wird den ganzen Tag

bei Dir sein. Der Vogel freute sich über diesen Befehl, und versicherte, daß er kein größeres Glück kenne, als in Rosalindens Gesellschaft zu sein. Sie nahm ihn sogleich mit sich in ihr Zimmer, wo sie ihm alle ihre schönen Kleider, ihre Kostbarkeiten und ihre Puppen zeigte, sie verlangte, er sollte mit ihr spielen, er wußte aber mit den Puppen gar nicht umzugehn, er zerbrach den Vögeln die Schnäbel und die Beine, Rosalinde wäre sehr böse geworden, wenn er nicht versprochen hätte andere zu schaffen. Zuletzt zeigte sie ihm die bucklichte Figur, der Vogel wurde plötzlich zornig, er ergriff die Puppe und war bemüht sie mit seinem Schnabel zu zerreißen. Rosalinde weinte und bat um ihr liebstes Spielzeug, er ließ endlich die Figur los, die Prinzessin ergriff sie hurtig und trieb den Vogel mit Schlägen und Thränen über seine Bosheit aus ihrem Zimmer.

Bei der Mittagstafel war er wieder gegenwärtig, er näherte sich der Prinzessin und bat sie demüthig um Verzeihung, sie wollte gar nicht antworten, als aber die Königin für ihn bat, sagte sie: ich vergebe Dir, aber ich will Dich nimmermehr auf meinem Zimmer sehn. Er flehte um die Widerrufung dieses harten Befehls, er versprach durch einen strengen Gehorsam gegen ihren Willen sein Vergehn wieder gut zu machen, sie versöhnten sich endlich, und er folgte ihr nach der Mahlzeit in den Garten.

Rosalinde setzte sich am Ufer des Baches nieder und sammelte die Steine aus dem Grase, der Vogel suchte ihr die schönsten und legte sie in ihren Schooß, dann brachte er ihr köstliche Erdbeeren aus dem nahen Gehölze, nur hütete er sich immer dem Bache nahe zu kommen. Die Prinzessin bemerkte es und fragte um die Ursach; er sagte, er könne das Wasser nicht leiden. Sie verlangte, er sollte seinen Kopf in ihren Schooß legen, sie wollte mit seinen schönen Federn spielen; er bat, sie möchte nur vom Wasser weggehen, so würde es ihm die größte Freude sein. Rosalinde schmälte und warf ihm seinen Ungehorsam vor, nannte ihn ein häßliches ungeschicktes Thier, betheuerte sie wollte ihn nicht mehr sehn und weinte von neuem um ihre Amme.

Der Vogel ging zur Königin und klagte ihr sein Leid, diese ging sogleich zur Prinzessin und suchte sie zu beruhigen. Rosalinde weinte unaufhörlich und warf ihr vor, daß sie ihr nicht Wort hielte, sie verlangte mit großer Heftigkeit zu ihren Eltern zurück. Alles was die Königin anwendete sie zu trösten war vergeblich; sie sagte ihr endlich, sie sollte sich von dem Vogel zu einem Beet voll Tulpen führen lassen, dort würde sie ihre Amme finden. Die Prinzessin sprang

freudig auf und folgte ihrem Führer, dieser senkte den Kopf traurig und bat sie auf dem Wege noch einmal, ihren Wunsch aufzugeben und sich mit der eifrigsten Sorgfalt von ihnen bedienen zu lassen. Rosalinde hörte gar nicht auf ihn und verlangte nur immer ihre Amme. Sie sah jetzt Gegenden des Gartens, die ihr noch ganz unbekannt waren. Blumen, die so hoch wie Bäume gewachsen waren, bildeten eine Art von Wald; sie stand still und freute sich, daß hoch über ihr Rosen und Nelken die Köpfe zusammenschlugen und so einen Strom von Wohlgeruch in die Luft schütteten. Als sie dieses Blumenbeet, wie es der Vogel nannte, verlassen hatten, bot sich ihren Augen ein neues Schauspiel dar, Tulpen von allen Farben, deren Blätter durchsichtig wie Edelsteine waren und eben so glänzten, bedeckten ein großes Feld, dessen Ende mit hellgrünen Bäumen, auf denen rothe Streifen der Abendsonne lagen, bekränzt war.

Ein Wühlen im Grase vor Rosalindens Füßen machte sie aufmerksam, ein kleiner schwarzgelber Bär arbeitete sich aus dem Boden hervor, sie schrie überlaut, der Vogel wurde bestürzt, der Bär näherte sich diesem: Du weißt wessen Gesandter ich bin? Ich weiß es, war die Antwort. Der Gesandte zog aus einer Tasche, die er auf dem Rücken trug, ein Pergament und reichte es dem Vogel. Sage Deinem Könige, daß wir uns gegen seine Tücke so gut schützen werden, wie es uns möglich ist, rief der Vogel zornig, als er gelesen hatte: er wird gewiß nicht im Besitz des Talismanns bleiben, den er auf eine bübische Art dem rechtmäßigen Besitzer entwandt hat, und der ihn allein so frech macht uns zu drohen! Wenn Du noch darauf bestehst Deine Amme zu sehen, sagte er zur Prinzessin, so folge mir. Lebt wohl! sagte der Bär, indem er bemüht war mit seinen Pfoten die Erde wieder aufzuwühlen und hinein zu kriechen. Rosalinde folgte dem Vogel mit großer Angst, sie gingen zwischen den Tulpen hindurch und näherten sich den Bäumen, am Fuße des einen sah die Prinzessin die Amme, die beschäftigt war einen Blumenstrauß zu winden. Sie umarmten sich mit der größten Zärtlichkeit, alle Angst war vergessen. Jeden Abend könnt ihr Euch um diese Zeit hier finden, sagte der Vogel, aber hüte Dich, fuhr er fort, indem er sich zur Amme wandte, daß Du nicht bis nach Untergang der Sonne bleibst. Sie versprach es und er ging nach dem Pallaste zurück.

Die Prinzessin hatte nun so viel zu erzählen und zu fragen, daß sie noch lange nicht damit zu Ende war, als schon die Sonne hinter die Bäume sank.

Jetzt muß ich zurück, sagte Bertha. Ach nur noch einen Augenblick! rief die Prinzessin, komm nur noch mit in den Pallast, um alle die herrlichen Sachen zu sehn. Morgen, morgen, rief die Amme indem sie sie schnell umarmte. Sie riß sich los, trat hinter einen Baum, Rosalinde folgte schnell, aber sie war vor ihren Augen verschwunden. Die Prinzessin stand zwischen schwarzen Bäumen und ein kalter Schauer ergriff sie, ihr war es als ob dies ein Ort wäre, wo alle Menschen, die ihn betreten, sterben müßten; blaß vor Furcht sprang sie in das Tulpenfeld hinein und eilte dem Pallaste zu.

Am folgenden Tage war Rosalinde unschlüßig, ob sie sich dem Orte wieder nähern sollte, wo sie gestern so viel Freude und Angst gehabt hatte, endlich siegte die Liebe zu Bertha, sie ging früher als gestern durch den Wald von Blumen, eilte den glänzenden Tulpen vorüber und fand ihre Amme wieder eben so am Fuße des Baumes sitzen. Es ist schön, mein Kind, daß Du so früh kömmst, rief diese ihr entgegen, so können wir heute länger beisammen bleiben. Rosalinde setzte sich zu ihr und die Zeit verflog wie am vorigen Abend. Als sich die Sonne neigte und die Amme aufstand um in den Wald zu gehn, erinnerte sich die Prinzessin ihres gestrigen Schrecks, und lief, ohne ihre Bertha zu umarmen und zurück zu sehn, mit der größten Schnelligkeit davon. Athemlos sank sie auf eine Rasenbank nieder, der Vogel trat zu ihr und fragte nach der Ursach ihrer Bestürzung. Sie erzählte sie ihm und verlangte zu wissen, warum ihre Amme immer in den häßlichen Wald hinein müßte; er suchte sie zu beruhigen und sie gingen nach dem Schlosse zurück. Als sie zur Brücke kamen, wollte der Vogel, wie er immer gethan hatte, hinter Rosalinden gehn, das schnelle Laufen aber und ihre Angst hatten sie so matt gemacht, daß sie sich auf ihn stützen mußte. Er suchte ein so anziehendes Gespräch anzuknüpfen, um ihre Augen nach sich und von dem Bache zu lenken, aber Rosalinde sah immer in den Fluß, dessen krystallne Wellen über die goldnen Palmblätter hüpften. Sie bog sich sogar über das Geländer um dies schöne Schauspiel noch besser zu genießen. Der Vogel mußte neben ihr stehn, laut schreiend fuhr sie plötzlich auf, denn ihr liebstes Spielzeug, das bucklichte Bild schwamm im Wasser. Sie behauptete, der Vogel hätte es hineingeworfen; er betheuerte, sie würde es auf ihrem Zimmer finden. Die Prinzessin sah unverwandt in den Bach wie es die Wellen bald hoben bald senkten, es schien ihr jetzt zu sprechen und sich zu bewegen. Wüthend riß sie sich von dem Vogel los, eilte von der Brücke herunter, er

folgte ihr, sie stand am Wasser, das Bild war ihr ganz nahe, sie streckte die Hand aus, um es dem Wasser zu entreißen, und stürzte in demselben Augenblick hinein, der Vogel sprang ihr nach. Die Prinzessin erschrak heftig, als sie kalte Wellen umfaßten, sie war einige Augenblicke ohne Besinnung, endlich schlug sie die Augen auf, sie fühlte sich mit starken Armen umfaßt, und als sie den Kopf umdrehte, sah sie, daß sie von eben der pucklichten Figur gehalten wurde, die mit großer Anstrengung arbeitete, das Ufer zu erreichen. Die Sinne verließen sie und als sie nach langer Zeit erwachte, fand sie sich in ihrem Zimmer von ihren silbernen Tauben umgeben. Was ist mir begegnet? fragte Rosalinde. Die Tauben suchten sie zu überreden, daß ein böser Traum sie so erschreckt habe. Die Prinzessin glaubte es am Ende, sie stand auf, und um sich zu zerstreuen, suchte sie all ihr Spielzeug hervor. Sie hatte schon eine Stunde vertändelt und ihren Schreck fast vergessen, als die Puppe ihr in die Augen fiel, starr sah sie sie an und erwartete jeden Augenblick, daß Leben und Bewegung in die nachgemachten Glieder kommen und daß sie das Bild mit starken Armen ergreifen würde. Schreiend warf sie sich nieder und zerschlug in der Angst ihr Gesicht auf dem Boden. Nach einer Stunde kamen die Tauben um sie zu entkleiden, sie fanden sie leblos liegen.

Sie erwachte im Schooße der Königin, sanfte Musik erscholl. Rosalindens Augen schwärmten in der monderhellten Gegend umher, sie hatte den Garten noch nie bei Nacht gesehn. Der ganze Himmel war die reinste goldne Fläche, woran die große Scheibe des Mondes wie ein Edelstein funkelte, es schien, als wäre ein dünner Flor über den Himmel gespannt, der sich zuweilen ein wenig verschob, und so ein unzählbares Heer glänzender Sterne einige Augenblicke zeigte. Die Königin reichte Rosalinden einen Becher und hieß sie diesen stärkenden Trank nehmen; Rosalinde that es und war in dem Augenblicke wieder völlig gesund. Die Geschichte, die sie so geängstigt hatte, war ihr zwar noch im Gedächtnisse, aber wie einzelne Begebenheiten aus dem Leben einer andern Person, sie schien sich viel zu erwachsen und verständig, als daß sie es hätte sein können, die ein Spielwerk, wie eine Puppe, belustigen und erschrecken sollte.

Sie wurde zu Bett gebracht und schlief sehr ruhig ein. Am Abend des folgenden Tages ging sie mit der Königin und dem Vogel in dem Garten spazieren, sie näherten sich dem Walde von Blumen; wollen wir nicht zurückgehn?

fragte die Königin. Vergieb, ich wollte gern meine Bertha diesen Abend noch sehn, antwortete Rosalinde. Ach! das dachte ich wohl, rief die Königin weinend, daß der Trank nicht im Stande sein würde, das Andenken von geliebten Menschen bei Dir zu vertilgen; so geh nur, ich muß mich meinem Schicksale überlassen. Die Prinzessin konnte sich diese Worte nicht erklären, sie war schon bald entschlossen der Königin nach dem Pallast zu folgen, als ihr wie ein Traum die Erinnerung aufstieg, daß sie aus kindischer Furcht am vorigen Abend ihre Amme verlassen hatte, ohne Abschied von ihr zu nehmen. Sie ging also dem Tulpenbeet zu und fand, wie an den vorigen Tagen, ihre Bertha: sie konnte einer Furcht nicht widerstehn, als sie den Bäumen nahe war, und bat da- her ihre Amme, mit ihr ein wenig weiter in den Baumen zu gehn und ihr von ihren Eltern zu erzählen. Die Amme that es und sie entfernten sich immer weiter von den Bäumen, die Prinzessin wollte wissen, ob sich ihre Eltern über ihre Abwesenheit getröstet hätten. Bertha versicherte, daß sie völlig beruhigt wären, man habe auf der Prinzessin Zimmer einen Brief, das Bildniß eines sehr schönen Prinzen und eine große goldne Feder gefunden. In dem Briefe habe man dem Könige geschrieben, daß seine Tochter nach zehn Jahren mit dem Prinzen vermählt, dessen Bild man ihm schicke, zurück kommen würde, wenn er Muth genug habe, ihr dahin entgegen zu kommen, wohin ein Vogel ihn führte, der am sechszehnten Geburtstage der Prinzessin in sein Schloß kommen würde. Dem Vogel würde diese goldne Feder aus dem rechten Flügel fehlen, der König möchte sie ihm wieder einstecken, und er würde für diesen Dienst gern sein Wegweiser sein und alle Mühe und Gefahr mit ihm theilen. Der König sei entschlossen alles für seine Tochter zu wagen, und da es nur auf Muth ankomme, um sie glücklich wieder zu sehn, so sei er völlig beruhigt. Aber ich muß fort! rief Bertha, die Sonne ist sogleich unter. Sie hatten sich weit von den Bäumen entfernt, die Amme eilte sie zu erreichen, die Prinzessin folgte ihr eben so schnell und wollte mehr von ihr hören, sie hielt sie beim Kleide und beide erreichten beinah den Wald als die Sonne völlig untersank. Krächzend flatterte die Amme empor, es war ein schwarzer Rabe, Rosalinde hatte immer ihr Kleid festgehalten, sie war zuletzt auf die Knie gestürzt, beim Aufsliegen riß ein Stückchen los und die Prinzessin hatte eine Rabenfeder in der Hand. Immer noch knieend sah sie dem Vogel verwundert nach, der sich bald in den Wolken verlor, endlich erhob sie sich und ging betrübt mit der Feder zurück in den Pallast.

Die Königin ſtand auf den marmornen Stufen, als Roſalinde zurückkam. Was haſt du gemacht? rief ſie ihr entgegen, als ſie die Feder in ihrer Hand erblickte. Sage mir, antwortete Roſalinde, warum iſt meine Amme als ein häßlicher Rabe davon geflogen? Ich habe Deine Unbeſonnenheit erwartet, rief die Königin zornig, und die Prinzeſſin wurde von dem Schall der Trompeten, Pauken und Waldhörner, die bei den zornigen Worten der Königin durcheinander ſchmetterten, betäubt. Was habe ich denn gethan? fragte ſie furchtſam. Habe ich Dir nicht befohlen, fuhr die Königin gelaſſen fort, Du ſollſt nie bis nach dem Untergang der Sonne bei ihr ſein? Die Muſik wurde nach und nach ſchwächer und Roſalinde erholte ſich etwas, ſie ſagte, ſie hätte gern ſo viel von ihren Eltern wiſſen wollen und darüber die Sonne vergeſſen. Es iſt nun nicht zu ändern, ſagte die Königin ſeufzend und wehmüthige Flöten und Harfen ſeufzten leiſe mit; die Prinzeſſin folgte ihr weinend in den Pallaſt.

Am folgenden Tage war die Königin traurig und ſtill, Roſalinde wagte es nicht nach ihrer Bertha zu fragen, heimlich ſchlich ſie am Abend nach dem Tulpenbeet, aber der Platz, wo ihre geliebte Amme zu ſitzen pflegte, war leer, die Prinzeſſin warf ſich nieder, ſie ſah daß der Raſen da noch niedergedrückt war, wo ſie geſtern geſeſſen hatte, ſie richtete einige ſilberne Blümchen auf und die Thränen floſſen aus ihren Augen. Ihr ehemaliger Liebling der große ſchöne Vogel näherte ſich und ſuchte ſie zu tröſten. Sage mir, fragte ſie, werde ich meine Amme wiederſehn? O gewiß, verſetzte er, aber jetzt meine liebe Roſalinde iſt es unmöglich. Sie weinte von neuem, ſie machte ſich Vorwürfe, daß ſie an ihrer Verwandlung ſchuld ſei; der Vogel bat die Prinzeſſin zurückzukommen und ſeinen Kummer nicht durch den ihrigen zu vermehren. Sie waren in dem Blumenwald, als ein Rauſchen die Prinzeſſin erſchreckte, einige von den Blumen hoben ſich aus dem Boden und fielen zu ihren Füßen nieder, die Erde that ſich weit auseinander und ein großer ſchwarzer Bär, der eine goldne Krone, die reich mit Edelſteinen beſetzt war, trug, ſtieg hervor, ſein Leib war ganz mit goldnen Ketten behangen, an allen Klauen trug er koſtbare Ringe; er ſtützte ſich auf einen ebenhölzernen mit Perlen umwundenen Stab, zwanzig kleine Bären, alle mit prächtigen Ketten und goldenen Spangen um die Tatzen hielten die Schleppe eines Mantels von Goldſtoff, der von den Schultern des großen Bären hing. Ich komme in meinem königlichen Staat, um Euch die gebührende Ehre zu erweiſen, ſagte er ſpottend zum Vogel; mein ſtolzer Prinz!

— Du und Deine Mutter, ihr habt doch also alles angewandt um die Bezauberung, worin Du durch meine Kunst lebst, aufzuheben, aber Ihr habt wohl nicht berechnet, daß Ihr durch Euren Betrug deste leichter in meine Gewalt kommt, wenn ihr nun in funfzehn Monaten nicht im Stande seid ungerechte Bezauberungen aufzuheben, so kündige ich Euch den Krieg an; Ihr wißt, keine von den Feen darf Euch beistehn, wenn Ihr Euch Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen laßt, und so hoffe ich Euch durch Hülfe meines Talismanns zu überwinden und mein Eisland gegen Euren Sonnenschein zu vertauschen. — Des Talismanns, rief der Vogel, den Du meinem Vater schändlicher Weise gestohlen hast, während Du ihn selbst gefangen hältst! Ich hoffe die Zeit soll noch kommen, wo ich ihn befreien und rächen werde, denn nur Dein Raub macht Dich so mächtig daß Du es wagen kannst uns zu drohen.

Du weißt jetzt meine Meinung, sagte der Bär, entweder in funfzehn Monaten hebt Ihr jede Ungerechtigkeit auf oder rüstet Euch zur Vertheidigung. Er stieg bei diesen Worten in den Boden, sein Gefolge mit ihm, die Blumen richteten sich auf und standen wieder auf ihrem Platz.

Die Prinzessin wußte nicht, ob sie träumte, der Vogel stand nachdenklich vor ihr. Sie bat ihn endlich, ihr alle diese wunderlichen Sachen zu erklären. Ach verschone mich! rief er aus, Du wirst es nur zu früh erfahren. Beide traten den Weg zum Pallast an, die Königin kam ihnen entgegen: Ich weiß alles, sagte sie weinend, als der Vogel zu ihr trat, um ihr des Bären Worte zu erzählen. Laßt uns auf Vertheidigung denken, denn Du weißt, daß ich ohne den Talismann die Bezauberung nicht aufheben kann, woran diese Unbesonnene schuld ist. O mach ihr keine Vorwürfe, sagte der Vogel, denn wenn wir verlieren, würde sie nicht mit uns leiden müssen? Sie gingen hinein und Rosalinde hörte die Königin sagen, daß sie diese Nacht noch ihren ganzen Rath zusammenrufen wollte, er möchte auf ihrem Zimmer gegenwärtig sein.

Rosalinde war der wunderbaren Erscheinungen jetzt schon etwas mehr gewohnt, sie fürchtete den geheimen Rath der Königin nicht, sondern wurde vielmehr von einer großen Neugier geplagt ihm beizuwohnen; alles was vorging waren ihr Räthsel und sie wünschte sie aufgelöst. Sie strengte ihren Kopf an, um ein Mittel zu erfinden, wodurch sie in der Königin Zimmer kommen könnte, sie sah den Palmbaum an dem Fenster, und fand, daß man das Zimmer übersehen könne, wenn man nur oben wäre. Mit diesen Gedanken beschäftigt ging

ſie hinaus und betrachtete den Baum von außen. Die Pfauen der Königin begegneten ihr und fragten nach der Urſach ihres Kummers. Roſalinde ſagte, daß ſie eine unwiderſtehliche Neigung habe, ſich eben auf dem Wipfel des Baums im Mondſchein zu wiegen und kein Mittel erfinden könne ihn zu erſteigen. Die Pfauen erboten ſich, ſie hinauf zu tragen, wenn ſie ihnen eine kleine Gefälligkeit dagegen erzeigen wollte. Roſalinde fragte was ſie wünſchten. Es iſt Dir ein leichtes, antworteten ſie, da Du der Liebling der Königin biſt, bitte ſie, daß ſie uns zu unſerm ſchönen Körper beſſere Füße ſchenkt. Die Prinzeſſin verſprach es gern und verſicherte, daß ihr die Königin eine ſolche Kleinigkeit nicht abſchlagen würde. Die Pfauen hoben ſie auf und in einigen Augenblicken ſaß Roſalinde auf den weichen Blättern des Baumes und ſah in das Gemach der Königin. Dieſe lag auf einem Ruhebette und weinte, der Vogel ſtand vor ihr und hatte ſeinen Kopf in ihren Schooß gelegt. O mein theurer Sohn, rief die Königin, indem ſie ſich erhob, ſollte es möglich ſein, daß ich dich immer in dieſer Geſtalt ſehn muß? Der Vogel tröſtete ſie und bat ſie, ihre Geiſter zuſammen zu rufen, um ihren Rath zu hören.

Die Königin ſtand auf und ſprach einige Worte, die Roſalinde nicht hören konnte, und plötzlich entſtand ein Rauſchen, ein Wind erhob ſich und wehte den Baum hin und wieder. Die Prinzeſſin hielt ſich zitternd feſt und wünſchte daß ſie unten geblieben wäre, ſie war im Begriff die Pfauen zu rufen, als verſchiedene Stimmen im Gemach ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zogen, es war als ob das Brauſen eines Stroms in vernehmliche Worte gezwängt ſei. Sie konnte den Inhalt des Geſprächs nicht verſtehen und ſah auch niemanden als die Königin und den Vogel, endlich hörte ſie, wie die Königin befahl, daß die Geiſter ſichtbarlich im Zimmer erſcheinen ſollten. Plötzlich wurden die Lichter im Zimmer trübe, verſchiedene ſchwarze Wolken fuhren zuckend hin und wieder, der helle Lichtſtrahl ſchien zuweilen wie ein Blitz hindurch und in einigen Augenblicken ſaß eine ehrwürdige Verſammlung an den kriſtallnen Wänden umher die ihre Bilder zurückwarfen und ſo dem Auge eine unzählige Menge verſpiegelten. Roſalinde beluſtigte ſich eine Zeitlang damit, die Verſammlung zu betrachten und jedes Bild zehnmal in den Spiegeln wieder zu finden; aber wie erſchrak ſie als ſie in der gegenüberſtehenden Wand bemerkte, daß die Königin ihren Platz im Schatten des Palmbaumes nahm, denn ſie ſah in eben dem Augenblicke den Baum und Roſalinden im Spiegel. Zornig ſtand ſie auf und

winkte mit der Hand, die Prinzessin fühlte sich von einer unsichtbaren Gewalt angefaßt und befand sich in ihrem verschlossenen Zimmer. Aengstlich erwartete sie den Morgen, sie fürchtete den Zorn der Königin, ihre Besorgniß wurde noch vermehrt, als sie früher als gewöhnlich zu ihr gerufen wurde. Die Königin war sehr gütig, erwähnte des gestrigen Vorfalls nicht, frühstückte mit der Prinzessin und bat sie dann, sie in den Garten zu begleiten. Beim Spazierengehn wurde diese so dreist, die Bitte der Pfauen vorzutragen. Rosalinde, sagte die Königin ernsthaft, mißbrauche meine Güte nicht, Du hättest weit mehr Ursach für Dich selbst um Vergebung zu bitten, die Pfauen büßen für ihre Eitelkeit und Deine Thorheit, sie schwimmen als Enten in einer sumpfigten kalten Gegend im Wasser. Der Vogel trat zu ihnen, die Prinzessin bemerkte, daß beide weit ruhiger als am vorigen Tage waren, und daß sie von ihnen mit noch mehr Sorgfalt als sonst behandelt wurde.

Von jetzt war der Aufenthalt bei der Königin der Vögel sehr ruhig für Rosalinden, es fiel nichts merkwürdiges vor, sie gewöhnte sich immer mehr an den großen Vogel, sie konnte fast gar nicht mehr ohne ihn sein, sein eifrigstes Bestreben war, der Prinzessin gefällig zu sein. So wurde ein ganzes Jahr verlebt, es war so eilig vorübergeflattert, daß Rosalinde die Länge der Zeit gar nicht bemerkt hatte. Eines Tages saß sie im Zimmer der Königin als ein dunkelblauer Vogel der an jeder Feder einen silbernen Stern trug eingeführt wurde. Die Königin stand auf als sie ihn erblickte, und ging ihm weinend entgegen. Vergieb, rief sie, ich bin nicht schuld an Deinem Schicksale. Der Vogel neigte sich ehrerbietig: alles was ich thun kann, fuhr sie fort, um es für jetzt zu mildern, ist, daß ich Dich Deinem Liebling zur Gesellschaft gebe. Du wirst gern in der Gesellschaft dieses Vogels sein, sagte sie, indem sie sich zur Prinzessin wandte, ich bin gewiß, Du wirst ihn liebgewinnen. Rosalinde hatte sich so an die Gesellschaft der Vögel gewöhnt, daß sie ihr ganz wie Menschen vorkamen, sie neigte sich also höflich und versicherte, daß ihr diese neue Bekanntschaft viel Vergnügen machen würde und bat den schönen Fremden sie auf ihr Zimmer zu begleiten, wo sie sich bemühen wollte, ihm die Zeit angenehm zu vertreiben; der Vogel folgte ihr gern und Rosalinde bat ihm, ihr nach dem Frühstück zu erzählen wo er bis jetzt gelebt und was er erfahren habe, ehe er am Hof der Königin gekommen sei, der Vogel versprach es und man setzte sich zum Frühstück nieder.

Du scheinst hier sehr zufrieden zu sein, sagte der Vogel, indem er aufstand.

O ja, antwortete Roſalinde, ſollte Dir dies Land nicht gefallen? Das kam es mir unmöglich, ſo wie Dir, verſetzte der Vogel, Du haſt Deine menſchliche Geſtalt darin behalten, aber ich — es iſt wahr, für einen Vogel bin ich ſehr ſchön, aber ein Vogel iſt doch immer kein Menſch. Warſt Du denn je ein Menſch? rief Roſalinde verwundert. O gewiß, und Du hatteſt mich damals ſehr lieb. Wie? ſo biſt Du doch wohl gar meine Amme, meine liebe Bertha? Beide umarmten ſich nun mit der größten Zärtlichkeit, die Prinzeſſin fragte, ob ſie ihr nicht verhaßt wäre, da ſie die Urſach ihrer Verwandlung ſei. Ach nein, mein Kind, rief die Amme, ich bin ſelbſt ſchuld daran, ich hätte nicht ſo lange bei Dir bleiben ſollen. Roſalinde erkundigte ſich wie ſie nunmehr zu ihr gekommen wäre.

Ich ſchlief an dem Tage, da ich Dich zum erſtenmal ſah, ermüdet ein, da war mir, als ob Hände, die ich nicht ſehn konnte, mich forttrügen und mich am Fuße des Baums niederſetzten, wo Du mich fandeſt; ich weidete meine Augen an den ſchönen Blumen, der herrlichen Muſik die umher ertönte und an dem heitern Himmel. Ich ſaß in Gedanken, als ſich mir ein Vogel mit glänzenden Federn näherte; Bertha! rief er, Du ſollſt Deine verlorne Roſalinde wiederſehn. Vor Freuden über dies Anerbieten, vergaß ich das Wunderbare, daß ein Vogel ſprach; nur hüte Dich, fuhr er fort, daß Du nicht bis nach Untergang der Sonne bei ihr bleibſt, ſonſt muß Dich die Königin der Vögel in einen ſchwarzen Raben verwandeln, dies iſt das unvermeidliche Schickſal aller Sterblichen, die, nachdem die Sonne verſchwunden iſt, im Gebiete der Vögel leben und unſre große Königin kann es nicht ändern, darum ſuche vorher den Wald zu erreichen und Du wirſt Dich in Deinem Zimmer wiederfinden. Du kamſt bald darauf zu mir und kaum hatte ich Dich verlaſſen, ſo erwachte ich in meinem Bette, ich hielt dieſe ganze Begebenheit für einen Traum. Am folgenden Abend überfiel mich dieſelbe Schläfrigkeit, ich entſchlief in meinem Zimmer und erwachte am Fuße des Baumes, der Vogel ſtand wieder vor mir und wiederholte ſeine Warnung. Wie iſt es denn, fragte ich, daß meine geliebte Roſalinde ihre Geſtalt behalten hat? Meine Mutter hat vom Schickſal die Erlaubniß eine menſchliche Geſtalt bei ſich zu haben, doch aber muß dieſe mit freiem Willen und ohne einiges Mißvergnügen bei ihr bleiben und darum iſt ſie gezwungen alle Wünſche der Prinzeſſin zu erfüllen und durch ihre Zofen Dich jeden Abend hieher tragen zu laſſen, ob ſie ſich gleich durch dieſe Gewalt

thätigkeit die Feindschaft der andern Vögel zuzieht. Aber, fragte ich weiter, wie kann der Königin so viel daran liegen ein kleines Mädchen zu ihrer Gesellschaft zu haben, da sie sich dadurch in so große Gefahr bringt? Ich kenne Deine Liebe zu Rosalinden, fuhr der Vogel fort, und kann Dir daher wohl alles entdecken. Mein Vater war ein mächtiger König unter den Feen, beinah alle Geister waren ihm unterthan, diese Macht verschaffte ihm ein kostbarer Talismann, den er beständig am Finger trug, ich war damals ein schöner Prinz, der Stolz und die Freude meiner Eltern. Der König der Bären, ein falscher Mann, der nach meines Vaters Macht trachtete, hatte einen Sohn der bucklicht und ungestaltet war, er suchte meinen Vater durch viele Schmeicheleien zu gewinnen, daß er endlich dem bucklichten Prinzen die Erlaubniß gab, mein Gesellschafter zu sein; dieser wußte sich so freundschaftlich zu betragen, daß ich meinen Vater oft bat seine häßliche Gestalt zu verschönern, er versprach es einmal, indem er mit uns beiden spazieren ging; als er in den Wald von Blumen kam, sagte er, die Hitze des Tages hat mich müde gemacht, laßt mich hier ein wenig ruhn, dann will ich Dich, mein Prinz, von der Gestalt, die Dir zuwider ist, befreien und ich hoffe Dein Vater soll mir es Dank wissen. Er befahl, so lange er schliefe, nicht von seiner Seite zu gehn und ihn zu wecken, wenn ihm jemand nahe käme. Ich versprach es, fuhr der Vogel fort, ich hatte aber nur wenige Minuten mit meinem Freunde bei meinem schlafenden Vater gesessen, als sich dieser über einen heftigen Durst beklagte und von mir einige Erdbeeren verlangte, ich lief sogleich, ihm welche zu suchen, indeß zog dieser Niederträchtige den Ring von meines Vaters Hand, durch dessen Macht der König der Bären sogleich herbeikam und meinen Vater gefangen nahm und mit starken goldnen Ketten belegte. Ich hatte Erdbeeren gefunden und brachte sie auf breiten Palmblättern, wie erschrak ich aber, als ich meinen unglücklichen Vater sah, der mich mit Vorwürfen überhäufte, daß ich ihn seinen Feinden übergeben hätte, ich wußte damals von dem unglücklichen Talismann nichts. Gut, daß Du kommst, rief der Bär hämisch, Dir ist ja meines Sohnes bucklichte Gestalt immer so zuwider gewesen, trage sie von jetzt an selbst. Bei diesen Worten berührte er mich mit dem Ringe und ich glaubte zu sterben, denn meine schlanken geraden Glieder schrumpften zu einer abscheulichen Figur zusammen und sein eigner Sohn stand wie mein ehemaliges Bild vor mir. Die Thränen flossen bei dieser Erzählung aus des Vogels Augen. Mein Vater, fuhr er fort,

ſuchte mich über mein Unglück zu tröſten und der König der Bären ſchleppte ihn in die Erde zu ſeiner Wohnung. Meine Mutter hatte nicht die Macht meine Verwandlung aufzuheben, und doch war es ihr unmöglich mich in dieſer Geſtalt zu ſehen, ſie verwandelte mich daher in einen Vogel. Alle Geiſter und Feen, die meine Mutter um Rath fragte, antworteten ihr: daß es einer Prinzeſſin möglich wäre, meinen Vater zu befreien, den Talismann wieder zu erhalten, mich ſelbſt in meinen vorigen Stand zu ſetzen und am Ende meine Gemahlin zu werden, nur müßte ſie freiwillig bei uns wohnen; auch hatte der König der Bären ſo lange keine Gewalt über uns, wie wir uns keine Ungerechtigkeit zu Schulden kommen ließen. Darum, mein Kind, ſchloß die Amme, wurdeſt Du Deinen Eltern entführt und man mußte mich zu Dir bringen, weil Du es verlangteſt; durch unſre Unvorſichtigkeit wurde ich am dritten Abend in einen Raben verwandelt und führte ein Jahr lang ein betrübtes Leben auf der Erde und jetzt habe ich die Erlaubniß in dieſem ſchönen Lande zu leben.

Roſalinde hatte mit der größten Aufmerkſamkeit dieſe Geſchichte angehört. Als die Amme geendigt hatte, fragte ſie, warum haſt Du mir aber, als ich Dich das letztemal ſah, nicht das alles erzählt? Bertha antwortete, daß ſie dem Prinzen einen Eid habe leiſten müſſen, ihr davon ſo wenig als ihren Eltern zu ſagen, denn die Prinzeſſin ſei noch zu jung und könnte leicht zu ernſtlich zurück nach ihren Eltern begehren und dann ſei alle Hoffnung verloren; und der König, wenn er den Zuſammenhang der Geſchichte wüßte, würde gewiß mehr Sorge für ſeine Tochter haben, als jetzt, da er nur mit Sehnſucht wünſchte, die zehn Jahre möchten erſt verfloſſen ſein, daß er ſie und ihren Gemahl umarmen könnte.

Ach, ſagte die Prinzeſſin, wer weiß, wie viel wir alle noch zu leiden haben! Die Amme tröſtete ſie und ſuchte ſie zu überreden, daß vielleicht die Zeit nahe ſei, wo ſie alle glücklich werden würden. Roſalinde, der Prinz und die Amme waren nun beſtändig beiſammen. Die Prinzeſſin war jung und froh und vergaß den dritten Tag ſchon, was ſie den erſten und zweiten geängſtigt hatte, ſie hatte ſo oft von Gefahr ſprechen hören und doch blieb alles ſo ruhig wie zuvor, daß ſie am Ende glaubte, es könne auch wohl eine ſchwermüthige Einbildung der Königin ſein und der Prinz würde einmal plötzlich ſeine ehemalige liebenswürdige Geſtalt wieder haben.

So waren zwei Monate verfloſſen, als die Prinzeſſin am Abend mit ihrer

Amme im Garten ging, die Königin trat zu ihnen: Rosalinde, sagte sie, Du weißt meine Geschichte, die Amme hat sie Dir erzählt, sage mir, hast Du seit der Zeit einmal den Wunsch gehabt mich zu verlassen? Die Prinzessin versicherte, daß sie die Königin und den Prinzen über alles liebe und sie nie verlassen wolle. Mein Kind, fuhr die Königin fort, heute ist meines Sohnes Geburtstag, in dieser Mitternacht, da ich mich seiner zum erstenmal erfreute, sehe ich ihn in seiner wahren Gestalt, er selbst weiß nichts davon, er schläft, wenn ich ihn erwecken wollte, würde sie sogleich wieder verschwinden und mein Sohn würde wieder in der Gestalt meines Todfeindes vor mir stehn. Ich will Dich mit mir nehmen, Du sollst Deinen künftigen Gemahl kennen lernen. Rosalinde bat sie, ihr doch die Angst zu erklären, die er einst an dem Bache wegen der bucklichten Figur gehabt habe. Die Königin sagte ihr, daß dieser Bach alle Bezauberungen, die ohne Hülfe des Talismanns geschehen wären, entdeckte, darum habe sie das bucklichte Bild des Prinzen, aber nicht sein eignes gesehn. Komm, fuhr sie fort, daß ich Dich von irdischen Irrthümern reinige, ich will Dich in den Strahlen des Mondes baden und Du wirst, halb selbst eine Fee, allen Bosheiten feindseliger Geister widerstehn. Sie nahm die Prinzessin bei der Hand und führte sie in ein dunkles Gebüsch. Die Sonne war schon untergegangen und der hellblaue Duft zog sich nach und nach zurück, um dem Golde, worin der Himmel bei Nacht prangte, zu weichen. Sie hatten das Gebüsch verlassen und standen auf einer grünen Wiese, es schimmerte alles rings umher, die Gräser und Blümchen am Boden schienen aus Goldstaub hervorgewachsen zu sein, in der Mitte stand ein Tempel aus weissem Elfenbein, vor dessen Eingang eine rothe Wolke als Vorhang schwebte. Der Tempel war von einem Fluß umgeben, dessen bläuliche Wellen hin und wieder hüpften, sie standen einen Augenblick und die Wellen hoben den Mond aus der Tiefe empor und schienen ihn scherzend zu nöthigen, seinen Platz am Himmel einzunehmen. Der Mond schwamm langsam am Himmel herauf und die Königin führte die Prinzessin zum Ufer des Flusses, ein kleiner Nachen schwamm zu ihnen herüber, sie stiegen ein und befanden sich bald an den Stufen des Tempels, bei ihrer Annäherung theilte sich die purpurne Wolke und ein goldner Schein umfloß beide. Als sie in den Tempel eintraten, erblickte die Prinzessin eine große goldne Schaale, sie kamen näher und sie sah, daß die reinsten Mondstrahlen sich darin durcheinander beweg

ten, die Prinzessin stand am Rande und sah hinein und eine sanfte Wehmuth erfüllte ihre Brust, Thränen flossen aus ihren Augen und mischten sich mit den Wellen des Meeres, die davon ein wenig zu brausen anfingen, aber gleich wieder besänftigt sich wie zuvor bewegten. Die Königin hob Rosalinden auf und setzte sie in die Schaale, Schauder und Entzücken ergriffen die Prinzessin, sie meinte sie müßte sterben und untergehn, und doch war ihr dies Gefühl eine Seeligkeit. Nach einiger Zeit warfen sie die Wellen aus, und sie lag knieend vor der Königin, diese hob sie auf, drückte sie schweigend an ihre Brust und beide traten den Weg zum Pallaste an.

Sie kamen zum Zimmer des Prinzen, der schlafend auf einem Bette lag, die Königin zog die goldnen Vorhänge auf und freudig überrascht trat die Prinzessin einen Schritt zurück; der schönste Jüngling lag schlummernd auf weichen Kissen, sein braunes Haar lag in gefälligen Locken um seinen weißen Nacken, die rothen frischen Lippen ruhten lächelnd übereinander und die langen schwarzen Augenwimper schienen neidisch den holdseligen Blick seiner Augen zu verstecken, ein Gewand von kleinen silbernen Federn schmiegte sich an seinen Körper. Die Königin betrachtete ihn eine Zeitlang mit Entzücken, dann brach sie in Thränen aus, sie setzte sich am Fuße des Bettes nieder. Rosalinde stand neben ihr, es war ihr unmöglich die Augen von dem schlafenden Jüngling wegzuwenden, der kleinste Zug seines Gesichts prägte sich ihrem Gedächtniß ein; die Königin näherte sich dem Schlafenden und drückte einen leisen Kuß auf seine Lippen. Erlaubst Du mir auch, daß ich ihn küsse? fragte Rosalinde. Gern, sagte die Königin, zwischen Thränen lächelnd, nur wecke ihn nicht. Die Prinzessin näherte sich, sie küßte ihn leise und lehnte ihr Gesicht an das seinige, ihre Thränen flossen heiß auf seine Wangen, sie wollte sie abtrocknen und der Prinz erwachte.

Schreiend sprang die Prinzessin auf, weinend warf sich die Königin nieder, der schönste Prinz war verschwunden und eine kleine unförmliche Figur richtete sich auf. Wie kommt es, meine theure Mutter, daß Du um diese Zeit zu mir kommst, und Du, meine geliebte Rosalinde? Es ist die Zeit, da Du geboren wurdest, sagte die Königin, die sich indeß gefaßt hatte, ich ging mit Rosalinden spazieren, da konnte ich es mir nicht versagen Dich zu sehn. Der Prinz dankte ihr ihrer Zärtlichkeit wegen und beide Damen entfernten sich.

Wirst Du mir vergeben, fragte Rosalinde, daß ich alle Deine Freuden

ſtöre? ſelbſt den Anblick Deines Sohnes habe ich Dir geraubt. Die Königin küßte ſie ſtillſchweigend und die Prinzeſſin ging auf ihr Zimmer. Das Bild des Prinzen wohnte wie ein milder Sonnenſchein in ihrem Herzen, ſie rief ſich unaufhörlich alle Züge ſeines ſchönen Angeſichts in ihr Gedächtniß zurück und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen, als ſie am andern Morgen dem Vogel begegnete.

Nach einigen Tagen ſagte die Königin, indem ſie Roſalinden einen kleinen Spiegel reichte: trage dieſen Talismann auf Deiner Bruſt, keine Macht iſt im Stande Dir ihn zu entreißen, wenn Du ihn nicht freiwillig weggiebſt, weder ſchlafend noch wachend kann man ihn Dir entwenden, er wird Dich gegen Betrug ſchützen, es könnte ſonſt leicht der Sohn des Königs der Bären Dich betrügen und Du würdeſt den Betrug nicht ahnen. Die Bezauberung kann dieſer Stein zwar nicht aufheben, Du wirſt immer ſeine verborgte ſchöne Geſtalt ſehn, aber ihn nicht lieben, darum verſprich mir den Talismann immer zu behalten. Roſalinde verſprach es feierlich. Sie bemerkte, daß die Königin, der Prinz und ihre Amme immer betrübter wurden, jemehr ſich dieſer Monat zu Ende neigte, alle Muſik verſtummte im Pallaſt und im Garten, alle Vögel ſaßen nachdenkend auf den Zweigen, die größten und ſtärkſten waren täglich in dem Blumenwald beiſammen.

Die Prinzeſſin fragte ihre Amme um die Urſach dieſer Zuſammenkunft und erfuhr, daß der Wald von ſchwarzen Bäumen, wovor Roſalinde eine geheime Furcht hatte, die Grenze des Königreichs der Vögel ſei, aber noch ganz dazu gehöre; in dieſem Walde befänden ſich alle Geheimniſſe der Zauberei und alle Geiſter, die die Finſterniß und den Schatten liebten; ſobald der König der Bären den Krieg anfinge, müßte er dort mit ſeiner Macht angreifen.

Indem beide noch darüber ſprachen, erhob ſich ein ſchreckliches Geſchrei der Vögel in der Luft, alle ſcharfe Winde bliesen hin und wieder und riſſen die Blätter von den Bäumen: die Luft, die ſonſt immer in melodiſchen Tönen erklang, brauſte heulend durcheinander. Die Königin ſtürzte auf Roſalinden zu: Halte Dein Wort! rief ſie, und werde mir nicht abtrünnig! ſie ließ ſie les und eilte der Gegend zu, woher der Lärmen kam. Das Geſchrei und Geheul verdoppelte ſich, viele Vögel kamen mit zerriſſnen Flügeln mühſam durch die Luft, endlich auch die Königin mit fliegenden Haaren. Der

König der Bären folgte mit seinem ganzen Heer und seinem Sohne. Legt ihnen Ketten an! rief er, und eine große Anzahl Bären ergriffen die Königin und Rosalinden. Einige andre brachten den Prinzen blutend mit ganz zerrissnen Flügeln. Der König berührte ihn mit dem Talismann und die Federn flossen von seinem Körper hinab und eine buckliche menschliche Gestalt umgab ihn. Jetzt sollst Du ihn doch so sehn müssen, sagte der Bär, indem er sich zur Königin wandte, die vor Schmerz auf den Stufen des Pallastes niedergesunken war.

Der Sohn des Bären hatte sich indeß Rosalinden genähert und sie aufmerksam betrachtet, die Prinzessin sah ihn an und fand daß es ganz das geliebte Bild des Prinzen sei, aber sie fühlte die Kraft des Talismanns; er war ihr verhaßt.

Weine nicht, meine Theuerste, sagte er mit sanfter Stimme zu ihr, Du wirst bei diesem Wechsel nichts verlieren, sondern vielmehr gewinnen, wir haben Dich der Gewalt einer unwürdigen Königin, die Dich durch Betrug erhielt, entrissen, und Du sollst selbst meine Königin sein. Rosalinde antwortete nicht, ihre Augen waren auf die Königin gerichtet. Wie? fuhr der Prinz zornig fort, Du antwortest mir nicht einmal, nun wohl, so soll meines Vaters Befehl sogleich vollzogen werden. Es wurden nun schwere goldne Ketten um ihre zarten Hände gewunden, und der König der Bären hieß die Gefangnen sogleich in die Kerker bringen, die er für sie bestimmt hatte. Ein großer Bär mit rauhen kalten Tatzen umfaßte Rosalinden, ein andrer die Königin und beide wurden fortgetragen.

Sie kamen zu dem Wald von Blumen, Rosalinde sträubte sich in den Klauen des Bären und riß in der Angst eine Rose von einem Zweige, die Erde war weit von einander gespalten, die Bären stiegen endlich mit ihren Gefangnen hinein; Rosalinde schrie laut auf, eine feuchte kalte Luft wehte ihnen entgegen; sie fuhren bei hohen rauhen Felsen vorüber, in dunklen schwarzen Steinen schimmerten ganz schwach einige Streifen Gold. Sie fürchtete sich in jedem Augenblick, der Bär würde sie loslassen und sie würde an den spitzigen Steinen zerschmettern; endlich wurde die Luft etwas freier, sie standen auf einem dürren Platze, wo hin und wieder einzelne Dornsträucher mühsam hervorgewachsen waren, die Luft war grau und neblicht, Dünste, die aus der Erde stiegen, hingen wie graue Schleier über den gegenüberstehenden

. Ein heftiger Frost schüttelte Rosalinden zusammen; folge mir! sagte
är, der sie getragen hatte, und ergriff ihre Kette, Rosalinde ging über
lten Boden, die Königin folgte ihr, sie näherten sich den Felsen, die
n mit Moos bedeckt waren, die Kraft der Sonne hatte es hervorge-
, die manchmal an heißen langen Tagen mit wenigen Strahlen durch
Nebel brach.

So fürchterlich Rosalinden diese ganze Gegend war, so wünschte sie sich
zurück, als sie in die Höhle eines Felsen hineintrat; die Luft darin war
t und naß, daß die Federn, woraus ihr Kleid bestand, sich zusam-
ämmten und sich naß an ihren erstorbenen Körper schmiegten, eine
ngkeit floß beständig von den Wänden herab, die sogleich gefror und
Höhle wie mit Spiegeln bekleidete, sie dachte an die krystallnen Wände
ehmaligen Wohnung und Thränen flossen aus ihren Augen, die auf
Wangen zu Perlen gefroren. Rosalinde hatte noch die Rose in ihrer
, die unter einem milden Himmel emper gewachsen, hier schon erstarrt
ach, so wird es mir auch gehn, rief die Prinzessin aus, indem sie sich
n ärmliches Lager von Moos niederwarf, ich werde den morgenden
nicht mehr sehn. Ein kleiner weisser Bär kroch freundlich um die Füße
rinzessin und suchte sie zu erwärmen. Rosalinde beugte sich wehmü-
n ihm: Du gutes Thier, sagte sie, indem sie ihn in die Arme schloß
mit ihren Thränen benetzte, hast Mitleid mit mir. Ich bin Deine Amme,
rtete der Bär. Wie Du weggeführt warst, sagte der Prinz hämisch
em Vater: da ich Dich am Hofe der Königin als Vogel bedient hätte,
chte er mich Dich an seinem Hofe nun auch als Bär bedienen lassen;
führte mich nur, und ich lief als Bär auf allen Vieren. Und was ist
em Prinzen geworden? fragte Rosalinde. Das weiß ich nicht, war die
rt.

Am folgenden Morgen besuchte sie der Sohn des Königs. Bist Du
nicht freundlicher gegen mich? fragte er Rosalinden. Wie kannst Du
rdern, antwortete die Amme, in dieser kalten, nassen, unbequemen Woh-
sie, die Pracht und Sonnenschein gewohnt ist. Du sollst sehn, daß
ch liebe, sagte der Prinz, mein Vater hat mir dies Königreich und die
geschenkt, Du sollst mit mir sein ehemaliges Schloß bewohnen. Er
e und ein Wagen von schwarzem Marmor von schwarzen Bären brum-

mend gezogen, erschien; er hob Rosalinden hinein, sie fuhren langsam durch dicke Wälder und wüste Plätze, wo Bären in Höhlen wohnten, die die Köpfe herausstreckten um ihren neuen König zu sehn; endlich erreichten sie einen hohen Felsen, auf dessen Spitze das Schloß des Königs stand, sie erkletterten ihn mit Mühe. Der Prinz zeigte Rosalinden ihre Wohnung, ein enges finstres Zimmer, dessen Wände wie das ganze Haus von schwarzem Marmor waren, durch kleine Fenster fielen nur sparsame Lichtstrahlen, dies beängstigte sie von neuem: die Luft darin war kalt und drückend, zugleich die Fenster so hoch, daß man sie nicht erreichen konnte, ein Lager aus Fellen bereitet nahm die eine Wand ein, verschiedene andre Felle, die ihr zu Kleidern dienen sollten, waren darüber hingebreitet, ein Tisch und einige Stühle, ebenfalls von schwarzem Marmor, machten das übrige Geräthe aus. Die Prinzessin legte sich nieder und schlief ermüdet ein: sie träumte, sie befände sich wieder an den Stufen des elfenbeinernen Tempels, worauf sie niederkniete und weinte. Die purpurne Wolke trennte sich wieder, ein blendender goldner Schein, in dessen Mitte ein Greis im silbernen Gewande stand, überraschte sie. Ich kenne Deine Geschichte, sagte der Greis und will Dir beistehn; Du wirst glücklich sein, wenn Du den jungen König der Bären glauben machen kannst, daß Du ihn liebst, so wird durch Deine Klugheit und seine Falschheit am Ende der wunderbare Talismann in Deine Gewalt kommen. Rosalinde erwachte von neuem Muth belebt, sie rief ihre Amme und erzählte ihr ihren Traum. Beide trösteten sich nun und überlegten wie man das Zutrauen des Prinzen gewinnen könnte.

Er erschien am andern Morgen und Rosalinde fragte, was aus der Königin geworden sei? er sagte, daß sie mit dem Könige ihrem Gemahl in ein Gefängniß unter der Erde verschlossen sei, wo sie von hundert Bären bewacht würden. Die Prinzessin konnte die Thränen nicht zurückhalten; er sagte, daß die Königin schon allein diese Strafe verdiente, weil sie den Verfaß gehabt habe, die Prinzessin mit ihrem ungestalteten Prinzen zu verheirathen und machte ihr den Willen seines Vaters bekannt, daß sie ihm an ihrem dreizehnten Geburtstage vor den Augen der Königin, ihres Sohnes und des schon lange gefangnen Königs, die alle Rosalinden als ihre letzte Hoffnung betrachteten, vermählt werden sollte. Die Prinzessin hatte Mühe ihren Unwillen zu verbergen, die Worte des Greises aber schwebten in ihrem Gedächtniß.

Der Prinz besuchte sie jeden Morgen, er erzählte, daß sich sein Vater sehr darüber freue, daß Rosalinde so freundlich gegen ihn sei. Die Prinzessin fragte, ob denn der König jetzt das Schloß der Königin bewohne? ja, versetzte der Prinz, er liegt jetzt den ganzen Tag im Sonnenschein und wärmt sich die Pfoten, ich beneide ihn recht, besonders da ich so spät die Hoffnung habe, dies schöne Land zu besitzen und Du mein Kind wirst es wohl gar nicht erleben. Wie so? fragte Rosalinde erschrocken. Ach so ein Feenkönig lebt viele hundert Jahre, also bist Du dann längst gestorben; ich muß Dir nur sagen, daß wir Dich überhaupt umgebracht hätten, damit wir ganz vor der Königin der Vögel sicher wären, aber mein Vater sagte, daß es zu gefährlich für uns sei, wir erzürnten durch einen Mord alle andre Geister gegen uns; wir hätten es aber vielleicht doch gethan, wenn ich mich nicht gleich in Dich verliebt hätte.

Rosalindens Bestürzung war unbeschreiblich, sie glaubte jetzt erst die Gefahr zu sehn, worin sie schwebte; denn dachte sie, kann es diesen Grausamen nicht noch einfallen mich zu ermorden und wer wird mich hier beschützen? Ihre Thränen flossen häufig. Der Prinz fragte nach der Ursach ihres Kummers: sie gestand, daß sie sich fürchtete, er würde sie noch umbringen; er versicherte, daß sie ganz ruhig sein könnte, da er sie liebe. Er sprach nun wieder viel von dem warmen sonnigen Lande und wie sehr er es zu besitzen wünsche. Die Prinzessin äußerte den Wunsch es einmal wieder zu sehn; er versprach bei seinem Vater um die Erlaubniß zu bitten, daß er sie einmal mit dorthin bringen könnte. Rosalinde fragte, ob er denn immer die Reise auf die Art machte, wie sie hieher gekommen wären. Ach nein, versetzte er, mein Vater hat eine große Macht, ich darf mich nur setzen, so zieht er mich in einem Augenblick zu sich. Die Prinzessin dachte an den Ring und seufzte.

Am folgenden Tage sagte ihr der Prinz, daß sein Vater sie selbst einmal wiedersehn wollte und daß sie in einem Augenblick bei ihm sein würde. Sie wollte antworten und stand schon vor dem Könige der Bären, der ohne allen Schmuck auf einem weichen Rasen im Sonnenschein lag, der ihm so wohl gefiel, daß sich alle Haare seines Pelzes weit auseinander dehnten; aus Wohlgefallen streckte er die Tatzen weit von sich und brummte aus innerer Zufriedenheit.

Die Prinzessin fürchtete sich bei seinem Anblick. Mein Sohn ist mit Dir

zufrieden, rief er ihr entgegen, das freut mich: komm, setze Dich zu mir, Du siehst, daß wir Dir wie seiner künftigen Gemahlin begegnen, Du bewohnst mein Schloß und sogar der Wunsch, diesen Garten wieder zu sehn, wird Dir erfüllt, ich hoffe daß Du das dankbar erkennst. Rosalinde versicherte es. Sie sah den Garten an, alle Musik war verstummt, nur noch einzelne Vögel saßen auf den Bäumen, Bären hatten den Boden aufgewühlt, der Blumenwald war umgerissen, die Bären hatten nie Blumen gesehn und rissen eine von den hohen Stauden nach der andern aus. Die goldnen Saiten über dem Pallaste waren verschwunden, seit sie nicht mehr von zarten Geisterhänden angeschlagen wurden. Rosalindens ehemalige Dienerinnen, die silbernen Tauben befanden sich noch im Garten, sie näherten sich ihr und küßten ihre Hände und Füße. Die Prinzessin erwiederte ihre Liebkosungen, eine Taube flatterte etwas zu schnell zurück und blieb in dem Pelze des Bären hängen, zornig warf er sie von sich, ihre Füße kratzten ein wenig seine Haut, mit seiner Klaue schlug er sie nieder, daß das rosenrothe Blut zu den Füßen der Prinzessin schwamm. Grausamer! rief diese aus; hohe! schrie der Bär, ich kann die ganze Brut vertilgen. Er ergriff nun alle Tauben, die sich in seinen Klauen krümmten, in einigen Augenblicken bedeckten ihre zerrissnen Körper den Rasen. Rosalinde glaubte sie noch vor sich zu sehn, als sie sich schon wieder auf ihrem Lager im Marmorpallast befand. Der Prinz stand vor ihr. Wie hast Du es wagen können, meinen Vater so zu erzürnen? fragte er. Grausam darf man ihn gerade am wenigsten nennen, mich wundert, daß er nicht Dich und die Tauben zugleich zerriß.

Nach einigen Tagen sagte er ihr, daß er seinen Vater in den Krieg gegen einen andern König begleiten müßte, als einen Beweis seiner großen Liebe gab er ihr die Erlaubniß im Schlosse herum zu gehn, nur sollte sie sich hüten dem See zu nahe zu kommen, der am Fuße des Felsen läge, denn wenn der König der Bären aus seinem Lande abwesend wäre, so würde er immer von einem Geiste bewohnt, der eine besondre Feindschaft gegen die Menschen hätte und sie sehr leicht in seine Gewalt bekäme. Rosalinde versprach sich zu hüten und der Prinz nahm Abschied von ihr. Sie war sehr erfreut, daß sie seine Gesellschaft auf einige Zeit los wurde. Sie ging sogleich mit ihrer Amme, um die andern Zimmer des Schlosses anzusehn, alle waren hoher und klein, das Geräth von schwarzem Marmor, in einem hing an einer Wand

ein kleiner überaus glänzender Spiegel, die Prinzessin sah von ungefähr hin ein und dachte: ach wie verschieden ist es hier von dem schönen sonnigen Lande und wie mag das jetzt aussehn, ob es der grausame Bär wohl noch mehr verwüstet? Wie erstaunte sie, als sie durch den Spiegel in eine weite Gegend zu sehn glaubte. Der Pallast der Königin stand mit aller seiner Pracht vor ihren Augen, in dem Garten wiegten sich die goldnen Blumen. Bären liefen geschäftig hin und wieder, kriegerische Trompeten ertönten. Der König kam ganz bewaffnet aus dem Pallaste, der Prinz folgte ihm und ein Zug von Bären, dessen Ende das Auge kaum erreichen konnte. Sie hatten den Garten kaum verlassen, als einige glänzende Vögel fröhlich zusammenflatterten, Lieder sangen und sich über die Abreise des Königs freuten. Bären, die zur Wache zurückgeblieben waren, hörten es, überfielen die Vögel auf einem Grasplatze, wo sie zusammen standen und zerrissen sie als Verräther. Rosalinde kehrte weinend den Blick davon: als sie wieder hinsah, war die ganze Aussicht verschwunden und sie sah nichts als ihr eignes Bild im Spiegel. Was mag wohl mein Vater und meine Mutter machen? fragte sie, ob sie mich wohl vergessen haben? Sie sah den König ihren Vater mit ihrer Mutter an eben dem Platz im Garten, wo sie vor ihren Augen verschwunden war, sie hörte, daß der König die Königin tröstete: einige Jahre sind doch schon vorüber, wie bald vergeht die Zeit unsrer Trennung noch, und wir schließen sie dann mit doppelter Freude in unsre Arme. Rosalinde sah die sonst so geliebten und bekannten Bäume wieder, nach denen sich ihr Herz so oft gesehnt hatte: ihre Eltern, bei denen sie im immerwährenden Andenken lebte. Der König brach einen Apfel von einem niedrigen Bäumchen und gab ihn der Königin: iß ihn, sagte er und denke dabei an unsre Tochter. Länger konnte es die Prinzessin nicht ertragen, weinend mit ausgestreckten Armen fiel sie vor dem Spiegel nieder, es war der Baum den sie an einem schönen Sommerabend spielend pflanzte. Als sie sich erholt und aufgerichtet hatte, war auch dies Bild verschwunden. Sie dachte an die Königin der Vögel und an den geliebten Prinzen und ihre Augen wurden von dem Jammer dieses Anblicks erschreckt. Sie sah eine schwarze Höhle, die sich eng und finster wölbte, an deren Wänden der König, ein ehrwürdiger Greis, die Königin und der Prinz in häßlicher knechtischer Gestalt mit großen goldnen Ketten angeschlossen waren. Ein Strom trieb mit Gewalt durch die enge Höhle und netzte mit gro-

ſen Eisſchollen die Füße der armen Gefangnen. Und wenn ſie uns nun vergißt! rief der König, wenn ſie den Talismann bekommt und ſich mit dem Sohne unſres Feindes verbindet, der unſres Sohnes ſchöne Geſtalt trägt, ſo müſſen wir hier Jahrhunderte im Elende ſchmachten und ſo vergehn; denn wenn ſie einmal mit ihm verbunden iſt, ſo kann ſie uns nachher nicht retten, wenn ſie auch ſelber wollte. Nein, nein, rief Roſalinde, könnteſt du meine Stimme doch hören, ehrwürdiger Vater. Die Amme erinnerte die Prinzeſſin, daß ſie nicht ſo laut ſein möchte, da die Diener, die der Prinz hier gelaſſen hätte, gewiß aufmerkſam auf ſie wären, und es würde ihnen auch gewiß auffallen, wenn ſie ſo lange in dieſem Zimmer verweilte. Sie verließen das Schloß und ſtanden auf der Spitze des Felſens. So weit ihre Augen reichten, ſah ſie nichts als feuchten ſandigen Boden, worauf ſehr ſchwarze Felſen ſtanden. Ganz fern von ihnen, ſo daß es dem Auge kaum deutlich war, ſchien ſich etwas in der Luft wie Wipfel der Bäume zu wiegen. Das Zimmer, worin der Spiegel hängt, ſoll mein Lieblingsaufenthalt ſein, ſagte Roſalinde; denn wie iſt es möglich, daß man ohne den Anblick von friſchen Bäumen und heiterm Himmel leben kann? Hier, ſo weit ich ſehn kann, kein Gräschen, kein Blümchen. Sie ſpähte ſuchend mit den Augen umher und entdeckte ganz unten am Rande des Felſens eine kleine rothe Blume, die zwiſchen drei ſchönen Blättern hervorgewachſen war, ſie ſtieg den Felſen herunter, um ſie zu holen, ſie ſah daß ſie ganz nahe am Ufer des Sees ſtand, vor dem ſie der Prinz gewarnt hatte, ſie wollte ſchon zurück; aber, dachte ſie, wie ſchnell iſt eine Blume abgepflückt, ſie bückte ſich nun, es zu thun. Das Waſſer rauſchte ein wenig und der Greis, den Roſalinde im Traum geſehn hatte, ſtieg aus dem Waſſer hervor. Die Prinzeſſin wollte ſchnell entfliehn. Warum fürchteſt Du Dich mein Kind? fragte er mit ſanfter Stimme. Sie drehte den Kopf um und ſeine Geſtalt war ſo ehrwürdig und doch ſo milde, daß alle ihre Furcht verſchwand. Ich weiß es wohl, daß man Dich gewarnt hat, Du ſollſt dem See nicht nahe kommen, der König der Bären weiß es wohl, daß er mich zu fürchten hat. Ueberwinde Dein Mißtrauen und komm in meine Arme, ſo kann vielleicht der Talismann bald in Deiner Gewalt ſein. Roſalinde ſtand zweifelhaft. Der Greis fuhr fort: der Bärenkönig wird morgen als Sieger in ſein Land einziehn und der Prinz in ſein Schloß, dann iſt es mir vielleicht nicht mehr möglich Dir beizuſtehn,

denn das Schickſal hat mich verdammt, daß ich nichts in dieſem Lande [illegible] kann, wenn ſein Beſitzer gegenwärtig iſt, entſchließe Dich bald, denn iſt es zu ſpät. Der Gedanke, daß ſie vielleicht bald alle ihre Freunde befreien könnte, wurde lebhaft in Roſalinden, ſie eilte auf den Alten zu, der ſie ſchnell in ſeine Arme ſchloß und in den See ſtieg. Das Brauſen des Waſſers betäubte die Prinzeſſin und als ſie ſich erholt hatte, befand ſie ſich im Zimmer eines Pallaſtes, deſſen Wände ſo wie das Dach durchſichtig waren. Die Prinzeſſin konnte in dem klaren Waſſer alle Fiſche ſehn, die munter darin herumſcherzten, über das Dach des Pallaſtes floß das Waſſer hinweg, ohne es zu berühren. Sie ſah den Greis in einem von den Zimmern, er war durch viele Wände von ihr getrennt, aber ſie waren ſo klar, daß ſie jede Bewegung die er machte, ſehn konnte. Er hielt ein großes Buch, worin er zu leſen ſchien, in der einen Hand, und einen Stab, womit er an der Wand zeichnete, in der andern; er machte ſo wunderliche Gebehrden, daß ſich Roſalinde fürchtete. Endlich legte er das Buch und den Stab weg und kam zu ihr. Haſt Du Dich erholt, mein Kind? fragte er freundlich. Sage mir, warum haſt Du mich hier im Waſſer eingeſchloſſen? rief die Prinzeſſin. Ich habe vollkommne Gewalt über jedermann, über Feen und Menſchen, wenn ſie auf den See, auf mein kleines Gebiet, kommen, und ich hoffe nun, da ich Dich bei mir habe, den Taubmann wieder zu ſeinem rechtmäßigen Beſitzer, meinem theuren Freunde, zu bringen.

Er ließ Roſalinden von Mädchen, die in wäſſrigte Kleider eingehüllt waren, bedienen, und ihr freundliches Betragen, ihre ſanften Mienen ließen die Prinzeſſin ihre liebe Amme vergeſſen. Am folgenden Morgen kam der Greis zu ihr; der Prinz wird ſehr bald zurückkommen, rief er ihr entgegen, und wenn er Deine Abweſenheit erfährt, in dem Spiegel nachforſchen, wo Du Dich aufhältſt. Beklage Dich dann unaufhörlich, daß ich Dich ihm entriſſen habe und verlange zurück, damit er von Deiner Liebe feſt überzeugt wird. Er hatte kaum ausgeredet, als ein Brauſen der Wellen die Ankunft des Prinzen verkündigte. Der Alte ſchwebte auf dem Waſſer empor und ſah ihn in ſein Schloß einziehn; er hörte ihn nach Roſalinden fragen. Der Greis eilte nun zur Prinzeſſin zurück, die ſich auf einen Wink von ihm ſogleich zu ſeinen Füßen warf, und ihn anflehte, er möchte ſie ihrem Prinzen zurückführen. Du biſt einmal in meiner Gewalt, antwortete er mit rauher Stimme, und keine

Macht soll Dich mir entreißen. Rosalinde bat von neuem und er verstärkte die Härte seiner Rede. Nachdem sie ihn sehr lange gebeten hatte, erklärte er endlich, daß er sie dem Prinzen unter einer Bedingung überlassen wollte. Er verließ nun die Prinzessin, die sich auf ihr Lager warf und ihr Gesicht in dem Kissen versteckte, damit, wenn der Prinz noch in den Spiegel sähe, er glauben möchte, sie weine um ihn.

Der Prinz hatte kaum gehört, daß der Alte Rosalinden unter einer Bedingung frei geben wollte, als er sogleich den Felsen hinunter eilte, um sie zu hören. Er stand am Rande des Sees und rief mit lauter Stimme den Greis. Im silbernen Gewande auf einer Muschel schwamm dieser aus dem Wasser hervor; was verlangst Du? fragte er den Prinzen unfreundlich. Du hältst meine geliebte Rosalinde bei Dir eingeschlossen, ich fordre sie zurück. Der Greis wollte sich wieder untersenken, indem er dem Prinzen sagte, daß er sie künftig höflicher begehren möchte. Ich weiß wohl, antwortete ihm dieser, daß Du sie mir unter einer Bedingung zurückgeben willst, ich bitte Dich, sage sie mir. Nun wohl, versetzte der Alte, ich hoffe, daß sie Dir angenehm sein werde. Ich hasse Deinen Vater und kann nicht leiden, daß er das schöne Land der Vögel besitzt, wenn Du nun meinen Rath befolgst, so wirst Du Rosalinden und dies Land zugleich bekommen. Der Prinz war äußerst begierig diesen Rath zu hören und versprach ihr sogleich zu befolgen; denn ich muß Dir nur gestehn, sagte er, ich habe eine so große Lust zu diesem schönen Lande, daß ich meinen Vater lange todtgeschlagen hätte, wenn das bei den Feen nur möglich wäre. Der Alte belehrte ihn nun, daß er seinen Vater völlig in seine Gewalt bekommen könnte, wenn er ihm den Talismann, welchen er ehedem auf Befehl seines Vaters dem Könige der Vögel geraubt habe, wieder entwenden könne. Er machte ihn mit der Kraft des Ringes bekannt und versicherte, daß sein Vater alle seine Macht allein diesem Kleinod zu verdanken hätte.

Der Prinz versicherte, daß es ein leichtes sei diesen Ring zu stehlen; denn wenn sein Vater im Sonnenschein eingeschlafen sei, so könne man mehr thun als das, und er würde nicht erwachen. Er freute sich sehr, daß er nun nicht mehr die Menschen zu beneiden brauche, daß sie einander umbringen könnten; denn wenn er den Ring bekäme, könnte er mit seinem Vater machen was er wolle. Er wollte ihn wieder zum König der Bären machen und er

ſollte in dem ſchwarzen Hauſe wohnen, er ſelbſt aber wollte dann mit Roſalinden in den glänzenden Pallaſt einziehen. Der Greis berichtete ihn noch, daß wenn er den Ring habe, er ihn nur zu drehen brauche, ſo werde er am Ufer des Sees ſtehn, dann wolle er ihm Roſalinden wieder geben und mit ihm in ewiger Freundſchaft leben.

Der Prinz ging auf ſein Schloß zurück und erwartete mit Ungeduld, daß ihn ſein Vater zu ſich rufen möchte. Endlich erſchien dieſer erwünſchte Augenblick, aber der König ſchlief nicht: er hatte ſo viel zu ſprechen, er war ſo voller Freude, daß er noch einen Feind beſiegt hatte, der ihm nun unterthan ſein mußte. Der Prinz konnte ſeine Ungeduld kaum verbergen, er kam auf ſeinem Schloß äußerſt mißvergnügt an. Nach einigen Tagen kam er wieder zu ſeinem Vater, er fand ihn im Garten liegend. Nachdem ſie einige Zeit geſprochen hatten, ſtellte ſich der Prinz ſehr ermüdet und ſchläfrig, er bat den König um Erlaubniß zu ſchlafen und meinte er würde dann ſelber einſchlafen, und es würde ſich ſo eine Gelegenheit finden den Ring zu bekommen. Der Vater ertheilte ihm dieſe Erlaubniß gern und ſagte: er wolle ſich indeß manche Regierungsgeſchäfte überlegen. Der Prinz machte die Augen zu und ſtellte ſich ſchlafend. Der König lag neben ihm; der Prinz hörte ihn immer brummend überlegen und war in der größten Wuth, daß er durchaus nicht ſchlafen wollte. Endlich glaubte er, ſein Vater habe Verdacht auf ihn; er drehte alſo, um ihn ſicher zu machen, den Kopf herum und ſchnarchte ſtark. Ueber der Anſtrengung, die es ihn koſtete, den Schlaf natürlich nachzumachen, ſchlief er am Ende wirklich ein, und fand ſich zu ſeinem Verdruſſe nach vielen Stunden in ſeinem Schloſſe. Er war nun gezwungen eine andre Gelegenheit zu erwarten, ſie zeigte ſich endlich: als ſein Vater ihn wieder zu ſich rief, fand er ihn krank; er ſetzte ſich vor ſeinem Bette nieder und bedauerte ihn zärtlich. Der Bär war über ſeine Krankheit verdrüßlich und warf ſich brummend auf ſeinem Lager herum. Ich weiß, daß ich noch ſieben Tage krank ſein werde, ſagte er zu ſeinem Sohne, Du ſollſt dieſe ganze Zeit über bei meinem Bette wachen, damit ſich mir niemand nähere, wenn ich ſchlafe. Der Prinz verſprach es gern: der König ſchlief bald darauf feſt ein, der Prinz näherte ſich und ſuchte an ſeiner rechten Tatze den Talismann. Die langen krauſen Haare waren ſo darüber gewachſen, daß er ihn anfangs gar nicht entdecken konnte, endlich fand er ihn und zog ihn leiſe herunter. Er war außer ſich vor Freu-

den, als er ihn an seiner Hand sah; er wollte seine Kunst sogleich versuchen, drehte ihn und stand am Ufer des Sees.

Freudig glänzten die Augen des Greises, als er ihn erblickte. O wie viel Dank bin ich Dir schuldig! rief ihm der Prinz entgegen. Ich habe schon in meinen Büchern Dein Glück gelesen, sagte der Greis. Setze Dich zu mir in meine Muschel und komm und empfang Deine Braut. — In seiner Freude vergaß der Prinz, daß es gefährlich sei, sich auf den See zu begeben; er stieg neben den Greis ein. Als die Muschel sich auf den Grund des Wassers herabließ, dachte er zwar daran, aber er glaubte die Kraft des Ringes würde ihn gegen jede Gefahr schützen.

Als sie am Thore des durchsichtigen Pallastes standen, sah der Prinz in einem der innern Zimmer Rosalinden sitzen, er eilte hinein um sie zu umarmen. Er war kaum in den ersten Saal getreten, als ein Brausen des Windes und Klatschen der Wellen ihn erschreckten; der Pallast wankte, er fühlte sich von tausend nassen kalten Händen ergriffen, die ihn zu Boden warfen. Der Alte näherte sich ihm und zog lächelnd den Ring von seinem Finger. Hast Du vergessen, fragte er ihn spottend, daß in meinem Gebiet alles meiner Macht weicht? Er drehte den Ring, und er und Rosalinde standen in dem unermeßlich langen Birkengang im Garten der Königin der Vögel; er reichte der Prinzessin den Ring und sagte, daß sie nun im Stande sei ihre Freunde zu befreien. O, rief die Prinzessin, so komme mein theurer Prinz mit Deinen Eltern! sie drehte den Ring, und der König, die Königin und der Prinz standen vor ihr mit fliegenden Haaren und nackten Füßen. Rosalinde fiel vor der Königin nieder, und reichte ihr den Ring; diese hob die Prinzessin auf und drückte sie an ihre Brust. So wie der König den Talismann am Finger hatte, berührte er den Prinzen, der sogleich als der schöne Jüngling im goldnen Gewande vor Rosalinden kniete. Alle dankten dem Könige der Gewässer und gingen nach dem Pallast. Der Prinz sagte, daß er Rosalinden als seine Königin jetzt einführe. Alle hatten in ihrer Freude den König der Bären vergessen; ein kleiner Schrecken befiel sie, als sie das Zimmer öffneten und ihn auf einem goldnen Bette schlafend fanden. Der König der Vögel näherte sich, um ihn zu erwecken, er schlug aber schon die Augen auf. Das Getöse von den vielen Instrumenten, die in der Luft erklangen, und von den tausend Vögeln, die von jedem Zweige Siegslieder sangen,

weil die Königin des Geſangs und der Vögel wieder gegenwärtig war, hatte ihn erweckt. Ich hab' es ſchon oft geſagt, rief er, ich will noch alle Vögel umbringen, wie können ſie es wagen, mich in der Ruhe zu ſtören? Warum biſt Du von meiner Seite aufgeſtanden, ſagte er zum Prinzen, den er für ſeinen Sohn anſah. Deine Macht iſt jetzt zu Ende! rief der König der Vögel, indem er ſich ihm zeigte, der Talismann iſt wieder in meiner Hand und dies iſt mein Sohn, nicht der Deinige. Der Bär wälzte ſich vor Wuth mit den Zähnen knirſchend auf ſeinem Lager. Ziehe wieder hin in Dein kaltes Land, fuhr der König fort, und ſei mir wieder unterthan wie ehemals. Wo iſt mein Sohn? ſchrie der Bär. In meinem Hauſe, antwortete der Greis. Der König der Vögel drehte den Talismann, und von Waſſer triefend ſtand der Prinz vor ihnen. Die Geiſter hatten ihn am Boden feſtgehalten, und allen Wellen die Erlaubniß gegeben hereinzudringen; klatſchend waren ſie über den Prinzen hinweggeeilt. Ich kann nicht dulden, redete ihn der König der Vögel an, daß Du meines Sohnes Geſtalt ſchändeſt, nimm Deine eigne wieder, ſagte er, indem er ihn berührte, und ſogleich ſtand er als ein häßlicher Zwerg da. Der König verbannte ſie nun aus ſeinen Augen; ſie kamen in ihr altes Land zurück. Roſalinde erinnerte die Königin an ihre treue Amme, und ſie ſtand zur unausſprechlichen Freude der Prinzeſſin ſogleich vor ihnen.

Anfangs wollte nun die Prinzeſſin ſogleich zu ihren Eltern, aber die Königin ſtellte ihr vor, daß dieſe ſich ſchon darin gefunden hätten, ſie in zehn Jahren nicht zu ſehn, und bat ſie alſo dieſe Zeit über noch bei ihr zu bleiben, beſonders da ſie ſonſt ihren Sohn ſchon ganz wieder verlieren müßte, wenn er mit Roſalinden die Erde bewohnte. Die Prinzeſſin blieb alſo bis an ihren ſechszehnten Geburtstag im Lande der Vögel, wo ihr Leben unter beſtändigen Harmonien dahin floß.

An dieſem Tage erwartete der König mit Sehnſucht den Vogel mit goldnen Schwingen; er ſtand am Fenſter und ſah in den Garten und in den blauen Himmel hinaus; endlich ſah er in der Luft einen glänzenden Schein flimmern, der ſich immer mehr näherte. Er erkannte nun deutlich einen großen Vogel, der mit ſeinen breiten goldnen Flügeln die Luft auseinander ſchlug. Er näherte ſich dem Könige und bat ihn demüthig um die Feder, die er bei einem Gefechte aus ſeinen Flügeln verloren habe; ich weiß, daß ſie in Deiner Gewalt iſt, ſagte er, und ſeit ſie mir fehlt, wird mir das Fliegen ſehr

beſchwerlich; ich bitte Dich alſo, ſtecke ſie mir auf der rechten Seite wieder ein, ich will Dich dafür zu Deiner Tochter führen.

Der König ſteckte die Feder mit großer Freude dem Vogel ein, der ihn nun bat, hinunter in den Garten zu kommen. Die Königin ging im Garten ſpazieren; ſie wollte ſo gern zu ihrer Beruhigung dem Verſprechen glauben, daß ſie ihre Tochter noch an dieſem Tage wiederſehn ſollte, und doch ängſtigten ſie ſo viele Zweifel. Sie begegnete dem König und dem Vogel, und ihr Herz ſchlug vor Freude. Wohin willſt Du mich nun führen? ſagte der König; ohne zu antworten, hob ihn der Vogel auf und eilte mit der größten Schnelligkeit durch die Luft davon.

Die Königin ſah ihnen betrübt nach. Sie glaubte, ſie würde den König niemals wiederſehn, ſo wie ihre Tochter und die Amme, die auch ſo plötzlich verſchwunden waren.

Der Vogel trug den König mit großer Leichtigkeit über unermeßliche Länder hinweg: endlich als die Luft viel milder und reiner wurde, flog er langſamer. Jetzt ſind wir an der Grenze des Landes, worin Deine Tochter lebt, ſagte er zum Könige, indem er ihn niederſetzte, hier wollen wir uns ein wenig erholen. Der König ſah ſich um, es war derſelbe Platz, wo Roſalinde niedergelaſſen wurde, als man ſie ihren Eltern entführt hatte. Sollte man nicht meinen, die Sonne, der Himmel, die Bäume und Blumen auf unſrer Erde wären nur nachgemacht, und das hier die wirklichen? O meine Tochter lebt im Himmel! rief der König verwundert aus. Er wurde von neuem entzückt, als die Vögel ihren Geſang erhoben. Aber ſage mir, fragte er ſeinen Führer, welche Gefahren habe ich denn zu beſtehn? Keine, antwortete der Vogel, Du haſt ſie ſchon beſtanden, Du haſt eine unermeßliche Reiſe durch die Luft gemacht. Er hob den König wieder auf und ſetzte ihn in wenigen Augenblicken vor den goldenen Thoren des Pallaſtes nieder. Der König war über die Pracht erſtaunt; er zweifelte, ob er wache und das alles wirklich ſei, als die Thore aufrauſchten, lieblicher Geſang und Flötenton ihm entgegen klangen, und der König und die Königin ihn bewillkommten. Vergiebſt Du mir, daß ich Deine Tochter raubte, redete die Königin ihn mit dem ſchönſten Geſange an. Der Prinz führte Roſalinden bei der Hand, und beide knieten vor ihm nieder. Er erſtaunte über beider Schönheit und ſchloß ſie freudig in ſeine Arme.

Rotkäppchen

Der König der Vögel machte ihnen nun bekannt, daß Roſalinde und der Prinz mit dem Könige zurück in ſein Land gehn ſollten, und ſo lange darin leben, bis ein Sohn von ihnen die Regierung übernehmen könnte; dann, ſetzte er hinzu, werden eure Unterthanen glauben, ihr ſeid geſtorben, und Trauerglocken durch das ganze Land tönen, ihr aber werdet in unſere Arme zurückkehren und bei uns im ewigen Frühlinge leben. Man nahm Abſchied von einander. Die Königin umarmte ihren Sohn und Roſalinden mit vielen Thränen; der König küßte ihre Stirn, und ein Heer von Vögeln war in dem Augenblick bereit, ſie zurück zur Erde zu führen. Sie ſtanden in weniger Zeit in dem Garten, wo die Königin noch den Verluſt ihres Gemahls betrauerte. Ihre Freude, als ſie ihn und ihre Tochter wieder ſah, war unbeſchreiblich. Von der Schönheit des Prinzen wurde ſie, wie der König, überraſcht; auch die treue Amme war ihrer geliebten Roſalinde gefolgt.

Die Vermählung des Prinzen wurde in wenigen Tagen mit vieler Pracht gefeiert. Roſalinde hatte ſich anfangs ſehr gefreut, den Garten wieder zu ſehn, wo ſie als Kind ſo gern ſpielte: aber die Freude daran verlor ſich ſehr bald; es kam ihr alles ſo klein und eng vor; das ſchöne Land der Vögel mit ſeinem ewigen Sonnenſchein war beſtändig in ihrem Gedächtniß. Ach, ſagte ſie oft zum Prinzen, ſind wir nicht ſelber wie die verbannten Vögel, nur daß unſre Strafe viel länger währt?

Als ſie einen Sohn geboren hatte, war ihre einzige Freude ſein Wachſen und Starkwerden. Sie erwartete mit Ungeduld ſein funfzehntes Jahr. Es erſchien endlich, und ſie ſagte zu ihren Eltern, daß ſie ſie nur noch einmal auf eine kurze Zeit verlaſſen würde; ſie wolle den König der Vögel bitten, daß er ſie auch bald in ſein Reich aufnähme.

In einer ſchönen mondhellen Nacht ging ſie mit ihrem Gemahl im Garten ſpazieren; eine tiefe Stille herrſchte rings umher; ſie gingen auf und ab, und freuten ſich, daß die Zeit ihrer Rückkehr nahete. Da traf plötzlicher Geſang der Vögel ihr Ohr; er kam näher, und die vornehmſten Diener der Königin ſchwebten in der Luft. Sie ſenkten ſich nieder und führten den Prinzen und Roſalinden davon. Am andern Morgen fand man ihre Leichen in ihren Zimmern. Der König ließ ſie prächtig begraben und das ganze Land betrauerte ſie. Bald darauf wurden auch Roſalindens Eltern in das ſchöne Land der Vögel getragen. Der junge Prinz wurde zum Könige gekrönt. Er

betrübte sich sehr über den Tod seiner Eltern und Großeltern, aber die Zeit heilte seinen Schmerz. Er wählte sich eine schöne Gemahlin und lebte in seinem Lande recht glücklich mit ihr, weil er das schöne Land der Vögel nicht kannte.

Spiele.

Das Guirlandenſpiel.

Spiele im Freien: auf Wieſen, Grasplätzen, in Gärten u. ſ. w., machen der Jugend im Frühlinge, Sommer und Herbſt gar viel Vergnügen. Es giebt ſolcher Spiele mancherlei; aber nicht leicht iſt darunter ein ſchöneres, als das Guirlandenſpiel. An dieſem Spiele können etwa 10 bis 20 Kinder, Knaben und Mädchen, theilnehmen. So viele Theilnehmer vorhanden ſind, eben ſo viele halbe Reife oder biegſame Stäbe von Weiden, Haſelnüſſen ꝛc. hat man nöthig. Die eine Hälfte der Anzahl gebogener Stäbe wird mit Blättern oder Feldblumen aller Art zu Guirlanden gebunden, die andere Hälfte bleibt leer. Bei 20 Theilnehmern an dem Spiele müſſen alſo 10 in Guirlanden verwandelte, und 10 leere Stäbe vorhanden ſein. Die Spielenden ſtellen ſich nun in einen Kreis. Jeder nimmt in die eine Hand das Ende eines Guirlandenſtabes, von dem der Nachbar das andere Ende hat; in die andere Hand kommt auf gleiche Weiſe das Ende eines gebogenen leeren Stabes oder Halbreifes. Dadurch entſteht je zwiſchen zwei Spielenden ein nach oben gekehrter Bogen, auf der einen Seite jedes Spielenden mit Blumen, auf der andern ohne Blumen. Nur zwei von den Spielenden trennen ſich vor dem eigentlichen Anfange des Spiels, entweder freiwillig, oder durch das Loos dazu beſtimmt. Der eine davon ſtellt den Verfolgten, der andere den

Verfolger vor. Die ganze Gesellschaft, mit Ausnahme dieser Beiden, bildet jetzt den Kreis, macht einen Reihentanz (eine Ronde) und bleibt dann ruhig stehen. Der Verfolgte hatte sich in die Mitte des Kreises, der Verfolger außerhalb desselben hingestellt. Sobald aber der Reihentanz aufgehört hat, so sucht der Verfolger den Verfolgten einzufangen, und ihm, zum Zeichen, daß er ihn eingeholt hat, mit dem Plumpsacke einen Streich beizubringen. Dabei findet aber noch folgende Hauptbedingung statt: Der Verfolger soll in den Kreis hinein nur durch die leeren Bogen, und hinaus nur durch die Guirlandenbogen gelassen werden; der Verfolgte aber soll blos durch die leeren Bogen aus dem Kreise heraus, und durch die Guirlandenbogen hinein dürfen. Daß dies wirklich geschehe, darauf müssen die Mitspielenden, welche den Kreis bilden, achten; sie müssen in dem Augenblicke, wo der Verfolger oder der Verfolgte einen verbotenen Weg nehmen will, den Bogen nach der Erde zu herabsinken lassen und jenen den falschen Weg versperren. Dasjenige Paar, welches dies unterläßt, muß ein Pfand geben. Auch der Verfolgte oder der Verfolger muß ein Pfand erlegen, wenn er über einen herabgelassenen Bogen springt. Ueber den Bogen hinüber, von Außen nach Innen oder von Innen nach Außen, darf der Verfolger nicht mit dem Plumpsacke schlagen. Wenn es dem Verfolger gelingt, mit seinem Plumpsacke dem Verfolgten einen Streich beizubringen, so muß dasjenige Paar, durch dessen Bogen der Verfolger das letztemal aus- und eingesprungen ist, er mag einen erlaubten oder unerlaubten Weg gemacht haben, für jenen Verfolgten oder Verfolger eintreten, während diese beiden ihren Platz in dem Kreise einnehmen. Der Kreis macht aufs Neue einen Reihentanz, worauf das Entwischen, Verfolgen und Einholen wieder wie vorhin betrieben wird. Ist eine angemessene Anzahl von Pfändern eingegangen, so wird die Auslösung derselben vorgenommen.

Das Puppenprellen.

Zu dieſem Spiele gehört eine Puppe, welche ſo groß als möglich ſeyn muß, zwei Bett- oder Tiſchtücher und 8 Perſonen, in zwei Parteien getheilt, welche das Spiel ausführen. Jede dieſer Parteien hält das leinerne Tuch an ſeinen vier Zipfeln und beide ſtehen einander zur Seite. Auf eins dieſer Tücher wird die Puppe gelegt und die dieſes Tuch haltende Partei prellt nun dieſelbe ſo lange in die Höhe und fängt ſie wieder mit dem Tuche auf, bis es der nebenſtehenden, auf dieſen Augenblick vielleicht ſchon lange wartenden Partei gelingt, die Puppe mit ihrem Tuche zu fangen, und die vorhergehende ausgelacht wird. Nun ſchnellt dieſe die Puppe ſo lange, bis auch ihr dieſelbe wieder weggefangen wird u. ſ. w.

Regeln. Wenn Einer der Spielenden nicht vorſichtig genug iſt und von der fallenden Puppe berührt wird, ſo giebt er ein Pfand. Wer, durch die fallende Puppe geſchreckt, das Tuch fahren läßt und zurücktritt, bekommt einen Schlag mit dem Plumpſacke und giebt ein Pfand. Fällt die Puppe auf die Erde, ſo giebt derjenige, den ſie etwa im Fallen berührt hat, und der, dem ſie am nächſten liegt, ein Pfand.

Das Mattmachen.

Auf einem ebenen und freien Raſenplatze wird durch Ziehen eine Linie abgeſteckt, die vielleicht 50 Schritt lang iſt und der Wall heißt. Die Geſellſchaft, deren Anzahl beliebig ſeyn kann, theilt ſich und bildet gleichſam zwei ſich gegenüberſtehende Parteien. Beide Theile ſtellen ſich, den Wall als Gränzſcheidung in der Mitte, 10 — 20 Schritte von einander auf. Jetzt nun ſucht jede Perſon der beiden Parteien, eine nach der andern, auf einem ihr zunächſt gelegenen Orte ins feindliche Gebiet hinüber zu laufen und unter dem Ausrufe: matt! irgend einen von Jenen auf die Schulter zu klopfen und wieder zurückzuſpringen, ohne ſich erwiſchen zu laſſen. Gelingt dieß, ſo iſt der

Geſchlagene **matt**, d. h. er muß vom Spiele abtreten. Gelingt es nicht und wird der Schlagende im feindlichen Gebiete erwiſcht, ſo iſt er ſelbſt matt und muß austreten. Auf dieſe Weiſe geht nun das Spiel ſo lange fort, bis von der einen Partei alle Perſonen matt ſind; die Gegenpartei hat dann gewonnen und man beginnt das Spiel von Neuem. Bei einer ſehr zahlreichen Geſellſchaft iſt es nöthig, daß die eine Partei ein Zeichen, z. B. einen Zweig auf der Mütze, trage, um nicht Verwechſelung unter den Perſonen herbeizuführen.

Der Wolf und die Schafe.

Die Geſellſchaft ſtellt ſich, mit Ausſchluß einer Perſon, in eine Reihe und Jeder hält ſeinen Vordermann durch ein um den Leib gebundenes Tuch feſt. Der Vorderſte in dieſer Reihe ſtellt den Hund vor, die Andern ſind die Schafe und der Uebriggebliebene der Wolf. Der Hund muß den Beſchützer ſämmtlicher Schafe machen und ſeinen Arm gegen den andringenden Wolf abwehrend ausbreiten. Der Wolf hingegen ſucht durch Geſchwindigkeit, Seitenſprünge und ſchnelle Wendungen bei dem Hunde vorbei zu kommen und eines der Schafe zu erhaſchen; dieß kann ihm jedoch nicht leicht gelingen, wenn der Hund ſich ihm gewandt entgegenſtellt, ſeinen Wendungen geſchickt zu begegnen weiß und die Schafe ſelbſt feſt aneinander geſchloſſen die Reihe nicht trennen, auch möglichſt gleichen Schritt halten. Wird ein Schaf erwiſcht, ſo wird es Hund und der Hund Wolf. Spielt man dies Spiel in einem Zimmer, ſo ſehe man darauf, daß es ein möglichſt geräumiges ſei, und entferne alle Gegenſtände zum Anſtoßen aus demſelben. Vorzüglich gut ſpielt es ſich jedoch im Freien. —

Tag und Nacht.

Die Gesellschaft theilt sich in zwei, in Hinsicht auf Größe und Fertigkeit gleiche Parteien, A. und B., welche sich 10—15 Schritte von einander in zwei, einander den Rücken zukehrende Reihen aufstellen. In der Mitte zwischen beiden Reihen steht der Aufseher des Spiels mit einer kleinen hölzernen Scheibe, die auf einer Seite schwarz, auf der andern weiß aussieht; jene heißt Nacht und diese Tag. Denselben Dienst versieht auch ein Stück Geld, dessen Gepräge man auf der einen Seite zu Tag und auf der andern Seite zu Nacht gemacht hat. Jede der Gesellschaftsreihen wählt sich eine Seite der Scheibe und diese wird nun in die Luft geworfen. Jetzt kommt es darauf an, welche Seite beim Niederfallen oben liegt. Hatte A. Tag gewählt, und dieser liegt oben, so verfolgt die Reihe A. die Reihe B. und der, welchen jene erwischt, ist matt oder todt und darf in dieser Partie nicht mehr mitspielen. Diejenige Partei, die zuerst ganz todt ist, hat die Partie verloren. Damit aber nun bei einer Partei dies nicht gleich im Beginne der Fall sei, so sind Freiplätze angelegt, auf welche sich die Fliehenden retten können.

Diese Freiplätze liegen ungefähr 40 Schritte vor jeder Fronte und werden so eingetheilt, daß der Freiplatz vor der Fronte A. der Reihe B. und der vor B. der Reihe A. gehört, daß also die Fliehenden erst um die sie verfolgende Reihe herum laufen müssen, ehe sie den Freiplatz erreichen können, wodurch zwar das Entkommen erschwert, aber doch nicht ganz unmöglich gemacht wird.

Als feste Regeln mögen bei diesem Spiele gelten:

1) Wenn die Scheibe geworfen werden soll, darf sich Niemand umblicken, um selbst zu sehen, welche Seite oben liegt; dieß kündigt der Aufseher mit den Worten Tag oder Nacht an.

2) Verfolgt eine Partei die andere, so muß sie ordentlich hinter ihr herlaufen und darf nicht bloß suchen, den Freiplatz zu versperren.

Guten Tag, Herr Nachbar.

Die Gesellschaft stellt sich in zwei Reihen, läßt aber zwischen diesen so viel Raum, daß man bequem inwendig hindurch und auswendig herum gehen kann. Ein Mitglied derselben fängt nun an, so geschwind, als es ihm möglich ist, inwendig durch die Reihe zu hüpfen, und redet zugleich, ohne sich dabei aufzuhalten, Einen aus der Gesellschaft mit den Worten an:

Guten Tag, Herr Nachbar!

welcher ihm darauf antwortet:

I schönen Dank, Herr Nachbar!

und nun dem Herrn Nachbar nachhüpft, doch so, daß er sich am Ende der Reihe auf eine andere Seite wendet und dem Herrn Nachbar entgegen hüpft. Wenn sie sich begegnen, sagt der Erste dem Zweiten:

Wie geht's, Herr Nachbar?

worauf dieser erwiedert:

Wie Sie sehen, aber ich habe keine Zeit!

Beide hüpfen nun, ohne sich dabei aufzuhalten, weiter, und Jeder sucht sich einen neuen Nachbar, der dann auf dieselbe Frage dieselbe Antwort geben und nachhüpfen muß, und später, wenn er seinem Aufrufer auf dessen Frage antwortet:

Wie Sie sehen, aber ich habe keine Zeit!

das Recht hat, sich selbst wieder einen Nachbar zu suchen. Wer einmal im Hüpfen ist, darf im ganzen Spiel nicht wieder aufhören. Dieses endet, sobald alle Spieler hüpfen.

Bock, Bock, schiele nicht.

Zu diesem Spiele gehört stets eine ungerade Zahl von Personen. Sie stellen sich paarweis hintereinander, und die, welche übrig bleibt, nimmt ihren Platz vor allen andern. Letztere klatscht nun in die Hände und ruft laut:

„Bock, Bock, schiele nicht!"

Bei dieſem Ausrufe läuft das letzte Paar, jeder von einer Seite vor, und beide ſuchen ſich vorn wieder zu vereinigen. Gelingt ihnen dies, ſo ſtellen ſie ſich als erſtes Paar hin; der vorderſte muß aber einen von den beiden Auslaufenden, ſo bald ſie vorn in ſeine Nähe kommen, zu erhaſchen ſuchen; iſt ihm dies gelungen, ſo iſt der Gefangene der Bock, und mit dem Uebrigbleibenden ſtellt ſich der abgelöſte Bock als erſtes Paar hin.

Der ſchwarze Mann.

Beim ſchwarzen Mann ſteht an einem Ziele des Spielplatzes ein Einzelner der ganzen übrigen Spielſchaar gegenüber. Das Spiel beginnt dadurch, daß dieſer laut zum Beginn des Spieles ruft: „Fürchtet ihr den ſchwarzen Mann?“ und nachdem die Andern alle ihm fröhlich und laut geantwortet: Nein (welche beide Rufe jedesmal nach dem Wechſel des Standpunktes erſchallen müſſen, damit beide Schaaren genau wiſſen, wenn ſie gemeinſam auszulaufen haben), eilen ſie gegen einander. Der einzelne ſchwarze Mann ſucht ſich auf dem Wege durch die Bahn Genoſſen zu fangen, denen er beſtimmte drei Schläge zu ertheilen hat; wobei er jedoch ſtets vorwärts, höchſtens ſeitwärts, nie zurücklaufen darf. Die ihm Entgegenlaufenden ſuchen ihm zu entgehen und unberührt durchzukommen. Das iſt anfangs, beſonders für die Kräftigeren und Schnelleren, freilich leicht. Allmälig aber, beim Anwachſen der Schwarzen-Männer-Schaar, wird es ſchon ſchwieriger; der Gegner werden mehrere, die Bahn beengter, die Genoſſenſchaft gelichteter, der Lücken zum Durchſchlüpfen weniger. Entkommen iſt nicht mehr leicht, beſonders wenn ſich mehrere der ſchwarzen Männer verabreden, auf Einen und denſelben, und zwar obenein von verſchiedenen Seiten zuzugehen, ſo daß er, wenn er dem Einen ausweichen will, den Andern in die Hände eilt. Hier gilt denn mehr tüchtige Kraft, die ſich durchzuſchlagen vermag. Gegen das Ende bleiben Einige, zuletzt ſelbſt nur Ein Tapferer übrig, der, wenn es ihm glückt, durch zwei- bis dreimaliges Durchdringen ſich ſelbſt frei machen kann.

Das Barſpiel.

Können an dem ſchwarzen Mann Kleinere wie Größere Theil nehmen, ſo erfordert dagegen das Barſpiel zwei gleich große Spielſchaaren, die an Kräften und beſonders an Fertigkeit im gewandten Schnelllauf einander nichts nachgeben dürfen. Ein waches Auge, ſchneller Entſchluß und friſcher Muth ſind jedem Mitſpieler nöthig, der, raſch auf den Gegner losgehend, durch verlockende Umbiegung den vermeinten Sieger zur Gefangenſchaft führen, oder, in Gefahr ſich ſehend, ſich raſch entſchloſſen durchſchlagen will.

Das Grundgeſetz dieſes Spieles iſt ſehr einfach, ſo mannigfaltig auch die Vorkommniſſe und Verwickelungen bei demſelben ſein können. Es beginnt damit, daß die eine Schaar einen ihrer Leute zur andern Schaar hinüber ſendet, um Bar zu fordern. Der Forderer wählt ſeinen Mann; dieſer ſchreitet drei Schritte (größer oder kleiner, nach ſeinem Gutdünken) vom Male ſeiner Schaar vorwärts und ſtellt ſich, die Hände vorſtreckend, jenem entgegen. Der Forderer giebt ihm nun drei Schläge — entweder raſch hinter einander oder langſam und neckend, mit einer oder mit beiden Händen, von oben oder von unten, wie er will, — und läuft dann ſchnell, oder nochmals den Gegner verlockend, zu ſeiner Schaar zurück — der Geforderte und Geſchlagene aber ihm nach, um ihn einzuholen und zum Gefangenen zu machen, wobei er jedoch gleich auf den zweiten Ausläufer der erſten Schaar zu achten hat, der dem Forderer zu Hülfe eilt; denn durch das ganze Spiel gilt das Geſetz, daß der früher Ausgelaufene der einen Schaar dem — auch nur einen Augenblick ſpäter ausgelaufenen Gegner der andern Schaar weichen muß, oder: der ſpäter Ausgelaufene der einen Schaar darf, weil er Bar hat, den zunächſt vorher oder jeden früher Ausgelaufenen der Gegenſchaar ſchlagen d. h. durch Einen Schlag zum Gefangenen machen. Dadurch wird das Spiel ſehr lebendig. Es herrſcht dabei ein immerwährendes Kommen und Gehen, Vorrücken und Zurückziehen; denn Jeder, dem ein Vorhabender, d. h. ein ſpäter als er ſelber ausgelaufener Feind gegenüber ſteht oder entgegeneilt, hat ſich ſo bald als möglich auf ſeine Schaar, zu ihrem Male zurückzuziehen, um ſo bald als möglich wieder, als ſpäter Auslaufender, zum Angriff voreilen zu können; es ſei denn,

daß er eine Zeit lang außen verweilen will, um, ſeiner Stellung und Berechtigung oder ſeines Nachtheils auch im bunteſten Gewirre nicht vergeſſend, ſeine Gegner zu täuſchen und zu locken, damit ſein nacheilender Genoſſe dieſelben ſicher erreiche, oder endlich, um im Gewirre des etwa nach einer andern Seite hin lebhaft werdenden Spieles unbemerkt die Gefangenen zu erreichen und zu erlöſen.

Wer nämlich vom ſpäter ausgelaufenen Gegner eingeholt und geſchlagen wird, muß als Gefangener zur ſiegenden Schaar hinüber, und wird an der rechten Langſeite des Spielplatzes drei Schritte (die er ſchreitend, nicht ſpringend, ſo groß meſſen darf, als ſein Leib erlaubt) vom Male der feindlichen Schaar, die ihn gefangen genommen hat, aufgeſtellt, und harrt hier der Erlöſung. Kommt ein zweiter Mitgefangener als Unglücks- oder Geduldgefährte hinzu, ſo reichen ſich beide die Hände und ſpreiten ihre Füße ſo weit als möglich aus, um dadurch ihrer Schaar von der ſie Erlöſung hoffen, ſo nahe als möglich zu kommen. So können, wenn der zu äußerſt Stehende von einem Herandringenden ſeiner Schaar berührt wird, beide erlöſt werden. Waren ſie dagegen nicht verbunden, ſo iſt nur der Erſte erlöſt und der Andere muß ſtehen bleiben. Drei Gefangene machen, wenn die Menge der Spielenden nicht zu klein iſt, in der Regel ein Spiel aus. Damit es wieder friſch begonnen werde, fordert nun die ſiegende Schaar. Dadurch kommt neue Friſche, neue Abwechſelung in das Ganze. Denn, ſind erſt Gefangene gemacht, ſo iſt die Aufmerkſamkeit der Schaaren vorzugsweiſe auf Erlöſen und Bewachen derſelben gerichtet, um das Spiel zu gewinnen. Der verlierenden Schaar ſteht es zu, ein neues Spiel zu verlangen, damit auch ſie zum Siege gelangen kann. Wer aus ſeiner Spielſchaar aus triftigem Grunde austreten will, muß ſeinen Gegner auch dazu veranlaſſen können; allein darf Keiner austreten, da ſonſt das Spiel zu ungleich an Kräften würde. —

Seinen Namen hat dies Spiel, welches ſchon im dreizehnten Jahrhundert in Deutſchland bekannt war, von der Barre, oder einem Schlagbaum (Barriere) welcher in der Mitte zwiſchen beiden Spielſchaaren gedacht werden muß.

Mühle.

Nehmet vier ziemlich gleich große Kleinere oder Mittelgroße und laßt ſie ſich genau über's Kreuz lang ausſtrecken, ſo zwar, daß ihre Füße alle einander berühren. Dann tretet vier Größere, ziemlich Gleichkräftige zwiſchen jene vier Liegenden, reicht je euren beiden Nachbarn eine Hand, hebt dieſelben gleichzeitig und ebenmäßig hoch vom Boden, ſo daß Jene ihren ganzen Leib vom Kopf bis zu Fuß ſteif und geſtreckt halten (mit eingezogenem Kreuze) und die (acht) Füße, den Boden berührend, vereint bleiben. Auf ein gegebenes Wort — Vorwärts oder Fort, Rechts, Links oder Umkreiſen (Kreis um) — wird nun das ganze ſo gebildete Mühlrad rechts oder links herum in Bewegung geſetzt, anfangs langſamer, dann raſcher, wobei nur vor Allem von Seiten der Stehenden darauf zu ſehen iſt, daß das Kreuz in ſeinem rechten Winkel bewahrt, d. h. keiner der Schwebenden durch zu ſtarkes Anziehen eines Armes nach der Umſchwungsſeite zu aus ſeiner rechtwinklichen Schwebelage komme, von Seiten der Schwebenden oder Liegenden aber die Füße ſtets durch eine leicht trippelnde oder tretende Bewegung alle acht bei einander und in ihrer anfänglichen Lage zu einander erhalten werden. Nachdem ſo dieſe Mühle rechts umgekreiſ't hat, muß dieſelbe nach der andern Seite gedreht werden. Das Ganze giebt ein ſchönes Bild und erfreut die Schwebenden ſehr. Nur müſſen die Schwebehaltenden oder Umdrehenden recht feſt halten und nicht los laſſen. Hat die Mühle viel Waſſer und geht das Rad ſehr ſchnell um, ſo kommt wohl, daß endlich alle vier Speichen deſſelben mit den Füßen aus den Fugen gehen und zuletzt übereinander zu liegen kommen. Damit endet auch gewöhnlich die Luſt. —

Zeck.

Ein einfaches, aber lange unterhaltendes Spiel, wenn es recht lebendig, recht rührig, recht wechselnd gespielt wird. Einer beginnt, hat den Schlag, ist der Zeck; wen er verfolgt und einholt, wobei er ihn einmal mit der flachen Hand zu schlagen hat, der ist sein Nachfolger im Verfolgen. Die Bahn ist bemessen, über ihre Gränzen wird nicht hinaus gelaufen oder der Fehlende gilt als getroffen. Die Größe der Bahn oder des Raumes richtet sich nach der Menge der Mitspielenden, welche sich bunt und dichter oder weiter auseinander auf dem Platze zerstreuen. Zu weitschichtig widerspricht dem Zweck des Spieles. Bäume und Spieler sind nun die natürlichen Hemmungen des Zeckmannes. Jeder Baum ist des Verfolgten Schirmmauer, dahinter hervorblickend ist er des Zecks Necker und Irreleiter, wie auch dieser ihn wieder durch eine angedeutete Seitenbewegung irreführt über die Richtung, die er und in der er Jenen zu verfolgen gedenkt, so daß der Geneckte und Gezeckte dem Zeck oft gerade in die Arme oder doch in den Wurf, in den Weg läuft. Aber lange windet er sich oft durch die Reihen der zwischenwogenden Spielgenossen durch, ehe Jener ihm nahen kann, ja diese setzen dem Zeck alles mögliche Hinderniß entgegen, durchkreuzen keck seine Bahn und Richtung u. s. w., wobei aber Grundgesetz ist, daß Keiner den Zeck berühren darf, sonst geht dessen Amt sogleich auf ihn über. Ein anderes Gesetz ist, daß nur Einer Zeck sein kann: zwei Spielschaaren können nicht durcheinander spielen. Hauptgesetz aber bleibt, daß der Zeck recht rasch wechseln und daß der, der eben den Schlag gehabt und gegeben, nicht gleich wieder geschlagen werden kann, weil sonst das Spiel sehr langweilig, bei Wenigen stehen bleiben und nicht raschen Fortgang und Wechsel gewinnen würde. — Dieses Spiel übt vortrefflich Auge, Entschluß und rasches geschmeidiges Wenden oder Umwerfen des Leibes sowohl auf Seiten des Verfolgers als des Verfolgten. Jener strebt streng dem Verfolger nach, während dieser in jedem Augenblicke den Plan und die Bahn des Verfolgers unterbricht, durchkreuzt und abzuändern nöthigt, wodurch ein immer wechselnder Kampf entsteht. Oft aber bricht der Zeck seine Verfolgung plötzlich ab, kehrt um und faßt einen Andern in's Auge oder, wie der Schütz zu sagen pflegt, auf's Korn; oder hat von Anfang an nur

eine Scheinbewegung gemacht, um einen Träumenden plötzlich zu wecken, oder er ſcheucht auch einen ganzen, dichter zuſammenſtehenden Haufen (eine Rudel würde der Jäger ſagen) auseinander, bis er einen Einzelnen ſich ausersucht, der ihn entweder in gerader Rennrichtung oder in Schlangenwindungen zwiſchen Bäumen und Spielenden nach ſich zieht.

Die belagerte Feſtung.

Dieſes ſchöne Winterſpiel war ſonſt in Frankreich ſehr gebräuchlich und es nahmen ſogar Prinzen an demſelben Theil. Nachdem man eine Feſtung oder Schanze erbaut hat, theilt ſich die Geſellſchaft in 2 Parteien, von deren jede einen Commandanten wählt. Eine Partei beſetzt nun die Feſtung, die andere belagert dieſelbe. Haben nun Letztere die Erſteren zuvor durch einige [illegible] zur Uebergabe aufgefordert, ſo geht von beiden Seiten das Schneeball-Bombardement los und dauert ſo lange, bis ſich eine Partei genöthigt ſieht, zu weichen.

Trallirum larum Löffelſtiel. Wer das nicht kann, der kann nicht viel.

Der Angeber des Spiels nimmt einen Schlüſſel oder irgend einen harten Gegenſtand in die rechte Hand und klopft damit nach den Sylben der Worte: „Trallirum larum Löffelſtiel: Wer das nicht kann, der kann nicht viel," taktmäßig auf den Tiſch, oder er dreht denſelben in der Hand herum, um glauben zu machen, es komme auf dieſe Bewegung an und giebt ihn dann ſeinem Nachbar. Jeder, der die Bedingung nicht kennt, glaubt es ſogleich nachmachen zu können, und zählt entweder eben ſo taktmäßig die Sylben her, oder dreht den Gegenſtand in der Hand auf dieſelbe Weiſe, wie ſein Vorgänger, ahnt aber nicht, oder doch ſehr ſchwer, daß es bloß darauf ankomme, denſelben nur mit einer andern Hand wegzugeben, als mit der man ihn empfing. Hatte

er es richtig errathen, ſo ſagt der Angeber des Spiels: „Trallirum larum recht;“ im Gegentheile aber: „Trallirum larum recht. Das Andere, das war ſchlecht.“ Man braucht aber nicht bei der angegebenen Weiſe ſtehen zu bleiben, ſondern der Treffpunkt kann bei jedem Spiele abgeändert werden.

Madame Angot.

Derjenige, welcher das Spiel angiebt, kündigt an, daß er die klägliche Geſchichte von verſchiedenen Zufällen, welche die arme Madame Angot gehabt habe, erzählen werde, und ſchreitet dann zur Sache ſelbſt. Er erdichtet ſeine Erzählung ſo gut er kann; bei jedem Ereigniß fügt er hinzu, daß ſeine Heldin eine Schwachheit angewandelt, und daß alle dieſe Schwachheiten mehrere Glieder ihres Leibes nach und nach in Bewegung geſetzt haben, ſo daß z. B. erſt ein Schütteln des Kopfes, dann ein Blinzeln der Augen, dann ein Verzerren des Mundes, eine Bewegung des rechten Armes und ſofort bis zu den Füßen, dadurch bewirkt worden ſei. Bei jeder Schwachheit, von welcher der Erzähler ſpricht, macht er die Bewegung nach, welche die Krankheit bei ſeiner Heldin verurſacht habe. Alle Uebrigen müſſen es ihm nachmachen, und wer es unterläßt, muß ein Pfand zur Strafe geben. Die wackelnden Köpfe, Arme und Beine, dieſe verzerrten Geſichter, die blinzenden Augen, alles dies giebt ein ſehr lächerliches Anſehen. Endlich, da die arme Angot allen dieſen Uebeln nicht mehr widerſtehen kann, ſo läßt ſie der Erzähler ſterben, und ladet nun die Geſellſchaft ein, ihr ein Leichenbegängniß zu veranſtalten, das dem Ruhme ihrer Duldung angemeſſen ſei. Die Bewegungen hören auf; man wendet ſich halb rechts, und der Angeber des Spiels giebt das Zeichen zum Fortgehen. Jedes nimmt ſeinen Stuhl mit beiden Händen und trägt ihn im Zimmer umher, ſeinem Nachbar nachfolgend, bis Jedes wieder an ſeiner Stelle angekommen iſt. —

Das Naſenſpiel.

Das Naſenſpiel kann ſowohl im Freien, als auch in einem geräumigen Zimmer geſpielt werden. Die Geſellſchaft, Knaben oder Mädchen, oder beide unter einander, ſtellen ſich in einer geraden Linie hinter einander, ſo, daß Jeder ſein Geſicht dem Rücken des Vorhergehenden zukehrt. Dem Vorderſten werden von dem zunächſt dahinter Befindlichen mit beiden Händen die Augen zugehalten. Nun ſchleicht ſich Einer aus der Reihe herbei zu jenem hin, zieht ihn ſanft an der Naſe oder tippt ihn darauf, und ſchleicht ſich dann wieder an ſeinen Platz zurück. Erſt wenn er da angekommen iſt, wird der Vorderſte, dem die Augen zugehalten wurden, losgelaſſen; er geht an der Reihe herunter, und ſucht an den Mienen der Spielenden zu erforſchen, wer ihm die Naſe berührt hatte. Er faßt denjenigen, welchen er dafür hält, ſanft an der Naſe und führt ihn ſo an die Stelle, welche er vorher eingenommen hatte; er ſelbſt ſtellt ſich an den Platz deſſelben. Hat er nun wirklich den rechten getroffen, ſo bleibt er an dem Platze; demjenigen, welcher jetzt der Vorderſte iſt, werden die Augen zugehalten, und das Spiel beginnt wieder, wie vorhin. Hat er aber nicht den rechten getroffen, ſo kommt dieſer ſogleich zurück, führt jenen an der Naſe wieder an ſeinen alten Platz hin, und das Berühren der Naſe deſſelben durch Einen aus der Reihe wird wiederholt, ſo oft, bis der Rechte getroffen wird. Das Führen an der Naſe hin und her ſieht drollig aus, ſo wie das Beobachten des Gezupften an den Mienen der in der Reihe Stehenden, wer wohl der Naſenzupfer geweſen ſein möchte. Denn meiſtens iſt dies derjenige, welcher am ernſthafteſten ausſieht. Oft ereignet es ſich, daß, wenn Einer ſchon aus der Reihe getreten war und die Naſe des Vorderſten ſchon gezupft oder getippt hatte, gleich hinter her ein Anderer kommt, der dies ebenfalls thut oder eben im Begriff ſieht, es zu thun; dieſer muß dann ein Pfand geben. — Wenn eine Anzahl Pfänder beiſammen iſt, ſo werden dieſe, als Unterbrechung des Spiels, eingelöſt.

Der Blumengarten.

e Gesellschaft setzt sich im Halbkreise umher. Vor demselben sitzen drei Per-
n: der Hofrath, die Hofräthin und der Gärtner. Sämmtliche Personen
Halbkreises nehmen den Namen einer Blume an, z. B. Rose, Nelke, Hya-
he, Veilchen, Vergißmeinnicht, Tulpe, Narcisse u. s. w. Der Hofrath und
Hofräthin werden sowohl von dem Gärtner als von den Blumen mit
angeredet; die Blumen hingegen werden von allen Dreien mit Du, und
Gärtner von allen Uebrigen mit Er angeredet.

Der Hofrath beginnt nun das Spiel folgendermaßen: „Ich ging in mei-
Garten, suchte meine Frau und fand sie nicht!" Hierauf fragt die Hof-
in: „Was sagst Du?" Der Hofrath erwiedert: „Wo warst Du?" Die
räthin spricht: „Bei der Nelke," (Rose, Tulpe u. s. w.). Die Rose fragt
erum die Hofräthin: „Was sagen Sie?" Diese erwiedert: „Wo warst
?" Die Rose antwortet darauf: „Bei dem Veilchen" (oder einer andern
me). Das Veilchen nennt nun wieder eine andere Blume, oder nennt
den Gärtner.

Wer nicht schnell genug antwortet oder mit der Anrede, Sie, Du, Er,
, oder auch eine Blume nennt, welche gar nicht vorhanden ist, giebt ein
nd. —

Humm!

an looset erstlich eine Person aus, die sich in der Mitte auf die Erde
ersetzen muß; dieser verbindet man die Augen mit einem Tuche, alsdann
eßen die Andern insgesammt einen Kreis, fassen sich gegenseitig an den
nden und tanzen, ohne ein Wort zu reden, herum. Einer von den
umtanzenden zupft und neckt den im Kreise Sitzenden und spricht end-
ohne den Mund aufzuthun, gegen denselben:

„Humm!"

auf der Erde Sitzende macht es auch so, reizt den, der ihn neckt, daß

er noch einmal „Humm!“ ſprechen muß. Hier hört er, ob er den Hummſprecher erkennt, und wenn er ihn erräth, ſo iſt er frei und Jener muß in den Kreis; erräth er es aber nicht, ſo muß er ein Pfand geben.

Die verkehrte Geſchichte.

Bei dieſem Spiele hat der Sprecher die ſchwerſte Rolle, denn er muß alle Sätze, die er verſagt, verdrehen, was namentlich bei ſchnellem Sprechen ziemlich ſchwer wird. Jemand aus der Geſellſchaft tritt auf und ſpricht z. B. folgende Worte vor, welche die ganze Geſellſchaft auf einmal oder nach einander ſprechen muß. Wer ein Wort anders ſagt und vorwitzig den Erzähler corrigiren will, giebt ein Pfand. Zwiſchen jedem Satze hält der Spieler inne. Als Beiſpiel diene Folgendes:

Vorigen Handſchuh verlor ich meinen Herbſt.

Da ging ich drei Tage ſuchen, bis ich ihn fand.

Da kam ich an ein großes Gucke, da lechte ich hinein.

Drei Stühle ſaßen dort auf einem Herrn.

Ich nahm meinen Tag ab und ſagte: Guten Hut, mein Herr!

Hier bringe ich Ihnen drei Pfund Strümpfe zu einem Paar Garn, die wollten mich gern geſtrickt haben.

Sie müſſen aber übermorgen fertig ſein, daß ich ſie morgen anziehen kann u. ſ. w.

Der Schlüſſel zu dem königlichen Garten.

Die Sätze, die dabei ein Jeder nach der Reihe wiederholen muß, ohne zu fehlen, ſind folgende:

„Ich verkauf Dir den Schlüſſel zu dem königlichen Garten.“

„Ich verkaufe Dir die Schnur, die an dem Schlüſſel zu dem königlichen Garten hängt!“

„Ich verkaufe Dir die Ratte, welche die Schnur an dem Schlüſſel zu dem königlichen Garten abgenagt hat.“

„Ich verkaufe Dir die Katze, von welcher die Ratte gefressen ward welche die Schnur an dem Schlüssel zu dem königlichen Garten abgenagt hat."

Dieß kann man nun außerordentlich weit ausspinnen; immer wird sich ein Gegenstand finden, der zu dem vorhergehenden paßt, und sich ein Satz daraus bilden lassen, wie hier z. B. der Steck, welcher den Hund getödtet; das Feuer, welches den Steck verbrannte; das Wasser, welches das Feuer löschte; den Eimer, in welchem das Wasser herbeigeholt ward u. s. w.

Drei Mann hoch oder den Dritten abschlagen.

Die Gesellschaft bildet einen doppelten Kreis, so, daß allemal zwei und zwei Mann hintereinander stehen. Je die Zahl der Gesellschaft recht ansehnlich, so spielt sich's am besten. Zwei Personen bleiben davon ausgeschlossen. Die eine derselben geht, mit einem Plumpsack bewaffnet, außerhalb, die andere innerhalb des Kreises herum. Letztere stellt sich unwillkührlich vor ein Paar im Kreise, so daß daselbst drei in einem Gliede stehen. Den Hintersten davon sucht der außer dem Kreise Herumgehende mit dem Plumpsacke zu schlagen. Trifft er ihn, so wird er von diesem abgelöst; entspringt dieser aber, und kommt in den Kreis, stellt sich wohl auch dort selbst sogleich vor ein anderes Paar und gefährdet dadurch den Dritten, so muß der erste Sucher immerfort herum gehen, bis ihm gelingt, einen Ueberzähligen zu ertappen. Wer nicht aufmerksam ist, wird leicht getroffen, ohne leicht wieder Einen zu treffen.

Der Examinator.

Ein Mitglied der Gesellschaft macht mit komisch ernster Miene den Examinator und legt, der Reihe nach, jedem zwei, drei oder mehrere Fragen vor, auf welche der Befragte abwechselnd mit Ja, Nein, Ja, Nein, antworten muß. Hat der Examinator Gewandtheit im Fragen und weiß er die Fragen so zu stellen, daß ihre Beantwortung Lachen erregt, so ist dieses Spiel sehr unterhaltend. Z. B.

A. fragt: Bist Du immer noch so ein loser Schelm wie sonst?
B. antwortet: Ja.
A. Willst Du Dich nie ändern?
B. Nein.
A. So willst Du also in Deiner Schwelgerei beharren?
B. Ja.
A. Können wir aber Dich da noch lieb haben?
B. Nein. — Oder:
C. Wie ich höre, betrinken Sie sich oft?
D. Ja.
C. Sind wohl keinen Tag nüchtern?
D. Nein.
C. Gedenken Sie es wohl immer so zu machen?
D. Ja.
C. Können Sie das bezahlen?
D. Nein. u. s. w.

Vortrag zu Zweien.

Einer von der Gesellschaft setzt sich auf einen Stuhl und auf seinen Schooß ein Anderer, welcher irgend ein ernsthaftes oder komisches Stück vorträgt, dabei aber die Arme unbeweglich herabhängen läßt, oder unter dem Rocke verbirgt. Dagegen setzt der auf dem Stuhle Sitzende die seinigen in Bewegung und macht damit alle zur Deklamation nöthigen Gesten. Außerdem aber macht er noch allerhand damit, was der Vortragende etwa selbst thun würde, er zieht ihm das Schnupftuch aus der Tasche, er wischt ihm den Schweiß ab oder die Thränen aus den Augen, und sucht überhaupt auf alle Weise den Vortrag lächerlich zu machen.

Das Bänderſpiel.

Ein jedes Mitglied der ſpielenden Geſellſchaft hält das eine Ende eines zwei Ellen langen Bandes in der Hand; das andere Ende aller dieſer Bänder hält der Aufſeher des Spiels. Sobald dieſer nun ſagt: Laßt los! ſo müſſen Alle die Bänder ſtraff anziehen; ſagt er hingegen: Zieht an! ſo müſſen ſie dieſelben loslaſſen. Wer fehlt und das thut, was befohlen war, muß ein Pfand geben. Unaufmerkſamkeit verurſacht bei dieſem Spiel ſehr viele Pfänder.

Tanzſpiele.

1

Die Kinder ſchließen einen Reihen, zwei tanzen in der Mitte: bei den letzten Worten tritt das Pärlein in den Reihen zurück und wird durch ein anderes erſetzt. Dieſes Spiel wird vorzüglich von Mädchen geſpielt.

's regnet auf der Brücken,
Das wär' naß,
Es hat mich was verdrossen,
Weiß wohl was'
Herziger Schatz, komm' rein zu mir,
Sind gar ſchöne Leut' dahier
Jube, freu' dich!
Wem ich bin, dem bleib' ich,
Adje mein Kind'

2.

Die Kinder tanzen im Reihen um eins herum; dieſes ſchlägt in die Hände, und der Kreis teilt ſich plötzlich auf, nachdem die unten folgenden Worte wenigſtens einmal geſungen worden. Das in der Mitte ſtehende Kind macht nun allerlei Zeichen, Bewegungen, lächerliche Pantomimen, ſteht ſtill, hüpft, ſpringt, tanzt u. ſ. w., was Alles unter fortwährendem Singen von den Andern nachgeahmt wird, was ſich ſehr poſſirlich ausnimmt. Das Verſlein heißt:

Jetzt wollen wir, jetzt wollen wir, Hopſaſa!
Luſtig ſein, luſtig ſein, Tralala!

Ein volles Glas Waſſer umzukehren, ohne daß das Waſſer herausläuft.

Dieſes Kunſtſtück iſt wahrſcheinlich Manchem unter euch bekannt; aber weniger vielleicht der Grund, auf welchem es beruht. Nehmet ein Glas und füllet es bis zum Rande voll mit Waſſer. Alsdann leget ein in Form eines Quadrats geſchnittenes Papier, das etwas ſtark ſein darf, darüber, ſo daß es die Mündung des Glaſes ganz bedecke. Ueber das Papier her leget eine ebene Fläche, etwa den Rücken eines Tellers, oder einen Spiegel. Nun kehret, indem ihr das Glas feſt andrücket, Alles mit einander um, ſo daß der Teller oder Spiegel die Unterlage des umgekehrten Glaſes werde. Iſt dies geſchehen, ſo hebet ſacht und in möglichſt ſenkrechter Richtung das Glas in die Höhe, wobei ihr alles Schwanken und Zittern der Hand vorſichtig vermeiden müſt: ſo werdet ihr ſehen, daß weder Waſſer noch Papier herunterfallen, ſondern in und an dem Glaſe gleichſam hängen bleiben.

Woher kömmt nun dieſes? Ein Schoppen Waſſer hat doch ſchon ein ziemliches Gewicht, und es ſcheint daher auf den erſten Anblick unbegreiflich, warum das Waſſer nicht aus dem Glaſe fällt, da doch das kleinſte Stückchen Holz, oder andere Körper von minderem Gewicht ſogleich abwärts fallen, ſobald man ſie ihrer Unterlage beraubt. Das Waſſer im Glaſe muß alſo nothwendig durch irgend eine Kraft zurückgehalten oder vielmehr zurückgedrückt werden? So iſt es auch! Dieſe Kraft nun, welche das Waſſer im Glaſe zurückhält, iſt der Druck der Luft. Da werden Etliche unter euch fragen, woher es alsdann komme, daß das Waſſer oder ſonſt ein Körper nicht in der Luft hängen bleibe, wenn man ihn hinaufwerfe, da doch die Luft ſo gar ſtark aufwärts drücken könne. Das iſt aber etwas ganz anders! Das Waſſer im Glaſe wird nur von unten hergedrückt; denn von oben her und von den Seiten kann die Luft wegen der feſten Wände des Glaſes keinen Druck auf das Waſſer ausüben. Sobald ihr aber in den nach oben gekehrten Boden des Glaſes nur die kleinſte Oeffnung machen würdet, ſo müßte das Waſſer plötzlich aus dem Glaſe herausfallen, weil die Luft alsdann auch von oben auf das Waſſer drücken könnte. Ebenſo iſt es mit einem Ei, in deſſen eine Spitze ihr ein Loch geſchlagen habt, und das ihr mit eben dieſer

Spitze unterwärts haltet, um die im Ei befindliche Substanz herauszukriegen. Diese wird entweder gar nicht oder nur sehr langsam herauslaufen. Sobald ihr aber die obere Spitze auch einschlaget, so werden Dotter und Eiweiß geschwind herauskommen, weil ihnen die Luft nun auch von oben beikann. — Und ein Faß Wein, das spundvoll ist, wird nicht laufen, so lange das Spundloch verschlossen ist, wenn auch der Hahnen geöffnet wird. Sobald man aber das Spundloch öffnet, wird der Wein plötzlich zum Hahnen herauslaufen. Nehmet einmal eine Glasröhre, die oben und unten offen ist, etwa ein abgebrochenes Stück einer Barometerröhre, und setzet sie ins Wasser, so daß eben nur noch die Mündung heraussehe. Nun verschließt diese mittelst eures Daumens und zieht die Glasröhre aus dem Wasser. Was wird nun geschehen? Das Wasser wird in der Röhre hängen bleiben. Dieses geschieht aber auch, wenn ihr die Glasröhre nicht ganz ins Wasser setzet, sondern noch einen Theil derselben heraussehen lasset und alsdann auf die eben beschriebene Weise verfahret. Es werden einige Tropfen herauslaufen, der ganze Ueberrest des Wassers aber wird in der Röhre hängen bleiben. Die Luft nämlich, welche sich bei dem diesmaligen Versuche noch eben in der Röhre zwischen dem Daumen und dem Wasser befand, konnte sich, weil unten etwas Wasser herauslief, in einen größeren Raum ausdehnen. Dadurch aber wurde sie dünner, und konnte nicht mehr mit derselben Kraft auf das Wasser drücken, wie die äußere Luft. Diese hält also auch diesesmal das Wasser in der Röhre empor. —

Seifenblasenmachen.

Es ist eine Eigenschaft aller durchsichtigen Körper, daß sie glänzende Farben zeigen, sobald sie in ganz dünne Schichten vertheilt werden. Gießt man in ein Trinkglas einen, höchstens zwei Tropfen eines flüchtigen Oeles, z. B. einige Tropfen Terpentinöl, wendet alsdann das Glas hin und her, so daß sich überall an die Wände des Glases etwas Terpentin anhängt, so wird sich, wenn man nun Wasser in das Glas gießt, eine ganz dünne Haut von Oel auf der Oberfläche sammeln, welche in den lebhaftesten Farben spielt.

Wenn dieſer Verſuch gelingen ſoll, ſo muß man ja nicht zu viel von dem Oel in das Glas tröpfeln, und wenn das Waſſer eingegeſſen iſt, das Ganze eine Zeitlang ruhig ſtehen laſſen. Mit Leinöl, mit Rußöl, Mohnöl und andern zähen, d. h. nicht leichtflüſſigen Oelen wird der Verſuch nur ſehr unvollkommen ausfallen; am beſten eignen ſich dazu die ſogenannten ätheriſchen oder flüchtige Oele, wie Nelkenöl, Zitronenöl, u. ſ. w., weil ſie ſich in weit feinere Schichten vertheilen als die dickflüſſigen.

Wollt ihr die Farbenerſcheinung dünner Schichten in ihrer ganzen Regelmäßigkeit beobachten, ſo bietet ſich hiezu kein beſſeres Mittel dar als die Seifenblaſen, jedoch müßt ihr ſie nicht auf die gewöhnliche Weiſe machen, d. h. nicht ſo, daß ſie Kugeln bilden, die an der Mündung des Röhrchens hängen, durch welches ihr blaſt; ihr müßt vielmehr auf den Teller ſelbſt, in welchem das Seifenwaſſer angemacht iſt, eine möglichſt große Seifenblaſe zu machen ſuchen, und dieſe dann eine Zeitlang ganz ruhig ſtehen laſſen, ohne daß auch nur der geringſte Luftzug daran kommt. Auch bei der Bereitung des Seifenwaſſers, welches man zu dieſem Verſuche anwenden will, muß man mehr Sorgfalt anwenden, als es für gewöhnliche Seifenblaſen geſchieht; das Seifenwaſſer muß nämlich etwas zäh ſein, und darf keine unaufgelöſten Seifenkörnchen mehr enthalten, mit einem Wort, es muß eine etwas zähe aber vollſtändig reine und gleichmäßige Auflöſung von Seife im Waſſer ſein. Auf dem höchſten Punkt der Blaſe bildet ſich dann ein dunkler Fleck, und um dieſen herum mehrere farbige Ringe, die um ſo lebhafter gefärbt und um ſo breiter ſind, je näher ſie an ihrem Mittelpunkt liegen. Iſak Newton hat zuerſt die Geſetze dieſer Erſcheinung erforſcht, weshalb man auch ſolche Farbenringe **newtoniſche Farbenringe** nennt. Es iſt offenbar, daß die Farbe von der Dicke der dünnen Schicht abhängt, da ja die Seifenblaſe, wenn ſie eine Zeitlang ruhig geſtanden hat, in ihrem höchſten Punkt am dünnſten iſt, und daß ihre Dicke nach unten hin immer zunimmt. Daraus, daß die dünnſten Stellen die lebhafteſten Farben zeigen, geht hervor, daß ſchönfarbige Seifenblaſen ſehr dünn ſein müſſen.

Räthsel.

1.

Es iſt, worin das Waſſer fließt,
Es iſt, worauf die Blume ſprießt;
Es iſt, worauf bei Tag und Nacht
Der müde Menſch die Ruh genießt;
Und gleichnißweiſe nennſt du ſo
Auch das was dich im Tod umſchließt.

2.

Kern wird in ihnen rein gemacht,
Und Eines giebt mit ihnen Acht;
Doch wer mit ihnen Waſſer ſchöpft,
Der hat Erſtaunliches vollbracht.

3.

Die Schöpfung hat nur einen,
Doch jeder Schöpfbrunn ſeinen.

4.

Ein — haſt du dir manchen Gaſt,
Auf — haſt du dir manche Laſt;
Sag, was hinter beide — — paßt!

5.

Was bewegt man, um Fische zu fangen,
Und in die Stube zu gelangen?

6.

Eine nennt im Garten sich
Wie am Himmel die vielen,
Rickt und neigt sich, wenn mit ihr
Die gleichgenannten spielen.

7.

Aus drei Theilen ist's geflechten,
Ist es stark, so hält es.
Doch es kommt ein Hauch dazwischen,
Und vom Himmel fällt es.

8.

Mit drei Lauten schreibt man es,
Daß ein Laut es werde;
Schieb einen vierten Stummen ein,
So wird's zu stummer Erde.

9.

Man läßt ihn sprechen,
Man läßt ihn stechen;
Es ist ein Vogel
Und ein Gebrechen.

10.

Es ist mehr als Veralten,
Und soviel als Verwalten;
Es erhält uns die Güter,
Und zerstört die Gestalten.

11.

In geschickter Künstlerhand
Macht er schöne bunte Sachen;
Als ein ungeschickter Mensch
Läßt er alles mit sich machen.

12.

Am Haupt ist's ohne Hut,
Am Fuß ist's ohne Schuhe,
Besonders ist es gut
Am Geld in deiner Truhe.

13.

Sie ſtammt aus Erdenſchacht
Und aus des Glückes Topf;
Wer etwas will beſetzen,
Der ſchlägt ſie auf den Kopf;
Doch wer ſie zieht, gewinnt nichts,
Und bleibt ein armer Tropf.

14.

Der vom Himmel fällt,
Der die Fäſſer hält,
Wenn die Traub' es iſt,
Die die Fäſſer ſchwellt.

15.

Wer es iſt, der iſt
Wenn das, was es iſt.
Nennt mir's, wenn ihr's wiſt.

16.

Sie trägt ein bittres Laub,
Sie trägt viel ſüße Kräuter;
Auf ihr geht, unter ihr,
Die Kuh mit vollem Euter.

17.

Sie machet ſein
Nur ſolche mein,
Die ſpeiſen bis
Man ſie verſpeiſt.
Er wuchs und ſtand,
Auf Bergen dreiſt,
Auf Waſſern ſteht
Er feſt und reiſt.
Du magſt mir ſagen
Wie er heißt,
Wenn ſie dir nicht
Benahm den Geiſt.

18.

Einen trägt das Bergeshaupt
Auf der höchſten Scheitel;
Mädchen als wie Vögel ſind
Auf den ihren eitel;
Und dem Hutzgen vor der Stirn
Schwillt er wie ein Beutel. —

19.

Zwei Schweſtern kenn' ich, laſſ't Euch ſagen,
So ähnlich ſah' ich Schweſtern nie,
Auch würden ſie ſich ſtets vertragen,
Entzweiten nicht die Eltern ſie.
Ein Vorurtheil läßt Eine unterdrücken,
Und während Jene Sorg und Unterricht
Von zart'ſter Jugend auf beglücken,
Bekümmert man um die ſich nicht;
Drum bleibt ſie ungeſchickt,
Wenn ihre Schweſter malt und ſtickt
Und ſchreibt und ſpielt und ſpinnet.
Nur tanzen, wie man ſpricht,
Nur tanzen können beide nicht. —
Ihr ſeht die Schweſtern oft, wenn ihr Euch recht beſinnet.

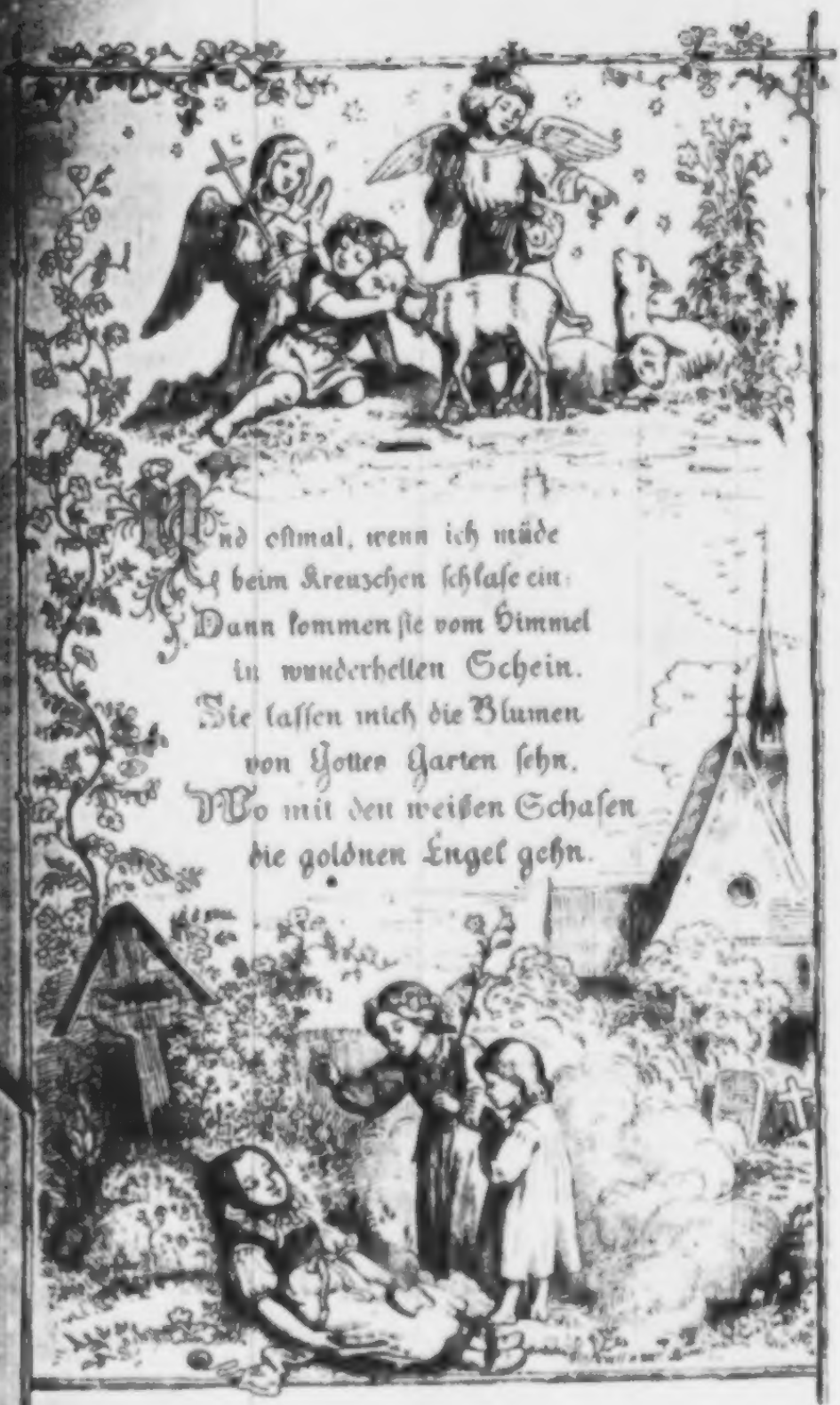
20.

In den Kirchen ſingt man ſie. 1.
Ohne Rührung hört man's nie. 2.
Schuh und Stiefel bilden ſich aus mir. 3.
Deine Augen deckt's im Schlafe Dir. 4.
Menſchen aller Farben wohnen d'rauf. 5.
Ach! ſie Manchem trübt's des Lebens Lauf. 6.
Viele ſind es, die es ſchwören. 7.
Spricht man laut, kannſt Du es hören. 8.
Am Klaviere tönt's nur ſtill für Dich, 9.
Auf dem Jahrmarkt laut und öffentlich. 10.
Willſt du's, wirſt Du ſchnell ſein müſſen. 11.
In dem Zimmer liegt's zu Füßen. 12.
Wo es iſt, da iſt nichts voll, nichts ſchwer. 13.
Hoch erblüht's am Sumpf, am Teich umher. 14.
Aller guten Dinge ſind ſo viel. 15.
Schlechten Denkern iſt's nur Spiel. 16.
Guten Menſchen ihres Handelns Ziel. 17.
Ruhm bringt's jedem Handlungshaus. 18.
Vielen iſt's ein guter Schmaus. 19.
Beim Verwundern ſpricht ſich's aus. 20.
Jeder, (21) er (22), und der (23), und die, (24)
Stecken drin, doch ſage wie?

Wenn den Esel trifft die Reih
laß vom Amt ihn lieber frei.

Statt zu keuchen und zu schwitzen
Sollst du manchmal stille sitzen
Ist am Werktag nicht gelingt
Was die Sabbathruh dir bringt

Kgl. Bibliothek
Berlin


Und ostmal, wenn ich müde
bin beim Kreuzchen schlafe ein:
Dann kommen sie vom Himmel
in wunderhellen Schein.
Sie lassen mich die Blumen
von Gottes Garten sehn.
Wo mit den weißen Schafen
die goldnen Engel gehn.

Erzählungen.

Unserer sind sieben.

Es saß bei bunten Blumen auf einem Grab ein Kind:
In seinen Locken spielte der frische Morgenwind.
Ihm glühten frisch die Wangen, wie Kirschen in dem Mai,
Und seine Augen strahlten wie Sterne klar und frei.

Nicht blickt der Funk so helle, der in den Zweigen singt,
So fröhlich die Gazelle, die in dem Walde springt.
„Ei sag, wie viel Geschwister seid ihr, mein liebes Kind?"
Das Kind sprach freundlich: „„Sieben in allem unser sind.

Zwei säen in dem Garten, zwei ruhn im Grabe hier;
Zwei fischen auf dem Wasser; drum sieben, Herr, sind wir!""
„Wenn zwei im See fischen, und zwei im Felde sind:
Dann seid ihr ja nicht sieben; sag an, mein liebes Kind!" —

„„Ei, zwei von uns ja liegen im grünen Grabe hier;
Drum sind es unser sieben, ja sieben, Herr sind wir!"" —
„Wenn zwei von euch begraben im grünen Grabe sind:
Dann seid ihr ja nur fünfe, mein gutes, liebes Kind!"

„„O nein, o nein, nicht fünfe! nein, sieben, Herr, sind wir;
Denn Brüderchen und Schwesterchen die kommen oft zu mir!
Seht, lange lag das Schwesterchen geduldig bei uns krank,
Und blickte noch so freundlich, als schon sein Köpfchen sank.

Der liebe Gott vom Himmel, den es mir oftmals wies,
Der rief das kranke Schwesterchen zu sich ins Paradies.
Da ging ich mit dem Brüderchen gar oft zum Grabe hin;
Wir schmückten es mit Blumen und spielten in dem Grün.

Doch als der kalte Winter die Blümlein schneite ein:
Da rief Gott auch das Brüderchen zum lieben Schwesterlein.
Nun schmück' ich ihre Gräber mit Blumen weiß und roth;
Ich bete dort und stricke, und eß' mein Abendbrot.

Und oftmal, wenn ich müde beim Kreuzchen schlafe ein:
Dann kommen sie vom Himmel in wunderhellem Schein.
Sie lassen mich die Blumen von Gottes Garten sehn,
Wo mit den weißen Schafen die goldnen Engel gehn.

Gern wär' ich dort geblieben; doch sprechen sie beim Gehn:
Sei brav, du liebes Schwesterchen, bis wir uns wiedersehn!
Drum fünfe nicht, nein sieben sind, Herr, in allem wir:
Im Garten, auf dem Wasser und in dem Grabe hier.

Pocci und Gsteres. Festkalender.

Die Hausräthe.

„Wie fangt Ihr's denn an, lieber Nachbar, daß Euer Hauswesen so wohl bestellt ist, und man sieht doch nichts Besonderes an Euch, und an dem, was bei Euch vorgeht. Wir Andern arbeiten doch auch, und geben Acht aufs Unsrige, und halten es zu Rath, so gut es gehen mag, und doch bettet's nicht." Der Nachbar antwortete: „Ich wüßte nicht, was Schuld dran sein sollte, es wären denn nur meine drei Hausräthe, denen ich wohl das Alles zu verdanken habe." „Eure drei Hausräthe? wer sind denn die?" „Der Haushund, der Haushahn und die Hauskatz." „Ihr spottet!" „Es ist mein

baarer Ernſt; denn ſeht! der Haushund bellt, wenn ein Feind herbeiſchleicht, und da heißt's denn: aufgeſchaut! Der Haushahn kräht, wenn der Tag anbricht, und da heißt's denn: aufgeſtanden! Und die Hauskatz putzet ſich, wenn ein werther Gaſt ſich naht, und da heißt's denn: angerichtet!" „Ich verſteh', Nachbar, was ihr damit ſagen wollet! Ihr meinet, daß drei Dinge nothwendig ſeien, um dem Hausweſen auszuhelfen: Fürſorge gegen alles, was ſchaden kann, Thätigkeit in allem, was nützen kann, und Freundlichkeit gegen alle, die uns wohlwollen und wohlthun."

„Wenn Ihr's ſo nehmen wollt, ſo iſt's mir Recht; aber meine Hausräthe leb' ich doch drum, daß ſie mich jederzeit gemahnen, was zu thun iſt; ich könnt's ſonſt leichtlich vergeſſen."

Die Wachtel.

Zwei wohlgezogene und ehrbare Nachbarn lebten ſonſt mit einander immer in Frieden und Freundſchaft, jetzt zwar auch noch, aber einer von ihnen hatte eine Wachtel. Zu ihm kommt endlich der Nachbar, und ſagt: „Freund, begreift ihr nicht, daß mir euer Lärmenmacher, euer Tambour da ſehr ungelegen ſein kann, wenn ich Morgens noch ein Stündlein ſchlafen möchte, und daß ihr euch unwerth macht, bei der ganzen Nachbarſchaft?" — Ihm erwiederte der Nachbar: — „Ich begreife das Gegentheil. Iſt's nicht aller Ehren werth, daß meine Wachtel der ganzen Nachbarſchaft den Morgen umſonſt anſagt, und die Geſellen weckt, auch ſonſt Kurzweil macht, und ich trage die Atzungskoſten allein?" Als alle Vorſtellungen nichts verfangen wollten, und die Wachtel immer früher ſchlug, und immer heller, kommt endlich der Nachbar noch einmal, und ſagt: „Freund, wär' euch eure Wachtel nicht feil?" Der Nachbar ſagt: „Wollt ihr ſie todt machen?" „Das nicht" — erwiederte der andere. — „Oder fliegen laſſen?" — „Nein, auch nicht." — „Oder in eine andere Gaſſe ſtiften?" — „Auch das nicht, ſondern hier vor mein Fenſter will ich ſie ſtellen, damit ihr ſie auch noch hören könnt alle Morgen." Der Nachbar merkte nichts, denn er war nicht der Klügere von beiden. „Ei,"

— dachte er, — „wenn ich sie vor deinem Fenster umsonst hören kann, und bekomme noch Geld dazu, so ist's besser." — „Ist sie euch ein Zweigulden-stück werth?" — fragte er den Nachbarn. Der Nachbar dachte zwar, es sei viel Geld, doch soll's ihm nicht verloren sein, und noch in der nämlichen Stunde wurde die Wachtel umquartirt.

Am anderen Morgen, als sie ihren vorigen Besitzer aus dem Schlaf erweckte, und er eben denken wollte: „Ei meine gute Wachtel ist auch schon munter," — halbwegs des Gedankens fällt's ihm ein: „Nein, es ist meines Nachbars Wachtel, — das undankbare Vieh, sagte er endlich am dritten Morgen, ein Jahr lang hat sie bei mir gelebt und gute Tage gehabt, und jetzt hält sie es mit einem andern, und lebt mir zum Schabernack. — Der Nachbar sollte verständiger sein, und bedenken, daß er nicht allein in der Welt ist, wenigstens nicht allein in der Stadt." Nach mehrern Tagen aber, als er vor Verdruß es nimmer aushalten konnte, redete er hinwiederum den Nachbar an: „Freund," — sagte er, — „euere Wachtel hat in der vergangenen Nacht wieder einen kurzen Schlaf gehabt." — „Es ist ein braver Vogel," — erwiederte der Nachbar, — „ich habe mich nicht daran verkauft." — „Er ist recht brav worden in eurem Futter," — fuhr jener fort. — „Was verlangt ihr Aufgeld, daß er euch wieder feil werde!" Da lächelte der andere, und sagte: „Wollt ihr sie vielleicht todt machen." — „Nein" — „oder fliegen lassen," — „das auch nicht," — „oder in eine andere Gasse vermachen?" — Auch das nicht. Aber an ihren alten Platz will ich sie wieder stellen, wo ihr sie ja eben so gut hören könnt, wie an ihrem jetzigen." — „Freund," — erwiederte ihm hierauf der Nachbar, — „vor Euer Fenster kommt die Wachtel nimmer mehr, aber gebt ihr mir meine zwei Gulden wieder, so laß ich sie fliegen. Der Nachbar dachte bei sich: „Wohlfeiler kann ich sie nicht los werden, als für sein eigenes Geld." Also gab er ihm die zwei Gulden wieder, und die Wachtel flog.

Die Freunde in der Noth.

In Noth und Tod werden auch Feinde zu Freunden, wenn ſie anders Menſchen ſind. Das zeigt folgende Geſchichte. In einem der letzten franzöſiſchen Kriege, als nach der Schlacht Alles durcheinander ging bei Nebel und Wetter, fiel ein Franzoſe in ein tiefes Loch, eine ausgetrocknete Ciſterne, aus der er ſich nicht mehr heraus helfen konnte; und bald nachher plumpſte auch ein Deutſcher hinein, und blieb auch darin ſtecken. Der Franzoſe ſchrie: Kiwi! und der Deutſche: Wer da! und jeder merkte nun, wen er vor ſich habe, und daß ſie ſich gemächlich den Säbel durch den Leib rennen konnten, als ächte Patrioten. Sie bedachten ſich aber eines andern, beide, und ſie gaben ſich in gebrochenem Deutſch und Franzöſiſch, ſo gut es gehen mochte, zu erkennen, es ſei beſſer, einer helfe dem andern, als daß ſie ſich beide maſſakrirten. Alſo ſchrie bald der Eine, bald der Andere um Hülfe, jeder in ſeiner Sprache. Endlich hörten Deutſche des Deutſchen Ruf, und ſie machten ſich ſogleich daran, den Cameraden zu retten. Als der Deutſche ans Licht gekommen war, ſagte er ganz trocken: Es ſteckt noch einer drunten, ein guter Camerad. Der wurde alſo auch herauf gezogen. Wie ſie nun ſahen, daß es ein Franzoſe ſei, wollten ſie ihn niederhauen. Das litt aber der Deutſche nicht, ſondern er ſagte: Wir haben einander verſprochen, daß einer den andern rette; er hätte es auch gethan, wenn mich die Spitzbuben, die Franzoſen, bekommen hätten. Dieſen Vertrag, welchen die Freunde geſchloſſen, reſpectirten die Feinde; und er wurde zwar als Gefangener von Kriegsrechts wegen fortgeführt, aber wie ein Camerad von den Cameraden gehalten.

Der Dienſteifer.

Auf ein Dorf im Gebirge war ein neuer Schulmeiſter gekommen, welcher ſich's gar angelegen ſein ließ, jeden vermeintlichen „Mißbrauch," der ſich unter ſeinem alten Vorgänger eingeſchlichen hatte, aufzuſpüren und auszufegen. In jener Gegend hat der Schulmeiſter die Verpflichtung auf ſich, ein ge

naues Verzeichniß über alle junge Burſchen ſeines Ortes zu führen und ſie, ſobald ſie im 18ten Jahre militairpflichtig werden, beim Landgericht anzuzeigen, damit ihre Namen, mit denen der andern Landeskinder von gleichem Alter, im Monat Mai zur Ausloosung kommen können. Eines Tages kam der Schulmeiſter zu einer abgelegenen Hütte, welche zu ſeiner Dorfgemeinde gehörte. Er begehrte ein Glas Milch; ein altes Mütterchen brachte es ihm. — „Ihr wohnt hier ſo ganz allein mit Eurem Manne?“ fragte er. — „Nicht doch,“ erwiederte die Alte, „wir haben unſern Jack (Jakob) bei uns.“ — „Wie alt iſt euer Jack?“ — „Er iſt wohl nahe an 20 Jahre.“ — Und iſt geſund? — „Geſund und wohlauf.“

Das iſt ſicherlich wieder einmal ein Mißbrauch, der ſich unter meinem alten Vorgänger eingeſchlichen hat, dachte der Schulmeiſter; er eilte nach Hauſe, ſchlug die Namensverzeichniſſe der jungen Burſchen nach, und richtig, es war ſo, wie er vermuthet hatte: nirgends war des Jakob Braun, des Sohnes des Kohlenbrenners Niclas Braun, gedacht. Schon am andern Tage ging er ins Landgericht. „Herr Landrichter,“ ſagte er, „da können Sie abermal ſehen, wie noth es that, daß an mein Amt ein thätiger Geſchäftsmann kam; mein Vorgänger hat nicht einmal die Verzeichniſſe der Conſcriptionspflichtigen ordentlich geführt; wie es ſcheint, aus Partheilichkeit, hat er manche junge Leute, die das rechte Alter hatten, gar nicht aufgeführt, noch weniger angezeigt. So unter andren einen gewiſſen Jakob Braun, der ſchon im 20ſten Lebensjahre ſteht und vollkommen geſund iſt. Sie können den Namen gerade noch zu der Ausloosung brauchen.

Noch in derſelben Woche kam ein Sergeant zum Schulmeiſter, welcher dieſem anzeigte, daß den Jakob Braun das Loos getroffen habe; derſelbe ſolle ſchon am andern Tage in der Stadt ſich einfinden, um unter die Rekruten eingereiht und mit ihnen exercirt zu werden.

„Da muß ich Sie,“ ſagte der Schulmeiſter, „ſchon bitten, Herr Sergeant, daß Sie mit mir gehen; dann können Sie den Burſchen gleich mit ſich nehmen. Die Leute ſind mir hier etwas aufſäßig wegen meiner Geſchäftsthätigkeit und die Wohnung liegt weit ab vom Dorfe.“

Die Beiden kamen zur Hütte. — „Iſt Euer Jack zu Hauſe?“ fragt der Schulmeiſter die alte Mutter. — „Ja wohl, Herr,“ antwortete dieſe. — „Diesmal,“ ſo fährt jener fort, „habe ich Euch gerade keine angenehme Nachricht

zu bringen; Euren Jack hat das Loos getroffen; er muß Soldat werden und noch heute zur Stadt, um exerciren zu lernen."

„Jack Soldat werden und exerciren? das geht ja unmöglich an," sagte das Mütterchen. — „Macht nur nicht erst viele Umstände," ruft der Schulmeister ganz im Eifer, „laßt auf der Stelle den Jack herbeikommen." —

Die Alte öffnet eine Thür; „heraus Jack" ruft der Schulmeister, „du mußt Soldat werden," und der Esel, welcher Jack hieß, als jetzt das helle Tageslicht durch die geöffnete Thüre in den Stall hineinfiel, antwortete laut I . . a, I . . a.

Wenn den Esel trifft die Reih'
Laß vom Amt ihn lieber frei.

G. H. v. Schubert.

Ein Reichwerden durch's Stillesitzen.

Der geradeste Weg für einen von Geburt aus unbemittelten Mann, um in der Welt sein ehrliches Brot zu finden, ist freilich in dem Sprichworte angedeutet: „bete und arbeite;" Mancher aber ist auch, wie man von den Hausirern zu sagen pflegt, durch Laufen und Schwätzen zu einem kleinen Vermögen gekommen. Am seltensten jedoch mögen immer die Fälle sein, in denen ein armer Mann bloß dadurch, daß er sich zum Ausruhen von seiner Arbeit still hinsetzte, zu einem reichen Manne wurde. Und doch ist dies einmal einem ehrlichen Handwerksmanne, der in einer berühmten Seestadt wohnte, wiederfahren.

Dieser hatte sich von Jugend an in seinem kleinen Geschäft abgemüht und geplagt, und da er nun zuletzt zu einem Anfang von Wohlhabenheit gekommen war, verlor er sein ganzes Vermögen durch den Fall eines großen Handelshauses, auf dessen Glück im Geschäft sein eignes gebaut war.

Der arme Mann, der außer seinem eigenen Unterhalt noch für den einer lieben Frau und etlicher Kinder zu sorgen hatte, kam am Abend des Tages, an welchem er seinen großen Verlust erfahren hatte, zu einem Jugendfreund, welcher Kapitain auf einem Kauffahrteischiff — einem sogenannten

Ostindienfahrer — war. Diesem klagte er seine Noth, als einem alten Vertrauten, von welchem er übrigens nichts erwartete und begehrte, als Theilnahme.

Ihr Unglück, sagte der Kapitain, geht mir sehr nahe, und da, wie Sie mir sagen, Ihre Frau sammt den Kindern vor der Hand bei Ihren Schwiegereltern ein Unterkommen finden wird, Sie aber ohnehin gesonnen sind Ihren hiesigen Aufenthalt zu verlassen, mache ich Ihnen einen Vorschlag, der, wenn auch vor der Hand zu keinem bedeutenden, doch wenigstens zu einem sichren Erwerb Ihnen verhelfen kann. Die Stelle eines Proviantmeisters und Kassirers auf unserm Schiffe ist erledigt; entschließen Sie sich dieselbe anzunehmen und eine Fahrt nach Ostindien mit mir zu machen. Dort in jenem reichen Lande mag sich leicht eine Gelegenheit finden, mit einem kleinen Kapital, das ich Ihnen gern darleihen würde, ein vortheilhaftes Handelsgeschäft anzuknüpfen, wodurch Sie Ihrem Hausstand wieder aufhelfen könnten.

Der Handelsmann geht in den Vorschlag seines Jugendfreundes ein; er schifft mit diesem nach Ostindien. Aber mit einem Handelsgeschäft will es ihm auch dort, in dem Lande, wo schon so mancher Europäer reich geworden, nicht glücken; ein Diebstahl bringt ihn um mehrere, für den Absatz in Europa vortheilhaft eingekaufte Waaren; er darf froh sein, daß wenigstens das kleine Kapital seines Freundes für diesen gerettet wird, obgleich er den größeren Theil seiner Löhnung für die ganze Reise der mißlungenen Hoffnung zum Opfer bringen muß. Arm, wie er nach Ostindien gekommen, tritt er die Rückfahrt nach Europa an.

Auf dieser Rückreise wird das Schiff durch langanhaltende, furchtbare Stürme an die Insel Sokotora verschlagen. Das Meer hatte sich wieder beruhigt; der Kapitain läßt ein Boot nach der Insel aussetzen, um frisches Wasser einzunehmen; der Proviantmeister geht mit ans Land, um dort einige frische Lebensmittel für die zum Theil erkrankte Schiffsmannschaft einzukaufen. Ermüdet von seinen Geschäftsgängen und erfüllt von kummervollen, doch zugleich auch Gott vertrauenden Gedanken an die Zukunft, kehrt er gegen Abend an das Ufer, in die Nähe des Wasserplatzes zurück. Das Boot ist noch nicht zum Abfahren bereit; er setzt sich indeß ausruhend auf ein graues Gestein hin, welches dort aus den Halmen des hohen, welken Grases hervorragt. Er hat noch nicht lang gesessen, als er einen lieblichen, vom Boden

aufſteigenden Duft bemerkt. Er ſieht ſich um nach dem Urſprung des Duftes und findet bald, daß ſein Ruheſitz es ſei, der dieſen Wohlgeruch verbreitet. Bei genauerem Nachforſchen zeigte es ſich, daß der vermeintliche, graue Sandſtein ein von den Meereswogen, wahrſcheinlich während der letzten Stürme, ans Land geworfenes Stück Ambra von ganz ungewöhnlicher Größe und Gewichtsmaſſe ſei. Der arme Proviantmeiſter machte ſein Eigenthumsrecht auf den von ihm zuerſt „beſeſſenen" Schatz geltend; er ließ das Ambraſtück durch die Matroſen zum Schiff bringen, und nach Abzug alles deſſen, was er von dieſer Ausbeute an ſeine Reiſegefährten abgab, blieb ihm aus dem Verkauf ſeines koſtbaren Ruheſitzes noch ein Kapital von 2500 Pfund Sterling (gegen 17,000 Thaler), als reiner Gewinn zurück; eine Summe, welche bei glücklicher Benutzung den Wohlſtand ſeines Hauſes noch für Kinder und Kindeskinder begründete.

Statt zu keuchen und zu ſchwitzen,
Sollſt Du manchmal ſtille ſitzen;
Oft am Werktag nicht gelingt,
Was die Sabbathruh dir bringt.

G. F. v. Schubert.

Der Hausfreund.

Es war im Frühjahr, Abends um die Anſtandszeit; der erſte Stern blinkte ſchon am Himmel, und die Waldſchnepfen zogen luſtig durch den Hain, denn ſie waren heute ſicher vor dem Förſter. Der ſaß bereits mehrere Stunden bei dem Prediger des Ortes, dem er den Tod ſeines älteſten Söhnchens angemeldet, auf einer Stelle feſt, antwortete nicht mehr, wie troſtvoll ihm der Geiſtliche auch zuſprach, und ſtarrte nur zu Boden, als möge er die Augen nicht wieder aufſchlagen gen Himmel.

„Aber, Herzensmann!" ſprach Wanger endlich, und nahm den Förſter bei der Hand; „es wird Abend, und hier könnt Ihr nicht ſitzen bleiben. Die arme Mutter iſt allein zu Hauſe, und hat ja nicht einmal jemanden, dem ſie die beiden andern Kinder anvertrauen kann, wenn ſie in ihre Kammer gehen.

dort nach dem ſtumm gewordenen Kinde ſehen, und ſich ſatt weinen will. Faßt Euch und geht heim!"

„Eben davor will mir beinahe grauen!" entgegnete der Förſter; „ich finde zu Hauſe nur mein armes weinendes Weib und die geſchäftige Leichenfrau und die Kinder, welche den todten Bruder immer wieder zum Spiel aufrufen wollen, der doch ſo feſt auf dem Bette ſchläft. Ich wohne dort ſo einſam im Walde, habe keinen Nachbar, keinen Freund, der mir zuſpricht. Des Käuzchens Stimme, das nun ſchon acht Tage ruft, verſtehe ich wohl, aber mich verſteht Niemand!"

Wanger ging mit großen Schritten wieder im Zimmer auf und ab, und richtete, wie er dies in der Verlegenheit oft zu thun pflegte, die Blicke auf ſeinen Bücherſchrank; denn er meinte: die dort drinnen ſtehen, wiſſen mehr als ich, und helfen wohl aus, wo ich nicht weiter kann! Und das war klug und wahr, denn ſie verließen ihn wirklich nie. Auch diesmal trat er nach kurzem Beſinnen raſch auf den Schrank zu, nahm ein Buch heraus, und ſagte zum Förſter:

„Nein, Ihr ſollt nicht allein nach Hauſe gehen, ich will Euch einen Freund mitgeben, der Euch erheitern, belehren und auch wohl tröſten wird!" und hiermit reichte er ihm Hebel's Schatzkäſtlein des Rheiniſchen Hausfreundes.

Der Förſter hatte jedoch kaum einen Blick in die Vorrede geworfen, als er das Buch bitterlächelnd zurückgab: „Das ſind ja nur geſammelte Kalenderhiſtorien. Die paſſen jetzt nicht für mich. — Was ſoll mir der Rheiniſche Hausfreund? ich wohne nicht am Rhein!"

Wohl hatte der Prediger die Antwort ſchon auf der Zunge, doch ſchwieg er beſcheiden und dachte: du ſollſt dem Hausfreunde wohl ſelbſt das Wort vergönnen, ſich zu rechtfertigen; und hiermit ſchlug er ruhig das Buch auf, und las daraus, wie folgt:

„Wenn ich mir einmal ſo viel erworben habe, daß ich mir ein eignes Hüttchen kaufen und heirathen kann, und der liebe Gott beſchert mir Nachwuchs, ſo ſetze ich jedem meiner Kinder ein eignes Bäumlein, und das Bäumlein muß heißen, wie das Kind, Ludwig, Johannes, Henriette, und iſt ſein erſtes eignes Kapital und Vermögen, und ich ſehe zu, wie ſie mit einander wachſen und gedeihen, und immer ſchöner werden, und wie nach einigen Jahren das Kind ſelber auf ſein Kapital klettert und die Zinſen einzieht. Wenn

mir aber der liebe Gott eines von meinen Kindern nimmt, so bitte ich den Herrn Pfarrer, und begrabe es unter sein Bäumlein, und wenn alsdann der Frühling wiederkehrt, und alle Bäume stehen wie auferstanden von den Todten, in ihrer Verklärung da, voll Blüthen und Sommervögel und Hoffnung, so lege ich mich an das Grab und rufe leise hinunter: Stilles Kind, dein Bäumlein blüht; schlafe du indessen ruhig fort! Dein Mittag bleibt dir auch nicht aus!"

Da legte sich der Förster statt dem Hausfreunde dem Prediger an die Brust und sagte schluchzend: „Laßt uns meinen Johannes auch unter dem Kirschbaum begraben, den ich ihm an seinem Geburtstage gepflanzt habe."

Der Prediger willigte ein, und der Förster ging ruhig, und nicht allein, sondern in Begleitung des Rheinischen Hausfreundes, nach seiner Wohnung zurück.

Ein Jahr war verflossen, Johannes schlief unter seinem verschwisterten Bäumchen, und der Vater hatte, wenn er den andern Kindern Früchte davon gebrochen, wohl oft schon hinab gerufen: „Stilles Kind, schlaf du ruhig fort!"

Da fiel der Geburtstag des Predigers, und die Hausfrau lud alle nahe Freunde ihres Mannes zu einem frohen Mahle zusammen. Außer dem Förster waren der Amtmann des Ortes, dessen Bruder, ein invalider pensionirter Lieutenant, und der Arzt aus dem benachbarten Städtchen von der Gesellschaft. Man hatte sich fröhlich gesprochen und getrunken, und ließ nun Kaffee und Pfeifen in den Garten unter die große Linde hinaustragen, denn der Prediger wußte wohl, daß sein „drei Mehrentaback" dort von wegen des Lindenblüthenduftes einen wahren Knastergeruch annehme.

Wie sie so beisammen saßen, griff der Förster in die Tasche, zog ein Buch heraus, und sagte zum Prediger: „Daß ich's nicht vergesse! Ich bringe Euch hier Euer Schatzkästlein wieder zurück, denn ich habe es mir nun selbst gekauft!"

Man schlug das Buch auf, las noch eins und das andere daraus vor, und kam auf den Badenschen Landkalender oder Rheinischen Hausfreund zu sprechen, in welchem diese Aufsätze und Erzählungen erst einzeln gestanden hatten, nach mehreren Jahren aber von der Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen für ein eigenes Büchlein gesammelt und unter dem Namen „Schatzkästlein des Rheinländischen Hausfreundes" herausgegeben worden waren.

„Ich bin in jener Gegend zu Hauſe," ſagte der Amtmann, „und erinnere mich noch gar wohl, wie auf den Chriſtmärkten ſich Alt und Jung nach den Kalenderbuden hindrängte, und Niemand ohne den Hausfreund heimgehen wollte. Und welche Feſtabende waren das, wenn denn der Hausvater daraus vorlas!"

„Schlimm genug, daß ein ſolcher Freund nur am Rhein wohnt, wo ſie überdies ſchon den guten Wein haben!" fiel der Arzt ein; „und daß die Landesregierung überhaupt nicht auf die Hauskalender ein ſorgſameres Auge richtet, um ſie auch uns zu Freunden zu erziehen!"

Wanger gab ihm Recht. „Wir haben manche treffliche Volksbücher," ſagte er; „ich will nur Becker's Noth- und Hülfsbüchlein und Peſtalozzi's Lienhard und Gertrud nennen; aber fragen Sie das Volk, wer kennt und beſitzt dieſe Bücher? Das kommt daher, weil ſie zur eigentlichen Nothdurft des Lebens nicht unentbehrlich, und überdies nur im Buchladen zu finden ſind. Das rechte Volksbuch aber muß, wie die Kleidungsſtücke, auf jedem Jahrmarkt zu haben ſein, und ſich in alle Lebensverhältniſſe zu ſchicken wiſſen, ſo daß es gar nicht entbehrt werden kann, ſondern gekauft werden muß. Und hierzu iſt einzig der Hauskalender geſchickt. Den mag keine Familie entbehren; er wird nicht ungeleſen in den Schrank verſchloſſen, wie manches andre gute Buch; er hängt ein ganzes Jahr lang offen an der Wand, und vertritt gar viele Stellen im Hauſe: er iſt unſer Zeitmeſſer, der uns Tage, Wochen, Monate zuzählt; unſere Uhr, die uns die Minuten des Auf- und Niedergangs der Sonne anzeigt; unſer Aſtronom, der den Lauf der Geſtirne berichtet; unſer Wetterprophet, und wahrſcheinlich kein ſchlechterer als alle übrigen; unſer Ausrufer, der die fröhlichen Jahrmärkte verkündiget; unſer Küſter, der die Sonn- und Feſttage einläutet; unſer Gevattersmann, der dem neugebornen Kinde den Namen giebt, und auch unſre Gedächtnißtafel, in welche der Hausvater die wichtigſten Lebensereigniſſe und manchen Trauer- und Feſttag einträgt. Wie herrlich wäre es nun, wenn dieſer Freund, der faſt täglich in die Hand genommen wird, bei dem, was er uns zu verkünden hat, oder wir ihm anvertrauen wollen, auch ein erfreuliches, lehrreiches und tröſtendes Wort für uns hätte!"

„Ja, wenn ich ein Landesfürſt wäre," verſicherte der Förſter, „und ich wüßte einen Mann, der eine ſo recht einfache, herzige Feder führte, ſo wie

z. B. — wie der Hebel — nicht etwa zum Geheimschreiber — nein! zum Kalendermacher würde ich ihn ernennen. Der Mann wäre dann der wahre allgemeine Hausfreund, mit seinem Rath und Troſt gewiß allenthalben willkommen, und ich würde manchmal wohl selbſt mit ihm über den Kalender sprechen; denn, was ich nur kurzweg nicht zu befehlen getraute, das sollte er dem Volke anrathen!" „Und aus einer solchen Feder," fiel der Lieutenant ein, „läßt man sich auch manche alte gute Kriegsgeschichte, oder ein Sprichwort gern wiederholen, denn hinterdrein kommt das Wörtchen „Merke!" und das ist oft das Beste, das Gewürz an der Speise, so etwas wie die Moral bei Gellert's Fabeln. Les't uns einmal ein solches: „Merke!" aus dem Hausfreunde vor, Pastor!"

Wanger schlug das Buch auf und las: „Man muß mit den Wölfen heulen! das heißt: wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig thun, wie sie. — Merke: Nein! sondern erstlich: Du sollst Dich unter die Wölfe nicht mischen, sondern ihnen fein aus dem Wege gehen. Zweitens: Wenn Du ihnen nicht ausweichen kannst, so sollst Du sagen: Ich bin ein Mensch, und kein Wolf; ich kann nicht so schön heulen, wie ihr! Drittens: Wenn Du meinst, es sei nimmer anders von ihn loszukommen, so will Dir der Hausfreund erlauben, ein- oder zweimal mitzubellen, aber Du sollst nicht mit ihnen beißen und anderer Leute Schaafe fressen, sonst kommt der Jäger, und Du wirst mit ihnen geschossen!"

„Richtig!" sagte der Förster; „Mit gefangen, mit gehangen! Merke also: Wer den Wolf spielt, den schieß ich todt!"

„Wir haben aber doch auch Kalender und Geschichten darin," sprach die Pastorin, indem sie den Kaffee einschenkte; „warum steht denn unter diesen kein: Merke?"

„Weil nichts dabei zu merken ist!" antwortete der Lieutenant. „Oder weil auch wenige sich getrauen, das Merke! auszurufen und zu erklären! fügte Wanger mildernd hinzu.

Der Förster stand auf, stopfte sich eine neue Pfeife und sagte: „Wir sitzen so fröhlich beisammen, und haben einander so lieb! Solch ein Geburtstag kommt alle Jahre nur Einmal. Laßt uns auch froh sein, wie die Kinder, und statt des deutschen Sole lieber einmal Fürst und Kalendermacher spielen!"

Man belachte anfangs dieſen Vorſchlag, nahm ihn aber in der frohen Stimmung bald an, und erwählte einſtimmig den Förſter zum Landesfürſten.

„Halt!“ rief dieſer, als man in der Wahl fortſchreiten wollte; „halt! die läßt ſich der Fürſt nicht nehmen! Sitzt er einmal auf dem Throne, ſo wählt er ſich auch ſeine Leutchen ſelbſt!“

Man mußte nachgeben. „Zum Kalendermacher und Hausfreund,“ fuhr er fort, „wähle ich mir denn alſo hiermit den Doktor! — Ihr habt zwar meinen Jungen ſterben laſſen,“ ſetzte er weicher hinzu, „aber eben damals habe ich Euch erſt recht als Hausfreund erkannt. — Ihr, Magiſter, ſollt des Kalendermachers Secretarius ſein, und das: Merke! unter ſeine Arbeiten ſchreiben müſſen. Unſre liebe Frau Wirthin, der Amtmann und der Lieutenant ſind aber das Volk, und haben das Urtheil!“ — „So will ich mir das Ehrenamt denn zu verdienen ſuchen!“ hob der Arzt an. „Aber etwas Neues weiß der Hausfreund in dieſem Augenblicke nicht vorzutragen,“ — „Schadet nichts!“ rief der Amtmann; „wenn das Alte nur tüchtig iſt, und gut erzählt wird, ſo mag es das Volk gern noch einmal wieder hören.“

„Der König von Preußen, Friedrich der Große,“ begann der neue Kalendermacher, „hatte Schleſien im Jahre 1745 zum zweiten Male erobert.“ — „Halt! das Volk bittet ums Wort!“ fiel der Lieutenant ein; „es kann nicht leiden, wenn ein Scribent einem ausgezeichneten Manne ſeinen Ehrentitel entzieht, zu welchem die Geſchichte ſelbſt das Diplom ausgeſtellt hat, zumal manche noch unter dem Volke ſind, die unter jenem Könige gedient haben, wie z. B. ein gewiſſer Lieutenant! — Der Hausfreund wird deshalb gefragt: warum er jenen König Friedrich nur den Großen und nicht den Einzigen genannt habe?“ —

„Hierzu hat der Hausfreund ſeinen guten Grund,“ fuhr der Doktor fort; „er hält alle Leute, und vorzüglich ſolche, gern in Ehren und giebt ihnen nur die Titel, die ſie nicht wieder verlieren können. Der Große bleibe ich immer, wieviel andre Große ſich auch neben mich ſtellen mögen; der Einzige aber nur ſo lange, bis noch ein zweiter kommt, der eben ſo iſt wie ich, oder beſſer noch. — Und in den Jahrtauſenden, die noch kommen werden, und aus den Millionen Herzenskeimen, die in der Nacht der Zukunft noch ſchlafen, bis auch ſie ihr Frühling weckt, wird ja wohl, ſo hoff' ich zu Gott und den Menſchen, ein Zweiter, vielleicht Dritter noch aufblühen, vor dem die Geſchichte den Namen des Einzigen wieder ausſtreichen müßte!“

„Amen! der Hausfreund hat Recht!“ ſagte der Amtmann. Die Paſtorin nickte, der Lieutenant aber ſchwieg.

„Der König von Preußen, Friedrich der Große,“ hob der Doktor auf's neue an, „hatte alſo im Jahre 1745 Schleſien zum zweiten Male erobert. Wenn ſich einer aber ein neues Haus oder Garten erwirbt, über deſſen Beſitz er vorher mit ſeinem Nachbar prozeſſiren mußte, ſo verhängt er im Anfange die Fenſter, welche in Nachbars Hof' gehen, macht den Zaun um den Garten höher, und unterſagt den Kindern, hinüber zu gehen, um dort eine Frucht zu holen. — So machte es auch der König mit Schleſien, und verbot ſeinen neuen Kindern, gewiſſe Lebensmittel und Waaren aus dem benachbarten Sachſen und Böhmen über die Grenze zu bringen. Das war nun ſeine Sache, das Gehorchen aber wäre ihre Sache geweſen.

Die verbotenen Früchte waren jedoch viel wohlfeiler im Auslande, und durch den Paſchhandel große Summen zu gewinnen. Da dachte denn der König, der die Menſchen wohl kannte: es hilft dir nichts; die bloßen ſtillen Grenzhügel machen's nicht aus; du mußt ſchon jemanden darauf ſtellen, der zwei ſcharfe Augen hat! — und ſomit ernannte er eine Menge Grenzjäger, die aufpaſſen und auf die Schleichhändler Jagd machen mußten.

Sie hätten manchen verſchmitzten Buben immer fangen mögen, wenn ſie ihn nur ertappt hätten, dem Hausfreunde wär's recht geweſen; daß aber der arme Wendler faſt mit zuerſt daran kam, hat ihm ſein Lebtage leid gethan. Dieſer Wendler war ein wohlhabender Mann, beſaß ein Bauergut und war auch ein glücklicher Mann; denn er hatte ein gutes Weib, vier hübſche Kinder, und ein zufriedenes Herz. Seine Schweſter war nahe an der Grenze im Sächſiſchen verheirathet, und zu dieſer nahm er jetzt ſeine Zuflucht; denn das Gewitter hatte im Spätherbſt in ſeine Scheune eingeſchlagen, und die Flamme die ganze reiche Ernte verzehrt.

Schwager, ſagte er, du mußt mir dies Jahr mit Brotkorn aushelfen; das Saatgetreide will ich mir wohl kaufen. Und der Schwager willigte nicht nur ein, ſondern packte ihm auch diesmal noch den ganzen Wagen voll Getreide und Lebensmittel als Geſchenk, und die Schweſter gab neues wollenes Zeug und mehr noch für die Schwägerin und für die Kinder mit, weil in dieſem Jahre das Geld zur Winterkleidung doch fehlen werde, und beide ſagten: Fahre mit Gott, Bruder, und hole mehr!

Wendler fuhr und dachte: Was du auf dem Wagen haſt, haben ſie dir

ja geſchenkt, und — einem geſchenkten Gaul ſieht man nicht ins Maul! hätte er ſagen ſollen, denn das Getreide war eben nicht das reinſte, und das Zeug eben auch nicht das feinſte; er verſprach ſich aber und ſagte: Einen geſchenkten Gaul braucht man nicht zu verzollen! Die Grenzjäger und Zollbediente, ſetzte er hinzu, werden heut ohne dies auf dem Jahrmarkt ſein; du triffſt ſie alſo nicht einmal zu Hauſe. Und ſomit fuhr er einen Schleifweg, und mochte das Zollhaus lieber gar nicht erſt ſehen.

Aber auf den Grenzjäger Herrmann konnte ſich der König verlaſſen; der war nicht auf dem Jahrmarkte, ſondern eher auf den Schleifwegen zu finden, und nahm denn auch hier den Wendler in Empfang. Faſt alle die geſchenkten Sachen waren verbotene Waaren, und ſo half denn kein Bitten und Beten, er arretirte Fuhrmann und Wagen. Wendler's Frau kam mit den Kindern dem Vater entgegen, und erſchrak nicht wenig, ihn ſo leichenblaß und in dieſer Begleitung zu finden. Hier hatte denn der Grenzjäger Herrmann noch einen harten Stand; denn Mutter und Kinder umfaßten ſeine Kniee, baten um Gnade und Barmherzigkeit für den Vater, und Wendler ſelbſt reichte ihm noch einmal die zitternde Hand und ſprach: Herr Grenzjäger, ſeht die hier an, und laßt mich gehen! Die Schweſter hat mir's ja geſchenkt! Nehmt, wenn Ihr müßt, Wagen und Pferde, aber verrathet mich nur nicht! Sprecht lieber: der Fuhrmann ſei Euch entſprungen, Ihr hättet ihn nicht gekannt.

Der Hausfreund hätte hier nicht an Herrmanns Stelle ſein mögen, denn ihm iſt immer zu Muthe, als habe Gnade und Erbarmen nicht blos in eines Königs Herzen Raum genug gefunden, und ſich deshalb auch ander Quartier geſucht; ein Grenzjäger aber muß ein Herz haben, feſt und kalt, wie ein Grenzſtein.

Und der Herrmann war ein rechter Grenzjäger. Er ſagte lächelnd: Nein, mein Brüderchen, mit der Gnade und Barmherzigkeit darf ich dem Könige nicht in's Amt greifen. Ich thue meine Pflicht, habe dich recht wohl erkannt, und ſeinen Nächſten muß man auch nicht verläugnen.

So wurde denn Wendler eingebracht; die Landesregierung ſtatuirte ein Exempel, und ſchickte ihn auf mehrere Jahre in's Zuchthaus.

Als er wieder los kam, mußte er wie ein Bettler bei ſeinem frühern Eigenthum vorüber gehen; denn Haus und Hof waren der Koſten wegen angeſchlagen und verkauft worden. Er fand ſeine Frau und Kinder in einem

elenden Häuschen am Ende des Dorfes wohnen, und hätte vielleicht jetzt eher ungestraft etwas einpaschen mögen, denn der Grenzjäger Herrmann schien ihn nicht mehr zu kennen, und schlug die Augen allemal nieder, wenn er ihm begegnete; allein Wendler war lieber ein fleißiger Tagelöhner und dachte: besser, du scheuest dich vor mir, als ich mich vor dir!

Endlich brach der siebenjährige Krieg aus, und die Oesterreicher zogen wieder in Schlesien ein. Da hatten die Grenzjäger gute Zeit, denn sie brauchten nicht mehr aufzupassen, weil alle Schleifwege wieder frank und frei waren. Aber der Herrmann dachte:

Du bist und bleibst dennoch deines Königs Grenzjäger, und die Feinde sind ja auch wohl nichts anders, als Contrebandirer; darum kannst du ja derweile auf diese mit Achtung geben!

Das that er denn auch, beschlich und belauschte sie, wo er konnte, und hinterbrachte seinem Könige oft die wichtigsten Nachrichten, wodurch mancher Plan der Feinde vereitelt wurde. Der König nannte ihn einen getreuen Diener, die Feinde schimpften ihn aber einen Spion, suchten seiner habhaft zu werden, um ihn aufzuknüpfen, und setzten sogar einen Preis von hundert Thalern auf seinen Kopf.

Ob das wohl der arme Wendler gewußt haben mag? Er hätte die hundert Thaler brauchen können! — —

Eines Tages schlich Herrmann verkleidet wieder mit einer wichtigen Nachricht der Gegend zu, wo die Preußischen Vorposten standen. Als er um eine Waldecke biegt, kommt ihm ein Commando Oesterreichischer Reiter entgegen. Das waren nun freilich nicht die Rechten; aber ausweichen konnte er nicht mehr, er mußte ihnen Rede stehen. Der Wachtmeister fragte, wer er sei. —

Ich bin der Verwalter Seifert aus dem Dorfe dort unten! war die Antwort.

Er lügt! rief einer aus dem Commando. Es ist sicher kein anderer, als der Grenzjäger Herrmann! Ich habe mir den Patron früherhin einmal auf dem Viehmarkte zeigen lassen, und müßte mich sehr irren, wenn es dieser nicht sein sollte!

Da wäre etwas zu machen, Herr Wachtmeister! rief ein anderer.

Der Wachtmeister wurde dringender; Herrmann aber schwor Stein und Bein, und zeigte einen erbrochenen Brief vor, der eine Getreidebestellung an

den Verwalter Seifert enthielt. — Durch dieſes ſichere Benehmen wurde der Wachtmeiſter zweifelhaft, und wollte ihn ſchon wieder gehen laſſen, denn er dachte: wen man gern haſchen und hängen will, den glaubt man überall zu ſehen.

Doch da rief wieder einer aus dem Commando: Halt! dort kommt unſer Mann! Ich kenne ihn, es iſt der Tagelöhner Wendler, den jener Burſche um Haus und Hof gebracht, und wegen einer Kleinigkeit auf's Zuchthaus verhelfen hat; von dem werden wir die ſicherſte Auskunft erhalten! Und wirklich kam der arme Wendler mit einer Karre trocknen Holzes langſam den Weg daher gefahren. —

Für Herrmann war dies noch weniger der rechte Mann, und ihm ward zu Muthe, als ſtehe er hier auf dem Richtplatze, zumal er den Schleifweg und die Stelle hier wohl erkannte, an welcher er einſt dem Wendler ſelbſt die Lehre gegeben, man müſſe ſeinen Nächſten nicht verläugnen.

Der Wachtmeiſter rief den Tagelöhner herbei und fragte ihn: Ihr kennt doch wohl den Grenzjäger Herrmann?

O ja! den kenn' ich ſehr genau! war die Antwort.

Nun ſo ſeht Euch einmal dieſen Menſchen an! — Er will der Verwalter Seifert aus jenem Dorfe ſein, wir aber halten ihn für den Spion Herrmann, der Euch auf's Zuchthaus gebracht. Ihr wiſt doch auch, daß ein Preis von hundert Thalern auf ihn geſetzt iſt, und ich bin erbötig, einen Vorſchuß darauf zu machen. Mit dieſen Worten zog der Wachtmeiſter einen ſchweren Beutel aus der Taſche, und ließ das Silber darin anmuthig klingen.

Der Hausfreund möchte abermals nicht an dieſer Stelle geſtanden haben. Denn Nahrungsſorgen ſind eine bittre Koſt, die Rache aber iſt eine ſüße Speiſe, und er betet deshalb lieber alle Morgen: Herr gieb uns unſer täglich Brot und führe uns nicht in Verſuchung!

Der Wendler blieb die Antwort auch lange ſchuldig, und eben weil die Rache ſüß iſt, ſagte er endlich: Ja, ich kenne dieſen Mann genau, man ſoll ſeinen Nächſten ja nicht verläugnen! — und wieder ſchwieg er, ſah ernſt in das bleiche Geſicht des Grenzjägers, und als dieſer meinte, jetzt werde der Streich des Nachrichters fallen, — da wehte in des Tagelöhners Bruſt die Gnade mit dem weißen Tuche und er ſagte: Ja, ich kenne dieſen Mann ge-

nau! — Es iſt der Verwalter Seifert! — — und hiermit ging er an ſeinen Karren zurück und fuhr das dürre Holz getroſt nach Hauſe. Der Wachtmeiſter aber ſteckte den ſchweren Beutel wieder in die Taſche, und ließ den Grenzjäger ruhig ſeines Weges gehen. — Und das war gut, denn ſo blieben ſie alle drei reicher!

„Ich bin nun fertig!“ ſagte der Arzt.

„Bravo, Kalendermann! Ihr habt Eure Sache gut gemacht!“ riefen der Amtmann und deſſen Bruder; die Paſtorin trocknete ſich aber ſtill die Augen.

„Ich bin auch mit Euch zufrieden, Hausfreund!“ ſprach herablaſſend der Förſter; „aber, Secretarius, nun thut auch Ihr Eure Schuldigkeit!“

Der Prediger ſäumte nicht und hob an: „Du ſollſt deinen Nächſten nicht verläugnen! das heißt: Du ſollſt deines Nächſten Namen und Verhältniſſe einem jeden nennen, der dich darnach fragt! — Erſtens: Merke: Ja! Wenn dich einer fragt, der ein Recht dazu hat, und dem du Antwort ſchuldig biſt; oder wenn der Nächſte ſelbſt dein Anerkenntniß bedarf und verlangt, dann ſollſt du ihn nicht verläugnen, und wenn auch im erſten Falle Mitleid, und im andern Hochmuth oder Furcht dich davon abriethen. — Zweitens: Merke: Nein! Wenn dein Nächſter ein treuer, eifriger Diener ſeines Herrn iſt, ob andere ihn gleich deshalb einen Spion nennen und aufhängen wollen, wogegen auch du im Ganzen vielleicht nicht viel einzuwenden haben würdeſt, weil du meinſt, er habe es auch an dir verdient; und die Rache deckt ſeinen Feinden und dir eine reiche Tafel, und die Habſucht trägt die Speiſen in Silber auf: ſo ſollſt Du Dich mit ihnen doch nicht zu Tiſche ſetzen; das bleiche Armeſündergeſicht des Verrathenen ſteht ja hinter deinem Stuhle, und würde Zeit deines Lebens dort ſtehen bleiben. Du magſt ihn dann getroſt verläugnen, den Grenzjäger in einen Verwalter umkleiden helfen, und ruhig und lieber hungrig mit deiner Karre weiter fahren; der liebe Gott wird dich daheim ſchon ſatt machen!“

„Topp! ſo ſoll es ſein, und wir wollen uns das: Merke! merken,“ rief der Lieutenant, und die Freunde reichten ſich die Hände.

„Und nächſtens giebt uns der Hausfreund und ſein Secretarius wieder eine ſolche Kalendergeſchichte!“ meinte der Amtmann.

„Wir ſind erbötig dazu, wünſchen vor allem aber das verheißene Zei-

chen der Gnade und Zufriedenheit unſeres Landesfürſten zu erhalten," entgegnete der Doctor ſcherzhaft, indem er ſich an den Förſter wendete.

„Das ſoll Euch nicht fehlen," antwortete dieſer, und nahm ſich ein halb verwelktes Büſchelchen Baumblüthen von der Bruſt, ſah den Doctor und den Prediger wehmüthig lächelnd an und ſagte:

„Da! theilt Euch in dies Kleinod! Ihr wißt ja doch, von welchem Baume die Blüthen ſind."

Der Abend nahte und mahnte die Freunde zum Aufbruch. Da ſprach der Förſter, welcher lange ſchon nachdenkend vor ſich hingeblickt und mit dem Stocke in den Sand gekritzelt hatte:

„Mir kommt doch noch ein Einfall, den ich Euch nicht verſchweigen mag. Wenn mir etwas recht zu Herzen gegangen iſt, ſo wird mir immer dabei, als ſollte ich es der ganzen Welt wieder erzählen. Ich wette auch, daß wenn Ihr, Paſtor, Eure ganze Gemeine, und Ihr, Doctor, alle Eure Kunden aus der Stadt, und Ihr, Lieutenant, Euer ganzes Regiment heute zu uns gebeten hättet: ſie würden alle mit uns gern Fürſt und Kalendermacher geſpielt und zugehört haben, was der Kalendermann und ſein Secretarius uns erzählten!"

„Das wäre aber wohl zu viel geweſen!" erinnerte die Paſtorin.

„Nun freilich wohl," fuhr der Förſter fort, „Kaffee und Taback würden nicht gereicht haben, und der Doctor mit ſeiner heiſern Stimme auch nicht allen verſtändlich geworden ſein. Aber ich weiß es, Ihr beide ſeid ſtark in der Feder: wie wär' es nun, wenn Ihr es aufſchriebet, was wir uns erzählten?" —

„Der Einfall iſt nicht übel!" meinte der Amtmann.

„Und wenn Ihr's dann gar drucken ließet," ſprach der Förſter weiter, „ſo daß gleichſam aus unſerem Kreiſe ein Hausfreund ausginge, der jedem bei der eigenen Pfeife Taback, und dem eignen Schälchen Kaffee, das wieder berichtete, was wir uns mitgetheilt, und es könnte einer oder der andere das Büchlein auch ſo mit nach Hauſe nehmen, wie Ihr mir vor dem Jahre den Rheiniſchen Hausfreund mitgabt!"

„Waidmann! Waidmann!" fiel der Doctor ein; „Ihr habt ſtolze Gedanken, und möchtet wohl gar Euch gern gedruckt ſehen? Mir ſelbſt aber kommt auch die Luſt, Hand an ein ſolches Werk zu legen, wenn Freund Wanger nämlich auch die ſeinige dazu bieten will!"

„Ich bin nicht dagegen!“ antwortete Wanger; „was wir aber nieder schreiben, muß kein Buch ausfüllen, sondern nur der Appendix zu einem Hauskalender sein. Ich schätze nun einmal diese Haustafeln ganz besonders, und so könnte sich das ja wirklich erfüllen, was wir vorhin über das Kalendermachen gesprochen haben. Ein tüchtiger Verleger, der neben unsrem einfachen Blumenkohlgerichte noch andere kräftigere Speisen aufzutragen versteht, damit das ganze ein gutes Mahl werde, wird ja wohl auch zu finden sein!“ — Man ward einig; der Förster holte Papier und Feder herbei, und sprach zum Prediger:

„Hier, Secretarius, setzt Euch nieder, und schreibt vor allen Dingen ein Wort an den geneigten Leser, wodurch sich ihm der neue Hausfreund empfiehlt!“

Wanger setzte sich und schrieb wie folgt:

Der Hausfreund an den geneigten Leser!

Es giebt wohl keinen Menschen auf der Erde, welcher behaupten möchte, er habe niemals einen Freund gehabt. Wollte aber einer oder der andere doch mit der Klage gegen die Freundschaft auftreten, daß sie seinem Hause entweder stolz oder leichtsinnig vorübergegangen sei, oder er sie, wegen ihrer unnützen Aufführung, gar selbst habe hinauswerfen müssen: so können wir die Schuld davon nur ihm allein zuschreiben, denn er hat entweder die Pässe der bei ihm Einkehrenden nicht genau visirt, und nicht beachtet, daß bei dem Signalement der Freundschaft eine offene Stirn, ein freies treuherziges Auge, und ein geschloßner Mund nicht fehlen dürfen, und hat ein verstelltes Zusammenkneifen der Finger für den ihr besonders eignen warmen Händedruck gehalten, sie hieran zu erkennen geglaubt, und unvorsichtig dem Falschen seine Thür geöffnet, oder er hat, vom Nachtschwärmen mit dergleichen Gesellen ermüdet und verdrossen, die schöne Zeit verschlafen, wo die Freundschaft an seine Thüre klopfte, um ihn aufzuwecken, und ihn mitzunehmen zu einem frohen, thätigen, frommen Leben. — Wer würde es ihr wohl ansehen, wenn sie so jugendlich frisch und stark neben uns steht, und gleichsam mit uns aufzuwachsen scheint, daß sie schon so alt sei, und so lange schon unter den Menschen umherwandle? — Spricht nicht schon vor zwei Jahrtausenden Jesus Sirach von ihr und sagt:

„Ein treuer Freund ist ein starker Schutz! wer den hat, der hat einen großen Schatz!“

„Ein treuer Freund iſt ein Troſt des Lebens, und wer Gott fürchtet, der kriegt einen ſolchen Freund.“

„Denn wer Gott fürchtet, dem wird es gelingen mit Freunden, und wie er iſt, alſo wird ſein Freund auch ſein!“

Freilich wird der geneigte Leſer erfahren haben, daß ein ſolcher Schatz nicht leicht zu finden ſei; jedweder ſucht darnach wie nach ſeinem verloren gegangenen Eigenthum, nicht aber will jeder bei dieſer allgemeinen Hausſuchung auch ſeine Bruſt- und Herzenskammern willig aufſchließen, worin der Schatz wohl verborgen liegen mag. Deshalb wäre es gut, wenn es den Menſchen lieber gleich an der Stirn geſchrieben ſtände:

„Hier iſt der Schatz, der Freund, zu finden!“ Wer die Schrift auf dem Menſchenantlitz zu leſen verſteht, der lieſt es denn auch freilich oft alſo. Es giebt nun aber doch einmal viele, die nur Gedrucktes leſen können, und für dieſe beſonders muß ein Freund erwünſcht ſein, der den Namen gedruckt an der Stirne trägt.

Und, nun ſchaut mir doch einmal recht ins Angeſicht! Erkennt ihr nicht das Wort: „Hausfreund“ — das ſie mir mit großen rothen Buchſtaben auf die Stirn gedruckt haben, damit jeder wiſſen möge, wer ich ſei? — Nun, ſo empfangt mich denn als Freunde, und öffnet mir die Thüren; mir gilt es gleich, ob mich ein Palaſt oder eine Hütte aufnimmt, ich werde allenthalben ein treuer Freund ſein, verſchwiegen und beredt zu ſeiner Zeit!

Gott grüß' euch alle, und ſchenk' euch ein fröhliches Neujahr!

E. v. Feuchtersleben.

Die drei Blicke.

Ein frommer Mann wurde einſt gefragt: woher es komme, daß er, trotz allen Drangſalen des Lebens, doch ſolchen Gleichmuth in ſich bewahren könne. Der antwortete: „Das kommt daher, daß ich meine Augen wohl in Acht nehme; denn alles Böſe kommt durch die Sinne zum Herzen, aber auch das Gute.“ Auf die weitere Frage, wie er das mache, ſagte er: „Jeden Morgen, ehe ich an die Geſchäfte und unter die Menſchen gehe, richte ich meine

Augen bedachtſam auf drei Dinge: erſtens hebe ich ſie gen Himmel, und erinnere mich, daß mein Hauptgeſchäft und das Ziel meines Lebens und Strebens dort oben ſei. Zweitens ſenk' ich ſie zur Erde, und bedenke, wie wenig Raum ich bedarf, um einſt mein Grab drin zu finden. Drittens endlich ſchau ich um mich, und betrachte die Menge derer, denen es noch ſchlimmer ergeht, als mir. Auf dieſe Art getröſte ich mich alles Leides, und lebe mit Welt und Menſchen zufrieden in Gott."

Anonymus.

Der König und der Landmann.

Der Landmann lehnt in der Hütt' allein,
Und blickt hinaus in den Mondenſchein,
Und ſchaut empor zu des Königs Palaſt,
Er weiß nicht, welch ein Gefühl ihn faßt.

„Ach wär' ich ein König nur Eine Nacht,
Wie wollt' ich ſchalten mit meiner Macht!
Wie ging' ich umher von Haus zu Haus,
Und theilte den Schlummernden Segen aus!

Wie ſtrahlte dann Morgens ſo mancher Blick
Die Sonne zum erſten Mal hell zurück!
Wie ſtaunten einander die Glücklichen an,
Und meinten: das hat ein Engel gethan!"

Der König lehnt im Palaſt allein,
Und blickt hinaus in den Mondenſchein,
Und ſchaut hinab auf des Landmanns Haus,
Und ſeufzt in das weite Schweigen hinaus:

„Ach wär' ich ein Landmann nur Eine Nacht,
Wie gern entrieth' ich der drückenden Macht!
Wie lehrt' ich mich ſelber die ſchwere Kunſt,
Nicht irr' zu gehen mit meiner Gunſt!

Wie wollt' ich in's eigene Herz mir ſehn,
Um wieder es offen mir ſelbſt zu geſtehn!
Was tauſend Hände mir nicht vollbracht,
Das wollt' ich gewinnen in Einer Nacht!" —

So ſchau'n ſie ſinnend beim Sternenlauf
Der König hinunter, der Landmann hinauf;
Dann ſchließen beide den müden Blick,
Und träumen beide von fremdem Glück.

Seidl.

Troſt in Leiden.

Ein Mann, der in großem Reichthum, in Wohlleben und Müßiggang gelebt hatte, verlor all ſein Gut, und wurde darob ganz mißmuthig. Um ſich zu zerſtreuen und zu erholen, verließ er die Stadt, und ging ſo auf das Land. Er kam zuerſt in ein Dorf; da ſah er einen Bauer, der in ſeiner Scheune mit einer Schaufel das Getreide umwendete. Den fragte er, warum er das thue? Der Bauer antwortete: damit das Getreide nicht Schaden leide, und in Fäulniß übergehe. Darauf kam er auf das Feld, und ſah einen Bauer, der pflügte. Den fragte er auch: warum er das thue? Der Bauer antwortete: damit das Erdreich locker werde, und Regen und Sonnenſchein aufnehmen könne. Er ging weiter, und kam in einen Weingarten; da ſah er einen Bauer, der die Reben beſchnitt. Er fragte ihn gleichfalls, warum er das thue? Der Bauer antwortete: er beſchneide die Reben, damit ſie viele und gute Früchte tragen. — Da ging der Mißmuthige in ſich, und ſagte: warum ängſtet ſich meine Seele ſo hart? Ich bin der Weizen, der geworfelt werden muß, damit er nicht faule. Ich bin das Erdreich, das aufgeriſſen wird, damit es Segen empfangen könne vom Himmel. Ich bin die Rebe, die beſchnitten werden muß, damit ſie gute Frucht trage für die Ewigkeit. — Demüthig trug er fortan ſein Ungemach, als eine Züchtigung des Himmels.

[illegible].

Der Gefangene.

In meinen jungen Jahren, als ich noch große Freude an dem Wandern zu Fuß über Berg und Thal hatte, traf ich einmal unweit Gera in einem Dorfgasthaus, wo ich mich am Mittag mit Brot und Milch erquickte, mit einem Manne zusammen, der sehr blaß und krank aussah. Der Wirth trat zu ihm, und fragte ihn, ob ihm wohl etwas fehle? — „Ach nein" — sagte der blasse Mann — „mir fehlt gar nichts Besonderes mehr, seitdem ich Gottes liebe Sonne sehe, und frische Luft athme, und gehen kann, wohin ich will."

Der Wirth fragte ihn hierauf: ob er das etwa nicht immer gekonnt hätte? — „Freilich nicht immer" — sagte der Mann, und erzählte darauf, daß er vor sechs Jahren gerade in der Schreckenszeit der französischen Revolution in einer kleinen Stadt in Frankreich als Handwerksgeselle bei einem alten, gar wackern Meister gearbeitet und gewohnt habe. Dieser wurde auf einmal, als er des Mittags zu Tische saß, vor die Behörde der damals regierenden Schreckensmänner seiner Stadt gefordert, und da sich der Mann nichts Uebles bewußt war, ging er ganz ruhig. Kaum eine Viertelstunde nachher, als die Frau noch ihres Mannes mit dem Essen wartete, klopfte eine nebenan wohnende Bäckersfrau an's Fenster, und fragt sie: ob sie denn schon wisse, daß ihr Mann eben guillotinirt worden sei? Die Frau bleibt einige Augenblicke wie erstarrt, dann, ganz außer sich, läuft sie hin vor Gericht, und mag da wohl den Schreckensmännern Dinge gesagt haben, die sie sehr erzürnten, denn noch in derselben Stunde floß auch ihr Blut auf der Guillotine. Als der deutsche Gesell das Schicksal seines alten Meisters und seiner ebenfalls wohlbetagten Ehefrau erfuhr, die man beide, wie die Nachbarin sagte, bloß deshalb hingerichtet habe, weil sie vor Kurzem einige Schweizer (ihre Verwandten) beherbergt hatten, die den Schreckensmännern als verdächtig bezeichnet waren, ergriff ihn große Angst. Er wußte wohl, daß bei diesen Volksherrschern, welche das viele unschuldig vergossene Blut in eine wahnsinnige Trunkenheit versetzt hatte, jede Kleinigkeit, selbst schon seine fremde Sprache und Herkunft, Verdacht erregen, und ohne alles Weitere ihn zur Guillotine führen könne. Er schnürte deshalb seinen Bündel, und wollte bei Nacht aus der bluttrunkenen Stadt entfliehen; da wurde er von zwei Männern, deren einer früherhin im Hause seines alten Meisters umsonst gespeist und bekleidet

werden war, noch an der Thür des Hauses ergriffen, und sogleich vor Gericht geschleppt. Seine arme Vertheidigung, in gebrochenem Französisch, wurde kaum angehört; wäre es nicht so spät gewesen, er hätte noch heute sterben müssen; so führte man ihn zum Kerker. Aber der Kerker war schon so voll, daß ihn einer der Helfershelfer des Kerkermeisters in ein kleines, finsteres Nebenbehältniß hineinwirft, das, in der Nähe eines ekelhaften Ortes, ganz feucht und von üblem Geruch durchdrungen war. Da findet der Arme im Herumtappen zuletzt einen etwas erhöhten Stein an der Mauer aus; auf den setzt er sich und lehnt sich mit dem Rücken an. Die ganze Nacht bringt er schlaflos, in tiefer Betrübniß und Todesfurcht zu; am Morgen hört er, wie die Gefangenen neben ihm zum großen Theil abgerufen werden zur Guillotine; wie mehrere unter ihnen laut jammern, und vor Gott und Menschen über das grausame an ihnen begangene Unrecht sich beklagen, oder wie andere Abschied nehmen von den Zurückbleibenden. In jedem Augenblicke erwartet er jetzt, daß man auch die Thüre zu seinem niedrigen Winkel öffnen, und ihn abführen werde zum Schaffot. Aber es geschieht nicht; die Mörder, welche zu Gericht saßen, wenn sie anders an den zum Tode verurtheilten Ausländer gedachten, mochten meinen, sein Leichnam liege auch schon da unter den Leichnamen der andern Hingemordeten. Kein Lichtstrahl konnte in das dumpfige Gewölbe hineinfallen, in welchem der arme Gefangene saß; nur an dem Geräusch der Gassen und des benachbarten Hofes wußte er, daß es Tag sei. Es meldet sich nun auch der Hunger mit unwiderstehlicher Gewalt; doch für seinen ersten Anlauf war gesorgt; denn der Gefangene hatte vor dem eiligen Antritt seiner vergehabten Flucht etwas Fleisch und Brot, auch ein Fläschlein mit Wein, in seine Taschen gesteckt. Da ißt er dann seinen Bissen mit innigem Seufzen und mit Thränen. Endlich, da es draußen stiller wird, weil die Nacht einbricht, übermannt auch ihn der Schlaf; er ruht auf dem feuchten, niedrigen Boden von seinen Sorgen aus. Wie lange er so geschlafen, das konnte er nicht wissen; da er erwachte, bemerkte er an dem bunten Geräusch der oben am Licht der Sonne lebenden Menschen, daß es Tag sei. Er fühlt sich gestärkt; der erste Gedanke, mit dem er aufwachte, war der an seine liebe, treue, schon vor seiner Abreise aus Deutschland verstorbene Mutter. „Wenn deine liebe Mutter das hätte wissen können, oder wenn sie's noch wissen könnte, wie dir's hier geht, wie würde die das erbarmt haben!“ In-

denn er ſo denkt, laufen ihm die Thränen über die Wangen herunter. Da iſt es im Grunde ſeiner Seele, als ob ihn Jemand an den ſchönen Spruch erinnerte, den er in ſeiner Kindheit auswendig gelernt hat: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergeſſen, daß ſie ſich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob ſie deſſelbigen vergäße, ſo will Ich doch dein nicht vergeſſen. Siehe, in meine Hände habe ich dich gezeichnet.“

„Alſo, mein nicht vergeſſen will Er!“ — ſo ruft er laut aus — „mein nicht vergeſſen, auch hier in dem dunkeln Kerker! Ich bin ja auch durch Jeſum Sein Kind; Er weiß ja, daß ich nichts gethan habe, das des Todes werth iſt, und daß ich ohne meine Schuld in dieſe Noth gekommen bin. Aber wenn auch die Noth groß iſt, Er hat ja geſagt: „Rufe mich an in der Noth, ſo will ich dich erretten, und du ſollſt mich preiſen!“ Indem der arme Menſch ſo tröſtend und aufmunternd mit ſeinem eigenen betrübten Herzen redet, wird er ganz freudig; er faßt ſich einen Muth, zu beten um ſeine Errettung, und ſo heiß, ſo herzinnig hatte er, wie er uns erzählte, noch niemals gebetet. Er betete unter anderm: Gott ſolle ihn doch wieder hinausführen aus dieſer Grabesnacht an's Licht, aber nicht bloß an's Licht des Tages, ſondern auch an das Licht Seiner Gnade. Er ſolle ihm doch von nun an die rechte Kraft und Treue geben, das Dunkel zu verlaſſen, und im Licht zu wandeln, auch ein dankbares Herz, um damit Den ſein Leben lang zu preiſen, der ihn errettet habe aus der Noth. Das Gebet gab Kraft für Leib und Seele; der Gefangene ward ſehr ruhig. Aber er mußte noch lange (wie er ſpäter erfuhr, bis an den fünften Tag) auf ſeine Befreiung harren, in Hunger und Durſt und in Schmachten nach dem lieben Tageslicht und nach friſcher Luft. Er hatte oft an ſeine Thür gepocht, und um Hülfe geſchrieen: denn wenn es Gottes Wille wäre, ſchien es ihm leichter, unter der Guillotine zu enden, als ſo langſam hinzuſterben wie ein lebendig Begrabener. Aber Niemand hatte ſeine Stimme gehört. Denn ſchon am zweiten oder dritten Tage nach ſeiner Einkerkerung hatte Gottes Gericht die Mörder erreicht; eines ihrer mächtigſten Häupter in Paris war geſtürzt; ſein Sturz zog den ſeiner ganzen blutigen Rotte in allen Gegenden von Frankreich und die Befreiung der unſchuldig Gefangenen nach ſich. Der größere Kerker, neben dem Loch, in dem unſer Deutſcher ſaß, war daher leer, denn die wenigen, die noch nicht guillotinirt waren, hatte man herausgelaſſen. Das alles aber wußte der arme, von

aller Welt vergessene Fremdling da unten in seiner Gruft nicht; ihm schauerte ein beständiger Fieberfrost durch die armen, von Hunger und Kummer entkräfteten Glieder; nur die Hoffnung auf Gottes Hülfe erhielt ihn noch am Leben. Und obgleich die Menschen ihn vergessen hatten, Gott hatte ihn nicht vergessen. Am fünften Tage nach der Einkerkerung kam der Gefängnißwärter auch einmal bis zu diesem Theil der unterirdischen Kerker herunter, um die jetzt hier nicht mehr nöthigen Ketten und Vorlegeschlösser herauf zu holen. Da hört er das Wimmern und das matte Rufen um Hülfe, öffnet das Gewölbe, und sieht da den armen Fremden, der nicht mehr allein zu gehen im Stande war, sondern hinauf geführt und getragen werden mußte. An der frischen Luft wird er ohnmächtig; man legt ihn auf ein Soldatenbette; mitleidige Menschen bringen ihm, da er wieder zu sich kommt, Erquickungen. Seine Jugend und die Sehnsucht, aus diesem mit so vielem unschuldigen Blute begossenen Lande hinauszukommen, gaben ihm bald wieder die Kraft, das Lager zu verlassen. Er wankt zum Thore hinaus, nach etlichen Tagen ist er wieder auf deutschem Boden. „Aber" — so endigte der Mann seine Erzählung — „obgleich nun schon sechs Jahre vergangen sind, seitdem ich aus dem dumpfigen Kerker wieder herausgeführt bin an's Licht, kann ich die Stunden der Angst doch noch nicht vergessen, wie sie denn auch, wie ihr selber seht, immer noch meinen Gliedern anhängen. So oft ich am Morgen das liebe Tageslicht wieder sehe, danke ich Gott recht innniglich dafür; noch mehr aber danke ich ihm an jedem Tage — vor allem aber an den Sonn- und Feiertagen, wenn der arme Handwerksmann Ruhe hat von seiner Arbeit, und wenn ich mit der Gemeinde beten und singen und Gottes Wort hören kann — recht inbrünstlich dafür, daß Er mich seit jenen Stunden der Angst und Pein herausgeführt hat aus dem Dunkel, in dem vorher mein Herz wohnte, in das schöne, fröhliche, selige Licht Seines Glaubens und Seiner Gnade. Denn ich denke immer, daß ich erst seit jener Zeit meinen Heiland und Erretter recht von Herzen lieb habe, und recht, wie ein Kind mit seiner Mutter und seinem Vater, mit ihm reden kann. Und so mag das, was mir meine Angststunden in Frankreich gebracht haben, immerfort den äußerlichen Gliedern anhangen, wenn nur auch das Gute, was sie mit sich gebracht haben, dem inwendigen Menschen recht fest und bis an's Ende anhaften bleibt.

G. H. v. Schubert.

Graf Rudolph und der Abt von St. Gallen.

„Herr Rudolph, traun du nicht dem Schlaf,
Der Abend bricht herein.
Der Abt, der Bischof und der Graf,
Drei Feinde harren dein!“

„„Von Basel der Bischof ist ein Wicht,
Der hat mehr Haß als Muth,
Den Grafen von Neuffert fürcht' ich nicht,
Weil er mir Unrecht thut.

Des Abtes wär' ich gerne los,
Dem rüstet' ich den Fall:
Kein Wunder, wenn mir einen Stoß
Versetzt der heil'ge Gall!

Drum, Burgvogt, wahre mir wohl das Thor,
Stell' Wachen um das Haus,
Wirf mir den grauen Mantel ums Ohr,
Ich muß in die Nacht hinaus.““

Der treue Diener schwer erschrickt,
Gehorchet doch dem Wort,
Dem Herrn er nach mit Sorgen blickt,
Der reitet im Nebel fort.

Im kühlen Abend durch Berg und Thal
Bis vor das Thor zu Wil,
Dort sitzt der Abt beim Abendmahl,
Und um ihn Ritter viel.

Er selber unter der Kutte trägt
Den Panzer und das Schwert,
Die Harf' er süß und künstlich schlägt,
Im Sang der Minne gelehrt.

Ein Ritter ist's, ein Sänger fein,
Ein geistlicher Herr zugleich,
So achtet er die Erde für sein
Und auch das Himmelreich.

Und bei dem Becher wechselt jetzt
Der Kriegsruf mit Gesang,
Und bald ein Lied das Ohr ergötzt,
Bald rasselt Schwerterklang.

Und hinten in dem Saale fern
Flehn fromme Mönche zu Gott,
Erbitten Beistand ihrem Herrn
Vom Herren Zebaoth.

Der Abt den Becher hebt mit Lust:
„Ihr Ritter, auf zum Krieg!
Mir sagt die Stimm' in meiner Brust,
Uns wird ein leichter Sieg."

Und lustig klingen die Pokal',
Und Alle stimmen ein,
Da tritt der Thorwart in den Saal;
Was mag die Botschaft sein?

„„Herr, der von Habsburg steht am Thor!""
Da springen bei dem Wort
Die Ritter von dem Mahl empor
Und stürmen zum Kampfe fort.

Der Abt hält sie zurück, er spricht:
„Wie Viele mögen's denn sein?" —
„„Herr, einen Andern sah ich nicht,
Der Graf ist ganz allein. —

Er hat kein' Waffen als sein Schwert,
Keinen Panzer, keinen Helm,
Zu reden er mit Euch begehrt,
Er sieht nicht aus wie ein Schelm.""

Die Ritter murren unter sich:
„Mag ihn der Teufel traun!"
Der Abt sprach: „Fürchtet er nicht mich,
So kann auch ich ihn schaun."

Das Thor das that der Wächter auf,
Der Graf trat in den Saal,
Er drängt sich durch den Ritterhauf
Und durch der Knappen Zahl.

Und freundlich trat er vor den Abt:
„Herr, hört mich mit Geduld:
Wir haben einen Stoß gehabt,
Ich weiß, mein war die Schuld.

Drum, was durch's Recht Ihr haben ſollt,
Das will ich Euch laſſen gern;
Und ſolches ich Euch ſagen wollt':
Was dünket Euch, ihr Herrn?"

„„Uns dünkt, Ihr ſeid ein edler Feind,
Herr Rudolph! rief der Abt,
Nehmt meine Hand, wir ſind vereint,
Auch meinen Arm Ihr habt.""

Und Rudolph aus dem Mantel zieht
Die feſte Reitershand,
Sie ſchlagen ein, der Becher glüht,
Geſang tönt durch die Wand.

Und morgen mit dem frühen Licht
Zieh'n ſie den Rhein hinan,
Das denkt der Graf von Montfort nicht,
Wenn er den Abt ſieht nah'n.

Und erſt wie auf die zwei, gepaart,
Die Morgenſonne ſcheint,
Merkt er, wie Feind zum Freunde ward,
Ihm aber Freund zu Feind.

Schwab.

Das goldbordirte Hütlein.

In der Rechnung des Kaſtenamts Burghauſen v. J. 1773 hatte ſich ein ſonderbarer Ausgabs-Poſten vorgefunden: „Item für ein goldbordirtes Hütlein: thuet 16 fl. 25 kr." Den Herren von der Rechnungskammer in München, die Alles genau nahmen, fiel das auf, und ſie ſtellten den Kaſtner darüber zur Rede, wie das goldbordirte Hütlein in die Kaſtenrechnung gekommen

ſei. Er antwortete: „Auf die natürlichſte und rechtmäßigſte Weiſe. Als nämlich im Mai vergangenen Jahres der gnädigſte Kurfürſt nach Burghauſen kam, wollte und mußte ich ihm wohl beſondere Ehre erweiſen, und ritt ihm vor auf einem Miethgaul; und damit er mich aus Allen heraus kennete, als ſeinen Beamten, ſo ſchaffte ich mir ein goldbordirtes Hütlein an, und paradirte damit, nicht ohne Erfolg; denn der gnädigſte Herr bemerkte es in Gnaden, und erklärte nachmals, daß es mir gut angelaſſen, das goldbordirte Hütlein. Und da dies nun im höchſten Dienſte geſchehen und zu Ehren des Landesvaters — ſchloß er — ſo möchte ich wiſſen, wem ich's anders auf die Rechnung ſchreiben ſollte, als ihm ſelbſt, dem gnädigſten Kurfürſten?“ Die Herren von der Kammer aber meinten: „Es ſei zwar die patriotiſche Geſinnung, die er an den Tag gelegt, gar ſehr zu loben; aber die Unkoſten, die er dem hohen Gaſte zu Ehren freiwillig gemacht habe, müſſe natürlich er ſelbſt tragen, weil ihm keine beſondere Vollmacht dazu gegeben worden ſei.“ Alſo mußte er ſich's gefallen laſſen, daß ihm der Poſten geſtrichen wurde.

„Je nun,“ ſagte der Kaſtner, „wenn's nun ſchlechterdings nicht in der vorjährigen Rechnung ſtehen ſoll, das goldbordirte Hütlein, ſo mag's meinethalb in die Rechnung des laufenden Jahres kommen.“ — „Das wollen wir ſehen!“ ſprachen die Herren. „Das ſollen die Herren nicht ſehen!“ ſagte der Kaſtner. Alſo nahmen ſie's für Spaß und waren zufrieden. — Im folgenden Jahr, als die Hauptrechnung des Kaſtners eingelaufen war, ſpionirten die Herren ſorgfältigſt nach dem Poſten, das Hütlein betreffend; und ſie ſprachen alsdann zum Kaſtner: „Wie iſt's? wir ſuchen nach dem Hütlein vergebens.“ „Wie es ſei?“ verſetzte der Kaſtner. „Drinnen ſteckt's,“ ſagte er, „aber ihr mögt ſuchen, ſo lang ihr wollt, ihr werdet's doch nimmermehr finden.“

Aufrichtig.

Prinz Eugen.

Ein Städtlein liegt im Schwabenland, dort ſprach ein Held einſt zu:
Der Held war Prinz Eugenius, die Stadt Reutlingen du.
Da fing der Rath zu rathen an: ſie riethen hin und her:
Was ſie dem Prinz Eugenio erwieſen für eine Ehr'.

Sie ſprachen dies und ſprachen das: vom goldnen Lorbeerkranz,
Von Vivatruf und Feſtgeſang und einem Ehrentanz.
Nach Rathen lang und Rathen breit ſie kamen überein,
Dem Prinz Eugenio zu bringen vom Reutelinger Wein.

Sie traten vor den Helden hin mit ihrem ſauren Wein,
Und einen Krug gar weit und hoch den ſchenkten ſie ihm ein.
Da faßt ein Herz Eugenius und zieht die Brauen ein,
Und trinkt, ſo ſchnell er immer kann, den ſauren Ehrenwein.

Sie denken: Ei, dem ſchmeckt es wohl! Der hat den wahren Zug!
Und füllen drum auf's neue auf den breiten Ehrenkrug.
Ach armer Prinz Eugenius, wie wird ſo ſchief dein Mund!
Du drückſt die Augen wahrlich zu, als wär's deine letzte Stund'!

Wohl ſetzt der Held den Becher an: doch leeret er ihn nicht;
Er reichet ihn dem Schenken dar, und zu dem Rath er ſpricht:
Viel lieber nähm' zum zweitenmal Belgrad im Sturm ich ein,
Als daß ich tränk hinwiederum vom Reutelinger Wein.

Habt ihr im Keller ſauren Wein, dann trinkt ihn ſein allein,
Und ladet doch die Gäſte nicht auf euren Eſſig ein!

Pocci und Bernet, Feſtkalender.

Die Knödel.*)

Man hat mir einen Schwank geſagt;
Ich ſag' ihn euch, wenn's euch behagt.
Zwei Bauern in der Schenke ſaßen
Und wuchriſch ihren Schatz ermaßen:
Die Körnerfrucht in ihrer Scheuer,
Wiewohl das Korn ſchon wäre theuer,
Müßt' es viel höher noch hinauf,
Bevor ſie ſchritten zum Verkauf.
Da ſprach der eine im Verlauf:
„Nicht eh'r verkauf' ich meinen Trödel,
Bis einen Gulden koſt' ein Knödel." —
Das hat der Wirth mit angehört.

*) Kloße.

Ob ihn der Wucher hat empört,
Oder hat ihn bloß der Schalk gestochen,
Genug: er hat es brav gerochen.
Denn da sich eben die Gesellen
Thäten ein Mittagsmahl bestellen,
Ließ er, sie wacker zu bedienen,
Kochen zwei Dutzend Knödel ihnen,
Die gar so wohl bereitet schienen,
Daß die zwei Bauern gar nicht stutzend
Von Knödeln jeder fraß ein Dutzend.
Drauf nach dem Mahl, den Mund abputzend,
Sie nach der Zehrung fragten den Wirth,
Der sprach: „Zwei Dutzend Knödel wird
Grad vier und zwanzig Gulden machen.“ —
Da wollten erst die Bauern lachen:
Ob denn ein Knödel 'nen Gulden kost'?
Sprach der Wirth aber gar getrost:
„Ihr habet selber ja gesagt,
Daß es nicht anders euch behagt,
Eh'r zu verkaufen euren Trödel,
Bis einen Gulden kost' ein Knödel;
So mögt ihr nun verkaufen getrost,
Weil das Knödel einen Gulden kost'.“ —
Da schnitten sie grämliche Gesichter,
Und appelliren an den Richter;
Der aber, zu gemeinem Frommen,
Verurtheilt' auch sie zu der Summen,
Und zu den Kosten ebendrein.
Da mußten sie, um quitt zu sein,
Weil sie nicht hatten baare Gulden,
Um zu tilgen die Knödelschulden,
Vom aufgesparten Körnerhaufen
Ein tüchtig Zahl und Maß verkaufen,
So viel es eben kosten will.
Der Wirth strich ein die Gulden still
Und sprach: „Ihr könnt in Frieden gehn;
Denn euer Will' ist heut geschehn.
Doch kehrt ihr künftig bei mir ein,
Werden die Knödel wohlfeiler sein. —

Bequeme Schifffahrt, wer's dafür halten will.

Ein Schiff wurde von Mannheim den Neckar hinauf nach Heidelberg gezogen. Kommt hinterdrein mit vollem Felleisen und einem Paar heraushängender Stiefelschuhe ein Handwerksbursche. „Darf ich auch mit für Geld und gute Worte. Was muß ich geben?" Der Schiffmeister, der ein gar lustiger Gumpan war, sagte: „Fünfzehn Kreuzer, wenn ihr ins Schiff wollt sitzen. Wollt ihr aber helfen ziehen, nur sechs. Das Felleisen könnt ihr mir in das Schiff werfen, es hindert euch sonst nur." Der Handwerksbursche fing an zu rechnen. „Fünfzehn Kreuzer — Sechs Kreuzer — Sechs von Fünfzehn bleibt Neun." Die neun Kreuzer dachte er, kann ich verdienen. „Wenn's denn erlaubt ist," sagte er, und warf das Felleisen in das Schiff. Hernach schlang er eins von den Seilen über die Achsel und half ziehen, was er nach Leibeskräften vermochte. „Wir kommen eher an Ort und Stelle," dachte er, „wenn ich nicht laß bin." In Heidelberg aber entrichtete er sechs Kreuzer Fährgeld — für die Erlaubniß mit zu ziehen, und nahm das Felleisen wieder in Empfang.

Hebel.

Die Basler Uhr.

Wenn wir die Basler necken, so ist's um ihre Uhr:
Sie sei'n in jedem Stücke
Wohl hundert Jahr zurücke
Und vor ein Stündchen nur.

Von jenen hundert Jahren verlieren wir kein Wort:
Wie sie zurückgeblieben,
Man findet's nicht geschrieben:
Sie schritten wohl nicht fort.

Nur von dem kurzen Stündchen vernehmt ihr kurz Bericht;
Und hat man uns belogen
So sind ihr nicht betrogen,
Ihr nehmt's für ein Gedicht.

Man wollt' einſt überraſchen die alte Baſelſtadt;
Dem Feinde vor den Thoren
War eine Zunft verſchworen,
Die ſie verrathen hat.

Sobald es Zwölfe ſchlüge vom Thurm um Mitternacht,
Da ſollte ſie von innen
Erſtürmen Thor und Zinnen,
Dazu die hohe Wacht.

Die Pforte dann erſchließen dem Feind, der draußen ſtand,
Daß der hindurch gefahren
Mit ſeinen Söldnerſchaaren
Bewält'ge Stadt und Land.

So war es abgeſprochen in aller Heimlichkeit;
Nur oben auf dem Thurme
Erfuhr es vor dem Sturme
Der Glöckner noch zur Zeit.

Er konnt' es nicht mehr melden dem Biſchof noch dem Rath;
Bald ſollt' es Zwölfe ſchlagen:
Hier galt es raſch zu wagen
Und raſch war ſeine That.

Da, wenn es Zwölfe ſchlüge, das Zeichen war zum Sturm,
So ſchlug es gar nicht Zwölfe,
Und auch nicht minder Elfe
Es ſchlug gleich Eins vom Thurm.

Da ſahen ſich betroffen die Hochverräther an:
„Verſchliefen wir die Stunde?
Kam vor den Rath die Kunde
Von dem was wir gethan?"

Da war der Muth entſunken, ſie ſchlichen ſtill nach Haus;
Die vor den Zinnen ſtanden
Und ſich betrogen fanden,
Die lachten ſelbſt ſich aus.

Am Morgen war verwundert der Rath, als er erfuhr;
Wie, weil er warm gebettet
Im Schlafe lag, gerettet
Die Stadt ward durch die Uhr.

Die ließ man zum Gedächtniß nun gehen immer ſo,
Und noch in unſern Tagen
Die Basler Glocken ſchlagen
Eins mehr als anderswo.

Doch auf dem Thurm der Brücke, da guckt ein Kopf hervor,
Der ſechszigmal die Stunde
Die Zunge reckt im Munde
Den Feinden vor dem Thor.

Und neckt ihr nun die Basler, verdirbt man euch den Spaß:
Sagt ihr, ſie ſei'n zurücke,
Man führt euch auf die Brücke
Und fragt: „Wie gfallt euch das?“

Simrock.

Kaiſer Maximilian.

War einſt zu Worms ein groß Turnier
Vom Kaiſer ausgeſchrieben,
Das lockt die Ritter rings herbei,
War keiner heim geblieben.
Den ganzen lieben langen Tag
Man tummelte und Lanzen brach,
War Abends Tanz und Zechen.

Da kam auch aus dem Frankenreich
Ein Mann mit ſtarken Wehren,
Er ritt heran, als wollt' er gleich
Die ganze Stadt verzehren.
Ein rieſengroßes Schwert er ſchwang,
Sein Roß war ſieben Ellen lang,
Vier Ellen in der Höhe.

Manch ſeltſam Wort und Wundermähr
War ihm vorausgeflogen
Und trug den Schrecken vor ihm her;
So kam er angezogen,
Kehrt in den beſten Gaſthof ein,
Läßt ſeinen Schild mit hellem Schein
Hoch aus dem Fenſter leuchten.

Und rief: „Wer mich im Kampf beſiegt,
Dem geb' ich mich zu eigen,
Doch muß auch, wer mir unterliegt
Sich mir als Sklave neigen."
So harrt' er ſieben Tage lang,
Doch wollte keiner ſich den Dank
Mit ſeiner Haut gewinnen.

Der Kaiſer, den das Ding verdroß
Und ſeiner Ritter Zagen,
Rief manchen tapfern Schildgenoß,
Den kühnen Strauß zu wagen;
Doch ſchon die zweite Woche ſchwand,
Und keiner noch dem Ritter ſtand,
Der immer ſtärker pochte.

Da ritt auf hohem ſtolzem Roß,
In Waffen goldenhelle,
Ein Ritter von des Kaiſers Schloß
Und rief: „Wohlauf, Geſelle!
Hinaus zum Kampf auf Spieß und Schwert,
Kannſt einen Dank der Mühe werth
Mit ſtarker Fauſt dir holen."

Der Rieſe langte von der Wand
Den Eichbaum, ſeine Lanze,
Er nahm das breite Schwert zur Hand
Und ritt zum Waffentanze.
So kamen ſie zum weiten Plan,
Das Volk zu tauſend zog heran
Dem Kampfe zuzuſchauen.

Die brachen auf einander los
Zwei leuchtende Gewitter,
Wie Donner kracht der Lanzenſtoß,
Feſt ſaßen beide Ritter.
Die Roſſe aber kraftentmannt
Hinſtürzten keuchend in den Sand
An allen Gliedern bebend.

Und drauf die beiden Ritter ſchnell
Sich aus den Sätteln ſchwangen,
Die Schwerter zogen, daß ſie hell
Auf Stahl und Panzer klangen.
Wie Eichenſturz des Franken Schlag,
Wie Blitze ſchnell und zuckend brach
Des Deutſchen Schwert hernieder.

Der Einsiedler

Kgl. Bibl.
Berlin

Da zum gewaltgen Streiche ſchwingt
Der Rieſe ſeine Wehre,
Der Ritter ſchnell zur Seite ſpringt
Entgeht des Hiebes Schwere
Und ſchlägt mit einem Schlag gewandt
Dem Franken ab die rechte Hand:
Der ſank im Schmerz zuſammen.

Und an des Himmels weitem Scheß
Bricht ſich der Jubel wieder,
Der Sieger ſchlägt den Helmſturz los,
Das Volk ſinkt dankend nieder:
Der Ritter, der mit ſolcher That
Den deutſchen Ruhm gerettet hat
War Kaiſer Max geheißen.

C. v. Reppard.

Der Einſiedler.

Wer der Welt Ade ſagt, und in die Wüſte zieht, wird darum nicht ſchon ein Heiliger; denn ſo lange die Neigung zum Böſen im Innern iſt, ſo findet ſie auch leicht einen Reiz von Außen, und die Sünde iſt vollbracht. Das erfuhr Jener, von dem eine alte Geſchichte Meldung thut. Dieſer Mann war von einer ſehr zornigen Natur; ſtatt aber den Grund davon in ſich zu ſuchen, ſchob er die Schuld auf die Menſchen, die ihn zum Zorn reizten, und er dachte: Iſt's alſo, ſo ſchadet mir die Welt, und es iſt beſſer, daß ich ſie verlaſſe, als daß ich meine Seele verliere. Er begab ſich daher in die Wüſte, und baute ſich eine Hütte mitten im Walde, nahe bei einer Quelle, und das Brod, das er genoß, ließ er ſich täglich durch einen Knaben bringen, der es fern von der Hütte auf einen Felſen hinlegen mußte. Und ſo ging es einige Tage ganz gut, und er ſchien ſich ſelbſt der friedfertigſte und ſanftmüthigſte Menſch geworden zu ſein. Eines Tags ging er, wie gewöhnlich, mit dem Krug zur Quelle, und er ſtellte ihn hin, damit das Waſſer hineinlaufe. Da aber der Boden ſteinig und uneben war, ſo fiel der Krug um. Er ſtellte ihn wieder hin, und behutſamer; aber das Waſſer, das ungleich hervorſprudelte,

ſchlug ihn wieder um. Da ergriff er zornig das Gefäß, und ſtieß es gewaltſam gegen den Boden, daß es in Scherben zerſprang. Nun merkte er, daß der alte Zornmuth wieder ausgebrochen ſei, und er dachte: Iſt's alſo, ſo frommt mir die Einöde nicht, und es iſt beſſer, daß ich ſogleich in der Welt meine Seele zu retten ſuche, dadurch, daß ich das Böſe meide, und das Gute übe. Und er kehrte wieder in die Welt zurück. — Merk: Es giebt böſe Neigungen, die man durch Flucht der Gelegenheit bezwingen kann; und es giebt andere, die man durch Widerſtand bezwingen muß. Um aber das eine wie das andere zu vollbringen, braucht man eben nicht die Welt zu verlaſſen, ſondern nur ſich ſelbſt.

Auerbacher.

Das Concilium Nepomucenum.

Von dieſem Concil weiß die Kirchengeſchichte nichts. Der Unterzeichnete aber weiß es, und kann auch von dem Concilium Nepomucenum erzählen, wie folgt:

Zuvörderſt werde ich manchen meiner jungen Leſer erſt ſagen müſſen, wer der heil. Nepomuk geweſen iſt. Er war Beichtvater der böhmiſchen Königin Johanna im 14ten Jahrhundert; und weil er dem König Wenzel nicht entdecken wollte, was die Königin ihm gebeichtet hatte, ſo wurde er am 16ten Mai 1383 von der Brücke zu Prag in die Moldau geſtürzt, und hat alſo ſein Leben ſeiner Ueberzeugung aufgeopfert. Im Jahre 1729 wurde er von dem Papſt unter die Heiligen verſetzt. Seitdem iſt er nicht blos einer von den fünf Schutzheiligen Böhmens, ſondern der Patron aller Brücken in den katholiſchen Ländern, wenigſtens in Deutſchland; und wenn ihr einmal auf einer Vakanzreiſe über eine Brücke kommet, auf welcher ein lebensgroßes ſteinernes Bild ſteht, ſo könnet ihr zu dem Manne, den es vorſtellt, getroſt ſagen: „du biſt der Johann von Nepomuk;“ er wird euch nicht widerſprechen. Er ſteht da über dem rauſchenden Flüßchen wie ein Gegenſatz des Starren und Flüſſigen, des Feſten und Geſchmeidigen. Das Flüßchen krümmt und windet ſich zwiſchen den Bergen hindurch, fragt nie nach dem kürzeſten Weg, nur nach dem ebenſten und bequemſten, und wenn ihm auch nur ein Hügel

im Wege steht, so weicht es gleich furchtsam aus, ja fällt lieber von seinem Vaterland und seiner Religion ab, ehe es sich entschlöße, gerade aus zu gehen. Ganz anders machte es der heil. Nepomuk. Er wandelte auf dem geraden Wege der Pflicht und der Wahrheit; und als z. B. König Wenzel einmal seinen Koch, weil er einen halb gebratenen Kapaun auf die Tafel gebracht hatte, zur Strafe an einen Spieß stecken und lebendig braten ließ, so machte Nepomuk keine Umwege, sondern ging geradewegs zum König und verwies ihm nachdrücklich solche Grausamkeit, wiewohl er voraussehen konnte, was die Folge sein würde, nehmlich, daß ihn der König alsbald in's Gefängniß werfen ließ.

Daß hin und her auf den Brücken steinerne Nepomuke stehen, ist männiglich bekannt; aber daß sie alljährlich in der Nacht des 16ten Mai eine Zusammenkunft halten, das weiß ich erst seit dem Jahr 1832, wo ich auf einer Reise nach Freiburg nach Mitternacht zwischen Kenzingen und Emmendingen, da wo der Weg nach Riegel rechts abbiegt, über die Dreisam fuhr. Ich hatte diesen Weg schon öfters zu Fuß gemacht und kannte daher den Nepomuk wohl, der auf dieser Brücke steht. Als ich mich nun beim hellen Mondschein aus dem Fenster des Einwagens herausbeugte, um nach ihm zu sehen, war ich ganz verwundert, daß er sich diesmal nicht blicken ließ. Ein junger Arzt aus der Schweiz saß bei mir im Wagen; und ich äußerte gegen ihn, es sei mir auffallend, daß der Brückenpatron nicht mehr da stehe, wo ich ihn doch sonst schon so manches Mal gesehen. „Ei," sagte er, „deß wundere ich mich nicht. Wir haben heute den 16ten Mai, und in dieser Nacht halten die Nepomuke ihre Conferenz auf dem weißen Berge bei Prag." — Woher wissen Sie denn das? erwiederte ich. — „Woher? nun, weil ich's selbst gesehen habe." — Ich bin von jeher ein neugieriges Menschenkind gewesen, und ließ ihm daher keine Ruhe, bis er mir Alles erzählt hatte, ob ihm gleich, wie es schien, das Schlafen lieber gewesen wäre. Er erzählte mir nun, wie er in Wien Medicin studirt habe, und dann, um seine Studien zu vollenden, auch noch auf ein Jahr nach Berlin gegangen sei. Den Weg hatte er über Prag genommen, und sich dort mehrere Tage aufgehalten, um alle Merkwürdigkeiten der Stadt und Umgegend kennen zu lernen. Unter Anderem wollte er auch den weißen Berg besuchen, der durch die bekannte Schlacht am weißen Berge — ihr wisset doch das Datum? — merkwürdig ist. In-

dem er dort einigen ihm neuen Pflanzen nachging, verlor er den Weg, und irrte ſo lange umher, bis es dunkel, und damit immer ſchwerer wurde, den Heimweg zu finden. Es war eine warme Herbſtnacht und er entſchloß ſich endlich, auf freiem Felde ſein Nachtlager zu nehmen. Ermüdet vom Herumlaufen ſchlief er auch bald ein, und als er um Mitternacht erwachte, rieb er ſich die Augen gewaltig aus, um ſich zu überzeugen, daß er wirklich wach ſei: denn ganz nahe bei ihm ſaßen in einem weiten Kreiſe ſämmtliche Nepomuke aus ganz Deutſchland, die er zum Theil auf ihren Brücken geſehen hatte und recht gut kannte. Ihre Unterhaltung hatte bereits begonnen, und ihr könnet euch denken, wie aufmerkſam der junge Mediciner zuhörte. Eine von den Geſchichten, die da erzählt wurden, hat er mir mitgetheilt, und ich will ſie euch nicht vorenthalten.

Als die Reihe an den Nepomuk von der Mainbrücke zu Würzburg kam, hob er alſo an zu erzählen:

„Ich vertreibe mir die Zeit auf meinem langweiligen Poſten damit, daß ich die Vorübergehenden genau beobachte und mir ſo einen Schatz von Menſchenkenntniß ſammle, der mir mein ſteinernes Daſein erleichtert und mir manche Unterhaltung gewährt. Die meiſten Leute, die über die Brücke gehen, ſind mir von Kindheit auf bekannt geweſen, und aus ihren Geſichtszügen, die doch gewöhnlich die innere Stimmung verrathen, aus ihren Geſellſchaftern, aus gelegentlichen Aeußerungen, die ihnen im Vorbeigehen entfallen, kann ich mir von den Einzelnen ein Bild ihres Charakters zuſammenſetzen, das ſich gewöhnlich auch durch die fernere Erfahrung beſtätigt. Mancher, der in früher Morgenſtunde oder am ſpäten Abend einſam die Brücke paſſirte, ließ in meiner Nähe, weil er ſich ganz unbemerkt glaubte, im Selbſtgeſpräch einige Worte hören, die mir einen tieferen Blick in ſeine Geſinnung und in ſeine Abſichten geſtatteten, als jahrelange Beobachtung. Mancher, der am Tage in der ehrbarſten Geſellſchaft einherging, ſchlich nach Einbruch der Nacht mit verdächtigen Cumpanen an mir vorüber. Wie oft ſah ich Einen Morgens mit heiterem Muthe und raſchen Schritten der Stadt zuwandern, der Abends mit geſenktem Kopfe, wie ein geſtochenes Kalb, und mit unſicherem Tritt den Rückweg antrat. Er mochte in Trunk oder Spiel ſein Geld verloren, oder von ſeinem Advokaten unerwartet ſchlimme Nachrichten über ſeinen Prozeß bekommen oder bei ſeinem Gläubiger keinen weiteren Berg gefunden haben. Eines

Morgens gingen zwei Männer über die Brücke, von denen der Eine einen Metzgerhund bei sich hatte. Diesen hörte ich, als sie gerade an mir vorüberkamen, zu dem Andern sagen: „„Zwei Flaschen Steinwein wett' ich mit dir, daß ich heute Abend, noch eh' es sieben schlägt, mit einem Dutzend Kälber auf der Brücke sein will."" — „„Und ich sage dir, du bekommst keine,"" erwiederte der Andere. Von dem weiteren Gespräch verstand ich nichts mehr, weil eben ein Wagen über die Brücke rasselte; ich sah aber noch, wie sie einander einschlugen, wahrscheinlich um die geschlossene Wette zu bekräftigen. Abends 6 Uhr sah ich den Metzger wieder kommen. Kälber hatte er keine; er selbst aber lag auf einem Wagen wie ein Kalb, denn er hatte den Fuß gebrochen; wie, das habe ich nicht erfahren. Ich habe ihn nachher noch oft über die Brücke gehen sehen, er war aber um ein Gutes kleinlauter geworden. — Ein anderes Mal fuhr ein feingekleideter Herr in einer offenen Chaise mit Extrapostpferden vorüber, den ich nie vorher gesehen hatte, der also kein Würzburger sein konnte. Zwei Kaufleute aus der Stadt, die mir wohl bekannt waren, standen gegenüber von mir, als der Wagen vorbeifuhr, und Einer fragte den Andern: „„Kennst du den?"" — „„Wohl kenn' ich ihn,"" erwiederte der Andere; „„es ist der Buchhalter eines großen Bankierhauses in Frankfurt a. M. Der hat sicher von dem Bankrutt des Mose Hillmann in Heidingsfeld Wind bekommen und hofft noch etwas aus dem Schiffbruch zu retten, denn der Mose ist dem Hause eine große Summe schuldig. Aber ich will eher glauben, daß ein wasserscheuer Hund von Sommerhausen nach Winterhausen gehen, oder daß der alte Magister im Juliusspital seinen thierischen Stubengenossen zur Vernunft bringen wird, als daß der Buchhalter bei dem Mose Hillmann auch nur zwei Dukaten herausschlägt; der ist ein Spitzbube wie alle Juden."" — „„Nun, nun,"" sagte der Erste darauf, „„man muß doch nicht unbillig sein und nicht ein ganzes Volk über Einen Kamm scheeren."" — „„Was?"" entgegnete hitzig der Zweite; „„so gewiß alle Neger schwarz sind, so gewiß sind alle Juden Schurken."" — Der Erste: Hast du denn schon alle Neger gesehen, daß du weißt, ob alle schwarz sind? — Der Zweite: Nein; aber die Reisenden, die in Afrika gewesen sind, haben's gesehen. — Der Erste: Du weißt's also blos vom Hörensagen, und so auch von den Juden ..... Weiter konnte ich nicht verstehen, denn die Beiden gingen nun weiter. Am Abend fuhr der Buchhalter wieder zurück,

und der Mose Hillmann von Heidingsfeld saß bei ihm in der Chaise, beide augenscheinlich sehr heiter und guten Muths. Ei! dachte ich, die Sache muß ja nicht so gar schlimm ausgegangen sein; und war nun begierig, ob sich nicht ein weiterer Aufschluß darbieten würde. Vierzehn Tage lang wartete ich vergeblich auf eine Gelegenheit. Da sah ich eines Morgens auf einem Kahn, den man bei uns zu Lande „Schelch" nennt, den Mose Hillmann und seine Familie mit einigem Gepäck unter der Brücke durchfahren. Einige Männer aus der Stadt beugten sich über die Brustwehr der Brücke, um dem Schelch zuzusehen, und Einer fragte den Andern: „„Wo will denn der Mose hin?"" — „„Ei der zieht ja nach Frankfurt,"" erwiederte der Andere. „„Wie ist's denn mit seinem Bankrutt ausgegangen?"" — „„Ganz gut; er hat sich als einen ehrlichen Mann bewiesen, alle seine Schulden auf Heller und Pfennig bezahlt, und noch 200 Gulden übrig behalten."" — „„Aber damit wird er nicht weit springen."" — „„Doch bis Frankfurt, wie du siehst; dort hat er einen kinderlosen Verwandten, der will ihn in sein Haus aufnehmen und ihm Antheil an seinem Geschäft geben."" Ich war froh, das zu hören, und hätte nur gewünscht, daß jener Kaufmann, der so rücksichtslos die Juden verdammt hatte, es auch hätte hören können. Zehn Jahre darauf aber sah ich denselben Kaufmann in einem abgeschabten Rock und in einem offenbar ganz heruntergekommenen Zustand über die Brücke gehen, nachdem er mir lange nicht mehr unter die Augen gekommen war. Ich kannte ihn aber gleich wieder an einem großen schwarzen Pflaster, das er von jeher über dem linken Auge getragen hatte; und ich möchte gern wissen, was weiter aus ihm geworden ist, denn seitdem hat er sich nicht mehr vor mir blicken lassen."

„Darüber kann ich vielleicht Auskunft geben," sprach der Nepomuk von der alten Regnitzbrücke in Bamberg, „wenn der Mann, von dem du redest, außer dem schwarzen Pflaster auch noch das Kennzeichen feuerrother Haare an sich trägt und Mendelbaum heißt." Nachdem der Würzburger Nepomuk dieß bejaht hatte, fuhr der Bamberger also fort: „Diesen Mendelbaum habe ich blos einmal gesehen; aber — —

„Halt!" rief der Nepomuk von der Neckarbrücke bei Horb, „wenn ihr von Mendelbaum erzählen wollet, so kann ich auch einen Beitrag liefern, und der Zusammenhang der Geschichte erfordert es, daß ich gleich jetzt erzähle."

Der Nepomuk von der Moldaubrücke in Prag, der den Vorsitz in der

Verſammlung führte, billigte den Vorſchlag, ermahnte den Bamberger, ſich ein wenig zu gedulden, und der Horber nahm das Wort:

„Bald nach der Zeit, von welcher unſer Würzburger Bruder erzählte, ſtand ich eines Abends wie gewöhnlich auf meinem einſamen Poſten, ſah bald dem Neckar nach, der durch das enge Thal zwiſchen den hohen kahlen Bergen dahinſpaziert und ſich von ganzem Herzen auf den andern Tag freut, wo er die ſchönen, fruchtbaren Thäler des Unterlands betreten und fröhlich durchlaufen darf, bald ſah ich links an der Stadt hinauf, die ihre Häuſer an die Felſen hingeflickt oder in ſie hineingebohrt hat wie die Uferſchwalben ihre Neſter in den Sandſtein; bald rechts hinauf, wo die ſchöne Hornberger Straße mit Mühe den ſteilen Hügel hinanklettert, von Reiſenden, deren Anblick Zeitvertreib gewähren könnte, nur ſelten befahren. Vor langer Weile gähnte ich einmal um das andere, wenn's Niemand ſah; und damit hatte es keine Noth, — denn die Leute, die über die Brücke gingen, waren ſo leicht zu zählen wie die ſchönen Häuſer in der Stadt. Nur die Enmeritzen erſchracken zuweilen, wenn ſie ſich im beſten Zutrauen auf meine Schulter ſetzten und auf einmal ein ſolcher Abgrund ſich vor ihnen aufthat. Endlich gingen die Leute von ihren Feldern nach Hauſe und die Straße wurde lebhafter. Von dem rechts auf der Höhe gelegenen Dorfe Nordſtetten kam der jüdiſche Handelsmann Hajum Endel, und mitten auf der Brücke begrüßte er den von der Stadt herkommenden Amſchel Leviſohn. Da der erſtere eine kleine Geſchäftsreiſe antreten und doch vorher von ſeinem Freund einige Neuigkeiten hören wollte, überredete er dieſen, ſich neben ihn auf das ſteinerne Brückengeländer zu pflanzen, und da hörte ich denn folgendes Geſpräch.

Hajum. Du kommſt alſo gerade von Frankfurt; nun was giebt's denn Neues dort bei unſern Leuten?

Amſchel. Nichts Wichtiges, ſo viel ich weiß. Der alte Nathan Seligmann iſt geſtorben und hat den Moſe Hillmann von Hetzfeld *) zum Erben ſeines ganzen Vermögens eingeſetzt.

Hajum. Hat er denn keine Familie hinterlaſſen?

Amſchel. Nein; ſeine Frau und Kinder ſind ſchon lange todt, und nahe Verwandte hat er nicht; ſo hat er denn den Moſe Hillmann bedacht, durch den ſein Geſchäft emporgekommen iſt und der ihn wie ein Bruder verpflegte.

*) Oder Heidingsfeld.

Hajum. Ich meine doch, mich zu erinnern, daß dieser Mose einmal vor zehn Jahren das Unglück hatte, umzuwerfen.

Amschel. Allerdings; man ist aber nie recht in's Klare über die Geschichte gekommen; nur so viel wußte ich, daß er sich damals als ehrlicher Mann herausgezogen; und erst jetzt habe ich erfahren, wie es zugegangen ist.

Hajum. Ei erzähle mir's doch; du kommst ja immer noch zu rechter Zeit nach Hause.

Amschel. Nun der Mose Hillmann hatte in Hetzfeld ein schönes Geschäft, das seinen Mann nährte. Er handelte mit milochenen *) Weinen, und alle Weinhändler in der Umgegend bezogen ihren Bedarf von ihm. Da war aber in Würzburg ein Kaufmann, Namens Mendelbaum, habsüchtig und betrügerisch, ein Mann, den nach Allem gelüstete, auch nach dem ungerechten Gut, gleichwie Ahab, den Sohn Amri; und es wäre gut gewesen, wenn Mose Hillmann so wenig Bekanntschaft mit ihm gemacht hätte, als ich mit dem Schweinefleisch, wiewohl er ohne seine Schuld dazu kam. Die Habsucht Mendelbaums war so unergründlich wie jenes Wasser, von dem der Rabba, der Enkel des Channa, erzählt.

Hajum. Vetter, du bist ein gelehrter Mann, fast wie unser Rabbi. Ich verstehe von solchen Sachen nicht viel; sag mir doch, was du für ein Wasser meinst.

Amschel. Der Rabba erzählt, er sei auf einem Wasser gefahren, in dem ein Vogel, dessen Haupt bis an den Himmel reichte, stand, ohne daß ihm das Wasser über die Schienbeine herauf ging. Er dachte: hier kann das Wasser nicht sehr tief sein, ich will hier baden. Da kam aber eine Stimme: Nimm dich in Acht! vor sieben Jahren ist hier einem Zimmermann seine Art hineingefallen und ist immer noch nicht auf den Grund gekommen.

Hajum. Das ist ja kaum glaublich.

Amschel. Wie dem auch sein mag, das haben wir hier nicht zu untersuchen. Ich wollte nur sagen, daß der Mendelbaum an der Habsucht so krank gewesen sei, als mein Bruder Aaron, der voriges Jahr starb, an der Schwindsucht.

Hajum. Nun erzähle nur weiter.

Amschel. Es war da in einem benachbarten Ort, ich weiß nicht, ob

*) fabrizirten.

in Ochsenfurt oder in Marktbreit, eine schöne Oelmühle, und Mendelbaum hatte dem Besitzer derselben eine beträchtliche Summe Geld geliehen. Er hätte aber für sein Leben gern die Oelmühle selbst gehabt, und sann Tag und Nacht darüber, wie er es angreifen müsse, um sich in Besitz derselben zu setzen. Ahab, der Sohn Amri, ging mit seinem Weibe Isabel zu Rathe, als er den Weinberg Naboths haben wollte: das hatte Mendelbaum nicht nöthig, er war selbst verschlagen genug und steckte voll aller bösen Tücke. Durch seine Spionen hatte er ausgekundschaftet, daß der Besitzer der Oelmühle sich in Geldverlegenheit befinde. Alsbald fing er auch an ein Netz zu stricken, in dem er den armen Mann, oder vielmehr seine Mühle zu fangen hoffte; und bei dem Gedanken, daß ihm nun sein Wunsch erfüllt werden müsse, klopfte er in die Hände und machte ein Gesicht so häßlich, wie der Lellkönig an der Uhr zu Ochsenfurt, der bei jedem Schlag die Zunge herausstreckt. Er dachte nämlich: Wenn ich jetzt plötzlich dem Oelmüller mein Geld abfordere, so weiß er sich nicht mehr zu helfen und muß mir die Mühle verkaufen. Ich lasse ihn dann noch eine Weile als Pächter darauf, und sobald er mir nicht mehr gefällt, jag' ich ihn fort. Er schrieb also einen Brief an ihn, worin ganz deutlich stand, morgen müsse er nothwendig sein Geld wieder haben, und bestellte ihn nach Hetzfeld in das Haus des Mose Hillmann, um dort mit ihm abzurechnen. Der Oelmüller war in großer Noth, denn er hatte kein Geld und wußte auch keines aufzutreiben. Er kam eine Stunde früher nach Hetzfeld, als er bestellt war, und bat den Mose Hillmann auf's Dringendste, ihm 1500 Gulden vorzustrecken, denn so viel war er dem Mendelbaum schuldig. Mose hatte zwar 1200 Gulden baar daliegen; aber er konnte sie kaum entbehren, denn er brauchte selbst in den nächsten Tagen eine bedeutende Geldsumme und ging eben damit um, noch etwas zu entlehnen. Aber den dringenden Bitten des Oelmüllers konnte der gutherzige Mann nicht widerstehen, um so weniger, da er wohl merkte, was Mendelbaum im Schilde führte. Der arme Mann wäre ja ruinirt gewesen, wenn ihm Mose nicht geholfen hätte. Er gab ihm also die 1200 Gulden, verbot ihm aber natürlich, merken zu lassen, woher er sie habe, und ließ sich einen Empfangschein ausstellen. Mendelbaum kam und triumphirte insgeheim schon über seinen Sieg, denn er hielt es nicht für möglich, daß der Oelmüller in so kurzer Zeit die Summe aufgetrieben haben könne. Als ihm nun dieser die 1200 Gulden hinlegte, machte er große Augen wie

um Uhr bei Nacht. Es war zwar nicht die ganze Summe; allein was konnte er machen! Wegen der fehlenden 300 Gulden konnte er doch keinen Prozeß anfangen, denn der Oelmüller versprach, sie in acht Tagen vollends zu bezahlen. Er steckte also das Geld ein; den Schuldbrief aber gab er nicht heraus, sondern schrieb nur eine kurze Interimsquittung. Damit ging der Oelmüller nach Hause. Als er fort war, sagte Mose zu dem Kaufmann: „Wie wär's, Herr Mendelbaum, wenn Sie mir die 1200 Gulden überließen? Ich weiß, Sie brauchen das Geld nicht, und ich befinde mich gerade in Verlegenheit und habe in ein Paar Tagen etlich tausend Gulden nöthig. Im Frühjahr sollen Sie die ganze Summe wieder haben." — Mendelbaum erwiederte: „Wenn du das Geld willst, du kannst's haben. Bei dir steht's gut; aber dem Oelmüller trau' ich nicht; ich glaube, er hat die längste Zeit Oel geschlagen und wird wohl bald selbst unter den Hammer kommen." Er ließ also das Geld sitzen, nachdem er sich einen Schein dafür hatte ausstellen lassen, und ging nur halb befriedigt nach Hause, denn er mußte nun seine Hoffnung wieder ein wenig weiter hinausschieben. Die Oelmühle aber muß ich doch noch haben! sprach er bei sich selber auf dem Heimweg. — Nun was geschah? Der Oelmüller verirrte sich bei Nacht von seinem Wege, den er doch so gut wußte und schon so oft gemacht hatte; er gerieth in's Wasser hinein und ertrank. Am andern Morgen fand man seinen Leichnam. Ach wie erschrak die arme Wittwe mit ihren sieben unversorgten Kindern! Vermögen war keines da, und die Oelmühle, die sie bisher genährt hatte, wurde nun von den Schulden aufgefressen. Zu allem Unglück kam auch noch das, daß man die Quittung über die bezahlten 1200 Gulden nicht bei dem Verstorbenen fand. Wahrscheinlich hatte er sie nur lose in seine Seitentasche gesteckt und dort war sie vom Wasser hinweggeschwemmt worden. Das hatte nun freilich nichts zu sagen, wenn der Empfänger ein ehrlicher Mann war; aber ich glaube, es war wohl noch nie Jemand in Versuchung gekommen, das Beschaffenheitswort „ehrlich" vor den Namen des Ferdinand Mendelbaum zu setzen, wie man es etwa vor den Namen des Mose Hillmann setzen konnte. Kaum hatte Mendelbaum vernommen, der Oelmüller sei aus dem Wasser gezogen worden und man habe nichts Schriftliches bei ihm vorgefunden, so war auch schon wieder ein neuer Lügenplan gesponnen. Er eilte nach Hetzfeld und suchte den Mose Hillmann, als den einzigen Zeugen, der bei der Zahlung ge-

gewärtig gewesen, zu bewegen, daß er davon schweige. Dann hätte die Wittwe die 1200 Gulden noch einmal bezahlen müssen, und ihm hätte die Oelmühle nicht entgehen können. Natürlich konnte er dem Mose diese Zumuthung nicht machen, ohne ihm auch einen Theil des Gewinns anzubieten; ja der habsüchtige Schurke wollte sogar brüderlich mit ihm theilen und bot ihm die Hälfte des unterschlagenen Geldes an. Was hättest du an Mose's Stelle gethan, Hajum?

Hajum. Nun was hätt' ich gethan? Sechshundert Gulden findet man nicht hinter jeder Hecke, und ich muß mich Jahre lang plagen, bis ich so viel reinen Gewinn herausschlage; aber es ist halt Blutgeld, gleich den zwanzig Silberlingen, welche die Midianiter für Joseph, den Sohn Jakobs, bezahlten. Ich möchte es nicht haben; es würde mein übriges Vermögen verzehren, wie ein räudiger Hammel, den man unter eine gesunde Schafheerde kommen läßt, die ganze Heerde ansteckt.

Amschel. Gerade so dachte auch Mose. Er wies das Anerbieten mit Unwillen zurück, versicherte den Versucher, daß er vor Amt bezeugen werde, es seien in seiner Gegenwart 1200 Gulden an dem Capital bezahlt worden, und las ihm den Text darüber, daß er eine ohnehin so unglückliche Familie noch tiefer in's Elend stürzen wolle.

Mendelbaum verließ ihn, grimmig erbost, und von nun an ging sein Sinnen und Trachten einzig dahin, wie er sich an Mose Hillmann auf eine recht empfindliche Weise rächen könne. Vor allen Dingen kündigte er ihm die geliehenen 1200 Gulden wieder auf. Zu gleicher Zeit erfuhr er, daß Mose bei dem Gant eines benachbarten Weinhändlers eine namhafte Summe verlieren werde; und da er wußte, daß er einem Frankfurter Bankierhause 10,000 Gulden schuldig sei, so dachte er, wenn er's dahin bringen könnte, daß diese 10,000 Gulden jetzt gleichfalls aufgekündigt würden, so wäre der Mann auf einmal ruinirt. Flugs setzte er sich hin und schrieb einen anonymen Brief an den Bankier in Frankfurt, worin er mit geheuchelter Sorgfalt demselben zu verstehen gab, mit den Vermögensumständen des Mose Hillmann stehe es dermalen so schlecht, daß seine Gläubiger dazu thun müßten, wenn sie noch etwas von ihrem Guthaben retten wollten. Der Bankier, dem an seinen 10,000 Gulden gelegen war, schickte sogleich seinen Buchhalter mit den nöthigen Vollmachten; dieser fand aber alles ganz anders, als er erwartet hatte. Mose

nämlich hatte sich zwar allerdings in großer Verlegenheit befunden, als er so auf einmal von mehreren Seiten her mit bedeutenden Verlusten bedroht wurde, denn das hatte er sogleich beschlossen, die 1200 Gulden der Wittwe des Oelmüllers jetzt nicht abzufordern; und das Schlimmste dabei war, daß durch Mendelbaums geheime Ausstreuungen auch sein Credit ein Loch bekommen hatte, und ihn die Kaufleute, bei welchen er Geld entlehnen wollte, mit höflichen Worten abspeisten. Sein Handelsgeschäft konnte er unter diesen Umständen nicht fortsetzen; aber er wollte es wenigstens als ehrlicher Mann zu Ende führen und es darum nicht zu einem Gant kommen lassen, nicht einmal zu einem gütlichen Vergleich, bei dem seine Gläubiger auf einen Theil ihrer Ansprüche hätten verzichten müssen. Er stellte also eine Ausstreichsverhandlung an, verkaufte alle seine Weine und was er sonst besaß, und erlöste gerade so viel, daß er alle seine Schulden bezahlen konnte und noch 200 Gulden baar übrig behielt. Als der Buchhalter von Frankfurt kam, lagen die 10,000 Gulden nebst Zinsen schon für ihn parat und Mose reiste mit ihm, um bei seinem Vetter Seligmann eine Unterkunft zu suchen. Da er diesen ganz willig dazu fand, kehrte er sogleich wieder um, holte seine Familie und die wenige Habe, die er noch besaß, und bald hatte er das Geschäft des alten Seligmann in einen blühenden Zustand gebracht.

Hajum. Und was ist aus dem Mendelbaum geworden?

Amschel. Was man ihm hätte voraussagen können, ein Lump. Er brachte die Oelmühle richtig an sich; aber es war, wie wenn diese Oelmühle sein ganzes Vermögen aufsaugte, gleichwie ein essenes Bein alle Säfte eines sonst gesunden Körpers verzehrt. Der Pächter, den er darauf hatte, betrog ihn und ging mit einer Summe Geldes durch. Bald darauf brannte die Oelmühle ab, und Mendelbaum mußte nicht blos eine bedeutende Summe darauf verwenden, sie wieder neu aufzubauen, sondern versäumte unterdessen auch sein Geschäft in der Stadt, das so immer weiter herunterkam. Alle seine Spekulationen mißlangen. Wenn er eine Quantität Hopfen kaufte, so ging die Waare gewiß in vier Wochen um zehn bis zwanzig Gulden herunter: wenn er eine bedeutende Partie Rübsamen in Vorrath einlegte, so waren sicher acht Tage darauf die Preise so gedrückt, daß er 25 Procent verlor. Die Juden wollten sich von ihm nicht betrügen lassen, die Christen mit dem Betrüger nichts mehr zu schaffen haben. Seine Weine kaufte ihm Niemand ab,

weil er ſie zu ſtark mit Weingeiſt verſetzte, auch die guten Gewächſe von Randsacker und Reddelſee; und ſeine Oelmühle hatte, während ſie in Aſche lag, die Kundſchaft an eine Nachbarin abtreten müſſen, wie Venedig ſeinen Handel. Je krampfhafter ſich Mendelbaum gegen das Unglück wehrte, deſto feſter packte es ihn von allen Seiten, wie die Häſcher einen Dieb, der entſpringen will. Sein Vermögen hatte das Schickſal eines Zuckerfaſſes, das in's Waſſer gefallen iſt, es wurde immer leichter, immer transportabler; und nach wenigen Jahren war er der leibhaftige Bettelkönig, der alle ſeine Reichthümer an einem Stecken auf dem Buckel tragen kann. Eine Zeitlang trieb er noch das Gewerbe eines Unterhändlers; aber die Leute waren ſein müde, und endlich lief er in der Verzweiflung davon.

Hajum. Hat man denn ſeither nichts mehr von ihm gehört?

Amſchel. Doch, doch; er ging nach Frankfurt, und hoffte dort, von einigen ehemaligen Geſchäftsfreunden eine kleine Unterſtützung zu erlangen. Um ihn los zu werden, gaben ſie ihm etwas Weniges; am meiſten aber gab ihm Moſe Hillmann, dem er ſich zwar ſehr gehütet hatte unter's Geſicht zu kommen, der ihn aber doch auskundſchaftete.

Hajum. Das nenn' ich aber eine übel angewendte Großmuth.

Amſchel. Es war eine ehrenwerthe Geſinnung, die ihn dazu beweg; aber übel angewendet wurde die Gabe allerdings; denn anſtatt ſich Brod zu kaufen, was Mendelbaum zuerſt nöthig hatte, und eine ehrliche Beſchäftigung zu ſuchen, kaufte er für das Geld Lotterieloſe, und als ſtatt der erwarteten Gewinnſte nur Nieten herauskamen, ſo war ſeines Bleibens auch nicht mehr in Frankfurt: er ſetzte ſeinen Bettelſtab weiter; aber wohin, weiß ich nicht.

Hajum. Es muß Einer freilich den Baum ſeines Glücks ſchlecht gepflegt haben, wenn er am Ende nur noch einen Bettelſtab daraus ſchnitzen kann.

„So weit," fuhr der Nepomuk von Herb fort, „hörte ich dem Geſpräch zu; dann zog ein Streit, den zwei Fuhrleute unten an der Steige mit einander hatten, meine Aufmerkſamkeit auf ſich, und als ich wieder nach den beiden Iſraeliten ſah, hatten ſie ſich ſchon in entgegengeſetzter Richtung entfernt. Ich glaube aber jetzt darüber gerechtfertigt zu ſein, daß ich unſern Bruder von Bamberg in ſeiner Erzählung unterbrochen habe, und ich bitte ihn nun fortzufahren."

Der Nepomuk von der Regnitzbrücke nahm nun wieder das Wort: „Wie

gesagt, ich habe den Mendelbaum nur Einmal gesehen; aber unter Umständen, die sich meinem steinernen Gedächtniß so tief einprägten, wie die Flossen eines fossilen Fisches der Schieferplatte von Solenhofen, die vorgestern an mir vorbeigetragen wurde. Da mir ebenso wie euch das verdrießliche Loos gefallen ist, das ganze Jahr hindurch unbeweglich auf meinem Posten zu stehen, so lasse ich wenigstens meine Augen eben so fleißig herum laufen wie unser College von Würzburg, und setze mir aus einzelnen Aeußerungen, die ich von den Vorübergehenden erlauschen kann, Geschichten zusammen, die freilich auch ihre Lücken haben wie ein alter Gartenzaun. Eines Tages sah ich einen Landboten über die Brücke gehen, der auf seinem Reff unter Anderem auch eine kleine wohlversiegelte Schachtel stehen hatte. Da mir auf alle Vorübergehenden die Vogelperspektive gestattet ist, so las ich auch die aufwärts gerichtete Adresse der Schachtel, die also lautete: „An Herrn Ferdinand Mendelbaum, Wechselkonsul in Bamberg, abzugeben bei Herrn Kaufmann Steinwender auf dem grünen Markt in Bamberg. Inhalt: Silberzeug und Pretiosen, Werth 500 fl." Dieser Name war mir neu; ich wußte, daß er keinem Bamberger angehörte, und war daher begierig, etwas Weiteres von ihm zu vernehmen. Aus dem, was ich nachher von den Leuten, die über die Brücke gingen, hörte, aus einzelnen abgebrochenen Aeußerungen setzte ich mir folgende Geschichte, gleich einem Mosaikbilde, zusammen: Dieser Mendelbaum war nach Bamberg gekommen und hatte sich — ich weiß nicht wie — die Erlaubniß verschafft, ein Mäklergeschäft zu eröffnen. Um sich aber bei den Kaufleuten einen Credit zu begründen, was bei einem solchen Geschäft die Hauptsache ist, ersann er einen schlauen Betrug. Er packte einige Steine in eine kleine Schachtel, die er gut versiegelte und an seine eigene Adresse überschrieb, aber so, als ob sehr werthvolle Sachen darin wären. Diese Schachtel trug er selbst in ein benachbartes kleines Städtchen, übergab sie dem Amtsboten, der ihn ja nicht kannte, und band es ihm scharf ein, sie doch ja sorgfältig und pünktlich zu überliefern. Er ließ sie aber nicht direkt an seine Adresse geben, sondern durch Vermittlung eines angesehenen Kaufmanns auf dem grünen Markt; einestheils, weil der Bote sonst den Betrug gemerkt hätte, anderntheils, weil er dachte, auf diesem Wege sich am besten Credit bei der Kaufmannschaft zu erwerben, wenn man sehe, welch ein Vertrauen er von außen her genieße. Diese List wiederholte er mehrmals. So ließ er sich z. B. aus

einer benachbarten Stadt ein Packet mit mehreren hundert Gulden ſchicken, das er dort ſelbſt zur Poſt gegeben hatte, das aber nur runde Bleirollen enthielt. Wenn dann Herr Steinwender auf das Caffeehaus kam, ſo lief etwa einer oder der andere Kaufmann auf ihn zu: „„Ei, Herr Steinwender, ſagen Sie doch, was iſt's denn mit dem Mendelbaum? Ich weiß, Sie haben einigen Verkehr mit ihm, und ich geſtehe, ich kann kein rechtes Zutrauen zu ihm haben; er ſieht doch aus wie ein gemachter Schurke."" — „„Ich weiß wohl,"" erwiederte dann Herr Steinwender, „„ſein Aeußeres iſt nicht ſehr anziehend oder Vertrauen einflößend; aber bis jetzt wenigſtens habe ich keine Urſache gefunden, einen Zweifel in ſeine Solidität zu ſetzen; und was von Geld und Geldeswerth durch meine Hände an ſeine Adreſſe gelangt, beweiſt, daß er über nicht unbeträchtliche Mittel zu gebieten hat."" Auf dieſe Weiſe ſetzte ſich Mendelbaum allenthalben in den Geruch eines vertrauenswerthen, zahlungsfähigen Mannes. An Arbeit fehlte es ihm ſomit nicht; und wäre er wirklich ein ſolider Mann geweſen, ſo hätte er es vielleicht wieder zu etwas bringen können. Allein er war in Frankfurt von der Lotterieſucht angeſteckt worden, die ſo leicht zur Leidenſchaft wird, und alles, was er erübrigen konnte, ſäte er auf dieſes Feld aus, um immer wieder Nieten zu ärnten. Weil aber die Verluſte einen Spieler nicht nüchtern machen, ſondern nur noch hitziger, ſo ließ er ſich ſogar dazu verleiten, Gelder zu unterſchlagen, die ihm anvertraut waren; und das Mißtrauen, das ſich allmälig zu regen begann, hatte bald vollgiltige Beweiſe aufzutreiben gewußt, daß nicht alles mit rechten Dingen bei ihm zuging. Während er Abends in einem Wirthshauſe ſaß, wurde in ſeiner Wohnung eine polizeiliche Unterſuchung vorgenommen. Da fand man denn jene werthvollen Schachteln und Geldpackete alle noch uneröffnet, und ihr Inhalt überzeugte die Polizei, daß er ein handwerksmäßiger Betrüger ſein müſſe. Alsbald wurden auch einige Polizeiſoldaten abgeſchickt, um ihn in dem Wirthshauſe, das er gewöhnlich jeden Abend beſuchte, zu verhaften. Aber Mendelbaum, der wohl einſah, daß er jetzt nicht mehr viel zu verlieren habe und daß ſeine Angelegenheiten ohnehin ſchon ſchlimm genug ſtehen, wollte ſich wenigſtens nicht freiwillig gefangen geben. Er riß den Schergen aus, und auf einmal hörte ich einen großen Lärm und ſah einen großen Kerl mit rothen Haaren und ſchwarzem Pflaſter über dem Auge mit verzweifelter Anſtrengung über die Brücke rennen. Die Polizeidiener waren ihm auf

den Ferſen und ein Haufe Volks ſchrie und lief hintennach. Als aber eben einer der Verfolger ihn beim Zipfel ſeines Rockes packte, machte Mendelbaum einen desperaten Sprung über das Brückengeländer und ſtürzte ſich in's Waſſer. Schwimmen konnte er wie eine Makrele; in wenigen Augenblicken war er am Lande, und ehe noch ſeine Verfolger auf dem Umwege über das Ende der Brücke kamen, hatte er ſchon durch Gärten und Gäßchen ſich ihren Blicken entzogen und mit ſchnellem Blick ſich eine Zufluchtsſtätte erſpäht. Einer von den vielen hundert Gärtnern, die in der Umgegend von Bamberg Süßholz und andere officinelle Pflanzen in ihren Gärten ziehen, brachte eben einen Korb voll Wurzeln in ſeinen Keller, und als er von der Brücke her den Lärm vernahm, eilte er die Kellertreppe herauf und wollte ſehen, was es gebe. Von der andern Seite her kam zu derſelben Zeit Mendelbaum gelaufen und ſchlüpfte, von dem Gärtner nicht bemerkt, in den Keller hinab, wo er ſich hinter einen großen Haufen friſcher Wurzeln und alter Gartenpfähle verſteckte. Der Gärtner erfuhr bald, um was es ſich handle, half den Leuten ſuchen und kam erſt nach Hauſe, als es ſchon Abend war. Unterdeſſen hatte ſein Weib das Nachteſſen fertig gemacht, und der Gärtner, der von dem Umherrennen durſtig geworden war, ſchickte ſeine Tochter in den Keller, um ihm ein Krüglein voll Obſtmoſt zu holen, den er ſelbſt aus den Aepfeln in ſeinem Garten zu bereiten pflegte. Mendelbaum hatte auf ſo etwas gerechnet. Sobald das Mädchen in den Keller kam, fing er an hinter den Pfählen zu brummen wie ein Bär, ſo daß das zwölfjährige Kind halb todt vor Schrecken die Lampe fallen ließ und in höchſter Eile die Treppe hinaufſprang, ſo gut es die durch die plötzliche Finſterniß noch vermehrte Angſt einerſeits erlaubte, andererſeits forderte. Unterdeſſen machte ſich Mendelbaum aus ſeinem Verſteck hervor auf die Straße, wickelte ſich in den Mantel der Nacht und entkam auf ihm wohlbekannten Schleichwegen aus der Stadt. Als der Gärtner in den Keller hinab kam, war zwar kein Bär weit und breit; an den umgeworfenen Pfählen aber konnte er wohl ſehen, daß doch Jemand da geweſen ſein müſſe. Nun fiel ihm ein, daß er, als er der Brücke zulief, die Kellerthüre offen gelaſſen, und als er wieder nach Hauſe kam, ſie blos einfach zugeſchloſſen hatte, ohne noch einmal hinunterzugehen und nachzuſehen. Anfänglich dachte er, es habe ſich ein Dieb eingeſchlichen, um etwas zu ſtehlen; weil aber einestheils nicht viel zu ſtehlen und anderntheils nichts wirklich geſtohlen war, ſo kam er all-

mälig doch auf den Sprung, daß Mendelbaum ſich ſelbſt bei ihm verſteckt haben müſſe. In ſeiner Einfalt erzählte er dieß auch ſeinen Nachbarn, die ihn weidlich darüber auslachten, daß er den Bären gejagt habe, den er doch daheim in der Falle gehabt. Man nannte ihn auch von da an den Bärenjäger, obgleich das Wild mit einem Fuchs viel mehr Aehnlichkeit hatte. — Indeſſen wurde Mendelbaum alsbald durch Steckbriefe verfolgt, und ſein rothes Haar nebſt dem ſchwarzen Pflaſter, das er gleich einem Kainszeichen über dem Auge trug, verriethen ihn, daß er in der Gegend von Münchberg feſtgenommen und dann nach Bamberg eingeliefert wurde, wo er lange Zeit im Gefängniß ſaß. Eines Tages aber hörte ich die Vorübergehenden ſagen: „„nun iſt der Schurke doch entwiſcht!““ Was weiter aus ihm geworden iſt, weiß ich nicht.

Als nun die Verſammlung begierig umherblickte, ob Jemand unter ihnen weiteren Aufſchluß geben könne, erhob ſich der Nepomuk von der Kinzigbrücke bei Offenburg und ſprach: „Ich glaube, ich kann die Geſchichte zu Ende bringen, oder ich müßte mich ſehr täuſchen. Eines Morgens ſehr früh nach einer mondhellen Julinacht, als die Sonne ſich kaum den Schlaf aus den Augen gerieben hatte und anfing auf meinen ſteinernen Reck zu brennen, kam von Kehl her eilig ein Mann gelaufen, der gerade ſo ausſah, wie nach euren Schilderungen Mendelbaum ausgeſehen haben muß. Sein rothes buſchiges Haar war in großer Verwirrung und von keinem Hut beſchattet; die Augen unter dem Pflaſter, das die Farbe ſeiner Seele trug, ſahen wild und ſtier vor ſich hin, und blickten zuweilen ängſtlich zurück. Er kam auf die Brücke und ſtellte ſich auf die ſteinerne Bruſtwehr, immer den Fluß hinabſehend, mit Schweiß übergoſſen und gewaltig keuchend. Jetzt ſchien er ſeine Verfolger zu erblicken, und eh' ich mich's verſah, hatte er einen Sprung in's Waſſer gemacht, das von einem Gewitterregen ſehr angeſchwollen war. Wahrſcheinlich hatte ihn bei der ſchnellen Erkältung nach ſo großer Erhitzung ein Lungenſchlag getödtet, denn ich ſah ihn bewegungslos in den Wellen hinabtreiben, bis ihn die Zollſchutzwächter, die ihn verfolgten, aus dem Waſſer zogen und auf der Brücke niederlegten. Aus ihren Mittheilungen an die wenigen Leute, die ſich in der frühen Morgenſtunde um ſie her ſammelten, konnte ich Folgendes entnehmen. Schon ſeit einiger Zeit hatte er in dem Grenzbezirk am Rhein das Schmuggelgeſchäft in Gemeinſchaft mit andern Wagehälſen

mit großer Schlauheit und Verwegenheit betrieben, und die Zollschutzwächter waren bereits auf ihn aufmerksam geworden, als er in der vorhergehenden Nacht mit einer bedeutenden Ladung verbotener Waaren sich durch den Wald schlich. Sie kamen den Schleichhändlern auf die Spur, verfolgten sie und hatten sie bald eingeholt. Diese warfen die Contrebande ab, ließen sich mit den Gensd'armen in einen ungleichen Kampf ein, und wurden in die Flucht gejagt, nachdem Mendelbaum, der mit einer Flinte bewaffnet war, einen dieser Gensd'armen erschossen hatte. Die übrigen Schmuggler zerstreuten sich; Mendelbaum aber wurde hitzig verfolgt, und nur seiner Schnelligkeit hatte er es zu verdanken, daß er einen solchen Vorsprung von ihnen gewann. War ihm aber das ängstliche Vagantenleben überhaupt entleidet, oder hatte er noch so viel Gewissen übrig, um über einen Mord, dergleichen er sich wohl noch nicht hatte zu Schulden kommen lassen, zu erschrecken, — kurz, er entschloß sich, auch seinen Leib vollends zu tödten, wie er seine Seele längst getödtet hatte, und so sein eigener Scharfrichter zu werden."

So weit erzählte der Nepemuk von Offenburg, und das ist's, was mir der Arzt von dem Concil der Nepemuke mittheilte. Ich bemerke aber dabei, daß ich die Namen der in der Geschichte vorkommenden Personen und hie und da auch die der Städte verändert habe. Die Sache bleibt deßwegen doch, wie sie ist, nämlich: eine traurige Sache, wenn ein Mensch auf der Leiter der Rechtschaffenheit immer weiter herabsteigt, bis er endlich sogar so weit kommt, daß er dem Nachrichter in sein Amt greift. Freilich war Mendelbaum schon in der Schule ein böser Junge gewesen, wie der Nepemuk von Würzburg ausdrücklich versicherte.

Der alte arme Richard, oder Mittel, reich zu werden.

(Als Vorrede zu einem Pennsylvanischen Almanach vom Jahre 1758.)

Nichts soll, wie man sagt, einen Schriftsteller glücklicher machen, als wenn Andere seine Werke ehrfurchtsvoll citiren. Mir ist dieses Vergnügen selten zu Theil geworden. Denn ob ich gleich ohne Eitelkeit sagen darf, daß ich mir seit einem Vierteljahrhundert alljährlich keinen kleinen Namen unter den

Kalenderſchreibern gemacht habe, ſo muß ich doch geſtehen, daß mir meine Herren Collegen ſelten etwas Schönes über meine Verdienſte ſagten, oder ſonſt ein Schriftſteller meiner gedachte, ſo daß ich, ohne den geringen baaren Vortheil, den mir meine Arbeit verſchaffte, bei dem Mangel an Beifall allen Muth hätte verlieren müſſen.

Zu meinem Troſte bedachte ich endlich, der gemeine Mann, der meinen Kalender kaufe, ſei doch der beſte Richter über mein Verdienſt, und oft hatte ich wirklich die Freude, von Leuten, die mich nicht kannten, eins und das andere von meinen Sprichwörtern, und immer mit dem Zuſatz: wie der arme Richard ſagt, anführen zu hören. Hieraus ſah ich, daß man meine guten Lehren nicht allein ſchätze, ſondern auch einige Achtung vor meiner Autorität hege, und ich geſtehe, daß ich mir bisweilen, um meine Maximen zum Beſten der Welt mehr in Umlauf zu bringen, die Freiheit nahm, mich mit der feierlichſten Miene ſelbſt zu citiren.

Man denke ſich daher, wie vergnügt mich ein kleiner Vorfall, den ich jetzt erzählen will, machen mußte. Ich hielt neulich mit meinem Pferde an einem Ort, wo ſich, einer öffentlichen Verſteigerung wegen, eine Menge Menſchen verſammelt hatten. Es war noch etwas früh; die Leute ſprachen von den ſchlechten Zeiten, und einer unter andern wendete ſich an einen alten, dem Anſehn nach wohlhabenden Mann mit grauen Haaren: „Und Ihr, Vater Abraham, was ſagt Ihr zu der jetzigen Zeit? Glaubt Ihr nicht auch, daß die ſchweren Abgaben das Land ganz ausſaugen werden? Denn wie iſt's möglich, ſie zu erſchwingen? Und was meint Ihr, daß man machen ſoll?“ Vater Abraham dachte eine Weile nach, und erwiederte ſodann: „Mein guter Rath ſteht euch, und zwar in aller Kürze zu Dienſten: denn Ein Wort zu den Weiſen iſt genug, und mit Worten jagt man keine Katze in den Sack, wie der arme Richard ſagt.“ Die ganze Geſellſchaft drang in ihn, er möchte ſprechen; man trat in einen Kreis um ihn, und er hub alſo an:

„Liebe Freunde und gute Nachbarn, die Abgaben ſind allerdings ſchwer, allein wenn wir ſonſt keine, als die an die Obrigkeit zu zahlen hätten, ſo wollten wir wohl fertig werden. Wir haben aber noch ganz andere, die uns viel ſchwerer fallen. Unſere Faulheit, zum Beiſpiel, nimmt uns zweimal mehr ab, als die Obrigkeit, unſere Eitelkeit dreimal, und unſere Thorheit viermal mehr. Von dieſen Abgaben kann uns kein Landesdeputirter, weder ganz noch halb,

befreien; indeß iſt noch nicht Alles verloren, wenn wir nur gutem Rathe folgen wollen, denn wie der arme Richard in ſeinem Kalender von Anno 1733 ſagt: Gott hilft denen, die ſich ſelbſt helfen."

„Ueber eine Regierung, die das Volk den zehnten Theil ſeiner Zeit zu frohnen zwänge, würde jedermann ſchreien: aber die Faulheit nimmt den Meiſten unter uns noch weit mehr weg. Rechnet einmal die Zeit, die ihr im gänzlichen Müßiggang, das heißt im Nichtsthun, oder in Zerſtreuungen, die eben nicht weiter führen, zubringt, und ihr werdet finden, daß ich Recht habe. Der Müßiggang verkürzt nothwendigerweiſe unſer Leben, weil er uns ſchwächlich macht. Müßiggang iſt ein Roſt, der weit mehr angreift, als ſelbſt die Arbeit. Der Schlüſſel, den man oft braucht, iſt immer blank, ſagt der arme Richard. Liebſt du aber das Leben, ſo verdirb die Zeit nicht, ſagt der arme Richard weiter: denn ſie iſt das Zeug, aus dem das Leben gemacht iſt. Wie viel verlieren wir nicht allein dadurch, daß wir länger ſchlafen, als nöthig wäre, ohne zu bedenken, daß der ſchlafende Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir im Grabe lange genug ſchlafen werden. Iſt die Zeit das koſtbarſte unter allen Dingen, ſo iſt Verſchwendung der Zeit die größte unter allen Verſchwendungen: denn, wie der arme Richard ſagt, verlorne Zeit läßt ſich nicht wieder finden, und was wir Zeit genug nennen, reicht am Ende ſelten zu. Wohlan denn, laßt uns die Hände regen, ſo lang wir noch Kräfte haben. Faulheit macht Alles ſchwer, der Fleiß Alles leicht. Wer ſpät aufſteht, wird nie fertig; eh' er recht in die Arbeit kömmt, iſt die Nacht ſchon wieder da. Die Trägheit ſchleicht ſo langſam, daß die Armuth ſie bald einholt. Treibe dein Geſchäft, damit dein Geſchäft dich nicht treibt. Zeitig ins Bett, und zeitig aus dem Bette, macht den Menſchen geſund, reich und klug — ſagt der arme Richard."

„Was hilft es, beſſere Zeiten zu wünſchen und zu hoffen? Aendert euch nur ſelbſt, ſo werden ſich die Zeiten auch ändern. Fleiß hat nicht nöthig zu wünſchen, ſagt der arme Richard. Wer ſich mit Hoffnungen nährt, läuft Gefahr, Hungers zu ſterben. Ohne Mühe hat man nichts. Ich helfe mir mit meinen Händen fort, weil ich kein Land habe, und wenn ich welches habe, ſo greife ich ſelbſt mit an, weil große Abgaben darauf liegen. Der arme Richard bemerkt ſehr richtig: wer ein Handwerk hat, der hat ein Kapital, und wer Kopf hat, der hat ein einträgliches Ehrenamt. Man treibe aber auch

ſein Handwerk, und brauche ſeinen Kopf, ſonſt reicht Vermögen und Amt nicht hin, unſere Abgaben zu bezahlen. Wer arbeiten will, der findet immer Brot; dem fleißigen Mann guckt der Hunger wohl in das Haus, hinein aber darf er nicht. Auch die Gerichtsdiener kommen nicht über ſeine Schwelle; denn Aemſigkeit bezahlt die Schulden, aber Muthloſigkeit vermehrt ſie. Haſt du gleich keinen Schatz gefunden, hat kein reicher Vetter dich zum Erben eingeſetzt; deſto beſſer! Fleiß iſt des Glückes Mutter, und dem Fleißigen ſchenkt Gott Alles. Beſtelle dein Feld, wenn der Faule ſchläft, ſo wirſt du Korn zum Verkaufen und zum Aufſchütten haben. Arbeite heute, denn du kannſt nicht wiſſen, was dich morgen abhält. Ein Heute iſt mehr werth, als zwei Morgen, ſagt der arme Richard, und ſo auch: verſchiebe nie auf morgen, was du heute thun kannſt. Wenn du bei einem guten Herrn dienteſt, würdeſt du dich nicht ſchämen, wenn er dich müßig anträfe? Nun biſt du aber dein eigner Herr; ſo ſchäme dich alſo vor dir ſelbſt, müßig zu gehen, da es ſo viel für dich, dein Haus, dein Vaterland und deinen Fürſten zu thun giebt. Greife die Arbeit rüſtig an, und bedenke, was der arme Richard ſagt, daß die Katze in Handſchuhen keine Mäuſe fängt. Freilich giebt es in der Welt viel zu thun, und vielleicht haſt du von Natur zarte Hände, aber nur muthig zum erſten Verſuche, und es wird mit jedem Tage beſſer gehn. Dringt nicht der Regen am Ende ſelbſt in Marmor ein? Nagt eine Maus mit Fleiß und Geduld nicht ein Schiffſeil entzwei? Fällt nicht unter wiederholten Streichen die ſtärkſte Eiche?“

„Mich dünkt, ich höre einige von euch ſagen: So ſoll man ſich gar keinen guten Tag machen? Ich antworte, wie der arme Richard: Wende deine Zeit wohl an, wenn du Ruhe verdienen willſt, und verliere keine Stunde, weil du keiner Minute ſicher biſt. Muße heißt eine Zeit, worin man etwas Nützliches verrichten kann. Der Fleißige wird dieſe Muße finden, aber der Träge nie. Denn, wie der arme Richard ſagt, ein Leben voll guter Muße und ein müßiges Leben ſind ſehr verſchiedene Dinge. Mancher möchte, ohne zu arbeiten, gern von ſeinem Kopfe leben, er kommt aber ſelten weit damit. Arbeit hingegen ſchafft Bequemlichkeit, Ueberfluß und Achtung. Fliehe die Ergötzungen und ſie werden dich verfolgen. Die fleißige Spinne hat ein großes Netz, und ſeitdem ich eine Kuh und ein paar Schaafe habe, wünſcht mir jeder einen guten Morgen, bemerkt der arme Richard ſehr richtig.“

„Aber selbst Fleiß allein thut es nicht, wir müssen auch stäts, nicht fahrlässig noch unschlüssig sein, wir müssen selbst ein Auge auf unsere Sachen haben, und uns nicht zu viel auf Andere verlassen. Denn wie der arme Richard sagt: ein Baum, der oft umgesetzt wird, und eine Familie, die oft auszieht, gedeihen weniger als die, welche auf ihrem Platze bleiben. Dreimal ausziehen ist so schlimm, als einmal abbrennen. Verlaß deine Werkstatt nicht, so wird deine Werkstatt dich auch nicht verlassen. Willst du eine Sache gut ausgerichtet haben, so gehe selbst, wo nicht, so schicke nur danach. Wer durch den Pflug reich werden will, muß ihn selbst anfassen, oder antreiben. Das Auge des Herrn fördert mehr, als seine beiden Hände. Mangel an Sorgfalt schadet mehr, als Mangel an Einsicht. Wer nicht über seine Tagelöhner wacht, der läßt ihnen den Beutel offen. Zu viel Vertrauen auf Andere hat manchen unglücklich gemacht: in dieser bösen Welt täuscht Mißtrauen weniger, als Zutrauen. Für sich selbst sorgen hat keinen gereut, denn, wie der arme Richard sagt, willst du einen treuen und angenehmen Diener haben, so diene dir selbst. Eine kleine Verwahrlosung kann großes Unheil anrichten. Weil ein Nagel fehlte, ging der Huf verloren; aus Mangel des Hufs das Pferd, und aus Mangel des Pferds der Reuter; der Feind holte ihn ein, und brachte ihn um, was nicht geschehen wäre, wenn er nach den Nägeln am Huf gesehen hätte."

„So viel genug, liebe Freunde, von Fleiß und der Acht auf unsere Geschäfte. Zu diesen beiden Dingen muß noch etwas, Mäßigkeit, hinzukommen. Wer nicht eben so gut zu sparen, als zu verdienen weiß, der kann sich zu Tode arbeiten, ohne einen Pfennig zu hinterlassen. Eine fette Küche macht ein mageres Testament, sagt der arme Richard. Wie gewonnen, so zerronnen, heißt es von manchem schönen Thaler, seitdem unsere Weiber über dem Thee das Nähen und Stricken, und wir Männer über dem Punsch den Spaten und Hammer vergessen haben."

„Willst du reich werden, so lerne nicht allein erwerben, sondern auch sparen, sagt der arme Richard. Amerika hat Spanien nicht reich gemacht, denn seine Ausgaben überstiegen immer seine Einnahme."

„Schränkt euern thörichten Luxus ein, so dürft ihr nicht über schwere Zeiten, drückende Abgaben, und großen Aufwand im Hause klagen: denn Wein, Spiel und Betrug schmelzen das Vermögen und vermehren die Bedürfnisse.

Ein einziges Laſter koſtet ſo viel zu unterhalten, daß man zwei Kinder davon ernähren könnte. Ihr glaubt vielleicht, eine Taſſe Thee, ein Gläschen Punſch, ein Leckerbißchen, etwas feinere Kleider, dann und wann eine Luſtpartie, haben ſo viel nicht auf ſich; aber erinnert euch, was der arme Richard ſagt: Viele Wenig machen Ein Viel: Nehmt euch vor kleinen Ausgaben in Acht: ein kleiner Leck verſenkt ein großes Schiff. Ein leckrer Gaum führt zum Bettelſtab: Narren bezahlen die Schüſſeln, und die klugen Leute verzehren ſie."

„Ihr habt euch hier zu einer öffentlichen Verſteigerung von allerhand Kaufmannsgut und Galanteriewaaren verſammelt. Ihr nennt dieſe Dinge Güter, aber wenn ihr nicht auf eurer Hut ſeid, ſo werden ſie für einige unter euch zu Uebeln werden. Ihr denkt, ſie werden wohlfeil, vielleicht weit unter ihrem Werth weggehen: allein wenn ihr ſie nicht unentbehrlich braucht, ſo werdet ihr ſie auf jeden Fall zu theuer bezahlen. Denkt an das, was der arme Richard ſagt: Kaufe nur, was du nicht nöthig haſt, ſo wirſt du bald das Nöthige verkaufen müſſen. Viele haben ſich bloß durch ihr wohlfeiles Einkaufen zu Grunde gerichtet. Bedenke dich immer ein wenig, eh' du einen guten Handel eingehſt. Der Vortheil deſſelben iſt oft bloß ſcheinbar: der Kauf kann, indem er dich von deinem Gewerbe abzieht, dir im Grunde unendlich mehr Schaden als Gewinn bringen. O, es iſt eine große Thorheit, die Reue theuer zu bezahlen, und gleichwohl wird dieſe Thorheit täglich in Verſteigerungen begangen, weil man nicht an den Kalender denkt. Der Weiſe, ſagt der arme Richard, wird durch fremden Schaden klug, ein Narr kaum durch ſeinen eignen. Ich kenne Leute, die um eine ſchöne Halskrauſe gern faſten, und ihren eignen Kindern das Brot entziehn. Scharlach und Seide, Sammt und Atlas löſchen das Feuer in der Küche aus. Weit entfernt Bedürfniſſe zu ſein, gehören ſie kaum unter die Bequemlichkeiten des Lebens: man wünſcht ſie, bloß weil ſie ins Auge fallen. So ſind die künſtlichen Bedürfniſſe der Menſchen zahlreicher geworden, als ihre natürlichen, und ſo gerathen reiche Leute in Armuth, und müſſen oft von denen borgen, die ſie ſonſt kaum über die Achſel anſahen, die ſich aber, durch Sparſamkeit und Fleiß, im Wohlſtand erhielten. Daraus erhellt klar, wie der arme Richard ſagt, daß ein Bauer auf den Füßen größer iſt, als ein Edelmann auf den Knieen. Mancher, der am meiſten klagt, hatte ein artiges Vermögen geerbt, er vergaß aber, wie er dazu gekommen, und dachte: nun iſt es helle, und wird nicht wieder

dunkel. Eine ſo geringe Ausgabe von einem Vermögen, wie das meinige, kömmt nicht in Betracht; aber, wie der arme Richard ſagt, wenn man immer aus dem Mehlfaſſe nimmt, und nichts wieder hineinfüllt, kömmt man bald auf den Boden, und wenn der Brunnen trocken iſt, ſchätzt man erſt das Waſſer. Das konnten ſie vorher wiſſen, wenn ſie ihn um Rath fragten. Lieben Freunde, wollt ihr wiſſen, was das Geld werth iſt, ſo geht hin, und borgt welches. Sorgen folgt auf Borgen, ſagt der arme Richard. Nicht beſſer gehts denen, die gewiſſen Leuten borgen, wenn ſie ihr Geld zurück verlangen. Der arme Richard giebt einen ſehr guten Rath, wenn er ſagt: Der kindiſche Geſchmack an Putzwerk iſt eine gefährliche Thorheit. Eh' du eine Grille befriedigſt, ſieh nach deinem Beutel. Eitelkeit iſt eine eben ſo zudringliche Bettlerin, als Armuth, und noch weit unverſchämter. Haſt du ein ſchönes Stück gekauft, ſo mußt du noch zehn dazu kaufen, damit die ganze Ausſtaffirung zuſammen paßt: denn wie der arme Richard ſagt: es iſt leichter dem erſten Gelüſten zu widerſtehen, als allen folgenden, und der Arme, der dem Reichen nachäfft, iſt eben ſo lächerlich, als der Froſch, der ſich aufblies, um ſo groß zu werden, wie der Stier. Große Schiffe können etwas wagen, kleine Fahrzeuge müſſen ſich am Ufer halten. Thorheiten dieſer Art folgt die Strafe auf dem Fuße nach. Der arme Richard ſagt: Wer Eitelkeit zum Mittagseſſen hat, bekommt Verachtung zum Abendbrot; oder: der Stolz frühſtückt mit dem Ueberfluß, ſpeiſt zu Mittage mit der Armuth, und iſt des Abends mit der Schande. Und wozu nützt am Ende der leere Schein, für den man ſo viel wagt, ſo viel leidet? Er erhält weder die Geſundheit, noch befreit er von Krankheiten. Im Gegentheil, ſtatt den Werth eines Menſchen zu erhöhen, erweckt er Neid und beſchleunigt den Verfall."

„Welche Thorheit alſo, ſolcher entbehrlichen Dinge wegen Schulden zu machen! Es iſt wahr, man braucht erſt nach ſechs Monaten zu bezahlen; das hat vielleicht manchen von uns hierher gelockt, der keinen Pfennig in der Taſche hat. Es iſt freilich ſehr bequem, ohne Geld zu kaufen, aber bedenkt, was es heißt, ſich in Schulden ſtecken! Ihr gebt Andern ein Recht über eure Freiheit. Könnt ihr zur geſetzten Friſt nicht bezahlen, ſo werdet ihr euch ſchämen, wenn euer Gläubiger euch begegnet. Ihr werdet zittern, wenn ihr mit ihm ſprecht, und elende Entſchuldigungen herſtammeln. Nach und nach werdet ihr Treu und Glauben und die Schaam ſelbſt verlieren, und euch durch

grobe und niederträchtige Lügen entehren. Denn Lügen iſt die zweite Stufe des Unrechts, ſo wie Schulden machen die erſte. Schulden laſſen die Lügen hinter ſich aufſitzen. Ein freier Mann ſollte jedem lebendigen Menſchen unerſchrocken ins Geſicht ſehen können: Armuth aber raubt Selbſtgefühl und Tugend. Ein leerer Sack ſteht nicht gut aufrecht, ſagt der arme Richard."

„Was würdet ihr von einem Fürſten oder einer Regierung denken, die bei Gefängnißſtrafe auferlegte, euch wie Perſonen von Stande zu kleiden? Würdet ihr nicht ſagen, ihr wäret freie Leute, hättet das Recht, euch nach eurem Belieben zu kleiden; der Befehl kränke eure Freiheiten; die Regierung wäre tyranniſch? Gleichwohl unterwerft ihr euch ſelbſt einer ſolchen Tyrannei, wenn ihr des Kleiderſtaats wegen euch in Schulden ſteckt. Euer Gläubiger hat das Recht, ſobald es ihm gefällt, euch eurer Freiheit zu berauben. Wenn ihr nicht im Stande ſeid, zu zahlen, kann er euch in ein Gefängniß ſperren, und zeitlebens darin ſitzen laſſen. Als ihr den Kauf ſchloßt, dachtet ihr vielleicht wenig an die Bezahlung; Gläubiger aber haben ein beſſer Gedächtniß, als Schuldner. Die Gläubiger ſind Tagwähler, und geben genau auf Termin und Verfallzeit Acht. Der Zahlungstag bricht an, eh ihr noch aufgewacht ſeid, und die Schuldforderung iſt da, eh ihr zur Befriedigung Anſtalt gemacht habt. Oder denkt ihr auch daran, ſo wird euch doch der Termin, der erſt ſo lang ſchien, fürchterlich kurz vorkommen: ihr werdet glauben, die Zeit habe zu ihren Flügeln an den Achſeln auch noch Flügel an die Ferſen bekommen. Der hat kurze Faſten, der Geld ſchuldig iſt, das zu Oſtern bezahlt werden ſoll. Vielleicht ſeid ihr eben jetzt in Umſtänden, daß ihr eine kleine Thorheit begehen könnt, ohne dafür zu büßen, allein legt lieber etwas für das Alter und Nothfälle zurück; denn, wie der arme Richard ſagt, die Morgenröthe währt nicht den ganzen Tag. Der Verdienſt kann von kurzer Dauer und ungewiß ſein, die Ausgaben aber ſind gewiß, und dauern, ſo lange ihr lebt. Man kann leichter zwei Heerde bauen, als auf einem immer Feuer halten. Geh lieber ohne Abendbrot zu Bette, als daß du mit Schulden aufſtehſt. Erwirb, ſo viel du kannſt, und halt zu Rathe, was du erwerben haſt. Das iſt das ächte Geheimniß, Fleiß in Geld zu verwandeln. Wer dieſen Stein der Weiſen beſitzt, der wird nicht länger über ſchlechte Zeiten oder drückende Abgaben klagen."

„So, meine Freunde, lauten die Lehren der Vernunft und Klugheit. Doch

dürft ihr euch nicht allein auf euren Fleiß, eure Sparſamkeit und Wachſamkeit verlaſſen. So vortreffliche Dinge das ſind, ſo werden ſie euch doch ohne den Segen des Himmels wenig helfen. Bittet deßhalb demüthig um dieſen Segen, und ſeid nicht hart gegen den, der deſſelben entbehrt, ſondern ſpringt ihm hülfreich bei. Bedenkt, daß Hiob litt, und doch hernach geſegnet wurde. Zum Schluß! Erfahrung hält eine theure Schule, es iſt aber die einzige, in der Thoren etwas lernen. Denn einen guten Rath kann man wohl geben, aber nicht eine gute Aufführung. Wer ſich nicht rathen läßt, dem iſt auch nicht zu helfen: ſagt der arme Richard. Und: wer nicht hören will, der muß fühlen."

So beſchloß der alte Mann ſeine Rede. Das Volk hörte ihm aufmerkſam zu und billigte ſeine weiſen Lehren, that aber, nach dem gewöhnlichen Schickſal aller Predigten, auf der Stelle das Gegentheil. Die Verzögerung ging an, und die Meiſten kauften ohne Vernunft und Ueberlegung. — —

Ich fand, daß der gute Mann meine Kalender fleißig ſtudirt und Alles, was ich ſeit fünf und zwanzig Jahren über dieſe Materie vorgetragen, wohl verdaut hatte. Die häufige Erwähnung meines Namens möchte manchem langweilig vorkommen, meine Eitelkeit hingegen ergötzte ſich beſonders hieran, ob ich mir gleich bewußt war, daß nicht der zehnte Theil der Weisheit, die er mir beilegte, mein Eigenthum war, und daß ich nur eine kleine Aehrenleſe auf dem Felde der geſunden Vernunft aller Zeiten und Völker gehalten hatte. Wie dem auch ſei, genug ich nahm mir vor, dieſe Wiederholung zu nutzen, und ob ich gleich erſt mit dem Vorſatz Halt gemacht hatte, mir Tuch zu einem neuen Kleide zu kaufen, ſo ging ich doch mit dem Entſchluß weiter, das alte noch länger zu tragen. Freund Leſer, kannſt du ein Gleiches von dir erhalten, ſo wirſt du eben ſo viel dabei gewinnen, als ich.

Franklin.

Dramatiſche Sprichwörter.

Der Vetter.

Straße.

Anſelmo (auf und ab gehend).

Es iſt noch zu zeitig, als daß ich meine Freunde beſuchen könnte; ich will ein wenig auf und abgehn — 20 Jahre! und jetzt ſind ſie mir wie ein einziges, wie ein Monat, wie eine Woche! 20 Jahre! Ich finde nicht, daß ſich die Stadt ſehr verändert hätte, aber die Menſchen vielleicht um ſo mehr! Nun ja, damals waren meine Haare auch noch nicht grau — es iſt immer eine hübſche Zeit! du lieber Gott, wie viele Menſchen ſind ſeitdem geſtorben und verdorben, wie viele, die ich noch in den erſten Höschen gekannt habe, ſind ſeitdem zu großen und vernünftigen Menſchen aufgewachſen! Ja ja, hin geht die Zeit, her kommt der Tod, ich bin alt geworden.

Lelio (kommt).

Was iſt denn das für ein Geſicht? Ein alter Kerl mit grauem Bart, der ſich die Häuſer ſo ſorgfältig anſieht, als ob er zur Nacht einbrechen wollte — Guten Morgen, mein Herr!

Anſelmo.

Guten Morgen.

Lelio.

Sie ſind früh auf, alter Herr; Sie ſind gewiß fremd hier, daß Sie die alten Häuſer ſo angucken — nun es iſt eben nichts Merkwürdiges dabei, als daß ſie alt ſind, und daß ſie den Einwohnern nicht ſchon lange über dem Kopf zuſammengeſtürzt ſind. Gott geb's, ſo müßten ſie endlich neue bauen!

Anſelmo.

Ein freundlicher Wunſch!

Lelio.

O mein Herr, Sie kennen dieſes Neſt nicht, dieſes alte, verſchwärzte, krummwinkliche mit ſeinen einfältigen, langweiligen, ſich klug dünkenden Menſchen — Sie ſind fremd hier wie ich ſehe, ich aber, der ich mitten darin wohne, ich, der ich leider Gottes hier aufgewachſen bin, und der ich alle Leute hier vom Kopf bis zur Schuhſohle kenne, ich weiß ein Lied davon zu ſagen.

Anſelmo.

Freilich Sie müſſen das beſſer wiſſen; was mich betrifft, ſo hab' ich vor Zeiten viel Rühmliches von dieſer Stadt gehört, es ſollen eine Menge angeſehener ſehr wackerer Kaufleute hier leben; vielleicht daß einige — —

Lelio.

Ha ha, Betrüger und Betrogne, das iſt der ganze Unterſchied. — Sie haben wohl Briefe und Empfehlungen an welche?

Anſelmo.

Ich hab' da unter anderm einen Auftrag an einen Herrn Anſelmo — Anſelmo Viterbo.

Lelio.

Anſelmo Viterbo? Oh vortrefflich! dieſer alte Narr, den ich recht wohl kenne, iſt ſchon ſeit zwanzig Jahren verreiſt, da müſſen Sie grademegs nach der Hölle reiſen, denn der Teufel wird ihn unterwegs wohl geholt haben.

Anſelmo.

(Schöne Komplimente!) Nein der Weg iſt mir zu weit.

Lelio.

Ein rechter Narr dieſer Anſelmo, ein geiziger Filz, ein Sonderling — über zwanzig Jahr zu verreiſen!

Anſelmo.

Sie müſſen aber vor zwanzig Jahren noch ziemlich jung geweſen ſein?

Lelio.

Das thut nichts; ſobald ich nur zu ſehn angefangen, hab' ich meine Augen gebraucht; ich ſehe die Leute durch und durch mit einem Blick. — Indeß was ſtehn wir hier ſo früh am Morgen auf der Straße? — Sie können wohl denken, daß ich nicht immer ſo zeitig auf bin, allein ich hatte mit einem Freunde eine Luſtpartie verabredet und wie ich zu ihm komme, iſt er über Nacht geſtorben; iſt das nicht lächerlich?

Anſelmo.

Lächerlich? Das find' ich nicht.

Lelio.

O gewiß, gewiß! Nun alſo, laſſen Sie uns ein wenig da auf ein Kaffehaus gehn, wohin ich Sie führen werde. Sie können mich nach allen Leuten fragen, über welche Sie Auskunft wünſchen; ich kenne alle, ich will Ihnen ſchon erzählen. Der Wirth vom Kaffehauſe iſt der größte Spitzbube von der Welt, aber das thut nichts. Ich glaube, daß er uns für einen Thaler mit einer Taſſe Kaffee vergiftete, er läßt ganze Nächte durch verbotene Spiele treiben, hunderte von jungen Leuten haben ſich dadurch ſchon in's Unglück geſtürzt, die einen erſchoſſen, die andern erhängt, ein dritter Theil iſt in die weite Welt gegangen.

Anſelmo.

(Eine abſcheuliche Zunge! aber ich will doch mit ihm gehn. Vielleicht erfahr' ich nebenbei Manches, was mir zu wiſſen nützlich iſt.)

Lelio.

Sehn Sie, da sind wir schon. Wir wollen uns hier draußen niederlassen. (Er ruft.) Kellner, zwei Tassen Kaffee! — Nun fragen Sie immer drauf los!

Anselmo.

Sie kennen ja wohl etwa einen Herrn Vespuzio?

Lelio.

Wie meinen Bruder, wie meinen Vater, wie mich selbst. — (Der Kellner kommt.) Nur einen Augenblick, Kellner; warum kommt denn der junge Herr Fortunat nicht mehr her? Ist es wahr, daß er Ihrem Herrn eine große Summe schuldig geblieben ist? Sie können mir's immer sagen, ich bin sein Freund. (Der Kellner zieht mit den Achseln.) Schon gut, schon gut, ich verstehe. — Der arme junge Mensch, es muß ihm recht daran liegen, daß Niemand davon erfährt, aber ich fürchte, dergleichen bleibt nicht lange verborgen.

Anselmo.

Nun glaub' ich es selbst nicht — aber Vespuzio?

Lelio.

Der arme geschlagne Mann! Seine drei Schwiegersöhne haben ihn fast an den Bettelstab gebracht, ehster Tage wird die Sache ein Ende nehmen, denn es sind Leute ohne alle Geschäftskenntniß, die hoch hinauswollen. Da kann man die Zukunft voraussehn. Hochmuth kommt vor dem Fall, wie man's treibt, so geht's. Sie haben drei Fabriken, sie haben an einer nicht genug gehabt, nun würden sie bald dem Himmel für eine halbe danken!

Anselmo.

(Wenn das wahr sein sollte — ich hab' ein artiges Sümmchen von ihm zu fordern — nein, nein!) Herr Vespuzio war früher als ein redlicher einsichtiger, vermögender Mann bekannt —

Lelio.

Ja das ändert sich mit den Jahren; den Leuten wachsen die Thorheiten nach, wie die grauen Haare.

Anſelme.

Und wie ſteht es denn wohl, da Sie alle Verhältniſſe ſo genau kennen, mit Herrn Antonie Rignetti?

Lelie.

Haha, das iſt mir ein ſchöner Hecht! Das neue prächtige Haus hier, welches uns grade vor der Naſe ſteht, ein wahrer Pallaſt, gehört ihm, oder vielmehr, es gehört ihm kein Ziegel davon. Wenn der Mann nicht in einem halben Jahre Bankerott macht, ſo giebt es keinen Bankerott mehr auf der Welt, ſo will ich drei Jahr lang kein Wort ſprechen.

Anſelme.

(Das wär' ſo übel nicht. Ich glaube kein Wort und doch kann ich mich eines Schreckens nicht erwehren — Antonie, der faſt mein ganzes Vermögen in Händen hat!)

Lelie.

Sie haben hoffentlich keine Forderung an ihn — er iſt bei alledem ein großer Schlaukopf, ein alter durchtriebener Spitzbube! Sehn Sie, da ſteckt er grade den Kopf zum Fenſter heraus, in der Schlafmütze. Es iſt als ob er uns beherchen wollte.

(Anſelme, da er Antonie ſieht, ruft unwillkührlich: Antonie! Antonie ſieht ſich um, bemerkt Anſelme und kommt in Schlafrock und Pantoffeln über die Straße gelaufen. Sie ſtürzen ſich in die Arme und rufen gleichzeitig: Antonie! — Anſelme!)

Antonie.

Mein alter Freund, nach ſo langen Jahren, ich habe dich täglich erwartet!

Anſelme.

Nun wie geht es, wie ſteht es?

Antonie.

Gott ſei Dank, vortrefflich. Ich habe mir auf mein Alter das Häuschen da gebaut, der Himmel hat meinen Fleiß geſegnet — Nun es fehlt dir Gottlob auch nicht. Ich freue mich recht dir über dein Kapital Rechnung abzulegen, ich habe für dich einen ſchönen Gewinnſt gemacht.

Anſelmo.

Da fällt mir ein, wie geht es Beatrize?

Antonio.

Das iſt ein glücklicher Mann, er hat ſeine Töchter an drei wackere umſichtige Leute verheirathet. Sie haben Fabriken angelegt, die in vollem Flor ſind. Es iſt eine Freude das zu ſehn. Rechtliche thätige menſchenfreundliche Leute!

Lelio.

(Es ſcheint, daß ich hier überflüſſig werde. Dieſe langweiligen Grambärte erſticken ſich mit ihren Freundſchaftsbezeugungen.)

Antonio.

Nun, Herr Lelio, Sie haben ſich wohl recht gefreut, Ihren Herrn Onkel kennen zu lernen, denn zu jener Zeit, als mein Freund auf Reiſen ging, waren Sie noch ſo jung —

Lelio.

Mein Onkel, wie?

Anſelmo.

Das wäre alſo mein Neffe Lelio?

Antonio.

Das iſt ſpaßhaft! ihr habt euch alſo gar nicht gekannt und der Zufall hat euch zuſammengeführt?

Anſelmo.

O mein Neffe hat mich ſehr wohl gekannt; er hat mich einen alten —

Lelio.

Still doch — wahrhaftig, Sie ſind ſelber Schuld, Onkel; zwanzig Jahre wegzubleiben und ſich dann Ihrem Neffen nicht gleich zu entdecken — wer Teufel konnte das denken! (das iſt eine hübſche Geſchichte, ich hab' mir ſel-

ber den Strick gedreht, nun iſt er im Stande und vermacht mir nicht einen Dreier.)

Anſelmo.

Mache dir kein Gewiſſen daraus, ich tröſte mich mit Herrn Veſpuzio und Herrn Antonio. Ich ſehe wenigſtens, daß du dieſe zwanzig Jahre gut angewendet haſt, dich über die Verhältniſſe deiner Mitbürger zu unterrichten. Pfui ſchäme dich, ein ſolcher Lügner, ein ſolcher Verläumder —

Lelio.

Nun nu[illegible] Herr, wer wird denn ſeine Worte ſo auf die Goldwage legen wollen— hätten Sie nur nicht ſo verwünſcht geheimnißvoll gethan, ſo wußt' ich ja gleich woran ich war. Wenn jedes unnütze Wort ein Goldſtück wär', ſo müßten die reichſten Leute Bankerott machen.

Anſelmo.

Ein ſolcher Ehrabſchneider! Es iſt mir lieb, daß ich dich gleich Anfangs ſo kennen gelernt habe, du haſt einen abſcheulichen Charakter.

Lelio.

Ereifern Sie ſich nicht; die Reiſe hat Sie angegriffen. Leben Sie wohl, wenn Sie ein wenig bei beſſerer Laune ſind, will ich wiederkommen.

(Geht ab.)

Anſelmo.

Geh und komm mir nicht mehr vor die Augen.

Antonio.

Ja, ja — die Zunge hat kein Bein und ſchlägt manchem doch in den Nacken ein.

Der Geburtstag.

Der junge Norbert (in einer fremden Stube).

Wahrhaftig, wenn die Leute mich neugierig nennen, so thun sie mir das größte Unrecht. Aber diese Geheimnißthuerei ärgert mich — wer ein gutes Gewissen hat, braucht nicht so hinter dem Berge zu halten. Nun ist schon seit drei Tagen wieder ein Hinundherrennen, ein Herbeiholen, eine Geschäftigkeit — sie denken, ich merke nichts, aber meine Auge[redacted] Ich will doch sehn, ob sie heuchlerisch genug sind mir kein Wörtchen davon zu sagen. Man merkt zu offenbar, daß etwas vorgehn muß; ich hab' schon eine Weile hier geklopft und Niemand hat geantwortet; die Thür ist nicht verschlossen, ich bin hereingekommen und finde Niemanden. — Ah! sieh da — was Tausend, das ist ja wie ein Eisbärenpelz — in aller Welt, wozu das? Und die sonderbare Mütze! — Hier ein Füllhorn, allerliebst — ich möchte nur wissen .... o weh da kommt Jemand, es ist am besten ich krieche dort unter den Tisch und höre was sie vorhaben; es wird sich schon ein Augenblick finden, unbemerkt wieder herauszukommen.

(Er kriecht unter einen Tisch, der mit einer langen Decke verhangen ist.)

Julie (öffnet die Thür).

Noch Niemand da? Es war mir doch, als hätt' ich die Thür vorhin aufmachen hören. — Fritz, Rosalie! — Und von den Andern läßt sich auch keiner sehn; es ist schon Zeit — Fritz!

(Rosalie, Julens Schwester, Fritz und Adolf, ihre Brüder, treten herein.)

Fritz.

Ja ja, da sind wir schon alle miteinander. Nun fehlt nur noch der Chor, unsere Geniengruppe.

Adolf.

Es hat eben erst vier Uhr geschlagen, sie werden ja doch zur Hauptprobe nicht ausbleiben.

Julie.

Wir ſind in dieſem Zimmer doch vollkommen ſicher?

Roſalie.

Oh von Beſuchen kommt Niemand hier herein, als wer zu unſerm Schauſpielerperſonale gehört, und die gute Mutter iſt ausgegangen; ſie weiß recht wohl, daß wir einen kleinen Scherz zu ihrem Geburtstage vorbereiten, allein ſie ſtellt ſich, als merke ſie nichts; ich glaube, ſie würde die Augen zumachen, um nichts zu ſehen und uns die Freude in keiner Weiſe zu verringern — die gute Mutter!

Fritz.

Da denkt Freund Norbert anders! Wo etwas zu ſehn und zu hören iſt, muß er die Naſe hinſtecken, es mag nun den Leuten unangenehm ſein oder nicht. Dieſes ewige Fragen und Gucken iſt unausſtehlich. Ihr hättet ſehn ſollen, mit welchen Blicken er mich die Tage her faſt durchbohrt hat, und ich geſtehe wohl, ſelbſt die gleichgültigſte Sache habe ich Luſt vor ſolchen Neugierigen verborgen zu halten, ſchon darum weil mir ihre unverſchämte Zudringlichkeit zuwider iſt. Es ſetzt wenig Zartgefühl voraus, ſich immer und ewig in die Angelegenheiten Anderer eindrängen zu wollen. Wenn Norbert wüßte, wie ſehr er ſich durch ein ſolches Benehmen um Achtung und Liebe bringt! Es iſt natürlich, daß man eine wahre Scheu vor ihm empfindet.

Adolf.

Einmal hab' ich ihn ertappt, da er in einem Briefe las, den ich unvorſichtigerweiſe in ſeiner Nähe hatte liegen laſſen. Er fuhr recht zuſammen und ſtammelte eine ungeſchickte Entſchuldigung — aber was hilft's, er beſſert ſich darum nicht, er mag noch ſo oft beſchämt werden. Wenn er wüßte, was hier vorgeht, er würd' uns gut mit Fragen peinigen, durch das Schlüſſelloch würd' er gucken — ha ha! der arme Menſch, ſeine Neugier mag ihm manche böſe Stunde machen! (Es wird an der Thür geklopft. Adolf öffnet und mehrere junge Leute treten herein).

Fritz.

Ah da ſeid ihr! nun das iſt ſchön, ſo können wir ja gleich an unſere Probe gehn. Julchen, du machſt den Anfang, du biſt der Frühling.

Adolf.

Laß uns zuvor den Tisch bei Seite stellen, er steht uns im Wege.

(Sie tragen den Tisch auf die Seite, wobei Norbert genöthigt ist ganz sacht auf der Erde nachzukriechen)

Julie

(als Frühling).

Mit hellen Blumen wind' ich wieder
Den duft'gen Frühlingsgruß um dich;
Ich bringe Blumen, bringe Lieder,
Ich bin's, der Frühling, kennst du mich?

Rasch springt auf meiner Augen Winken
Vom Bächlein das erstarrte Eis,
Und laue Lüfte wehn und trinken
Den süßen Duft am Blüthenreis.

Da tönt die Lerche froh in hellen
Lobliedern aus ihr Liederherz,
Da rennen die geschwätz'gen Quellen
Mit hast'gem Sprunge wälderwärts —

Doch dir zu Füßen leg' ich nieder,
Dein Kind, die Lust, die Macht, den Ruhm,
Denn alle Blumen, alle Lieder
Weih' ich zu deinem Eigenthum.

Ich geh, ich darf nicht länger weilen
Und doch — mein Blick verläßt dich nicht!
Noch mit Geschwistern muß ich theilen,
Und doch — nein ärmer werd' ich nicht!

Sieh nur, schon naht auf müden Füßen
Der schwerbeladne Sommer sich
Denn jeder, jeder will dich grüßen —
O lächle froh auf ihn, auf mich!

Rosalie

(als Sommer).

Was dir der Lenz, der Blüthenmund,
Versprochen hat: ich will's erfüllen!
O sieh, mein Körbchen, schwer und rund,
Wie es die süßen Früchte füllen!

Zu deinen Füßen leg' ich hier
Die friſch gereifte Sommergabe,
Nimm du ſie hin: dir dank' ich, dir
An Frucht und Segen, was ich habe.

Wem brächt' ich anders meinen Lohn,
Als dir, die meine Jugend hegte,
Die meine erſten Blüthen ſchon
Am leicht gebrochnen Stämmchen pflegte?

So müſſe deiner treuen Hand
Die Pflege immerdar gelingen,
Und jedes Jahr ſei dir geſandt
Der Liebe reichſten Lohn zu bringen.

Adolf
(als Herbſt).

Ich laſſe nicht die Hände feiern,
Ich ſammle rüſtig in die Scheuern,
Rühr' unabläßig Hand und Fuß;
Denn erſt die Arbeit, dann Genuß.

Voll ſind die Scheuern — ſieh, im Laube
Wie glüht ſo röthlich ſchon die Traube!
Wohl freut an Gottes Gaben ſich,
Wer wacker ſchaffte ſo wie ich!

Nun lad' ich euch nach Sommerſchwüle
Mit mildem Schein in meine Kühle,
In meiner Sonne ſanftes Licht,
Das durch die braunen Bäume bricht.

Nicht tauſcht' ich um die Sommerfreude,
Nicht mit des Frühlings Blumenkleide:
Froh iſt mein Blick, voll iſt mein Haus,
Bereitet zu der Gäſte Schmaus.

O laßt's euch gern bei mir gefallen!
Dich lad' ich ein, ja dich vor allen,
Die du des Herbſtes thätig Bild
So lang als ſommerlang erfüllt.

Dir laß auch meine Gaben reichen,
Gering nur als der Liebe Zeichen,
Denn Alles was durch mich geſchah,
Dein Vorbild war es, was ich ſah!

Fritz

(als Winter).

Wenn ich mit ungeſtümem Sinn
An Thür' und Fenſter rüttle hin,
Die Dächer ſchüttle voll und weiß
Und an die Fenſter häng' mein Eis:

O zürne nicht dem kecken Muth,
Ich bin ein treu, doch herzhaft Blut,
Verſteh' das Frühlingslüftlein nicht,
Muß ſtürmen, daß es kracht und bricht.

Was thut's, wenn luſtig im Kamin
Die Flammenzungen haſtig ſprühn!
Stürm' ich doch nicht mit Schnee und Eis
In froher Menſchen trauten Kreis!

Wie wild ich bin, vertraue mir!
Auch meine Blumen bring' ich dir
Eisblumen, wie ſo leicht und zart
O Blümlein von beſondrer Art!

Und ſieh, wie duftig morgenſchön
Die hellbereiften Bäume ſtehn,
Und wie der lichte Sonnenblick
Von ihrem Silber glänzt zurück! —

Doch daß ich nur mein Beſtes nicht
Vergeſſe: meine Botenpflicht!
Das liebe Chriſtkind ſchickt mit mir
Den allerſchönſten Gruß zu dir.

So ſagt es mir: O grüße ja
Die liebe theure Mutter da.
Sie hat in meiner frohen Nacht
Der Kinder freundlich oft gedacht.

Dies kleine Angedenken hier
Send' ich ein Dankeszeichen ihr:
O ſegne ſpät, o ſegne früh
Gott meines Vaters Seegen ſie!

Alle.

Wir bringen Blumen, Früchte, Kränze,
Dankbarer Liebe frohen Gruß.
So nahe, blumenreich im Lenze,
Im Herbst der Garben Ueberfluß,
So bringe freundlich jedes Jahr
Dir seinen reichsten Seegen dar!

Adolf.

Ei nun, so ganz dürfen wir noch nicht zufrieden sein. Julie hat einigemal gestockt und unser Fräulein Sommer hätt' ihre Sache auch noch besser machen können.

Rosalie.

So geht es; ich glaubte belobt zu werden und der Herr Bruder — —

Adolf.

Ihr habt beide die Verse noch ein wenig gleichgültig und ausdruckslos hergesagt, auch eure Stellung — nehmt mir's nicht übel — war etwas steif. Ich meine, besonders der Frühling müßte in allen Bewegungen recht leicht und anmuthig sein — Nun seht, meine alte Untugend, immer zu tadeln; aber ihr wißt ja, es ist nicht böse gemeint.

Julie.

Tadle nur, du hast nicht Unrecht. Ich will dir sagen woran es liegt. Wir sind beide noch nicht in der gehörigen Stimmung, an unserm Costüm fehlt noch so Manches —

Rosalie.

Und vor allem, es fehlt an der Mutter selbst. In die blaue Luft hineinzureden, ist etwas anders, als an dem Festtage selbst der guten Mutter gegenüberzustehn, ihr selbst zu sagen, was unser Herz doch so lebhaft empfindet. Sei ohne Sorge, wir wollen euch gewiß keine Schande machen.

Adolf.

Und ihr meine Herren Gemen, ich bitt' euch inständigst, macht mir das Umkränzen ja recht hübsch, nur recht leicht und natürlich! Ihr stellt euch

ein klein wenig hinter uns, die Jahreszeiten, und sobald das kleine Lied gesungen ist, in welches wir alle zusammen einstimmen, so schreitet ihr mit graziöser Bewegung, nicht allzurasch, vorwärts, und während wir niederknien, und unsre kleinen Gaben entgegenhalten, umwindet ihr die Mutter mit dem Kranze.

Fritz.

Und noch Eins nicht zu vergessen. Ihr kennt ja wohl den jungen Norbert, der hier mit uns in einem Hause wohnt? Wenigstens habt ihr ihn ein oder das andre Mal schon bei uns gesehn. Wir möchten durchaus nicht, daß er irgend etwas von dem Geburtstag erführe. Er ist nämlich ganz erstaunlich neugierig; eben deshalb aber, weil er uns so oft mit seiner Zudringlichkeit lästig fällt, weil wir nichts thun können, ohne ihm Rechenschaft ablegen zu sollen, weil sein unberufenes Befrage uns schon manche Freude verdorben oder verleidet hat: mögen wir ihn um so weniger in unser Vertrauen ziehn. Ich fürchte, er hat schon Wind bekommen, und also wird er einen jeden von euch, der ihm etwa in die Hände läuft, auf die Folterbank seiner Fragen legen; aber ich bitt' euch, laßt euch nichts auspressen, schickt ihn mit einer langen Nase wieder heim.

(Gelächter. Mehrere antworten: Die soll er haben! — Wir kennen ihn schon, er soll uns nur kommen mit seinem Ausfragen! Er hat die Rechten an uns gefunden!)

Adolf.

Mir liegt das Umkränzen noch immer im Kopf; wenn wir davon wenigstens eine Probe gemacht hätten! es wäre jammerschade, wenn es unglücklich ausfiele. Liebe Julie, ich bitte dich, stell auf einige Augenblicke uns die Mutter vor, — wir haben freilich unsre Blumenguirlande nicht zur Hand, indeß wir nehmen das Erste Beste. Da das lange Tischtuch paßt ganz vortrefflich, wenn wir's recht schmal zusammenlegen — es kommt nur auf ein wenig Einbildung an. Nicht wahr liebe Julie, du hast die Güte? Und ihr meine Genien desgleichen?

(Adolf und Julie gehn an den Tisch, unter welchem Norbert versteckt ist, und wollen die Decke darunter nehmen; Norbert aber hält die Zipfel unten fest.)

Julie (erſchrocken).

Mein Himmel, die Decke —

(Adolf zieht mit aller Kraft an dem Tuche. Norbert fahren die Zipfel aus den Händen und er ſtößt ſich rücklings unter dem Tiſch auf die Erde. Alle ſchreien ganz erſtaunt: Ah! Ah! Norbert kriecht beſchämt, verlegen und zornig unter dem Tiſch hervor.)

Norbert.

Ich werde Sie mit meiner Geſellſchaft in Zukunft nicht mehr beläſtigen. Die liebloſen hämiſchen Urtheile, die Sie hinter meinem Rücken über mich gefällt haben, hat mir Ihre Freundſchaft in dem rechten Lichte gezeigt. Verläumdungen wie die Ihrigen —

Adolf.

Aber wie tauſend kommen Sie hier unter den Tiſch? Das ſcheint denn doch unſre Verläumdungen ſehr zu beſtätigen!

Norbert.

Ein reiner Zufall, ein kleiner Scherz, den ich mir bei unſerm freundſchaftlichen Verhältniß zu Ihnen wohl erlauben durfte. Ich kam herauf, klopfte, fand die Thür nicht verſchloſſen und verſteckte mich unter den Tiſch, um Sie ein wenig zu überraſchen.

Fritz.

Es thut mir leid, wenn dieſe beabſichtigte Ueberraſchung Sie einiges Unangenehme hat hören laſſen — doch nein, ganz offen: es freut mich, daß Sie dergleichen gehört haben. Wir haben nichts geſprochen, was wir nicht mit gutem Gewiſſen verantworten könnten. So wie wir, werden auch Andre über Sie urtheilen, wenden Sie alſo die fatale Wahrheit, welche Sie wider Willen mit anhörten, zu Ihrem Beſten an. Werfen Sie deshalb nicht Ihren Groll auf uns, ſondern auf einen Fehler, der Sie bei allen guten Eigenſchaften, welche Sie ſonſt beſitzen, Ihren Bekannten unliebenswürdig machen muß.

Norbert.

Ich verbitte mir Ihre Sittenpredigt. Ich wiederhole Ihnen, es war unfreundſchaftlich, es war beſchaft, ſo hinter meinem Rücken über mich zu reden.

Ich werde mich hüten, Ihnen je in den Weg zu kommen, ich bin froh, daß mir ein Zufall Ihre wahre Gesinnung entdeckt hat. Leben Sie wohl.

Fritz.

Leben Sie wohl. Ich habe nichts weiter zu sagen; es bleibt schon wahr:

Der Horcher an der Wand
Hört seine eigne Schand!

Das große Loos.

Herr von Seedorf, ein Kaufmann Frau von Seedorf

Frau von Seedorf.

In der That, ich mache dir keinen Vorwurf, daß du Verwandte hast, wie diesen alten groben Bauer da: aber ich finde nur, daß du allzurücksichtsvoll, viel zu herablassend mit ihnen umgehst. Es ist immer ein ärgerlicher Zufall, wenn uns der Himmel Verwandte giebt, deren wir uns in gebildeter Gesellschaft schämen müssen, aber ein kluger Mann muß diesen Zufall zu beseitigen wissen. Ich bekomme den Tod, wenn er noch einmal Frau Muhme sagt und meine Hand in seine plumpe harte Faust drückt — nein, nicht zum Aushalten ist es! Und nun die übrigen Muhmen und Vettern vom Lande — ha ha! Du trägst die Schuld, du bist zu höflich, du zeigst ihnen nicht genug, wie ärgerlich dir ihre Besuche sind; ich glaube gar, du setzest ihnen noch Stühle hin zum Setzen.

Herr von Seedorf.

Oh ich zeig' es ihnen genug! Hab' ich sie je zu mir eingeladen? Du siehst ja daß sie alle fortgeblieben sind, bis auf den Schulzen, den Bruder meines Vaters — nun, ich kann ihm doch nicht gradezu die Thüre weisen, dem Bruder meines Vaters! Er ist auch sonst wohl eine ehrliche brave Haut.

Frau von Seedorf.

Das ist mir gleich, aber er soll mir keinen Tritt mehr in unser Haus setzen, soll sich seine schmutzigen Stiefeln nicht auf unsern Teppichen reinigen. Dabei muß ich dir auch sagen, daß die Kinder deines Bruders kein passender Umgang mehr für die unsrigen sind.

Herr von Seedorf.

Mein armer Bruder! Wenn er nicht so früh gestorben wär' —

Frau von Seedorf.

So lebte er heut noch. Es thut mir leid, er ist gelehrt genug gewesen, aber doch nicht so gelehrt, sich nicht um sein Vermögen betrügen zu lassen. Und dazu sich ein Mädchen zu heirathen, die nichts gehabt hat als ihr gutes Herz, ein artiges Gesicht, und ein Paar rüstige Hände — so blutarm, blutarm, während ich dir 20,000 Thaler mitgebracht habe — nein, sag mir nichts zu seiner Entschuldigung. Die Strafe ist nachgekommen, der Himmel weiß, wie sie sich durchhelfen, ich wünsch' ihnen von Herzen alles Gute, aber da sie kein Geld haben, was soll denn aus den Kindern werden? Es ist also gut, es ist nothwendig, daß man sie zeitig von den unsrigen entfernt hatte. Gieb ihnen monatlich ein Paar Thaler und damit gut. — Ah, das war ein verdrießliches Gespräch, wir wollen uns lieber von etwas Angenehmeren unterhalten. Ich hab' einen kostbaren Gedanken, lieber Emil, zu dessen Ausführung ich deinen Rath, deine Hülfe brauche. Ich will mir unser Gartenzimmer in pompejanischem Geschmack einrichten lassen. Du weißt, die unausstehliche dicke Madam Silberschlag hat auch so ein Zimmer, aber ich werde ihr zeigen, was es heißt mit Geschmack einrichten, diesmal will ich an kein Geld denken —

Herr von Seedorf.

Oh! Wie viel wird es denn kosten?

Frau von Seedorf.

Sei unbekümmert, mit fünf, sechshundert Thalern bestreit' ich die ganze

Einrichtung, und damit ist es gefunden. Ich nehm' es als mein diesjähriges Geburtstagsgeschenk. So erspart du wieder —

Herr von Seedorf.

Fünf- bis sechshundert Thaler!

Frau von Seedorf.

Ich werde dich freilich noch um ein Paar hundert Thälerchen mehr bitten müssen, denn wenn ich in einigen Wochen in's Seebad reisen soll, so ist die höchste Zeit an meine Garderobe zu denken — aber was fehlt dir? du bist so zerstreut?

Herr von Seedorf.

Liebe Antonie, deine Bitten zwingen mich, dir meine ganze Verlegenheit zu entdecken. In wenig Tagen hab' ich einen Wechsel von sechstausend Thalern zu bezahlen und noch kein Geld.

Frau von Seedorf.

Du willst dir einen Scherz machen, du willst mich erschrecken.

Herr von Seedorf.

Ich wollte du hättest Recht, es ist leider die Wahrheit.

Frau von Seedorf.

Entsetzlich!

Herr von Seedorf.

Du weißt, wie große Verluste ich in vorigem Jahre erlitten habe. Mein Vermögen hat sich um ein Beträchtliches verringert und unsre Ausgaben, unser Aufwand sind dieselben geblieben. Nun kommen diese sechstausend Thaler, die mich auf's äußerste treiben, weil sie gleich bezahlt sein wollen. Mein Credit schwankt — wenn ich ein Jahr, wenn ich ein halbes, ein viertel Jahr nur Zeit gewinnen könnte —

(Lärm in dem Vorzimmer. Eine Stimme: Der gnädige Herr hat Gesellschaft und läßt Niemanden vor. Man geht da nicht so hinein. Eine andre Stimme: Alle Teufel, geh' er weg, ich schlag ihm alle Rippen entzwei. Ich werde ja doch zu dem Sohne meines leiblichen Bruders Eintritt haben!)

Der Bauergutsbeſitzer Seedorf (tritt herein).

Will mich der Flegel von Bedienter mit Gewalt nicht hereinlaſſen! Guten Tag, Vetter; guten Tag, Frau Muhme!

Frau von Seedorf.

(hohnisch) Frau Muhme! hm! Nun, wie iſt Ihnen der Kohl gerathen? Wie ſtehn die Rüben? Wie befinden ſich ihre Ochſen, ihre Kühe?

(Geht raſch ab, ohne die Antwort abzuwarten).

Seedorf.

Ei ſieh doch! — Nun, wie geht es dir, Vetter? Hab' grade in der Stadt ein klein Geſchäft und da mußt' ich doch ſehn was du machſt. Ja ſo einem reichen angeſehenen Manne, wie du einer biſt, dem muß es wohl immer gut gehn, das iſt keine Frage.

Herr von Seedorf (ſehr verdrießlich).

Danke, danke, ſetz dich, hier iſt ein Stuhl. Ich muß geſtehn, ich bin nicht in der beſten Laune, die vielen Geſchäfte — ich bin heute ſchlecht aufgelegt —

Seedorf.

Ein jedes hat ſeine Laſt, freilich. Ich muß von Früh bis Abend wirthſchaften und tüchtig auf den Beinen ſein, damit ich nur ehrlich zurecht komme und vor Gott und Menſchen beſtehn kann. Du magſt an einem Tage oft mehr verdienen, als ich mit allem Wirthſchaften und Händerühren in vielen Jahren.

Herr von Seedorf.

Verdienen, verlieren, wie's kommt. (So ein albernes Geſpräch fehlte mir noch!)

Seedorf.

Ei ja, es iſt mir ſauer geworden; während mein Bruder in der Stadt die Handlung lernte, hab' ich daheim unſer kleines Gütchen bewirthſchaftet. da galt es Arbeiten, Sparen, Zuſammenhalten. Aber dein Vater hat oft zu

mir geſagt: Bruder, ich möchte doch manchmal an deiner Stelle ſein, ſo ſauer du dir's werden läßt und ſo wenig du haſt; du legſt dich ruhig ſchlafen und ſtehſt ohne Sorgen wieder auf.

Herr von Seedorf (verächtlich).

Es kann nicht jeder ein Bauer ſein und bleiben.

(Auguſt und Amalie, die Kinder des Herrn von Seedorf, treten herein.)

Seedorf.

Wie das heranwächſt! Kommt Kinder, gebt euerm Großonkel die Hand.

Auguſt und Amalie (ſchnippiſch, indem ſie raſch vorübergehn).

Wir dürfen nicht, Herr Schulze, die Eltern haben's verboten.

Seedorf.

So, ſo!

Herr von Seedorf (verlegen).

Da ſoll ja auf's Land ein Theil des großen Looſes gefallen ſein?

Seedorf (vom Stuhl aufſtehend).

Eben deswegen bin ich hier, denn ich hab's gewonnen. Es iſt zwar nicht löblich, ſein ſauer Erſpartes in die Lotterie zu tragen, allein ich dachte: Vielleicht will's Gott, deiner armen Verwandten wegen!

Herr von Seedorf.

Vetter, Vetter, du haſt das große Loos gewonnen?

Seedorf.

Und weil ich zufällig hörte, es ſtände ſchief mit dir, ſo kam ich gelaufen, um dir mit ein Paar Tauſend Thalern unter die Arme zu greifen. Ich alter Thor, an ſo hochmüthige Leute das Geld wegwerfen zu wollen, welches ſo mancher unverdienten Armuth wieder aufhelfen kann!

Herr von Seedorf.

Vetter, lieber Vetter — meine Frau, meine Kinder — mein Himmel, du wirſt doch ein Wort nicht ſo genau nehmen!

Seeberf.

Sag mir nichts weiter, es iſt umſonſt; ich bin ein Bauer nur — ſchon recht, aber ich müßte mich ja ſchämen vor Gott und vor mir ſelber, Verwandten, weil ſie ärmer und niedriger ſind, ſo zu begegnen, wie du dem Bruder deines Vaters begegneſt und begegnen läßt! Gott ſei gedankt, ich hab' noch ein Herz, und der Reichthum, welchen mir Gott geſchenkt hat, ſoll mir nichts davon verderben. Aber Hochmuth kommt vor dem Fall! Leb wohl, wenn du kannſt. Die armen Kinder deines Bruders, denen deine hochmüthige Frau in's Haus zu kommen verbietet — ſie ſollen mein Glück mit mir theilen. Rechne auf nichts. (Geht raſch ab.)

Herr von Seeberf (ſchreit).

Onkel, Onkel! — Er iſt fort! Kinder, Antonie!

(Frau von Seeberf, Amalie und Auguſt kommen haſtig herein.)

Frau von Seeberf.

Mein Gott, was iſt dir? Wie ſiehſt du aus?

Herr von Seeberf.

Der Vetter hat das große Loos gewonnen, er war hier in der Abſicht mir eine große Summe zu geben, er hat von meiner Verlegenheit gehört, aber euer Benehmen, — o ich Thor, ich Unglücklicher — ihr habt die Schuld!

Frau von Seeberf.

Der Bauer das große Loos! Entſetzlich!

Herr von Seeberf (klingelt, ein Bediente kommt).

Lauf dem Herrn nach, der ſo eben hier fortgegangen iſt; ſag ihm, ich ließe dringendſt bitten, mir ſeine Gegenwart nur einen Augenblick noch zu ſchenken. Es wär' mir etwas eingefallen, ich hätte nothwendig mit ihm zu ſprechen. Lauf, lauf! (Der Bediente ab.)

Die Kinder.

Mama, was fehlt dem Vater?

Frau von Seedorf.

Schweigt, ſchweigt, euer ungezogenes Benehmen gegen den guten Greß
enkel iſt Schuld. Wenn er wiederkommt, ſo betragt euch ja artig gegen ihn,
küßt ihm die Hände —

Amalie.

Die Hände? Wie Mama, Sie ſagten ja, Sie befahlen uns ja —

Frau von Seedorf (boſe).

Schweigt! Nichts befahl ich euch. Thut was ich euch heiße.

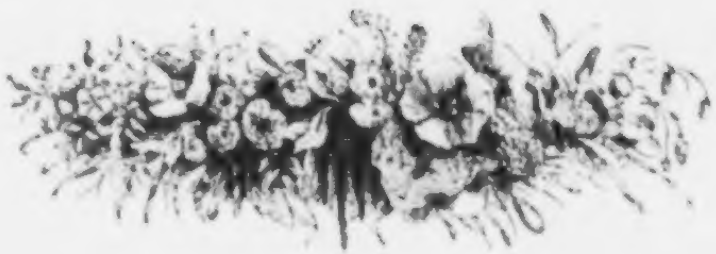
Der Bediente (kommt zurück).

Wie verſchwunden. Nach allen Seiten bin ich gelaufen, aber es iſt
nichts von ihm zu ſehn.

Herr von Seedorf (unter sich).

Ich bin ruinirt, ich bin verloren, und konnte gerettet ſein! Ich Thor
ich Einfaltspinſel, kennt' ich's dem Alten nicht anſehn, daß er ſo etwas au
dem Herzen hätte? wußt' ich nicht, daß das große Loos dorthin gefallen ſei
e ich — verwünſcht ſei mein Hochmuth, verwünſcht alle, die mich dazu ver
leiteten!

H. Kleiſt



Spruch und Bild.

Die ſechs Wörtlein.

Sechs Wörtlein nehmen mich in Anſpruch jeden Tag,
Ich ſoll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag.

Ich ſoll iſt das Geſetz, von Gott in's Herz geſchrieben,
Das Ziel, nach welchem ich bin von mir ſelbſt getrieben;
Ich muß, das iſt die Schrank', in welcher mich die Welt
Von einer, die Natur von andrer Seite hält:
Ich kann, das iſt das Maaß der mir verlieh'nen Kraft,
Der That, der Fertigkeit, der Kunſt, der Wiſſenſchaft;
Ich will, die höchſte Aren' iſt dieſes, die mich ſchmückt,
Der Freiheit Siegel, das mein Geiſt ſich aufgedrückt;
Ich darf, das iſt zugleich die Inſchrift bei dem Siegel,
Beim aufgethanen Thor der Freiheit auch ein Riegel
Ich mag, das endlich iſt, was zwiſchen allen ſchwimmt,
Ein Unbeſtimmtes, das der Augenblick beſtimmt.

Ich ſoll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag —
Die Sechſe nehmen mich in Anſpruch jeden Tag.
Nur wenn Du ſtets mich lehrſt, weiß ich, was jeden Tag
Ich ſoll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag.

Gott und die Eltern.

Gott ſprach zu Moſe: Liebet wohl
Dich Deine Mutter, ſprich!
Die Mutter liebt Dich liebevoll,
Doch mehr noch lieb' ich Dich.

Die Mutter warf in's Waſſer Dich,
Ich brachte Dich an's Land,
Da liebten Deine Haſſer Dich,
Gelenkt von meiner Hand.

Drum wenn Du die Gebote ſchreibſt,
Schreib' eben auf den Stein:
Gott und noch einmal Gott, alsdann
Vater und Mutter Dein.

Zwei Eltern hat ein Menſchenkind,
Doch Einen Gott, nicht mehr;
Und wenn geſtorben beide ſind,
Am Leben iſt noch Er.

Rückert.

Die Jahre.

Haſt Du's noch nicht vernommen,
Vernimm's und denk' ihm nach,
Was einer von den Frommen
Zu ſeinem Frager ſprach!

Wie viel Du habeſt Jahre,
Sprach jener, wüßt' ich gern.
„Ich habe keine Jahre,
Sie hat die Hand des Herrn.“

Doch ſag' mir, was ich meine,
Wie viele zähleſt Du?
Er ſprach: „Ich zähle keine,
Gott zählet mir ſie zu.“

Rückert.

Das Waſſertröpflein.

Ein Tröpflein fällt aus Himmelshöh'
Herunter in den ſtillen See,
Da wallen Ringlein, eins, zwei, drei,
Dann iſt die Regung ſchon vorbei;
Und als ob nichts geſchehen ſei,
Liegt alles ſtill in den Bezirken;
Das iſt ein Bild von unſerm Wirken.

»Tröpflein muß zur Erde fallen,
Muß das zarte Blümchen letzen,
Muß mit Quellen weiter wallen,
Muß das Fiſchlein auch ergötzen,
Muß im Bach die Mühle ſchlagen,
Muß im Strom die Schiffe tragen,
Und wo wären denn die Meere,
Wenn nicht erſt das Tröpflein wäre?«

Scheint Dein Wirken Dir zu klein,
Soll dies Sprüchlein Troſt Dir ſein!

Nanny.

Der Mägdlein Schmuck.

Es wächſt ein Blümlein Beſcheidenheit,
Der Mägdlein Kränzel und Ehrenkleid.
Wer ſolches Blümlein ſich friſch erhält,
Dem blühet golden die ganze Welt.

Auch wird ein zweites, das Demuth heißt,
Als Schmuck der Mägdlein hochgepreiſt.
Die Englein, ſingend an Gottes Thron,
Es tragen als Demant in goldner Kron'.

Ein drittes Blümlein, wo dieſe zwei
Nur immer ſtehen, iſt dicht dabei,
Heißt Unſchuld, ſiehet gar freundlich aus:
Das ſchönſte Blümchen im Frühlingsſtrauß.

So pflege, Mägdlein, der Blümlein drei
Mit frommer Sorge und ſtiller Treu;
Denn wer ſie wahret, wird nimmer alt;
Er trägt die himmliſche Wohlgeſtalt.

Arndt.

Eigner Heerd.

Ein eigner Heerd iſt Goldes werth!
Drum raſch an's Werk, ihn aufgebaut!
Ich hab' auch ſchon mich umgeſchaut
Nach guten, treuen Dienern.

Zum Erſten: Wer ſoll Koch mir ſein?
Der Hunger, der ſich ſelber ſtellt,
Mit Wenig gute Tafel hält,
Und köſtlich würzt die Speiſen.

Wer aber ſoll der Kellner ſein?
Der Durſt, er hol' und bring' den Wein,
Und ſollt' es aus der Quelle ſein,
Der Durſt wird ſchon kredenzen.

Wer ſoll die Magd im Hauſe ſein?
Die Arbeit, die von früh bis ſpät,
So wie das Rad der Mühle geht,
Und Brot uns bringt und Ehre.

Und nun? Wer ſoll die Hausfrau ſein?
Ihr kennt doch die Zufriedenheit?
Wem die zum Kuß die Lippe beut,
Der iſt und bleibt geborgen!

Ramler.

Vom Glück.

Ich hört' oft genug,
Das Glück ſei auf Reiſen.
»Da iſt's ja nicht klug,
Sich der Ruh' zu befleißen!«

So macht' ich mich auf
Bei rüſtigem Lauf,
Um auch auf den Wegen
Dem Glück zu begegnen.

Ich ſah auf den Gängen
Viel Volkes ſich drängen
Viel Lärm und viel Plunder;
Das Glück war nicht drunter.

Und that ich wen fragen:
Wo kann ich's erjagen?
Merkt keiner auf mich,
Sucht's jeder für ſich.

Ich kam zu 'ner Brücke:
Verweilt hier das Glücke?
»Es iſt hier vor Jahren
Verübergefahren.«

Zu 'nem Stadtthor ich trat:
Iſt's Glück in der Stadt?
»Wir paſſen hier eben,
Ihm Einlaß zu geben.«

Da paſſt' ich auch lange,
Da kam es doch nicht:
Bis daß ich zum Gange
Mich wieder gericht.

Und als ich auswandern
Zum einen Thor' that,
Zog ein in die Stadt
Das Glück juſt zum andern.

»Willſt länger mit Schnaufen
Ihm auch nicht nachlaufen;
Wer weiß, wenn du's haſt,
Ob's werth iſt der Laſt!« —

Da hab' ich ein Eckchen
Im Wald mir erſchaut,
Und mir auf dem Fleckchen
Ein Häuſel erbaut.

Ich hab' es erbaut
Mit eigener Haut,
Mit eigener Hand
Ohn' Glückes Beiſtand.

Hier, Glück, iſt mein Haus,
Mein Bett und mein Schrein;
Willſt kommen, kehr' ein,
Willſt nicht, ſo bleib' aus!

Rückert

Beſcheidenheit.

O Tulpe! wie prangſt du
Mit feurigem Licht!
Zu reizen verlangſt du
Doch liebt man dich nicht!

Du Roſe voll Blätter,
Ein duftender Wald!
Ach! ſonniges Wetter
Zerſtört dich zu bald!

Du Lilje biſt Zierde
Der Gärten der Welt;
Doch haſt du zur Würde
Den Stolz auch geſellt!

Auch du willſt mich locken,
Jazynthe, zum Spiel?
Hör'! ſchwankende Glocken,
Sie rühren nicht viel.

Dich, Veilchen, das ſtille,
Verborgen nur blüht,
Dich liebet in Fülle
Ein ſinnig Gemüth!

Nanny

Wohlthun.

Wohlthaten, ſtill und rein gegeben,
Sind Todte, die im Grabe leben,
Sind Blumen, die im Sturm beſtehn,
Sind Sternlein, die nicht untergehn.

Claudius.

Die vier Wünſche.

Möcht' ich doch der Felſen ſein,
Tief im Grunde das Urgeſtein,
Hoch im Himmel das Angeſicht,
Ewig ſtehen und wanken nicht.

Möcht' ich doch das Brünnlein ſein,
Sprudelnd aus kühlem Grunde rein,
Gehend durch grünes Ufergeſchicht,
Ewig rinnen und raſten nicht.

Möcht' ich doch das Bäumlein ſein,
Die Wurzel geſtreckt in's Ufer hinein,
Die Zweige wiegend im Himmelslicht,
Ewig blühen und welken nicht.

Möcht' ich doch das Vöglein ſein,
Auf den Zweigen im Sonnenſchein,
Das Stimmlein tönend zum Himmel gericht,
Ewig tönen und ſchweigen nicht.

Rückert.

Sehet die Vögel unter dem Himmel!

Die ihr zaget, die ihr fraget:
Leib, was eſſen wir?
Die ihr klaget und euch plaget:
Herz, was trinken wir?
Die am Abend, wie am Morgen
Ihr euch quält mit leeren Sorgen
Nehmt der freien Vögel Schaar
Unter Gottes Himmel wahr.

In den Lüften, auf den Zweigen,
Und in Feld und Wald,
Wenn die düſtern Menſchen ſchweigen,
Lauter Jubel ſchallt,
Und in aller Welten Zonen,
Wo die muntern Vöglein wohnen,
Ruft's: »Herr Gott, dich loben wir!«
Tönt's: »Herr Gott, wir danken dir!«

Wenn, in's erſte Grün gekleidet
Sich der Frühling naht,
Wenn der Pflug die Furchen ſchneidet
Zu der Sommerſaat —
Kehren auch die Schwalben wieder
Und auf ſteigendem Gefieder
Singt die Lerch' ihr Pſalmgedicht;
Doch die Vögel ſäen nicht.

Wenn ihr in den Sommertagen
Durch die Wälder ſtreift,
Hört die Nachtigall ihr ſchlagen
Eh' das Korn gereift.
Doch wenn Erntelieder ſchallen,
Schweigen ſchon die Nachtigallen,
Scheuen jede ſaure Pflicht,
Denn die Vöglein ernten nicht.

In den Kammern, in den Scheunen
Liegt des Herbſtes Frucht;
An den Hecken, an den Zäunen
Manch ein Vöglein ſucht,
Wohl ein Körnlein zu gewinnen,
Trägt's beſcheiden dann von hinnen
In das warme Neſt und ſpricht:
Sammle wohl in Scheunen nicht.

Aber der im Himmel droben
Nährt uns alle doch;
Den auch wir als Vater loben
Sorget immer noch.
Naht des Winters rauh Geleite
Ziehn die Störche fort in's Weite,
Und der Sperling findet hier
Auch im Dunkeln ſein Quartier.

Die ihr zaget, die ihr fraget:
Leib, was eſſen wir?
Die ihr klaget und euch plaget:
Leib, was trinken wir?
Die am Abend, wie am Morgen
Ihr euch quält mit leeren Sorgen,
Nehmt an dieſer Vöglein Schaar
Eures Glaubens Mangel wahr!

Hagenbach.

Sprüche des Lebens.

Emſiges Ringen führt zum Gelingen
Bauſt du nicht fort, ſo ſtürzt alles dir ein!
Nimmer verzagen, friſch wieder wagen;
Tröpflein auf Tröpflein durchhöhlt auch den Stein.

Zornig und hitzig iſt niemals witzig:
Zürnen iſt ſchädlich, doch keinem wie dir.
Zorn hat, wie Thoren, Weisheit verloren;
Liebe und Achtung verſchließt ihm die Thür.

Freundliches Geben zieret das Leben:
Schließe dem Dürftigen nimmer die Hand!
Frommes Erbarmen läßt nicht verarmen;
Wohlthun iſt Quelle im brennenden Sand.

Schweigen und denken thut Niemand kränken:
Vorlaut hat Tadel und Schaden zum Sold.
Hörchler und Frager ſind auch Vertrager.
Reden iſt Silber und Schweigen iſt Gold.

Mäßig in Freuden ſpart viele Leiden:
Mäßige Luſt nur entwickelt das Blut.*)
Wärme ernähret, Hitze verzehret;
Zucker auf Zucker bringt Ekel, ſtatt Luſt.

Nie zu behende! — Denk' an das Ende!
Wohl dem, der gern in die Zukunft auch ſchaut!
Wägen, dann wagen; denken, dann ſagen!
Schnell iſt gebrochen, doch langſam gebaut.

Uhlen.

Der Todesengel.

Auf dem Throne ſaß der hohe Herrſcher in dem Geiſterreich,
Salomon der weltberühmte, dem an Weisheit Niemand gleich.
Mit ihm ſprach der Todesengel, von dem Herrn herabgeſandt,
Daß dem König er verkünde, was beſchloſſen Gottes Hand.

*) Die Baumblüthe

Als der finstre Todesengel von dem Fürsten Abschied nahm:
Da gewahrte er den Kanzler, der zu rathen eben kam.
Einen Blick des größten Staunens warf der Engel, eh er ging,
Auf den greisen alten Kanzler, daß er an zu zittern fing.

„Was soll mir der Blick bedeuten? — rief der Alte bang und bleich —
Will der Engel mich entführen in sein finstres Todtenreich?
Hab' ich treulich dir gedienet, weiser, großer Salomon!
Gieb das schnellste deiner Rosse, hoher Herrscher, mir zum Lohn!

Nimmer läßt der Blick mich ruhen! O mein König, laß mich ziehn!
Auf dem schnellsten deiner Rosse laß dem Engel mich entfliehn!"
„Was du bittest, — sprach der König — sei von Herzen dir verliehn;
Doch dem gottverhängten Loose wirst du nie, mein Sohn, entfliehn!"

Auf des Morgens schnellstem Rosse flog wie Wind der bange Greis
Ueber Berge, Meere, Länder, nach der Erde fernstem Kreis.
Viele, viele Tausend Meilen war mit ihm das Thier geraum:
Als es müd bei einem Steine Abends in der Wüste stand.

Da ergriff ein Schreck den Alten, daß das Leben ihm entschwand,
Als er einsam auf dem Steine schon den Engel sitzend fand.
Sterbend sprach er zu dem Engel: „Eh du führest mich zur Ruh,
Sprich, warum du mir am Morgen warfst den Blick des Staunens zu?"

„Wunderbarlich — rief der Engel — sind, o Herr, die Wege dein!
Einsam hieß er mich erwarten Abends dich auf diesem Stein.
Heute sah ich noch am Morgen staunend dich bei Salomon;
Sieh, da bist du noch vor Abend zur bestimmten Stelle schon.

Staunend traut' ich nicht den Augen, weil ich's möglich nie gedacht —
Daß so viele tausend Meilen würd' ein schwacher Greis gebracht!"
Also sprach der Todesengel, sterbend sank der Alte hin,
Der so fern herbeigerutten, um dem Tode zu entfliehn. —

Der Sternenhimmel.

Zweierlei iſt es, was unſer Auge an den Sternen des Himmels bemerkt: ein Leuchten und ein Bewegen. Das Leuchten kommt allen Sternen zu: denn nur weil ſie leuchten, werden dieſe, zum gröſsten Theil in unzemeſſener Ferne gelegenen Welten für uns erkennbar. Auch ein Bewegen durch den Raum des Weltalls mag ſich bei allen Sternen finden; doch nur bei wenigen iſt dies Bewegen ſo augenfällig, daſs ſchon die Zeit der Menſchenjahre hinreicht, um etwas Sicheres über daſſelbe zu entſcheiden.

Eben bei dieſen Wenigen, deren Bewegung durch den Raum des Himmels dem Menſchenauge in Kurzem auffällt und welche deshalb Wandelſterne (Planeten) heiſsen, wird auch das Leuchten von anderer Art gefunden, als bei der Sonne und den feſten oder Fixſternen. Das Licht nämlich, in welchem die Wandelſterne leuchten, entſpringt nicht aus ihnen ſelber, ſondern es wird an ihnen, wie uns dies der Anblick der nächtlichen Seite und die Beobachtung der Verfinſterungen lehrt, durch die Sonne bewirkt; dieſe aber, wie die feſten Sterne, entnehmen ihr Licht aus keinem, unſerem Auge bekannten Quell.

Was die Bewegung der Wandelſterne bewirke und beſtimme, und wohin dieſe Bewegung gehe, das wird mit ziemlicher Sicherheit erkannt. Wir wiſſen, daſs alle Planeten unſeres Sternenhimmels ihren Lauf um die Sonne nehmen,

und dies um so schneller, je näher sie derselben sind; bei einigen dieser Planeten sind noch Monde, welche um den ihnen zugehörigen Planeten und mit diesem um die Sonne wandeln. Von wo aber das Bewegen der Sonne und der festen Sterne ausgehe, und wohin es gerichtet sei? das wissen wir nicht.

Nach allen Hauptrichtungen hin findet das Auge an dem nächtlichen Himmel Sterne; diese aber sind keineswegs in gleicher Fülle über das Gewölbe desselben ausgetheilt, sondern schon das unbewaffnete Auge unterscheidet hier sternenreichere, dort sternenleerere Regionen. So wird jene Gegend des Himmels, in welcher das Sternbild des Orion und des Stieres stehen, von einer auffallend größeren Menge der Gestirne beleuchtet, als andere Gegenden, während an anderen Stellen, wie namentlich bei dem Sternbild des Einhorn, die Zahl der Sterne so gering ist, daß hier eine Leere, oder nach Herschel's Ausdruck, ein Bruch in dem großen Gebäude der Lichter Statt zu haben scheint. Die nördliche Hälfte des Himmels wird im Ganzen reicher an augenfälligen Sternen gefunden, als die südliche, gleichwie auch die nördliche Halbkugel der Erde größere Continente des Festlandes enthält, als die südliche. Wenn auch das Zusammengesellt sein der Gestirne unseres Himmelsgewölbes in einzelnen Gruppen zum Theil nur scheinbar sein möchte, so wird dieses doch nicht überall der Fall sein. Unserem Auge sind jene Gruppen so auffallend, daß sie schon dem frühesten Alterthum Veranlassung gaben zur Erfindung und Benennung der einzelnen Sternbilder.

Mehr Aufschluß noch als die Austheilung der einzelnen, augenfälligen Sterne giebt uns über den Bau und die Anordnung der Sternenwelt die Betrachtung jener um den ganzen Himmel ergossenen Lichtzone, welche wir Milchstraße nennen. Durch das Fernrohr gesehen, löst sich dieser milchichte Lichtstreifen in Millionen von Sternen auf, welche unter sich in mehrere Lagen oder Schichten zusammengeordnet sind, die jedoch alle, gleich den Lagen eines regelmäßig geschichteten Gebirges, parallel neben und über einander in einer gemeinsamen Richtung liegen, so jedoch, daß die Gesammtheit dieser riesenhaften Blätter sich in zwei nur wenig von einander abweichende Ebenen theilt.

Die Milchstraße sammt den in ihrer Mitte gelegenen, für unser Auge sichtbaren Sternen, sind noch lange nicht der ganze, dem menschlichen Forschen bekannt gewordene Sternenhimmel. Wenn, durch das Fernrohr geschärft, unser Blick weiter in die Tiefen des Weltenraumes eindringt, da begegnet ihm, mitten an dem nächtlichen Himmel, eine zweite, tiefere Nacht; ein Dunkel, welches tiefer ist, als jenes unserer Mitternächte. Wie aber dann, wenn das Licht der Sonne gewichen ist, aus dem Dunkel des Firmamentes das Licht der näheren Sternenwelt hervorbricht: so werden uns auf dem Boden jener tieferen Nacht des Himmels, in welche uns das Fernrohr hinabführt, die Schimmer einer anderen Sternenwelt sichtbar, welche zum Theil eben so eigenthümlich verschieden von der übrigen Fixsternenwelt zu sein scheint, als es die Heere der Kometen von den Planeten und Monden sind. Es wird da, an einigen dieser leuchtenden Gebilde, eine fächerartig ausgebreitete Gestalt, an anderen die Form eines Bogens oder eines Ringes gesehen, andere aber gleichen festbegränzten, in planetarischem Lichte schimmernden Scheiben. Nicht blos für die Form des Erscheinens, sondern für die Naturbeschaffenheit vieler dieser Lichtwesen ist der Name: Nebelsterne oder Nebelflecke, womit sie gewöhnlich bezeichnet werden, ein vollkommen passender, denn sie bestehen entweder ganz aus einem flüssigen, schwach leuchtenden, wie es scheint für das Licht der Sterne durchsichtigen Wesen, oder es ist wenigstens bei ihnen ein sternartiger Kern, ja zuweilen mehrere dergleichen von einem leuchtenden Nebelgebilde umflossen.

Obgleich jedoch diese flüssige, äußerliche Natur bei einem großen Theile der Gestirne der zweiten Ordnung gefunden wird, so ist dennoch eine beträchtliche Zahl von andern Nebelflecken vorhanden, welche von einer hiervon verschiednen Beschaffenheit zu sein scheinen. Das Fernrohr zeigt uns dieselben deutlich als Sternhaufen oder Sternenlager, verwandt unserer Milchstraße. Viele von ihnen sind in rundliche, kugelartige Systeme zusammengedrängt: nicht selten wird in der Mitte dieser Weltsysteme ein hellleuchtender, größerer Stern gesehen, oder es zeigen sich mehrere dergleichen größere Sterne unter dem Gewimmel der kleineren; öfters scheint es, als ob gegen die Mitte der Kugel hin die Lichtpunkte näher zusammengedrängt stünden, als am Umkreis.

Die Sonne.

Unsere Sonne sieht, sammt allen sie umkreisenden Planeten, Monden und Kometen, in einem Weltraume, welcher selber lichtlos und unerleuchtbar, die Strahlen auch der fernsten Lichtwelten, ungeschwächt und unverändert zu unserem Auge hindurchläßt. Wäre diese Weltung erleuchtbar, so würde für uns keine Nacht sein; denn wir sehen unser Luftkreis noch lange nach dem Untergange der Sonne, oder vor ihrem Aufgange, ein dämmerndes Licht in die weitere Region der Schatten streuen; so müßte der immer von der Sonne beleuchtete Weltraum die ganze Nacht hindurch sein erborgtes Licht auf die Erde zurückstrahlen, und selbst unsere Mitternächte würden ohne Stern sein. Es würde deshalb ein irdisches Auge, wenn es mitten in jener lichtlosen und unerleuchteten Weltung stände, nach der Sonne gekehrt, vor sich die brennend helle Scheibe dieser leuchtenden Welt auf dunkelschwarzem Himmelsgrunde, neben sich aber den sternbedeckten, nächtlichen Himmel erblicken.

Wäre auf der anderen Seite der Weltraum nicht vollkommen für das Licht der Sonne und der Sterne durchdringbar, so würde mein Auge vergebens nach Kunde über eine Sternenwelt forschen, deren schwache Strahlen vielleicht Hunderte von Jahrtausenden gebrauchen, um von ihrem unermeßlichen, fernen Quell zu uns zu gelangen.

Die Sonne ist gegen 21 Millionen Meilen, oder über 215 ihrer eigenen Halbmesser, das heißt, so weit von uns abgelegen, daß, von ihr aus gesehen, unsere Erde nur als ein Scheibchen von 17 Secunden im Durchmesser erscheinen würde. Hieraus geht hervor, daß der wirkliche Halbmesser der Sonne 96,130 Meilen betrage, daß mithin dieser allbelebende und beseelende Centralkörper unseres Planetensystems 11,208mal am Durchmesser, 12,561mal an Oberflächeninhalt, endlich über eine Million und vierhundert und acht tausend, zweihundert und dreißigmal größer an Rauminhalt sei, als unsere Erde. Es verhält sich daher die letztere an körperlicher Größe ungefähr so zu ihrer Sonne, wie sich eine mit leichtem Zinge und krähzendem Geschrei um das — in stillschweigender Ruhe unbewegt dastehende — Gebäude einer mächtigen Dom

kirche herumkreisende Dohle, mit der Spannung ihres ausgebreiteten Gefieders zu der Spannung der steinernen Schwibbogen verhält, welche das Dach eines solchen hohen Gebäudes tragen, oder auch geradezu so, wie die Dohle zu einer 125 Fuß hohen Kirche sich verhält, in deren kleinen Ritzen sie selber, mit der ganzen genügsamen Brut, einen Bergungsort gefunden; oder wie das Ei einer Henne zu der Größe einer Scheuer, in deren verborgenstem Winkel jene ihr Nest sich bereitet.

Die Größe übertrifft selbst die des Jupiter und des Saturn, welche gegen unsre kleine Erde gehalten, in riesenhaftem Umfang dastehen, so weit, daß, wenn diese beiden Planeten, und mit ihnen alle übrigen Planeten und Monden unsers Systems, zu einer einzigen Kugel zusammenträten, diese dennoch kaum den 24sten Theil des körperlichen Inhaltes unserer Sonne in sich fassen würde, obgleich eine solche Gesammtkugel hierinnen um fast 583mal größer wäre, als unsere Erde. Ja, es könnten alle Planeten und Monde unseres nachbarlichen Weltgebäudes, wenn sie etwa in den verhältnißmäßigen Raum der Lichtwelten eines Sternenhaufens zusammengedrängt wären, innerhalb einer Sphäre, deren Umkreis nicht größer wäre, als jener der Sonne, stehen und sich bewegen.

Ein Bewohner der Erdoberfläche siehet in der Sonne den allgemeinsten und fast einzigen Quell alles Lichtes und aller belebenden Wärme. Denn obgleich, wie aus einigen Thatsachen hervorzugehen scheint, auch in den Tiefen unsers Planeten eine verborgene Glut schlummert, welche furchtbar und gewaltig, da wohin sie trifft, selbst das Festeste und Stärkste, das wir im Gebiet der irdischen Körperlichkeit kennen, aufleset und zerstört; so hat doch dieser weit abgeschiedene, innre Wärmequell der Erde, auf ihre Oberfläche fast eben so wenig Einfluß, als die anziehenden Kräfte unsers Planetensystemes auf den weit über dasselbe erhabenen Fixsternenhimmel. Und wenn deshalb auch zuweilen der innre, glühende Kampf der Elemente nach oben und außen sichtbar wird, und zwanzig neugeöffnete Feuerschlünde zugleich emporbrüllen: so vermögen diese Glutsäulen den nordischen Winter von Island und Kamtschatka nur in einem geringen Umkreise, und auch hier nur auf etliche Monate zu verscheuchen; ihr röthliches Licht beleuchtet nur den Schnee der nächsten Thäler und Bergeshöhen, mit einem, fast der Tageshelle glei-

chenden Glanze, und die untere Wärme der finnmärkischen Thäler bewirket zwar, daß ein dürftiges, ein ihnen einheimisches Gras, selbst noch unter dem Schnee weiter emporschießet, vermag aber nicht, so wie die Sonne, es zum Blühen und Fruchttragen zu bringen.

So erhebt sich auch das Nordlicht, mit seinem matten, röthlichen Scheine, von dessen Einfluß nur der kalte Magnet in zitternde Bewegung gesetzt, nicht aber das der Wärme bedürftige organische Leben aus dem langen Winterschlafe geweckt wird, kaum zur Lichthelle der kleineren Fixsterne, und sein zuckendes Flimmern wird schon vom Licht des Vollmondes fast unsichtbar gemacht; andre Lichtmeteore aber, von dem fernen Kometen an, bis zum Irrlicht und wankelnden Feuer herab, sind nur, gleich dem phosphoreszirenden Meereswasser oder faulendem Holze, einem, im Dunkel der Nacht, auch für den schwächsten Lichtfunken empfindlich gewordenen Auge bemerkbar.

Dagegen verschwinden, noch lange vorher ehe die Königin des Tages mit dem äußersten Saume ihrer Scheibe den Horizont berührt, alle Gestirne der Nacht, und selbst der nachbarliche Mond behält, ihr gegenüber, nur noch den bleichen Schein eines leichten Gewölkes.

H. G. v. Schubert.

Der Mond.

Unter allen Körpern am Firmament, mit Ausnahme der Sonne, ist für die Erdbewohner keiner so wichtig als der Mond. Der große Jupiter ist für uns blos ein Edelstein mehr in der Sternenkrone des Himmels; gleich einem fühllosen Reichen zeigt er uns seinen Glanz, ohne uns an seinem Reichthume Theil nehmen zu lassen: indeß der unbedeutende, nur von uns gekannte Mond, im Stillen seine Armuth brüderlich mit uns theilt, und uns Wohlthaten erzeigt, von denen wir vielleicht manche noch gar nicht kennen. Er ist der treue Gefährte auf unseren Wanderungen um die Sonne, den die gütige Natur mit unzerbrechlichen Fesseln an uns kettete, um uns über den kurzen Verlust der Sonne zu trösten, wenn sie ihr wohlthätiges Füllhorn über andere Länder ausschüttet. Das sanfte Mondlicht erheitert die traurigen Winternächte des Nordens, und

giebt den Sommernächten der warmen Länder Reize, die in der Seele des denkenden Weisen oder des fühlenden Dichters süßere Eindrücke hervorbringen, als der schönste Tag. Der Silberfaden des Neumondes, oder die Fackel des Vollmondes, leitet den Wanderer durch Einöden und Wälder, und den Seefahrer durch unbekannte Meere, führt den wilden Jäger, wie den gebildeten Weltumsegler, auf seiner gefährlichen Bahn. Seiner schnellen Bewegung verdanken wir unsere ersten Kalender, und unsere wichtigsten astronomischen Entdeckungen, deren Früchte der Seefahrer oder der Kaufmann einerntet, indeß der Philosoph in der Enthüllung der großen Naturgesetze einen edleren Lohn findet. Die magnetische Kraft des Mondes hebt das Weltmeer, führt die Schiffe in die Häfen ein und aus, treibt die Räder der Fabriken, und wirkt vielleicht selbst auf den menschlichen Körper.

Der Mond ist, gleich allen Weltkörpern, die wir kennen, eine fast vollkommene Kugel. Sein Durchmesser beträgt 480 geographische Meilen, oder etwas über ein Viertel, genauer ,', vom Durchmesser der Erde. Seine Oberfläche ist der 13te, und sein körperlicher Inhalt der 45ste Theil von dem der Erde. Da aber die Materie, aus der er besteht, um ein Drittheil lockerer ist als die der Erde, so enthält er auch nur den 68sten Theil der Erdmasse, und die Schwere ist auf seiner Oberfläche fünfmal geringer als auf der Erde. Seine Masse, im Durchschnitt, ist ungefähr von der Dichtigkeit oder specifischen Schwere des reinsten, weißen Glases. Die Hälfte des Mondes, die sich uns zeigt, beträgt an Ausdehnung nicht mehr als das russische Reich.

Der Mond wirft unserer Erde das von der Sonne erhaltene Licht zurück; allein das Licht, womit er unsere Nächte erleuchtet, so großen Nutzen es uns auch leistet, ist doch so schwach, daß es vom Tageslichte an einem mit Wolken bedeckten Mittage hunderttausendmal, und von dem Sonnenlichte selbst dreihunderttausendmal übertroffen wird. Die Schönheit einer mondhellen Nacht giebt uns nur ein schwaches Bild von dem herrlichen Anblick, den die Erde den Bewohnern des Mondes gewährt. Sie sehen in ihr eine leuchtende Scheibe von einem viermal so großen Durchmesser, und einer dreizehnmal so großen Oberfläche, als der Mond uns zeigt; und dieses Licht, welches ihre Nächte erleuchtet, ist so stark, daß sein Glanz sich uns sogar auf dem Monde selbst deutlich zeigt. Einige Tage vor und nach dem Neumonde, wenn auf der uns zugekehrten Seite des Mondes die Nacht anfängt, oder der Morgen eben ange-

brochen iſt, ſo daß nur ein ſchmaler Streifen derſelben von der Sonne beleuchtet iſt, der ſich uns in der Geſtalt des Hauptſchmucks Dianens zeigt, iſt die ganze übrige Mondſcheibe von einem aſchgrauen Schimmer erleuchtet, der uns alle Flecken des Mondes deutlich zeigt. Der Neumond ſteht nämlich zwiſchen der Sonne und der Erde: die Bewohner der der Erde zugekehrten Mondſcheibe haben alſo Nacht, und ſehen die ganze von der Sonne erleuchtete Hälfte unſeres Planeten, die Erde ſcheint ihnen im vollen Lichte, welches die ganze Mondſcheibe mit jenem aſchgrauen Schimmer bedeckt. Dies iſt vielleicht der ſchönſte Anblick, den die Fernröhre uns geben: die ſcharfe Gränze zwiſchen Tag und Nacht iſt auf dem Monde nicht durch eine ſo ſtarke Dämmerung verwaſchen, wie auf der Erde: die größere Hälfte des Mondes zeigt uns die ſchönſte Landſchaft mit Bergen und Thälern, vom magiſchen Lichte der Erde erleuchtet, und unmittelbar daneben einen ſchmalen Streifen, der von den blendenden Strahlen der Sonne beſchienen, die Erde ſelbſt erleuchtet.

Der Mond befindet ſich mit der Erde in gleicher Entfernung von der Sonne: er muß alſo in eben der Zeit von 365¼ Tagen, wie die Erde, einen Umlauf um die Sonne machen, und dies würde er thun, wenn er auch nicht von der Erde mit fortgezogen würde: er würde alſo, wenn er ſich urſprünglich der Erde gerade gegenüber, oder auf der anderen Seite der Sonne befunden hätte, ewig in dieſer Lage als Neumond bleiben, und nichts von der Erde ſehen; ſo daß beide Weltkörper, als Haupt-Planeten, durch die Strahlen der zwiſchen ihnen liegenden Sonne, einander beſtändig unſichtbar, mithin von keinem Nutzen wären. Allein die Natur hat ſie ſo geſtellt, daß ſie die wohlthätigſten Wirkungen auf einander äußern. Da beide ſich an derſelben Seite von der Sonne befinden, ſo kann der Mond ſich nie von der Erde entfernen; und von der Centralkraft der Erde angezogen, würde er bald mit ihr zuſammenſtürzen, wenn er nicht außer der Wurfsgeſchwindigkeit, die ihn um die Sonne ſchleuderte, noch eine andere erhalten hätte, die ſeiner Entfernung von der Erde angemeſſen, ihn immer in dieſer Entfernung hält; ihn alſo in einem Kreiſe oder einer Ellipſe um die Erde führt. Dieſe Geſchwindigkeit iſt nur der dreißigſte Theil von derjenigen, womit der Mond und die Erde um die Sonne laufen: es kam alſo Alles in Ordnung, wenn der Vollmond wenigſtens einen Theil erhielt, der um den dreißigſten Theil größer war, als der Theil der Erde, oder der Neumond einen um eben ſo viel geringeren Theil, weil der letztere ſich nach

einer Richtung bewegt, die der Bewegung um die Sonne entgegengesetzt ist. Durch diese Kleinigkeit aber erhielt der Mond eine weit verwickeltere Bewegung als die Erde.

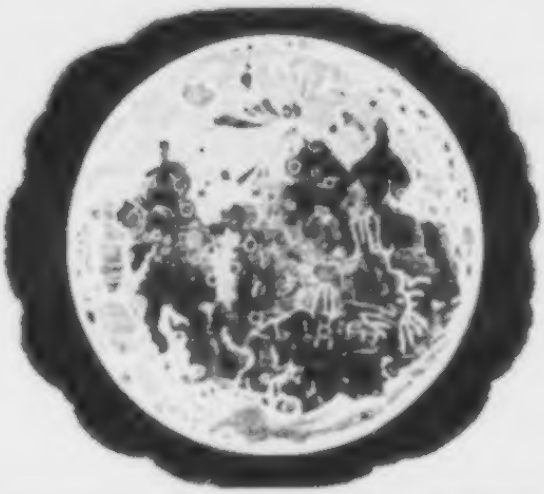
Während der Zeit eines Jahres, da beide Weltkörper in der Entfernung von zwanzig Millionen Meilen einen Umlauf um die Sonne machen, läuft der Mond zugleich in einer Entfernung von 51,500 Meilen zwölf und ein Drittheilmal um die Erde herum, so daß seine wahre Bewegung im Raum einer aus zwölf bis dreizehn Knoten zusammengeschlungenen, in einen Kreis gelegten Schnur, einer Radlinie sehr ähnlich ist, die aber im ganzen Laufe der Ewigkeit nie genau in einander läuft, weil jene monatlichen Knoten mit der jährlichen Schnur kein gemeinschaftliches Maß haben, also immer in andere Stellen fallen. Um sich einen deutlichen Begriff von dieser zusammengesetzten Bewegung zu machen, muß man sich in den eigentlichen Mittelpunkt derselben, die Sonne, versetzen. Hier sieht man die Erde, ungefähr von der Größe, wie uns Saturn erscheint, von der rechten nach der linken Seite in 365¼ Tagen einen sehr regelmäßigen Umlauf machen, indessen ein kaum sichtbarer Punkt um die Erde herumtanzt, und jede Umkreisung in 29½ Tagen verrichtet, so daß er in dieser Zeit sich bald rechts bald links von der Erde, bald vor ihr bald hinter ihr befindet, sich aber nie weiter von ihr entfernt, als um den vierten Theil des Monddurchmessers wie er uns erscheint.

Aus diesem Tanz um die Erde und Sonne entstehen alle die schönen Abwechselungen der Mondwechsel und Finsternisse, die zu so vielen Schwärmereien Anlaß gegeben haben, und die in der That dem unphilosophischen Auge der ersten Beobachter seltsam genug vorkommen mußten. Bald schien ihnen der Mond in voller Pracht, bald verschwand er ganz; und zwar schrumpfte er nach und nach zusammen, so wie er der Sonne näher kam, gleich einer mit Wachs überzogenen Kugel, die in der Nähe der Flamme schmilzt. Der Mathematiker sah bald, wie natürlich es mit diesem sonderbaren Räthsel zuging.

Die Stellung des Mondes zwischen der Erde und der Sonne heißt Neumond, weil er nun bald, nachdem er etwa fünf Tage unsichtbar gewesen ist, sich der Erde von Neuem zeigt; seine hintere Seite ist von der Sonne beschienen, die uns zugekehrte liegt in seinem eigenen Schatten, und die Strahlen der Sonne, die den Mond umgeben, machen ihn ganz unsichtbar. Einige Tage nachher ist der Mond so weit nach der linken oder östlichen Seite gerückt, daß

rechter Hand ein Theil seiner von der Sonne erleuchteten Hälfte uns in Gestalt eines Silberfadens sichtbar wird: diese Gestalt des zunehmenden Mondes, in dessen Höhlung man, wie der Bauer sehr richtig bemerkt, mit der linken Hand greifen kann, erweitert sich immer mehr, und erhält sieben Tage nach dem Neumonde die Gestalt eines Halbkreises und den Namen des ersten Viertels. Die Lichtgränze, die den hellen Theil des Mondes von dem dunkeln scheidet, und die bisher hohl gewesen war, jetzt aber zur geraden Linie geworden ist, nimmt nun eine erhabene oder nach außen gehende Krümmung an, die sich immer weiter über den dunkelen Theil des Mondes ausdehnt;

und funfzehn Tage nach dem Neumonde erscheint der Vollmond wie eine ganz erleuchtete kreisrunde Scheibe; denn da die Erde sich gerade zwischen ihm und der Sonne befindet, so zeigt er uns seine ganze von der Sonne erleuchtete Hälfte.



Da der Mond sich noch immer weiter nach der linken Seite bewegt, so wendet sich uns an der rechten Seite nach und nach ein Theil seiner dunkeln Hälfte zu: der erleuchtete Theil nimmt ab, die erhaben gekrümmte Lichtgränze wird nach sieben Tagen zur geraden Linie, und der helle Theil erhält mit der Gestalt eines Halbkreises den Namen des letzten Viertels. Der Mond fährt fort, sich seiner Stellung zwischen der Erde und der Sonne zu nähern: das, was wir von ihm sehen, nimmt ab; die Lichtgränze erhält eine hohle Krümmung, in welche man mit der rechten Hand eingreifen kann, und die sich immer mehr zusammenzieht,

bis endlich auch der letzte schmale Silberfaden verschwindet, und nach beinahe dreißig Tagen der neue Mond wieder zwischen der Sonne und der Erde steht, und wir ihn fünf Tage lang ganz verlieren.

Wenn der Mond einige Tage nachher links von der Sonne zuerst wieder sichtbar wird, so folgt er ihr in der allgemeinen Umwälzung des Himmels von der linken nach der rechten Seite; er geht also nach ihr unter, und zeigt sich uns des Abends, und zwar immer längere Zeit, je weiter er sich von der Sonne nach Osten entfernt. Nach sieben Tagen beträgt diese Entfernung neunzig Grad, oder den vierten Theil des ganzen Himmels, der sich in 24 Stunden umwälzt; das erste Viertel geht also sechs Stunden nach der Sonne, oder um Mitternacht unter. Während des zunehmenden Mondes haben wir also beständig des Abends Mondschein, der nach dem ersten Viertel noch nach Mitter-

nacht, und mit jedem Tage länger fortdauert. Der Vollmond steht der Sonne gegenüber, geht also mit Sonnenuntergang auf, und mit Sonnenaufgang unter, ist um Mitternacht im Meridian, und scheint vom Abend bis zum Morgen. Da sich nun der Mond der Sonne weiter nähert, so daß er an ihrer rechten Seite steht, so geht er mit jedem Tage später, oder kürzere Zeit vor der Sonne auf; das letzte Viertel, um den vierten Theil des Himmels von der Sonne nach Westen entfernt, geht, sechs Stunden vor ihr, also um Mitternacht, auf, die ersten Stunden der Nacht sind ohne Mondschein, und bald erleuchtet der abnehmende Mond nur die letzten Morgenstunden, zeigt sich uns aber den größten Theil des Tages wie eine kleine Wolke am Himmel, bis endlich aller Mondschein aufhört, und der Neumond zugleich mit der Sonne unsichtbar auf- und untergeht.

Aehnliche Erscheinungen, die aber in die entgegengesetzten Zeiten fallen, gewährt die Erde dem Monde. Wenn der Neumond zwischen der Sonne und der Erde steht, so befindet sich diese gegen ihn in eben der Lage, wie der Vollmond gegen uns: es zeigt sich ihm die ganze von der Sonne erleuchtete Hälfte der Erde, indeß die von der Erde abgewandte Seite des Mondes die Sonne im Mittage hat. Im Vollmonde stehen wir zwischen der Sonne und dem Monde, und kehren ihm die von der Sonne abgewandte, oder dunkele Seite zu: die Erde ist dem Monde, was uns der Neumond ist. Die übrigen Wechsel erfolgen auf eben die Art, nur daß der zunehmende Erdschein mit dem abnehmenden Monde, und die abnehmende Erde mit dem zunehmenden Monde zusammentrifft.

Die zwölf oder dreizehn Knoten, die der Mond um die Erde schlingt, indem er mit ihr zugleich einen größeren Kreis um die Sonne beschreibt, erklären nicht allein, wie wir eben gesehen haben, die bekannten Wechsel des Mondes, sondern verursachen auch jene merkwürdigen Erscheinungen, die schon im frühesten Alterthume ein Gegenstand der Neugierde oder der Furcht, religieser Verehrung oder philosophischer Untersuchungen waren. Wenn der Neumond zwischen der Erde und der Sonne durchgeht, so verdeckt er uns zuweilen diese Quelle des Lichtes ganz oder zum Theil: wir sehen die schwarze kreisrunde Mondscheibe in den rechten oder westlichen Rand der Sonne eintreten, und nach Osten über ihr wegrücken. Da die Scheibe des Mondes, nach seiner verschiedenen Entfernung von der Erde, uns bald etwas größer

bald etwas kleiner ſcheint als die Sonne, ſo wird der Mond im erſteren Fall, wenn ſein Lauf ihn über die Mitte der Sonne führt, die ganze Sonnenſcheibe bedecken, oder eine gänzliche Sonnenfinſterniß verurſachen; im letztern Fall aber wird noch ein heller Ring der Sonne um den Mond herum unbedeckt bleiben, und es erfolgt eine ringförmige Sonnenfinſterniß. Da die ſcheinbaren Größen der Sonne und des Mondes nur wenig von einander verſchieden ſind, ſo kann ein ſolches Phänomen an einem beſtimmten Orte der Erde nur wenige Minuten dauern. Da aber, wegen der Bewegung des Mondes und der Umdrehung der Erde, in jedem Augenblick andere Oerter der Erde in die hiezu erforderliche Lage kommen, nämlich von einer geraden Linie durch die Mittelpunkte der Sonne und des Mondes getroffen zu werden, ſo kann eine gänzliche oder ringförmige Sonnenfinſterniß auf der Erde überhaupt fünfthalb Stunden dauern. Wenn aber der Mond nicht über die Mitte der Sonne wegſtreicht, ſo wird er nur einen Theil von ihr bedecken: es entſteht eine theilweiſe Sonnenfinſterniß, die an jedem Orte der Erde mehrere Stunden, und auf dem Erdboden überhaupt ſieben Stunden dauern kann.

Indem der Vollmond hinter der Erde durchgeht, tritt er zuweilen in den Schatten, den die Erde, gleich jedem dunkeln Körper, nach der dem Lichte entgegengeſetzten Seite wirft: die Erde entzieht dem Monde ganz oder zum Theil das Licht der Sonne, und es entſteht eine gänzliche oder theilweiſe Mondfinſterniß. Da die Erde rund und kleiner als die Sonne iſt, ſo wirft ſie einen kegelförmigen Schatten, deſſen Spitze hinter die Erde fällt, und der immer ſchmäler wird, je weiter er ſich von ihr entfernt. Die Mondfinſterniß wird alſo größer oder kleiner, von längerer oder kürzerer Dauer ſein, nachdem der Mond weniger oder mehr von der Erde entfernt iſt, und nachdem er näher oder weiter von der Mitte des Schattenkegels durchgeht. Die längſte Dauer der Mondfinſterniſſe findet Statt, wenn der Mond in ſeiner Erdnähe durch die Mitte des Schattens geht; und in dieſem Falle kann die gänzliche Mondfinſterniß auf der Erde überhaupt zwei Stunden achtzehn Minuten dauern, die ganze Finſterniß aber vier Stunden und 28 Minuten.

Die Mondfinſterniſſe können alſo nur bei dem Vollmonde, ſo wie die Sonnenfinſterniſſe nur bei dem Neumonde Statt haben; und man wird fragen, warum nicht jeder Neu- oder Vollmond mit einer Finſterniß verbunden iſt. Dieſes würde allerdings der Fall ſein, wenn der Mond ſich um die Erde

in derselben Ebne der Ekliptik *) bewegte, wenn die Erde um die Sonne läuft, weil alsdann bei dem Neu- und dem Vollmonde eine gerade Linie die Mittelpunkte der Sonne, der Erde und des Mondes vereinigen würde. Da aber die Mondbahn eine schiefe Lage gegen die Ekliptik hat, sie also nur in zwei Punkten durchschneidet, die man die Knoten nennt, so wird der Mond nur dann wirklich zwischen der Sonne und der Erde durchgehen, wenn er nahe bei einem dieser Knoten ist; in allen andern Fällen aber wird er, ohne uns die Sonne zu bedecken, über oder unter ihr vorbeigehen; und dasselbe findet in Ansehung des Schattenkegels bei den Mondfinsternissen Statt. Aus der Lage der Mondbahn gegen die Ekliptik folgt, daß in drei Monaten nur eine Finsterniß erfolgen kann, oder genauer, daß gewöhnlich in achtzehn Jahren oder 223 Monaten 70 Finsternisse erfolgen, worunter 29 Mond- und 41 Sonnenfinsternisse sind: so daß jedes Jahr im Durchschnitt vier Finsternisse hat, und die Sonnen- und Mondfinsternisse sich verhalten wie sieben zu fünf. Es giebt Jahre, die vier Sonnen- und drei Mondfinsternisse, andere, die nur zwei Sonnenfinsternisse und gar keine Mondfinsterniß haben. Obgleich aber die ersteren auf der Erde überhaupt häufiger sind als die letzteren, so sind doch die an einem bestimmten Orte sichtbaren Sonnenfinsternisse fast dreimal seltener als die des Mondes, und man kann annehmen, daß jeder Ort der Erde nur in zwei Jahren eine Sonnenfinsterniß, und nur in zweihundert Jahren eine gänzliche zu erwarten hat.

Aehnliche Erscheinungen finden auf dem Monde Statt. Auch der Mond wirft einen Schatten hinter sich, der bei dem Neumonde auf die Erde fällt, wegen der geringen Größe des Mondes aber so unbedeutend ist, daß die Bewohner des Mondes, wenn wir eine gänzliche Sonnenfinsterniß haben, den Schatten ihres Planeten in der Gestalt eines kleinen schwarzen, in einen grauen Nebel gehüllten Fleckens, oder wenn unsere Sonnenfinsterniß ringförmig ist, wie ein graues Wölkchen, über die Erde wegstreifen sehen. Wenn aber der

*) „Ekliptik" oder Sonnenbahn, nach welcher es scheint, als ob die Sonne alle Tage um etwas von West nach Ost verrückte, und das Jahr hindurch eine Bahn zurücklegte.

Der „Aequator" ist eine Kreislinie, welche, indem sie die Erde in zwei gleiche Hälften, in die nördliche und südliche, theilt, gleichweit von jedem Pole entfernt ist. Dehnt man diesen Kreis bis zu den Fixsternen aus, so heißt er der „Himmels-Aequator".

Vollmond in den Schatten der Erde tritt, so verdeckt die Erde ihm die Sonne, und die größeste Dauer einer gänzlichen Sonnenfinsterniß auf dem Monde ist ebenfalls von fünftehalb Stunden.

Der Mond hat also, gleich der Erde, ein Jahr von 365¼ Tagen, und einen Monat von 29½ Tagen, in welcher Zeit sich ihm an der Erde alle Wechsel und Finsternisse, die wir am Monde bemerken, nur in der entgegengesetzten Ordnung zeigen. Man hat auf dem Monde eine Sonnenfinsterniß, wenn wir eine Mondfinsterniß haben, eine Erdfinsterniß, wenn bei uns eine Sonnenfinsterniß ist; und der dunkele Theil der Erde zeigt sich dem Monde immer in derselben sichelförmigen oder konveren Gestalt, wie uns der helle Theil des Mondes erscheint. Indessen findet bei allen diesen scheinbaren Uebereinstimmungen in der Bewegung des Mondes ein besonderer Umstand Statt, der dort ganz andere Erscheinungen, selbst eine ganz andere Natur hervorbringen muß, als uns zu Theil geworden ist: und dies ist der Umstand, daß der Mond der Erde beständig dieselbe Seite zukehrt. Es folgt hieraus, daß der Mond in der Zeit eines Umlaufes um die Erde von 27 Tagen sich auch zugleich einmal umwendet oder um eine Axe dreht, so wie ein Mensch, der bei mir vorbeigeht, sich nothwendig umdrehen muß, um mir seinen Rücken zu verbergen, oder mir immer das Gesicht zuzukehren. Diese Axumdrehung muß überdies fast dieselbe Lage haben, wie die Bahn des Mondes um die Erde, weil sonst dadurch Theile der hinteren Hälfte des Mondes oben oder unten zum Vorschein kommen müßten. In der That steht die Axe, um die der Mond sich dreht, fast genau senkrecht auf der Ekliptik, in der er mit der Erde um die Sonne läuft, das heißt, sein Aequator fällt mit seiner jährlichen Bahn zusammen. Da nun die Abwechselung der Jahreszeiten auf jedem Planeten, wie auf der Erde, blos durch den Winkel bestimmt wird, den der Aequator mit der Bahn um die Sonne macht, so folgt, daß auf dem Monde gar kein eigentlicher Wechsel der Jahreszeiten stattfindet, und daß Wärme und Kälte mit den Tageszeiten, Sommer und Winter mit dem Morgen und Abend zugleich wechselt. Da nämlich der Aequator des Mondes beständig durch die Sonne geht, so befindet sich die Sonne niemals nördlich oder südlich vom Mond-Aequator, sie nähert sich nie seinen Polen, und erwärmt seine nördliche und südliche Halbkugel und jede seiner Zonen immer gleichförmig. Die Bewohner des Mond-Aequaters haben die Sonne beständig des Mit-

tags im Zenith, und unter den Polen hat man die Sonne unaufhörlich im Horizont: dort herrscht ein ewiger Sommer, hier ein ewiger Winter, und in den mittleren Zonen ein ewiger Frühling.

Ein eben so merkwürdiger Unterschied findet in den Tageszeiten zwischen der Erde und dem Monde Statt. Da der Vollmond der Sonne eben die Seite zukehrt wie der Erde, der Neumond aber die entgegengesetzte Seite, so werden im Laufe eines Monats von 29½ Tagen nach und nach alle Theile des Mondes von der Sonne beschienen; folglich ist der Tag auf dem Monde mit der Zeit des synodischen Monats von 29 bis 30 Tagen einerlei. Jeder Ort auf dem Monde hat die Sonne ununterbrochen funfzehn Tage über, und eben so lange unter dem Horizonte: auf dem ganzen Monde ist beständig Tag und Nacht gleich, und beide dauern funfzehn Tage. So wie also die Erwärmung auf dem Monde sehr ungleich ausgetheilt ist, so findet bei der Erleuchtung eine vollkommene Gleichheit, wenigstens in Ansehung der Dauer, Statt: und keine Zone sieht die Sonne länger als die andere. Da aber diese Zeit lange genug dauert, so kann man sagen, daß jeder Ort des Mondes, wenn nämlich dort zwischen der Hitze des Tages und der Kälte der Nacht ein ähnlicher Unterschied wie bei uns stattfindet, in der Zeit eines Monates, der zugleich sein Tag ist, alle Jahreszeiten durchgeht, einen Sommer und einen Winter von funfzehn Tagen hat, und daß sein Frühling und Herbst mit den Morgen- und Abend-Stunden, die dort dreißigmal länger dauern, zusammenfällt.

Die tägliche Bewegung ist nämlich auf dem Monde dreißigmal langsamer als auf der Erde; und in der Zeit von dreißig Tagen sehen die Mondbürger nur einmal die Sonne und alle Sterne auf- und untergehen. Allein bei dieser allgemeinen Umwälzung des Himmels scheint ihnen ein Weltkörper, der alle übrigen, selbst die Sonne, an Größe weit übertrifft, in fast vollkommener Ruhe zu sein, und nur unbedeutende Schwenkungen um die Stelle, die er beständig einnimmt, zu machen. Die Bewohner der Mitte von der uns zugekehrten Seite des Mondes sehen unsere Erde als eine leuchtende Kugel von viermal größerem Durchmesser als die Sonne, beständig gerade über ihrem Kopf, indeß die Sonne und alle Sterne sich hinter diesem großen Weltkörper, oder neben ihm vorbeischieben und Kreise beschreiben, die auf dem Horizont dieses Ortes senkrecht sind. Zu gleicher Zeit nimmt dieser unbe-

wegliche Centralkörper alle Erſcheinungen vom Vollmonde bis zum Neumonde an, ſein Licht nimmt des Nachmittags zu, des Morgens ab, bis er am Mittage ganz verſchwindet. — Die Bewohner des Randes der ſichtbaren Mondſcheibe ſehen die Erde beſtändig in ihrem Horizont an derſelben Stelle, oder vielmehr auf- und niederhüpfen, indeß die übrigen Weltkörper in Kreiſen umzulaufen ſcheinen, die entweder mit dem Horizont parallel ſind, oder ihn unter irgend einem Winkel ſchneiden. Das Erſtere iſt der Fall mit den beiden Punkten, die der oberſte und der unterſte der uns ſichtbaren Mondſcheibe ſind: ſie haben die Sonne beſtändig im Horizont, und die Sterne in der einen Hälfte des Himmels ſind immer über ihrem Horizonte, die in der anderen Hälfte ſind ihnen beſtändig unſichtbar. — Die Bewohner der übrigen Theile der vorderen Mondſcheibe ſehen die Erde gleichfalls faſt unbeweglich in einer gewiſſen Höhe über dem Horizont; die Bewohner der hinteren Hälfte kriegen die Erde niemals zu ſehen.

Durch die Umdrehung der Erde zeigt ſich dieſer Weltkörper den Mondbürgern in 24 Stunden von allen Seiten, da wir hingegen nie etwas von der hinteren Seite des Mondes zu ſehen bekommen. Die Seleniten, wenn ſie anders mit Fernröhren oder mit ſchärferen Augen verſehen ſind, und dergleichen Unterſuchungen eben ſo lieben wie wir, haben unſtreitig eine, zwar nicht ſo genaue, aber vollſtändigere Karte vom Erdboden, als wir. Uns iſt die Erde ein Gemälde, das dem Auge zu nahe liegt, ſo daß wir das Ganze nicht überſehen können: es iſt eine Theater-Decoration, von der wir nichts als einige Farbenflecken ſehen, die aber in der Entfernung des Mondes deutlich zeigt, was ſie vorſtellen ſoll. In dem Monde ſah man auf den erſten Blick, worüber man bei uns ſo lange geſtritten hat, daß die Erde eine an den Polen eingedrückte Kugel iſt; Amerika und Auſtralien waren im Monde lange vor Columbus und Cooks Zeiten entdeckt; und die von unſeren Geographen noch nicht aufgelöſte Frage über eine Nordweſt- oder Nordoſt-Durchfahrt nach Oſtindien, oder über das groſſe Land am Südpol, iſt von den Aſtronomen des Mondes längſt entſchieden. Vielleicht ſahen die Phyſiker im Monde dem Entſtehen, den Fortſchritten und der allmähligen Abnahme jener groſſen Ueberſchwemmung, von der wir nur dunkle Traditionen haben, ruhig zu; und ein Theil vom inneren Afrika, vielleicht der Lauf des Nigers, iſt ihnen beſſer bekannt als uns. Wir hingegen kennen nur die eine Hälfte des

Mondes, und die andere wird uns ewig so unbekannt bleiben, wie die fernsten Kometen: es sei denn, daß irgend ein Eroberer, glücklicher als der macedonische Alexander, einen Weg zum Monde findet.

Alle jene Entdeckungen auf unserem Planeten, der Anblick der ungeheuren Erdkugel, die, ohne ihre Stelle im Zenith *) oder im Horizonte zu ändern, in 24 Stunden ihre Meere, ihre Länder und ihre Berge in allen fünf Welttheilen zeigt, und in 30 Tagen alle Lichtgestalten vom ersten Silberfaden bis zur vollen erleuchteten Scheibe darstellt, die das Licht unseres Vollmondes weit übertreffenden hellen Nächte — alles dieses ist das ausschließende Eigenthum der uns sichtbaren Hälfte des Mondes. Die Bewohner der hinteren Hälfte bringen ihre funfzehn Tage langen Nächte in einer vollkommenen Finsterniß zu, die nur durch den schwachen Schimmer der Sterne etwas gemildert wird; und sie haben keine Ahnung von dem prächtigen Schauspiel, welches der Centralkörper, um den sie, ohne ihn je zu sehen, ihren Umlauf machen, ihren Nachbarn gewährt. Man kann sich vorstellen, mit welchem Erstaunen die Erzählungen dieser Nachbarn von dem ungeheuren, leuchtenden Körper dort angehört, vielleicht bezweifelt werden: man kann sich denken, mit welcher Andacht Wallfahrten nach dieser glücklichen Hemisphäre angestellt werden: aber man kann sich nur einen schwachen Begriff von dem ersten Eindruck machen, den dieser prachtvolle Anblick auf jene Hyperboräer machen muß. Eine Reise um die Welt zeigt uns einige Sterne, die im Norden nicht aufgehen, die aber durch nichts von denen verschieden sind, die wir täglich sehen; sie zeigt uns neue Pflanzen und Thiere, die sich ohne Schwierigkeit in unser Naturſyſtem eintragen lassen, oder Völker, die wir sogleich für unsre Brüder erkennen müssen, und die uns durch ihre Herzensgüte oder durch ihre rohen Sitten auf entgegengesetzte Art in gleichem Grade beschämen. Allein auf dem Monde bedarf es, für die Bewohner der Gegenden nahe am Rande, nur einer Reise von wenigen Meilen, um eine ganz neue Welt zu entdecken; eine genauere Untersuchung dieses Schauspiels wird uns dienen, das zu verstehen, was wir auf dem Monde sehen.

Wir kennen außer der Sonne und den Fixsternen keine selbst-leuchten-

*) „Zenith" ist der unmittelbar über dem Haupte des Beobachters in senkrechter Richtung am Himmel befindliche Punkt.

den Körper: alle Planeten und Monde leuchten nur in ſo fern, als ſie das von der Sonne auf ſie fallende Licht uns zurückwerfen. Allein nicht alle Theile, womit die Oberfläche der Erde und wahrſcheinlich auch der übrigen Planeten bedeckt iſt, ſind in gleichem Grade geſchickt, das Licht zurückzuwerfen: einige leuchten daher mehr, andere weniger: und ſo iſt es natürlich, daß nicht allein jeder Planet, nach der beſonderen Natur ſeiner Oberfläche, ein ihm eigenthümliches Licht hat, daß Venus und Jupiter den Mars und Saturn an Glanz übertreffen, ſondern auch, daß die Oberfläche jedes Planeten mit mehr oder weniger hellen oder dunkeln Flecken bedeckt ſcheint. Ein völlig undurchſichtiger Körper von weiſſer oder heller Farbe wirft das Licht ſtärker zurück, als ein dunkler oder durchſichtiger. Das Waſſer läßt, gleich jedem durchſichtigen Körper, eine große Menge Lichtſtrahlen durch, anſtatt ſie zurückzuwerfen, und erhält dadurch in beträchtlicher Entfernung eine ſchwärzliche Farbe; und die mit weißem Sande bedeckten afrikaniſchen Wüſten, oder die mit noch weißerem Schnee bekleideten Steppen Sibiriens, glänzen den Mondbewohnern ohne Zweifel ſtärker, als die ſchwarzen Tannenwälder des Nordens, oder die ausgedehnte Fläche des Weltmeeres. Ein anderes eben ſo weſentliches Kennzeichen iſt die vollkommen ebene Oberfläche, welche das Waſſer, als ein fließender Körper, vermöge ſeiner Schwere von ſelbſt annimmt: das Meer wird ſich alſo wie eine glatte, ſchwärzliche Fläche zeigen, auf der kein Licht und Schatten und keine Abwechſelung der Farben Statt findet; da hingegen das Land ſich durch die Unebenheit ſeiner Oberfläche, und durch die Mannigfaltigkeit ſeines Farbenſpieles auszeichnet.

Durch die mehr oder weniger ſchiefe Lage der Gegenſtände gegen die Sonne, von der ſie erleuchtet werden, erhält die Landſchaft, die ſonſt nur einem Farbenbrette oder einer Muſterkarte ähnlich ſein würde, die Schattirungen einer Zeichnung. Thäler liegen mit grauem Schleier bedeckt, bis die ſenkrecht herabfallenden Sonnenſtrahlen ihnen ein lachenderes Anſehn geben; und Berge werfen nach der von der Sonne abgewandten Seite lange Schattenmaſſen auf die benachbarten Ebnen, die ſich bei der Annäherung des Mittags verkürzen; die Granitgipfel der Berge glänzen wie Diamanten, und die eingeſtürzten Krater zeigen uns die ausgelöſchte Eſſe Vulkan's. So ſehen die Bewohner des Mondes um die Zeit, wenn bei uns Mittag und Neumond iſt, Europa, Afrika und Aſien wie eine zuſammenhängende hellere Maſſe,

mit unzähligen Abwechselungen von Farben, Licht und Schatten, von grauen Thälern und weißen Bergen durchschnitten, an drei Seiten umgeben von einer gleichförmig schwarzen ebenen Fläche. Nach zwölf Stunden ist fast die ganze Erde von einer solchen schwarzen Fläche bedeckt, aus der unzählige größere und kleinere Punkte (die Inseln des Südmeeres) hervorschimmern, und die von oben bis unten von einem schmalen, hellen Streifen (Amerika) durchschnitten ist, der sich durch seine glänzenden, hohen Gebirge auszeichnet.

Alles dieses würde ein gutes Auge vom Monde aus ohne Hülfe der Ferngläser erkennen; aber die Entdeckungen auf unserer Erde, die sich mit Herschel'schen Teleskopen aus dem Monde machen ließen, müssen dem, der es nicht selbst versucht hat, fast unglaublich scheinen. Man sieht durch mittelmäßige Fernröhre und mit gewöhnlichen Vergrößerungen Gegenstände im Monde, die nicht tausend Fuß groß sind, und man erkennt ihre Gestalt deutlich, wenn sie viertausend Fuß oder den sechsten Theil einer Meile im Durchmesser haben. Durch doppelt so starke Vergrößerungen zeigt sich ein Gegenstand, der nicht größer als das Winterpalais in St. Petersburg ist, und von viermal größeren läßt sich die Gestalt deutlich erkennen. Es ist also kein Zweifel, daß ein, mit guten Fernröhren versehener, Beobachter im Monde nicht allein die Gebirge und einzelnen Berge der Erde, nicht allein unsere Städte und Lager, diese fast eine Meile großen, weißen Massen von Steinen oder Zelten auf grauem Grunde, ja, selbst in weißem Sande oder hellgrüner Flur den schwarzen Faden des Laufes der großen Flüsse erkennen, sondern auch die Aenderung bemerken würde, welche die Natur oder Menschenhände auf dem Erdboden anrichten. Das blendende Weiß des Winterpelzes würde sich deutlich von dem traurigen Braun des Herbstkleides unterscheiden; aus den schwarzen Sümpfen der Newa-Ufer würden sich die weißen Paläste Petersburgs erheben; die Märsche unserer Armeen würden sich im Fortrücken der Lager zeigen; und selbst das Feuer oder die Rauchwolke einer Schlacht, die blühende Gegenden in Leichenfelder verwandelt, würde vielleicht im Monde nicht unbemerkt bleiben.

Nach solchen Betrachtungen wird man sich wundern, daß wir noch so wenig wissen von dem, was auf dem Monde vorgeht; oder man wird daraus schließen, daß es dort ruhiger hergeht als bei uns, daß es vielleicht auf dem Monde ganz anders aussieht, als auf der Erde, so ähnlich einander

beide Weltkörper auch bei dem erſten Anblick ſcheinen. In der That beweiſen die Namen, die man den Mondsflecken gegeben hat, z. B. Malta, Aetna, Meer der Fruchtbarkeit u. ſ. w., daß die erſten Aſtronomen, die den Mond durch Fernröhre betrachteten, eine vollkommene Aehnlichkeit zu finden geglaubt haben. Allein die genaueren Unterſuchungen, die ſeit wenigen Jahren mit vollkommeneren Fernröhren über den Mond angeſtellt ſind, zeigen ein Bild, welches jenem ſehr unähnlich iſt; und noch haben wir auf einen Zug des Gemäldes nicht Rückſicht genommen, der einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen der Erde und ihrem Trabanten macht.

Das Luftmeer, welches die Erde gleich einem Heiligenſchein umgiebt, iſt für uns, da wir davon eingeſchloſſen ſind, ſo unſichtbar, wie den Fiſchen das Waſſer, in dem ſie ſchwimmen; nur fremde Körper, Dünſte, Wolken, die darin herumſchweben, können wir ſehen, wie der Fiſch die Lockſpeiſe, die ihm hingeworfen wird. Allein einem Auge, das ſich weit außerhalb dieſes Meeres befindet, kann daſſelbe ſo wenig ganz unſichtbar ſein, als uns das Waſſer iſt. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Erde in der Entfernung des Mondes, gleich den Kometen, wiewohl in weit geringerem Grade, ſich wie ein dichter Kern zeigt, den ein Nebel umfließt, welcher näher an der Erde dicker wird; wenigſtens wird ſich dieſer Nebel deutlich zeigen, wenn die Selenitен zu der Zeit, da wir eine Mondfinſterniß haben, die ſchwarze Erdkugel über die flammende Sonnenſcheibe wegſtreifen ſehen. Ueberdies iſt unſere Atmoſphäre ein phyſiſches und chemiſches Laboratorium, in dem mehrentheils in der Stille, oft aber auch mit großem Geräuſche fleißig gearbeitet wird. Wenn dort die Natur einen electriſchen Verſuch oder einen chemiſchen Niederſchlag macht, wenn ſie einen Stoff aus einer Phiole in die andere gießt, oder mit Seifenblaſen ſpielt und ſie fortbläſ't, damit ſie über einer anderen Gegend, die dieſes Tropfens gerade bedarf, zerplatzen, ſo geſchieht dieſes alles in einem ſo großen Maßſtabe, daß es auf dem Monde nicht unbemerkt bleiben kann. Eine Landſchaft muß dort ganz anders erſcheinen, wenn ſie im Sonnenlicht glänzt, als wenn Platzregen auf ſie herabſtrömen, oder wenn ſie mit dicken Nebeln bedeckt iſt, die den Tag beinahe in Nacht verwandeln; und dem Auge auf dem Monde werden große Wolken, die der Sturm über die Erde treibt, ungefähr ſo erſcheinen, wie uns der Halbſchatten, der bei einer Finſterniß über den Mond wegſtreicht. Es iſt ſogar nicht unmöglich, daß weit ſich er-

ſtreckende Blitze, die plötzlich eine ſchwarze Gewitterwolke erleuchten, im Monde eben ſowohl bemerkt werden, wie der Ausbruch des Aetna im Jahre 1669, oder das Feuer, welches drei Jahre vorher London in Aſche legte.

Das Gemälde, welches wir bisher von der Erde aus dem Standpunkte des Mondes entworfen haben, wird, wenn wir es mit dem Gemälde vergleichen, welches uns der Mond wirklich zeigt, unſer Urtheil über die Beſchaffenheit dieſes Weltkörpers am ſicherſten leiten. Das erſte, was ſich dem Beobachter des Mondes vollkommen deutlich und mit mathematiſcher Gewißheit zeigt, iſt die ungeheure Menge von Bergen, welche die ganze Oberfläche des Mondes, wie Thautropfen ein Blumenbeet, bedecken, und wovon einige die höchſten Berge unſerer Erde weit übertreffen.

Die größte Aehnlichkeit zwiſchen dem Monde und der Erde findet in Anſehung der Berge Statt, und es ſcheint, daß dieſe ein ſehr nothwendiges Organ ſind, mit welchem die Natur alle Weltkörper verſehen mußte, ſo verſchieden auch die Bildung ſein mag, die ſie ihnen in anderer Rückſicht zu geben für gut fand. Von den drei oder vier verſchiedenen Gattungen von Erhöhungen, die wir auf dem Monde bemerken, wird es uns nicht ſchwer, das Urbild auf der Erde zu finden. Es giebt dort flache weit ausgeſtreckte Bergadern, die unſern Flötzgebirgen ganz ähnlich ſind; hohe, ſteile Berge, die entweder wie einzelne Maſſen daſtehen, oder ſich in mehrere Aeſte theilen und in großen Ketten fortgehen, gleich unſern Piks und Granitgebirgen; es giebt Höhlungen von ringförmigen Wällen umgeben, eigentliche hohle oder Kraterberge, und andere, die als wahre Vulkane noch jetzt Feuer ſpeien. Man hat Berge im Monde bemerkt von der Höhe von ſechszig- bis viertauſend Faden: der Mond iſt alſo nicht allein gebirgiger als die Erde, ſondern ſeine Berge übertreffen die höchſten der Erde um faſt tauſend Faden oder um den dritten Theil; ſie ſind alſo, im Verhältniß der Durchmeſſer beider Weltkörper, fünfmal ſo hoch als unſere Berge. Indeſſen muß man hiebei nicht vergeſſen, daß wir die Höhe unſerer Berge nur von der Oberfläche des Meeres an rechnen, und daß die Erde nicht viel weniger uneben erſcheinen würde als der Mond, wenn unſere Meere, wie es dort der Fall iſt, ohne Waſſer wären, oder wenn unſere Berge noch ihre urſprüngliche Höhe hätten.

Die Erhöhungen, die man am häufigſten auf dem Monde antrifft, und mit denen ſeine Oberfläche dergeſtalt überſäet iſt, daß ſie das Anſehn eines

wegigen Meeres und die Farbe eines Mosaiks hat, sind diesem Weltkörper eigenthümlich, und lassen sich nicht völlig mit unseren Vulkanen vergleichen. Dies sind kreisrunde, gleich einem Wall aufgeworfene Anhöhen, die zuweilen einen Theil der Ebene, auf der sie stehen, wie die Mauern den Hof eines Gebäudes, umzäunen, öfters aber, gleich den lockern Wänden des Aetna, tiefe Einsenkungen oder wahre Krater einschließen. Die hohlen Ringgebirge unterscheiden sich von den eigentlichen oder soliden Bergen durch ihre vollkommen runde Form, durch ihre geringere Höhe, die im ganzen Umkreise von gleicher Größe ist, und durch den sanften Abhang nach außen: ihre Basis ist daher sehr groß, und die eingeschlossenen Kessel erstrecken sich zuweilen bis zu einem Durchmesser von dreißig Meilen. Die eigentlichen großen Krater, deren Höhlungen wahre Versenkungen unter der Oberfläche des Mondes sind, zuweilen bis zu einer Tiefe von dreitausend Faden, welches die Höhe unsers Chimborasso ist, haben das Eigenthümliche, daß sie desto tiefer sind, je kleiner ihr Durchmesser ist, und daß der körperliche Raum des umgebenden Walles genau mit dem Inhalte des eingeschlossenen Kraters übereinkommt. Dieses beweist offenbar, daß diese ungeheuren Wälle mit dem Krater zugleich durch eine Eruption aus dem Innern des Mondes, und nicht durch Einsturz oder Versenkung entstanden sind: denn im letztern Fall wäre zwischen beiden gar kein Zusammenhang, und es wäre unbegreiflich, daß von allen Bergen auf dem Monde gerade die Hälfte eingestürzt sein sollte. — Allein außer diesen Vertiefungen giebt es noch andere, welche nicht von Wällen umgeben sind, Schlünde von ungeheurer Tiefe, voll erhabener Stellen, die wahrscheinlich durch Einsturz und später erfolgte Ausbrüche entstanden sind.

Auch fehlt es dem Monde nicht an Ebenen oder flachen Thälern, unter denen einige größer als England sind, und die sich von den erhabenen Stellen des Mondes durch ihr aschfarbiges Licht unterscheiden. Sie sind mehrentheils, gleich einem Teller mit seinem Rande, von Gebirgen eingeschlossen, die hin und wieder wie hohe Vorgebirge in das Thal eingreifen, oder sich wie Flötzgebirge weit in dasselbe erstrecken. Die Thäler selbst sind nach allen Richtungen von Hügeln durchschnitten, welche Bergketten bis zur Länge von neunzig Meilen bilden, die sich trennen und wieder vereinigen, oder durch kleinere Zweige verbunden sind, und auf diese Art ein zusammenhängendes System, gleich dem Gewebe der Adern der Thiere und Pflanzen, bilden.

Dieſe Ebenen oder Thäler, die es wahrſcheinlich der feſteren Rinde, welche ſie gegen die zerſtörenden Vulkane ſchützte, zu danken haben, daß ſie, wie es ſcheint, die einzigen fruchtbaren Gegenden des Mondes geblieben ſind, wurden von den erſten Beobachtern des Mondes, wegen ihrer dunkelen Farbe, für Meere gehalten. Man glaubte, in ihren Unebenheiten Inſeln, Klippen, Untiefen und Sandbänke zu ſehen; und in der That ſehen ſie vollkommen ſo aus, wie uns der Boden des Meeres in eben der Entfernung erſcheinen würde; allein ihr Anblick iſt ganz von dem der Oberfläche des Waſſers verſchieden. Ihre Farbe iſt nicht gleichförmig ſchwarz, ſondern ſie ſind mit einem grauen Lichte von abwechſelnder Stärke bedeckt, in dem man das Spiel der Farben und Schatten deutlich bemerkt. Nicht der kleinſte Fleck in ihnen iſt vollkommen glatt, obgleich ſie ſich durch ihre geringeren Unebenheiten von den übrigen Stellen des Mondes merklich unterſcheiden. Durchſchnitten von Hügeln, Thälern und mit Wällen eingefaßten Höhlen, ſind ſie unſeren mit Haiden, Feldern und Wäldern bedeckten Landſchaften ähnlicher als dem Meere, und dem Boden ausgetrockneter Seen ähnlicher als der Oberfläche des Waſſers. Da nun dieſes die einzigen Stellen ſind, die man bisher mit einigem Grunde für Meer gehalten hatte, ſo iſt wohl kein Zweifel, daß es dem Monde ganz an Waſſer fehlt; und dieſer weſentliche Unterſchied unſers Trabanten von ſeinem Centralkörper, der größtentheils mit Waſſer bedeckt iſt, wird noch durch mehrere Gründe beſtätigt.

Der Mond hat, wie wir bald ſehen werden, keine dichte Luft, die durch ihre Schwere und Elaſticität das Waſſer zuſammenhalten könnte; und dieſer Mangel der Atmoſphäre beraubt ihn zugleich des Regens, der den Flüſſen und Seen Nahrung geben könnte. Unſere Berge ſind die eigentlichen Behältniſſe, aus denen das Waſſer über die Erde vertheilt wird; aber nirgends ſieht man, ſelbſt von den höchſten Bergketten des Mondes, Ströme herabfließen: auch die Krater, dieſe natürlichen Ciſternen, ſind völlig leer an Waſſer. Zwar bemerkt man hin und wieder auf dem Monde nicht ſehr tiefe Rillen oder Kanäle, die bei einer Breite von höchſtens einer halben Meile ſich in ſchlängelnder Bewegung auf viele Meilen erſtrecken, alſo unſern Flüſſen ganz ähnlich ſind; allein auch dieſes ſind nur trockene Flußbetten, die entweder ganz leer, oder mit einer weit dünneren Materie, als unſer Waſſer, angefüllt ſind.

Dies führt uns natürlich auf die Frage, ob der Mond gleich der Erde

eine Atmosphäre habe. Luft und Waſſer ſind zwei ſo nahe verwandte Flüſſigkeiten, durch ſo ſtarke gegenſeitige Wirkungen von einander abhängig, daß man vermuthen darf, jeder Weltkörper werde in dem Verhältniſſe, wie ihm das eine fehlt, auch des andern beraubt ſein. So wie es aber unerachtet der eben erzählten Beobachtungen möglich, und ſogar durch manche Umſtände wahrſcheinlich iſt, daß es im Monde Landſeen und Bäche giebt, die zu klein ſind, um von uns bemerkt zu werden, und die mit einer Flüſſigkeit angefüllt ſind, die vielleicht nicht viel dichter iſt, als die Luft, die wir einathmen; ſo läßt ſich auch erwarten, und das Feuer, welches den Mond nicht allein ehemals durchwühlt hat, ſondern ſich noch von Zeit zu Zeit ſehen läßt, macht es in hohem Grade wahrſcheinlich, daß der Mond wirklich von einer Atmoſphäre umgeben iſt, die aber aus ſo dünnem Gewebe beſteht, daß ſie ſich zu der Luft auf unſern höchſten Bergen vielleicht verhält, wie das Waſſer des Mondes oder wie unſere Luft zu unſerem Waſſer: und hiemit ſtimmen die Beobachtungen vollkommen überein.

Bei den ringförmigen Sonnenfinſterniſſen, wo der ſchwarze Mond in der hellen Sonnenſcheibe wie ein kleinerer Kreis in einem größeren erſcheint, zeigt ſich die Atmoſphäre des Mondes wie ein grauer Nebel, der den ſchwarzen Kern umgiebt, und nach der Mitte hin dunkler wird, nach der Natur elaſtiſcher Flüſſigkeiten, die durch ihren eignen Druck zuſammengepreßt werden. — Dieſer untere oder dichtere Theil der Monds-Atmoſphäre hat ſogar die Kraft, die Lichtſtrahlen zurückzuwerfen, und dadurch eine Dämmerung zu bewirken, die ſich kurz vor und nach dem Neumonde, über die Hörner des erleuchteten Mondes hinaus in die Nachtſeite, wie ein ſchwacher, weißlicher Schimmer erſtreckt, welcher ſpitz zuläuft, nach der Spitze hin ſchwächer wird, und ſich endlich verliert, oder vielmehr mit dem aſchfarbigen Licht vermiſcht, welches der Erdſchein auf den Mond wirft. Man ſieht hier, wie es auch auf der Erde oft der Fall iſt, die Morgen- oder die Abenddämmerung ſich auf der einen Seite mit dem Sonnenlichte, auf der andern mit dem Mondſchein vermiſchen, und ſo den Tag mit der Nacht verſchmelzen. Dieſe Dämmerung, oder vielmehr der Theil von ihr, der ſtark genug iſt, um das Erdlicht an Glanz merklich zu übertreffen, erſtreckt ſich auf zehn bis zwölf Meilen und beweiſt, daß der Theil der Monds-Atmoſphäre, der noch nicht dicht genug iſt, um die Sonnenſtrahlen zurückzuwerfen, eine ſenkrechte Höhe von

achttausend Fuß hat, welches etwa der dreißigste Theil von der Höhe der dämmernden Erd-Atmesphäre ist.

Ueber dieser Lage befinden sich, nach der Natur elastischer Flüssigkeiten, ohne Zweifel noch unzählige Lagen von feinerem Stoff, welche die Spitzen der höchsten Berge wahrscheinlich bedecken. —

Der Mond ist der wahre Prüfstein unserer Fernröhre, und kein Gegenstand am Himmel hat auf eine so auffallende Art gezeigt, wie sehr sich unsere Ansicht der Dinge mit jeder neuen Vollkommenheit der Werkzeuge ändert. — Als man den Mond zuerst durch Gläser betrachtete, glaubte man, auf ihm die ganze Natur unseres Erdbodens, Land und Wasser, Meere und Inseln, Felder und Sümpfe, wiederzufinden: wie solches die Namen beweisen, welche die ersten Entdecker den Mondsflecken gaben. Als man aber durch vollkommenere Fernröhre weder Aenderung noch Bewegung auf dem Monde bemerkte, als man sah, daß die dunkeln Flecken nicht, wie man geglaubt hatte, die Oberfläche des Wassers, sondern der Boden der sogenannten Meere oder niedrige Ebnen sind, daß der ganze Mond mit übereinander gethürmten ungeheuren Felsen oder Gebirgen, größtentheils vulkanischen Ursprungs, bedeckt ist, daß es ihm an Wasser und Luft fehlt, worin Thiere und Pflanzen leben könnten: da erklärte man ihn für ein nacktes, unfruchtbares, unbewohnbares Felsengerippe, von Feuer und vulkanischen Eruptionen durchwühlt, für einen Schauplatz der schrecklichsten Revolutionen und Verwüstungen, auf dem weder Leben noch Vegetation noch Bewegung, auf dem nur Ruhe und Stille des Grabes herrsche; für einen Weltkörper, der sich entweder selbst überlebt habe, oder einem schöneren Leben entgegenschlummere. Die letzte Vollkommenheit der Fernröhre hat uns endlich gezeigt, daß auch hier vielleicht die Wahrheit in der Mitte liegt.

Der Mond ist im Ganzen der Erde sehr ähnlich, hat aber dessen ungeachtet einzelne sehr wichtige Eigenthümlichkeiten, die ihm die Selbstständigkeit eines besonderen Planeten, und vielleicht ganz neue Naturschönheiten geben, von denen wir uns gar keinen Begriff machen können. Es ist ein natürlicher Gedanke, daß zwei Weltkörper, denen die Natur denselben Standpunkt im Weltsysteme, dieselbe Entfernung von der Urquelle der Wärme und des Lichtes, des thierischen und des Pflanzenlebens, angewiesen hat, die, indem sie gleiche Bahnen durchlaufen, gegenseitig ihre Nächte erleuchten: mit

einem Worte, daß zwei Weltkörper, deren ganze äußere Lage faſt dieſelbe iſt, auch in ihrer inneren Beſchaffenheit ſehr viel Aehnlichkeit haben müſſen. Allein eben ſo natürlich iſt auch der Gedanke, daß die Natur das Ideal, welches ſie bereits auf einem Planeten ausgeführt hatte, nicht zum zweitenmal auf einem andern ſclaviſch copirt haben werde, daß ſie vielmehr den Unterſchied, der, wie wir geſehen haben, in der Bewegung beider Planeten wirklich ſtattfindet, benutzt haben werde, einer neuen Gattung von Weſen das Daſein zu geben; und beide Vermuthungen werden vollkommen durch die Beobachtungen beſtätigt.

Der Mond iſt an Größe von der Erde nur ſo viel verſchieden, als nöthig war, ihn als Trabanten um die Erde herumzuführen. Seine Oberfläche beſteht, gleich der unſers Wohnortes, aus hohen, ebenen und niedrigen Gegenden; ſeine Gebirgsketten ſtehen, wie bei uns, durch unzählige Zweige und Adern in Verbindung, und laufen gewöhnlich aus einem Berge, als dem Mittelpunkte, gleich Strahlen, nach allen Richtungen aus. Rauhe Felſenmaſſen wechſeln mit lachenden Ebnen ab; es giebt dort vierzig Meilen lange Thäler, von felſigen Gebirgen eingeſchloſſen, die unſern ſchönſten Landſchaften ähnlich ſind. Unzählige feuerſpeiende Berge und ausgebrannte Krater zeigen uns das Gegenbild unſerer Vulkane. Der Mond ſchwimmt, gleich der Erde, in einer elaſtiſchen Flüſſigkeit, die ſich näher am Planeten verdichtet. Es giebt ſogar eine Aehnlichkeit zwiſchen beiden Weltkörpern, wovon der Grund ſich ſchwerlich errathen läßt, nämlich daß die meiſten und höchſten Gebirge ſich auf der ſüdlichen Hemiſphäre befinden. Allein wie viel Abwechſelung hat die Natur, in der Ausführung deſſelben allgemeinen Plans, auf beiden Planeten angebracht! und welche Vorſtellung von der unendlichen Mannigfaltigkeit, die durch das ganze Weltſyſtem verbreitet iſt, muß uns der Reichthum geben, den die Natur in dem kleinen Raume von der Erde bis zum Monde gezeigt hat!

Die Schwere iſt auf dem Monde fünfmal geringer als auf der Erde; ein Klumpen Geld würde dort nicht ſchwerer wiegen oder nicht ſtärker drücken als bei uns ein gleich großes Stück von Diamant oder Kriſtall; der Magnet würde weniger wiegen als das Waſſer auf der Erde; und die Körper fallen dort, nicht wie bei uns, funfzehn Fuß in einer Secunde, ſondern weniger als drei Fuß. Dieſe geringere Schwere giebt den chemiſchen Kräften, die

vom Inneren des Mondes nach außen wirken, einen weit größeren Spielraum, und die vulkanischen Eruptionen konnten die Rinde des Mondes zu Bergen von einer fünfmal größeren Höhe anschwellen, und weit größere Zerstörungen auf diesem Planeten anrichten als auf der Erde. Vulkane sind auf der Erde immer eine seltene Erscheinung, und das Weltmeer und selbst ganze Welttheile bestehen aus Ebnen oder sind nur von wenigen Inselgruppen oder Gebirgsrücken durchschnitten; aber die ganze Oberfläche des Mondes ist mit ungeheuren Gebirgsmassen und unzähligen ausgebrannten Kratern oder noch brennenden Vulkanen bedeckt. Eine aufmerksame Beobachtung des sonderbaren Farbenspiels auf dem Monde zeigt, daß unzählige Theile desselben das Licht, nicht blos wie jeder helle Körper, sondern wie wahre Spiegelflächen zurückwerfen. Die Natur hat hier durch vulkanische Schmelzungen ungeheure Spiegel geschliffen, und wir können uns schwerlich einen Begriff von der Wirkung machen, die eine an solchem Schmelz reiche Landschaft, wenn es ihr gleich an Wasser fehlt, auf die Bewohner des Mondes machen muß. — Selbst die Bildung der Berge scheint dort andern Gesetzen gefolgt zu sein, da die Hochebenen, aus denen die Gebirgsadern auslaufen, nicht wie auf der Erde, die höchsten Punkte, sondern oft sehr niedrige Punkte sind.

Dieser Reichthum an Bergen und Vulkanen und der Mangel an Wasser und dichter Luft ist der charakteristische Zug im Gemälde des Mondes; und das Letztere besonders muß diesem Planeten eine ganz andere Natur geben, die ihn für die Geschöpfe, welche unsre Erde bewohnen, untauglich, aber eben deswegen desto geschickter für andere Thiergattungen macht, die ihn wahrscheinlich bevölkern. In der feinen Atmosphäre, die den Mond umgiebt, würden die Menschen und Thiere der Erde so wenig athmen können, wie unsre Fische in der Flüssigkeit leben könnten, welche die tiefsten Thäler des Meeres vielleicht erfüllt, und dort die Stelle des Wassers vertritt; selbst unsre Pflanzen würden dort schwerlich Nahrung finden. Die natürliche Folge, die sich hieraus ziehen läßt, ist nicht, daß der Mond gar nicht bewohnt sei, weil er sich für uns nicht schickt, sondern daß seine Bewohner vielleicht eben so glücklich, aber anders organisirt sind, als wir, und daß zwischen den Menschen und den Mondbürgern ein größerer Unterschied stattfindet, als zwischen den zwergartigen Lappländern oder den kraushaarigen Negern und den schlanken, weißen Europäern. Wenn die Fische über ihren Zustand Betrach-

ungen anſtellen könnten, ſo würden ſie ſich wundern, daß in der feinen Flüſſigkeit, welche wir Luft nennen, Thiere leben können; und die Mondbürger begreifen vielleicht eben ſo wenig, wie in der erſtickenden Atmoſphäre, in der ſie unſere Erde ſchwimmen ſehen, ein Geſchöpf athmen könne. Die höchſten Berge des Mondes ſind wahrſcheinlich eben ſo wenig bewohnt, als die Gipfel unſerer Cordilleras; aber die Ebenen und niederen Gebirge liegen, wie wir geſehen haben, in einer Luftſchicht, die dicht genug iſt, die Sonnenſtrahlen zu reflectiren; und die tiefſten Thäler des Mondes ſind vielleicht von einer Atmoſphäre bedeckt, die unſeren höchſten Luftſchichten ſehr nahe kommt, und Thieren und Pflanzen Nahrung geben kann. — Es giebt auf dem Monde keinen eigentlichen Regen, aber dieſer Mangel wird vielleicht durch erquickenden Thau erſetzt. Es fehlt dem Monde an den großen Naturſcenen, die in unſerer Atmoſphäre geſpielt werden, an den fürchterlich ſchönen Abwechſelungen der Orcane und Gewitter; aber ſeine Bewohner werden durch einen immer heiteren Himmel dafür ſchadlos gehalten; und wenn ſie den ſchönen Anblick des Regenbogens und der Morgenröthe entbehren, ſo werden ihre Tage auch nicht durch Wolken und Platzregen getrübt. Die Strahlen der Sonne ſchießen nicht, wie bei uns, über den ganzen Himmel und verbreiten das Licht über die beſchatteten Theile der Tagesſeite des Mondes; ſondern aus dem Dunkel des ſchwarzen Gewölbes glüht die Feuerkugel mit ſtärkerem Glanze hervor, ohne die Sterne zu verdunkeln, und bei ununterbrochen heitern Nächten zeigen ſich die kleinſten Sterne auf völlig ſchwarzem Grunde.

G. H. Schubert.

Natur- und Reisebilder.

Der Einfluß des Lichtes auf die Pflanzen.

Alle lebende Geschöpfe stehen unter dem Einflusse der äußeren Umgebungen, je höher aber die Entwickelungsstufe ist, auf der sie stehen, desto weniger sind sie von ihnen abhängig. Die Pflanze ist an den Erdboden gebunden, worin sie wächst; sie kann ihre Nahrung nicht wählen, sich nicht in andere Verhältnisse zur Außenwelt setzen, als diejenigen, in welche sie von der Natur gestellt ist; ihr Dasein knüpft sich daher auf das Genaueste an den Erdboden und an das Klima. Das Thier hat im Allgemeinen, weil es seinen Ort verändern kann, eine freiere Wahl des Aufenthalts und der Nahrungsmittel, und auf je höherer Stufe es steht, destemehr ist dieses der Fall, während einige Thiere der niedrigsten Arten, ebenso wie die Pflanzen, an ihren Aufenthaltsort gebunden sind. Der Mensch ist das am meisten unabhängige Geschöpf; sein Bau ist so, daß er verschiedenere Klimate ertragen kann, als irgend ein anderes Geschöpf, und sich von den verschiedensten Lebensmitteln zu ernähren im Stande ist; ja seine geistige Kraft setzt ihn in den Stand,

bis zu einem gewiſſen Grade ſich ſeine Umgebungen zu ſchaffen; er geſtaltet den Erdboden um, ſchafft ſich durch künſtliche Erwärmung der Luft und durch Kleidung ein wärmeres Klima, und holt ſeine Nahrungsmittel aus den fernſten Gegenden.

Gleichwie die Pflanzen im Allgemeinen mehr als die Thiere dem Einfluß ihrer Umgebungen unterworfen ſind, ſo gilt dieſes auch im Betreff des Lichtes, welches, nächſt Wärme und Feuchtigkeit, ſo kräftig auf die Pflanzenwelt einwirkt.

Es iſt eine allgemein bekannte Erfahrung, daß Pflanzen, welche in Töpfen am Fenſter und in Treibhäuſern ſtehen, oder am Spalier an Mauern aufgezogen werden, ſich gegen das Tageslicht hinbiegen und wenden. Daß hier nicht die Wärme, ſondern das Licht wirkt, iſt klar, theils daraus, daß es auch da Statt findet, wo, wie in einem Treibhauſe, die Wärme in dem Hauſe größer iſt, als draußen; dann auch daraus, daß man durch ſtarkes Lampenlicht dieſelbe Wirkung hervorzubringen im Stande iſt. Daß die Pflanzen nicht blos nach der freien Luft ſich hinbewegen, wird durch einen ſehr einfachen Verſuch bewieſen. Legt man keimende Kartoffeln in einen dunkeln Keller, in den das Licht durch ein geſchloſſenes Fenſter hineindringt, und wo man ein anderes Fenſter offen ſtehen läßt, aber dafür ſorgt, daß das Licht hier abgehalten wird, ſo ziehen ſich die Keime nach jenem und nicht nach dieſem, alſo nach dem Licht, und nicht nach der Luft hin.

Daß dieſe Bewegung bei der Pflanze nicht ſo wie die des Thieres als willkührlich betrachtet werden kann, hervorgebracht durch eine Wahl oder durch ein Streben, ſich in ein gewiſſes Verhältniß zu den äußeren Umgebungen zu ſetzen, darüber wird man leicht einig werden; denn es giebt Nichts, das bei der Pflanze auf Bewußtſein und Wahl deutet, und keine Spur von Nerven oder Muskeln, die einen Entſchluß ausführen könnten. Eben ſo wenig kann man hier an eine Anziehung denken. Eine genügende Erklärung kann noch kaum gegeben werden. Man kann nur ſagen, daß das Licht ein Reizmittel iſt, welches die Lebensthätigkeit der Pflanze in Bewegung ſetzt.

Ein anderes Verhältniß bei den Pflanzen, welches vom Lichte abhängt, iſt ihr Schlaf. Die Blätter mancher Pflanzen falten ſich zuſammen, oder die Ränder der Blätter neigen ſich gegen einander, wenn die Sonne untergeht; beim Aufgang der Sonne entfalten ſich die Blätter wieder. Dieß zeigt

ſich nicht bei ſteifen lederartigen Blättern, dagegen aber wohl bei den dünneren, und am allerdeutlichſten ſieht man es an den befiederten Blättern, wie bei der Wicke und der empfindlichen Mimoſa. Die kleinen Blätter der letzteren ſchließen ſich beim Verſchwinden des Lichtes dicht an einander, auf dieſelbe Weiſe, wie wenn man ſie am Tage berührt. Decandolle brachte, indem er dieſe Mimoſa in einem Keller aufbewahrte, der am Tage dunkel, des Nachts aber ſtark durch Lampenlicht erleuchtet war, ſie dahin, ihre kleinen Blätter in der Nacht zu entfalten und ſie am Tage zuſammenzulegen; alſo dahin, ſich nach dem künſtlichen Lichte zu richten. Deshalb, und weil der Schlaf der Pflanzen auch in ihrem freien Zuſtande ſo gänzlich ſich an das Sonnenlicht bindet, iſt es augenſcheinlich, daß das Licht hier wirkt; wie — können wir wieder nicht mit Beſtimmtheit entſcheiden. Wir können auch hier der Sache kaum näher kommen, als dadurch, daß wir erkennen, daß das Licht ein Reizmittel iſt, welches auf die Pflanze wirkt, und ihre Lebenskraft erhöht; fehlt das Reizmittel, ſo kehrt das Blatt in den Zuſtand zurück, in dem es ſich früher in der Knoſpe befand, denn in der Blattknoſpe ſind die kleinen Blätter des zuſammengeſetzten Blattes, oder die zwei Hälften eines einzelnen Blattes, zuſammengefaltet. Wird die Mimoſa einer ununterbrochenen Einwirkung des Lichtes ausgeſetzt, ſo wird ihr Schlaf unregelmäßig, und die Pflanze geräth gleichſam in einen fieberhaften Zuſtand.

In der genaueſten Verbindung mit dem Schlafe der Pflanzen ſteht das Oeffnen und das Schließen der Blumen: die meiſten Blumen ſind am Tage geöffnet und während der Nacht geſchloſſen; einige hingegen, wie verſchiedene Cactusarten, ſind jedoch während der Nacht geöffnet und am Tage geſchloſſen. Auch hier brachte Decandolle durch Anwendung künſtlichen Lichtes die Pflanzen dahin, die Tageszeiten zu verändern; er bewirkte, daß einige Nachtblumen ſich am Tage öffneten, Tagblumen in der Nacht offen waren.

Die Blume iſt nichts Anderes, als eine Verbindung von feineren gefärbten Blättern; dieſelben Geſetze, denen die Blätter unterworfen ſind, gelten alſo im Weſentlichen auch für die Blumen. Ihre Blätter (die Kronblätter) entfalten ſich alſo am Tage, ſie legen ſich zuſammen, d. h.: die Blumen ſchließen ſich, während der Nacht: die Blume kehrt zur Nachtzeit in den Zuſtand zurück, in welchem ſie ſich als Knoſpe befand. Hier iſt es wieder das Licht,

welches als Reizmittel auf die Lebensthätigkeit wirkt, und durch deſſen Mangel dieſelbe gehemmt wird. Nur die Kahlblumen machen eine Ausnahme, vielleicht weil ſie ſo gebaut ſind, daß ſie das ſtärkere Licht nicht vertragen können. Aber die Tagblumen öffnen und ſchließen ſich alle zur ſelben Zeit, die meiſten öffnen ſich des Morgens, einige aber erſt gegen Mittag, andere ſchließen ſich ſchon innerhalb dieſer Zeit. Diejenigen, welche ſich ſpäter öffnen, bedürfen vermuthlich eines ſtärkeren Reizes, damit die Lebensthätigkeit hervorgerufen werde: diejenigen, welche ſich vor Mittag ſchließen, ſind vielleicht nicht im Stande, die Wirkung des ſtärkeren Lichtes auszuhalten. Auf der verſchiedenen Zeit des Oeffnens und des Schließens der Blumen beruht die ſogenannte Blumenuhr. Man pflanzt Blumen, welche ſich zu verſchiedenen Zeiten öffnen und ſchließen, auf ein und daſſelbe Beet, und iſt dann, wenn man ihren Zuſtand vergleicht, im Stande zu ſagen, welche Zeit es ungefähr iſt.

Der Einfluß des Lichtes auf die Farben der Pflanzen iſt ſehr in die Augen fallend. Der Theil eines Spargelſtengels, welcher von der Erde bedeckt wird, iſt weiß, der, welcher über die Erde hervorkommt, grün; die Endivie und andere Küchenkräuter werden, wenn man ſie des Lichts beraubt, weiß und bleich; der Kopf des Blumenkohles, welcher dicht von Blättern umſchloſſen wird, iſt weiß, während die hervorwachſenden Blumenſtengel des Grünkohls grün und die Blumen gelb ſind. Die Wurzeln haben faſt nie die grüne Farbe, ſondern ſind weiß, gelb oder bräunlich. Der innerſte Theil des Stengels iſt weiß, das Mark, die Saamenkerne, oder doch deren Keime, ſind gewöhnlich auch weiß, während die ſie umgebenden Hüllen oft gefärbt ſind. Pflanzen, welche in Gebirgvertiefungen wachſen, haben im Allgemeinen bleiche Farben. Diejenige Seite einer Frucht, z. B. eines Apfels oder einer Pfirſche am Spalier, welche ſich gegen das Licht kehrt, iſt ſtärker gefärbt, als die Seite, welche ſich von demſelben abwendet, ja der Schatten eines Blattes oder eines Zweiges, welcher auf eine Frucht fällt, bringt lichtere Stellen auf ihrer Oberfläche hervor.

Was uns ſo die tägliche Erfahrung in unſern Gärten lehrt, das zeigen die pflanzengeographiſchen Verhältniſſe auch im Großen. In dem heißen Erdgürtel, wo die Luft klarer und durchſichtiger iſt, und alſo das Sonnenlicht kräftiger wirken kann, zeigen die Blätter eine mehr dunkelgrüne Farbe, und die Blumen haben weit reinere, lebhaftere Farben, als in den gemäßigten oder

kalten Klimaten; auch ſind die Blumen dort mehr geſprenkelt. Daß nicht die Wärme, ſondern das Licht dieſe Wirkung hervorbringt, ſieht man daraus, daß in dem Gürtel der Gebirgskräuter in den höheren Gebirgen, wo die Luft wohl kälter, aber durchſichtiger iſt, und das Licht daher freier wirken kann, die Blumen ſchönere und reinere Farben haben, als in den Ebenen. Einen ähnlichen Unterſchied bemerkt man beim Vergleich der Küſtenländer in dem gemäßigten Erdſtriche mit dem Innern des Feſtlandes, denn hier, wo die Luft klarer iſt, werden auch die Blumen nicht nur größer, ſondern bekommen auch reinere und lebhaftere Farben als in den nebeligen und wolkigen Küſtenländern und Inſeln. Die ſchönen Päonien Nordaſiens können unter vielen als Beiſpiel dienen.

Auch rückſichtlich der Einwirkung des Lichtes auf die Farben der Pflanzen muß man geſtehen, daß man noch nicht im Stande iſt, genügend zu erklären, wie dieſe Statt findet; doch ſpielt allerdings das Athmen und die dadurch hervorgebrachte Aufnahme von Kohlenſtoff in die Pflanze eine Hauptrolle. Am deutlichſten ſieht man dies bei der grünen Farbe, welche die Hauptfarbe bei den Pflanzen iſt. Die Stengel und Blätter der Pflanzen bleichen, wie wir oben bemerkt haben, wenn ſie des Sonnenlichtes beraubt werden, und erhalten die grüne Farbe wieder, wenn ſie dem Sonnenlichte wieder ausgeſetzt werden. Die grüne Farbe in den Blättern und in den grünen Stengeln entſteht aber dadurch, daß in den farbenloſen Zellen, welche die Hauptmaſſe der Pflanze ausmachen, bei allen Pflanzen ſich grüne Theile vorfinden: kleine grüne Körner, Blattgrün. Die chemiſche Unterſuchung zeigt, daß der Kohlenſtoff ein weſentlicher Beſtandtheil im Blattgrün iſt. Da nun die Pflanze beim Athmen unter der Einwirkung des Sonnenlichtes Kohlenſtoff aus der Luft aufnimmt, ſo folgt daraus, daß ſie, indem ſie dem Sonnenlichte ausgeſetzt wird, mehr Blattgrün in ihre Zellen bekommt und dunkler wird. Warum aber gerade der Kohlenſtoff die grüne Farbe hervorbringt, kann noch nicht erklärt werden. Das Athmen der Blumen iſt jedoch verſchieden von dem der Blätter: ſie nehmen im Gegentheil Sauerſtoff auf und vermehren den Kohlenſtoff der Luft; ſie haben daher gewöhnlich eine andere Farbe als die grüne.

Die Perlenfiſcherei.

Unter allen Schätzen des indiſchen Meeres nehmen die Perlen den erſten Rang ein. Es ſind dieſes die bekannten bläulich weißen Kügelchen, welche ſich in den Schalen mehrerer zweiklappiger Muſcheln finden und welche ſeit den früheſten Zeiten als Schmuck gar hoch geſchätzt werden.

Perlen kommen in Muſcheln von der Gattung Mya und Mytilus vor, theils an den Schalen angewachſen, theils im Innern des Thieres freiliegend. Die Entſtehungsart derſelben ſcheint eine doppelte zu ſein, entweder eine Bohrmuſchel oder eine Pholade ſucht von außen in die Schalen der Perlenmutter einzudringen, um ſie auszuſaugen, dann wehrt das Thier ſich dagegen, indem es den Ort immer von Neuem mit einem zähen, ſchlammigen Safte überzieht, der bald trocknet und Schicht auf Schicht gehäuft, eine halbrunde und bald eine ganz runde Perle bildet, welche auf einem kleinen Stiel an der Muſchel ſitzt, oder indem das Thier einen Gegenſtand, der zufällig hinein gekommen, ein Steinchen, deſſen rauhe Oberfläche es beläſtigt und das es vermöge ſeiner geringen Bewegungskraft nicht hinausſchaffen kann, mit dieſem zähen Schlamm ganz umkleidet. Die orientaliſchen Perlenfiſcher ſollen dieſes bereits ſeit der Römerzeit gekannt und geübt haben, ſie ſollen die Muſchel entweder an mehreren Stellen angebohrt oder kleine Steinchen (die Chineſen thun dies mit kleinen oder künſtlichen Perlen) hinein gelegt, die Muſcheln wieder in's Meer gebracht und nach mehreren (drei bis vier) Jahren ſie wieder herausgeholt haben, worauf ſie dieſelben mit der reinſten Perlſubſtanz überzogen fanden; am geſchätzteſten ſind bei uns die weißbläulichen, die roſenfarbenen werden in Ceylon, die goldgelben im Orient geſucht; am ſeltenſten und am theuerſten ſind die ganz ſchwarzen.

Das Chineſiſche Meer, Japan, Sumatra, Java, ſind reich an Perlenmuſcheln, die ſich in großer Zahl auf ganzen Bänken finden, doch der Hauptfundort iſt Ceylon, und der Pacht der Perlenfiſcherei trägt der Regierung an eine Million Thaler ein. Im Frühjahr jeden Jahres verſammeln ſich an der Nordweſtküſte von Ceylon wohl 150,000 Menſchen zu dieſem Zweck, es ſind Pächter, Schiffer, Taucher, Perlenbohrer, Händler, Mäckler, und ſowohl die Dienerſchaften dieſer, als zahlloſe Leute anderer Claſſen, die durch Garküchen

und durch Befriedigung aller, der gemeinsten wie der ausgesuchtesten, Bedürfnisse ihren Vortheil zu ziehen wissen. Nachdem die Pachtkontrakte abgeschlossen sind, einem jeden die Stelle angewiesen ist, wo er mit einer bestimmten Anzahl von Schiffen und von Tauchern fischen darf, werden Hütten von Bambus am Ufer erbaut, und nun mit jedem grauenden Morgen auf das Zeichen eines Kanonenschusses die Fischerei begonnen.

Die Perlenbänke sind drei Meilen von der Küste entfernt; jeder Kahn beeilt sich, so schnell als möglich die Stelle zu erlangen, auf der man fischen soll; in jedem Kahn sind zwanzig Fischer, die ihr Geschäft nur mittelst des Tauchens verrichten können, fünf von diesen lassen sich nun auf einmal mittelst fünf verschiedenen Seilen herab, indem sie einen Stein von bedeutender Schwere zwischen die Füße nehmen und sich so schnell herunter ziehen lassen. Sie sind ganz nackend und haben nur einen Korb an einem Gürtel hängen, wohinein sie die Muscheln thun, und ein starkes scharfes Messer, womit sie die Muscheln vom Felsen lösen und sich nöthigenfalls gegen einen Hayfisch oder gegen einen andern Taucher, der in ihr Revier kommt und ihnen Perlen nehmen will, wehren.

Der Taucher stopft sich, bevor er in's Wasser steigt, Ohren und Nasenlöcher mit Baumwolle oder mit Wachs zu, nimmt einen ölgetränkten Schwamm in den Mund, zieht die Lungen voll Luft und sinkt nunmehr schnell, an einem langen Taue niedergelassen, unter, er muß gewöhnlich neunzig bis hundert Fuß hinab, bevor er den Boden der Perlenbänke trifft, hier sammelt er so schnell wie möglich und so viel, als er erreichen kann, Muscheln in seinen Korb, ohne eine Auswahl zu treffen, denn oft enthalten große Muscheln keine Perlen, und kleine haben sieben bis acht von der erlesensten Schönheit. Sobald der Taucher fühlt, daß er nicht mehr lange aushalten kann, giebt er durch Schütteln seines Taues den oben im Schiffe Wartenden ein Zeichen, und diese ziehen ihn rasch empor. Geschieht es durch Unaufmerksamkeit oder durch irgend einen andern Zufall nicht augenblicklich, so ist er verloren; wenn er nach anderthalb bis zwei Minuten in das Schiff gelangt, ist er so erschöpft, daß er kein Wort sprechen kann und sich niederlegen muß, weil ihm die Füße den Dienst versagen.

Man spricht zwar von Viertelstunden, welche ein geübter Taucher unter dem Wasser aushalten könne, von einer Sitte mehrerer Fischerinseln im Mit-

teimeer, daß die jungen Leute, welche sich von der Corallenfischerei nähren, nicht eher heirathen dürfen, als bis sie fünf Minuten lang untertauchen können. Alle diese Angaben scheinen jedoch fabelhaft, denn Dr. Lefevre aus Rochefort, welcher in Navarin stationirt war und häufig Gelegenheit hatte, die Kräfte der Taucher in Hinsicht auf die Dauer der Zeit zu prüfen, während welcher sie unter Wasser bleiben können, giebt in ganz bestimmten Daten an, was geschickte Taucher zu leisten vermögen. Es wurden deren viele gebraucht, um die Schätze der in jenem berühmten Hafen untergegangenen türkischen Flotte heraufzuholen, die Tiefe, zu welcher sie hinab mußten, betrug hundert Fuß — aber obgleich die griechischen Taucher zu allen Zeiten wegen ihrer Stärke und Ausdauer in ihrer Kunst berühmt waren, so konnte doch keiner von ihnen länger als zwei Minuten unter Wasser aushalten, sechsundsiebenzig Secunden, war in vierzehn Fällen, die er aufgezeichnet hatte, die durchschnittliche Zahl — häufig stürzte, wenn sie wieder an die Oberfläche kamen, das Blut aus Mund, Auge und Nase des Schwimmers, allein sie sind dennoch im Stande, ihr Geschäft drei bis vier Mal in einer Stunde zu wiederholen. So auch ist es mit den Tauchern des indischen Meeres und zwei Minuten das Höchste, wozu ein guter Taucher es bringt.

Sind die ersten fünf Taucher in ihre Schifflein zurückgekehrt, so stürzen sich fünf andere in's Meer, dann kommt an die dritte und vierte Partie und hierauf wieder an die erste die Reihe. Gegen Mittag kehrt die ganze Flotte von Perlenbooten zurück zum Strande. Ein buntes tosendes Gewimmel beginnt nun, indem bei dem bekannten wilden Lärm der indischen Märkte Niemand sein eigenes Wort versteht. Hat endlich jeder Herr sein Schifflein gefunden, macht er ein freundliches oder verdrießliches Gesicht, je nachdem der Fang seinen Erwartungen entsprochen hat oder nicht, und nun beginnt auf der Stelle ein lustiger Schacherhandel, in welchem jeder den andern zu prellen, zu überlisten sucht; die Pächter der Fischerei pflegen zwar nicht anders, als unter sehr günstigen Bedingungen zu verkaufen, aber die Besitzer der Boote, die Schiffer, die Taucher, welche alle in Perlen bezahlt werden, wollen ihre Waare sogleich los sein, und so wird denn durchschnittlich die Perle zu dem Preise von einem Groschen verkauft, die fünf Minuten später, wenn sie dort gleich an Ort und Stelle gebohrt und polirt ist, fünfundzwanzig bis dreißig Thaler gilt.

Noch eine andere Art von Handel ist mit einer Lotterie verbunden, eine große Anzahl von Muscheln, deren Inhalt man nicht kennt, da das Thier, das sie bewohnt, ihr Gehäuse mit außerordentlicher Kraft verschließt, wird zum Verspielen ausgestellt, der Besitzer setzt einen Preis für sie fest, sechs, acht, zehn Personen treten zusammen, um diesen Preis zu zahlen, jede derselben nimmt ein Loos, wer das Glück hat, gewinnt für ein Achtel des an sich geringen Preises (weil Niemand weiß, was die Muscheln enthalten, mag Niemand viel geben, und so wagt denn auch der Besitzer keine großen Forderungen) die ganze Masse von Muscheln, es ist nun zwar möglich, daß er unter zwanzigen auch nicht eine findet, die Perlen hätte, doch ist dieses ein höchst seltener Fall, und gewöhnlich hat eine ausgewachsene Muschel deren sieben bis elf, vielleicht auch eine, die den Gewinnenden sogleich zum reichen Mann macht, und die 40 bis 50,000 Piaster werth ist.

Die eigentlichen Herren des Handels, die Pächter der Fischereien, lassen ihre Muscheln nun auf große Haufen schütten und der Sonne aussetzen, bis sie sich geöffnet haben, wo man dann die Perlen herausnimmt, oder sie lassen sie in Fässer bringen, zuspunden und in Verwesung übergehen, da sich dann die Muscheln auch öffnen und die Perlen genommen werden können; dieß ist die abscheulichste Arbeit, weil das Suchen in dem verwesten Fleisch allein schon ekelhaft genug ist, aber der Geruch dieser verfaulten Muscheln ein so pestilenzialischer ist, daß viele Arbeiter den Ekel nicht überwinden können, die Arbeit gar nicht aushalten oder krank werden. Die Perlen werden nun gewaschen und dann durch Siebe von verschiedenen Nummern sortirt. Die feinsten heißen Sandperlen, die größeren Zahlperlen, solche von der Größe einer Kirsche führen den Namen dieser Frucht, die länglichen, an einer Seite rund, an der andern spitz, führen den Namen Birnperlen, sie sind unter allen die theuersten. Ihr Werth ist jetzt viel geringer als ehedem, da der Juwelenschmuck wie aller andere der Mode unterworfen ist, doch sind größere Stücke noch immer in hohem Werth, werden von ungarischen Magnaten und von türkischen Pascha's oder indischen Raja's ungeheuer bezahlt, und darum wird die Perlenfischerei wohl schwerlich sobald aufgegeben werden.

Man läßt, um die Perlen reifen zu lassen, gewöhnlich nur alle sieben Jahre an dem nämlichen Orte suchen, bis dahin soll die Perle ausgewachsen sein, früher noch nicht ihre rechte Größe erlangt haben, später aber, vielleicht

weil sie das Thier incommodirt, aus der Schale geworfen werden, was übrigens, wenn es geschieht, mehr dem Zufall als dem Willen des Thiers zuzuschreiben sein dürfte.

W. Z. v. Zimmermann.

Der Kaffeebaum.

Der Kaffeebaum in Arabien und auf Java kann eine Höhe von 30—40 Fuß erreichen; in Westindien wird er nicht so hoch, weil man ihn beschneidet, um eine ausgebreitete Krone und dadurch mehr Früchte zu bekommen, und um diese leichter pflücken zu können. Die Zweige stehen einander gegenüber; die Blätter gleichfalls; sie ähneln etwas den Lorbeerblättern, und sind, wie diese, immer grün. Von den weißen, wohlriechenden Blumen sitzen mehrere in den Blattwinkeln auf kurzen Stielen beisammen. Wenn der Kaffeebaum in Blüthe steht, sieht er aus, als ob er mit Schnee bedeckt wäre, ein Anblick, der den unserer blühenden Obstbäume übertreffen soll. Auf die Blume folgt eine rothe Frucht, eine Art Beere, die an Farbe und Gestalt einer Kirsche gleicht; die fleischige Masse schließt zwei Kerne in sich, die auf der einen Seite conver, auf der anderen flach sind; dies sind die Kafferbohnen, eine unpassende Benennung, da die Frucht keine Hülsenfrucht ist. Der Kaffeebaum trägt schon im zweiten Jahre, die eigentliche Erndte aber tritt erst im vierten oder fünften Jahre ein. Er bedarf, um zu gedeihen, eines warmen Klima's. Allzu große Hitze verträgt er indessen nicht; in Gegenden mit einem solchen Klima gedeiht er nur im Schatten anderer Bäume. Er erfordert dabei hinreichenden Regen oder eine künstliche Bewässerung. Aus diesen Wärme- und Feuchtigkeitverhältnissen läßt sich leicht schließen, daß der Kaffeebaum nur innerhalb der Wendekreise oder höchstens bis zum 30° der Breite gedeihen kann, und daß er in diesem Gürtel nicht in den flachen Küstenstrecken, sondern auf den Gebirgen am besten fortkommt.

Der nördliche Theil der arabischen Halbinsel hat größtentheils einen trockenen sandigen Boden, ein sehr heißes, trockenes und fast regenloses Klima, dasselbe gilt von dem südwestlichen gegen das rothe Meer gekehrten Küstenlande; dagegen erhebt sich in einiger Entfernung vom Meere, in dem südlichsten Theil der Halbinsel, eine bedeutende Gebirgmasse mit einem kühleren Klima, mit hin-

reichendem Regen und einer reichen Pflanzenwelt. Hier, in Yemen oder dem glücklichen Arabien, und vielleicht in dem gerade gegenüberliegenden Hochlande Abyssiniens, müssen wir die Heimath des Kaffeebaumes suchen.

Die Geschichte vieler Entdeckungen ist in Dunkel gehüllt; fabelhafte Erzählungen treten dann gewöhnlich an die Stelle wirklicher Thatsachen. Zu diesen müssen wir wohl die Erzählung rechnen, daß die erste Veranlassung zur Benutzung der Kaffeebohnen dadurch gegeben worden sei, daß der Vorsteher eines muhammedanischen Klosters bemerkt habe, wie die Ziegen, nachdem sie von dieser Frucht genossen, sehr munter geworden und mitten in der Nacht umhergehüpft und gesprungen seien, wodurch er auf den Einfall gerathen, ein aus dieser Frucht bereitetes Getränk anzuwenden, um sich und seine Derwische wachend zu erhalten, wenn sie die ganze Nacht unter Gebeten in der Moschee zubringen mußten.

Daß das Aufkommen des Kaffeetrinkens der neueren Zeit angehört, ist gewiß. Die alten griechischen und römischen Schriftsteller schweigen gänzlich von diesem Getränke. Ein arabisches Manuscript setzt den ersten allgemeinen Gebrauch des Kaffeetrinkens in Yemen nicht weiter als bis in die Mitte des 15ten Jahrhunderts zurück, also nicht volle 400 Jahre vor unserer Zeit. Die Sache wird von dem arabischen Verfasser folgendermaßen erzählt: In Adén auf der Südküste Arabiens lebte ein Mufti, Namens Gemaleddin. Auf einer Reise nach Persien traf derselbe einige seiner Landsleute, die den Kaffee als Getränk benutzten, und bei seiner Zurückkunft fiel es ihm ein, daß dieser vielleicht seiner Gesundheit zuträglich sein könne. Ein Versuch überzeugte ihn, daß er ein gutes Mittel sei den Kopf zu erleichtern und den Schlaf abzuwehren, weshalb er ihn den Derwischen empfahl, welche Nachtwachen halten sollten. Bald aber fanden diese und Andere, daß er auch am Tage ein gutes Getränk sei; der Kaffee wurde nun in Adén allgemein; verbreitete sich von da nach dem übrigen Arabien, und erreichte Mekka am Schlusse desselben (des 15ten) Jahrhunderts. Aus dieser Erzählung ersehen wir zwar nicht genau den Zeitpunkt, wann das Kaffeetrinken zuerst Eingang gefunden, aber doch, wann es in Arabien allgemeiner gebräuchlich ward. Im Anfang des 16ten Jahrhunderts (1511) ernannte der ägyptische Sultan einen neuen Statthalter in Mekka. Dieser, der den Kaffee nicht kannte, nahm großen Anstoß daran, als er einmal in der großen Moschee einige Derwische fand, die in

einem Winkel ſaßen und Kaffee tranken. Er jagte ſie aus dem Tempel und berief ein Concilium von Theologen, Geſetzkundigen und den angeſehenſten Männern der Stadt. Man disputirte lange; einer der Anweſenden brachte durch die Erklärung, daß der Kaffee, wie der Wein, berauſche, die Verſammlung zum Lachen, und da er dabei geſtand, das durch das Geſetz verbotene Getränk gekoſtet zu haben, bekam er für dieſes Vergehen die geſetzlichen Stockprügel. Da das Concilium nicht einig werden konnte, ſo nahm es ſeine Zuflucht zu den Aerzten. Der Statthalter rief nun zwei perſiſche Aerzte hinzu, die den Kaffee für die Geſundheit nachtheilig erklärten, worauf das Concilium ihn verbot. Man unterſagte den Verkauf dieſes Getränkes, alle Niederlagen wurden verbrannt, und wer überwieſen wurde, Kaffee getrunken zu haben, ward auf einem Eſel reitend durch die Stadt geführt. Das Verbot ward indeſſen bald aufgehoben, denn der Sultan in Kairo war ſelbſt ein Freund des Kaffees geworden, und ſeine Gelehrten erklärten ihn für ebenſo unſchädlich als erlaubt. Durch dieſen Sieg wurde der Kaffee noch bekannter und verbreiteter.

Einige zwanzig Jahre ſpäter fiel es einem Zeloten in Kairo, wo das Kaffeetrinken ganz allgemein geworden war, ein, eifrig gegen denſelben zu predigen; er erklärte, daß, wer Kaffee genöſſe, kein guter Muſelmann ſei. Seine Zuhörer wurden hierdurch ſo aufgeregt, daß ſie, als ſie aus der Moſchee kamen, nach den Kaffeehäuſern eilten, Taſſen und Tiſche entzweiſchlugen und die Gäſte mißhandelten. Die Stadt theilte ſich in zwei Parteien, und die Sache fing an ernſtlich zu werden. Nun beriefen die oberſten Richter der Stadt die Gelehrten zuſammen; dieſe aber erklärten einſtimmig, es ſei ſchon längſt abgemacht, daß der Kaffee ſowohl erlaubt als auch der Geſundheit zuträglich ſei. Der Vorſitzer des Gerichts bewirthete ſie hierauf Alle mit Kaffee und trank ſelbſt die erſte Taſſe. Dieſer neue Sieg verbreitete noch mehr den Ruhm und das Anſehen des Kaffees.

In der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts verbreitete ſich das Kaffeetrinken nach Aleppo, Damaſkus und mehreren Orten, und in der Mitte deſſelben Jahrhunderts erreichte es Conſtantinopel. Zwei Privatleute eröffneten hier, 1554, einen Laden mit bequemen Sopha's, wo man Kaffee trank, Schach ſpielte und ſich unterhielt. Ein türkiſcher Dichter machte ein Gedicht zum Lobe des Kaffees. Als aber die Anzahl der Kaffeehäuſer ſtark zunahm,

begann die Geistlichkeit darüber zu klagen, daß diese mehr als die Moscheen besucht würden. Der Mufti erklärte daher das Getränk für dem Koran widerstreitend, und alle Kaffeehäuser wurden geschlossen. Doch ein neuer Mufti erklärte sich für den Kaffee, und bald folgten die Geistlichkeit, der Hof und die Stadt seinem Beispiele. Später wurden zwar die Kaffeehäuser aus politischen Gründen bisweilen geschlossen, als man fand, daß die Leute hier zu gute Gelegenheit hatten, über die Unternehmungen des Sultans zu raisonniren, doch beschränkte sich dieses Verbot nur auf die Hauptstadt, und betraf nicht das Kaffeetrinken zu Hause. Im Gegentheil verbreitete sich der Gebrauch desselben immer mehr und mehr; einem jeden Gaste wurde Kaffee angeboten, und so wie unsere Dienstboten Trinkgelder bekommen, erhielten die türkischen Kaffeegelder; in großen Häusern war ein eigener Diener blos zur Bereitung und Servirung des Kaffees angestellt; ja, ein türkisches Gesetz bestimmte, daß, wenn ein Mann seiner Frau Kaffee verweigerte, dies für sie ein gesetzlicher Grund zur Scheidung war.

So hatte der Gebrauch des Kaffeetrinkens im 17ten Jahrhundert in der Levante und Aegypten festen Fuß gefaßt, ungefähr 150 Jahre, nachdem er in Arabien aufgekommen war.

Vor der Mitte des 17ten Jahrhunderts hat man in Europa (außerhalb der Türkei) nur sehr geringe Kenntniß vom Kaffee gehabt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Kaffee zuerst nach Venedig kam. Man hat einen Brief von Pietro della Valle aus Constantinopel, von 1615, in welchem er schreibt, er wolle etwas Kaffee mitnehmen, wenn er nach Italien zurückreise. 1669 führten einige, aus der Levante nach Marseille heimkehrende Kaufleute Kaffeebohnen mit sich, und zeigten sie und die dazu gehörigen Geräthschaften als eine Seltenheit; etwas später fing man an, ihn dort in den Kaufmannshäusern zu genießen, und 1671 ward ein Laden eröffnet. Der Erste, welcher Kaffee nach England brachte, war gleichfalls ein von Smyrna heimkehrender Kaufmann, Edwards, der ein griechisches Mädchen mitgebracht hatte, welches ihm seinen Kaffee bereiten sollte. Dieses verheirathete sich mit seinem Kutscher, und dies Paar eröffnete das erste Kaffeehaus in London. In Paris kam der Kaffee hauptsächlich in Gebrauch, nachdem der Gesandte des Sultan Muhammed IV. sich dort längere Zeit aufgehalten und den Hof mit diesem neuen Getränk bekannt gemacht hatte. 1672 ward das erste Kaffeehaus

in Paris eröffnet. In Marſeille, wo ſchon, wie bereits angeführt, der Kaffee etwas früher durch die von Smyrna zurückgekommenen Kaufleute in Gebrauch gekommen war, hatte dieſer noch einen Kampf zu beſtehen. Die Aerzte wurden nämlich durch die Verbreitung eines Getränkes beunruhigt, welches ſie als ſchädlich betrachteten; ſie beſchloſſen daher, ihn zum Gegenſtande einer öffentlichen Disputation zu machen. Durch ein Programm, welches noch exiſtirt, wurde zu einem gelehrten Streite auf dem Rathhauſe eingeladen, und das Programm lautete wie ein Kriegsmanifeſt; doch bewirkte dies ſo wenig, wie die Angriffe der muhammedaniſchen Zeloten, das Aufhören des Kaffeetrinkens.

Der immer mehr ſteigende Verbrauch des Kaffees in Europa vermehrte die Productionen in Arabien; hauptſächlich als man im Anfange des 18ten Jahrhunderts ſich nicht mehr mit dem Handelswege über Aegypten nach Marſeille begnügte, ſondern um das Vorgebirge der guten Hoffnung unmittelbar nach Arabien fuhr. Dabei fiel man natürlich auf den Gedanken, dieſen koſtbaren Baum nach anderen Ländern zu verpflanzen. Der holländiſche Gouverneur Heern ließ Pflanzen nach Batavia bringen; doch ſoll der Kaffeebau dort erſt etwas ſpäter (1723) begonnen haben. Er ſandte 1713 auch einige Bäume an den Bürgermeiſter Witſen in Amſterdam, und im Jahre darauf kam einer davon nach Paris. Hier zog man mehrere Pflanzen aus Samen, und nicht lange nachher, 1717, brachte Declieux eine dieſer Pflanzen nach Martinique. Die Ueberfahrt war beſchwerlich und langwierig, man litt Mangel an Waſſer; aber Declieux darbte ſich ſelbſt das Waſſer ab, um ſeinen jungen Kaffeebaum begießen zu können. Von dieſem einzigen Kaffeebaume, behauptet man, ſollen alle Kaffeebäume in Weſtindien und Braſilien abſtammen; und verhält ſich dies wirklich ſo, ſo verdankt man den größten Theil der ungeheueren Menge Kaffee, welche jetzt in Europa verbraucht wird, mittelbar einem einzigen Baume, der in einem botaniſchen Garten gezogen ward.

Von Martinique verbreitete ſich der Kaffeebau bald nach Sante Domingo und den übrigen weſtindiſchen Inſeln nebſt Surinam; während die Inſel Bourbon und Isle de France ſchon 1718 den Kaffeebaum direct aus Arabien bekommen hatten. Sante Domingo blieb lange Zeit der Hauptort für den amerikaniſchen Kaffeebau. Dieſe Inſel führte zu Ende des vorigen Jahrhunderts 76 Millionen Pfund aus, welches das Mehrfache von Dem iſt, was Arabien ausgeführt hat; der Aufſtand der Neger aber verminderte dieſen bis

henden Nahrungszweig bekommt; die meisten Pflanzer flüchteten nach Cuba, Jamaica und dem Festlande Amerika's. Diese Länder, welche erst am Schlusse des vorigen Jahrhunderts anfingen, Kaffee zu bauen, erzeugen jetzt außerordentlich viel. Später hat Brasilien sich ihnen angeschlossen, der Kaffeebau ist hier stark im Steigen, und Rio Janeiro ist ein gefährlicher Nebenbuhler im Kaffeehandel geworden.

Nach den neuesten Berechnungen beläuft der jährliche Verbrauch von Kaffee in Europa sich auf 226 Millionen Pfund. In solchem Grade ist also der Verbrauch eines Getränks gestiegen, das vor 180 Jahren in Europa unbekannt war. Welche Veränderung in der Lebensweise, in Handel und Schifffahrt — und welche Veränderungen in der Kultur derjenigen Länder, deren Bewohner nach und nach als Kaffeeproducenten aufgetreten sind! Doch die starke Zunahme im Gebrauch des Kaffee's gehört eigentlich erst der neuesten Zeit an, denn 1820 betrug der Verbrauch nur 140 Millionen Pfund; in ungefähr 15 Jahren hat er sich also um mehr als die Hälfte vermehrt.

Es würde interessant sein, zu wissen, wie das genannte Quantum, 226 Millionen Pfund, unter die verschiedenen Völker Europa's vertheilt ist; eine Karte, die mit einer gewissen Farbe die Länder bezeichnete, wo man Kaffee trinkt, und durch Nuancen der Farbe den größeren oder geringeren Verbrauch andeutete, würde uns augenblicklich zeigen, welche Völker starke Kaffeetrinker sind, welche nur wenig, und welche durchaus gar keinen genießen; zu einer solchen Uebersicht aber haben wir nicht die nothwendigen Materialien. Sie müßte für ein und dasselbe Jahr von ganz Europa entworfen werden, denn im Verbrauch des Kaffee's bieten verschiedene Länder in kurzer Zeit große Veränderungen dar. Bei keinem Lande ist dieß so sehr der Fall, wie bei den brittischen Inseln: bis 1808 tranken die Engländer fast gar keinen Kaffee, der ganze Verbrauch belief sich auf 1 Million Pfund, welches nur ⅛ dessen ist, was Dänemark jetzt allein gebraucht; 1809—1813 war er bis auf 7 Millionen gestiegen; bis 1820 hielt er sich noch auf nur 7—8 Millionen, und zu gleicher Zeit wurden in Paris allein 5 Millionen verzehrt; im Jahre 1832 aber war der Verbrauch auf 22 Millionen gestiegen, also auf dreimal so viel als 1820, und 22mal so viel als vor dem Jahre 1808.

Bären- und Biberjagd

bei den Indianern von Nord-Amerika.

In Jagd und Krieg besteht das ganze Leben und folglich auch die ganze Erziehung des amerikanischen Wilden. Ein verschlagener, beherzter Jäger steht in der Meinung der Indianer, seiner Landsleute, nur dem unerschrockenen Krieger nach. Von Natur ist der Indianer lässig; aber bei der Jagd und im Kriege wird er wachsam und thätig. Die Weißen können nicht glauben, was der Reisende von der Behendigkeit erzählt, mit der der rothe Mann die kaum bemerkbaren Spuren des Wildes verfolgt, und von der Geschicklichkeit, mit der er den Gegenstand seiner Jagd, sobald er ihn erreicht, tödtet oder lebend ergreift.

Ein Weißer, der auf einer Niederlassung an der Gränze der wilden Stämme lebte, hatte das Unglück, in der Dunkelheit der Nacht einen indischen Hund, den er für einen Wolf angesehen, zu tödten, weil er sich Abends zuvor in seine Speisekammer eingeschlichen und seinen ganzen Fleischvorrath aufgezehrt hatte. Obgleich tödtlich verwundet, kehrte der Hund noch in das indianische Lager auf die Entfernung einer Meile zurück, und das Schauspiel seines Todeskampfes verursachte seinem Herrn um so mehr Schmerz, als man den Vorfall der Bosheit der Weißen zuschrieb. Er wollte die Sache untersuchen, und der Schuldige, vor den Rath der Rothen geführt, gestand offen, daß er den Hund getödtet habe, weil er ihn für einen Wolf angesehen. „Könnt Ihr denn die Spuren eines Wolfes von denen eines Hundes nicht unterscheiden, wenn die Dunkelheit der Nacht eingebrochen ist?“ fragte der Wilde. Der Weiße entgegnete, er glaube nicht, daß irgend ein Mensch auf der Welt das zu thun im Stande sei. Die ganze Versammlung lachte laut auf bei dieser Probe von Ungeschicklichkeit und Unwissenheit der Weißen. Der Verbrecher wurde begnadigt.

Nichts ist so verschieden in seinen Formen, als die Jagd der Wilden. Gewöhnlich geht jeder Mann für sich allein auf die Jagd; er hat da nur seinen eigenen Unterhalt und den seiner Familie zu suchen. Zuweilen machen sie jedoch Jagdpartieen entweder zum Vergnügen, oder wenn der Hunger einen Stamm so drückt, daß eine verzweifelte Anstrengung nothwendig wird,

oder wenn das Wild von einer Gattung iſt, daß ein einzelner Mann weniger Ausſicht hat, es zu ergreifen und zu tödten, als ein Trupp in derſelben Abſicht verbündeter Jäger.

Der graue Bär im Nordweſten gehört zu dieſer letzten Klaſſe von Wildpret. Dieſes Thier iſt ſo ſtark und wild, daß es Raſerei von einem einzelnen Manne wäre, es anzugreifen; ſchweift es in weitem Felde, ſo wagt es der Indianer ſelten, ihm den Kampf anzubieten; aber er folgt ihm bis zu ſeinem Lager, das gewöhnlich in einem Loche am Fuße eines großen Baumes beſteht. Dann giebt er ſeinen Genoſſen ein Zeichen, welche wohl bewaffnet auf dem Anſtande warten, bis der Bär die Schnauze aus dem Loche ſteckt; zuweilen finden ſie auch Mittel, ihn in ſeiner Höhle zu erlegen.

Der gemeine ſchwarze Bär des Norden wird auf dieſelbe Weiſe gejagt. Sobald der Trupp am Orte anlangt, wo man ihn verborgen glaubt, vertheilt er ſich im Kreiſe nach der Zahl der Jäger, die, alle gegen einen beſtimmten Mittelpunkt ſchreitend, das Thier nothwendig entdecken müſſen, wenn ſich wirklich ein Bär in dem angegebenen Raum befindet.

Der graue Bär ergreift gewöhnlich die Flucht beim Anblick eines Hundes oder eines Menſchen; aber ſeine Wildheit wird fürchterlich, iſt er verwundet oder zur Vertheidigung gezwungen.

„Ich habe einmal", ſagt Tanner *), „im Lande der Cherekies einen Bären geſehen, der ganz weiß war, aber ſonſt dem gewöhnlichen, ſchwarzen Bären glich. Dieſer Bär hatte vier Junge, ein weißes mit rothen Augen und Klauen, dann ein braunes und zwei ſchwarze. Nachdem ich die Mutter am Fuße eines Hickorie niedergeſtreckt hatte, erſchoß ich auch zwei der jungen Bären in der Höhle; die beiden andern entkamen, indem ſie ſich in einen Baum flüchteten, wo ich ſie nicht auszunehmen wagte, weil es bereits finſtere Nacht geworden war. Den andern Tag entdeckte ich einen Bären auf einer nicht ſehr hohen Pappel; da ich indeſſen ein ſchlechtes Gewehr bei mir hatte, ſo ſchoß ich funfzehn Mal ohne Erfolg, und mußte endlich auf den Baum klettern. Hier legte ich, wie Freitag in Robinſon Cruſoe, den Lauf der Flinte an das Ohr des Thieres, und ſchmetterte es zu Boden.

*) Tanner hatte einen Bericht über ſeinen mehrjährigen Aufenthalt unter den Wilden herausgegeben. Dieſer Anglo-Amerikaner war von einem Stamme rother Männer aufgenommen worden.

Wenige Augenblicke ſpäter jagte ich ein Elennthier und drei junge Bären auf; die letzteren flohen in das Gehölz. Ich ſchoß nach ihnen und ſtreckte zwei nieder, und da ich vorausſetzte, daß ſie nur verwundet ſein könnten, lief ich hinzu, um ſie vollends zu tödten: doch kaum hatte ich den Fuß des Baumes erreicht, als die Mutter der jungen Bären aus ihrem Loche ſprang; ſie ergriff dasjenige von ihren Jungen, das ihr am nächſten war, nahm es in ihre Vordertatzen, ſetzte ſich aufrecht wie eine Frau, die ihren Säugling wiegt, betrachtete es einen Augenblick, und berech die Wunde, welche die Kugel in ſeine Bruſt gebracht. Da ſie bemerkte, daß es todt ſei, warf ſie es zu Boden, und rückte auf ihren Hintertatzen ſo gerade auf mich zu, daß ihr Kopf die Höhe des meinigen erreichte. Alle dieſe Bewegungen gingen ſo ſchnell vor ſich, daß ich kaum Zeit hatte, mein Gewehr wieder zu laden und Feuer zu geben. Wohlgetroffen ſtürzte die Bärin zu meinen Füßen nieder."

Im Laufe eines Monats erlegte Tanner mit demſelben Gewehre vier und zwanzig Bären, zehn Damhirſche und viel anderes Wild. Als er in einer Nacht ſein Zelt mitten auf einer Ebene in einem Gebüſch aufgeſchlagen hatte, träumte ſeiner Mutter von einem indianiſchen Bären, der nahe am Lager aufgeſpürt worden ſei, oder ſie gab wenigſtens vor, geträumt zu haben, um ihn zu ermuthigen: Tanner ſchickte ſich jedenfalls den anderen Tag an, den Bären aufzuſuchen; er entdeckte einen, der in ſeiner Höhle verborgen lag, und ſchoß nach ihm. Als der Rauch ſich verloren, und das Thier nicht von ſeinem Lager aufſtand, beging er die Unklugheit, mit dem Kopfe zuerſt einzudringen, um ſeine Beute zu faſſen und herauszuziehen. Da ſein eigner Körper die Oeffnung ausfüllte und kein Licht zuließ, bemerkte er erſt, daß der Bär noch am Leben ſei, als er ihn berührte. Das Thier wandte ſich mit einer heftigen Bewegung, und ging auf ihn los. Er zog ſich ſo ſchnell als möglich zurück, während der Bär die Zähne fletſchte und ſo nahe an ihn anrückte, daß er den Hauch des Athems auf ſeinem Geſicht fühlte. Tanner ergriff ſeine Flinte, indem er aus dem Loche ſprang, und als er die gehörige Entfernung zwiſchen ſich und ſeinem Gegner erreicht hatte, drehte er ſich um, gab Feuer, zerſchmetterte dem Bären den Kinnbacken, und tödtete ihn auf dieſe Weiſe. Seit dieſem Abenteuer hütete er ſich wohl, wie jeder erfahrene indianiſche Jäger, in die Höhle eines Bären einzudringen, ohne ſich überzeugt zu haben, daß er ihn getödtet

Der Hund war Tanner von großem Nutzen, wie dies eben so bei den Indianern auf der Jagd gegen dieses gefährliche Thier der Fall ist. Derselbe Jäger hatte drei von seinen Hunden bei sich, als er einst mit einem hochgewachsenen Bären zusammentraf; der jüngste, mehr seinen Muth als seine Kräfte zu Rathe ziehend, lief vor Tanner und den anderen Hunden voraus und sprang ohne Weiteres dem ungeheuren Widersacher an den Kopf. Der wüthende Bär tödtete ihn sogleich, und trug ihn mehr als eine Meile im Rachen fort, ehe er angegriffen und erlegt werden konnte.

Die Nutkas der Nordwestküste haben eine besondere Weise, den Bären zu fangen. Am Ufer eines kleinen von Lachsen bevölkerten Baches, der vom Gebirge herabkommt, nahe an der Stelle, wo der Bär auf den Fisch zu lauern pflegt, nach dem er so lüstern ist, baut man aus Brettern und Pfosten eine Art Hütte und bedeckt sie mit Balken, auf welche man große Steine oder Felsstücke legt; das Ganze wird sorgfältig mit Rasen überkleidet, um der Falle das Aussehn eines kleinen Hügels zu geben und das Licht nur durch eine schmale Oeffnung von der Höhe des Baues gerade in einem Umfange einzulassen, daß Kopf und Schultern des Bären eindringen können. Im Innern wird ein Lachs mittelst einer Schnur am obern Balken befestigt, dieser Balken aber ist so schwach gestützt, daß er beim geringsten Versuche wanken und mit seiner ganzen Last herabstürzen muß. Der leckerhafte Bär geht, vom Geruche angezogen, in die Falle, und während er den Fisch zu erhaschen sucht, reißt er die ganze treulose Baute nieder, wird von den Trümmern erschlagen, oder wenigstens außer Stand gesetzt, zu entfliehen.

Der Bär ist stets ein geachtetes Wild, jedoch bei einzelnen amerikanischen Stämmen ist eine besondere Ehre mit seiner Besiegung verbunden. Es rührt dies von einer Art furchtbaren Bären her, genannt der nackte Bär, der sonst nach der Sage der Indianer existirt haben, aber von ihren Voreltern gänzlich vertilgt worden sein soll. Heckewelder erzählt, ein Delaware-Jäger habe auf einen ungeheuren Bären geschossen, und diesem den Rückgrath zerschmettert. Das Thier stürzte nieder und stieß einen klagenden Schrei aus, der dem Tone eines hungrigen Panzhers ähnlich war. Der Jäger, statt ihm einen zweiten Schuß beizubringen, näherte sich seinem Feind und redete ihn mit folgenden Worten an: „Höre, o Bär! du bist ein Feiger und kein Krieger, wie du zu sein vorgiebst. Wärest du ein Krieger, so wür-

deſt du das durch deine Standhaftigkeit beweiſen, du würdeſt nicht ſchreien und ſeufzen wie ein altes Weib. Du weißt, o Bär! daß dein Stamm und der meinige ſich bekriegen, und daß ihr die Angreifenden geweſen ſeid; aber ſeit ihr einſahet, daß die Indianer mächtiger ſind, als ihr, haltet ihr euch in den Wäldern verborgen, von wo ihr hervorbrecht, um unſere Schweine zu ſtehlen; im Augenblicke vielleicht, da ich mit dir ſpreche, haſt du Schweinefleiſch im Leibe. Hätteſt du mich beſiegt, ich würde mein Geſchick mit Muth ertragen haben, und wäre geſtorben, wie es einem braven Krieger geziemet; aber du, Bär, liegſt da zur Erde, heulſt und entehrſt deinen Stamm durch dein feiges Betragen." Heckewelder hütete ſich wohl, die ſeltſame Strafrede zu unterbrechen, und als der Jäger dem Bären den Garaus gemacht hatte, fragte er ihn, warum er vermuthe, das arme Thier habe ihn verſtehen können. „Oh!", antwortete der Indianer, „der Bär hat mich ſehr wohl verſtanden. Habt Ihr die Schaam auf ſeinem Geſichte nicht bemerkt, als ich ihm ſeine Feigheit vorwarf?"

Derſelbe Reiſende war Zeuge einer ähnlichen Scene zwiſchen den Waſſerfällen des Ohio und dem Fluße Wabaſch. Ein junger Weißer, William Wells, der noch als Kind von den Wabaſch-Indianern gefangen genommen, und unter dieſen aufgezogen, auch ihre Anſichten zu den ſeinigen gemacht hatte, verwundete einen Bären dergeſtalt, daß das Thier, zur Flucht unfähig, klägliche Töne ausſtieß. Der junge Wells trat zu ihm hin und ſchien es mit vieler Heftigkeit in der Wabaſch-Sprache anzureden; auch verſetzte er ihm mit ſeinem Stöckchen von Zeit zu Zeit einen leichten Schlag auf die Schnauze. Als man ihn fragte, was er gethan und dem Bären geſagt habe, antwortete er: „Ich habe ihm vorgeworfen, daß er wie ein Feiger handle. Ich habe ihm geſagt, daß er zum Voraus die Wechſelfälle des Krieges gekannt, daß der Eine oder der Andere von uns fallen mußte; ſeine Beſtimmung ſei es geweſen, beſiegt zu werden; er ſei es ſich ſelbſt ſchuldig, als Mann, als Held, und nicht wie ein altes Weib zu ſterben; wäre das Gegentheil geſchehen, wäre ich der Gewalt meines Feindes unterlegen, ſo hätte ich mein Volk nicht entehrt, wie er das ſeine; ſondern ich wäre mit Muth und Standhaftigkeit geſtorben, wie es dem wahren Krieger geziemt."

Der Reiſende Henry erzählt eine ſonderbare Anecdote von einer Bärenjagd, an der er mit einem Trupp Indianern in der Mitte des Monats Ja-

nmar Antheil genommen. Er hatte ſich mit ihnen eben im Gehölze gelagert, als er an einer dicken Fichte Einſchnitte von den Klauen eines Bären bemerkte, der daran auf- und abgeſtiegen ſein mußte. Bei näherer Betrachtung entdeckte er oben am Baume eine weite Oeffnung, um welche alle kleinen Zweige abgebrochen waren. Daraus und aus dem Umſtande, daß auf dem Schnee keine Spur ſichtbar wurde, mußte man ſchließen, der Bär habe ſich in dem Baume verſteckt. Als er zum Lager zurückkam, theilte er ſeine Entdeckung mit, und es wurde beſchloſſen, die ganze Familie ſolle am andern Morgen den Baum gemeinſchaftlich umhauen, deſſen Umfang nicht weniger als zwanzig Fuß betrug. Die Weiber widerſetzten ſich Anfangs dem Unternehmen, weil die, nur ein und ein halb Pfund ſchweren Beile zu dieſer Arbeit nicht beſonders geeignet ſchienen; allein die Hoffnung, einen ſchönen Bären zu finden, und aus ſeinem Fette eine große Maſſe Oel, einen damals ſehr geſuchten Artikel, zu gewinnen, war überwiegend.

„Am frühen Morgen", fügt Henry bei, „umgaben wir, Männer und Weiber, den Baum, und arbeiteten wie Biber, bis Sonnenuntergang. Wir hatten an dieſem Tage die Hälfte des Stammes durchhauen. Den andern Morgen erneuerten wir den Angriff, und um zwei Uhr Nachmittags ſtürzte der Baum."

„Einige Minuten lang regte ſich nichts, und ſchon glaubte ich, unſere Hoffnung habe uns betrogen; ich näherte mich der Oeffnung, da trat zur großen Freude des ganzen Trupps eine Bärin von ungeheurem Wuchſe hervor, die ich auf der Stelle erſchoß."

„Meine Gefährten, beſonders aber meine alte Mutter (wie ich ſie gewöhnlich nannte), näherten ſich der todten Bärin, nahmen ihren Kopf in die Hände, liebkoſeten ſie und umarmten ſie zu wiederholten Malen; ſie baten ſie tauſendfach um Vergebung, daß man ihr das Leben genommen, nannten ſie ihre liebe Verwandte und ihre Großmutter Bärin, und baten, das Verſehen nicht ihnen zur Laſt zu legen, daß ein Engländer ſie getödtet habe."

„Dieſe Förmlichkeit dauerte nicht lange, und wenn ich es auch geweſen, der die alte Großmutter getödtet hatte, ſo ſtanden die Enkel doch nicht an, die übrige Operation zu übernehmen. Als das Fell abgezogen war, fanden wir an mehreren Stellen mehr als ſechs Zoll dick Fett; in zwei Theile getheilt, vermochten es zwei Männer kaum zu tragen, und mit dem Fleiſche mußte

man vier Perſonen belaſten. Der ganze Körper muß mehr als fünfhundert Pfund gewogen haben."

„Sobald wir in das Lager zurückgekehrt waren, ſchmückte man den Kopf der Bärin mit allen Zierathen, welche die Familie beſaß, mit ſilbernen Armbändern, mit Halsgeſchmeide aus Muſcheln und ſtählernen Wehrgehängen. Hierauf ſtellte man ihn auf ein kleines Gerüſte, das man zu ſeinem Empfange im Wigwam bereitet hatte und ſetzte unter ſeine Naslöcher ein großes Quantum Taback."

„Am frühen Morgen des andern Tages traf man Anſtalten zur Todtenfeier der erlegten Bärin. Das Zelt wurde gefegt und geſcheuert; man erſuchte den Kopf der Bärin, daß er ſich zu der Feierlichkeit hergeben möge; ſodann zündete man die Pfeifen an, und Wawatam ſtieß mehrmals Tabackswolken in die Naſenlöcher der Getödteten, indem er mir empfahl, daſſelbe zu thun, um ihren Zorn zu beſchwichtigen, weil ich ſie getödtet hätte. Ich ſuchte meinen dienſtfertigen Rathgeber zu überreden, daß das arme Thier ganz todt ſei und daß ich ſeinen Aerger nicht im geringſten fürchte; er wollte mir nicht glauben. Als alle Vorbereitungen vollendet waren, begann Wawatam eine ſo pathetiſche Rede, als richtete er ſie an die Manen ſeiner Verwandten und Gefährten; ſonderbar genug ſetzte er dabei auseinander, daß ſich die Menſchen leider in der betrübenden Nothwendigkeit befänden, ihre Freunde zu tödten. Er bemerkte dabei, daß dieſes Unglück unvermeidlich ſei, weil man keine andere Mittel habe, ſein Daſeyn zu friſten. Als die Leichenrede gehalten war, verzehrten wir alle guten Muths das Fleiſch der Bärin, und der Kopf ſelbſt wanderte nach dreitägiger Ausſtellung den Weg des Fleiſches."

Henry behauptet, nur das Weibchen des Bären wohne eben auf den Bäumen, und zwar um ſeine Jungen vor Wölfen und andern Thieren zu ſchützen. Es wirft im Winter und verläßt ſeine Wohnung erſt, wenn die Jungen einige Kraft beſitzen.

Der männliche Bär hält ſich in der Erde unter Baumwurzeln auf. Er wählt ſich eine Wohnung, ſobald der Schnee fällt, und verweilt darin, bis der Schnee wieder verſchwunden iſt. Die Indianer bemerken, daß er zur Zeit, da er im Frühjahre wieder zum Vorſcheine kommt, eben ſo fett iſt, als da er ſich im Herbſte zurückzieht; aber einige Tage Bewegung magern ihn ab. Das Männchen lebt, einen oder zwei Monate des Jahres ausgenommen, ſtets allein.

Das Fett des Bären, der von Henry erlegt und von den Indianern mit so glänzendem Leichengepränge geehrt worden war, wurde geschmolzen und gab hinreichend Oel, um damit sieben Stachelschweinshäute zu füllen. Einen Theil des Fleisches zerschnitt man in dünne Schnitten und dörrte ihn am Feuer; hierauf warf man es in die Gefäße, in denen das Oel aufbewahrt war, und hierin erhielt es sich vollkommen bis in die Mitte des Sommers.

Manche Indianer achten diese Art von Verwandtschaft mit den wilden Thieren nicht mehr besonders, und wenige von ihnen glauben einer Apologie zu bedürfen, um den Bären, ihren alten Freund, zu tödten.

Mit Erstaunen bemerkte Henry die Ehrfurcht der Indianer für die Klapperschlange, die sie ihren Großvater nannten und nicht zu tödten vermochten. Er erzählt: „Als ich eines Tages mit einem Indianer an den Ufern des Muskingum spazieren ging, gewahrte ich eine lange Klapperschlange, die uns den Weg versperrte, und machte mich fertig sie zu tödten; aber der Indianer hielt mich sogleich zurück und bat mich, das zu unterlassen: „denn," sagt er, „die Klapperschlange ist der Großvater der Indianer; sie hält sich in unserer Nähe auf, um uns durch ihr Geklapper auf eine drohende Gefahr aufmerksam zu machen. Ist es nicht, als spräche sie zu uns: Schaut um euch? Tödten wir jetzt eins von diesen Thieren, so werden es die andern bald erfahren und das ganze Geschlecht wird sich gegen uns erheben und uns beißen." Ich bemerkte dagegen, daß die Weißen nicht diese Furcht hegten, und daß sie die Klapperschlangen tödten, wo sie sie träfen. „Beißen aber die Klapperschlangen zuweilen die Weißen? versetzte der Indianer. Ich konnte nicht umhin bejahend zu antworten. „Darüber darf man sich nicht wundern. Das fällt euch allein zur Last," fuhr er fort. Ihr habt ihnen den Krieg erklärt und werdet sie in eurem Lande treffen, wo sie gewiß einfallen. Das sind gefährliche Feinde; hütet Euch wohl, sie zu reizen. Jetzt leben sie in Frieden mit ihren Enkeln, und man fügt sich gegenseitig kein Leid zu."

Dieser Aberglaube erstreckt sich auch auf die Indianer im Norden. Derselbe Reisende erzählt, daß er eines Tags mit Holzfällen im Walde beschäftigt, während die Indianer des Trupps das Lager steckten, ein ungewöhnliches Getöse vernommen habe. Da er weder über seinem Haupte noch um sich her etwas bemerken konnte, was ihm angedeutet hätte, woher der Lärm kam, fuhr er in seiner Arbeit fort; doch da er tiefer in das Gebüsche vor-

drang, fielen ſeine Blicke auf den Grasboden, und er gewahrte bald eine Klapperſchlange, die um ſich ſelbſt aufgerollt und den Kopf vorgeſtreckt, ſeine nackten Beine bedrohte; einen Schritt weiter und er trat auf das Ungeheuer.

Ohne Zeit zu verlieren, lief Henry fort und holte eine Flinte aus ſeinem Kahne. Als die Indianer ihn bewaffnet ſahen, fragten ſie, was er tödten wollte; er ſagte es ihnen, und alle baten ihn, es zu unterlaſſen, aber ſie folgten ihm mit ihren Pfeifen und Tabacksbeuteln auf den Platz. Die Schlange war immer noch um ſich ſelbſt geringelt. Die Indianer ſtanden umher und richteten nach der Reihe Worte an ſie; ſie nannten ſie ihren Großvater und hielten ſich ſtets in achtungsvoller Entfernung. Als die Pfeifen geſtopft und angezündet waren, ſtieß jeder Wilde einige Tabackswolken dem lieben Verwandten entgegen, der an der Sache Wohlgefallen zu finden ſchien. Die Schlange ſtreckte ſich auf dem Boden aus und entfernte ſich, nachdem ſie etwa eine halbe Stunde dem angenehmen Weihrauche ausgeſetzt geweſen war. Sie mochte ungefähr vier oder fünf Fuß lang ſein. Die Indianer folgten ihr, nannten ſie fortwährend ihren Großvater und baten ſie während ihrer Abweſenheit über ihre Familien zu wachen.

Einer der Häuptlinge fügte folgende Bitte bei: „Großvater Schlange, ich bitte, vergiß die Beleidigung des Engländers, der dich ohne die Dazwiſchenkunft der Indianer getödtet hätte, und behalte keinen Groll gegen deine Enkel, wegen einer Verletzung, an der ſie nicht ſchuldig ſind.“ Alle Indianer baten noch, ſie möchte in ihrem Lande bleiben und nicht zu den Engländern, das heißt zum Oſten, zurückkehren.

Der Trupp der Reiſenden ſchiffte ſich an demſelben Abend auf dem See ein; die Witterung war aber ungünſtig, und die Kähne hatten gegen heftige Winde zu kämpfen. Die erſchreckenen Indianer beteten zuerſt zu ihrer Klapperſchlange und boten ihr ſodann unter dem Namen manitokinibie Opfer an.

Ein Häuptling ergriff einen Hund, warf ihn, nachdem er ſeine vier Füße zuſammen gebunden hatte, über Bord und bat die Schlange, ſie möchte ſie vor dem Ertrinken bewahren und ſich mit dem Leichname des Hundes begnügen, um ihren Hunger zu ſtillen. Ein anderer Häuptling opferte einen zweiten Hund und fügte einige Pfeifen Tabak bei. In dem Gebete, das ſeine Geſchenke begleitete, flehte er abermals die Klapperſchlange an, ſie möchte die Beleidigung, welche ihr Henry angethan, und ſeine gehäſſige Abſicht, ſie

um das Leben zu bringen, nicht rächen. Er versicherte der Schlange, Henry sei ja ein Engländer und weder ihr noch seines Stammes Verwandter. Die Indianer flüsterten unter einander und Henry mußte jeden Augenblick befürchten der gereizten Gottheit zum Opfer gebracht zu werden; aber zum Glücke legte sich der Sturm und sie erreichten wohlbehalten die Insel.

Am nützlichsten ist den Indianern die Jagd auf den Biber. Im Austausche gegen die Häute dieses Thieres erhalten die nordamerikanischen Stämme von den Weißen die nothwendigsten Bedürfnisse für ihre Existenz. So lange die Kälte anhält, findet man die Biber in ihren Winterquartieren; und in dieser Jahreszeit, das heißt vom November bis April sind ihre, bei allen civilisirten Nationen so sehr geschätzten Pelze am glänzendsten und feinsten.

Man kann des Bibers nur mit der äußersten Vorsicht habhaft werden; die Augen dieses Thieres sind lebhaft und scharf, sein Gehör ist nicht minder scharf. Diese Amphibien-Colonie baut gewöhnlich ihre Wohnung auf eine äußerst kluge Weise, am Ufer von Flüssen, Buchten und Seen oder gegen Dämme. Bei dem geringsten Geräusche sieht man die Biber in das Wasser stürzen und in die tiefsten Stellen tauchen. Zum Verdrusse des Jägers macht jeder Biber, welcher untertaucht, ein großes Geräusch, indem er das Wasser mit dem Schwanze schlägt, als wollte er die andern aufwecken.

Man legt den Bibern auch Fallen. Wie bekannt sammeln sie sich gehörigen Vorrath an Lebensmitteln, um den Winter durch damit auszukommen, von Zeit zu Zeit machen sie jedoch Excursionen in die Wälder, welche bei ihren Dämmen liegen, um sich Ergänzung zu holen. Die Jäger mit ihrer Gewohnheit vertraut, stellen auf ihrem Wege grob gebaute Fallen, die sie mit kleinen Stücken Rinde oder mit jungen Baum-Schößlingen, als mit Ködern versehen. Der Biber bemächtigt sich nicht so bald derselben, als ein dickes Stück Holz auf ihn fällt und ihn niederschmettert; dann erscheinen seine Feinde und vollenden den Sieg.

Ist das Eis der Flüsse oder Seen einen halben Fuß dick, so macht der Jäger mit seinem Beile wohl auch eine Oeffnung. Die Biber laufen alsbald hinzu, um frische Luft zu schöpfen, die sie in ihren Wasserbehausungen schmerzlich entbehren. Der Jäger, von ihrer Annäherung unterrichtet, ergreift seine Maaßregeln, um sie auf den Kopf zu schlagen, wenn sie sich auf der Oberfläche zeigen.

Leichter bemeistert man sich der Biber, wenn ihre Wohnungen an Bächen liegen. Der Jäger durchbricht das Eis und spannt ein starkes Netz auf der Seite aus, wo das Bett am tiefsten ist; dann zerstört er die Kammern des Thieres und dieses flieht unfehlbar nach der Seite, wo es von dem Netze erwartet wird.

Auch der Biber war einst ein Gegenstand der Anbetung für die Indianer, aber die Europäer hatten zu jener Zeit den Wilden noch nicht ihre Handels-Grausamkeit mitgetheilt. Wenn die Mode der Seidenhüte nicht eines Tags der grausamen Verfolgung des Bibers ein Ziel setzt, so ist gänzliche Vertilgung dieses Geschlechts zu befürchten, dem mit so blutiger Gier nachgestellt wird.

Sonst hätten die Indianer nicht zugegeben, daß ihre Hunde die Gebeine des Bibers berührten; sie fürchteten, die Manen dieser Thiere könnten, durch eine solche Beschimpfung aufgebracht, die nächste Jagdzeit unglücklich machen.

Lewald.

Aberglaube der Seeleute.

Nicht zu verwundern ist bei so mannigfaltigen Gefahren, die von Seiten des Windes auf die Schiffer warten, die abergläubige Furcht, welche dieselben vor vielen sogenannten Anzeichen, Vorboten haben. Zu diesen gehören die Sturmvögel (Procellaria), gleich den Schwalben lang geschweift und geflügelt, doch in einigen Arten die Größe einer Gans übertreffend. Sie fliegen außerordentlich weit vom Lande fort, scheinen sich Monate lang ganz allein auf dem Meere aufzuhalten und nur zur Brutzeit die Küsten zu besuchen, indem sie im Wasser ihre Nahrung finden, auch sich sowohl durch Tauchen vor Feinden in der Luft, wie durch Aufsliegen vor Feinden im Wasser schützen können, wiewohl sie in der Regel nicht hoch fliegen, sondern mehr auf der Fläche des Meeres mit ausgebreiteten Flügeln zu laufen scheinen, auch gegen geringere Feinde sich nur dadurch wehren, daß sie ihnen aus einer Röhre, die auf dem Rücken des Schnabels liegt und zu den Nasenlöchern führt, einen öligen Saft entgegen spritzen.

Dieſe Thiere werden von den Matroſen für Geiſter abgeſchiedener Seemänner, die im Meere verſunken ſind, gehalten und erſcheinen der Mannſchaft auf dem Schiffe immer gerade wie dieſelbe es braucht, als Verkünder von heiterem Wetter oder von Sturm, oder von ſonſtigen Glücks- und Unglücks-Fällen, und ſolch ein Thier vom Schiffe aus ſchießen iſt für den Verwegenen, der es gethan, nicht ohne Gefahr, denn ſelbſt die Offiziere ſind nicht frei von dieſem Aberglauben, und die Matroſen tragen lange das Unrecht, das man einem ihrer Brüder zugefügt, im Gedächtniß und rächen ſich nicht ſelten auf die entſetzlichſte, ſchonungsloſeſte Weiſe, ohne Rückſicht auf die ferneren Folgen, ohne zu fragen, wen ihre vermeinte Rache ſonſt noch trifft.

Die Brigg Worceſter befand ſich auf der Reiſe nach den Antillen in den Regionen der unbeſtändigen Winde, den Rechnungen nach unfern des Zieles, doch immer noch einige Tagereiſen weit von den Inſeln, welche die große Gruppe bilden. Die lange Zeit hatte man auf die mannigfaltigſte Weiſe auszufüllen geſucht, und es war dieß nicht ſchwer geworden, da die Perſonen, welche die eigentliche Geſellſchaft bildeten, die Paſſagiere, geſcheute und wohlerzogene, wohlunterrichtete Leute waren. Den Kern derſelben bildete eine höchſt liebenswürdige Familie, der Major Walker, deſſen junge ſchöne Frau und deren nicht minder ſchöne und geiſtreiche Schweſter. Ein junger Gelehrter, der Weſtindien in wiſſenſchaftlichen Zwecken beſuchen wollte, und ein Irländer hatten ſich leicht an dieſe geſchloſſen und verſcheuchten durch ihre Unterhaltung das Einförmige, was in ein ſtilles Familienleben ſo leicht hineinragt. Der Irländer, lebendig, feurig, voller Geiſt und Leben, wiewohl nicht frei von den ſeiner Nation eigenthümlichen Wunderlichkeiten, trug am mehrſten zu der heitern Stimmung bei, welche die Geſellſchaft während der ganzen Dauer der Reiſe nicht verlaſſen hatte, denn jeden wußte er auf angemeſſene Art zu beſchäftigen, und nur der beſchäftigungsloſe Menſch iſt mürriſch und hat Langweile. Die Damen hatte er für die Naturgeſchichte zu intereſſiren gewußt, ihnen ſchoß er Seevögel zum Abzeichnen und Malen, ihnen fing er Fiſche und Seegewürme, oft von den ſeltſamſten, glänzendſten Farben, und Pinſel und Palette ließ die ſechs Wochen der Reiſe vergeſſen. Den Major und den Schiffskapitain brachte er zum Schach oder zum Erzählen der überſtandenen Abenteuer zuſammen; er ſelbſt unterhielt ſich mit dem jungen Gelehrten über philoſophiſche Gegenſtände, oder ſchwärmte mit den Damen, oder

ſchalt mit den Matroſen, und war ſo der Freund Aller geworden, als er ſich am Ziele der Reiſe die ganze Schiffsmannſchaft zu erbitterten Feinden machte und das Leben darüber einbüßte.

Unter vielen Vögeln, welche geſehen, bewundert, geſchoſſen worden und endlich, gar zierlich gemalt, in die Porteſeuilles der Damen gewandert waren, fehlte ein Sturmvogel, welchen zu ſchaffen der junge Irländer, trotz des Kapitains ernſthaften Einreden, verſprach — und nun ſtand er auf der Lauer, ſchoß verſchiedene derſelben an und traf endlich zwei ſo, daß ſie in's Meer ſtürzten. Er bat den Kapitain, ein Boot ausſetzen zu laſſen, damit er ſie holen könne, doch zornglühend und zitternd ſagte dieſer: Wenn Sie mir verſprechen, nicht wieder an Bord meines Schiffes zu kommen, ſehr gerne! — Mit dieſen Worten drehte er dem erſtaunten Paſſagiere den Rücken und die Matroſen, theils ſchreckenbleich, theils ſo roth wie ihr Befehlshaber, ſahen mit grimmigen Blicken auf ihn, und der Steuermann murmelte: Ich will dir das bezahlen, wenn ich irgend kann!

Der Major frug den Kapitain um die Urſache ſeines Zornes; dieſer aber gab nur ausweichende Antworten, und gedrängt von allen Seiten ſagte er zuletzt: Man hält es für eine ſehr üble Vorbedeutung, unter die guten, harmloſen Thiere zu ſchießen, und Sie werden ſehen, es folgt uns ein Unheil auf dem Fuße und erreicht uns noch, ehe wir den Hafen erreicht haben.

Die Gewäſſer jener Gegenden ſind zum Bewundern klar und durchſichtig, man glaubt bis auf den Grund des Meeres ſehen zu können, und wo dieſer, wie über großen Sandbänken, nicht weiter als ſechszig bis achtzig Fuß entfernt iſt, ſieht man ihn auch wirklich. Der nächſte Morgen, heiter, von keinem Wölkchen getrübt, wie der tropiſche Himmel ſie zehn Monate lang ununterbrochen bietet, lockte die ganze Geſellſchaft auf's Verdeck, und da man eine Menge Fiſche von ſchönen Farben wahrnahm, ſo ward beſchloſſen, dergleichen zu fangen. Der Irländer holte die eleganten Angeln der Damen, welche aus ineinander verborgenen hohlen Stöcken beſtanden, herbei, ſetzte die einzelnen Röhren zu einer langen Ruthe zuſammen, und bald hatte man ein Gericht köſtlicher Fiſche gefangen, „gerade genug für alle, die daran glauben wollen," ſprach der Steuermann im Vorübergehen.

Die Fiſche wurden gekocht und alle, außer dem Steuermann und dem jungen Gelehrten, erkrankten höchſt gefährlich, ja ein Matroſe ſtarb wenige

Stunden darauf unter den Anzeichen einer ſtarken Vergiftung. Der Paſſagier konnte ſich Glück wünſchen, daß er durch ein leichtes Unwohlſein an dem Genuſſe der Fiſche gehindert worden; der Steuermann aber ſchien abſichtlich nicht gegeſſen zu haben, und als man ihn ernſthaft befragte, ob er gewußt, daß die Fiſche giftig ſeien, ſagte er, es bejahend, ein alter Seemann könne nicht lügen, er fürchte ſich vor dem Teufel nicht, ſo werde er ſich vor Menſchen noch weniger fürchten; er habe es gewußt und nicht verhindert, damit der Irländer, welchen er ohnedieß ſeiner Landsmannſchaft wegen nicht leiden könne, daran ſterbe und ſo für ſeinen Mord an den beiden Sturmvögeln geſtraft werde.

Der Irländer, welcher den ſtärkſten Appetit und alſo am mehrſten gegeſſen hatte, befand ſich in dem ſchrecklichſten Zuſtande, und ſeine Schmerzen ſchienen dem Steuermann Freude zu machen, wenigſtens war auf ſeinem harten kalten Geſichte keine Spur von Mitleid oder Reue über die verruchte That zu leſen, ja er ſagte, daß er ſelbſt ſeine Cameraden nicht gewarnt, damit nur der Uebelthäter nicht mit gewarnt werde, und daß ihm der Tod des einen derſelben gar nicht nahe gehe, weil er wiſſe, derſelbe würde als Sturmvogel einſt ſeine guten Freunde beſchützen, der Irländer aber werde zu ſeinem Sanct Patrik in die Hölle fahren!

Ich verſpreche Euch, daß Ihr in Havannah gehangen werden ſollt, ſagte der Kapitain, ſich in Schmerzen krümmend. Nun ſo will ich ſehen, rief der Irländer aus, ob das alte Sprichwort wahr iſt: „wer hängen ſoll, erſäuft nicht.“ Mit dieſen Worten ſprang er auf, ergriff mit Rieſenkräften den Steuermann bei der Kehle, ſchnürte ſie ihm zuſammen, daß derſelbe ganz blau ward, nichts bewegen konnte, als die in Kreiſen umherrollenden Augen, und ſchleppte ihn aufs Verdeck, ſich mit ſammt ihm über Bord in die Tiefe des Meeres ſtürzend. Niemand hatte Beſinnung, niemand Kraft genug, den Raſenden in ſeinem Beginnen zu hindern, und bald verſchlang der Ocean die doppelte Beute, denn nur kurze Zeit vermochte das Sträuben des Steuermanns ihn über dem Waſſer zu erhalten.

Um die Lage der Unglücklichen ganz verzweiflungsvoll zu machen, erhob ſich nun noch der bisher günſtige Wind zu einer ſtets größer werdenden Stärke, bis er endlich in vollen Sturm ausbrach. Nur Klint, der junge Gelehrte, behielt noch einigen Muth, und während die Andern ſich dumpfer Verzweiflung

überließen, geängſtigt von fürchterlichen Schmerzen und von dem Schwanken des wild umhergeworfenen Schiffes, von dem Krachen der Maſten und dem Klappern des Takelwerkes, ſtieg er empor auf das Verdeck, ging zum Hintercaſtel, woſelbſt das große Rad ſteht, mit dem das Steuerruder regiert wird, und ſuchte dem Schiffe eine dem Winde angemeſſene Richtung zu geben, damit es nicht bald rechts, bald links herumgeſchleudert würde, band alsdann das Steuerruder feſt an, ließ das Schiff forttreiben, obwohl er mit Entſetzen ſah, daß die zu große Maſſe von Segeln, welche an den Maſten hing, drohte, dieſelben abzubrechen.

Die Nacht kam heran, immer fort flog auf dem bahnloſen Meer die Brigg, und nur Aechzen und Stöhnen hörte man in derſelben, denn mehrere der Matroſen, welche, der geſalzenen Speiſen überdrüſſig, unmäßig von den friſchen Seefiſchen gegeſſen hatten, lagen im Sterben, — da ſchien ein Hoffnungsſtern aufzutauchen: — in großer Entfernung vor ſich erblickte Flint ein Licht, ohne Zweifel die Laterne eines dahin ſegelnden Schiffes. Er gab dem jenigen, deſſen alleiniger Führer er war, eine ſolche Richtung, daß er hoffen konnte, mit dem andern zuſammenzutreffen — der Zufall hatte ſie ihn nur zu gut nehmen laſſen, bald erſchütterte ein furchtbarer Stoß die Brigg, beide Schiffe waren aneinander gerannt, der Vogſprit des andern hatte die Flanke der Brigg durchbohrt und war geſplittert, zerſchmettert. Der außerordentlich feſte Bau derſelben, welcher ſie allein befähigt, bis dahin dem Sturme zu trotzen, hatte ſie auch hier vor dem Untergange gerettet, ſo daß das andere Schiff weit gefährlicher verletzt ſchien, als das, auf welchem die Vergifteten vom Sturm dahin gerafft wurden, daher der Engländer nur wenige Augenblicke die Stimme der ſchreienden und ſcheltenden Matroſen hörte und auch der Ruf des Sprachrohrs bald im Winde verhallte, mit welchem man wahrſcheinlich die ungeſchickten Seefahrer anrufen und zur Rechenſchaft ziehen wollte.

So entſchwand der größte Theil der Nacht, nur durch ein Ereigniß unterbrochen: — der Sturmwind knickte plötzlich den zweiten Maſt und warf ihn mit Segeln und Tauen weit über Bord, wodurch das Schiff in eine höchſt gefährliche ſchiefe Lage gerieth, welche der junge Gelehrte dadurch glücklich abwandte, daß er, trotz der mächtigen Wellen, die Stoß auf Stoß über das Schiff hinrollten, die Seile abhieb, an denen der Maſt früher befeſtigt geweſen, mit denen er jetzt das Schiff in den Abgrund zu ziehen drohte. Da

ſie gekappt waren, richtete die Brigg ſich wieder auf und ſchoß dahin in die dunkle Nacht hinaus, niemand wußte, in welchem Augenblick ſie auf einen Felſen ſcheitern oder im günſtigen Falle auf einer Inſel ſtranden würde.

Der Morgen rückte herauf — vier Matroſen waren geſtorben, die übrigen aber — wahrſcheinlich hatten ſie nicht ſo viel von der giftigen Speiſe gegeſſen, — ſo wie die Paſſagiere, befanden ſich auf dem Wege der Beſſerung und ſchlichen nach und nach mühſelig hervor. Der Kapitain, von dem traurigen Zuſtande des Schiffes unterrichtet, befahl, die Anker fallen zu laſſen, und jetzt kehrte ſich das Schiff dem Winde entgegen; die Segel wurden zuſammengebunden, der nachlaſſende Sturm gönnte den Armen, glücklich ihrem Verderben Entronnenen einige Ruhe.

„Das haben wir davon, ſprach der Kapitain, daß der Irländer nach den Vögeln geſchoſſen hat — wir alle wären nicht krank, vier Matroſen wären nicht vergiftet, mein ſonſt ganz wackerer Steuermann lebte auch noch und der Irländer ſelbſt gleichfalls, — ſeinen Schuß hat er mit dem Leben bezahlt durch Rache eines Menſchen — ſeinen Schuß hat meine ſchöne Brigg bezahlt durch einen Sturm, den die Geiſter der Beleidigten erregt."

Flint ſuchte mit philoſophiſchen Gründen gegen dieſen Aberglauben zu kämpfen, doch vergeblich; er war zu tief eingewurzelt bei dem alten Seemanne, der endlich den Gelehrten bat, das Geſpräch nicht weiter fortzuſetzen, weil die Matroſen darauf aufmerkſam werden und leicht in demjenigen, der ihre Erfahrungen und ihre Glaubensartikel abläugnen wollte, auch einen Gottesleugner ſehen und es mit ihm ſo machen könnten, wie der Steuermann mit dem Irländer.

Dies Argument leuchtete Flint ein, er begab ſich der fernern Verſuche, ſo tief ſitzende Vorurtheile auszurotten, und dankte dem Himmel, daß doch nicht Alles untergegangen bei dieſer fürchterlichen, faſt ganz allein durch Verletzung ſolcher Meinungen herbeigeführten Kataſtrophe, denn er fühlte wohl, daß der Sturm, dem das ganz beſegelte Schiff widerſtanden, kein gefährlicher geweſen und daß bei ordentlicher Behandlung der Brigg dieſelbe gar keinen Schaden genommen haben würde.

Der Tag verſtrich unter Ausbeſſerung einiger Seile und Segel; nur das Leichteſte konnte vorgenommen werden, weil die wenigen Matroſen, welche ſo weit wieder geneſen waren, daß ſie bis auf das Verdeck kamen, noch keine

schwere Arbeit zu thun vermochten. Der Wind legte sich während des Tages völlig, und als es Abend wurde, vollzog man die letzte traurige Pflicht gegen die vier gestorbenen Matrosen. Man band sie auf Bretter, befestigte unter denselben Kanonenkugeln, damit sie bis auf den Meeresgrund sänken, ohne umzuschlagen, betete dann ein frommes Gebet, und unter dem Singen eines geistlichen Liedes wurden sie dem weiten Meeresschooß übergeben.

Noch Einige hatten sich während des Laufes der Nacht erholt, so daß nun fünf Matrosen, wenn auch noch schwach, doch arbeitsfähig waren. Als nun aber der Major und der Gelehrte auf's Verdeck kamen, sahen sie dieselben händeringend auf und abgehen und die deutlichsten Zeichen einer großen Bestürzung von sich geben. Man fragte, was vorgefallen sei, sie wiesen mit undeutlichen Worten auf den Anker. Hat derselbe nicht gefaßt, fragte der Major, und sind wir etwa in der Nacht auf eine Sandbank getrieben? — O ja, gefaßt hat er, erwiederte der Eine, nur zu gut — so gut, daß wir wohl schwerlich mehr von dieser Stelle kommen werden — sehen Sie nur hinunter, da sind Leute, die uns wohl zu halten wissen.

Die Passagiere beugten sich über Bord, da sahen sie zu ihrem größten Erstaunen die vier Leichen der am vorigen Abend versenkten Matrosen auf dem Grunde des Meeres, das nicht zehn Fuß Tiefe zu haben schien, wiewohl es wenigstens sechszig hatte, aufwärts gekehrt liegen, als starrten sie das über ihnen schwebende Schiff an und hielten es mit ihren Blicken in einem dunklen Zauberkreise gefangen.

Wir können nicht fort, sprachen die Matrosen, wir haben es versucht, das Anker aufzuwinden, aber sie hatten es so fest, daß wir die große Winde nicht einmal haben drehen können.

Das glaube ich, sprach der Major, ihr seid noch sehr schwach; wenn ihr euch erholt habt, wird das schon besser von Statten gehen, jetzt ist euch die Ruhe vor allem Andern am nöthigsten.

O Herr! erwiederte der Eine, das glauben Sie ja nicht; fünf Mann sind bei einem Ankertaue, wie dieses, von zwölf Zoll genug, um die Winde zu bewegen, aber das bringen nicht funfzig von der Stelle, — wir müssen hier verderben.

Nun, so kappt doch das Ankertau, haut es ab, sprach der junge Philosoph.

Hilft nichts, erwiederte ein anderer Matroſe, das Schiff ſteht feſt, nicht Wind, nicht Wetter und Strömung, noch Menſchenkräfte bewegen das von der Stelle; wir liegen hier feſt, bis unſere Lebensmittel verzehrt ſind, dann ſtirbt Einer nach dem Andern vor Hunger, dann nagen Sturm, die unruhigen Wogen an den Planken des Schiffes, bis eine nach der andern ſich losſchält und endlich das halbzertrümmerte Gebäude hinunterſinkt zu den Matroſen, die es einſt gelenkt haben und die dann wieder in den dunkeln Kammern umherwandeln wollen.

Schrecklichſter Aberglaube! ſagte ſchaudernd des Majors ſchöne junge Frau, welche heraufgekommen war, da ihr unter dem dumpfen Verdeck bange wurde, ohne die Nähe ihres Gatten.

Nein Frau, das iſt kein Aberglaube, antwortete der Bootsmann, das wiſſen wir Seeleute ſehr gut: ſo iſt's ſchon vielen Schiffen gegangen, wie es uns jetzt gehen wird, wenn nicht Gott ſelbſt ſich in's Spiel legt und uns rettet, obſchon ich nicht weiß, wie es möglich iſt, denn ſo lange die drunten nicht wieder über Waſſer ſind, bleiben wir hier feſt, wir mögen verſuchen und anfangen, was wir wollen.

Die ganze kleine Geſellſchaft hatte ſich auf die eine Seite des Verdecks gezogen, von wo man die Leichen ſehen konnte, da kamen plötzlich vier Sturmvögel um das Schiff hergeflogen. Gott ſei Dank! rief ein Matroſe, da ſind ſie — ſeht ihr Herren, ſo wandte er ſich an Flint, iſt das nun Aberglaube — ſind das nun nicht die Seelen der vier Kameraden da unten?

Ich wäre doch ſehr begierig auf den Beweis, erwiederte der nicht zu überzeugende Philoſoph.

Auf den Beweis? frug der Bootsmann, — auf den Beweis? — ja was wollt Ihr denn jetzt noch für einen Beweis? Sind die Vögel nicht vor Euern Augen aus dem Waſſer heraufgekommen? Oder habt Ihr ſie etwa von ferne her auf unſer Schiff zufliegen geſehen? Wie? Ich denke, das iſt ſo klar, wie irgend etwas auf der Welt ſein kann?

Nun, meinte der junge Gelehrte, klar iſt mir das freilich, wir haben Alle ſeit einer Stunde hier auf dieſer Seite des Schiffes geſtanden, haben über Bord in die tiefe See geſchaut und haben vielleicht nicht bemerkt, wie hinter uns ein Schiff vorbei gegangen war, viel weniger die vier Möven, welche immer dicht an der Waſſerfläche dahin ziehen, und die nun hier auf die Brigg

zuflogen, weil ſie an derſelben etwas für ihren Geſchmack zu finden hoffen durften.

Ich kann Niemanden zu meinem Glauben zwingen, ſprach der Bootsmann, aber das weiß ich, daß ſolche unbeſonnene Reden ſchon oft das keimende Glück im Werden erſtickt haben, ſo daß es nicht aufkommen konnte.

Ein ernſter Wink des Majors legte Flint Stillſchweigen auf, der Bootsmann aber fuhr fort: Was ich weiß, und ſo gewiß weiß, als daß ich lebe und hoffe ſelig zu werden, das iſt: — dieſe vier Sturmvögel ſind die Seelen der vier in das Meer verſenkten Matroſen, welche in dieſer Geſtalt ihre Sünden abbüßen, ruheles von Ocean zu Ocean ziehen, niemals landen, niemals die Schwingen anlegen, um ſich irgendwo niederzulaſſen, welche aber ihre Liebe für ihren ehemaligen Stand nicht verleugnen können, ſondern ſich gern bei den Schiffen aufhalten und den bedrängten Brüdern helfen, wo ſie können. Dieſe vier Sturmvögel ſind nach meiner Ueberzeugung und vor meinen Augen, und vor den Augen aller derer, die nicht blind ſein wollen vor lauter Unglauben und Gelehrſamkeit, aus dem Meere aufgetaucht, und wenn man daran gedacht hätte, ſo würde man noch haben ſehen können, wie ſie von den Leichnamen da unten ſich hinauf gearbeitet haben, und dieſe vier guten lieben Vögel bringen uns Glück und führen uns aus unſerer elenden Lage, wenn nicht wieder irgend ein Frevler ſie verſcheucht.

Punctum, satis! ſprach der Major, zu Flint gewendet, jetzt wißt Ihr's mein Freund, nehmt Euch in Acht — wir alle haben hartes Lehrgeld zahlen müſſen, ſeid nicht mehr ungläubig! und zu dem Matroſen gewendet ſagte er: Jetzt, da die Seelen von den Körpern dort unten befreit ſind, werden uns dieſe nicht mehr feſt halten, nicht wahr? — wenigſtens glaube ich Euch ſo verſtanden zu haben.

Es mag nun Euer Ernſt oder es mag Spaß ſein, Herr Major, ſprach der Bootsmann, mein Ernſt iſt es geweſen: die Leichen dort unten halten uns jetzt, Gott ſei Dank, nicht mehr; Ihr werdet ſehen, wir ſind bald im Stande, den Anker zu lichten (heraufzuziehen).

So war es auch, denn die übrigen Matroſen erholten ſich nach und nach, der Kapitain munterte ſie zur Anſtrengung ihrer wenigen Kräfte auf, und dieſen, ſo wie den helfenden Paſſagieren gelang es bald, die Winde zu drehen, was mit einem lauten Hurrah begrüßt wurde. Nach einer mühevollen Stunde

hing der Anker am Vorderbug, die Segel wurden gehoben und ein günstiger Wind blähete sie so, daß man in zwei Tagen im Angesicht der westindischen Inseln war!

Die Sturmvögel hatten Wort gehalten.

W. F. A. Zimmermann.

Ameisenkriege.

Obschon unter den Ameisen nichts als Liebe, Eintracht und Gleichheit zu herrschen scheint, so vertilgen sie dennoch einander, wann sie sich zu sehr vermehrt haben; sie legen sich aber keine Schlingen, bedienen sich keiner Schlauheit und keines Auflauerns, wie viele andere Insekten, wodurch die harmlosen Ameisen oft selbst gefangen werden, sondern greifen im offenen Felde und mit wohlgeordneten Heeren einander an; auch wenn sie andere Insekten fangen, so geschieht es immer durch offenen Angriff. In heißen Ländern greifen sie selbst Mäuse und Ratten an, bei uns aber skelettiren sie dieselben, so wie die Eidechsen, nur wenn sie todt sind, und die Mai- und Roßkäfer sind die größten Thiere, an welche sie sich wagen. Ihre Waffen sind die Kiefer, der kleine Stachel und das saure Gift, welches eine schwache Röthe auf der Haut verursacht. Die Arbeiter sind jedoch allein die kriegsfähigen, die andern nehmen sogleich die Flucht, wenn es gilt. Die stachellosen beißen zuerst eine Wunde, und suchen schnell ihren Hinterleib und das Gift hineinzubringen. Ist der Feind entfernt, so richten sie sich auf, schieben den Bauch zwischen den Beinen durch und spritzen das Gift so weit sie können: so sieht man oft von der ganzen Oberfläche des Haufens einen Regen von Ameisensäure in die Höhe fahren, der fast wie gebrannter Schwefel riecht. Unter allen Feinden fürchten sie aber andere Ameisen am meisten, und dabei sind die kleinsten nicht die, welche am wenigsten zu fürchten sind, weil sich mehrere zugleich an die Beine der größten hängen, sie herumzerren und an der Flucht hindern. In ihren Kämpfen muß man über ihre Wuth erstaunen: sie lassen sich eher die Beine ausreißen, als daß sie nachgeben: oft bleiben abgerissene Köpfe oder

ganze Todte an den Beinen der fortlaufenden hängen, so sehr haben sie sich eingebissen. Bei gleicher Größe werden die mit zweiringeligem Bauchstiel Meister, weil sie einen Stachel haben, wie z. B. die rothen, deren Stiche dann mit Recht die Ameise fürchtet; die Stachelameisen sind in unserer Gegend die kleinsten. Die größeren greifen die kleineren unversehens an, fassen sie eben auf dem Leibe und erwürgen sie mit den Kiefern; merken es aber die kleinen vorher, so holen sie die andern, welche in Masse herbeiströmen. Die Roßameisen kommen aus ihrem Baum bis vor die Thore der blutrothen, welche um die Hälfte kleiner, aber viel zahlreicher sind, sich auch tapfer wehren, aber doch großentheils zu Grunde gehen, und dann erst über 50 Schuh weit ihre Wohnung verlegen, indem sie Alles mitnehmen, was ihnen werth ist. Unterwegs werden kleine Truppen als Wachen aufgestellt, welche eine ankommende Roßameise sogleich anpacken; eine springt ihr auf den Leib, klammert sich um ihren Kopf, und übergießt sie mit Gift; dabei wälzen sie sich über und über; endlich kommen andere zu Hülfe und beißen sie todt oder nehmen sie gefangen.

Will man aber regelmäßige Kriege sehen, so muß man in die Wälder gehen, wo die rothbraunen Ameisen ihre Herrschaft über alle vorbeigehenden Insekten behaupten und mit ihresgleichen von verschiedenen Nestern Krieg führen, wie es im Mittelalter benachbarte Städte gethan haben. Manchmal rücken aus zwei Haufen, die über 100 Schritte von einander entfernt liegen, die Heere so zahlreich gegen einander, daß sie den ganzen Weg, 2 Schuh breit, bedecken und in der Mitte mit einander kämpfen. Tausende ringen einzeln mit einander, und suchen sich mit den Kiefern in die Gefangenschaft zu schleppen. Das eigentliche Schlachtfeld hat 3 Fuß ins Gevierte und riecht stark nach Ameisensäure; überall liegen todte mit Gift bedeckt herum, während ganze Truppen und Glieder sich an Beinen und Kiefern halten und sich hin und her zerren. Der Kampf beginnt gewöhnlich zwischen zwei, die sich mit den Kiefern packen, sich gegen einander aufrichten, um das Gift wechselseitig nach dem Feinde zu spritzen; dann fallen sie auf die Seite und ringen lange mit einander im Staube, bis endlich eine dritte herbeikommt und den Sieg entscheidet; aber bisweilen eilen mehrere dazu und packen sich an den Füßen, so, daß oft 6 bis 10 aneinander hängen. Gegen die Nacht ziehen sich beide Heere allmälich in ihre Städte zurück, indem sie die Todten liegen lassen, die Gefangenen aber mitnehmen. Vor Sonnenaufgang rücken sie aber wieder noch

viel wüthender gegen einander, und das Schlachtfeld wird 6 Schuh breit; gegen Mittag kann der siegende Theil das Schlachtfeld 10 Schuh weiter gerückt haben. Die Kampfbegierde ist so heftig, daß man sie stören kann, ohne daß sie an einem hinlaufen. Das Wunderbarste dabei ist, daß sich die Ameisen erkennen, und die Freunde von den Feinden zu unterscheiden wissen. Sie gehen zwar immer mit offenen Kiefern auf einander los, greifen sich auch manchmal an, lassen aber gleich wieder ab und streicheln sich mit den Fühlhörnern, wenn sie zu einem Stocke gehören. Während des Kampfes gehen dennoch alle Geschäfte im Neste vor, und immer schleppen die Einen Gefangene nach Hause, während die Andern im Kampfe bleiben und andere in den Wald gehen, um Nahrung zu holen. Kommt ein Regen, so ziehen sich die Heere zurück, und vermeiden in der Folge die Nachbarschaft des andern Haufens.

Anders gestalten sich die Kriege der rothbraunen mit den blutrothen. Diese erwarten jene in kleinen Truppen in der Nähe ihres Nestes, rücken dicht geschlossen vor, ohne sich zu trennen, und packen einzeln jeden Feind, der sich zu weit vorgewagt hat. Dieser Krieg ist sehr unterhaltend. Beide Partheien legen sich in Hinterhalt und suchen sich zu überrumpeln. Rücken aber die rothbraunen mit Gewalt vor, so werden die zu Hause sogleich um Hülfe gebeten, und ein großes Heer dringt sogleich in Masse aus den Thoren heraus, um die einzelne Schaar des Feindes zu umzingeln. Das kann man Wochen lang alle Tage sich erneuern sehen zwischen zwei ziemlich entfernten Haufen, wenn sie nur an demselben Zaune liegen, und ihre Wege in das wechselseitige Gebiet streifen.

Die braunrothen scheinen auch spielen zu können. An schönen Tagen sitzen sie haufenweise auf ihrem Neste in einer allgemeinen Bewegung, wie die des siedenden Wassers; jede schwingt die Fühlhörner mit erstaunlicher Geschwindigkeit, sie streicheln mit den Vorderfüßen sanft den Kopf der andern, richten sich dann paarweise auf, ringen mit einander, werfen sich herum, und fassen sich bald an den Kiefern, bald am Hals oder am Hinterleibe, ohne Gift auszuspritzen und ohne sich etwas zu thun, dann lassen sie los und laufen auf eine andere zu, mit derselben zu ringen u. s. w. Bei andern sieht man diese kriegerischen Spiele nicht. Man sieht sie vorzüglich auf solchen Haufen, die eine günstige Lage haben, in der Nähe von vieler Nahrung und Wasser, etwa von einem Zaun gegen feindliche Besuche geschützt.

Bisweilen ſieht man auf dem Neſte Ameiſen, die ſich herumdrehen, als wenn ſie den Schwindel hätten, 2, 3 Minuten lang, dann laufen ſie auf eine andere los, faſſen ſie am Bein oder am Fühlhorn und laſſen ſie gleich wieder gehen, um nach einer andern zu rennen; wahrſcheinlich kommt das vom Sonnenſtich her. Andere ſpielen mit einander wie Hunde, indem ſie ſich aufrichten, ſich umdrehen, um ſich auszuweichen, thun, als wenn ſie ſich beißen wollten, ſich umwerfen u. ſ. w. Maachmal werden ſie von einer beſondern Krankheit befallen. Sie können nicht mehr gerade gehen, ſondern laufen immer in einem Kreiſe herum von einem Zoll Durchmeſſer wohl tauſendmal in einer Stunde, und ſo ſieben Tage lang, Tag und Nacht. Bisweilen nehmen ſie etwas Honig, den man ihnen anbietet, laufen aber gleich wieder davon. Das thun jedoch nur einzelne. Andere Krankheiten hat man an ihnen nicht beobachtet.

Oken.

Skizzen aus Nordamerika.

I.

Die Holzfäller.

Die bewaldeten Gegenden Florida's beſtehen ihrem größten Theile nach aus ſogenannten Fichten-Haiden. Gehölz iſt in der That ziemlich ſelten, und man ſieht keine andere Bäume, als große Fichten von ziemlich ſchlechter Beſchaffenheit, die über einem ſchlechten, hin und wieder mit Geſtrüpp und Kohlbäumen untermengten Raſengrund ſich erheben. Der Boden iſt ſandiger Natur, im Allgemeinen flach und folglich während der Regenzeit mit Waſſer bedeckt, im Sommer und Herbſte aber von der Sonnengluth verſengt, obwohl man auch Sümpfe genug antrifft, in welchen die zahlreichen Viehheerden ihren Durſt löſchen.

Der Reiſende, der auf dieſem traurigen Haideland eine Strecke zurückgelegt hat, erblickt plötzlich in der Ferne zu ſeiner großen Befriedigung ein finſteres Dickicht grüner Eichen und anderer Bäume, die das Anſehen haben,

als waren ſie von Menſchenhänden in die Wüſte gepflanzt. Je näher er dieſer Oaſe kommt, deſto friſcher und erquickender wird die Luft, die er einathmet; der Geſang zahlreicher Vögel erfreut ſein Ohr; das Gras wächſt üppiger; die Blumen haben lebendigere Farben; ein balſamiſcher Duft verbreitet ſich rings umher. Bald lauſcht unſer Wanderer mit Entzücken dem Murmeln eines klaren Quells, während Reben, Jasminen und Bignonia's über ſeinem Haupte von Baum zu Baum ziehen, ihre biegſamen Stengel traulich in einander ſchlingend. Kaum hat er unter dem zauberiſchen Schatten eines ſolchen Haines ſeine Mittagsmahlzeit beendet, ſo bemerkt er Gruppen leicht gekleideter Männer, von denen Jeder eine Art auf der Schulter trägt. Sie treten heran, begrüßen einander und machen ſich ſofort an die Arbeit; denn auch ſie haben ſchon geſpeiſt.

Ich ſtelle mir vor, die wackeren Leute bei ihrer Arbeit zu ſehen; zwei von ihnen ſtellen ſich zu beiden Seiten einer ehrwürdigen alten Eiche; ihre tüchtig geſchärften Aexte ſcheinen dem Baume wenig anhaben zu können, ſo dünn ſind die Spähne der Rinde, welche bei jedem Hiebe auf die mächtigen mit Moos überkleideten Wurzeln fallen. Ein dritter Holzhauer klimmt einen ſchon gebückten Stamm hinan, deſſen obere Zweige an die Wipfel der benachbarten Bäume ſich feſtgeklammert haben. Seht nur, wie vorſichtig er mit den bloßen Füßen und dem Taſchentuch, das ſeinen Kopf umwindet, ſich hinanrückt. Endlich hat er eine Höhe von ungefähr 40 Fuß erreicht; hier macht er Halt, nimmt eine ſolche Stellung ein, daß er die furchtbare Axt unbehindert ſchwingen kann, und haut dann dem Koloſſen einmal über das andere in die Flanken. Bald iſt der Baum wagerecht geſpalten, und die beiden Theile des Stammes halten nur noch an einer dünnen Splintfaſer zuſammen. Der Holzhauer faßt auf dem unteren Theile Poſto und rüttelt den Obertheil aus allen Kräften. Der König des Waldes wankt in Folge dieſer Stöße und Erſchütterungen, dann verſchiebt er ſich plötzlich und ſtürzt mit donnerndem Krachen zu Boden. Dieſem majeſtätiſchen Schalle antwortet, wie eine Parodie, das komiſche Kwawwel Kwawwel der erſchrockenen wilden Puter. Der Holzhauer wartet ruhig, bis das gefällte Stück am Boden liegt, wirft ihm dann ſeine Axt nach und läßt ſich mit Hülfe der nächſten Lianenranke hinabgleiten.

Jetzt kommen einige Andere und prüfen den am Boden liegenden Stamm;

ſie hauen in beide Enden und ſendiren die ganze Rinde, um ſich davon zu überzeugen, ob ſie nicht von dem ſogenannten weißen Brande angefreſſen iſt. Wäre dies unglücklicherweiſe der Fall, ſo würde man den Baum wohl ein oder zwei Jahrhunderte liegen laſſen, bis die Fäulniß ihn ganz zerkrümelt hätte; iſt er aber geſund und gerade, ſo ſchreitet man zum Vermeſſen. Sobald die Form gut unterſucht iſt und Muſter aſſerirt ſind, beginnen die Holzhauer ihr Werk. Auf dieſe Weiſe verfährt man vielleicht jedes Jahr mit jedem Gehölze in Florida; da es aber oft ſich ereignet, daß der weiße Brand oder irgend eine andere Krankheit die Qualität der Eiche verderben hat, ſo liegt der Boden voll ſolcher Brackſtämme, die eine Menge junger Eichen zerſtören; daher dieſer edle Baum immer ſeltener und koſtbarer wird. Da es in unſerer Heimath gar keine künſtliche Anpflanzungen giebt, ſo wird eine grüne Eiche ſehr bald eine Waare von ungeheurem Preiſe ſeyn.

Am 25. Februar 1832 befand ich mich am Ufer des St. Johannis-Fluſſes, und zwar in Begleitung eines Herrn, dem unſere Regierung das Amt, die jungen Eichen zu beſchützen, übertragen hatte. Während wir dieſen merkwürdigen Fluß entlang ſchritten, zeigte mir mein Gefährte einige große Dickichte von Bäumen, die am jenſeitigen Ufer ſich befanden und von denen er behauptete, daß ſie ganz aus grünen Eichen beſtänden. Ich hielt dies gleich für eine Täuſchung; wir ſtritten lebhaft und kamen endlich überein, uns nach dem jenſeitigen Ufer rudern zu laſſen, wo wir Bäume und Laub gemächlich unterſuchen konnten. Wir waren ſehr bald an Ort und Stelle und fanden Tauſende großer Sumpf-Eichen, aber keine einzige Eiche, deren Holz zu Bau- und Zimmerwerken taugte. Mein Begleiter geſtand ſeinen Irrthum, und ich ſetzte meine Vogeljagd fort.

Als ich eines Abends am Ufer des nämlichen Fluſſes mich niedergeſetzt hatte und wegen des in Strömen herabfallenden Regens um ein Nachtlager ſehr bekümmert war, kam ein Mann zu mir und lud mich ein, in ſeine Hütte zu kommen, die, wie er bemerkte, nicht weit ablag. Ich dankte für das freundliche Anerbieten und folgte ihm nach der beſcheidenen Wohnung. Ich fand hier ſeine Frau, ſeine Kinder und mehrere Männer, die gleich meinem Wirthe Holzfäller waren. Das Abendeſſen war auf einem breiten Tiſche aufgetragen, und man lud mich ſogleich zu Gaſte. Ich willigte von Herzen ein und that mein Möglichſtes, um den Inhalt der ſymmetriſch geſtellten Kaſſerolen

und Schüſſeln von Zinn leeren zu helfen. Es entſpann ſich eine lange Unterhaltung über das Land, ſein Klima und ſeine Erzeugniſſe; erſt ſpät in der Nacht legten wir uns auf Bärenfellen ſchlafen und ruhten bis an den Morgen.

Ich äußerte den Wunſch, die kühnen Holzfäller nach dem Walde zu begleiten, wo ſie eine Anzahl Eichenſtämme, aus denen ein Kriegsſchiff gezimmert werden ſollte, viereckig hieben. Mit Aexten und Flinten bewehrt, das Haus der Obhut von Frau und Kindern überlaſſend, wanderten wir einige engliſche Meilen weit durch eine jener Fichtenhaiden, wie ich ſie vorhin beſchrieben. Wir ſchoſſen auf dem Wege einen ſchönen wilden Puter, und als wir den Zimmerplatz erreichten, fanden wir einen anderen Trupp, der unſer harrte. Das gemeinſame Frühſtück war bereits durch einen Negerkoch bereitet worden, an den wir auch unſeren erlegten Puter, der beim Diner als Braten figuriren ſollte, ablieferten.

Die Mahlzeit war des alten Ruhmes der Frühſtücke von Kentucky würdig: Rindfleiſch, Fiſche, Kartoffeln, einige andere Gemüſe, Kaffee in zinnernen Schalen und ganze Haufen Zwieback wurden aufgetragen. Alle dieſe wackeren Leute hatten einen Appetit, der dem Mahle Ehre machte. Die gute Laune präſidirte bei der Unterhaltung; man ſah nur vergnügte Geſichter. Die Sonne ſtieg unterdeß über den Bäumen empor, und ſobald wir gegeſſen hatten, ging es friſch an die Arbeit. Mein Wirth war der Chef der Uebrigen; obſchon er eben ſo gut wie die Anderen eine Axt führte, machte er doch keinen anderen Gebrauch davon, als daß er hin und wieder einige Stücke Rinde von den Bäumen, deren Qualität ihm zweifelhaft ſchien, weghieb.

Die Leute, welche zum Fällen der Eichen gebraucht werden, bauen ſich zuerſt einen Schuppen aus Baumzweigen, in welchem ſie bei Tage raſten und bei Nacht ſchlafen können. Ihre mitgebrachten Vorräthe beſtehen aus Rindfleiſch, Schweinefleiſch, Kartoffeln, Zwieback, Mehl, Reis, Fiſchen und vortrefflichem Whisky. Sie ſind größtentheils geſunde, rührige und ſehr handfeſte Leute aus den öſtlichen Provinzen der Union; auch erhalten ſie nach Maßgabe ihrer Tüchtigkeit guten Arbeitslohn. Ihre Arbeiten dauern nur wenige Monate des Jahres. Anfangs wählt man ſolche Stämme, die an ſchiffbaren Flüſſen ſtehen, und iſt es ſchlechterdings nothwendig, ſo transportirt man die Eiche bis zum nächſten Waſſer, auf welchem ſie möglichſt leicht und bequem nach dem Orte ihrer Beſtimmung gefördert werden kann. Die zur Nutzung

der Eichen gelegenste Zeit fällt zwischen Dezember und März, in welchem letzteren Monate der Saft vollständig hinabgegangen ist. Sobald der Saft fließt, läßt der Baum sich leichter umhauen. Der weiße Brand, dem die grüne Eiche so sehr ausgesetzt ist, wird nur von geübten Augen entdeckt; er besteht aus runden Flecken von 1½ Zoll Durchmesser an der äußeren Rinde. Diese Flecken ziehen sich über eine weiche Stelle, in die man einen Stock tief eindrücken kann; sie sind aber trügerisch und für ein ungeübtes Auge so schwer zu entdecken, daß man wohl Tausende von Bäumen fällt, die man genöthigt ist, liegen zu lassen.

Die Holzfäller kehren gewöhnlich mit Anfang Sommers in ihre Heimath zurück und kommen wieder nach Florida, wenn der Winter herannaht. Doch bleiben manche, die ihre Familien mitgebracht haben, mehrere Jahre hintereinander im Lande, obschon das ungewohnte Klima ihnen hart zusetzt. Mein Wirth gehörte zu den Letzteren, und eben so der Mann, dessen Geschichte ich in der nächsten Skizze erzählen werde.

2.

Der Verirrte.

Ein Holzfäller, der am St. Johanns-Flusse beschäftigt war, verließ eines Tages seine am Ufer erbaute Hütte und begab sich mit der Axt auf der Schulter nach dem Meergrunde, wo er schon öfter die riesigen Stämme gespalten und behauen hatte, welche das edelste Holz zum Schiffbau liefern.

In der Jahreszeit, die zu dieser Arbeit am günstigsten ist, bedecken öfters dichte Nebel das Land, so daß man kaum 30 bis 40 Schritte weit sehen kann, nach welcher Seite man sich auch wenden möge. Die Wälder haben außerdem so wenig Abwechselung aufzuweisen, daß jeder Baum wie ein genaues Ebenbild seines Nachbarn aussieht. Das Gras wächst, wenn es nicht abgebrannt worden, zu einer solchen Höhe, daß ein Mann von gewöhnlicher Größe nicht darüber hinweg sehen kann; wer also mit dem schlecht angedeuteten Pfade, den er verfolgt, nicht sehr vertraut ist, der muß große Vorsicht

anwenden, um nicht in die Irre zu gerathen. Das Mißliche seiner Lage wird noch erhöht, wenn, was öfter der Fall ist, mehrere Pfade einander kreuzen: und besitzt er in solchem Falle keine sehr genaue Lokalkenntniß, so thut er am besten, wenn er Halt macht, sich an die Erde legt und wartet, bis der Nebel nachgelassen hat. Die besten Holzhauer können ihren Weg unter solchen Umständen eine Zeitlang verlieren: und ich selbst habe mich zuweilen eben so unklug in das Gehölz gewagt, um ein angeschossenes Thier zu verfolgen, das mich sehr weit von den gebahnten Pfaden ablockte. Der Holzhauer, von dem ich jetzt reden will, war schon mehrere Stunden gegangen, als plötzlich die Vermuthung in ihm aufstieg, daß er weit über den Ort hinaus sein müsse, wo er gewöhnlich Halt machte. Zu seinem großen Schrecken sah er in demselben Augenblick, als der Nebel verschwand, die Sonne in der Mittagshöhe, und die ganze Gegend umher war ihm fremd.

Jung, kraftvoll und wohlgemuth, wie der Holzfäller war, bildete er sich ein, er sei nur etwas zu rasch und über den Ort hinausgegangen, wohin er sich begeben wollte. Er kehrte also der Sonne den Rücken und schlug, von falscher Spur geleitet, eine andere Richtung ein. Unterdeß verstrich die Zeit, und die Sonne ging am Horizont immer tiefer; aber alle Gegenstände blieben dem Verirrten wie in einen mystischen Schleier gehüllt. Hundertjährige Bäume kreuzten ihre mächtigen Aeste über seinem Haupte; das hohe Gras wurde an allen Seiten dichter; kein lebendes Wesen zeigte sich auf seinem Wege: Alles war in Todtenstille versunken. Der Holzfäller irrte durch diese erstorbene Natur, wie eine abgeschiedene einsame Seele, welche die Gränzen des Schattenreichs überschritten hat und keinem Wesen ihrer Art begegnet, mit dem sie ihre Gedanken austauschen könnte.

Die Lage eines Menschen, der sich in einem amerikanischen Urwalde verirrt hat, kann in der That kaum schrecklicher gedacht werden. Man muß nothwendig einige Existenden einer solchen Irrwanderung selbst erlebt haben, um einen Begriff davon zu erhalten. Anfangs glaubt man alle Gegenstände zu erkennen, die man erblickt, und während man voll Unruhe nach anderen Gegenständen umherschaut, um sich weiter zu orientiren, geräth man immer tiefer in das Labyrinth. Dieses Schicksal hatte auch unser Holzfäller. Die Sonne ging mit jenem röthlichen Glanze unter, der am folgenden Tage große Hitze verheißt: ihre Strahlen erloschen allmälig, und es war nur noch eine

groſse feurige Scheibe am Horizonte zu ſehen. Jetzt wiegten ſich Myriaden Inſekten mit Geſumme in der Luft; die Fröſche krochen quakend aus dem ſchlammigen Waſſer, wo ſie den Tag über ſich verſteckt gehalten, das Eichhorn kam aus ſeinem Loche hervor, und die heiſere Stimme des Reihers verkündete ſeine Rückkehr ins Rohricht. Bald ertönte auch der melancholiſche Ruf des Schuhu's, und der Abendwind ſäuſelte durch die Bäume, von denen kalter Thau herabtröpfelte. Ach! es war kein Mond am Himmel, der ſein mildes Licht über die ſchauerliche Scene ausgegoſſen hätte. Der Verirrte entſchloß ſich endlich, ſeine ermatteten Glieder nicht mehr weiter zu ſchleppen, und nahm auf dem feuchten Boden ſein Nachtquartier. Er betete brünſtig zu Gott, flehte für ſeine Familie um eine ruhigere Nacht, als diejenige war, die er jetzt zubringen ſollte, und erwartete mit fieberhafter innerer Bewegung das Licht des Morgens. Wie ſchrecklich lang mag ſie ihm vorgekommen ſein, dieſe einzige Nacht ohne Mondſchein und in einer ſo ſchauerlichen Oede!

Als der Morgen anbrach, fiel der in jenen Breiten gewöhnliche Nebel. Der arme Mann erhob ſich von dem harten feuchten Lager und machte ſich mit kummervollem Herzen wieder auf den Weg, in der ſchwachen Hoffnung, irgend einen bekannten Gegenſtand zu entdecken, obſchon er eigentlich kaum wuſte, was er that. Keine Spur von Fußweg leitete ihn; dennoch berechnete er, als die Sonne über dem Horizont emporſtieg, wie viele Stunden des Tages er vor ſich hatte, und eilte, ſo raſch er konnte, durch die chaotiſchen Baumgruppen vorwärts; aber alle ſeine Hoffnungen waren eitel. Der ganze Tag verging in fruchtloſen Anſtrengungen, den Weg nach ſeiner Wohnung zu finden, und als die Nacht wieder hereinbrach, hatten Müdigkeit, Hunger und Unruhe den Unglücklichen faſt der Verzweiflung preisgegeben; er ſagte mir, er habe ſich in jenem Augenblicke vor die Bruſt geſchlagen und an den Haaren gerauft. Nur die frommen Lehren, die ſeine Eltern ihm frühzeitig eingeflößt, konnten ihn abhalten, ſein Daſein zu verfluchen und vielleicht gar freiwillig zu enden. Von Hungerqual gefoltert, warf er ſich an die Erde und nährte ſich von den Wurzeln, die rings umher wuchſen. Dieſe zweite Nacht war noch ſchrecklicher und angſtvoller. „Ich kannte meinen Zuſtand," ſagte er mir; „ich war wohl überzeugt, daß ich in dieſer Einöde umkommen müßte, wenn der allmächtige Gott mir nicht zu Hülfe käme; mehr als funfzig engliſche Meilen hatte ich zurückgelegt, ohne einem Bache zu begegnen, der mei-

nen Durſt löſchen oder auch nur meine verdorrten Lippen erfriſchen konnte. Ich wußte, daß ich ohne ein paar Tropfen Waſſer unfehlbar ſterben müßte; denn meine Art war meine einzige Waffe. Vergebens ſprangen Rehböcke und anderes Wild wenige Schritte weit an mir vorüber; ich konnte keines dieſer Thiere erlegen, um meinen Hunger zu ſtillen! Lieber Herr, Gott behüte Euch, jemals einer ſolchen Prüfung ausgeſetzt zu ſein!"

Vor lauter Entbehrungen und Leiden hatte der Unglückliche endlich faſt alle Erinnerung an das, was ihm begegnet war, verloren. „Einmal," ſagte er, „erbarmte ſich Gott meiner und ſchickte mir eine Schildkröte in den Weg. Ich betrachtete ſie mit Staunen und Entzücken; obſchon ich aber recht gut wußte, daß ſie mich, wenn ich ihr langſam folgte, zu einem lebendigen Waſſer führen würde, ſo erlaubten mir doch mein Hunger und Durſt keinen Augenblick des Verzuges: ich hieb das Thier mit einem Schlage meiner Art entzwei und verzehrte es dann mit wüthender Gier. Nach wenigen Augenblicken war nichts als die nackte Schale übrig. O Herr, wie dankte ich Gott für dieſes Labſal! Ich fühlte mich wie neu geboren. Am Fuß einer Fichte ſitzend, blickte ich zum Himmel auf; ich gedachte meines armen Weibes und meiner Kinder; ich wiederholte meine brünſtigen Dankſagungen, und mein Vertrauen wurde wieder ſo lebendig in mir, daß ich ſo gut als überzeugt war, ich würde den verlorenen Weg und mein Haus wiederfinden."

Der Verirrte blieb die ganze Nacht über am Fuße des Baumes, unter welchem er ſeine Mahlzeit gehalten hatte. Von einem tüchtigen Schlaf erquickt, trat er die beſchwerliche Wanderung wieder an. Die Sonne zeigte ſich in ihrer ganzen Pracht; der Holzfäller folgte der Richtung des Schattens; aber auch dieſes Mal konnte ſein Auge nur fremde Gegenſtände erſpähen. Schon war er der Verzweiflung wieder nahe, als er plötzlich eine im Graſe kauernde Ratte bemerkte. Mit ſtürmiſcher Eile ſchwang er ſeine Art und traf das arme Thier ſo gut, daß es augenblicklich verendete; dann verzehrte er es halb mit Haut und Haaren, wie er mit der Schildkröte gethan, und nun ging es wieder rüſtiger vorwärts in dem endloſen Labyrinthe.

Tage folgten auf Tage, Wochen auf Wochen. Der unglückliche Holzfäller nährte ſich bald von rohem Palmkohl, bald von Fröſchen und Schlangen; Alles, was ihm auf der grauenvollen Wanderung in den Wurf kam, fand er von köſtlichem Geſchmack; nachgerade wurde er jedoch ſo abgezehrt

und elend, daß es ihm große Anstrengung kostete, sich vorwärts zu schleppen. Vierzig Tage waren nach seiner Rechnung verflossen, als er endlich an das Ufer des Flusses kam. Seine Kleider fielen ihm zerfetzt vom Leibe; seine Art war verrostet; das Haar hing ihm besudelt und furchtbar verworren ins Gesicht; der ganze Körper glich einem mit Pergament überkleideten Skelette. Er hatte sich auf den Sand am Ufer ausgestreckt, um zu sterben, als er plötzlich in seinen Fieberträumen die Ruderschläge eines Fahrzeugs zu hören glaubte. Er lauschte; aber dieser trostreiche Laut erstarb in der Ferne — war es wieder nur ein Traum, die letzte Täuschung seiner Hoffnung? Der Unglückliche versank wieder in halbe Bewußtlosigkeit, als ein neues Plätschern von Rudern, dieses Mal kein Gaukelspiel seiner kranken Phantasie, ihn weckte. Er horchte mit solcher Spannung, daß der Flug des kleinsten Insektes ihm kaum entgangen wäre — bald mischten sich menschliche Stimmen in den Takt der Ruder — das Herz des armen Verirrten hüpfte vor Freude; es gelang ihm, sich aufzuraffen. Gottes Auge sah den Unglücklichen, als er an dem breiten, im Sonnenstrahl flimmernden Strome kniete, und bald sollten ihn auch Menschen-Augen sehen; denn das Fahrzeug kam, nachdem es ein mit Buschholz bewachsenes Vorgebirge umsteuert hatte, wirklich zum Vorschein und ruderte rüstig vorwärts. Der Verirrte stieß einen schwachen Schrei aus, einen Schrei freudigen Schreckens. Die Ruderer hielten an und schauten sich um. Ein anderer Schrei dringt ihnen zu Ohren, und jetzt erblicken sie den Rufenden. Das Fahrzeug steuert nach dem Ufer; das Herz des Verirrten klopft hörbar; sein Auge trübt sich; der Kopf schwindelt ihm; seine keuchende Brust schwillt hoch an. Das Fahrzeug landet, wird ans Ufer gehakt; der Verirrte ist wiedergefunden!

Dies ist keine Erdichtung — ich habe eine reiche Thatsache erzählt, die ein Romanschreiber vielleicht ausgeschmückt hätte, obschon sie im schlichten Gewande der Wahrheit sicherlich größeren Werth hat. Ich habe sie vier Jahre nach dem traurigen Ereigniß und zwar in der Hütte des nämlichen Holzfällers niedergeschrieben. Sein Weib und seine Kinder waren zugegen; und ich werde immer der Thränen gedenken, die ihren Augen entquellen, als sie diese rührende Geschichte, vielleicht schon zum zwanzigsten Male, mit anhörten. Ich bemerke nur noch, daß der Wald, in welchen der schwer geprüfte Mann sich begab, höchstens acht englische Meilen, der Fluß aber, an dessen Ufer man ihn fand, volle achtunddreißig Meilen von seiner Wohnung entfernt ist! Be-

rechnen wir seine Wanderung nur auf zehn englische Meilen täglich, so können wir daraus schließen, daß er in Allem wenigstens 400 Englische (90 Deutsche) Meilen durchirrt haben müsse. Er muß also, wie es unter solchen Umständen zu geschehen pflegt, beständig im Kreise umhergelaufen sein. Nur die ungewöhnliche Stärke seiner Constitution und der erbarmende Beistand Gottes hatten es ihm möglich gemacht, eine solche Probe zu bestehen.

3.

Der Waldbrand.

Wie groß war das Vergnügen, womit ich oft beim knisternden Feuer einer einsamen Waldhütte saß, wenn ich, von dem schneidenden Hauche des Nordost erstarrt, den tiefen Schnee, der die ganze Gegend wie ein Leichentuch überdeckte, mühselig durchwandert hatte! Die gute zärtliche Mutter lullt ihren Säugling unter Liebkosungen in den Schlaf, während rüstige und frische Kinder den von der Jagd heimgekehrten Vater umgeben, der das erlegte Wild auf den rauhen Fußboden niederlegt. Ein gewaltiger knorriger Klotz, den man nicht ohne Anstrengung ins Kamin geschoben, wirft den prächtigen anmuthig flatternden Schein seiner Flamme auf die glückliche Familie. Die Hunde des Jägers lecken schon an den kleinen halb geschmolzenen Eiszäckchen, die auf ihrem gesträubten Haar wie Diamanten schillern, und ein träger Kater, der nur in warmer Zimmerluft sein Behagen findet, fährt mit den gepelzten Pfoten dann und wann gravitätisch über beide Ohren, oder säubert mit der etwas rauhen Zunge sein glänzend schwarzes natürliches Kleid.

Welchen Genuß hat es mir oft gewährt, unter dem Dach einer solchen Hütte und von Menschen, die leider! viel weniger Mittel als guten Willen haben, mit patriarchalischer Gastfreiheit empfangen zu werden! Ich plauderte mit meinen Wirthen über alle Gegenstände, die mich interessirten, und sie gaben mir, wenn unser frugales, aber reinliches Mahl eingenommen war, volle willkommene Belehrung. Zum Schlusse langte die Mutter das Buch

der Bücher vom Simse und ermahnte ihre Kleinen sanft zur Aufmerksamkeit, während der Vater ein Kapitel mit lauter Stimme verlas. Dann sprach man ein einfaches herzliches Gebet und wünschte allen seinen Lieben in der Nähe und Ferne eine glückliche Nacht. Ich streckte meine müden Glieder auf einer Büffelhaut aus, und der Pelz eines ungeheuren Bären diente mir als Decke. Welche angenehmen Träume! Geschirmt vor dem Unwetter draußen und vor jeder Gefahr, träumte ich von dem väterlichen Hause; ich träumte, daß ich glücklich sei!

Besonders interessant war mir ein Tag, den ich in der Provinz Maine in einer ähnlichen Hütte zubrachte. Am frühen Morgen — ich war des Abends vorher eingekehrt — fiel der Regen in solchen Strömen herab, und mein freundlicher Wirth bat mich so dringend, zu bleiben, daß ich seinem Anerbieten gern Folge leistete. Nachdem wir das Frühstück eingenommen hatten, ging es an die Arbeiten des Tages; die Spinnräder der Frauen schnurrten, von zwei Kindern des Hauswirths nahm das eine sein geographisches Lehrbuch hervor, während das andere mit der Lösung eines Rechnungs-Exempels sich plagte; in einer Ecke des Zimmers träumten die Hunde von der Jagd, und dem Kamine näher machte die Katze jenes eigenthümliche Geräusch, das so gut in die Musik der Spinnräder einklingt. Mein Wirth und ich, wir setzten uns Jeder auf einen Stuhl ohne Lehne und überließen der Frau alle Geschäfte des Hauses.

„Packe dich weg von hier, Hinz," rief die gute Wirthin; „du hast mir schon gestern Abend den Regen von heute Morgen prophezeit, und jetzt befürchte ich, das fatale Spiel deiner Pfoten bedeutet noch Schlimmeres." Meister Hinz gehorchte; er sprang auf ein Bett, kugelte sich zusammen und erwartete hier mit mehr Ruhe den Schlaf. Ich fragte meinen Wirth, was seine Ehehälfte mit den letzten Worten gemeint habe; er antwortete: „Meine Frau hat von Zeit zu Zeit gar sonderbare Ideen; sie glaubt, daß Thiere weissagen können; was sie aber jetzt eben zur Katze gesagt, war eine Anspielung auf den Brand der Wälder, die uns umgeben. Obschon dieses Ereigniß bereits mehrere Jahre alt ist, so zittert sie doch noch bei der Erinnerung, als wäre es erst gestern passirt."

Ich hatte schon von dem Brande erzählen hören, auf welchen mein Wirth anspielte, und war jetzt neugierig, etwas Näheres über jene Katastrophe zu

erfahren. Mein Wirth zeigte sich sehr bereit, meinen Wunsch zu erfüllen, und begann die Erzählung ungefähr in folgender Art:

„Es sind nun 25 Jahre her, daß fast alle Lerchenbäume unserer Gegend, die wir Hackmitack-Bäume nennen, von Insekten zerfressen wurden. Dieses Schicksal traf dann auch einen Theil der übrigen Nadelhölzer, und in wenigen Jahren fielen die Fichten, Tannen und Lerchenbäume abgestorben nieder und bedeckten die Erde mit ihren verschlungenen Zweigen. Das Nadelholz ist wegen seiner harzigen Natur ohnehin leicht entzündlich, und um so mehr, wenn es verdorrt auf ganzen Schichten von Laub und anderen Vegetabilien liegt, daher die Feuersbrunst — — —"

Ich unterbrach hier den Erzähler mit der Bitte, mir die Insekten zu beschreiben, die eine so greuliche Verwüstung angerichtet.

„Es waren," so sagte er, „eine Art von Raupen, sieben bis acht Zoll lang und so grün, wie das Laub, das sie verzehrten. — Ich muß noch bemerken, daß in den meisten Kantonen, wo das Feuer gewüthet hat, schon jetzt ein neuer Wald heranwächst, der nur aus hartholzigen Bäumen besteht; denn so nennen wir Alles, was nicht Nadelholz ist. Ich habe immer bemerkt, daß überall, wo der Urwald zerstört worden ist, sei es nun durch Axt, Orkan oder Feuer, ein anderer Wald von verschiedener Art an seine Stelle tritt —"

Hier unterbrach ich meinen Wirth von neuem, indem ich ihn fragte, ob er die erste Ursache des Waldbrandes kannte.

„O!" versetzte er, „darüber ist man verschiedener Meinung. Einige geben das Unglück den Indianern Schuld, die auf solche barbarische Weise entweder an ihren Feinden, den „Bleichgesichtern," Rache nehmen oder das Jagen sich leichter machen wollten. Ich für meinen Theil erkläre mir die Sache anders; meine vieljährigen Erfahrungen als Waldbewohner haben mich öfter auf den Gedanken gebracht, das Feuer könne wohl schon dadurch entstehen, wenn ein verdorrter Baumstamm gegen seinen Nachbar fällt; denn es bedarf ja nur der Reibung dieser beiden harzigen Körper, um eine Flamme zu erzeugen. Die dürren Blätter am Boden sind natürlicher Weise bald entzündet, dann kommen die Zweige und kleinen Aeste an die Reihe, und so verbreitet sich die Brunst mit einem Wüthen, dem nur Gott steuern kann."

„Von dem Sturmwinde begünstigt, nahte das zerstörende Element den

Hütten der Waldbewohner bisweilen mit so reißender Schnelligkeit, daß Hunderte von Familien urplötzlich fliehen und ihre ganze Habe zurücklassen mußten; ja, Einige der erschreckenen Flüchtlinge wurden noch von den Flammen eingeholt und mußten elend verbrennen."

Mein Wirth redete noch, als ein Windstoß durch's Kamin eindrang und die Stube momentan sehr stark erhellte. Die Frauen eilten vor Schrecken nach der Thür, weil sie sich schon einbildeten, der Wald habe Feuer gefangen; aber sie erholten sich bald von ihrem Schrecken, weil der gewaltsamen Luftströmung keine zweite folgte.

„Arme Weiber!" sagte mein Wirth; „was ich eben erzählt, hat ihre Befürchtungen wieder geweckt; sie gedenken des Tages, als die große Feuersbrunst uns Alle aus unserem Hause trieb."

Er hatte meine Neugier gereizt, und ich bat ihn, mir die näheren Umstände dieser unheilvollen Katastrophe zu erzählen.

„Wenn Prudence und Polly" — so sprach er mit einem Blicke auf Weib und älteste Tochter — „mir versprechen wollen, ruhig sitzen zu bleiben, gesetzt auch, es käme wieder solch ein Sturm den Kamin herunter, so werde ich Ihnen gleich willfahren." Dann fuhr er fort:

„Wir waren eine Nacht in unserer damaligen Hütte, die ungefähr eine halbe Stunde Weges von der gegenwärtigen entfernt stand, eingeschlafen, als das Wiehern unserer Pferde und das Brüllen unseres Viehes im Walde uns wenige Stunden vor Tagesanbruch weckten. Ich nahm einen Karabiner und ging vor die Thür, um zu erfahren, welches Raubthier den Alarm verursachte. Meine Pferde sprangen unter furchtsamen Gewieher hin und her, und die Ochsen und Kühe rannten mit aufgerichteten Schwänzen nach allen Richtungen. Indem ich um das Haus herumging hörte ich deutlich das Knistern der brennenden Sträucher und sah, wie die Flamme sich uns entgegenwälzte. Ich eilte schnell wieder hinein, und hieß meine Frau, sich selbst und unser Kind ankleiden, auch unsere geringe Baarschaft zu sich stecken, derweil ich die zwei besten Pferde anhalten und satteln wollte. Alles dies war bald geschehen; denn ich fühlte, daß die Augenblicke kostbar wurden."

„Wir saßen auf und entfernten uns von den Flammen. Meine Frau, eine vortreffliche Reiterin, folgte dicht hinter mir. Ich nahm unsere älteste Tochter, damals noch ein ganz kleines Mädchen, in den einen Arm. Auf

der Flucht ſchauten wir öfter um uns und erkannten, daß das entſetzliche Feuer auf unſeren Ferſen war; es hatte das Haus ſchon erreicht."

„Zum Glücke war ein Waldhorn an meinen Jagdrock befeſtigt; ich ſtieß mit aller Kraft meiner Lungen in daſſelbe, um unſer Vieh und unſere Hunde wo möglich, zuſammenzurufen. Das Vieh folgte uns auch wirklich eine Zeitlang nach; aber es war noch keine Stunde verfloſſen, als ſämmtliche Ochſen und Kühe plötzlich wie raſend ins Gehölz rannten: ich habe nie wieder etwas von ihnen gehört. Selbſt meine ſonſt ſo gelehrigen Hunde wurden dieſes Mal für meine Stimme taub und ſtürzten ſich auf die Heerden der Damhirſche, welche vor uns her flohen, um dem Feuertode zu entrinnen."

„Wir hörten von Zeit zu Zeit die Hörner unſerer Nachbarn und ſchloſſen daraus, daß ſie in gleicher Gefahr waren. Der Muth verließ mich nicht, und feſt entſchloſſen, für unſere Rettung Alles zu thun, gedachte ich eines ziemlich großen, ein paar engliſche Meilen entfernten See's, deſſen Gewäſſer den Gang der Flamme aufhalten konnten. Ich bat meine Frau, ihr Pferd mit der Peitſche recht anzutreiben, und ſo ſprengten wir mit verhängtem Zügel, dem Lauf unſerer Roſſe nur dann Einhalt thuend, wenn allzu bedeutende Hinderniſſe im Wege lagen; denn von Zeit zu Zeit häuften ſich die gefallenen Bäume und die verdorrten Sträucher vor uns, als hätte man ſie abſichtlich hingeworfen, um dem fürchterlichen wirbelnden Feuerſtrom, der uns verfolgte, neue Nahrung zu geben."

„Schon fühlten wir die Gluth; unſere Pferde konnten ſtürzen; ein heftiger Wind wehte über unſeren Häuptern, und der durch die ganze Atmoſphäre zitternde Flammenſchein verdunkelte die Helle des Tages; ich verſpürte einige Mattigkeit und ſah die Blüſſe auf den Lippen meiner Frau, während das Geſicht unſerer kleinen Tochter wegen ſeiner unnatürlichen Röthe unſere Bangigkeit noch vermehrte. Zehn engliſche Meilen Weges ſind auf raſchen Pferden bald zurückgelegt; als wir aber zum See gelangt waren, fühlten wir uns kraftlos und mit Schweiß bedeckt. Der heiße Rauch wurde faſt unerträglich, und bisweilen rollten Flammenwirbel über uns, die einen unbeſchreiblichen Effekt machten. Endlich ans Ufer gelangt, ſuchten wir eine vor dem Winde geſchützte Stelle; wir ließen unſere Pferde laufen, wohin ihr Inſtinkt ſie treiben mochte, tauchten im Röhricht unter und hielten uns krumm darinnen. Wir hatten nur noch eine ſchwache Hoffnung, von der

Flamme verſchont zu bleiben; aber das Waſſer wirkte erfriſchend und beruhigend."

„Die Feuersbrunſt griff unterdeß immer weiter um ſich und verzehrte Alles, was in ihr Bereich kam — Gott bewahre uns vor einem ähnlichen Erlebniſſe dieſer Art! Selbſt der Himmel hatte einen fürchterlichen Anblick; er zeigte unſeren Blicken nur eine unermeßliche rothe Wölbung, an welcher ſchwarze Rauchwolken wie böſe Geiſter hin- und herfuhren. Unſer Körper labte ſich an der Friſche des See's; aber unſere Köpfe waren wie glühend, und das Kind fing an, ſo jämmerlich zu weinen, daß uns die Bruſt zerſprengen wollte."

„Der ſchreckliche Tag verging, und wir fühlten bitteren Hunger. Wild und Raubthiere ſchwammen öfter an uns vorüber, und andere verweilten in unſerer Nähe, ohne ſich um unſere Nachbarſchaft zu kümmern. Ich hatte eine Flinte bei mir, und es gelang mir, trotz meiner Schwäche, ein Stachelſchwein zu ſchießen, deſſen Fleiſch wir dann zu genießen verſuchten. Ich weiß Ihnen nicht zu ſagen, wie dieſe Nacht vorüberging. Die Feuersbrunſt bedeckte das Land weithin mit ihren rauchenden Trümmern, und die Bäume brannten eine Zeit lang aufrecht ſtehend, wie Feuerſäulen, oder ſie fielen, einander kreuzend, nieder. Plötzlich umgab uns ein ſchwarzer, den Athem beengender Rauch, und gleich darauf fiel ein Regen von Aſche auf uns herab. Ich wiederhole es — ich kann dieſe Nacht nicht beſchreiben; ſie hat nur eine ſchreckende Erinnerung in meinem Gedächtniß zurückgelaſſen."

Hier hielt mein Wirth inne und that einen tiefen Athemzug, als hätte die Erzählung ihn ſehr angegriffen. Seine Frau brachte uns eine Kanne Milch zur Erfriſchung; dann gab mir der wackere Mann das Ende ſeiner Erzählung:

„Gegen Morgen," ſagte er, „war die Hitze zwar noch nicht vermindert, aber der Rauch hatte ſich wenigſtens verdünnt, und friſche Luft drang ſtoßweiſe bis zu uns. Als der Tag erſchien, war die ganze Natur ſtill, der Rauch verſchwand langſam, aber merklich, und ſein abſcheulicher Geruch fiel uns am beſchwerlichſten. Die Friſche des Waſſers wurde jetzt ſchon weniger angenehm; wir zitterten wie Fieberkranke. Endlich verließen wir den See und näherten uns einem brennenden Fichtenſtamm, um uns wieder zu erwärmen. Was ſollte aus uns werden? Dieſer Gedanke war nach unſerer Rettung der

erſte. Mein Weib drückte das Kind an ihren Buſen und weinte bitterlich. Auch vom Hunger wurden wir noch gequält; allein wir konnten ihn jetzt leichter ſtillen. Mehrere in den See geflohene Damhirſche ließen ihre Köpfe ſehen; ich ſchoß einen derſelben, und wir brieten ſogleich ein Viertel davon, nach deſſen Genuſſe wir uns ſehr geſtärkt fühlten."

„Das Land brannte immer noch an verſchiedenen Orten, und es war ein gefährliches Wagniß, zwiſchen den halb verkohlten Bäumen zu gehen. Indeß erloſch der Feuerſchein immer mehr in der Ferne, und nachdem wir ein paar Stunden geruht hatten, machten wir uns auf den Marſch. Wir irrten zwei Tage und zwei Nächte über Erde und Felſen, immer den Pfaden ausweichend, wo die Brunſt noch am Boden glühte, bis wir die vom Feuer verſchont gebliebenen harten Wälder erreicht hatten. Wir ſtiegen in einem Hauſe ab, wo man uns freundlich aufnahm. Seit jener Zeit habe ich wacker gearbeitet, mein werther Herr; aber, Gott ſei Dank! wir ſind jetzt hier in Sicherheit, glücklich und wohlbehalten!"

Nach Audubon.

Das Eis.

Das Waſſer bedeckt als Meer beinahe drei Viertheile der Oberfläche der Erde; in Flüſſen durchſtrömt es das feſte Land in allen Richtungen; es ſteigt in die Luft, bildet Wolken, und fällt als Regen wieder auf die Erde zurück; das Waſſer iſt die Hauptbedingung für das Leben der Pflanzen und einer Menge von Thieren, und eine wichtige Bedingung für das Daſein der meiſten übrigen Thiere; es iſt vielleicht unter allen Naturkörpern derjenige der die größte Rolle ſpielt. Hier aber ſoll nur von dem Waſſer in einem gewiſſen Zuſtande die Rede ſein, von dem Waſſer in der Geſtalt eines feſten Körpers, als Eis.

In dem Theile der Erdkugel, welcher zwiſchen den Wendekreiſen liegt, kennt man, mit Ausnahme der höchſten Berge, das Waſſer nicht in dieſer Geſtalt. Den Eingebornen jener Gegenden der Erde ſcheint es eben ſo wunderbar, ſich Waſſer als einen feſten Körper, wie uns, Queckſilber als ein Me-

tall zu denken, das gehämmert werden kann, wie es sich unter starken Kältegraden in den Polargegenden zeigt; ja jenes ist für die Bewohner des heißen Erdgürtels noch wunderbarer, indem es hier sich um einen flüssigen Körper handelt, der in so großen Massen vorhanden ist. Das Eis ist daher von jeher ein Wunder für diejenigen gewesen, welche aus jenem Erdgürtel in kältere Länder gereist sind, oder welche in ihrem Vaterlande es in geringer Masse durch künstliche Kälte haben hervorbringen sehen.

Obgleich es indessen Regel ist, daß die ebenen Gegenden in dem heißen Erdgürtel kein Eis erzeugen, so giebt es doch einige bemerkenswerthe Ausnahmen. Als Kapitain Klapperton auf seiner Reise im Innern Afrika's sich an der westlichen Gränze des Staates Bornu aufhielt, fand er im December eines Morgens das Wasser in den Gefäßen gefroren, die Ledersäcke so steif wie ein Brett, und die Kameele vor Kälte zitternd. Und doch fand dieses in dem Lande Statt, welches die größte mittlere und den höchsten Grad der Wärme überhaupt besitzt, welche wir nach regelmäßigen und sichern Beobachtungen kennen. Die mittlere Wärme des wärmsten Monats ist 27 Grad und im Schatten beobachteten die Reisenden 31 Grad Reaumur. Die Lage in dem Innern eines großen Festlandes und die starke Abkühlung der großen Fläche, die Nordafrika darbietet, verursachen, daß die Wärme hier so bedeutend zu der Zeit abnimmt, wann die Sonne über der entgegengesetzten Halbkugel steht.

Bis auf einige solche seltene Ausnahmen aber ist Eis in den niederen Gegenden des heißen Erdgürtels unbekannt: man kann sogar zu einer sehr bedeutenden Höhe hinaufsteigen, ohne Eis zu treffen, weil die Jahreszeiten hier so wenig von einander unterschieden sind. In Santa Fé de Bogota und in Quito, welche 8—9000 Fuß über dem Meere liegen, sinkt das Thermometer nicht bis auf den Gefrierpunkt. In den Hochgebirgen, wo das Thermometer unter den Gefrierpunkt sinkt, bildet sich wohl Schnee, der das ganze Jahr hindurch liegen bleibt: aber die Bildung des Eises ist nicht bedeutend, weil die Wärmeverhältnisse so beständig sind und daher das abwechselnde Aufthauen und Schmelzen des Schnee's seltener erfolgt.

Zwischen den Wendekreisen und etwas außerhalb derselben gehört der Schnee zu den seltneren Naturerscheinungen; in Canton ereignet es sich bisweilen, daß das Wasser auf den flachen Dächern gefriert; dasselbe gilt von

Tunis. In den südlichsten Theilen Europa's, z. B. Palermo, Neapel, Lissabon, gefrieren kleine Wasserstellen wohl an einzelnen Tagen des Winters, doch die Milde des Tages thauet sie fast immer wieder auf, und selten währt der Frost länger als 24 Stunden. Die Winterkälte, und hiermit das Erscheinen des Eises, nimmt zwar in dem südlichen Europa gegen Norden zu, hauptsächlich in der Türkei und in der Lombardischen Ebene, aber erst in den hohen Gebirgmassen, welche den Süden vom Norden trennen, erhält das Gebiet des Eises einige bedeutendere Ausdehnung; hier spielt es, besonders in den Alpen, Europa's höchster Bergkette, eine bedeutende Rolle in der Gestalt der Gletscher.

Da die Schneelinie auf den Alpen eine Höhe von 8600 Fuß erreicht und diese selbst in manchen Spitzen zu 10—12,000, in einigen zu 14—15,000 Fuß aufsteigen, so bilden sich dort über der Schneelinie ungeheuer große, nie aufthauende Schneemassen. Diese Schneemassen (Schneegründe) sind von einem Gebräme umgeben, welches ein Mittelding zwischen Schnee und Eis ist, nämlich Schnee, von dem durch die Wirkung der Sonne geschmolzenen Schneewasser durchdrungen und dadurch in einen harten, jedoch undurchsichtigen Körper (Firn) verwandelt. Von diesem Gebräme gehen in die Thäler und Klüfte, gleich breiten erstarrten Wasserströmen, zwischen die Thalwände oder Felsen zusammengedrängte Eismassen aus. Diese nennen wir Gletscher, Eisberge, (in Island Jökler). Der Schneegrund breitet gleichsam überall seine Arme aus und sendet sie bis zu einer bedeutenden Tiefe herab; in der Schweiz, Tyrol, Savoyen und der Dauphiné gehen diese Gletscher bis zu 3000 Fuß über dem Meere herab und gewähren mitten im Sommer den Erstaunen erregenden Anblick von ungeheueren Eismassen in derselben Höhe und ganz nahe bei Kornäckern und Fruchtgärten. Die Gegenden, welche besonders reich sind an Gletschern, sind: der Montblanc, welcher 20—30 Gletscher aussendet, das Berner Oberland, Graubünden und Tyrol. Man nimmt in der Alpenmasse im Ganzen 5—600 Gletscher an, welche einen Flächenraum von über 60 Quadratmeilen einnehmen. Viele haben eine Ausdehnung von mehreren Meilen und die Breite einer Viertelmeile.

Die Oberfläche des Gletschers und seine Abdachung hängt hauptsächlich von dem Erdboden ab, worauf derselbe ruht: ist dieser eben, so ist der Gletscher es auch, und bildet dann eine Art von Eismeer, wie das mer de glace

unter dem Montblanc; bildet der Boden, wie es im Allgemeinen der Fall ist, eine schräge Fläche, so ist der Gletscher auch schräge, voll von Rissen und uneben; ist die Abdachung sehr stark, so zeigt sich eine regellose Zusammenhäufung von Eisstücken, die bisweilen sich zu Pyramiden aufthürmen. Unten bildet der Fuß des Gletschers nicht nur einen steilen Abgrund, sondern zeigt auch große Eisgewölbe über der Erdoberfläche. Je tiefer man hinunter kommt, jemehr verdient der Gletscher den Namen des Eises, denn desto durchsichtiger und blauer ist er. Die untersten Wölbungen haben die schönste azurblaue Farbe; aber auch auf den Abhängen sind die Klüfte und aufgethürmten Eisstücke oft von der schönsten blauen Farbe, hauptsächlich, wenn sie frei von Schnee sind, und gewähren auch hier in der Ferne eine der schönsten Naturerscheinungen: das bläuliche Eis, welches zwischen den schwarzen Felsen hängt, und daneben die dunkeln Fichten- und Tannen-, oder die hellgrünen Birkenwälder.

Aber wie kann der Gletscher sich das ganze Jahr auf einer so niedrigen Höhe erhalten, wo das Korn reift und wo die starke Sommerwärme des Thales unaufhörlich das Eis schmelzt? Dadurch, daß die Eismasse beständig herabsinkt und so dasjenige, was von unten durch Fortschmelzen verloren geht, von oben durch die großen Schneegründe ersetzt wird, von welchen die Gletscher, so zu sagen, genährt werden. Daß die Gletscher wirklich in fortwährender, obgleich langsamer, Bewegung sind, davon hat man sich hinreichend überzeugt, indem man zu verschiedenen Zeiten die Lage eines gewissen Punktes gegen die anstoßende Bergseite beobachtete. Bei diesem Niedersinken fallen Erde, Steine, ja sogar große Felsenstücke, welche von den höheren Bergen und Felsen losgerissen werden, auf die Oberfläche des Gletschers nieder und werden mit diesem in das Thal hinabgeführt.

Ueber die Ursache dieses Niedergleitens der Gletscher ist man noch nicht völlig einig. Sauſſure's Erklärung scheint die einfachste und wahrscheinlichste. Durch die innere Wärme der Erde thaut in dem unteren Theile des Gletschers das Eis auf, und dieser wird hier ausgehöhlt. Durch die Schwere sinkt das Eis, es bricht, und dies bewirkt wieder, daß die obern Theile an der schrägen Fläche heruntergleiten.

An den Seiten des Gletschers und an seinem Fuße bilden sich Wälle oder Dämme von Erde, Kies, Steinen und Felsstücken — Eiszäune (Je-

kulszäune, Moraines,) ſie können die Höhe von 50 Fuß und darüber erreichen, und ſind, wenn ſie lange gelegen haben, mit Kräutern und Bäumen bewachſen. Sie entſtehen aus dem Gerölle und der Erde, welche der Gletſcher während ſeines Niedergleitens mit ſich führt.

Die Bewohner der Alpen verſichern von dem Gletſcher, daß derſelbe alle fremde Körper ausſchieſe, daß er in ſeinem Innern durchaus nichts Fremdartiges aufnimmt. Fällt in eine Spalte des Gletſchers ein Stein hinein, welcher den Boden deſſelben nicht erreicht, ſo gelangt er nach einiger Zeit weiter unten auf die Oberfläche des Gletſchers; fällt eine Geis in eine ſolche Kluft, ſo kommen nach einiger Zeit ihre Knochen weiter unten auf der Oberfläche des Gletſchers zum Vorſchein. Die einfachſte Erklärung hiervon iſt, daß der Gletſcher auf der Oberfläche ſchmilzt, und um ſo mehr, je tiefer er hinunterrückt: der Körper, welcher oben unter der Oberfläche lag, erſcheint alſo weiter unten auf derſelben. Daher ſieht man auch bisweilen Felſenſtücke auf der Spitze einer Eispyramide liegen. Nur wenn der fremde Körper zwiſchen einer Spalte ganz auf den Grund fällt, gelangt derſelbe nicht auf die Oberfläche, ſondern kommt erſt am Fuße des Gletſchers hervor.

Jedem Gletſcher entſtrömt ein Fluß, der das ganze Jahr hindurch ſein Waſſer aufnimmt, dieſes Waſſer iſt milchfarbig. Ein Fluß von dieſer Farbe verräth in weiter Entfernung das Daſein eines Gletſchers. Man bemerkt es, wo ſich das milchfarbene Waſſer der Arve mit dem blauen der Rhone vermiſcht, wo die weiße Adda ſich in den Comerſee ergießt. Das trübe, ſchlammige Ausſehen des Waſſers rührt von den aufgelöſten Bergmaſſen, hauptſächlich Thonarten, her.

Der Fuß des Gletſchers iſt veränderlich, er rückt bald vor, bald zurück. Das Erſte ſchließt man aus Nachrichten von Feldern und Höfen, welche früher dort gelegen haben, wo jetzt ein Gletſcher liegt: das Letztere ſieht man an den Eiszäunen, welche ſich in beträchtlicher Entfernung von dem Fuße des Gletſchers befinden. Die verſchiedene Witterung der Jahre iſt wohl die Urſache dieſer Erſcheinung; eine Reihe von warmen, trocknen Sommern verkleinert den Gletſcher, eine Reihe kalter und feuchter bringt ihn zum Vorrücken.

Die Pyrenäen und Karpathen bieten nur ſchwache Spuren von Gletſchern dar: hier fehlt es an dem nöthigen Schneegrunde, ſie zu nähren, da

dieſe Gebirge ſich nicht, oder doch nur wenig, über die Schneelinie erheben. Aus demſelben Grunde haben die mitteleuropäiſchen und die brittiſchen Gebirge keine Gletſcher. Erſt auf der Weſtſeite Norwegens, im Stifte Bergen, zeigen ſie ſich wieder. Es iſt die große Schneemaſſe des Folgefonds und des Juſtethals, welche die Gletſcher in die Thäler hinabſendet, die hinſichtlich der Schönheit und Größe mit den ſchweizeriſchen verglichen werden können, gegen 800 — 1000 Fuß über dem Meer hinabgehen und auch hier in gleicher Höhe mit den Kornfeldern und Häuſern liegen. Die Oſtſeite der ſkandinaviſchen Gebirge hingegen hat keine Gletſcher. Im ſüdlichen Lappland aber treten ſie häufig aus den großen Schneemaſſen des Sulitelma hervor und gehen hier ſo tief hinab, daß ſie die Fläche des Meeres erreichen. Island iſt hauptſächlich reich an Jöklern, welche denſelben Anblick wie die Gletſcher der Alpen gewähren. Daſſelbe gilt von Spitzbergen, Grönland und den vielen Inſeln, welche im Weſten und Nordweſten vor Grönland liegen. Hier, wie in Island und Lappland, gehen ſie bis an das Meer hinab.

Jetzt ſind wir zu einem Theile des Erdballs gekommen, wo das Eis in anderer Hinſicht eine außerordentlich große Rolle ſpielt. Wir ſind jetzt da, wo das Meer gefriert und wo das Eis in ſeinen verſchiedenen Formen in demſelben umherſchwimmt: bald als Treibeis in kleineren unzuſammenhängenden Stücken; bald aufgehäuft, wenn dieſe Stücke zuſammengefroren und vereint ſind; bald als große Eisfelder in einer Ausdehnung von mehreren, ja zu 20—30 Meilen, die entweder eine vollkommen ebene Oberfläche, oder hier und da Erhöhungen haben, und welche während der größten Zeit des Jahres mit Schnee bedeckt ſind, in der wärmſten Zeit aber, wenn der Schnee ſchmilzt, ausgedehnte Seen und ſtrömende Flüſſe auf ihrer Oberfläche darbieten; bald endlich als Eisberge, große Maſſen von 100—200 Fuß Höhe, welche als bewegliche Berge auf dem Waſſer ſchwimmen. Die drei zuerſt genannten Formen rühren größtentheils von der gefrornen Oberfläche des Meeres her, die Eisberge hingegen verdanken dem Landeiſe ihren Urſprung. Die zum Meere hinabgleitenden Gletſcher hängen, weil ſie von unten auf ſchmelzen, über das Meer hinaus und fallen in großen Maſſen in das Waſſer hinab („ſie kalben.“) Wenn das Meer an der Küſte zugefroren iſt, ſo treten die Gletſcher ſelbſt auf das Meereis hinaus; wenn dieſes aber ſich ſpäter auflöſt, werden die aufgethürmten Maſſen als Eisberge fortgeführt.

Hauptsächlich in der Davidsstraße, in der Baffinsbay und in dem Polarmeere, nördlich von Nordamerika, spielen die Eisberge eine so große Rolle und werden von der Strömung längs der Küsten Grönlands hingeführt. In dem Meere zwischen Ostgrönland und Spitzbergen sind sie nicht so häufig oder groß, wogegen hier die ungeheueren Eisfelder ihre rechte Heimath haben. Die Ursache liegt ohne Zweifel darin, daß es hier nicht, wie dort, viele gebirgige Küsten giebt, welche Gletscher aussenden können.

Wie gefährlich diese Eisfelder und Eisberge für die Schifffahrt sind, ist leicht zu begreifen; sie stoßen mit außerordentlicher Gewalt zusammen und können die Schiffe, welche zwischen sie gerathen, zermalmen und gänzlich zerstören; bei nebligem Wetter, welches dort häufig vorkommt, ist es schwierig, sie in gehöriger Entfernung zu bemerken, um sich vor ihnen zu hüten; hiezu kommt noch, daß sie oft unter dem Wasser einen Fuß haben, welcher sich weiter erstreckt als derjenige Theil, der sich über die Wasserfläche erhebt, und wogegen das Schiff, wie auf den Grund, anstoßen kann. Jährlich werden mehrere Schiffe der Wallfischfänger in dem Meere bei Spitzbergen zertrümmert; die großen Gefahren, welchen Roß, Parry und Franklin auf ihren verschiedenen Reisen zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt ausgesetzt gewesen, sind bekannt genug; und daß diese Durchfahrt bis jetzt noch nicht geglückt, ist ohne Zweifel nur die Schuld des Eises. Eisberge und Eisfelder treiben in der Baffinsbay und Davidsstraße gegen Südosten, in dem Meere zwischen Grönland und Spitzbergen gegen Südwesten. Je nachdem sie in niedere Breiten kommen, thauen sie auf; im Allgemeinen gehen sie nicht südlicher, als bis zum 60sten Grade, im Jahr 1817 aber wurden sie bis zum 40sten Grade gesehen, welches allgemeine Verwunderung erregte.

Gegen Norden nimmt natürlicherweise ihre Menge und ihr Umfang zu, und man trifft sie zuletzt in solcher Menge, daß das Durchkommen unmöglich, oder das Eis wirklich fest ist. Diese Gränze des Eises aber ist natürlich veränderlich, nicht nur nach der Jahreszeit, sondern auch nach der verschiedenen Witterung der Jahre. Diese Gränze bildet daher eine gebogene Linie, indem sie auf einigen Stellen bis zu einer weit höheren Breite gelangt, als auf anderen. Im Norden der Behringsstraße ist man nicht weiter als bis zu 71½° gekommen (Beechey;) nördlich von der Mitte Nordamerika's bis zu 74° (Melville's Insel, Parry;) in der Baffinsbay im Allgemeinen

nur bis zu 74, 75°, einigemale bis zu 76, 77°, bei Nova-Semla bis zu 76, 77° (Barenz.) Außerhalb der Oſtküſte Grönlands liegt ein Wall von Eis bis ungefähr zum 60°. Hingegen bildet ſich zwiſchen dieſem und Spitzbergen ein großer Meerbuſen, der im Sommer ſchiffbar iſt, insgemein wenigſtens bis zum 80°. Scoresby gelangte bis zu 81½° und war damals Derjenige, welcher dem Nordpol am Nächſten gekommen. Aber Parry kam auf ſeiner Nordpolreiſe bis zu 82¼°. Als das Schiff nicht weiter fortkommen konnte, ging er mit der Mannſchaft in ein Boot, welches bald in der See benutzt, bald über die Eisfelder und das Treibeis gezogen wurde. Da er aber bei der Beobachtung der Mittagshöhe der Sonne ſich überzeugte, daß er, ungeachtet ſeiner großen und beſchwerlichen Tagereiſen gerade nach Norden, um mehrere Tage weiter nach Süden gekommen ſei, weil die Eisfelder, auf denen er wanderte, gegen Süden trieben, ſo mußte er den Verſuch aufgeben, zum Nordpol zu gelangen, von dem die Entfernung noch etwas über 100 Meilen betrug.

Lange Zeit glaubte man, daß das ſüdliche Polarmeer bedeutend kälter als das nördliche und daher reicher an Eis ſei; man vermuthete dies hauptſächlich deshalb, weil Cook mehrere Male ſchon beim 62—66° vom Eiſe aufgehalten wurde; doch kam er einmal bis zum 71° der Breite. Später fand Weddell das Waſſer noch auf 74½° der Breite ſchiffbar, alſo auf derſelben Breite, wie man es im Allgemeinen auf der nördlichen Halbkugel findet, wenn man die Bucht bei Spitzbergen ausnimmt.

Scheuw.

Die Schneeſtürme des Ruſſiſchen Winters.

Die Ruſſen haben hauptſächlich drei Arten derſelben unterſchieden und eigenthümliche Namen für ſie ausgeprägt. Es ſind dies die jedem Ruſſen geläufige Ausdrücke: Mjatjol, Sámet und Wjuga, die jeder ein ganz eigenes und charakteriſtiſch von den übrigen unterſchiedenes Schneegeſtöber bezeichnen. — Wir wollen der Reihe nach ihre Charakteriſtik verſuchen.

Das Wort Mjatjel bedeutet einfach so viel als Schneegestöber. Wir kennen diese Mjatjels in Deutschland auch. Es sind unsere Weihnachts-Schneegestöber, bei denen man sich ans Fenster stellt und dem unterhaltenden Spiel der fliegenden Flocken zusieht, — bei denen die Luft freilich auch stürmt und sich verfinstert, und bei denen man auch sich des sicheren Zimmers und des warmen Kamins herzlich freut, ohne indeß doch eben ängstliche Gebete für die Bekannten und Freunde, die draußen sein möchten, zum Himmel zu schicken. Es sind diese Mjatjels solche kleine Winterwetter-Störungen, die man eher die Würze des Winterlebens nennen könnte, da sie die Annehmlichkeiten des Lebens im Hause nachher nur noch erhöhen. Ein solches Mjatjel wird weiter nicht besonders beachtet, da es gar keinen Querstrich in eine Rechnung macht. Vielmehr wird es eher gewünscht und vom Himmel erbeten, da eben diese Mjatjels, bei denen der Schnee nicht so arg geschleudert wird, daß er sich nicht überall gleichmäßig anlegt und liegen bleibt, die Schneebahn machen, deren Herstellung jeder Russe so sehnlich wünscht. Und der Russische Jämschtschik (Fuhrmann), wenn er bei einem Kabak (Krug) anhält, in die Thür eintretend dem Heiligenbilde seinen Gruß gemacht und sich den Schnee und Eis aus Kleidern und Bart geschüttelt hat, fängt gewiß sein Gespräch mit den Gästen mit einem „Slawa Bogu" (Ruhm sei Gott) auf den prächtigen Schnee, der sich da segensreich vom Himmel herabläßt, an. — Freilich sind denn auch diese gewöhnlichen Russischen Schneegestöber noch etwas stärker und anhaltender als die unsrigen. Und freilich glüht auch dann des Jämschtschik's Gesicht von einer etwas stark erhöhten Farbe, nicht nur rosenroth, sondern, besonders wenn er erst etwas Thee — in allen Russischen Kabaks neben dem Branntwein das Hauptgetränk — getrunken hat, feuerblau- und granatenroth. Auch sieht man freilich bei einem solchen Mjatjel, wenn man sich an die Sastawa (Thor) einer Stadt begiebt, die Reisenden ziemlich rasch und winterlich gepudert in die Stadt hereinreiten. Die Passagiere sind verhüllt, Weiber und Männer, Militair und Civil, so dicht, wie lauter verschleierte Bilder der Isis, daß man hinter dieser Tuch-, Pelz-, Shawl- und Schneeflocken-Verhüllung kaum weder Geschlecht, noch Stand, noch Alter erkennt. Die drei Pferde der Troika (Dreigespann) schnauben und brausen dampfenden Athem in die kalte Luft und haben eine fest und dicht in ihren Pelz eingedrungene Schneeverbrämung am

Halſe, an den Beinen und auf dem ganzen Rücken hin. — Den Jämſchtſchik, der, in dicken Schafpelz gehüllt, vorn quer über dem Schlitten ſitzt, mit auf einer Seite herabhängenden Beinen, würde man für einen Schneemann halten, wie die deutſchen Knaben ihn machen, wenn er nicht die Peitſche beſtändig fröhlich ſchwänge und, trotz Wind und Wetter, ein luſtiges oder auch melancholiſches Liedchen ſänge, das er unermüdlich unter die Schneeflocken hinauswirbeln läßt. — Doch, wie geſagt, es iſt dies Alles nichts ſo Außerordentliches, daß man es nicht auch im ganzen übrigen nördlichen Europa kennen ſollte.

Natürlich indeß iſt die Art und Weiſe der Mjatjels, ſo wie ihre Grade, ſehr verſchieden. Oft ſind die Flocken erſtaunlich groß, oft ſind ſie klein, oft ſchaukeln ſie wie Flaumfedern, oft ſchießen ſie wie Pfeile herab, oft kommen ſie ſpärlich, oft in überſchwenglichen Maſſen. Dann wird auch der fallende Schnee bei niedriger Temperatur ganz weich und miſcht ſich mit Regentropfen. Die Deutſchen in den Oſtſee-Provinzen nennen dies „Schlacker". Sie haben einen eigenen Namen für dieſe Schneegeſtöberform erfunden, der in Deutſchland ſelbſt ſonſt nicht bekannt, weil ihr Land der wahre Sitz deſſelben iſt. „Es ſchlackert" bei ihnen den halben Herbſt und Frühling hindurch.

Gefährlicher als die Mjatjel's ſind die „*Sämets*". Man nennt ſo die Art des Schneegeſtöbers, oder vielmehr des Schneefliegens, wenn nach vorgängiger Trockniß und bei großer Kälte gefallener, alſo locker aufliegender Schnee von einem ſtarken Winde aufgenommen und durch die Lüfte fortgeführt wird. Der Wind dabei muß natürlich auch von ziemlich niedriger Temperatur ſein, weil er ſonſt den Schnee nicht ſo flüchtig machen könnte. Es erſcheint bei einem ſolchen Sämet oft der ſchönſte blaue Himmel, den man jedoch nur auf einer kleinen Erhebung entdeckt. Unten aber auf dem Boden zieht über alle Wege und Felder hin bei gleichmäßigem Winde in einer gleichen Höhe von mehreren Ellen oder einigen Klaftern ein feiner Schnee, wie ungeheure über den Boden hinflatternde Mückenſchwärme. Da ein ſolcher Sämet oft mehrere Tage anhält, die fliegenden Schneetheilchen aber häufig an harten Gegenſtänden anſtoßen, auch oft zu Boden fallen, wieder aufgehoben und über die hart gefrorene Erde hingeſchleift werden, ſo zerſplittern ſich die kleinen Eiskryſtalle immer mehr und mehr und werden zuletzt ein äußerſt feiner Eisſtaub, der, wenn er von einem ſcharfen und kalten Winde rei-

ßend gejagt wird, ſehr empfindlich die Haut reizt und den Augen der Menſchen und Thiere wehe thut. Es ſind dieſe Sámets überall in Rußland, in Sibirien, wie in Großrußland, in den Steppen und am Baltiſchen Meere bekannt. Die Deutſchen in den Oſtſee-Provinzen nennen die Erſcheinung „Stiemen" und machen auch davon „es ſtiemt", ſo wie „verſtiemen", z. B. „alle Wege ſind verſtiemt." Ueberall iſt das Stiemen kein erwünſchter und ſogar ſehr unangenehmer und gefährlicher Zuſtand der Atmoſphäre. Jedoch beſonders in der waldloſen, öden, wenig bewohnten, ganz kahlen Steppe treten die Sámets erſt wahrhaft gefährlich auf.

Wenn man in der Steppe auf einen Todtenhügel oder ſonſt einen erhabenen Punkt ſteigt, von dem aus man eine weite Fläche überſehen kann, ſo ſieht man, während oben die Sonne lacht, unten den ſämmtlichen Schnee der Fläche in Aufruhr. Es iſt, als wenn man in ein großes nicht tiefes Nebelmeer von lauter zarten Eiskryſtallen hineinſchaute, aus dem nur noch wenige nicht überſchwemmte Punkte hervorblicken, und das durchweg ſtreifig iſt, indem der Wind ſtrichweiſe den fliegenden Schnee mehr zuſammendrängt oder zertheilt. Das Gefährliche bei dieſen Sámets iſt die horizontale Richtung des Schnees. Beim gewöhnlichen Schneegeſtöber, wo der Schnee ziemlich ſenkrecht herunterfällt, bedeckt er Alles, Wege und Felder, Fläche und Tiefe mit ziemlich gleich dicker Decke. Aber bei der horizontalen Richtung der Sámets bleibt er nur vor ſenkrecht ſtehenden Gegenſtänden liegen, oder fällt in tiefe Schluchten hinein, die er mit lockeren Maſſen füllt und mit dem Boden ausgleicht. An Zäunen, an Häuſern, Bäumen und Sträuchern häuft er ſich in hohen Maſſen, indem, wenn erſt ein Mal durch Veranlaſſung einer ſehr unbedeutenden Urſache eine Anhäufung entſtanden iſt, ſich immer von neuem herbeigeführte Schneemaſſen anlegen und den kleinen Anfang zu einer großen Bank oder einem Berg erhöhen. Auf dieſe Weiſe werden denn die Wege ſtellenweiſe ganz von Schnee entblößt und wiederum an anderen Orten durch große Schneebänke ganz unkenntlich und unfahrbar gemacht. Das Reiſen iſt bei ſolchem Stiemwetter ſehr gefährlich. Denn wenn der Wind ihnen entgegen iſt, wird den Zugthieren und ihren Führern das Sehen oft ganz unmöglich. Das Verirren iſt leicht, das Hinabſtürzen in die ſo gefürchteten Balken und Wuzpoletſch (tiefe die Steppen durchſchneidende Thäler und Regenſchluchten) nicht ſelten, und auch das Verſtiemen oder Verſchneien auf

offener Straße häufig. Oft reicht ſchon ein kurzes Verweilen auf der Straße, ein kurzes Steckenbleiben im Schnee hin, ſo große Maſſen um uns anzuhäufen, daß am Weiterkommen verzweifelt werden muß und Alles ſchnell unter der kryſtalliſirten Waſſerdecke begraben wird. Es iſt intereſſant, nach einem ſolchen Sämet die vielen kleinen Ereigniſſe, die er herbeiführte, im Einzelnen zu verfolgen. Da jeder kleinſte Luftſtrom mit Theilchen des feinen Schneeſtaubes erfüllt iſt, ſo führt er ihn durch die geringſten Kanäle, durch die er paſſirt, z. B. durch Schlüſſellöcher oder Fenſterritzen, und ſo weit er ins Zimmer oder Vorhaus ſtrich, ſo weit wirft er ein ſchmales Schneedämmchen hinein. Wo der Wind durch einen Zaun zog, findet man bei jedem großen oder kleinen Loche des Zauns einen mit ſeiner Größe und Geſtalt völlig korreſpondirenden Schneekegel oder Rücken. Die Pferde und Rinder, die aus der Steppe kommen, haben auf der Seite, von welcher her ſie das Stiemen traf, eine dichte Schneebedeckung, die ihnen bis auf die Haut gedrungen iſt, und aus der die Haarſpitzen hervorblicken. Bei jedem Hauſe, Thore, Pfeiler oder Thurme findet man einen ſeiner Geſtalt entſprechenden Schneehügel auf der einen Seite angehäuft. — Wenn die Mjatjels die eigentlichen Schneebahnbegründer ſind, ſo ſind die Stiemwetter, dieſe Sämets die wahren Schneebahnverderber, beſonders, wenn ſie gleich nach einem im Herbſt gefallenen loſen und noch nicht angefahrenen Schnee eintreten. Ein einziger fataler Sämet verdirbt dann oft die Bahnen für den ganzen Winter, indem die großen Maſſen Schnee, welche er zuſammenfegt, oft ſo bedeutend ſind, daß ſie den ganzen Winter über ſo liegen bleiben und dem Verkehr ein bleibendes Hinderniß in den Weg legen. In einem Ruſſiſchen Dorfe fuhren ein Mal die Leute ſechs Monate hindurch über eine von einem einzigen Sämet ihnen bis zu den Glocken ihres Glockenthurms aufgehäufte Schneebank mit großer Anſtrengung ihrer Pferde. Bei den Städten und auf den befahreneren Wegen muß man dann oft Thore in dieſe Schneebänke und Mauern graben.

Ein in Bärenpelzen, Pelzmützen, Tüchern u. ſ. w. wohl vermummter, umwickelter und emballirter Ruſſiſcher Reiſender darf allenfalls auch im Palaſte des Eiskönigs ſelber eine Viſite abſtatten, ohne für das Flüſſigbleiben ſeines Blutes irgend etwas zu fürchten. Eins aber, glaube ich, würde er ſich denn doch dabei verbitten, daß nämlich der Eisfürſt nicht eine „Wjuga“ zu ſeinem Empfange ihm entgegenſchicke. Denn eine Wjuga, dieſe dritte, letzte

und ſchlimmſte Form des Schneegeſtöbers, iſt ſelbſt in dem kalten und eiſigen Rußland ein ſo gefürchtetes Ding, daß gar nichts, weder Gewinnſucht, noch kaiſerlicher Befehl, noch irgend eine Lockung, Noth, oder ſonſt irgend ein Reiz, der einen Menſchen ins Freie treiben könnte, ſtark genug wäre, während ihrer Dauer einen Mann zum Weiterreiſen zu veranlaſſen. —

Um eine deutliche Vorſtellung von dem Nordiſchen Wetter-Ungethüm zu bekommen, das die Ruſſen Wjuga nennen, ſtimme man zunächſt die Temperatur der Luft auf 25 bis 30 Réaumurſche Grade unter dem Gefrierpunkte herab. Dieſe Herabſtimmung iſt denn allein ſchon oft Grund genug zur Verſtimmung. Indeß wenn die Luft heiter und ruhig iſt, ſo lebt ſich noch wohl mancher Trotzige das Wetter, obgleich denn doch wohl Claudius, Klopſtock und Arndt, die Deutſchen Lobſänger des Winters, zu ihren Liedern eben nicht durch eine ſolche Kälte begeiſtert wurden. Dieſe Grade ſind indeß noch weiter nichts, als die Tenart, aus welcher die Wjuga ſpielt. Alsdann aber ſetze man dies kalte Luftmeer in raſche Bewegung und laſſe Wege auf Wege ſich in brauſendem Tempo jagen, als ſollte kein Athem mehr übrig bleiben auf der Erde, oder als müßten die Windgötter mit der Sonne vollenden

„den feurigen Kut um die Welt".

Dieſe gejagte Kälte dringt durch und durch und macht das Herz gefrieren. Doch bleibt es immer nur noch, ſo lange es hell iſt, eine einfache „Purja" (ein kalter Sturm). Man ſieht noch die liebe Sonne, und es lacht noch beſtimmt und in klaren Umriſſen die gute Erde, die Nähe und Ferne und alle die bekannten Zeichen des Weges.

Ferner aber ſteige man nun zum Himmel auf und nehme die Sonne vom Firmamente, erfülle an ihrer Statt die Lüfte bis tief in den Aether hinein mit einer dunkelgrauen Dämmerung und laſſe dabei ſpitzige Eisnadeln in unerſchöpflicher Fülle beſtändig herabbrauſen. Dies iſt ſchrecklich, und Furcht und Zagen befällt dann die Stelle aller armen Weſen, denen noch ein lebensluſtiges Herz im Buſen pocht. Die ſchöne hoffnungsvolle Ferne ſchwindet und alle Ausſicht auf einen rettenden Hafen. Die leitenden Sterne oben erlöſchen, und alle freundliche Himmelszeichen verbergen ſich. — Endlich aber laſſe man nun auch noch die Erde fallen, den Schnee vom Boden ſich wirbelnd erheben und Nacht und Dunkelheit, wie ſie, von oben herabfallend, decken, ſo von unten emporſteigend den wandelnden Fuß umhüllen. Nun iſt

dem Wanderer das Maaß der Verzweiflung gefüllt, und es iſt nicht möglich, ein fünftes Schreckniß zu erſinnen. Der König des Nordpols, der Gott des Winters und Todes, ſchüttet in der Wiuga den ganzen eiſigen Inhalt ſeines Füllhorns über den armen Ruſſiſchen Wanderer aus, dem er das friſche Ein- und Ausgehen des Athems benimmt, dem er das warme Blut in der Bruſt erſtarren macht, die hellen Augen verfinſtert und mit Eis vermauert, das Gehör mit unerhörtem Brauſen betäubt und dem Fuß die feſte Baſis des Bodens und den ſicheren Tritt entzieht. Eine Wiuga iſt Burja, Mjatjel und Sämet zuſammen, eines in das andere multiplizirt. Der Sturm, zur Kälte kommend, mehrt ihre Kraft ins Unglaubliche, und die Kälte, den Wind ſtärkend, läßt jeden Anhauch ſchon als Stoß empfinden, und ſo auch die Schneeflocken-Legionen, die Dunkelheit erzeugend, waffnen ſich mit neuer Schreckkraft, ſo wie die Finſterniß, ſich mit dem Eiſe miſchend, ſich zerlegt, und wie in ganzer Maſſe, ſo von Flocke zu Flocke geſpürt wird. Der Eisſtaub von unten macht den Eisſtaub von oben unerträglicher, da die armen gepeinigten Augen kein ungetrübtes Plätzchen finden. So mehrt das eine Schreckniß das andere. Das Hinten dunkelt wie das Vorne, das Unten lockert ſich wie das Oben, und der Menſch iſt herausgelöſt aus der ganzen Natur und wie eine Schneeflocke von den Elementen umgetrieben.

In den nördlichen und mittleren Gegenden Rußlands kommen dieſe Wiugen allerdings auch vor. Jedoch ſind ſie hier weit weniger ſchrecklich, als in dem flachen Steppenſüden. Dort ſind Dörfer oder ſonſtige Wohnplätze bald erreicht, oder doch wenigſtens ein Wald in der Regel nicht fern, der ebenfalls rettet und ſchützt. Dabei iſt das Land reich an Hügeln, welche die Stärke des Sturmes einigermaßen brechen. Im Steppenſüden, wo alle dieſe Schutz- und Hülfsmittel fehlen und viele dort nicht gekannte Gefahren dazu kommen, erreichen die Wiugen den höchſten Grad der Furchtbarkeit und werfen das ganze Land in einen Zuſtand der Verzweiflung, der um ſo ſchlimmer iſt, da ſie in der Regel ſehr lange anhalten. Gerade drei Schutka's (dreimal 24 Stunden) muß eine Wiuga dauern, ehe dem Boreas der Athem vergeht und Alles ſich wieder in Ruhe auflöſt. Und zwar halten die Leute ſie genau auf den Termin, daß ſie ſich die Stunde des Anfangs des Unwetters merken und alle Mal am dritten Tage zur ſelben Stunde ſicher ihr Ende erwarten.

Die Wjugas fallen oft ſehr raſch ein, ſo daß ſie am Abend ſchon völlig ausgebildet ſind, während des Mittags noch das ſchönſte Wetter war. Jedoch müſſen ihnen gewiß ſchon lange vorher Bewegungen und Veränderungen in der Natur voraneilen, die nur uns Blinden entgehen, da die hellſehenden Thiere der Wildniß ſchon mehrere Tage zuvor durch Mancherlei eine Wjuga im Voraus erkennen. Auch ſollen namentlich die Steppenhühner oft drei bis vier Tage zuvor ein ſtarkes Geſchrei erheben und ſich in den tiefen Balken und Regenſchluchten beſtändig laut vernehmen laſſen. In der Regel beginnt das Unwetter mit Regen oder gewöhnlichem Schneegeſtöber und entwickelt ſich, indem Kälte und Windsbraut raſch zunehmen, erſt allmälig zur Wjuga.

Während einer Wjuga wird aller und jeder Verkehr völlig abgeſchnitten. Es wagt ſich Niemand zum Hauſe hinaus, und man unterläßt die drei Tage hindurch ſelbſt die kleinſten Fahrten, die man vorhatte. Wer aber unterweges iſt und allmälig mit Schrecken gewahrt, daß der Wind und die Schneewirbel, welche ſich zu erheben beginnen, keine gewöhnliche Burja, Mjatjel oder Sämet ſind, ſondern zur Wjuga erwachſen, der ſucht ſo ſchnell als möglich das nächſte beſte Obdach zu erreichen, welches denn leider nur allzu oft in der Steppe weder ein nahes noch ein gutes iſt. Iſt die Wjuga nach allen ihren Vorboten und vorläufigen Bewegungen ſelber da und überfällt in eigener Perſon die Eisgefilde, ſo zaudert dann nichts mehr auf der Steppe, ſich zu verkriechen. Es iſt kein Adler ſo trotzig, kein Fuchspelz ſo dicht, keine Wolfshaut ſo zähe, kein Chachell (Steppenbewohner) ſo wohl vermummt, daß ſie nun nicht Alle, wenn ſie noch etwa hier und da nach Beute ſtrichen, unterkröchen und für ein ſchlechtes Erdloch dem Himmel dankten. Ja, man hat Beiſpiele, daß die Wölfe bei ſolchem Wetter, ihrer Wildheit uneingedenk, ſich in die Dörfer geflüchtet und mit den Hunden verkrochen haben. Die Höhlenbewohner der Steppe ſitzen dann wie Mäuschen ſtill in ihren Erdwohnungen, in denen ſie allen Luftſtrömen und deren ſchädlichen Wirkungen um ſo mehr entſchlüpfen, da ſie kaum über dem Boden hervorragen und ihnen gar keine Stirn bieten. — Den Reiſenden bleibt nichts Anderes übrig, als wo möglich noch die nächſte Station zu erreichen, oder, wenn die Wjuga ihnen entgegen iſt, zu der verlaſſenen zurückzufahren. Denn gegen den Sturm die Pferde, die bald die Peitſche und Ermahnungen des Fuhrmanns verachten,

anzutreiben, iſt unmöglich. Wohl den Reiſenden auf den großen Heerſtraßen, die noch mit drei Tagen bei Theewaſſer und Sauerbrod einer Ruſſiſchen Poſtſtation abkommen. Aber wehe den armen Wanderern der Nebenwege in den inneren Wüſten der Steppe. Und wehe vor allen Dingen den Tſchabaus und Tabuntſchiks, den armen Schaf- und Pferdehirten, die außer ihrer eigenen Noth noch für ſo viele tauſend andere viehdumme Thiere unſägliche Noth und Sorge tragen müſſen. Die Thiere nehmen alleſammt ſogleich bei dem Ausbruch einer Wjuga Reißaus, Pferde wie Ochſen und Schafe. Die Schafe aber, die ſich wie Haarlocken vom Winde fortreißen laſſen, zunächſt; die Ochſen halten am längſten, und man kann ſie noch am leichteſten eine Strecke gegen den Wind vorbringen. Die Pferde aber in ihrem beweglichen Gemüthe erſchrecken ſogleich, und es iſt dann kein Halt mehr in den Tabunen (Pferdeheerden). Sie fliegen wie eine Heerde Zugvögel vor dem Winde dahin. Die Verwüſtungen und die Unglücksfälle, welche eine Wjuga unter den zahlreichen Heerden der Steppe anrichtet, ſind unglaublich.

Die Schafe ſind die dümmſten von allen, beſonders wenn erſt ihre Leiter, die Ziegen — die allen Ruſſiſchen Schafheerden als Anführer beigemiſcht ſind, da ſie ſonſt in allen Verfällen den Verſtand beſſer eben behalten, als die Schafe, nur einzig und allein bei ſtarker Kälte nicht, die ſie nicht ertragen — erfroren ſind. Sie ſetzen ſich alsbald in Trab und fliegen, ohne auf die ſich vergebens entgegenſetzenden Hirten zu hören, blindlings vor dem Winde her. Sie ſtürzen zu Tauſenden in die tiefen Schneeſchluchten, in denen ſie mit ſammt ihren Hirten, die ſie in ihrer blinden Flucht oft mit hinabreißen, ums Leben kommen. — Auch die Pferde leiden außerordentlich im Sturm, und alle Augenblicke hört man: jenem Edelmann ſind ſo und ſo viel Pferde von einer Wjuga in den Liman (See) gejagt, oder dort iſt ein ganzer Tabun von 700 Pferden an den Obrwen (ſchroffe Meeresufer) ins Meer geſtürzt. Oft dienen ihnen die Heuſtirten (große Heuhaufen, die in den Steppen errichtet werden, und deren oft 30 bis 40 ja bis 100 wie die Häuſer eines Dorfes bei einander ſtehen), hinter denen ſie Schutz und Nahrung finden, zur Rettung. Die dummen Schafe finden oft ſelbſt, in einen ſolchen Hafen eingelaufen, ihren Tod, indem ſie ſich wahnſinnig über einander hinſtürzen, ſich hinter den Stirten erdrücken und erſticken und, indem der fliegende Schnee ſich beſtändig zwiſchen und über ihnen anſetzt, ganze Berge auf-

führen. Freilich droht auch zuweilen den wilden Pferden der Hungertod selbst im Angesicht der Futterfülle der Steppen, die oft so mit Schnee und Eis überzogen sind, daß nur die hungrigen Ochsen, die mit ihren Hörnern geschickt einzubohren wissen, etwas Genießbares davon losbringen. Auch sonst behalten die Ochsen den Verstand und Gleichmuth weit länger oben, als die Pferde, und bringen sich bei den Wingen weit leichter durch, als diese. Doch werden auch Ochsenhäute genug in den Balken und Schluchten der Steppen gegerbt, in welche sie bei solchen Wingen zu ganzen Gesellschaften hinabstürzten und ums Leben kamen. Im Frühling, wenn der Schnee wegschmilzt, kommen dann in allen Thälern die Leiber der armen Thiere zum Vorschein, welche die Wingen des Winters hier ums Leben brachten, zuweilen sogar ganze Karavanen von Zugthieren mit ihren Wagen und Tschumaks (Fuhrleuten), die einen trügerischen Schutz in den Thälern fanden und darin erfroren und verschneiten.

Die Richtung der Wingen ist meistens aus N. O., doch auch aus N. und O. Zuweilen wechselt der Wind in der Art, daß er einige Tage aus N. weht, absetzt, schönem, heiterem Wetter auf einige Stunden Platz macht, auf ein Mal aber aus O. mit erneuter Stärke zu stürmen fortfährt. Oft klärt es sich am vierten Tage völlig auf. Zuweilen stürmt es noch 8 bis 14 Tage nachher, obgleich mit verminderter Wuth, fort. Man kann jeden Winter auf 6 bis 8 solcher dreitägigen Schneestürme rechnen. Die meisten haben in den Monaten November und Dezember statt. Doch fallen sie auch schon im Oktober unerwartet ein.

Beispiele lehren besser, als alle allgemein gehaltenen Ausdrücke, und um nun zu zeigen, daß wir oben keine etwa poetisch ausgeschmückte, sondern eine möglichst naturgetreue Darstellung dieses Luftaufruhrs gegeben haben, wollen wir nun Einiges aus unseren eigenen Erfahrungen mittheilen, die wir in den Russischen Steppen machten. Sie werden als Belege und Erläuterungen zu obiger Schilderung dienen können und näher bestimmen, in welchem Grade die Schneestürme in das Leben der Russen betrübend eingreifen und den menschlichen Verkehr hemmen.

Bei den Wohnorten der Steppen befindet sich gewöhnlich nur ein Brunnen, der meistentheils etwas tiefer im Thal hinab liegt, als das in der Regel am Bergabhange hängende Dorf. Das Vieh wird jeden Tag mehrere

Male zu diesem Brunnen zur Tränke geführt. Die Wingen sind nun aber im Winter oft so stark, daß dies unmöglich wird und die Thiere oft Tage lang im Stalle ungetränkt und durstig bleiben, weil die Leute nicht wagen dürfen, sie während des Sturmes zu dem 200 Schritt entfernten Brunnen hinabzuführen. —

Ja noch mehr. Es bleibt das Vieh im Stalle oft Tage lang bei solchen Stürmen ohne Futter, obgleich das Heu nur zwölf Schritt weit davon auf dem Gehöfte liegt — meistens in hohen Skirten aufgehäuft — weil theils das Futter vom Schnee und Eis so fest geballt ist, daß man es nicht losbringt, theils der Sturm so stark, daß jeder mit Mühe losgebrachte Halm auf der Stelle entführt wird.

Die Russischen Feldjäger und Courriere, Leute, die doch sonst so zu sagen zwischen Schnee und Eis geboren sind, und denen gewöhnlich die größte Eile vonnöthen ist, lassen sich von starken Wingen oft zwei bis drei Tage aufhalten. — Der Fürst N. . . ., einer der reichsten Männer in Rußland, dem gewiß alle mögliche Mittel zum Weiterkommen zu Gebote standen, fuhr ein Mal im Winter auf seinen Aeckern in der Ukraine spazieren, um die Wirthschaft zu überschauen, als ihn unerwartet eine Winga überfiel. Er befand sich nur 3 Werst (kaum ½ Deutsche Meile) von seinem prächtigen Landhause. Aber der Sturm begann sogleich mit solcher Wuth, daß es durchaus unmöglich war, auch nur einige Schritte weit gegen den Wind zu machen, und der reiche Fürst, so nahe bei seinem Palaste, der alles Wünschenswerthe enthielt, sich entschließen mußte, 3 Tage in der traurigen Wohnung eines seiner Unterthanen bei Speck, Knoblauch und Grobbrod zuzubringen. —

Zehn Werst von Odessa strandete ein Mal ein Türkisches Schiff. Wegen der gefürchteten Pest muß natürlich ein solches Ereigniß sogleich an die Quarantaine von Odessa angezeigt werden. Allein bei der starken Winga, mit der das Schiff gestrandet war, wagte es während 1½ Tagen kein Kosak, den kurzen Weg nach Odessa zu machen. Auch sonst fand sich Niemand bereit, das Russische Reich von der Gefahr der Ansteckung zu retten und die Sache zu melden, obgleich eine große Belohnung für die Anzeige zu erwarten war.

Die Unglücksfälle, von denen man nach einer Winga erzählen hört, sind unzählig. Erfrorene Körper werden von allen Seiten in die Städte gebracht.

Reiseschlitten passiren das Thor, in denen Kutscher und Reisende zu entseelten Bildsäulen vereist sind. Die jungen Burschen fahren mit ihrem alten Mütterchen zu Markte und finden sie an Ort und Stelle, wie die Milch, die sie trug, zu Eis geronnen. Auf den großen Wintermessen im Innern Rußland's bemerkt man kaum einen Fuhrmann, dessen Nase, Ohren, Finger oder Füße nicht unterweges bei einer Wjuga Schaden genommen. — Häufig kann man in den Steppen Zeuge sein, daß Dutzende von Wagen, Ochsen und Fuhrleuten aus dem Schnee ausgegraben werden, die eine Wjuga darin vergrub. — Am meisten und lebendigsten wissen die Hirten von diesen Wjugen und den durch sie herbeigeführten Leiden zu erzählen, und Jeder von ihnen ist voll von Jammergeschichten, die er mit seinem Vieh erlebte. —

Kohl

Eine Ueberschwemmung in Petersburg.

Der finnische Meerbusen erstreckt sich mit seiner größten Länge in gerader Richtung von Petersburg aus nach Westen, aus welcher Gegend die stärksten Stürme wehen. Diese treiben daher natürlich die Wassermassen des Meeres gerade auf die Stadt zu. Wäre nun in der Nähe derselben der Meerbusen weit und zu beiden Seiten breit, so würde sie vielleicht wenig davon empfinden. Unglücklicher Weise spitzt sich aber der finnische Meerbusen zugleich nach Petersburg, das an seiner innersten Spitze liegt, und in dessen Nähe nun die Fluten in einem kleinen, engen Sack, dem Kronstädter Busen, gefangen und zusammengedrängt werden, immer mehr und mehr zu. Dazu kommt dann, daß die Newa gerade hier, von Osten nach Westen gehend, in's Meer mündet und ihre Gewässer jenen von Westen kommenden Wogen entgegenwirft.

Die Inseln des Newa-Deltas, auf denen Petersburgs Paläste wurzeln, sind äußerst flach und niedrig. Mit ihren seewärts gekehrten unbewohnten Enden verlieren sie sich allmählig bis zum Wasserniveau und unter dasselbe hinab, und selbst die entlegensten und höchsten mit Häusern am meisten gefüllten Theile der Stadt liegen nur 12 bis 14 Fuß über dem gewöhnlichen Stande des Meeres erhaben. Ein Steigen des Wassers von 15 Fuß reicht

also hin, um ganz Petersburg unter Waſſer zu ſetzen, und ein Steigen von 30 oder 40, um die ganze Stadt zu ertränken. Die armen Einwohner ſchweben daher auch beſtändig zwiſchen Leben und Tod und können nicht 24 Stunden gewiß ſein, daß ſie nicht alle 500,000 in's kühle Flutengrab weggeſchwemmt werden.

Es iſt weiter nichts dazu nöthig, als daß einmal ein heftiger Weſtwind im Frühlinge mit dem höchſten Waſſerſtande und dem Eisgange zuſammentreffe. Die großen Eismaſſen des Meeres würden alsdann landeinwärts dringen und der Fluß mit ſeinen Schollen ihnen entgegentreten. Im Titanen-Kampfe dieſer Naturgewalten würden ſämmtliche Schlöſſer und Feſten der Wunderſtadt leicht fortgeriſſen werden, und ſie mit allen ihren Bettlern und Fürſten in den Fluten umkommen, wie Pharao im rothen Meere. Kaum darf man ſo leichtſinnig darüber ſprechen. Denn die Gefahr liegt zu nahe, und in der That pocht manchem Petersburger bei dem Gedanken daran das Herz. — Ihre einzige Hoffnung beruht auf der Unwahrſcheinlichkeit, daß jene drei Erforderniſſe zur ſichern Bewirkung ihres Unterganges: Eisgang, Hochwaſſer und Weſtwind, alle auf einmal in einem Zeitpunkt zuſammentreffen werden. Es giebt glücklicherweiſe 64 Winde in der Windroſe, und wenn hohes Waſſer iſt, ſo wird doch nicht gerade ein eigenſinniger Weſtwind ihm den Ausgang verſchließen. Ein wegebahnender Oſt oder Süd ſchafft dem Ueberfluſſe wohl noch zur rechten Zeit leichten Abgang, und ſelbſt wenn es aus Weſten lange bliese, ſo wird doch das Eis noch eine Zeit lang halten, bis der Wind ſich zum Norden umſetzt.

Indeſſen iſt es gewiß, daß im Frühlinge oft anhaltende Weſtwinde wehen und daß es oft Eisbrüche in der Newa und dem finniſchen Meerbuſen giebt, bei denen die Schollen noch ſtark genug ſind, um äußerſte Furcht zu erregen, und wenn nur die früheren finniſchen Bewohner des Newa-Deltas Beobachtungen gemacht hätten, ſo könnte die Wahrſcheinlichkeitsrechnung wohl lehren, wie viel Male in einem Jahrtauſend oder in zehn Jahrtauſenden alle jene Umſtände in einem und demſelben Zeitpunkte zuſammen treffen müßten. Genug, wir werden uns nicht darüber wundern dürfen, wenn wir eines Tags durch die Zeitungen erfahren, daß Petersburg, welches wie ein glänzendes Meteor plötzlich aus den finniſchen Sümpfen auftauchte, eben ſo urplötzlich wie ein Irrlicht darin verloſchen ſei. Gott ſchütze es!

Menſchenſchutz iſt hier ganz und gar unanwendbar. So Weniges dem unternehmenden Rußland unmöglich erſcheint, ſo kann es doch nicht daran denken, den Oceanes eindämmen oder den Flußgöttern andere Wege bahnen zu wollen, und obgleich man allerdings hier und da von ableitenden Canälen und ſchützenden Moles geſprochen hat, ſo hat man doch bisher, die Fruchtloſigkeit dieſer Verſuche wohl einſehend, noch nichts dergleichen ausgeführt, und Petersburg liegt vollkommen wehr- und ſchutzlos da, den Fluten zum willkührlichen Spiele preisgegeben. Da die Stadt jeden Augenblick das furchtbare Waſſer erwarten kann, wie jede andere Stadt die verzehrende Flamme (in manchen Stadttheilen kommen die Ueberſchwemmungen ſo häufig und plötzlich, daß man oft Abends nach Beendigung der Geſellſchaft, wenn mittlerweile der Wind ſich drehte, die Straßen überſchwemmt findet und nicht nach Hauſe gehen kann), ſo hat man Veranſtaltungen getroffen, die Einwohner ſchleunig von drohender Gefahr zu benachrichtigen, damit jeder das Mögliche zu ſeinem Schutze thue. Wenn bei anhaltendem Weſtwinde die Meereswaſſer in die Newa eintreten und die äußerſten Spitzen der Inſel überſchwemmen, ſo wird auf der Admiralität eine Kanone gelöſt, und auf allen Thürmen werden die Waſſerfahnen ausgeſteckt, zum Zeichen, daß die Stadt durch die Reeden in Belagerungszuſtand verſetzt ſei. Die Kanonenſchüſſe werden alle Stunden wiederholt. So wie das Waſſer die Ufer überſchreitet und die unteren Theile der Inſel überſchwemmt, folgen ſich die Signale der Allarmkanone alle Viertelſtunden. Steigt es noch höher und ſchleicht es in die Stadt ſelbſt ein, ſo donnern die Signale alle fünf Minuten und rufen am Ende, wenn das Waſſer noch weiter geht, mit verzweifeltem, alle Minuten wiederholten Geſchrei die Hülfe der Boote und Schiffe herbei.

Das Elend und die Noth, die eine Waſſerflut in Petersburg herbeiführt und in ihrem Gefolge hat, iſt unbeſchreiblich. Aller Mund iſt noch voll von den Leiden und Trauerſcenen, welche die große Waſſernoth vom 17. November 1824 mit ſich brachte. Sie iſt die höchſte, welche die Stadt bisher erlebte, und an allen Straßen iſt ihre Höhe bezeichnet. Das Waſſer kam ſehr ruhig und ganz unſchuldig heran, wie dies bei allen Petersburger Waſſerfluten, bei denen kein Durchbruch ſtattfinden kann, der Fall iſt, und viele Leute, wenn ſie in entlegenen Stadttheilen die Allarmkanonen nicht gehört hatten, wunderten ſich, ohne eben viel Böſes zu ahnen, über das helle Waſſer, das

sie in den Straßen blinken sahen. Tausende ließen sich dadurch in ihren Geschäften nicht abhalten, fuhren und wanderten durch, und Hunderte büßten diese Arglosigkeit mit ihrem Leben. Vom heftigsten Westwinde gepeitscht, hob sich das Wasser immer mächtiger und schoß endlich eilenden Schrittes durch die Straßen, hob Alles, was es an Equipagen und Wagen auf ihnen fand, in die Höhe, ergoß sich durch die Fenster in die Souterrains und Parterres der Häuser und stürzte in mächtigen Säulen aus den Oeffnungen der unterirdischen Kloaken hervor. Am meisten litten die »Basilius-Insel« und die »Petersburger Seite«, auf welcher letzteren Insel viele kleine Leute in wenig soliden Häusern wohnen. Manche hölzerne Gebäude wurden vom Wasser ganz unversehrt und leise vom Boden gehoben und schwammen mit ihren Einwohnern in den Straßen umher. Die Equipagen, deren Passagiere und Kutscher trockene Höhen erklommen hatten, und an denen die armen Pferde, die sich im Geschirre nicht frei bewegen konnten, meist elend umkamen, sammelten sich zu Dutzenden in den Gehöften. Alle Bäume der öffentlichen Plätze saßen so voll von Menschen, wie sonst von Sperlingen. Das Wasser stieg gegen Abend so hoch, und der Wind wurde so stark, daß man alle Augenblicke fürchtete, die Kriegsschiffe möchten sich losreißen und in die Häuserreihen einbrechen. Das Uebel war um so verderblicher, als es von Niemanden für so schlimm gehalten wurde, da das Wasser ohne Brausen und Toben mit ganz freundlicher Physiognomie die Stadt beschlich. Am allerschlimmsten waren seine anfangs unsichtbaren Einwirkungen, sowie dann die nachschleppenden übeln Folgen. Sehr viele Häuser stürzten erst am folgenden Tage, als die Fluten schon wieder in ihr Bett zurückgetreten waren, ein, wie alte schwächliche Kranke, die einen plötzlichen Anfall nicht ertragen. Aus den meisten Wohnungen war die eingedrungene Feuchtigkeit nicht wieder zu bannen. Die Einwohnerschaft sank auf's Krankenlager, und mörderische Seuchen herrschten in vielen Stadttheilen noch Wochen lang nachher.

Die Nacht war besonders schrecklich, da die Fluten bis zum Abend noch immer stiegen, und in der furchtbaren Finsterniß im Fall eines anhaltenden Steigens kein Ausweg zur Rettung offen schien. Tausende von Familien, deren Glieder vielleicht in verschiedenen Theilen der Stadt versprengt waren, verbrachten sie in der größten Besorgniß und unter den heißesten Angstgebeten. Die Schreckensscenen unter den 500,000 nothleidenden Menschen in die

ser furchtbaren Nacht mögen interessant und bunt genug gewesen sein. Es cursiren noch jetzt Tausende von komischen und traurigen Anekdoten von jenem ereignißreichen Tage in Petersburg herum.

Manche glauben, daß an zu Grunde gegangenen Waaren, zerstörten Häusern, vernichtetem Mobiliar, verdorbenem Straßenpflaster, eingestürzten Trottoirs u. s. w. diese Wasserflut der Stadt über hundert Millionen und an mittelbar und unmittelbar durch sie umgekommenen Menschen mehrere Tausende gekostet hat. Man hat in allen Straßen der Stadt die Höhe der Flut an den Häusern durch einen Strich und Hinzusetzung des Datums bezeichnen lassen. Gott gebe, daß die Häuseranstreicher das Geld, welches sie dafür erhielten, nicht noch einmal zu verdienen bekommen. Jeder Zoll, den sie ihren Strich höher setzen müßten, würde der Stadt ein Paar Millionen mehr gekostet und 100 Familien mehr in Trauer versetzt haben.

Kobl.

Der Winter in Neapel.

Italiener, die aus Deutschland zurückkehren, erzählen, sie hätten sieben Monate lang Winter und fünf Monate keinen Sommer gehabt. In Neapel rechnet man auf vier Tage drei schöne *). Eis und Schnee sind höchst seltene Erscheinungen. Ich habe nun schon mehrere Winter hier zugebracht und auch nicht eine Flocke in der Stadt fallen sehen. Die gewöhnlichen Thermometer geben auch nicht unter zwei Grad Kälte. Zwar sieht man vom November bis in den März weiße Berggipfel, denn die Abruzzen haben ein rauhes Klima, ja der Vesuv selbst ist oft wochenlang in einen Schneemantel gehüllt; hier unten aber lacht ewiger Frühling, kein Frühling mit blühenden Bäumen, aber doch mit frischem Rasen, mit Blumen, jungem Laube, Gemüse und mit vielen immergrünen Bäumen. Er ist wie ein deutscher März; oft

*) Beobachtungen, die sieben Jahre lang auf hiesiger Sternwarte angestellt worden sind, haben folgende Resultate: Höchster Stand des Thermometers: 28,2 Reaumur, tiefster 1,6; mittlerer 12,8. Gewöhnlicher Stand im August, dem heißesten Monate: 20; im Januar, dem kältesten Monate: 6,5. Zahl der vollkommen heiteren Tage im Jahr: 119, der regnerischen: 90.

die wärmſte Sonne, oft finſteres Gewölk, Regen und Sturm. Es fällt auch wohl dem Himmel ein, fünf Wochen lang ohn' Unterlaß Waſſer herabzuſchicken, von einer eigentlichen Regenzeit kann aber nicht die Rede ſein. Auch der deutſche Winter bringt bisweilen Veilchen hervor; um Neapel gedeihen ſie jedoch, nebſt vielen andern Blumen, in ſolcher Fülle, daß die Knaben vom Lande ganze Körbchen voll Sträußchen in der Stadt feilbieten, daß im Februar an allen Carnevalstagen Bouquets den vorüberfahrenden Damen in den Wagen geworfen werden.

Freilich erſcheint hier geringe Kälte bedeutender als heftige bei Euch, einmal, weil die Haut weicher und empfindlicher iſt, hauptſächlich aber darum, weil man ſich nicht auf eine rauhe Jahreszeit vorbereitet hat. Die Fußböden ſind ja von Stein; die Fenſter gehen bis auf den Boden und ſchließen nicht; die Thüren ſtehen immer offen; die Oefen fehlen, und Kamine gehören zu den ſeltenen Dingen. Gewöhnlich hat der Neapolitaner bei kalter Witterung nur ein Kohlenbecken, über dem er ſich von Zeit zu Zeit die Hände wärmt; zugleich hält er aber oft die Fenſter offen, weil er den widerlichen Dampf nicht ertragen kann. Will man letztern vermeiden, ſo muß man ſehr gute Kohlen nehmen und dieſelben ſtundenlang vor dem Zimmer glühen.

So kommt es, daß man nirgends mehr friert als in Italien, und zwar klagen die Ruſſen am meiſten, weil ſie daheim am beſten heizen. Der Fremde, welcher in Neapel behaglich leben will, verſchaffe ſich alſo für den Winter ein Zimmer mit Teppichen oder Strohdecken, mit wohlſchließenden Fenſtern und einem Kamine, oder — was aber ſchon eine außerordentliche Erſcheinung iſt — einem Blechofen. Das Zimmer liege gegen Mittag, das iſt mehr werth als alle Teppiche und Blechöfen; denn die ungeheuern, ganz ſteinernen Wände ſind ohne Sonne feucht und nehmen leicht einen Modergeruch an. Es giebt hier Zimmer an offenen, warmen Stellen (z. B. in Croce di Malta auf Largo di Caſtello), wo das Thermometer nie unter 14° über Null fällt.

Uebrigens hat hier die Sonne immer große Kraft, ſobald der Winter heiter iſt und kein Wind weht. Dann liegen die Lazzaroni und Landleute im Januar auf den Gaſſen und halten, wie im Sommer, ihren Mittagsſchlaf; dann ſieht man noch in der Nacht halbnackte Bettler auf dem Pflaſter ausgeſtreckt. Ich ſelbſt habe auf einem Spaziergange um Weihnachten meinen Regenſchirm aufgeſpannt, um mich gegen die drückende Hitze zu verwahren.

Erhebt sich aber der Nordwind, die berüchtigte Tramontana, und rüttelt die schlechten Fenster, so hüllt sich der Fremde in seinen Mantel und seufzt nach dem traulichen Ofen in der Heimat. Man sieht nach dem Thermometer und begreift nicht, daß es noch so hoch steht.

Der Neapolitaner kann auf der Stube weit mehr Kälte ertragen als der Nordländer; im Freien aber geht er, bei einigermaßen rauher Luft, sehr warm gekleidet und bedeckt sorgfältig den Mund. Letzteres thun sogar die härtesten Fischer, indem sie einen Zipfel ihrer braunen Kutte hoch über die Schulter werfen und den Kopf neigen, was ihnen ein ungemein malerisches Aussehen giebt. Dabei haben sie doch oft nackte Füße.

Gewitter sind hier im Ganzen selten, sie kommen im Winter häufiger vor als im Sommer, und treten öfters plötzlich mit großer Heftigkeit ein, besonders im Gebirge. — Nichts ist erhabener als ein Gewitter auf dem Meere; ich habe ein solches letzten Sommer am Strande der Insel Ischia beobachtet. Es war schwarze Nacht: kein Mond, kein Stern konnte das schwere Gewölk durchbrechen. Das offene Meer lag, wie eine Welt voll Finsterniß, vor mir; ich sah die Wellen nicht, hörte sie nur brüllen und schäumen und an die Lavaklippen des Ufers schlagen, als solle mein Felsensitz in Trümmer gehen. Jetzt zuckten leichte Blitze in der Ferne; gezacktes Feuer drang von allen Seiten aus dem schwarzen Himmel; der ganze Horizont flammte von Glut, und die weite, wild bewegte, weißschäumende See lag plötzlich deutlich vor mir, um sogleich wieder in Nacht zu versinken. Lautkrachend umrollte mich der Donner; die Erde zitterte. So währte es die halbe Nacht. Endlich zog das Gewitter weiter; der Donner erstarb, nur die Blitze leuchteten noch: kein Regen fiel auf der Insel.

Die Nebel, welche hier sehr selten vorkommen, sind viel trockner und feiner als im Norden; manchmal färbt sie die untergehende Sonne dunkelroth, und sie stehen wie eine purpurne Wolke über der Erde.

H. A. Meyer.

Das Leben in den Straßen Neapels.

Kein bunteres Bild kann gedacht werden, als das Gewühl in der langen, von Süden nach Norden sanft ansteigenden Straße Toledo, der Puls ader Neapels. Zwei selten unterbrochene Reihen hin und hergehender Equipagen und Miethkutschen, unter die sich noch mehrere Omnibus und viele Reiter mischen, drängen die Fußgänger und einen guten Theil der Pferde, Maulthiere und Esel, welche Früchte und Gemüse in die Stadt und Unrath aus derselben fortschaffen, rechts und links an die Häuser. Hier fänden sie aber wenig Raum, wäre nicht die Straße von ansehnlicher Breite. Denn nicht allein die Besucher der Kaffeehäuser, deren es, wie in ganz Italien, unzählige giebt, sitzen, der frischen Luft wegen, weit in die Gassen hinein, sondern auch alle Arten von Handwerkern: Schneider, Schuster, Schlosser, Sattler, Blechschmiede, arbeiten Tags und bei Licht nicht in, sondern vor ihrer Bude, wenn sie nicht von der Glut der Mittagssonne, vom Regen oder von der Tramontana (Nordwind) verscheucht werden. Die Kleiderverkäufer, deren Zahl Legion ist, und die Geldwechsler sind ebenfalls mit ihren Tischen auf der Straße postirt. Eine Menge Garköche, welche hauptsächlich Maccaroni bereiten; Friggitori, welche Küchlein und Fleisch in Oel backen; Aufwärter aus Kaffeehäusern, die Kaffee brennen; Leute, die Kastanien, Pinienkerne und Mauskelben rösten, haben ihre Kohlenbecken und blechernen Oefchen gleichfalls in der Straße aufgepflanzt, und die vielen Stände der Acquaioli (Eiswasser-Verkaufer) nehmen auch einen nicht geringen Raum ein. Alle diese Leute haben ihr Publikum, welches schmaust und trinkt, gafft und schwatzt.

Ueberhaupt drängt sich, wer Etwas zu verkaufen hat, so weit in die Straße hinein als möglich, damit recht viele Fußgänger dicht an ihm vorüber müssen. Der Glashändler stellt ein Dutzend elender Gläser, man möchte sagen zwischen die Füße der Leute, und schiebt ruhig rothes Papier unter, damit sie einen schönen Schein haben. Zerträte ihm ein Vorübergehender eins, er würde einen furchtbaren Lärm machen und das Sechsfache des Werthes beehren. Der Fischhändler, der getrocknete Fische auf einem Karren herum

fährt, verweilt im dichtesten Haufen der Auf- und Niedereilenden ein Vierteistündchen, und er wird Jeden auslachen, der ihm sagte, er solle auf einem freien Platze halten. Und so in hundert ähnlichen Fällen.

Dazu kommen noch die Landleute, Lazzaroni, Bettler, welche, theils um auszuruhen, theils um zu gaffen, theils um Erwerb oder Geschenke abzupassen, quer durch die Straße liegen, mit dem Kopfe an den Häusern, so daß man bisweilen über sie wegsteigen muß. Diese Leute haben sich so sehr gewöhnt, das Pflaster zum Ruhebett zu haben, daß sie beim größten Lärm in tiefem Schlafe liegen.

Oefters fällt es nun gar einem Capitano ein, seine Soldaten gassenbreit marschiren zu lassen. Du wirst das nicht sinnreich finden, aber es geschieht. Flüchten dann nicht Wagen und Fußgänger zu rechter Zeit in die Nebenstraßen, so geht es toll her, und Flüche aus dem Munde der Männer, und Anrufungen der Madonna von Seiten der Frauen erschallen überallher.

Neapel nimmt sich neben einer nüchternen protestantischen Stadt im Norden wie ein Blumengarten neben Ackerfeld aus. Die Mannichfaltigkeit der Trachten, Städte und Völker ist hier bei weitem größer. Zwar tragen sich die Neapolitaner, die nicht zur untersten Klasse gehören, großentheils wie wir; desto greller ist aber das Kostüm eben dieser außerordentlich zahlreichen Klasse: die rothen Mützen und Leibbinden der Fischer und Lazzaroni, die seidenen Kopftücher, bunten Mieder und Kleider der Weiber vom Lande. Dazu kommen die hochrothen Uniformen der Garden und Schweizer-Miethtruppen, die Weltgeistlichen in langen schwarzen Gewändern; dann die verschiedenen Mönchsklassen.

Hierzu rechne die Zöglinge geistlicher, meist jesuitischer Institute, welche, von ihren Lehrern begleitet, in langen Zügen durch die Straßen wandern; die See- und Landcadetten; die Schüler medicinischer und chirurgischer Anstalten, die Waisenkinder, die Siechen, die Brüderschaften, welche alle ihre Uniformen, zum Theil in den schreiendsten Farben, haben. Rechne die buntscheckigen Domestiken, die Thürsteher, von denen manche bedreßt von Kopf bis zu Fuß sind, und die kanariengelben Zuchtlinge hinzu, die öfters in den Straßen beschäftigt werden, und Du hast einen kleinen Begriff von diesem ewigen Carneval.

Der Fremden hab' ich noch gar nicht Erwähnung gethan: der Deutschen,

Engländer, Franzosen, Spanier, Dänen, Russen, Amerikaner, die gaffend um herstreifen. Hier und dort erscheint auch ein Grieche oder Mohr in dem Kostüme seiner Nation.

Ein Orkan in der Wüste.

Wir hatten bisher an der Wüste nur die brennende Hitze der Mittagsstunden und die Kühle der Nächte in etwas scheuen gelernt, heute sollten wir noch andre eigenthümliche Schrecknisse derselben kennen lernen.

Hinter uns am Meere dämmte hoch wie ein rothlich graues Gebirge am Horizont auf, die Sonne, die noch einmal mit fahlem Schimmer, wie durch den Rauchdampf einer brennenden Stadt, über das Gebirge herein blickte, brach ihre Strahlen auf so sonderbare Weise an dem immer höher steigenden Damme, daß man leicht bemerkte, daß er von andrer, dichterer Art sei als unsre heimathlichen Wolken; es war als wenn der Abglanz eines pfeilerartig zertheilten Sandsteingebirges in trübem Wasser sich gegen uns her bewegte. Das Licht der Sonne erneute noch immer auf einzelne Augenblicke den Kampf mit dem Rauchnebel des Thales, so etwa, als ob wir mitten in einem Brande der Natur an einer Stelle vorbeikämen, wo die gesteigerte Gluth den Rußdampf verzehrte. Wir genossen einige Male noch eine Aussicht in die nächsten Engthäler des östlichen Gebirges; unter andern kamen wir an einem vorüber, in welchem Palmen standen, und — doch möchte ich dieses bei solcher unsicherer Beleuchtung nicht als gewiß verbürgen — jenseits derselben einige Mauerwerke. Noch blieben unsre Kameele in geordnetem Schritt und die Beduinen sammelten ruhig einige am Boden wachsende, schöne Exemplare des Gymnocarpum, welche sie roh verzehrten. Jetzt aber bemerkte nicht blos das Auge, sondern auch der übrige Körper, daß der Nebel, der die Luft trübte, ein andrer als der gewöhnliche sei: der feine Sand, welcher anfangs nur die Kraft der Staubwolken unsers Vaterlandes hatte, die der Sturmwind eines Hochgewitters emporwirbelt, mischte sich immer mehr mit gröberen Gesteintrümmern und abgerissenen Zweigen der dortigen Wüstengewächse und fiel nun so dicht und so schwer auf uns, daß die Ka-

meete mit lautem Gebrüll ihre Reihen verließen und ohne Ordnung vorwärts rannten. Gleich in den ersten Augenblicken, in denen der Sandsturm mit seinen gröberen Massen uns ereilte, hatte die Sonne sich verhüllt, wie in einen härenen Sack; mit einer wahrhaft furchtbaren Schnelle wuchs aber jetzt das Dunkel, das unsern Pfad und seine Nachbarschaft bedeckte, zu solcher Nächtlichkeit, daß die Finsternis der dichtesten Nebel unserer Spätherbst- und Wintertage in keinem Vergleich damit stehet. Obgleich, zu unserem großen Glücke, der Wind mit seinen Sandmassen uns grade im Rücken war, hielten wir es dennoch für ein noch größeres Glück, daß unsre Beduinen für uns und ihre Kameele bei guter Zeit das Dasein eines Winterasyles erreichten, welches von dickstämmigem Tamariskengesträuch gegen den Sturm ein wenig geschützt war. Im Anfang schien es unmöglich, ein Zelt aufzuspannen: wir verflochten uns mit niedergebeugtem Körper hinter dem Uferdamm des Gießbaches und seine dichten Gesträuche, und ließen die Sandwellen über uns hinstreichen: später wurden, mit der Anstrengung eines Ringers, der mit einem eben so Starken ringt, als er selber ist, die Stangen des Zeltes aufgerichtet, dessen Seile, außer an tief eingeschlagenen Pflöcken, zugleich an den Stämmen der Tamarisken befestigt wurden. Jetzt saßen wir auf dem Gerathe im Inneren des Zeltes oder hinter dem Damme des Bachufers, hörten das Niederrieseln des Sandes auf das Zelt und Gesträuch und gaben uns jener angenehmen Empfindung hin, die den gesicherten Zuschauer bei jeder ungewöhnlichen, auch in ihrem Kreise zerstörenden Naturerscheinung anwandelt. Doch war der feinere Sandstaub, welcher mit dem gröberen zugleich die Luft erfüllte, von so durchdringender Kraft, daß er sich in alle unsre verschließenen Behältnisse für Kleider, Wäsche, für Speisen und Getränke, so wie durch die Kleider auf die Haut des Körpers hineinzog. Ich hatte mich im Zelte auf einige Augenblicke hingelegt mit verschließenen Augen, um zu ruhen: die sorgsame Hausfrau, da sie hereintrat und mein Gesicht in so gelblich grauer Färbung erblickte, erschrak nicht wenig, denn sie meinte, das Angesicht eines Todten zu sehen: der Reis, den wir, da sich endlich gegen Abend an ein Anzünden des Feuers und an eine Zubereitung des Abendessens denken ließ, genossen, war so versandet und vom Staube braun gefärbt, daß wir ihn gerne, ohne ihn im Munde zu prüfen, ganz verschluckten.

Die Feuer von Baku.

Die Stadt Baku oder Badku an der Westküste des kaspischen Meeres liegt in einer reizenden, bergigten Gegend, die seit alter Zeit wegen ihrer Naphthaquellen berühmt ist. Dieses Naphtha oder Bergöl ist im reinen Zustande weiß, sehr leicht und flüchtig und höchst entzündbar. Oestlich, ungefähr eine halbe Meile von einer der reinsten Oelquellen, ist ein besonders merkwürdiger Ort. Er wird Ateschjah oder Feuerort genannt. So wie man sich diesem Orte nähert, empfindet man schon einen starken Schwefelgeruch. Der Durchschnitt dieses Feuerortes beträgt etwas mehr als eine halbe deutsche Meile, und in der Mitte desselben sieht man eine starke gelbblaue Feuerflamme, welche des Nachts in vermehrter Größe erscheint. In einiger Entfernung von dieser Flamme haben die Geber oder Gucber (das Feuer anbetende Indier) und andere arme Leute kleine steinerne Wohnungen errichtet. Der eine, leere Bedenraum, welchen die Mauer einschließt, ist einen Schuh dick mit fetter Lehmerde dicht geschlagen, damit die Flamme in diesem Raum nicht durchbreche. Wo aber der Wirth des Hauses Feuer nöthig hat, daselbst hat er Löcher in dem Lehm gelassen, und wer nun, seine Speise oder Kaffee zu kochen, Feuer bedarf, hält ein brennendes Licht oder ein Stückchen angezündeten Papiers über die Oeffnung, und sogleich entsteht eine Flamme, die Jeder zu seiner Absicht besser als Holz- und Kohlenfeuer zu behandeln weiß. Je kleiner die Oeffnung ist, mit desto größerer Heftigkeit bricht die Flamme hervor. Bei einer Oeffnung von zwei Zoll erreichte sie anfangs drei Fuß und zehn Zoll Höhe und fiel hernach auf zwei Fuß fünf Zoll. Braucht man das Feuer nicht mehr, so bedeckt man die Oeffnung, nachdem man die Flamme mit dem Rockschooße oder einem Fächer ausgelöscht hat.

Ebenso bereiten sich die Einwohner in der Dunkelheit ihr Licht. In ein enges, in den Lehm gebohrtes Loch stecken sie ein Schilfrohr von beliebiger Höhe, nachdem sie ihm vorher inwendig und auswendig einen Ueberzug von Lehm gegeben haben, und zünden oben den Dunstkreis an. Die Einwohner haben mehrere dergleichen Lichter um ihre Stühle stehen, die ihnen vollkommenes Licht geben und weiter keiner Unterhaltung und keines Putzens bedürfen. Auch braucht man im Winter nicht einzuheizen, denn es ist da immer so warm, daß man die Thüren beständig offen stehen läßt.

Außer diesem verzehrenden Feuer sieht man um Baku noch ein anderes, welches nicht zündet. Wenn nach warmen Herbstregen die Abendluft ebenfalls warm ist, stehen die Felder um Baku in vollen Flammen. Oft scheint es, als rolle das Feuer in großen Massen mit unglaublicher Geschwindigkeit von den Bergen herab. Im Oktober und November sieht man oft bei heitern und mondhellen Nächten das ganze westliche Gebirge von Baku mit blauem Feuer überzogen. Bei warmen und dunklen Nächten überziehen unzählige, bald einzelne, bald zusammenhängende Flammen die ganze Ebene, und die Gebirge sind alsdann dunkel. Oft erfüllt es das ganze Lager der Karavanen zum großen Schrecken der Pferde und Mastthiere. Dieses Feuer zündet nicht. Das trockene Gras und Schilf bleibt unversehrt, obgleich die ganze Gegend in Flammen zu stehen scheint: ja, wenn man mitten darin steht, so verspürt man nicht einmal Wärme. Dieses sogenannte Feuer ist also eine bloße Lichterscheinung und vom obigen durchaus verschieden.

Pallas.

Fata Morgana.

An der Küste von Reggio und Sicilien finden wir eine besondere merkwürdige Naturerscheinung, die unter dem Namen der Fata Morgana bekannt ist.

Wenn an heitern Tagen die Strahlen der Sonne mit der Fläche der See einen Winkel von 45° machen und die Wasserfläche weder vom Winde, noch vom Strome bewegt wird, sondern vollkommen glatt ist, so bemerkt der Zuschauer, der auf einer Anhöhe der Stadt Reggio steht, sein Gesicht gegen die See gekehrt und die Sonne im Rücken habend, auf der Oberfläche des Wassers schöne Paläste mit ihren Balkonen und Fenstern, hohen Thürmen, Kirchen, Prozessionen, Armeen von Soldaten zu Roß und zu Fuß, Wagen und Prazerenfahrenden: man sieht schöne Ebenen mit Hornvieh und Schafen, grasend darauf vertheilt: man sieht Trümmer von Gebäuden mit Säulen und Pfeilern und Bogen, und wer das bemerkt, ruft freudig aus: „Fata Morgana! Fata Morgana!“ und das Volk strömt herzu, betrachtet die Wunderdinge, die sich, langsam vorüberziehend, zeigen, eines nach dem andern auf-

tauchend und verſchwindend, bis die Sonne, höher oder niedriger ſtehend, dem ganzen Schauſpiel ein Ende macht. Kein Italiener läßt ſich die Ueberzeugung rauben, daß eine Fee Morgana dort im Meere wohnt und daß ſie bei ſchönem heiterem Wetter dann und wann auftaucht aus ihrem naſſen Element, ihre Paläſte und ihre Städte mit ſich empor hebend über die ſpiegelblanke Fläche des Meeres, zuſammt den Bewohnern derſelben, — und wehe dem, der es wagen wollte, die Leute in ihrem ſüßen Wahn zu ſtören!

Bei allen dieſen Luftſpiegelungen ſind die Gegenſtände, welche man ſieht, wirklich vorhanden, nur in einer größern Entfernung, als daß ſie für das bloße Auge ſichtbar wären, auch in einer Entfernung, in welcher der Bogen, den die Erde macht, die Gegenſtände ſonſt verdeckt; man ſieht dieſe daher nicht in gerader Linie, ſondern in gebogener. Beides iſt bedingt durch die verſchiedene Dichtigkeit der Luft in verſchiedenen Schichten über der Erde.

Eine bekannte Erſcheinung iſt dieſe. Wenn man eine Blechröhre von mehreren Zoll Durchmeſſer an beiden Seiten mit ebenen Glastafeln ſchließt, nachdem ſie vorher ganz mit Waſſer angefüllt worden iſt, und man taucht die Röhre nunmehr in heißes Waſſer, bis die Flüſſigkeit innerhalb der Röhre einen bedeutenden Grad von Temperaturerhöhung erlangt hat, ſo wird eine ungleichmäßige Erwärmung in derſelben Statt finden, falls ſie nicht geſchüttelt werden, ſondern ganz ruhig gelaſſen iſt: man wird die äußeren an dem Blechrohr liegenden Schichten rund um ausgedehnt finden, die inneren werden es immer weniger ſein, weil die Wärme nur in geringerem Grade dahin gedrungen iſt, und in der Mitte wird mit der Dichtigkeit des Waſſers beinahe gar keine Veränderung vorgegangen ſein, indem man dem heißen Waſſer außerhalb der Röhre keine Zeit ließ, ſeine Wärme bis dorthin zu verbreiten.

Dieſe verſchiedene Erwärmung der Waſſermenge in der Röhre hat nun zur Folge, daß dieſelbe wirkt wie ein Brennglas, wie ein Vergrößerungsglas. Betrachtet man Gegenſtände dadurch, ſo erſcheinen ſie genähert und vergrößert. Ein ganz ähnlicher Vorgang findet mit der Luft Statt, ſobald die Sonne darauf ſcheint. Zunächſt der Erde wird ſie am ſtärkſten erwärmt, je weiter davon, deſto geringer iſt die Erwärmung derſelben, und dieſes nimmt ſchnell ab, ſo daß ſchon bei einer Höhe von ſechs bis acht Fuß eine höchſt auffallende Differenz in der Dichtigkeit der Luft Statt findet. Sobald die geringſte Bewegung der Luft dieſelbe unruhig macht, nicht völlige Windſtille

herrscht, wird man nichts von dieser besondern Beschaffenheit derselben wahrnehmen, denn falls auch die Sonne mit der größten Kraft auf eine Sandfläche, wie in den Ebenen von Lybien, oder auf das Meer, wie bei Reggio, scheint, so kann es doch nicht zu einer regelmäßigen, gradweise abnehmenden Erwärmung der Luftschichten kommen, weil der Wind in jedem Augenblick die verschiedenen Theile derselben durch einander wirft; sobald aber vollkommene Ruhe eintritt, wird die Luft von unten herauf erwärmt und wirkt nun wie ein halb durchgeschnittenes Brennglas, d. h. wie ein ganzes, denn es ist selbst für ein gutes achromatisches Fernrohr gleichgültig, ob man die eine Hälfte des Objektivglases bedeckt oder offen läßt, das Bild verliert weder an Umfang, noch an Deutlichkeit, noch auch die Einfassung desselben an ihrer ursprünglichen Rundung; es wird das Bild nur um ein Geringes weniger hell, und so betrachtet man gewissermaßen die entfernten Gegenstände durch ein kolossales Vergrößerungsglas, daher sie denn auch vergrößert erscheinen. Am stärksten wird das letztere Statt finden, wenn man sich nahe bei dem Focus der so entstandenen Luftbrennlinse befindet; verkehrt aber wird man die Bilder sehen, wenn man weit genug hinter dem Focus derselben steht.

Diese einfache naturgemäße Erklärung ist freilich nicht des gemeinen Italieners Sache; er hält sich lieber an die Fee Morgana, deren Erscheinung ihm viel begreiflicher vorkommt, als das deutliche Sehen entfernter Gegenstände durch Luftschichten von verschiedener Dichtigkeit.

W. J. G. Zimmermann.

Der Bergsturz von Goldau.

An einem schönen Sommertage, es war im August 1806, besuchte mich ein junger, liebenswürdiger Mann, Rudolph Zenner von Bern, mit dem ich durch freundschaftliche Verhältnisse und Briefwechsel verbunden war. Er wollte mich zu einer Rigireise bereden, die er in Gesellschaft einiger Freunde und Freundinnen zu machen im Begriff stand. Ich mußte die Einladung ablehnen. Wäre sie von mir angenommen worden, wär' ich wahrscheinlich neben ihm unter den Bergtrümmern des Gnypen ruhen

Nach anhaltendem heftigen Regenwetter war er mit seinen Gefährten aufgebrochen. Am 2. Septembertag, bei trübem Himmel, stiller Luft, wanderte er mit ihnen wohlgemuth durch den Flecken Arth und den Weg nach Schwyz, das reizende Thal entlang. Einige Herren waren zufällig etwas zurückgeblieben. Sie eilten nach und sahen ihn noch, nur einige hundert Schritte vor sich, mit seinen Begleitern und Begleiterinnen in das Dorf Goldau wohlgemuth einziehen.

Aber ein anderer Anblick fesselte die Aufmerksamkeit und die Schritte der Zurückgebliebenen. Sie sahen links von der Höhe des Gebirgs einzelne Felsenblöcke niederfallen, einige mit hohen Tannen gekrönt. Ein dumpfer Donner hallte nach. Die Entfernung bis zum Berge war zu groß, um Gefahr zu fürchten. Sie blieben stehen. Das großartige, wunderbare Schauspiel hob ihr Gemüth mit Frohlocken und Erstaunen. Sie jauchzten bei jeder Wiederholung ihren Beifall der gewaltigen Natur. Sie klatschten freudig mit den Händen. Aber plötzlich, wildbrechend fing die Masse des ganzen riesigen Gebirgs an sich zu bewegen. Erst in fürchterlich langsamer Wellenform und mit donnerndem Gebrause hob und senkte sich die ungeheure Bergwand, von mehrern Stunden Ausdehnung, sammt ihren Waldungen, Sennhütten, Viehheerden und Ortschaften — dann mit Blitzesschnelle brach Alles los, und niedersausend, betäubend, finsterroth, einer Nacht gleich, erstickender Dampf und Staub ringsum. Der Boden bebte. Es war ein Schlag, ein Augenblick. Dann verstummte der Donner in langsam hinsterbendem Getöse. Erst nach einigen Minuten legte sich der dichteste Staub.

Die auf einer Wiese vor Goldau gebliebenen Beobachter des grauenvollen Ereignisses sahen einander mit Entsetzen an, sprachlos, bleich. Bald, wie die Staubwolken lichter wurden, erkannten sie in unmittelbarer Umgebung Schutt und Felsen; bald weiter hin den gleichen Gräuel der Verwüstung. Aber sie sahen nicht mehr Goldau vor sich, nicht ihre Reisegefährten mehr, die ins Dorf eintreten wollten. Alles war verschwunden, Alles begraben; das grüne blühende Thal war eine leblose graue, dampfende Einöde. Es war Nachmittags um 5 Uhr.

Der Trümmerraum von beinahe einer Geviertmeile zeigte sich mit Erdschlamm und ungeheuern Felsen, stellenweise bei hundert und mehr Schuh hoch überlagert. Vom Gnypen herab hatten sich die vom Wasser unterfreßenen

obern Gebirgsschichten überwälzt. Die Wucht des Falles hatte sogar gewaltige Steinblöcke an den gegenüber gelegenen Rigiberg, zu der andern Thalseite hinaufgeschleudert, Vögel in der Luft während der Flucht getödtet. Der Lowerzer-See schwoll und wogte vom hereinstürzenden Getrümmer hoch auf. Die Wellen schlugen über die romantische Insel Schwanau zusammen, über die Wipfel der Bäume, 60—70 Schuh über dem Wasserspiegel des Sees, zur Thurmspitze der einsamen Felsenkapelle empor; fuhren zerstörend in die Dörfer von Lowerz und Seewen. Die Ortschaften Goldau, Bußingen, Röthen, mit ungefähr 500 Menschen, mit 111 Wohnungen, ihren Heerden, ihren Ställen, waren von der Oberfläche der Erde vertilgt, nebst allen Kapellen und Andachtsstätten. Niemand konnte die Stelle nur annähernd bezeichnen, wo die Gebäude, wo die Brücke von Goldau, wo das Filialkirchlein des Orts gestanden hatten. Landleute, die zufällig während des furchtbaren Schicksals auf den Höhen gestanden, sagten aus: sie hätten in dem finstern Augenblick ein herzzerreißendes Angstgeschrei vom Dorf her vernehmen. Einer der Zeugen erklärte, er habe deutlich aus einem Hause bei Goldau das letzte Geschrei eines Mannes vernommen: „Fliehet, fliehet! der Berg kömmt. Er ist schon da!“

Einige Tage vorher schon hatten Personen, die am Berge Holz fällten und andere ländliche Arbeiten verrichteten, im Erdboden vorher nie gesehene Wulsten, Risse und Spaltungen des Grundes bemerkt, auch Fallen einzelner Steine, dumpfes Dröhnen der Erde unter ihren Füßen. Sie erzählten davon, als herrsche da Teufelsspuk und Aefferei böser Geister. Einer derselben ging zum Pfarrer und bat ihn, sein Landstück zu benediciren, denn „da sei es unrichtig.“

Es ist eine der schaudervollsten Vorstellungen, daß wohl mehr als einer jener vom Bergfall Verschütteten nicht plötzlichen Tod gefunden, sondern in der Nacht seines Grabes noch Tage verzweiflungsvoll gelebt haben möge.

Bald nachdem das Schreckliche geschehen war, kamen von der Höhe des Gebirgs drei Männer, welche Holz gefällt hatten. Sie hörten, am Saum der Schlamm- und Schuttlawine wandernd, in der Gegend, wo einst eine ärmliche Berghütte gestanden hatte, unterirdisches Wimmern. Sie machten sich rasch ans Werk, fanden unter dem Schutte zertrümmerte Balken und zogen einen vierzehnjährigen Knaben, Meinrad Ayrer, unversehrt darunter hervor.

Wie die Bewegung des Berges begann und die Wälder und die Felsen droben durcheinander gingen, sah es auch Lienhard Wiget, der eben mit seiner Familie Obst unter den Bäumen auflas neben seinem zierlichen, wohlgebauten Hause. Alles flüchtete mit Geschrei. Die 23jährige Magd, Franziska Ulrich, ergriff das ihr nächste Kind, ein Mägdlein von fünf Jahren, rannte mit demselben ins Haus und wollte noch das Jüngste retten, welches in der Wiege schlummerte. In demselben Augenblick aber ward die Stube nächtlich finster, das ganze Haus aufgehoben, weggeschoben, fortgeschleudert, wie Franziska glaubte, in einen tiefen Abgrund. Als die Bewegung ein Ende nahm, fühlte sich das arme Mädchen hart eingeklemmt, die Füße aufwärts, den Kopf unten, über das Gesicht Blut fließen. Franziska litt keine Schmerzen, aber sie wähnte sich begraben im ungeheuren Weltuntergang, der dem jüngsten Tage vorangegangen sei; alles Lebende auf Erden hielt sie nun für vernichtet, sich allein noch im todten Reich der verwüsteten Schöpfung als die Letzte übrig, welche athmete.

Nach geraumer Zeit drang aber durch die Finsterniß das Wimmern eines Kindes. Sie erkannte die Stimme der kleinen Marianne, die sich in das Haus geflüchtet hatte. Sie selbst war ohne Trost, versuchte aber das Kind zu trösten, welches bald über Schmerzen, bald über Hunger klagte, endlich leiser sprach und nach einigen Stunden weinend entschlief. Franziska betete. Da hörte sie Glockentöne. Sie erkannte noch das Abendgeläut am Steinerberg und bald darauf auch die Bergglocke vom Dorfe Steinen. Nun ward Licht in ihrer Seele; die Welt sei noch nicht untergegangen. Es blieb noch Hoffnung auf Erlösung. Eine lange, grauenvolle Nacht verging, ehe sich die Töne der Morgenglocke am Steinerberg wieder hören ließen. Auch die kleine Marianne ließ sich vernehmen mit neuen Jammerlauten. Indem sie das Kind tröstete, drang auch Geschrei aus der Höhe zu ihr. Sie erkannte die Stimme des verzweifelnden Wiget. Nun erhob sie mit dem Kinde ein klägliches Rufen um Hülfe.

Wiget stand wirklich diesen Augenblick am Saum der Felslawine und heulte im Schmerz um den Verlust seiner Familie laut auf. Wie er die unterirdischen Stimmen vernahm, erstarrte er vor Grausen und Freude. Dann, mit Beistand einiger Männer, schritt er zur Ausscharrung der Begrabenen. Er fand sie endlich. Er zog sie hervor und befreite sie vom Schlamm, der

jede Bewegung ihrer Leiber 11 Stunden lang unmöglich gemacht hatte. Des Kindes Schenkelbein war gebrochen, Franziska blutig und zerquetscht am ganzen Leibe. Beide jedoch sind gerettet und geheilt worden.

Noch nach einem Jahrhundert wird der Wanderer die Verwüstung des weiland glücklichen Geländes wahrnehmen und die vom Bergsturz hinterlassene lange, breite Narbe des Guyxenstocks, neben dem Rufiberge. Ueber den unfruchtbaren Schutt, zwischen Felsstücken und Wasserpfützen schlängelt sich nun der Weg von Arth gegen Schwyz. Hin und wieder hebt sich ein magres Gesträuch an todten Klippen. Eine Kapelle, ein Wirthshaus für Reisende, ein Heufall, über den Runnen aufgerichtet, tragen den Namen des verschwundenen Goldau und deuten in der Einöde auf die ehemalige Stätte desselben hin.

Zschokke.

Die Wanderungen der Thiere.

Schwierig ist die Erklärung der periodischen Wanderungen der Thiere. Die Vögel fliegen gern gegen den Wind, und so können sie denn auch auf den Wanderungen von dem Luftstrome der Gegenden, welche das Ziel ihrer Reise ausmachen, eigene Empfindungen erhalten: aber sie können nicht immer solchen günstigen Wind abwarten, sondern fliegen auch oft mit dem Winde, und viele kleine Vögel ziehen nahe an der Erde, wo keine Luftströmungen von entfernteren Gegenden zu bemerken sind. Die Wärme der südlichen Länder kann sie bei ihrem Zuge kaum nicht leiten, denn sie ziehen dabei über die Alpen, wo die Temperatur noch niedriger ist als in unsern Gegenden. Der Geruch kann sie nicht bestimmen, denn jeder Storch z. B. er mag am Rhein oder an der Weichsel, am Mittelmeer oder an der Ostsee seine Heimath haben, findet das Dörfchen und die Hütte wieder, wo er im vorigen Jahre aus dem Ei gekommen ist oder genistet hat, und ein eigenthümlicher Geruch dieser Gegenden läßt sich gar nicht denken. Allerdings beachten die Vögel die Gegenden, durch welche sie ziehen, in so fern sie ihnen Nahrung und Ruheplätze darbieten; aber sie ziehen auch bei trübem Himmel, zum Theil in der Nacht, ziehen einige hundert Meilen weit, bekommen bei der Rückkehr die Land-

ſchaften von der entgegengeſetzten Seite zu ſehen und finden ſie im Frühjahre bei kaum erwachender Vegetation von ganz anderem Ausſehen als im Herbſte, daher läßt ſich nicht denken, daß ſie durch Erinnerungen der ſichtbaren Gegenſtände den rechten Weg finden.

Die Heimath wird von den Vögeln vornehmlich mittelſt der Schärfe ihrer Augen gefunden. Die Taube, die man in einem Sacke aus dem Taubenſchlage weit weggebracht hat, fliegt zuerſt auf und dann in immer weitern Kreiſen höher und höher, bis ſie dem Auge des Beobachters entſchwindet und einen bekannten Gegenſtand erkannt hat, nach dem ſie ſich richten kann; läßt man ſie aber aus einem Luftballe in größter Höhe fliegen, ſo ſteigt ſie zuerſt ſenkrecht ſo weit herunter, daß ſie die Gegenſtände auf der Erde erkennt und fliegt dann in immer weitern Kreiſen weiter herab. Es iſt eine alltägliche Erfahrung, daß Hunde meilenweit die Heimath wiederfinden, wenn ſie auch im Sacke weggetragen oder des Nachts im Wagen transportirt waren; eben ſo finden Katzen, die im Sacke ſtaken und mehrere Meilen weit weggeſchafft waren, den Weg nach Hauſe wieder. Ein Eſel, der in Gibraltar eingeſchifft worden war, wurde, da das Schiff am Point de Gat ſtrandete, über Bord geworfen und erſchien einige Tage darauf des Morgens vor den Thoren von Gibraltar, um nach Oeffnung deſſelben ſogleich nach ſeinem alten Stalle zu laufen; er hatte über fünfzig deutſche Meilen durch ein ihm fremdes, gebirgiges, von Flüſſen durchſchnittenes Land zurückgelegt. Pferde, die in Paraguay den Weg von Villa Real nach den Miſſionen nur einmal gemacht hatten, kehrten von da nach mehreren Monaten auf dem nämlichen, mehr als hundert Stunden betragenden Wege allein nach Villa Real zurück. So iſt es bekannt, daß bei eingetretenem Schneegeſtöber, wo kein Weg zu erkennen iſt, die Landſchaft ein ganz anderes Anſehen erhalten hat, und der Reiter ſich nicht zurecht zu finden weiß, das Pferd mit Zuverſicht und Sicherheit ſeinen Weg fortſetzt. So können ſich, nach Sleanes Berichte, die nordamerikaniſchen Pelzhändler bei ihren Reiſen auf die vor ihren Schlitten geſpannten Hunde verlaſſen; wird der Schnee in Staubwolken in die Höhe getrieben, ſo daß kein Weg mehr zu ſehen iſt, ſo legen ſie ſich unbeſorgt in den Schlitten, worauf denn die Hunde erſt in allen Richtungen umherlaufen und, nachdem ſie ſich orientirt haben, ſchnurgerade zur nächſten menſchlichen Wohnung hin ihre Richtung nehmen. Nach Wrangels Erfahrungen findet

in Sibirien der Leithund in dunkeln Nächten und auf unabsehbaren Schneeflächen den Weg zu der tief unter Schnee vergrabenen Hütte, wenn er nur einmal dagewesen ist; er bleibt dann stehen und zeigt durch freundliches Wedeln an, daß sein Herr nur den Schnee wegzuschaufeln braucht, um ein Unterkommen zu finden.

Burdach.

Der Kolkrabe

ist der größte europäische Vogel dieser Ordnung. Er ist über und über glänzend dunkelschwarz: auch das hellblaue Auge der Jungen wird im Alter schwarz, und eben so das anfangs fleischfarbne Innere des Schnabels sammt der Zunge. Er zeichnet sich durch seinen großen Schnabel aus, welcher an der Wurzel 1½ Zoll hoch und im Bogen gemessen 3 bis 3½ Zoll lang ist. Das Ende des Schwanzes ist abgerundet. Länge des ganzen Vogels 21½ bis 26 Zoll. Er bewohnt die waldigen Gebirge und Ebnen, vereint sich nie zu großen Schaaren, und verläßt uns auch im Winter nicht. Er frißt beinahe alles Genießbare aus dem Thierreiche und aus dem Pflanzenreiche. Er frißt viel Regenwürmer und Mäuse, aber auch viel junge Hasen und Rebhühner nebst den Eiern verschiedener Vögel und thut überhaupt an nützlichen Thieren bedeutenden Schaden. Aas frißt er sehr gern. Die Schneiden seines Schnabels sind sehr scharf. Sein Horst steht auf den höchsten Bäumen oder auf Felsen, und enthält schon in der ersten Hälfte des März 3 bis 5 grünliche, dunkel gefleckte Eier, welche 3 Wochen bebrütet werden. Sie machen jährlich nur Eine Brut. Die Stimme des Kolkraben ist ein dumpfes krach, krach! auch läßt er zuweilen einzelne andere Töne hören. Er ist eines der klügsten Thiere. Man zieht ihn leicht mit in Wasser getauchten Brod- und Semmelstückchen, Käse, rohem oder gekochtem Fleische auf und er kann, wenn er gut einschlägt, äußerst viel Unterhaltung gewähren. Am besten ist es, ihn in einen geräumigen Käfig zu sperren, der allenfalls auch bei strengem Froste im Freien bleiben kann, denn frei herumgehend beißt er oft die Leute, zumal barfuß gehende, gewaltig, schlägt Hunde in die Flucht, stiehlt und versteckt das Gestohlene, beißt junge Hausthiere todt u. s. w.

An Gelehrigkeit sind sie sehr verschieden. Manche lernen von selbst das Hundegebell, Schlagen der Uhren, Gackeneien der Hühner, Krähen der Hähne u. s. w. nachahmen, besser ist es aber doch, sie völlig in die Lehre zu nehmen und an einem ruhigen Orte zu unterrichten, denn jene schon genannten Töne lernen sie hernach noch von selbst. Sie lernen mehrere zusammenhängende Worte ganz deutlich sprechen, und pfeifen wie ein Mensch auf dem Finger oder mit dem Munde pfeift. Sie haben auf alles Acht und lernen oft Dinge, die sie gar nicht lernen sollen. So z. B. hat einer meiner Freunde einen, der sonst frei auf dem Hofe herumging, nie aber über die Schwelle der Hofthür schritt, außer wenn die Enten hinausliefen, wo er denn sogleich nacheilte und sie zurück trieb. Er fiel alle Fremde an, biß manchem die Waden blutig und machte sonst Albernheiten, so daß ihm die Hausfrau öfters drohend zurief: du, du, nimm dich in Acht! Plötzlich fing der Rabe an und schrie, indem er, als ob er recht wüthend wäre, alle Federn sträubte: du, du, und später setzte er gar noch hinzu: nimm dich in Acht! Noch jetzt spricht er diese Worte aus, wenn man es verlangt, und bläst sich beim du, du, jedesmal kuk auf. Als mein Freund in ein neues Dorf zog und den Raben mitnahm, stellte er diesen in einem Käfige auf den Hof, nahe bei der Straße. Hier pflegte jeden Morgen eine Bauersfrau vorbeizugehn, welche ihr Kalb austrieb und ihm zurief: komm Mehs! Nach wenigen Wochen schrie auch der Rabe: komm Mehs! Daß man ihm die Zunge löse, ist einerseits unnütz, und andrerseits wächst sie auch wieder an, wenngleich man es öfters wiederholt. Er soll 100 Jahr alt werden können. Im Freien ist ihm sehr schwer anzukommen; doch wird er zuweilen bei der Krähenhütte, oder beim Neste, oder indem man im Winter Blut und Fleisch auf den Schnee wirft, wenn man dabei ganz verborgen lauert, erlegt. Die Schwungfedern werden zum Schreiben und Zeichnen, auch zum Verkielen musikalischer Instrumente sehr gesucht und gut bezahlt. Der Jäger bekommt für ihn, als einen schädlichen Vogel, ein gutes Schußgeld. Raubvögeln, selbst Adlern, weicht der Kolkrabe, als ein starker und kühner Vogel, nicht aus. Des Nachts mag ihn aber doch mitunter der Uhu beim Schopfe nehmen. Vor mehreren Jahren fing mein Schlosser in hiesiger Nähe einen Kolkraben, der sich mit einem Uhu herumzauste. Sie waren in ein Bächlein gerathen und dem Raben schon ein Auge ausgehackt.

Der Hamſter,

den ſehen ſeine Backentaſchen und ſein kurz behaarter Schwanz, ſo wie das am Bauche ſchwarze, am Rücken fuchsrothe und dabei weißgefleckte Fell, vor andern Mäuſen auszeichnen, findet ſich auch in Deutſchland, beſonders durch Mitteldeutſchland, bis zum Rheine.

Der Hamſter iſt ein rechtes Bild des Geizes. Den ganzen Sommer und angehenden Herbſt durch ſchleppt er in ſeinen Backentaſchen Getraide zuſammen und in ſeinen künſtlichen Bau hinein, iſt dabei ſo geizig und hartherzig, unverträglich und boshaft gegen ſeines Gleichen, daß nicht einmal ſein eigenes Weibchen in ſeinen Bau hinein darf, ſondern ſeinen eignen haben muß, und daß, wo ſich zwei Hamſter begegnen, ſie ſich meiſt ſo lange beißen, bis der eine todt iſt, der dann vom andern aufgefreſſen wird. Selbſt das Weibchen jagt ſeine Jungen, nach drei Wochen, wo ſie noch ganz klein ſind, aus ſeiner Höhle hinaus, und bekümmt ſich dann, wo ſie ihnen begegnet, als ihre ärgſte Feindin. Und recht ſonderbar iſt es: im ſüdlichen Rußland und Sibirien giebt es ein Thier, das zum Geſchlecht des Iltis gehört, dieſes beißt den Hamſter todt, und trägt wohl zehn ſolcher Geizhälſe in ſeinen Bau hinein, der noch dazu ein Hamſterbau iſt, woraus es die Hamſter vertrieben hat. So wird der hartherzige Geiz in ſeiner eigenen Manier durch einen fremden Geiz beſtraft, und ein Stärkerer trägt ſich die ſelber als Vorrath ein, die ihr ganzes Leben nichts thaten, als Vorräthe ſammeln, wovon ſie niemand etwas mittheilten. Im Gothaiſchen hat man zuweilen in einem Jahre wohl 27000 Hamſter erlegt. Man gräbt ihre Baue gar gern auf, weil ſich darin ein Vorrath des beſten, auserleſenſten Getraides, von wohl 60 Pfund findet. Jede Sorte liegt da zuweilen rein von der andern abgeſondert, wie bei Geldluſtigen Leuten die Sechsbätzner, die Zwölfer, die Vierziger, alles beſonders ſortirt liegt. Uebrigens, um doch auch einen guten Zug vom Hamſter anzuführen, frißt er auch nebenbei Maikäfer und Heuſchrecken, wodurch er doch auch einigen Nutzen ſtiftet.

G. H. v. Schubert.

Der Kukuk,

ein dunkelaschgrauer, mit rundlichem, schwachem, mäßig gebogenem Schnabel und einem schwarzen, weiß gefleckten stufigen Schwanz versehener Vogel, kommt auch als besuchender Gast im Frühling und Sommer in alle unsre Gegenden, und ist deshalb überall bekannt.

Dieser kann recht als ein Beispiel dienen, wie sich die Versehung alles Verlassenen und Verwaisten in der Welt, und wäre es auch nur eine Goldkäferlarve oder ein junger Kukuk, so reichlich annimmt und für dasselbe sorgt. Das Weibchen, das seine Eier in langen Absätzen, etwa alle Wochen nur eines legt, kann diese nicht selber brüten, sondern legt sie in die Nester kleinerer Vögel; aber diese freuen sich nicht nur sehr darüber, sondern brüten das Ei auch sorgfältig aus, und füttern das ausgekrochene Junge groß. Und wenn dann so ein junger Kukuk, der jetzt noch mehr Speise bedarf als vorher, aus seinem Neste ausgeflogen ist, und vor Hunger auf einem Baume oder Busche schreit, da bringt ihm jeder kleine Vogel, der in der Nähe ist, (nicht bloß seine Pflegeältern) Futter getragen: der eine steckt dem kleinen Waisen eine Fliege, der andere einen Schmetterling, der dritte einen Käfer oder ein Würmchen in den Schnabel, so daß er diesen fast nicht oft genug aufsperren kann, und gar nicht weiß, zu welchem von den vor Freude um ihn schreienden, pflegelustigen Vögelchen, die in Schaaren um ihn herfliegen, er sich zuerst wenden soll. So wird gerade das scheinbar Verlassenste, in der That am reichlichsten versorgt, und der Mensch will das doch so oft nicht glauben.

Die Hunde auf Kamtschatka.

Die kamtschadalischen Hunde haben eine spitze Schnauze, spitze Ohren, ähneln an Gestalt dem Wolfe und sind mannichfaltig gefärbt. Alle leben Jahr aus Jahr ein im Freien. Im Sommer scharren sie sich Gruben, um kühl zu liegen, und im Winter verbergen sie sich im Schnee, um Schutz ge-

„Unter der Herrschaft des Tiberius, so erzählt Plinius, flog ein junger Rabe aus einem Neste, welches auf dem Castortempel stand, in die gegenüberstehende Werkstatt eines Schusters, und wurde von diesem mit Ehrfurcht aufgenommen. Hier lernte er nun bald sprechen, flog jeden Morgen auf die Rednerbühne, wendete sich dem Markte zu und grüßte namentlich den Kaiser Tiberius, dann den Germanicus und Drusus und bald darauf das vorbeigehende römische Volk, worauf er in seine Schusterwerkstatt zurückkehrte. So erntete er mehrere Jahre lang Bewunderung. Endlich schlug ihn der zunächst wohnende Schuster todt, entweder aus Neid, oder, wie er vorgab, aus Rachsucht, weil er ihm einen Klecks auf einen Schuh gemacht hatte. Darüber war das Volk so aufgebracht, daß es den Schuster erst wegjagte, dann sogar todtschlug, und dem Vogel ein überaus feierliches Leichenbegängniß veranstaltete. Die Bahre wurde von zwei Mohren getragen; ein Flötenspieler ging voraus, und Kränze aller Art wurden bis zum Scheiterhaufen getragen.

Lenz.

Das Rothkehlchen.

Dieses liebliche Vögelchen ist in Deutschland allerwärts wo Nadel- oder Laubwälder sind, gemein, sammelt sich im Herbste in Zäunen und wandert über Nacht hoch durch die Luft nach Süden.

Im Frühjahr kommt es im März oder April zurück. Einzelne bleiben im Winter hier und leiden dann öfters Noth. Das Rothkehlchen ist, so lange es nicht von Noth geplagt wird, sehr munter und unruhig, macht oft Verbeugungen, guckt nach allem, was sich zeigt, hüpft schnell, fliegt, wenn es nicht zieht, immer an der Erde hin, setzt sich gern auf freie Spitzen, badet sich oft, frißt Insekten, Würmchen, Beeren, zumal Holunderbeeren. Sein Gesang ist sehr lieblich. In der Stube singt es fast das ganze Jahr; viele Leute halten es aber nur die Fliegen wegzufangen.

Der Pastor Götze in Quedlinburg fand, wie er erzählt, spät im Herbste 1774, eines Morgens beim Aufstehn, ein Rothkehlchen in seinem Saale, das durch das offne Fenster hereingekommen war. Es verfolgte ihn gleich in ein

warmes Zimmer und fraß begierig das Futter, welches er ihm vorsetzte. Kaum war es satt, so wollte es sich in den Tassen auf dem Theetische baden. Götze gab ihm daher Wasser. Es badete sich und war den ganzen Winter hindurch sehr munter. Als der Frühling eintrat, wollte Götze das Rothkehlchen in Freiheit setzen. Er ließ es daher in den Saal, wo alle Fenster offen standen, aber es hatte keine Lust wegzufliegen. Endlich jagte er es hinaus und es hüpfte eine Zeitlang auf dem Hofe herum. Götze ging hierauf zu Tische, und als er in den Saal kam, fand er zu seiner Verwunderung das Vögelchen wieder darin. Er jagte es weg, worauf es sich wieder um im Hofe aufhielt, aber sehr bald wieder in's Haus kam. Nun wurde es zum drittenmale weggejagt, da es denn über den Garten hin fortflog. Zu Anfange des Herbstes sagte man Herrn Götze, daß sich des Abends ein Vogel vor seinem Hause aufhielte und gegen die Fenster flöge. Nun geschah es eines Abends, da man etwas aus dem Keller holen wollte, daß ein Vogel dem Lichte nach und in den Keller flog, wo er sich willig fangen ließ. Es war ein Rothkehlchen, und da es in die Stube gebracht wurde, zeigte es sich sogleich an allen seinen Handlungen, daß es das alte Rothkehlchen war, welches seinen alten Wirth dankbar wieder aufgesucht hatte. Es war auch noch so zahm wie sonst und fraß gleich aus der Hand. Beim Eintritte des Frühjahrs wurde es wieder gegen seinen Willen zum Fenster hinausgejagt. Länger als einen halben Tag hielt es sich in der Nähe des Hauses auf, sah nach den Fenstern, hüpfte nahe bei Herrn Götze und seiner Frau im Garten herum, folgte ihnen von einem Zweig zum andern und flatterte endlich, da es nicht bleiben durfte, traurig über den Garten weg. Ich kann, sagte Götze, nicht beschreiben, mit welchen Empfindungen über die Treue dieses Thieres ich den Garten verließ. Da der Herbst anbrach, sah Götze der Ankunft des kleinen Wanderers wieder entgegen und fand ihn eines Abends wieder im Hause. Es folgte sogleich dem Lichte nach in's Zimmer und überzeugte durch die Wiederholungen aller seiner vorigen Handlungen ihn und alle seine Freunde, die eine solche Treue bewunderten, daß es eben derselbe Vogel war.

gen die Kälte zu haben. Kälte bekommt ihnen beſſer als Wärme. Die meiſten heulen bloß, das Bellen vernimmt man ſelten. Sobald die jungen Hunde von der Muttermilch entwöhnt ſind, werden ſie an einen Pfahl gebunden und dadurch an das Stilliegen gewöhnt. So lange ſie noch jung ſind, werden ſie mit einer gut gekochten Fiſchſuppe gefüttert, wovon ſie ſo viel freſſen, daß ihnen der Bauch platzen möchte. Im zweiten oder dritten Jahre werden ſie entſchwänzt, und nun erſt werden ſie angeſpannt. Jeder bekommt ſeinen Namen, was um ſo nöthiger iſt, weil man nicht am Maule, ſondern nur mit Worten lenkt. Die eigentliche Nahrung der Hunde beſteht größtentheils in friſchen, gefrornen, getrockneten, gekochten und verfaulten Fiſchen. Im Sommer ſuchen ſich die Hunde ſelbſt ihre Nahrung an den Ufern der Seen, Flüſſe und Meere; ſie ſtellen ſich bis an den Bauch in's Waſſer und ſchnappen nach den Fiſchen, die ſich ſehn laſſen. Im Herbſte treibt der Hunger die Hunde zur Rückkehr in die Dörfer, die Beſitzer fangen ſie auf und binden ſie an, um ſie bei bevorſtehenden Schlittenfahrten ſogleich zu haben. Sie ſind im Herbſte ſehr fett und erhalten täglich nur ein kleines Stück Fiſch, zuweilen auch in einigen Tagen gar nichts, um ſie abzumagern; denn fette Hunde taugen zum Ziehen nicht. Tag und Nacht geben die eingefangnen Hunde durch Heulen ihre Klagen über Hungersnoth und über verlorne Freiheit zu erkennen. Da nun jeder Kamtſchadale wenigſtens ſechs Hunde hat, ſo heulen in einem Orte, wo zwanzig Menſchen wohnen, wenigſtens hundertundzwanzig Hunde, was freilich für einen Europäer gräßlich klingt. Der Fiſchvorrath, womit man im Winter die Hunde füttert, befindet ſich in Gruben, worinnen man im Sommer die Fiſche ſo ſchüttet, wie man ſie gefangen hat und die man mit Brettern und Erde zudeckt. Natürlich geben die ſo vergrabnen Fiſche in Fäulniß über, und wird im Winter eine ſolche Grube geöffnet, ſo verbreiten ſich die ſchrecklichſten Gerüche rings umher. Der Kamtſchadale ſcheint das nicht zu riechen und für die Hunde ſind die faulen Fiſche wahre Leckereien: auch giebt man ihnen gefrorne oder getrocknete Fiſche. Den Durſt löſchen ſich die Hunde im Winter mit Schnee und Eisſtücken. Auf Reiſen bekommt der Hund Morgens höchſtens einen halben Fiſch; Abends die volle Fütterung. Mit hungrigem Magen laufen ſie 15 bis 20 deutſche Meilen in einem Tage. Die unſern Hunden eigne Wachſamkeit geht den kamtſchadaliſchen faſt ganz ab. In Kamtſchatka ſind

vollständige Hundeposten für den Winter eingerichtet. Sechs Hunde ziehn eine Last von 640 Pfund. Fährt man in 3 Tagen 45 Meilen mit denselben Hunden, so muß man den vierten Tag ruhen. Werden die Hunde unterwegs faul, so erhalten sie eine Züchtigung mit Ruthen. In Kamtschatka und dem kälteren Sibirien sind auf jeden Fall Hunde den Pferden vorzuziehn. Im Frühjahre laufen sie sich auf den vorher aufgethauten und dann wieder hart gefrornen Schneekrusten die Füße wund; um diesem vorzubeugen, zieht man ihnen lederne Strümpfe an, die man über dem Kniegelenk befestigt; viele leiden aber die Strümpfe nicht.

Langsdorff.

Der Hirsch.

In England hat einsmals der Herzog von Cumberland den Muth eines Hirsches auf eine harte Probe gestellt. Er wählte einen der stärksten Hirsche aus dem Walde von Windsor, und ließ ihn auf einen freien, von 15 Fuß hohen starken Netzen umgebenen Platz. Es war gerade der Tag, an welchem die Wettrennen von Ascot-Heath gehalten werden, weshalb sich Tausende von Zuschauern einfanden. Schon waren alle Vorbereitungen getroffen und der Hirsch brüstete sich majestätisch bei dem unverhofften Anblick einer so ungeheuren Menschenmenge, welche hinter den Netzen stand. Alle Herzen klopften in diesem Augenblicke voll banger Erwartung. Ein zur Jagd abgerichteter und verkappter Tiger ward jetzt von zwei Negern, die seine Wärter waren, auf den Kampfplatz geführt. Auf ein gegebenes Zeichen zogen sie den Schleier von seinem Kopfe und ließen ihn frei. Eine Todtenstille herrschte rings unter den Zuschauern; man hörte keinen Athemzug. Der Tiger blickte nach allen Seiten umher, faßte dann den Hirsch in's Auge, legte sich auf den Bauch nieder, und kroch wie eine Katze, die auf eine Maus lauert, auf seine Beute zu, indem er den Augenblick abpaßte, wo er sich mit Vortheil auf sie stürzen könnte. Der Hirsch folgte mit festem und vorsichtigem Blicke den Bewegungen seines Gegners und bot ihm immerfort die Stirn, so daß sein furchtbarer Feind immer den gefährlichen Stößen seiner gewaltigen Geweihe

ausgesetzt blieb. Umsonst versuchte der Tiger, ihm in die Seite zu fallen; der Hirsch ließ sich nicht überlisten. So blieben beide sich so lange drehend gegenüber, bis endlich den Zuschauern die Geduld ausging, und weil die Stunde des Wettrennens nahete, so fragte der Herzog, ob es nicht möglich wäre, den Tiger zu einem Angriffe zu reizen und so den Kampf beginnen zu lassen. Man machte ihn auf die Gefahr aufmerksam, die daraus entstehen könnte; allein er gab den Befehl und die Wärter traten hinzu und führten ihn aus. Da that plötzlich der Tiger einen ungeheuren Satz, sprang über das Netz und lief mitten durch das Geschrei des erschreckenen Volkes. Jeder lief wohin er konnte und dachte scheu, der Tiger würde ihn beim Schopfe nehmen. Dieser aber sprang, ohne sich um die Menschenmenge zu bekümmern, in den Wald, riß dort einen Damhirsch nieder und opferte ihn seiner Blutgier.

Grm.

Die tanzenden Ferkel.

Da Ludwig XI, König von Frankreich, zu Plessis les Tours krank lag, gab es kein Mittel mehr, das man nicht hervorgesucht hätte, um die schwarzen Ideen, die ihn Tag und Nacht beherrschten; zu zerstreuen; aber alle Versuche waren fruchtlos, mit Ausnahme einer einzigen Erfindung, welche den sterbenden König ergötzte. Ein erfindsamer Kopf hat damals darauf, Ferkel nach den Tönen des Dudelsacks zum Tanzen und Springen abzurichten; er bekleidete diese Thiere vom Fuß bis zum Scheitel, daß sie einher gingen in schön gaelmurten Leibröcken, mit einem Hute, in Hosen, mit Degen, rothwürstichten Schärpen und schönen Manschetten. Sie waren zu allen möglichen Bewegungen sehr gut abgerichtet, sprangen nach dem Kommando, tanzten allerlei lustige Tänze und machten ihre Komplimente. Das einzige, was ihnen Mühe kostete, war der aufrechte Gang. So wie sie auf zwei Pfoten sich aufgerichtet hatten, fielen sie geschwind unter Grunzen wieder nieder. In Compagnie ging es dann: hen, hen, heu! aber auf eine so komische Art, daß der König, seines ihn verzehrenden Uebels ungeachtet, sich des Lachens nicht enthalten konnte.

pag 320

pag 324

Kgl. Bibl.
Berlin

Dieſe ſonderbaren Acteure folgten dem Directeur der Truppe überall hin und geberdten ihm auf's pünktlichſte. Was bei einem Schweine ein Wunder iſt, man verſichert, daß dieſe gewohnt waren, wenig und zu beſtimmten Stunden zu freſſen, damit ſie nicht zu fett werden möchten und deſto artiger vor dem Fürſten tanzen könnten.

Ein Organiſt, dem die ſonderbaren Töne, das Betragen und die Ballets dieſer Tänzer aufgefallen waren, fiel ſeinerſeits darauf, Orgelpfeifen gießen zu laſſen, welche ihre Stimme in allen Tönen genau angaben; dann komponirte er Geſänge, welche die Tenen und das Grunzen der Tanzſchweine ſo naiv ausdrückten, daß der entzückte Ludwig ihm, wie dem Balletmeiſter, einen ſtarken Gnadenſold gab.

Pem.

Wichtigkeit einer Katze.

Eins der angeſehenſten Häuſer in England verdankt Größe und Reichthum einer Katze. Richard Whigtington, ein armer aber talentvoller Knabe, wollte in Indien ſein Glück verſuchen. Er ſchiffte ſich ein und ſeine ganze Habe beſtand nur aus einer Katze, die er mitgenommen. Als das Schiff nach Indien kam, warf es der Sturm an's Land und die ganze Mannſchaft ward von den Eingebornen gefangen genommen. Der junge Engländer, ſeine Katze im Arm, ward nebſt ſeinen Begleitern zum Könige geführt. Während ſie dort verhört wurden, zog eine unzählige Menge von Mäuſen und Ratten, welche bis an den Thron des Monarchen drangen, ihre Aufmerkſamkeit an. Whigtington erkannte die Stimme des Schickſals, ließ ſeine Katze los und die Legionen von Mäuſen und Ratten lagen bald erwürgt auf dem Boden, oder befanden ſich auf eiliger Flucht. Der König war ganz außer ſich vor Freude über dieſe unerwartete Niederlage ſeiner bisher unüberwindlichen Feinde, und umarmte bald ſeine Befreierin, bald den jungen Engländer. Whigtington ward ſein Liebling und die Katze bekam den Titel als Generalfeldmarſchall, weil ſie die unverſchämt frechen Feinde nieder machte. Whigtington, geſtützt auf das Anſehn, welches ihm ſeine Katze verlieh, regierte nach

rere Jahre das Reich; alsdann kehrte er mit Reichthum beladen in sein Vaterland zurück. Dort hat er das Gebäude aufgeführt, worin sich die Börse befindet. Er bekam den Namen Mylord Cat, und seine Nachkommen behielten ihn bei. Man findet noch jetzt dort Abbildungen, die ihn sammt seiner Katze darstellen.

Lenz.

Die Mäuse

haben lebhafte, geschwärzte Augen, sind wohlgebildet, munter, furchtsam in Gefahr, muthig in der Noth, die Reinlichkeit liebend, sich immerdar putzend. Die meisten lieben Wärme und Sonne, gehen aber aus Furcht doch nur bei Nacht ihrer Nahrung nach. Singen und sprechen kann man sie nicht lehren und sie zu nichts abrichten. Ihre Stimme ist nur ein Pipen, d. h. sie können nur den Selbstlauter i angeben. Mehr und minder, wie verschieden ihr Naturell ist, kann man doch alle zähmen, obschon es von manchen vermeint wird. Sie müssen zähmbar sein. Mit ihren freien Zehen und spitzigen Nägeln können sie gut klettern, mit ihren flinken Füßen schnell laufen, mit ihren scharfen Zähnen vortrefflich nagen und beißen. Sie sind scheu, furchtsam, und verbergen sich auf's leiseste Geräusch, werden aber doch, wenn sie keine Gefahr wahrnehmen, kühn, keck, frech vor der Menschen Augen, daß man sie mit einem Stock erschlagen und mit den Händen fangen kann. Den stillen Igel und die schnellere Katze fürchten sie viel mehr, als den Menschen. Sie gehen in alle Fallen nur eine Weile, dann werden sie durch Schaden Anderer klug. Ihr Geruch ist fein. In Fallen, worin ein Kamerad eine Weile gelegen, gehen sie nicht mehr oder nur selten. Man muß auch mit den Leckspeisen abwechseln und ihren Reiz verstärken. Am wenigsten widerstehen die meisten gebratenem Speck. Obschon beinahe immer im Dunkel, sehen sie doch auch bei Tage gut. Gut muß auch ihr Gehör und Geschmack sein; sie unterscheiden alle Speisen genau, obschon ihnen alles angenehm ist. Was sie nicht sogleich essen wollen oder können, das schleppen sie in einen ihrer Winkel. Sie können auch nicht übel klettern. Sie lieben das Trockene, können jedoch schwimmen, nur nicht lange. Die Alten sorgen für ihre Jungen sehr

brav und bringen ihnen genug Nahrung. Offenbar ſind die Jungen oft ſehr unklug und geben auf's unvorſichtigſte in Gefahr und Tod hinein, finden ſich alſo viel häufiger in den Fallen. Kommen Alte und Junge miteinander aus einem Loche, ſo wagen ſich die letztern viel zu weit voran, worauf die Mutter ſie mit einem Tone warnt, dann kehren einzelne zurück, andere nicht. Wem nicht zu rathen iſt, dem iſt dann nicht zu helfen! In großen Gefahren entſpringen ſie der Katze und flüchten ſich zum Menſchen, in deſſen Kleid, Stiefel, Frauenrock u. ſ. w. zu großem Schreck der Furchtſamen.

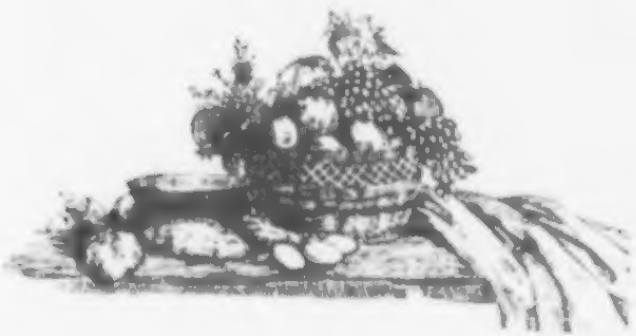
Ihre Aeuglein ſind ſo ſchön, ihr Mündchen ſo fein, ihr Fell ſo ſanft, ihre Füßchen ſind ſo wohlgebildet, daß, wenn man eines in den Händen hält und anfragt, ob man es tödten ſoll, alle Kinder, und insbeſondere die Mädchen mitleidig für daſſelbe ſtehen. Hinter den Tapeten, Schränken u. ſ. w. hört man ſie oft genug anken, aber auch oft, daß ſie ſich tüchtig zanken. Iſt Alles ſtille, ſo kommen ſie hervor, ſetzen ſich wie Eichhörnchen auf die Hinterbeine, ſpitzen die wunderbar feinen, dünnen, ſeidenen Schnäbchen und ſchauen herum. Man kann ſie zahm machen, daß ſie Brod u. ſ. w. aus der Hand annehmen. Ihren Wohlthäter lernen ſie genau kennen. Es iſt ſonderbar, daß einzelne, aber eben nur einzelne, in den Häuſern ſo zahm ſind, daß ſie faſt auf den erſten Ruf, wenn man ſie ſieht und ihnen pfeift, hervorkommen, Brod aus der Hand holen, wieder ins Loch ſchlüpfen, und kommen, ſo oft man pfeift. Leichter zähmbar ſind die weißen mit roſenrothen Augen, ſogenannte Kakerlaken, wie bei den Kaninchen; dieſe aber ſind viel zarter.

Drei Dinge ſind an ihnen noch intereſſant, die wir nirgends aufgeführt finden.

Daß manche Mäuſe nicht nur wie die übrigen anken, ſondern ein wenig ſingen können, d. h. ſechs bis ſieben melodiſche Töne in Einer Reihe von ſich geben. Einzelne haben demzufolge einen muſikaliſchen Sinn, und dieſe Töne ſind vermuthlich Erinnerungen, ſei es von einem Geſange oder von einem Klavier. Sodann, daß in Fallen nur etwa der Schwanz oder der Fuß von einer Maus gefunden werden, woraus erhellet, daß ſich das Thierchen denſelben entweder ſelbſt, um ſich zu retten, in der Verzweiflung abgebiſſen, oder daß ihm ſeine Gefährten dieſen ſchmerzhaften Liebesdienſt erwieſen haben. Eine Thatſache, die ſpäter ſich an andern muthigen Thieren wiederholt. Und drittens, daß die Mausmutter die Zahl ihrer Jungen genau

kennt, und weiter hinauf als eine Elster, ja, als ein Menschenkind, zählen kann. Beim Wegräumen einer Holzschicht wurde am Boden ein Nestchen mit neun Mäuschen und einer Muttermaus gefunden. Die Mutter sprang heraus und rannte mit großer Hast hin und her. Alle neun wurden in eine Mütze (Lederkappe) genommen; die Alte sprang mehrmals, ohne irgend eine Furcht vor den Menschen, gegen die Mütze empor; hineinsehen konnte sie nicht. Der widerrechtliche Eigenthümer, von der Liebe der Mutter mitleidig, nahm eines aus der Mütze auf seine Hand und hielt es der Mutter vor, diese nahm es sogleich weg und verbarg es unter Holz in Sicherheit, und kam sogleich wieder. Sie nahm ihm das zweite ab, verbarg es, kam wieder, nahm ihm das dritte, vierte, fünfte ab, ohne je in die Mütze sehen zu können. Es wurden ihr alle neune, eines nach dem andern, herunter gereicht. Als sie alle neune empfangen hatte, kam sie nicht mehr, nicht einmal mehr etwa auf den Fall, nicht recht gezählt zu haben, hervor.

Scheitlein.



Geschichte einiger Erfindungen.

Zuckerfabrikation.

Der Zucker, den wir zum Versüßen so vieler Speisen und Getränke und auch zur Bereitung mancher Arzneien benutzen, wird aus dem süßen Saft des Zuckerrohrs gewonnen, das in Ost- und Westindien, in China, Brasilien, in Sicilien, Malta und andern heißen Ländern angebaut wird. Ob die Alten schon Zucker aus diesem Rohr bereitet haben, konnte bisher nicht ermittelt werden, so viel ist aber gewiß, daß die Europäer erst zu den Zeiten der Kreuzzüge mit dem Zucker bekannt wurden. Um diese Periode ward das Zuckerrohr zuerst nach Cypern, und wahrscheinlich von hier nach der Insel Sicilien verpflanzt, wo wenigstens im Jahr 1166 schon eine Zuckerrohr-Stampfmühle bestand. Von Sicilien kam das Zuckerrohr im Jahr 1420 auf die Insel Madera und einige Jahre später auf die kanarischen Inseln. Nach Westindien und zwar nach Kuba, brachte es Christoph Columbus auf seiner zweiten Seereise. Es hat sich jedoch später erwiesen, daß das wilde Zuckerrohr in Westindien und Südamerika einheimisch ist; nur wußten die Ureinwohner keinen andern Gebrauch davon zu machen, als daß sie es ihren Hausthieren zur Fütterung verwarfen. Nach den antillischen Inseln und auf St. Do-

mingo brachten es vor etwa 180 Jahren die Franzoſen. Das ſaftreichſte Zuckerrohr ſoll das von der Inſel Otaheiti ſein, welches der Kapitän Bligh im Jahr 1789 nach Weſtindien brachte; es ſoll ein Drittheil mehr Zucker enthalten als das gewöhnliche Zuckerrohr.

Die Anpflanzung des Zuckerrohrs in den weſtindiſchen Plantagen iſt den armen Negerſklaven überlaſſen. Dieſe müſſen das zur Zuckerpflanzung beſtimmte Feld 1½ Fuß tief umſchaufeln, es reihenweiſe in quadratiſche Fächer abtheilen und hierauf 6 Zoll tiefe und eben ſo breite Furchen ziehen, in welche, mit Eintritt der Regenzeit, die vom Wurzelende oder auch von der Spitze des Zuckerrohrs genommenen Schnittlinge horizontal eingelegt und hierauf mit Erde bedeckt werden. In acht Tagen treiben dieſe Schnittlinge ſchon Halme aus den Knoten hervor, und nach Verlauf von 11—12 Monaten, während welcher Zeit das Feld fleißig vom Unkraut geſäubert werden muß, hat das Zuckerrohr die zum Abſchneiden erforderliche Reife erreicht. Nun werden zuerſt die obern Theile, welche zu Setzlingen beſtimmt ſind, abgeſchnitten und bei Seite gebracht; hierauf wird jedes Rohr, das, wenn es ausgewachſen iſt, eine Länge von 16—20 Fuß und eine Dicke von 2—3 Zoll hat, in Stücke von etwa 3 Fuß Länge zerhauen, welche, nachdem man ſie von den Blättern befreit hat, zu Bündeln von 20 bis 30 Stücken zuſammengebunden werden. Bei dieſem Geſchäft wird eine ſtrenge, taktmäßige Ordnung beobachtet, damit nicht durch ein unregelmäßiges Hin- und Hertragen der Rohrſtücke, welche den Negerkindern zum Zuſammenbinden übergeben werden, die Arbeiter ſich gegenſeitig aufhalten und hindern. Die Peitſche eines unbarmherzigen Aufſehers hält dieſe Ordnung aufrecht, und manches ſüße Backwerk und manche Taſſe Kaffee würde uns weniger ſchmecken, wenn wir wüßten, welche Mißhandlungen die armen Sklaven, unſere Mitbrüder und Mitſchweſtern, erdulden mußten, um des Zuckers willen, der unſerm verwöhnten Gaumen ſo ſehr ſchmeichelt.

Die Rohrbündel werden von Negermädchen auf dem Kopf nach der nahen Mühle getragen, wo der Saft ſogleich, ehe er in Gährung geräth, ausgepreßt wird. Hierzu dienen drei ſenkrecht neben einanderſtehende 3 bis 4 Fuß lange und 15 bis 19 Zoll dicke Walzen von Holz oder Metall. Die mittlere iſt dünner als die zu beiden Seiten; an ihr befindet ſich der vertikale Wellbaum, der gewöhnlich durch ein Pferd in Umdrehung geſetzt wird,

und durch einen einfachen Mechanismus von ineinandergreifenden Rädern auch die zwei andern Walzen in Umdrehung setzt. Die eine dieser Grenzwalzen heißt der Zuckerroller, die andere der Makasroller; der Zwischenraum zwischen jenem ersten und der mittleren Walze ist größer als derjenige zwischen eben dieser Walze und dem Makasroller. Ein Arbeiter hält das Rohr zuerst zwischen den Zuckerroller und die Mittelwalze; ist der Saft ausgepreßt, so heißt das Rohr Makas und wird nun zwischen die Mittelwalze und den Makasroller gehalten, um den noch darin enthaltenen Saft vollends herauszupressen. Dieses Geschäft ist sehr gefährlich; wenn der Arbeiter die Hand zu nahe an die umrollenden Walzen bringt, so kann sie von denselben ergriffen und fürchterlich zerquetscht werden, und wird das Mühlwerk nicht sogleich gestellt, so ist auch der Arm verloren, wenn nicht ein Aufseher mit einem Beil dem Unglücklichen noch zu rechter Zeit die Hand abhaut. Möge euch dieses einfallen, wenn ihr so oft lüstern nach Zuckerwaaren trachtet.

Der ausgepreßte Saft, welcher Vesou heißt, wird von bleiernen Rinnen aufgenommen, welche ihn in einen Behälter leiten. Von diesem aus läßt man ihn durch ein paar hölzerne Durchschläge laufen, um ihn von den darin enthaltenen Rohrtheilen zu säubern. Alsdann leitet man ihn durch Metallröhren in das Siedehaus. Hier wird er in mehreren großen, auf einem Heerde nebeneinander befindlichen kupfernen Kesseln zum Sieden gebracht. Zur Tilgung der in dem Safte befindlichen Säure setzt man ihm einige Pfund gepulverten Kalk zu, und nimmt fortwährend den auf der Oberfläche sich bildenden Schaum weg. Hat er nun in dem ersten Kessel so lange gekocht, bis sich große Blasen zu zeigen anfangen, so wird er in einen zweiten Kessel geschöpft, in welchem er wieder mit einem Zusatz von Kalk gesotten wird. Nachdem er auf diese Art noch in zwei oder drei andere Kessel gebracht worden, wird er in dem letzten, dem Probekessel so lange gekocht, bis einige zur Probe herausgenommene Tropfen in der Kälte erstarren. Nun leitet man den Saft in hölzerne, 7 Fuß lange, 6 Fuß breite und nur 1 Fuß tiefe Kühlgefäße und läßt ihn darin so lang erkalten, bis er anfängt auf der Oberfläche eine Rinde anzusetzen.

In diesem Zustande läßt man den Zucker eine Nacht durch stehen; am folgenden Morgen nimmt man ihn aus den Kühlgefäßen und trägt ihn in Eimern in große Fässer, die sich in besonders dazu eingerichteten Häusern

befinden. Der Boden dieser Fässer hat 8 bis 10 runde Löcher, in deren jedem ein Stück von einem ausgepreßten und wieder rundgedrückten Zuckerrohr steckt. Durch diese Rohrstücke nun tröpfelt der noch am Zucker hängende, unter dem Namen Melasse bekannte Saft ab, während der Zucker selbst in den Fässern krystallisirt. Aus der Melasse sowohl, als auch aus dem beim Sieden abgenommenen Schaum wird noch eine Art Rhum gewonnen.

Der festgewordene Zucker heißt jetzt Rohzucker oder Moskorade, und wenn er pulverartig ist, Farinzucker. Als solcher wird er in eigenen Fässern oder Kisten nach Europa versendet, wo er in den Zuckerraffinerien zu London, Amsterdam, Rotterdam, Kopenhagen, Stockholm, Hamburg, Bremen, Hanover, Kassel, Berlin u. s. w. in raffinirten oder geläuterten Zucker verwandelt wird. Zu diesem Zweck löst man ihn in Kalkwasser auf und siedet ihn nochmals in großen Kesseln mit einem Zusatz von Ochsenblut oder besser von verkohlten Knochen, wodurch die im Rohzucker noch befindliche Säure ausgeschieden wird. Während des Siedens rührt man die Masse mit hölzernen Krücken um, und nimmt die auf der Oberfläche erscheinenden Unreinigkeiten mit dem Schaumlöffel ab. Dieselbe Operation wiederholt man in dem zweiten und dritten Kessel, in welche der Zuckersaft nach einander noch gebracht wird. Endlich kommt er in den Klärkessel, in welchem er so lange gesotten wird, bis eine mit einem Stabe herausgenommene Probe sich zwischen dem Daumen und Zeigefinger zu einem zähen Faden ausziehen läßt. Nun schöpft oder pumpt man den Saft in die große Kühlpfanne, wo er mit hölzernen Stöcken so lange umgerührt wird, bis er sich verdickt, körnig wird, und mit dem Finger nicht mehr zu Fäden ausgezogen werden kann.

Dieses Umrühren giebt dem Zucker seine Weiße und seine Feinheit. Jetzt wird er in irdene Formen gefüllt, welche die Gestalt eines umgekehrten Kegels und unten an der Spitze eine linsengroße Oeffnung haben, die aber vor dem Einfüllen mit einem kleinen Leinwandpfropfen verstopft wird. In diesen Formen wird die Masse abermals mit Stöcken umgerührt, um die Luft herauszutreiben. Wenn nun nach etwa 4 oder 5 Stunden sich oben eine Kruste zu bilden anfängt, so werden die Leinwandstöpsel aus den Oeffnungen herausgezogen und die Formen auf irdene Töpfe, die Syrupstöpfe, gestellt. In diese läuft der von dem Zucker sich absondernde Syrup herab, welche Scheidung und Klärung durch eine erhöhte Temperatur sehr befördert wird.

Ehe man aber die Zuckerhüte aus den Formen herausnimmt, müssen sie, weil ihre Farbe immer noch stark ins Braune fällt, noch ein Mal gewaschen werden. Dies geschieht auf folgende Weise. Man macht aus einem feinen, eisen- und sandfreien, wohl geschlämmten Thon mittels Wasser einen Brei, trägt diesen zollhoch auf die Grundfläche des Zuckerhutes (die bei der angegebenen Stellung der Form nach oben steht) auf, und wiederholt dieses Decken mit frischem Thonbrei von drei zu drei Tagen. Das Wasser dieses Breis sickert in dieser Zeit ganz langsam durch den Hut, und nimmt den färbenden Syrup mit hinab zur Spitze und heraus in den untergestellten Topf. — Nach dieser Läuterung, die ungefähr eine Woche dauert, werden die nun schneeweißen Hüte aus den Formen herausgenommen und zu Tausenden, in der Darr- oder Trockenstube auf Brettergerüsten getrocknet.

Der gute Hutzucker soll schön weiß, etwas durchscheinend, feinkörnig, fest und klingend sein, auch sollen Stücke von ihm, in klarem Wasser aufgelöst, keinen Niederschlag zurücklassen oder einen schmutzigen Schaum auf die Oberfläche werfen.

Die im Handel vorkommenden Zuckersorten sind der Güte nach sehr verschieden; die vorzüglichsten sind: Der Kanarienzucker, der seinen Namen von den kanarischen Inseln hat, wo er zuerst bereitet wurde, ferner Fein-Raffinade, Mittelraffinade, Ordinärraffinade u. s. w. Andere weniger feine Sorten sind: Der Melisszucker (Saccharum Melitense, weil er ehemals von der Insel Malta bezogen wurde), der Lumpenzucker (von dem englischen Worte lump, ein Klumpen) u. s. w.

Kaufmann.

Salzbereitung.

Das Kochsalz gewinnt man entweder aus dem Meerwasser, aus den Steinsalzlagern oder aus den Salzquellen.

Die Gewinnung des Salzes aus Meerwasser kann nur in solchen Küstenländern mit Vortheil geschehen, wo die warme Luft ein rasches Verdampfen des Wassers befördert, wie z. B. zu St. Ubes in Portugal, zu Marseille und

in andern Gegenden am mittelländischen Meere. Man leitet daselbst im Sommer das Meerwasser in große Bassins, und aus diesen in Kanäle, die eine geringe Tiefe und eine große Oberfläche haben. In diesen verdampft das Wasser in kurzer Zeit und läßt das Salz zurück, das nun herausgenommen wird.

Aus Steinsalzlagern erhält man das Salz auf zweierlei Weise: Man bearbeitet dieselben entweder bergmännisch, wie es z. B. in Wieliczka geschieht, worauf alsdann das reine Salz sogleich verpackt und in den Handel gebracht werden kann, das unreine aber erst aufgelöst und durch Abdampfen der Auflösung rein gewonnen werden muß; oder man bohrt ein Loch bis mitten in das Steinlager hinein, setzt in dieses eine kupferne, aus mehreren einzelnen Theilen bestehende Röhre, deren unterster Theil mit einem Boden versehen und seitwärts mit vielen Löchern durchbohrt ist. Zwischen dieses Rohr und die Wand des Bohrlochs leitet man hierauf einen Bach, dessen Wasser beim Hinunterfließen so viel Salz aufnimmt, daß eine gesättigte Auflösung entsteht, in welcher der untere Theil der Röhre sich befindet. In dieser ist nun ein Pumpwerk, wie in einem gewöhnlichen Brunnen angebracht, mittels dessen die Salzauflösung heraufgepumpt wird. Auf welche Art man nun aus dieser das feste Salz erhält, werde ich gleich nachher anführen.

Salzquellen entstehen, wenn das Regenwasser durch natürliche Erdspalten in ein Salzlager gelangt und an tiefer gelegenen Stellen wieder zu Tage tritt. Den Gehalt solcher Quellen an Salz untersucht man mittels einer Salzspindel oder Salzwage. Dies ist eine dünne, gläserne Röhre, welche sich unten in eine Kugel erweitert und welche durch den Punkt, bis zu welchem sie in der Flüssigkeit einsinkt, anzeigt, wie viel Salz sie enthält. Je weniger tief sie sinkt, desto mehr Salz ist in der Auflösung vorhanden. Hat man nun auf diese Art gefunden, daß die Quelle oder Soole, wie man sie nennt, so reich ist, daß man mit Vortheil ein Salzwerk hier anlegen kann, so wird sie an ihrem Ursprung eingefaßt, d. h. mit einer Mauer oder mit wasserdichten Bohlen umgeben, und durch ein Dach gegen das Regenwetter geschützt. In der Regel wird die Soole aus der Quelle oder dem Brunnen heraufgepumpt, und wenn sie salzreich genug ist, sogleich gesotten. Ist sie aber nicht reich genug, so daß es sehr viel Holz kosten würde, um genug Wasser von den Salztheilen abzudampfen, so läßt man zuerst einen Theil des Wassers in der Luft verdunsten. Man nennt dieses Verfahren Gradiren,

weil dadurch die Soole, indem sie an Wasser verliert, einen höhern Grad von Salzhaltigkeit erreicht. Das Gradirwerk oder Gradirhaus besteht aus einem sehr langen, oben bedeckten Schuppen, in welchem zwischen besondern Gerüsten mehrere Wände von dicht übereinander geschichteten Schwarzdornreisern sich erheben. Ein Wasserbehälter, der über diese Wände hinläuft, nimmt die heraufgepumpte Soole auf und leitet sie in besondere Tröpfelrinnen, die mit einer grossen Anzahl Einschnitte versehen sind, durch welche die Soole heraus und über die Dornen herabrinnt. Hierbei verdunstet sehr viel Wasser, und ist endlich die Soole in dem untern grossen Behälter angekommen, so pumpt man sie nochmals in die Höhe, um durch abermaliges Herabtröpfeln noch mehr Wasser zum Verdunsten zu bringen.

Die gradirte Soole wird nun aus dem untern Behälter (dem Soolekasten) durch Röhren in das Siedehaus geleitet und in eiserne Siedepfannen gepumpt. Diese haben in manchen Salzsiedereien eine Länge von 30 Fuß und eine Tiefe von 20 Zoll. Unter ihnen befinden sich Heerde, durch deren Feuer die bis zu einer Höhe von 10 Zoll in die Pfannen eingepumpte Soole zum Kochen gebracht wird. Bei diesem Kochen sondern sich Kalktheile und allerlei Unreinigkeiten aus, theils als Schaum, welcher fleißig abgenommen wird, theils als Bodensatz, den man mit hölzernen Krücken herausschafft. Ist genug Wasser verdampft, so zeigen sich kleine Salzkrystalle auf der Oberfläche der Soole, und nun vermindert man das Feuer. Das Salz, welches sich jetzt von der Flüssigkeit ausscheidet und in Krystallen zu Boden sinkt, wird mit den Krücken herausgenommen, in Körbe geschafft und in die Trockenkammer gebracht, wo man es auf Hurden schüttet und liegen läßt bis es trocken ist. Hierauf wird es in Fässer gepackt und versendet.

Kaufmann.

Die Erfindung des Schießpulvers.

Das Schießpulver soll, einer gemeinen Sage nach, der Franziskaner Mönch Bertheld Schwarz durch Zufall erfunden haben. Man erzählt, Schwarz, der sich viel mit Chemie beschäftigt, habe einstmals Salpeter, Kohlen und Schwe-

sel (die bekannten Ingredienzien unsers Schießpulvers) in einem, mit einem Steine bedeckten Mörser gestoßen; zufälliger Weise wäre ein Funken in den Mörser geflogen (der hätte aber auch können durch das gewaltsame Stoßen entstanden sein), dieser Funke habe die Materie entzündet, und durch die Entzündung wäre der Stein weit hinweggeschleudert worden; über diesen Vorfall habe Schwarz weiter nachgedacht, und nun sei er bald auf die wirkliche Erfindung und Anwendung des Schießpulvers verfallen.

Schwarz soll jenen unfreiwilligen Versuch bald in Goslar, bald in Cöln, bald in der letzten Hälfte des dreizehnten, bald in der ersten, bald in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts gemacht haben; bald soll er aus Freiburg im Breisgau, bald aus Mainz, bald aus Nürnberg gebürtig gewesen sein. Schon dies Ungewisse und Schwankende muß im Glauben irre und jene Erzählung mährchenhaft machen, wenn auch sonst kein Grund vorhanden wäre, dem Schwarz die Ehre der Erfindung abzusprechen. Ein solcher Grund ist aber da, und zwar ein sehr triftiger Grund. Wenn man nämlich schon im elften Jahrhundert mit Kanonen geschossen hat, so mußte man natürlicher Weise auch schon Schießpulver haben: und wenn man schon im zwölften Jahrhundert das Schießpulver im Rammelsberge bei Goslar zur Sprengung des Gesteins anwendete (wie dies wirklich der Fall war), so mußte man doch schon die gewaltige Wirkung des Schießpulvers wenigstens so gut kennen, als Schwarz sie über hundert Jahre später durch Zufall soll erfahren haben. Möglich ist es freilich, daß die Mischung der Ingredienzien in dem Pulver damals anders war.

Höchst wahrscheinlich ist das Schießpulver von den Chinesen erfunden worden, die es wenigstens schon im dritten christlichen Jahrhundert hatten. Vermuthlich haben die Sarazenen es zuerst aus Afrika nach Europa gebracht, wo man die Fabrikation desselben seit dem dreizehnten Jahrhundert nach und nach sehr verbesserte. In der That war auch im dreizehnten Jahrhundert der Gebrauch des Schießpulvers schon ziemlich bekannt geworden. Besonders machten die im vierzehnten Jahrhundert schon oft gebrauchten Donnerbüchsen in Deutschland, England, Frankreich, Schweden, Dänemark, Rußland u. s. w. eine bedeutende Quantität Schießpulver nothwendig. So wurde damals in Nürnberg viel Pulver verkauft. Oft gab man ihm den Namen Büchsenkraut. In Deutschland verstand man die Kunst, Schießpulver zu verfer-

tigen, mit am frühesten. Aber auch in England und in anderen Ländern lernte man diese Kunst bald. Nun wurde das Verhältniß der Materialien zu der Mischung in den verschiedenen Ländern immer verschieden genommen, wenn das Verhältniß im Allgemeinen auch so war: Salpeter 6, Kohle 1 und Schwefel 1.

Die Zerkleinung und Vermischung geschah anfangs blos mit der Hand in hölzernen Behältnissen mit hölzernen Keulen oder Stampfern. Weil damals schon Stampfmühlen existirten, so wandte man bald auch diese zu jener Arbeit an. So entstanden die gewöhnlich von Wasserrädern getriebenen Pulvermühlen, wie Deutschland sie hin und wieder schon im vierzehnten Jahrhundert hatte. Die weniger häufigen und weniger gefährlichen Pulver-Walzenmühlen, mit cylindrischen Steinen, welche in einem kreisförmigen Kanale auf den Materialien herumrollen mußten, kamen in Deutschland am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts zum Vorschein. Diese standen den Stampfmühlen in ihrer Wirkung in so fern nach, daß sie die Materialien nicht so genau unter einander mengten. In den neueren Zeiten haben manche Pulverfabriken beide Eigenschaften, Gefahrlosigkeit und besseres Untereinandermengen, dadurch zu vereinigen gesucht, daß sie die Materialien erst durch Walzen bis zu einem gewissen Grade zerkleinern und dann durch Stampfer sie noch recht genau unter einander mengen lassen. Denn nach allen Erfahrungen fliegen die Pulvermühlen nur in demjenigen Zeitpunkte auf, wo die Materialien noch nicht ganz fein zerstampft waren.

In den früheren Jahrhunderten war das Schießpulver nur Mehlpulver und Knoll- oder Klumpen-Pulver. Erst im sechszehnten Jahrhundert erfanden die Franzosen die Kunst, das Pulver durch eigene siebartige, von dem Mühlwerke gleichfalls in Thätigkeit gesetzte Vorrichtungen zu körnen. Dadurch wurde der Gebrauch des Pulvers bequemer und, weil die Körner die Feuchtigkeit der Luft nicht so leicht annahmen, die zu frühe Verwitterung desselben verhütet. Das Trocknen des gekornten Pulvers geschah längst in eigenen Trockenhäusern oder Trockensälen; aber erst seit einer kurzen Reihe von Jahren that der Engländer Gerhardien den Vorschlag, die Trocknung auf einem durch heiße Wasserdämpfe erwärmten polirten kupfernen Boden verrichten zu lassen. Dieser Vorschlag wurde bald angenommen und auf mehreren englischen Pulvermühlen mit vielem Vortheil, und ohne die sonstige Be-

fahr einer Entzündung, angewendet. Das Glätten oder Poliren des zur Jagd bestimmten Pulvers, in eigenen durch das Mühlwerk in Umlauf gebrachten Fässern war bald nach der Erfindung des Körnens gleichfalls erfunden worden. Allerlei Mittel, die Güte oder Stärke des Pulvers zu prüfen, oder sogenannte Pulverproben, erfand man im achtzehnten Jahrhundert.

Besondere, gleichfalls zum Schießen dienende Knallpulver, welche nicht aus den gewöhnlichen Schießpulver-Ingredienzen zusammengesetzt sind, kamen schon seit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts zum Vorschein. Ein solches Pulver erfand nach der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts der damals in englischen Kriegsdiensten befindliche pfälzische Prinz Ruprecht, gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Spanier Barcelo, u. a. Alle diese Pulver haben aber nicht die Anwendung gefunden, wie dasjenige Knallpulver, welches man jetzt fast allgemein bei den Perkussionsgewehren in den kleinen kupfernen Zündhütchen anwendet. Der durch seinen Dampftopf bekannte Hessen-Kasselsche Leibarzt Papin in Marburg hatte schon vor beinahe 200 Jahren den Vorschlag gethan, mit heißen Wasserdämpfen statt mit Pulver zu schießen. Aber erst vor wenigen Jahren hat damit der Engländer Perkins Versuche im Großen gemacht, nämlich mit einer Dampfkanone.

Perc.

Spiegelfabrikation.

Zum Gießen der Spiegeltafeln hat man viereckige Gießhäfen, deren Seitenwände mit Eisenplatten versehen sind, in welchen man sie mittels der Handzangen fassen und zum Gießen heben kann. Man hat kleinere und größere Gießhäfen, je nachdem aus denselben größere oder kleinere Spiegel gegossen werden sollen. Sie stehen, während die Glasmasse in den Schmelzhäfen zum Fluß gebracht wird, leer in dem Ofen, ist aber die Schmelzung vollständig erfolgt, so werden sie durch die Arbeitslöcher mittels eiserner Schaufeln aus den Schmelzhäfen gefüllt, hierauf mit Haken und Zangen durch eine besondere Oeffnung aus dem Ofen gezogen, auf einen Kehrwagen gesetzt und zum Gießtisch gefahren. Dieser besteht aus einer viereckigen, aus Bronze ge-

gossenen Platte, etwa 10 Fuß lang, 5 Fuß breit und 5 bis 6 Zoll dick, die auf einer starken, eichenen Unterlage ruht, und vor dem Gießen durch aufgeschüttete glühende Kohlen erwärmt wird. Zwei eiserne Leisten, welche man auf die beiden langen Seiten der Platten auflegt, bestimmen durch ihre Höhe die Dicke und durch ihre Entfernung von einander die Breite der Spiegeltafel. Der herangebrachte Gießhafen wird nun durch Krahnen in die Höhe gezogen, über die Gießplatte geführt, mittels der an den Zangen befindlichen Handhaben geneigt und ausgegossen. Wenn sich die Glasmasse innerhalb der Leisten gehörig ausgebreitet hat, so rollt man eine starke, vorher erhitzte metallene Walze darüber weg, wodurch die Masse zu einer gleichförmigen Tafel ausgestreckt und das überflüssige Glas abgeschleift wird. Hierauf wird der Gießtisch, der unten mit Rollen versehen ist, an den Kühlofen geführt und nun die Glastafel hineingeschoben. Hat der Kühlofen genug solche Glastafeln aufgenommen, so wird er zugemauert und der allmäligen Abkühlung überlassen, die 8 bis 11 Tage währt.

Sind die Tafeln gehörig abgekühlt, so werden sie geschliffen, welches dadurch geschieht, daß zwei gleich große Tafeln mit feinem Sand über einander abgerieben werden. Man kittet die eine auf einem Tische fest, die andere auf einem Brette, auf die erstere streut man feinen Sand oder Schmirgel, legt die andere darauf und reibt sie hin und her. Sind hiedurch alle Ungleichheiten weggenommen worden, so wird zum Polliren der Tafeln geschritten. Man bestreut dieselben mit fein zerriebenem Bolus, Tripel u. s. w. und reibt mit einem Brette, das mit Filz überzogen ist, so lange darauf umher, bis sie ganz glatt sind.

Um nun diese Glastafeln in Spiegel zu verwandeln, muß ihre untere Seite durch Belegung mit Stanniol undurchsichtig gemacht werden. Dies geschieht auf folgende Weise: Man breitet ein Blatt Stanniol (ganz dünn geschlagenes Zinn), das so groß ist als die Glastafel, auf einem Marmortische ganz glatt aus, gießt dann Quecksilber darüber, welches sich auf dem Zinn verbreitet und daran haftet, und schiebt dann das Spiegelglas so auf das Stanniol, daß es die oberste Schichte des Quecksilbers wegschiebt, ohne jedoch das Stanniol zu berühren. Nun beschwert man die ganze Tafel mit Gewichten und neigt sie ein wenig, damit das überflüssige Quecksilber abläuft. Das durch das Quecksilber aufgelöste Stanniol (Amalgama) trocknet in ungefähr

24 Stunden an die Glastafel an, und nun ist der Spiegel fertig und darf nur noch in Rahmen gefaßt werden. —

Kaufmann.

Der Telegraph.

Eine äußerst merkwürdige Kunst ist die Fernschreibekunst, Telegraphie, nämlich die Kunst, mittelst einer eigenen Zurichtung, Telegraph genannt, eine Gedankenreihe, eine Nachricht, einen Befehl u. s. w. in wenigen Minuten nach meilenweit entfernten Plätzen hinzuverpflanzen. Erst gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurden die eigentlichen Telegraphen erfunden. Die Mittel, welche man früher, sogar in alten Zeiten schon anwandte, um Nachrichten, Befehle u. dergl. entfernteren Menschen mitzutheilen, waren keine Telegraphen oder Fernschreibemaschinen, sondern nur Signale oder einfachere Bezeichnungsmittel. Zu solchen Signalen dienen z. B. von Bergen oder Thürmen aus Feuer, Fackeln, Laternen, Raketen, Kanonenschüsse, Hörner, Trompeten, Trommeln, Veränderung der Farbe und Stellung von Flaggen auf den Schiffen u. s. w.

Zur Zeit der französischen Revolution vor etlichen vierzig Jahren ist der Telegraph von dem Ingenieur Chappe in Paris erfunden worden. Im März 1791 machte der Erfinder den ersten Versuch mit seinem Telegraphen, im Jahre 1792 theilte er die Beschreibung seiner Maschine dem Nationalconvent mit, und am 25sten Juli decretirte dieser die Ausführung des Vorschlages zur Errichtung einer telegraphischen Correspondenz, bei welcher der Erfinder selbst als Ingenieur-Telegraphe angestellt, und ihm die ganze Direction der Anstalt übergeben wurde. Bald legte man nun zwischen Paris und Lille, auf einer Strecke von 60 französischen Meilen, die erste Telegraphenlinie an, wozu 22 Telegraphen erforderlich waren. Auf dem Louvre war die erste Station, auf dem Montmartre die zweite u. s. w. Als diese Telegraphen in Gang gekommen waren, da bewiesen sie durch ihren Gebrauch bald die gerühmte Vortrefflichkeit, ihre Schnelligkeit im Wortezusammenstellen und an Fortpflanzen dieser Worte, und alle Welt staunte, als sie sich überzeugt hatte, daß die

graphen eine Nachricht von Paris nach Lille, oder umgekehrt von Lille
Paris, wirklich in zwei Minuten mittheilen konnten. Bald wurden nun
auf mehreren anderen Strecken Frankreichs Telegraphen errichtet. So
reiteten z. B. die 16 Telegraphen von Paris nach Straßburg auf der Strecke
120 Meilen eine Nachricht in 5 Minuten 52 Secunden. Nach einiger
machten auch England, Schweden und Dänemark Gebrauch von Telegra-
, denen sie zum Theil eine andere Gestalt und Einrichtung gaben. Deutsch-
hat erst in neuester Zeit angefangen, eine Telegraphenlinie anzulegen, näm-
die zwischen Berlin und Cöln.

Ueber der Gallerie eines Hauses ragt ein perpendikulärer Balken hervor,
er beweglich einen 9 bis 10 Fuß langen und verhältnißmäßig breiten Wa-
m trägt, dessen Enden bewegbare Flügel enthalten. Mit Hülfe von Win-
Rollen und Schnüren kann der Wagebaum und sein Flügelpaar in gar
Stellungen gebracht werden, wovon jede einen Buchstaben, ein Wort,
Zahl ꝛc. vorstellt, deren Bedeutung ein ausschließendes Geheimniß gewi-
rsonen sein muß. Auf jeder Telegraphenlinie ist ein Telegraph von dem
n, je nach der Größe seiner freien Aussicht dazwischen, 2 bis 6 Stun-
ntfernt. Auf jedem Telegraphen sind sehr gute, stark vergrößernde Fern-
In dem Augenblicke, wo der zweite Telegraph die Figuren des ersten
acht, macht sie auch schon der dritte dem zweiten, der vierte dem drit-
f. w. nach. So muß denn wohl die Verbreitung einer Nachricht durch
elegraphenlinie in einer kurzen Zeit geschehen. Je weiter die Telegra-
von einander entfernt sind, desto schneller fliegt die Nachricht. Aber
ute deutliche Sehen mit Fernröhren hat seine Gränzen. 3 Stunden oder
utsche Meilen machen wohl die beste Entfernung aus, sowohl in Hin-
es deutlichen Sehens mit guten Fernröhren, als auch der Schnellig-
s Operwens. Nachttelegraphen, welche man zur Nachtzeit gebrauchen
sind gleichfalls erfunden worden, namentlich solche mit electrischem Licht
t Gasfläche.

Die Dampfmaschine.

Zu den wunderbarsten Erfindungen, deren der menschliche Geist sich rühmen darf, gehört die Dampfmaschine, und so ausgebreitet ist die Anwendung derselben geworden, daß der Drechsler sie braucht, um seine Drehbank, der Seilermeister, um seine Webestühle, der Chocoladefabrikant, um die Cacaoreiber damit zu treiben, wie der Müller des Wassers, der Feuerwerkschneider des Nordes und der Schiffer des Windes Kraft durch dieselbe entbehren kann, — das Kleinste wie das Größte wird durch Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt, man fährt mit Dampfmaschinen auf Eisenbahnen und gewöhnlichen Wegen bergauf, bergab, man läßt die Steine eines schlechten Weges vermittelst durch eine Dampfmaschine aufbrechen, verschlingen, zermalmen, wieder von sich geben und zu einer macadamisirten Chaussee feststampfen, man läßt durch dieselbe das Wasser aus einem 3000 Fuß tiefen Schacht herauspumpen und läßt Steine zu Brücken haben behauen und polieren, warum sollte man nicht auch des Meeres Rücken damit befahren können, und dieß ist denn mit dem besten Erfolge versucht und ausgeführt worden.

Es ist keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die Dampfmaschine, deren Erfindung man früher dem Engländer Watt zuschrieb, eine Erfindung deutschen Genies ist, wie die mehrsten wahrhaft großartigen Entdeckungen von Deutschen gemacht sind, denen nur das Geld fehlte, um sie zu verallgemeinern und sich den Ruhm zu sichern.

Daß Watt nicht der erste Erfinder war, fand man bald: es zeigten sich Andeutungen in einem Werke des Marquis von Worcester, welche leicht von Watt benutzt sein konnten. Doch auch er ist nicht der Erste, welcher davon Kenntniß, sondern Salomon de Caus, der in einem 1615 erschienenen Werke einen Apparat zur Hebung des Wassers beschrieb, bei welchem der Dampf durch starken Druck wirkte.

Wie viele Vervollkommnungen, Veränderungen und eigenthümliche Modificationen die Erfindung aber erlitt, bevor sie zu der jetzigen Höhe gelangte, ist kaum zu sagen und gehört nicht hieher. Wir wollen deßhalb auch nicht einmal die Dampfmaschine, sondern nur das Princip derselben beschreiben.

Jedermann weiß, daß, wenn man einen Keßel mit Waßer auf das Feuer ſetzt, derſelbe, ſobald er in's Sieden kommt, Dampf ausdünſtet, welcher eine gewiße Gewalt ausübt, den Deckel des Keßels klappernd hebt und fallen läßt, aus einer dazu gelaßenen Oeffnung in einem heißen Strahl entweicht, der um ſo ſtärker wird, je mehr der Keßel in's Sieden kommt und je feſter somit der Deckel ſchließt; ſo daß Letztere ganz verzüglich gut der Fall, und ſchließt man zudem auch noch die Oeffnung, aus der der Dampf entweicht, ſo wird derſelbe ſich bald in ſolcher Menge anſammeln, daß er den Keßel auf eine für das Haus gefährliche Weiſe ſprengt. Daß hier eine bedeutende Kraftäußerung Statt findet, unterliegt keinem Zweifel; daß man wohl darauf kommen konnte, dieſe Kraft für die Mechanik zu benutzen, iſt auch leicht einzuſehen, und dieſes geſchah dann auf folgende Weiſe, welche Watt zuerſt in Anwendung brachte, nachdem der Prediger Mathéſius in ſeiner Sarepta oder Bergpoſtille (Nürnberg 1562, 12te Predigt), dann 1615 der genannte de Caus, hierauf der Marquis Worcester (1655) eine Beſchreibung der erſten Dampfmaſchine herausgab, und Thomas Savery ſich vom Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts bis zur Mitte des achtzehnten damit beſchäftigt hatte und ſie auch ſchon in vielen Bergwerken zum Heben der Grubenwaßer angewendet worden war. 1764 trat Watt mit ſeiner einfachen Dampfmaſchine dann auch in England auf. Sie beſteht aus einem ſtarken Cylinder von Eiſen, in welchem ein Stempel paßte, unter den man mittelſt einer Röhre den Dampf leitete, der in einem nahe dabei befindlichen Keßel erzeugt wurde. Der Dampf trieb den Stempel in die Höhe; ſobald er ſeinen höchſten Standpunkt erreicht hatte, brehete man in der Nähe des Bodens des Cylinders einen Hahn auf, durch welchen kaltes Waßer in das Innere des Cylinders geſpritzt wurde. Dieſes verdichtete den Dampf augenblicklich, und dadurch entſtand unter dem Stempel ein luftleerer Raum; die Luft drückte darauf und trieb den Stempel nieder. Sobald dieſes geſchehen, öffnete man die Röhre wieder, durch welche der Dampf in den Cylinder ſtrömte, und ſogleich hob ſich auch der Stempel von neuem.

Dieſes Wechſelſpiel von Steigen und Fallen, mit einer gewißen Energie ausgeübt und fortgeſetzt, konnte nun leicht zur Bewegung einer Maſchine gebraucht werden. Man befeſtigte an dem Stempel eine Stange, welche ein Rad in Bewegung ſetzte, wodurch man die gradlinige Bewegung in eine Kreis-

bewegung verwandelte, und so war die Dampfmaschine fertig. Daß man früher einen Burschen zur Oeffnung und Schließung der Hähne brauchte, während dieses jetzt von selbst geht, gehört nicht zur Auseinandersetzung des Prinzips der Maschine: doch ist es nicht uninteressant, zu wissen, daß die Erfindung der Selbsterneuerung dieser Maschinen einem solchen Knaben angehört. Dieser, mehr geneigt zu spielen, als sich in einer engen Dampfstube sieden zu lassen, betrachtete das einförmige Auf- und Absteigen des Kolbens und das eben so einförmige Auf- und Zudrehen seiner Hähne; er kam auf den Einfall, zu versuchen, ob durch ein Paar Schnüre und Holzstäbe, welche er zwischen Kolben und Hähnen anbrachte, die Sache nicht ohne seine Hülfe auszuführen sei, und siehe! es ging, der aufsteigende Kolben drehete den Dampfhahn zu und öffnete den Hahn zum kalten Wasser, der niedersteigende schloß diesen wieder und öffnete den Dampfhahn. — Wer war froher als der Knabe, er lief zu seinen Kameraden und bekümmerte sich den ganzen Tag über nicht um die Maschine. — Als nun am Abend der Aufseher erschien, um den kleinen Arbeiter auszuzahlen, war er nicht da, aber die Maschine ging ganz gut und ohne Störung: man wollte den ergriffenen Flüchtling, den treulosen Wärter bestrafen, allein er hatte nichts versäumt, denn die Maschine ging noch immer ohne Stocken. Das mechanische Genie ward erkannt, gepflegt, und aus dem Gassenbuben ward ein berühmter Mechaniker, der viele Maschinen mit Selbsterneuerung baute, d. h. solche, welche, wenn einmal das Feuer unter dem Kessel angezündet ist, keiner weitern menschlichen Hülfe brauchten.

Da bei dieser Maschine nur der Druk der Luft als Gegengewicht wirkte, so konnte die Kraft nicht sehr bedeutend sein, und sie konnte nur durch Vergrößerung des Cylinders erhöhet werden: deßhalb zog man vor, den Cylinder von beiden Seiten zu schließen, die Kolbenstange durch eine enge, mit geöltem Hanf ausgefüllte Oeffnung gehen zu lassen und den Dampf, der zuerst nur von einer Seite auf den Stempel wirkte, nun auch von der andern Seite darauf wirken zu lassen, so daß er abwechselnd unter den Kolben strömte, um ihn zu heben, und über den Kolben, um ihn herunterzudrücken: auch ließ man kein kaltes Wasser in den Cylinder spritzen, sondern verdichtete den in Wirkung gewesenen Dampf außerhalb des Cylinders und führte das heiße Wasser noch heiß in den Dampfkessel zurück.

Man hatte jetzt schon viel gewonnen, doch behielten die Dampfmaschinen

noch eine ungeschickte Größe. Allein man hatte nur noch einen Schritt zur Vollendung derselben, und dieser ward gethan, indem man die Kessel und Cylinder verkleinerte, dafür aber das Wasser heiße mehr erhitzte, mithin dem Dampf mehr Spannung, mehr Kraft gab, und nun stand man auf dem Punkte, auf welchem man angelangt sein mußte, wenn man die Dampfmaschine mit Vortheil auf bewegliche Gegenstände (Wagen und Schiffe) anwenden konnte.

Ursprung der Dampfschiffe.

Die Dampfschiffe sind eine ältere Erfindung, als Watt's Dampfmaschine, es wird also wohl Niemanden einfallen, Watt, welchen man gewöhnlich, obschon ganz mit Unrecht, als den Erfinder der Dampfmaschine betrachtet, auch noch den der Dampfschiffe zu nennen. Schon um das Jahr 1737 beschrieb Jonathan Hulls zu Leuken ein Dampfschiff, und ein Schottländer, Miller, machte, in Verbindung mit James Taylor, später im Jahre 1758, also noch sechs Jahre vor Watt (1764), zu Dumfries in Schottland einen Versuch, ein Fahrzeug von 25 Fuß Länge und 7 Fuß Breite, mittelst zweier, durch Dampf getriebener Räder, dem Strome entgegen zu führen. Noch immer waren die Versuche unvollkommen; auch Perier, welcher 1775 zuerst ein wirkliches Dampfschiff herstellte, das auf der Seine fuhr, leistete noch nichts Besonderes, da das Schiffchen überaus langsam ging, weil die Dampfmaschine nur die Kraft von einem Pferde hatte. Endlich kam in Amerika ein Dampfboot auf dem Delaware in Gang, welches, 1787 von Fitch erbaut, den Fluß befuhr.

Von da an gewann die Angelegenheit ein hohes Interesse für die Kaufleute, und sobald diese einmal eine Erfindung mit ihren Mitteln unterstützen wollen, ist die Bedingung zur Vollendung gegeben. Dieß sieht man an allen Unternehmungen, welche, in Deutschland ausgeführt, scheitern, in England aber, mit gehörigen Geldsummen unterstützt, außerordentlichen Vortheil abwerfen. Die Amerikaner nahmen sich der Sache an, während ein 1791 durch

den Schottländer Clarke zu Leith gezeigtes Dampfboot nur ein Gegenstand der Neugierde blieb, bauete man in Amerika ein Dampfboot nach dem andern, und die Flüsse und Kanäle bedeckten sich bald mit denselben, einen lebhafteren Verkehr durch diesen neuen Verbindungsweg hervorrufend. Bald wurden nun auch Versuche auf dem Meere angestellt, und so sah man denn durch Fulton in New York im Jahre 1807 das erste Dampfschiff vom Stapel in die See lassen. Erst im Jahre 1812 ward in England wieder ein Versuch gemacht, da man ein Dampfboot, der Comet, auf dem Clyde probirte. Von da an suchten Henri Bell und W. Thomson die Dampfschifffahrt auf dem Clyde in's Leben zu führen, und Theodor Lawrence brachte ein Dampfschiff auf den Aven, welches durch verschiedene Kanäle bis zur Themse geschafft wurde, woselbst sich aber die Schiffscompagnie der neuen Erfindung auf das Lebhafteste widersetzte. Nun kam erst das Parlament mit Bills und Akten, mit Patenten und Privilegien hinterher, und seit dieser Zeit hat sich die Dampfschifffahrt so gehoben, daß man in England zu Schnellseglern, Paket- und Postbooten, sich der Segelschiffe fast gar nicht mehr bedient, daß der Mississippi, Missouri und Ohio allein über 400 Dampfschiffe zählen, daß in Preußen, Oesterreich, Baiern (Bodensee), Frankreich u. s. w. die Dampfboote auf allen grossen Flüssen und Seen umherschwimmen.

Das Dampfschiff.

Es ist begreiflich, daß man mittelst einer Dampfmaschine eine Reihe Ruder mit mehr Sicherheit und Genauigkeit würde in Bewegung setzen können, als durch Menschenhände, denn müssen die armen Sklaven erst durch Peitschenhiebe zum gleichmäßigen, taktmäßigen Bewegen ihrer Ruder abgerichtet werden, so thut eine Dampfmaschine dieß leicht und ohne Schwierigkeiten von selbst; es ist aber auch begreiflich, daß die Nachbildung der Galeeren zum Behuf der Bewegung durch Dampf etwas Schwieriges hat, das man gerne vermeiden möchte, besonders, sobald es sich um Schifffahrt auf den Flüssen

handelt, — das ist die Länge der Ruder. Eine Galeere braucht 120 Fuß Raum, um zu schiffen; so viel Raum hat man auf Flüssen selten, auf Kanälen beinah nie. Ein Ersatzmittel mußte also gefunden werden, dieß aber bot sich in dem Schaufelrade der unterschlächtigen Wassermühle dar. So gut dieses durch fließendes Wasser getrieben werden kann, so gut muß es, durch andere Kräfte gedreht, auch auf das Wasser wirken und Widerstand gegen dasselbe ausüben können, und nun war das Dampfschiff fertig.

Dieses besteht nämlich aus einem großen Kahn mit einem oder mehreren Verdecken, mehr oder minder tief im Wasser gehend, in dessen Mitte eine Dampfmaschine steht, welche die Axe zweier großen Schaufelräder in Bewegung setzt, die an den Außenseiten des Schiffes ziemlich in der Mitte seiner Längendimension, doch etwas mehr nach vorne zu, angebracht sind und dazu dienen, das Wasser gleich Rudern zu schlagen und mittelst dieser Bewegung das Schiff vorwärts zu treiben. Bei dieser Einrichtung ist gewöhnlich die Dampfmaschine auf der einen, der Heerd und der Dampfkessel auf der andern Seite. Entweder haben beide Räder eine gemeinschaftliche Axe (die schlechtere Einrichtung), dann werden sie durch einen Keilen in Bewegung gesetzt, oder sie haben jedes seine Axe für sich, welches besonders bei Drehung des Schiffes wegen (dabei ein Rad langsamer gehen muß, als das andere) nöthig ist, da denn in der Regel zwei Cylinder oder zwei Keilreihungen die Räder treiben und also jedes unabhängig vom andern gedreht wird. Zum Rauchfange dient eine hohe kupferne Röhre, welche auf ähnliche Art, wie ein Mast, befestigt ist und an der, so wie an zweien anderen wirklichen Masten, welche vor und hinter dem Rauchfang stehen, Segel angebracht werden, um bei günstigem Winde die Kraft der Maschine sparen zu können. Die Schaufelräder haben 12 bis 18 Fuß im Durchmesser, und jede Schaufel ist 3 bis 4 Fuß breit (das Ruder der Galeere steht an 37 Fuß aus dem Schiffe heraus, man hat also auf jeder Seite bei 31 bis 34 Fuß Raum erspart). Wenn die Schaufeln, wie die Durchmesser der Räder, gerade aus der Peripherie heraustreten, so machen sie bei ihrer Bewegung im Wasser ein starkes Getöse und schöpfen, wenn sie sich aus dem Wasser erheben, viel davon, was die Bewegung hindert und den Lärm sowohl vermehrt, als auch einen großen Kraftaufwand fordert. Um dieses zu vermeiden, hat man die Schaufeln schief gestellt, so daß sie unter einem rechten Winkel mit der Wasserfläche heraustreten, da sie

dann gar kein Waſſer mit ſich nehmen können, auch das Schiff nicht hinten niederdrücken. Andere mechaniſche Verrichtungen mit beweglichen Schaufeln ſind vorgeſchlagen, unterſucht und zum Theil auch angewendet worden doch helfen die Künſteleien wenig oder nichts. Um aber das Stäuben und Umherſprühen des Waſſers zu verhindern, umgibt man jedes Rad von beiden Seiten mit einem hölzernen halbrunden Kaſten, ſo daß nur der untere Theil, der in das Waſſer taucht, frei iſt. Durch dieſen Mantel werden die Bewohner eines Dampfſchiffes nicht nur vor der Näſſe geſchützt, ſondern auch weniger von dem Geräuſche beläſtigt, das ſich in ein ſanftes Rauſchen verwandelt, wie es auch der Bart eines ſchnell ſegelnden Schiffes verurſacht, indem ſich die Wellen demſelben ſchäumend entgegenſtellen.

Weſentliche Abänderungen ſind in Amerika dadurch gemacht worden, daß man anſtatt zweier Räder vier angebracht hat, davon die beiden vordern etwas ſchräge ſtehen und den Abfluß des Waſſers vor dem Bug des Schiffes erleichtern, ſo daß dieſes die Wellen leichter theilt; entgegengeſetzt dieſer Vermehrung der Räder hat der Mechanikus Owen in Stockholm es vortheilhaft gefunden, nur ein großes Rad am Hintertheil des Schiffes anzubringen.

Vortheile und Nachtheile der Dampfſchiffe.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß mit der Anwendung des Dampfes auf die Schifffahrt ein außerordentlicher Schritt vorwärts gethan worden iſt, denn der Vortheile ſind ſehr viele, der Nachtheile wenige; doch iſt leider einer darunter, an welchem die ausgedehntere Anwendung der Dampfſchifffahrt ſcheitern könnte. Dieſer Nachtheil iſt die Erforderniß einer ſo großen Menge von Brennmaterial, daß für lange Reiſen kaum Raum genug zur Bewahrung der Steinkohlen und der Mundproviſion da iſt, ſo daß man an Frachten gar nicht denken kann, daher eine directe Dampfbootverbindung zwiſchen England und Oſtindien nicht möglich ſchien; doch hat der britiſche Speculationsgeiſt dafür zu ſorgen gewußt, daß auf fünf oder ſechs Punkten, bei denen das Dampfſchiff

anlegt, Niederlagen von Brennmaterial errichtet wurden, daß also ein Dampfboot sich nur für ein Sechstel der Fahrt versehen darf, und fünf Sechstel des Raumes übrig behält, um sie zur Verpackung von Waaren zu benützen. Sodann wurden den Schiffen, die nach dem Cap der guten Hoffnung, nach Brasilien, nach Ceylon fahren und nicht volle Ladung haben, Steinkohlen als Ballast mitgegeben und so ein beträchtlicher Vorrath von diesem den Engländern so werthen Brennstoff an einigen Hauptpunkten aufgehäuft; ferner suchte man den Unbequemlichkeiten dadurch zu begegnen, daß man die Maschine immer kleiner und kleiner bauete, dafür aber den Druck des Dampfes erhöhte. Unter solchen Umständen wird das Brennmaterial, Holz oder Kohlen, sehr gespart, aber die Gefahr ist wieder um so größer. Dieß Alles wird indessen durch die ungemeinen Vorzüge der Dampfschiffe vor andern überwogen, und diese sind ganz unläugbar, denn ein Dampfschiff kann mit einer im Voraus zu berechnenden Geschwindigkeit ganz gewiß und unfehlbar von Hafen zu Hafen gelangen, ist also das einzige, welches eine directe Postverbindung über See zuläßt; es kann durch Beschleunigung der Umdrehungen des Rades der Lauf des Schiffes beschleunigt, er kann eben so willkührlich angehalten werden; mittelst der Segel ist das Schiff im Stande, jedes Lüftchen zu benützen, um die Kraft der Maschine zu schonen, so wie aber weniger Wind eintritt, zieht es die Segel ein und setzt seinen Lauf ungehindert fort; die Windstille thut demselben auch nichts, es darf die Windstillen sie nicht vermeiden, es kann ohne Umwege dieselbe gerade durchschiffen; die Räder gelten anstatt des Windes, und wenn Sturm eintritt, so wird der Rauchfang, so wie der Mast herabgelassen und, bald von Wellen ganz bedeckt, bald auf dem Gipfel einer solchen Woge, die es so eben durchschnitten, tanzend, setzt es, unangefochten von den empörten Elementen, seinen Weg fort. Die Schnelligkeit der Dampfschiffe ist ausserordentlich, es gibt welche, die in einer Minute das Rad von 60 Fuß Umfang 15mal umdrehen, so daß in dieser Zeit jede Schaufel des Rades einen Weg von 2700 Fuß zurücklegt. Obschon viel von dieser ungeheuren Wirkung verloren geht durch die Nachgiebigkeit des Wassers (denn die ganze Schnelligkeit würde, bei einem festen Gegenstande, wie bei einem auf der Landstraße laufenden Rade in einer Stunde beinahe sieben deutsche Meilen betragen), so bleibt doch noch genug übrig, um es bei einem seinem Laufe entgegengesetzten Sturm eine und eine

halbe Meile, ohne Wind zwei Meilen und mit günstigem Winde drei Meilen in der Stunde zu treiben (d. h. 12 Seemeilen). Auch sind die Dampfschiffe sicher, von keinem Corsaren genommen zu werden; nicht nur, daß sie in der Regel schneller fahren können, als das Segelschiff, so bleibt ihnen auch noch das Mittel, dem Winde, mit welchem der Feind kommt, schnurstracks entgegen zu fahren, was ein Segelschiff wohl bleiben läßt.

Alles dieses hat die Seemächte bewegen, zahlreiche Dampfschiffe auszurüsten, und so finden Verbindungen zwischen Deutschland, England, Holland, Frankreich, Schweden und Rußland Statt, ferner zwischen England, Nord- und Südamerika, Afrika und Indien, zwischen Frankreich und Amerika, zwischen Frankreich und Afrika, so wie zwischen Triest oder Venedig und Griechenland; ferner verbindet man die an Flüssen gelegenen Hauptstädte durch Dampfboote, so Paris, Rouen und Havre de Grace, so Frankfurt, Coblenz, Cöln, Rotterdam und London, so Linz, Wien, Pesth mit dem schwarzen Meere, so Berlin durch die Spree und Havel mit Potsdam und dieses mit der Elbe und mit Hamburg, so Lindau in Baiern mit Bregenz in Oesterreich, Friedrichshafen in Würtemberg mit Constanz in der Schweiz (Bodensee), kurz, es hat den Anschein, als wenn sich Europa und Nordamerika mit einem Netz von Eisenbahnen und Kanälen für die Dampffahrt überspinnen wollte. Ein guter Grund ist schon an vielen Orten gelegt, besonders sind die Häfen durch solche Postboote mit einander in Verbindung. Auch werden sie gebraucht, um andere Schiffe an's Schlepptau zu nehmen, eine Arbeit, welche sonst zu den beschwerlichsten gehörte, welche jetzt aber durch das Dampfboot ganz leicht vollführt wird. Wenn ein Schiff durch den Sturm entmastet, durch Kanonenschüsse während einer Schlacht beschädigt worden, so daß es die Segel nicht mehr führen kann, oder endlich durch irgend einen Zufall leck geworden ist und die Segel, seiner eigenen Sicherheit wegen, nicht mehr führen darf, weil dieses jede Spalte, jeden Schaden, der unter dem Wasserspiegel liegt, vergrößert, indem das bedeutende Uebergewicht, welches ein Schiff durch die mit Wind gefüllten Segel erhält, die Wunde breiter klaffen macht, so wird es an's Schlepptau genommen, d. h. ein großes Boot mit einigen zwanzig Ruderern bemannt, legt sich in einiger Entfernung davor, befestigt an sein Hintertheil ein starkes Tau, befestigt dieses auch am Vordertheil des zu ziehenden Schiffes, und nun setzen die Ruderer ihre Riemen

in Bewegung. Diese Arbeit iſt wegen der ſchweren Laſt, welche hinter dem ſchweren Boote hängt, äußerſt anſtrengend und kann auch nicht auf weite Strecken ausgeführt werden: einige Meilen iſt das Höchſte, wohin man es durch wiederholte Abwechslung der Mannſchaft in dem Boote, durch noch nicht ermüdete Matroſen während des Laufes eines Tages bringen kann. Ein beſchädigtes und gefangenes Kriegsſchiff wird ſo durch den Sieger an das Schlepptau genommen, indem ſein Spiegel mit dem Bug des beſiegten durch ein ſchwaches Ankertau verbunden iſt und nun die Segel aufgeſpannt werden u. ſ. w.

Viel bequemer und in jedem Falle anwendbar iſt dieſe Operation durch das Dampfboot

W. F. A. Zimmermann.

Die Luftpumpe.

Die Luftpumpe iſt eine ſolche Vorrichtung, durch welche man aus einem gegen den Zutritt der äußern Luft verſchloſſenen Gefäße alle in demſelben befindliche Luft ausziehen oder auspumpen kann. Als Gefäß dient gewöhnlich eine Glasglocke, die auf einem glattgeſchliffenen metallenen Teller feſt angekittet wird.

Zum Auspumpen der Luft dienen zwei hohle metallene Cylinder, Stiefel, in welchen, durch die Umdrehung einer Kurbel, zwei dicht an die Wände der Cylinder anſchließende Kolben von Leder oder Metall zum wechſelſeitigen Auf- und Niederſteigen gebracht werden können. Bringt man eine Schweins- oder Rindsblaſe aus der man faſt alle Luft herausgedrückt hat, zugebunden unter die Glocke der Luftpumpe, ſo ſchwillt ſie allmälig auf, wenn die Luft aus der Glocke gepumpt wird. Die wenige in der Blaſe noch enthaltene Luft dehnt ſich allmälig, da ſie keinen Luftdruck von außen mehr erleidet, aus und bewirkt dadurch das Aufſchwellen der Blaſe. Waſſer ſiedet unter der Glocke bei ganz mäßiger Wärme, unter Entwickelung unzähliger Blaſen; ebenſo Bier und andere Flüſſigkeiten; brennende Kerzen erlöſchen, weil mit der Luft ihnen auch der zum Brennen nothwendige Sauerſtoff entzogen iſt;

eine Schlaguhr, unter die Glocke gestellt, wird nicht mehr gehört, obgleich man den Hammer an die Glocke schlagen sieht; es fehlt ja die Luft, welche den Schall fortpflanzt. Setzt man einen oben und unten offenen Glascylinder auf den metallenen Teller der Luftpumpe und bindet über die obere Oeffnung eine Blase, so wird diese tief eingedrückt und endlich gesprengt, wenn man die Luft unter ihr wegpumpt. Verschließt man die obere Oeffnung eben dieses Glascylinders mit einem hiezu eingerichteten hölzernen Gefäße, in welchem Wasser ist, so wird dieses, wenn man die untere Luft wegpumpt, durch den Druck der äußern Luft durch das Holz gepreßt und fällt tropfenweise herab. Nimmt man statt des Wassers Quecksilber, so fällt dieses in einem feinen Silberregen auf den Boden des Glascylinders. Pflanzen werden welk in dem luftleeren Raum der Glasglocke, und warmblutige Thiere, z. B. eine Maus, sterben schnell. Länger können es Amphibien unter derselben aushalten.

Der Erfinder der Luftpumpe ist Otto Guerike, welcher Bürgermeister zu Magdeburg und Abgesandter auf dem Reichstage zu Regensburg war, wo er im Jahr 1651, in Gegenwart des Kaisers und vieler Fürsten, zu deren nicht geringer Ueberraschung Versuche der obigen Art anstellte.

Kaufmann.

Das Porcellan.

Die allerschönste irdene Waare, welche es giebt, ist das Porcellan. Diese Waare zeichnet sich vor aller übrigen nicht blos durch eine schöne weiße, im Bruche wie Atlas glänzende Masse, sondern auch durch eine sehr schöne Glasur, durch eine kunstvolle Malerei, durch herrliche wohlgeflossene Farben, durch eine prachtvolle Vergeldung ꝛc. aus. Zugleich ist sie sehr dauerhaft. Die Porcellanwaare besteht nicht blos aus allerlei Speise- und Trink Geschirren, sondern auch aus Vasen, Urnen, Büsten, Pfeifenköpfen u. dgl.

Die Erfindung des Porcellans schreibt man gewöhnlich den Chinesen zu und setzt sie in die ältesten Zeiten dieser Völker. So viel ist wenigstens gewiß, daß Chinesen und Japanesen die Kunst, Porcellan zu machen,

schon im grauesten Alterthume verstanden haben. In China wird das Porcellan Thöky genannt. Man verfertigt es da seit undenklichen Zeiten aus einer reinen Thonerde, welche die Chinesen Ka olin nennen, und aus einem verwitterten recht reinen Feldspath, der den Namen Petun tsch führt. Außerdem soll noch eine Art Seifenstein, Waschi, und Gyps, Schikan, nebst etwas Asbest mit unter die Masse kommen. Die Masse des chinesischen Porcellans ist weißer, zusammenhängender und fetter, ihr Korn ist feiner und dichter, ihre Glasur ist zarter und bläulicher und mit mehr Farben überhäuft, als bei dem japanischen Porcellan, woran nur die Zeichnungen und Blumen mehr der Natur getreu sind. Alles chinesische Porcellan soll zu Kingteching, einem ungeheuer großen Flecken in der Provinz Kiangsi, verfertigt werden. In diesem Orte sollen gegen 500 Porcellan Oefen sich befinden und wohl eine Million Menschen mit Porcellanmachen beschäftigt sein.

Das erste chinesische Porcellan wurde von den Portugiesen nach Europa gebracht. Auch der Name Porcellan ist portugiesischen Ursprungs; denn Porcella heißt im Portugiesischen so viel, als eine kleine Schaale. Einer der ältesten europäischen Schriftsteller, welcher des chinesischen Porcellans gedacht hat, ist Barbaro; derselbe ging im Jahr 1471 als venetianischer Gesandter nach Persien. Das japanische Porcellan blieb den Europäern lange Zeit unbekannt. Anfangs glaubte man, die Einwohner von Japan hätten ihr Porcellan von den Chinesen gekauft und es dann für ihre eigene Arbeit ausgegeben. Das war aber ein Irrthum: denn seit undenklichen Zeiten fabricirten die Japaner ihr Porcellan selbst, und zwar in Figen, der größten unter den neuen Provinzen von Kimo.

Lebhaft war in Europa der Handel mit chinesischem und japanischem Porcellan ein Paar Jahrhunderte lang. Als aber die Europäer zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts selbst Porcellan erfanden und nach einiger Zeit mehrere, zum Theil große und treffliche Porcellanfabriken anlegten, da brauchte man jenes fremde Porcellan nicht mehr, und der Handel mit demselben wurde immer schwächer, bis er in neuester Zeit fast ganz aufhörte.

Der Erfinder des europäischen Porcellans war der im Jahr 1682 zu Schleiz im sächsischen Voigtlande geborne Johann Friedrich Böttcher, welcher in Berlin die Apothekerkunst gelernt hatte. Er trieb Alchymie und wollte, wie damals viele Menschen von unreifen Kenntnissen, Geld machen

Wirklich glaubte man, er könne es, und deswegen mußte er im Jahr 1701 aus Berlin fliehen. Er ging nach Wittenberg; der König August II. von Polen aber ließ ihn bald darauf von da hinweghelen und zuerst nach Dresden, dann auf die Festung Königstein bringen, wo er mit aller Gewalt Geld machen sollte. Wirklich bequemte er sich dazu, solche Versuche anzustellen. Die Bereitung des Universalpulvers mußte in feuerfesten Schmelztiegeln geschehen. Böttcher suchte dazu allerlei Erden auf, die er unter einander mischte, und im Feuer brannte. Da fand er denn durch Zufall ein Paar Erdarten, die ihm eine Tiegelmasse gaben, woraus wahres ächtes Porcellan entstand. Diese Entdeckung schien ihm und hierauf auch der Regierung so wichtig, daß der Versuch, Geld zu machen, bei Seite gesetzt und deste mehr an das Porcellanmachen gedacht wurde. Schon im Jahr 1706 verfertigte Böttcher zu Dresden wirkliches, aber noch braunes Porcellan, im Jahr 1709 machte er auch weißes, und im Jahr 1710 wurde die erste und noch immer berühmteste europäische Porcellanfabrik auf dem Schlosse Albrechtsburg bei Meissen gegründet. Im Jahr 1719 starb Böttcher als Reichsfreiherr; und nach seinem Tode, vornehmlich seit dem Jahre 1730, wo gar kein braunes Porcellan mehr, sondern blos weißes gemacht wurde, kam die Meissener Fabrik erst recht in Flor.

Die herrliche sächsische Porcellanerde, welche sich im Feuer so vollkommen weiß brennt, findet sich in der Nähe von Schneeberg und Meissen, sowie der zu der Porcellanmasse erforderliche sehr reine Feldspath, statt des früher dazu angewandten thüringer Gypsspaths, in der Gegend von Meissen und Freiberg gefunden wird. Die Ausfuhr obiger Erde war anfangs bei Geldstrafe, später bei Strafe des Stranges verboten. Und doch ist sie zuweilen auf Schleichwegen ausgeführt worden. Aus der ganzen Fabrikationsweise des Porcellans wurde gleichfalls stets ein tiefes Geheimniß gemacht.

Daß diese Kunst auch Andere zur Nacheiferung reizte, kann man leicht denken. Wirklich war auch, fast gleichzeitig mit Böttcher, der bekannte sächsische Edelmann von Tschirnhausen so glücklich, ebenfalls eine Porcellanmasse zu erfinden, welche der Böttcher'schen ähnlich gewesen sein soll. Er theilte diese Erfindung seinem Freunde Homberg in Paris mit; aber Beide starben bald und nahmen ihr Geheimniß mit in's Grab. Ganz Europa beneidete übrigens Sachsen um die treffliche Porcellanfabrik, und alle

Staaten ſuchten wenigſtens eine Ehre darin, gleichfalls ſolche Fabriken zu beſitzen, wenn ſie auch keine finanziellen Vortheile davon ſich verſprechen durften. Daher verſchrieben Holländer, Engländer, Franzoſen und ſelbſt manche Deutſche die Materialien zu dem Porcellan aus China und machten dann Porcellan daraus. Indeſſen waren Manche mit der Zeit glücklicher, indem ſie im eigenen Lande Porcellanerde und andere Materialien fanden, auch durch Verſuche aus eigener Kraft weiter kamen, — einige in neuerer Zeit ſo weit, daß ſie die Meiſſener in gewiſſer Hinſicht, wenn auch nicht in der Maſſe, übertrafen.

So wurde unter allem in Europa verfertigten Porcellan das Berliner, nächſt dem Meiſſener, das beſte.

Porre.

Leuchtthürme.

Ueberall, wo nicht das Lootſenwaſſer iſt, d. h. wo nicht verborgene Klippen und Untiefen in der Nähe eines Hafens, vom Lootſen durchſucht, denſelben in Stand ſetzen, das Schiff zu führen, und überall, wo der Schiffer nicht auf die Führung des Lootſen rechnen kann, alſo auf hohem Meere und an den Küſten ferne von Häfen, muß der Schiffer ſich ſelbſt zu helfen wiſſen. Dieſes zu erleichtern, dienen in der Nähe von Küſten manche Anſtalten, welche, ſeitdem ſie ſich vermehrt haben, die wohlthätigſten genannt werden müſſen. So ſind die Leuchtthürme höchſt wichtige Mittel zur Begünſtigung und Sicherung der Schifffahrt, denn ſie warnen den Schiffer vor gefährlichen Stellen, oder ſie zeigen ihm den Eingang zum Hafen an; aber ſie müſſen deßhalb auch von einer Bauart ſein, welche den Stürmen ſelbſt trotzt, denn das Verlöſchen einer Leuchte, welche auf Seekarten angezeigt iſt, und alſo von dem Schiffer mit Sicherheit erwartet wird, iſt für ihn bei weitem gefährlicher, als wenn an der gefährlichen Stelle gar kein Leuchtthurm errichtet worden wäre: der Schiffer glaubt nämlich, da er das Licht nicht ſieht, nicht in der Nähe der Stelle zu ſein, welche durch daſſelbe angezeigt werden ſoll, und geräth ſo in Unglück, wie es auch geſchehen kann, wenn falſche

Feuer angezündet werden, was sonst, zu Zeiten, da das Strandrecht noch geübt wurde, wohl geschah. Alles, was nämlich an Schiffsgut auf die Küste trieb, gehörte dem Besitzer dieser Küste, und das Recht, sich des Raubes als Eigenthum zu bemächtigen, nannte man Strandrecht. Um nun Schiffe, welche sich Nachts solchen Gegenden näherten, zu täuschen, zündeten verruchte Bösewichter auf hoch gelegenen weit sichtbaren Punkten Feuer an, welche die Getäuschten für Wacht- oder Signalfeuer, für Leuchtthürme hielten und darauf zusteuerten, wodurch sie dann auf die Küste getrieben wurden, das Schiff scheitern, die Hälfte der Seefahrer untergehen und Alles, was an Schiffsgut gerettet wurde, eine Beute habgieriger Raubmörder werden sahen.

Diese schändliche Barbarei dürfte als Recht nun wohl überall abgeschafft sein, wiewohl sie als Unrecht, als Raub, gewiß noch an vielen Küsten, z. B. in Irland, Schottland, Lappland, in Portugal, Spanien, Sicilien, wenn auch nur insgeheim, ausgeübt wird, da man sonst öffentlich in den Kirchen um einen gesegneten Strand betete. Für die falschen Leuchtfeuer haben jetzt überall, wo es nöthig, Leuchtthürme festen Fuß gefaßt, und baut man auch keine mehr wie der Pharus vor Alexandrien, der unter die sieben Wunder der Welt gezählt wurde, von dem man jedoch jetzt nur noch einige Ruinen sieht, so baut man sie deste häufiger und zweckmäßiger. Zu den höchsten und größten gehört der von Cordouan in Frankreich.

Anderer Orten machte man auf den frei liegenden Plateformen hoch brennende Holzfeuer, oder man nimmt Steinkohlen dazu, die zwar nicht viel und hohe Flamme geben, deren Glut selbst aber deste intensiver und ziemlich weit zu sehen ist. Jetzt ist man von diesen frei stehenden Feuern abgekommen und bedient sich statt deren des Lampenlichtes, wodurch man bei bedeutender Ersparniß an Material, zugleich ein, auf viel größere Entfernungen sichtbares Licht gewinnt. Eine große Anzahl — 12 bis 20 — argandsche Lampen sind nahe bei einander auf einem eisernen Rahmen aufgehängt und sind, eine jede besonders, mit einem mehrere Fuß weiten, parabolischen Hohlspiegel versehen, in dessen Focus die einzelne Lampe steht. Diese parabolischen Spiegel, von Metall, versilbert und äußerst fein polirt, haben die Eigenschaft, daß sie das Licht vollkommen parallel zurückwerfen, wenn es gerade im Brennpunkt steht. Gut gearbeitete Straßenlaternen sind in der Regel mit ähnlichen, obwohl viel kleineren Spiegeln versehen; man bemerkt schon

bei diesen, in der rechten Richtung stehend, nicht mehr die Flamme der Lampe, sondern einen grellen, die Augen verletzenden Schein von der Größe des ganzen Spiegels. Dieses findet nun begreiflich in noch weit höherem Grade Statt, wenn die parabolischen Reflecteren so sorgfältig gearbeitet sind, wie man sie gewöhnlich auf gut eingerichteten Leuchtthürmen hat. Das Licht dieser Lampen ist auf mehrere, ja in einzelnen Fällen bis auf vier und fünf Meilen sichtbar. Um nun nicht zu Verwechslungen Anlaß zu geben, welche vorfallen müßten, sobald die Zahl der Leuchtthürme an einer Küste durch freundliche Vorsorge der Regierung sich häuft (wie z. B. allein an der Südküste der Ostsee 27 Leuchtthürme stehen), hat man das Licht eines jeden verschieden zu machen gesucht: das eine ist roth, das andere grün, das dritte weiß, das vierte abwechselnd weiß und roth, das fünfte dreht sich, das sechste steigt auf und ab, das siebente erscheint und verschwindet abwechselnd, u. s. w.

Besonders merkwürdige Leuchtthürme sind der bereits angeführte Pharus von Alexandrien, der ebenfalls schon genannte von Cordouan und die beiden engländischen auf dem Felsen von Eddystone und auf dem Glockenfelsen (Bellrek).

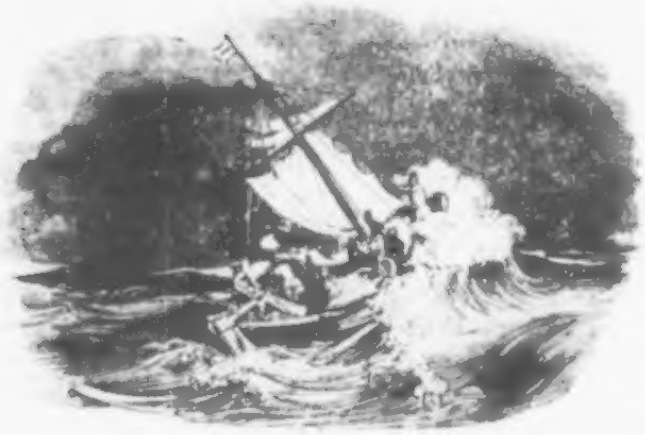
Der Thurm von Cordouan

ist einer der größten aus neuerer Zeit. Er steht auf der Felseninsel in der Mündung der Garonne, und wurde von Louis de Foix, einem französischen Baumeister, zur Zeit der Regierung Heinrichs II. begonnen und binnen 26 Jahren vollendet. Die Insel, auf welcher er steht, ist nur bei niederem Wasserstande trocken, bei der Fluth hingegen mit Wasser überdeckt, und, da sie sehr uneben ist, während des Sturmes höchst gefährlich, weil sich dann die mächtigen Wellen über die zackigen Felsen hinwälzen, schäumend sich daran brechen, so daß ihr Brausen weit hin auf das feste Land hörbar ist. Mit solchen Schwierigkeiten hatte der kühne Baumeister, der es wagen wollte, hier ein den Wogen trotzendes Gebäude hinzustellen, zu kämpfen, doch Muth und Ausdauer besiegten jedes Hinderniß. Ungeheure Kosten wurden zwar gefordert, allein es erhob sich auch bald aus der schäumenden Wassermasse ein mächtiger Kreis von 111 Fuß Umfang, aus den schwersten Quadern gebaut, der sich immer mehr und mehr verjüngte und dem Thurme eine schön geschweifte Form verlieh. Die Höhe von 150 Fuß bis zu dem Kranz

eder der Gallerie gab der ganzen Masse ein imposantes Verhältniß, und die 22 Fuß hohe Laterne krönte würdig das Ganze, dessen Aeußeres da, wo die verschiedenen Stockwerke sich, in der Umhüllung abgetheilt, durch reiche Bildhauerarbeit und durch prachtvolle Säulengänge verziert zeigen, einen Begriff von der Schönheit des Innern giebt. Allein wenn in der schweren steinernen Masse, welche Stürmen und Wogen trotzen soll, die gediegene Stärke und Dauerhaftigkeit vorwaltet, so ist der große innere Raum mit verschwenderischer Pracht ausgestattet. Dort findet man mehrere Reihen von Sälen und Zimmern über einander, vorzüglich aber die für den König bestimmten, mit einem Schimmer, mit einem Prunk überladen, der haarscharf an's Geschmacklose grenzt: dort stehen die ganz vergoldeten Marmorstatuen König Heinrich's II., der das Riesenwerk begann, und König Heinrich's IV., der es vollendete; Wappen, Trophäen, allegorische Gemälde und buntes, krauses, schwer vergoldetes Schnitzwerk bedeckt alle Wände. Unter den großen gewölbten Hallen befindet sich auch eine reich und kostbar verzierte Kapelle, welche ihr Licht durch eine Oeffnung in der Kuppel erhält und in der sich die Büsten der beiden Könige Ludwig XIV. und XV., so wie des Erbauers befinden.

Nicht eben so kostbar (welches wohl das Unzweckmäßigste am ganzen Gebäude ist), wohl aber geräumig und gut, sind die Wohnungen der Wächter dieses Leuchtthurms, welche allnächtlich die großen Laternen zu versehen haben. In früheren Zeiten verbrannte man dort vom Abend bis zum Morgen 225 Pfd. Steinkohlen in mächtigen Pfannen, jetzt hat man die viel reinlicheren, weiter leuchtenden und minder kostbaren Lampen gewählt.

W. J. A. Zimmermann.



Erinnerungen an denkwürdige Begebenheiten und Personen.

Christophoro Colombo,
oder
Die Entdeckung von Amerika.

Der Entdeckungsgeist hatte im funfzehnten Jahrhunderte bei den seefahrenden, europäischen Nationen und besonders bei den Portugiesen einen nicht zu ermüdenden Enthusiasmus erregt. Das bestimmte Ziel, das man jetzt dabei hatte, den Weg nach Indien — diesem einzigen Urquell des Reichthums, nach den Vorstellungen der damaligen Zeit — zu finden, weckte die Gewinnsucht, und in ihr das Mittel, was vielleicht in dem Menschen die höchsten Anstrengungen und größten Aufopferungen zu bewirken im Stande ist.

Die Unternehmungen der portugiesischen Seeabenteurer waren die Gegenstände des allgemeinen Interesses und der gespanntesten Aufmerksamkeit. Durch sie wurde Portugal der Sammelplatz aller unternehmenden Köpfe, aller damaligen forschenden und handelnden Nationen.

Besonders zahlreich fanden sich daselbst Venetianer und Genueser ein, die bis dahin eben so für die geübtesten und einsichtsvollsten Seeleute gegolten hatten, als man ihnen den Ruhm der speculativsten und reichsten Handels-

leute zuerkannte. Unter den Genuesern, welche, aus ähnlichen Beweggründen, um diese Zeit in portugiesische Dienste traten, war auch Christophoro Colombo, ein genuesischer Seefahrer, der bis dahin völlig unbekannt geblieben war, und sich auch hier noch eine Zeit lang unter der Masse der Abenteurer dieser Art verlor. Sein Name war höchstens den Seefahrern seiner Nation bekannt, und noch durch nichts berühmt, da er als Weltentdecker auftrat, und durch das, was er verhieß, noch mehr aber durch das, was er leistete, schnell einen so hohen Grad von Merkwürdigkeit erlangte. Seine ersten Lehrjahre verlebte er nach damaliger Gewohnheit auf venetianischen Handelsschiffen, welche die Häfen des mittelländischen Meeres besuchten. Bald aber ermüdete sein thätiger Geist in der Einförmigkeit dieses Kreislaufs, und nun wagte er sich auf die höhere Schule der damaligen Seefahrer, die Schifffahrt auf dem nordischen Meere.

Im Jahre 1464 finden wir ihn an den Küsten von Island, welche damals, besonders von den Engländern, der Fischerei wegen, schon von Zeit zu Zeit besucht wurden. Er segelte selbst noch jenseits der Insel, einige Grade über den Polarzirkel hinaus; und entwickelte auch hier schon seine Anlagen zu einem kühnen und geschickten Seefahrer.

Nach seiner Zurückkunft gesellte er sich zu einem Verwandten gleiches Namens, der ein kleines Geschwader auf eigene Kosten unterhielt, und damit bald gegen die Muhamedaner, bald gegen die Venetianer kreuzte. Bei diesen Streifzügen, die in der damaligen Zeit für eben so rechtmäßig, als rühmlich gehalten wurden, als sie Gefahr und Mühe belohnend waren, fand er mannichfaltige Gelegenheit, seine Talente, als Seefahrer und als Krieger, auszubilden, auch ein kleines Vermögen zu erwerben. Doch sein Schicksal entriß ihn schon nach einigen Jahren dieser Verbindung, um ihn seiner höhern Bestimmung näher zu rücken. In einem hartnäckigen Gefechte mit einigen sehr reich beladenen, aus den Niederlanden zurückkehrenden Schiffen, gerieth das Fahrzeug, worauf sich Colombo befand — eben als es im Begriff war, zu entern — in Brand. Das schnelle Umsichgreifen der Flamme schien das Schiff und die Mannschaft einem unvermeidlichen Verderben Preis zu geben. Colombo's Entschlossenheit und Kühnheit zeigte ihm indessen einen Weg zur Rettung. Man war etwa zwei Seemeilen weit von der portugiesischen Küste entfernt. Colombo stürzte sich in das Meer, ergriff ein schwimmendes Ru-

der, und arbeitete sich mit Hülfe desselben der Küste zu, wo er Rettung und Sicherheit fand. In Lissaben, wohin er sich zunächst begab, traf er seinen Bruder Bartholomäo und eine beträchtliche Anzahl seiner Landsleute an, die sich theils in portugiesischem Seedienst befanden, theils sich hier als Kaufleute niedergelassen hatten. — Bei einem Seefahrer, der in seinem Vaterlande nichts zu verlieren, und dessen kühner unternehmender Sinn die Seefahrer der Portugiesen schon aus der Ferne her mit großer Theilnahme beobachtet hatte; bei seinem Durst nach Kenntnissen und nach Thaten bedurfte es keiner Ueberredung, um ihn zu bewegen, in Portugal zu bleiben, und in dem eben so ehrenvollen als belohnenden Seedienste dieses Staats sich Auszeichnung und Wohlstand zu erwerben. — Indessen scheint es, daß er hierzu nicht sobald, als er erwarten mochte, Gelegenheit gefunden. Wenigstens finden wir ihn nur auf kleinern Fahrten, zwischen der portugiesischen Küste und den Inseln Madeira und Porto Santo. Auf der letztern machte er die Bekanntschaft der Donna Philippa Munz von Perestello, deren Gunst er gewann, und mit der er sich verheirathete. — Sie wurde die Veranlassung zu seiner fernern Ausbildung, und zum Theil auch die mittelbare Ursach seiner großen Unternehmungen. Mit ihr erhielt er zwar keine großen Schätze an Gold und Gütern, aber einen, von ihm gewiß noch weit höher geachteten Schatz an schriftlich niedergelegten Beobachtungen und Seekarten, die seine Wißbegierde eben so befriedigten als entflammten, und deren Studium die Ueberzeugungen und Entwürfe hervorbrachte, durch deren Anwendung und Ausführung er wurde und bewirkte, was er geworden ist und bewirkt hat. — Das Studium, worauf er hierdurch geleitet ward, und die Muße, die ihm verstattete, seinen Spekulationen nachzuhängen, bestärkten ihn in gewissen, schon früher gefaßten Ideen nur noch mehr, und gaben ihm Gelegenheit, sie zu einem formlichen Systeme auszubilden; wodurch jene vollendete Ueberzeugung zugleich mit dem festen Willen bei ihm entstand, die weder durch Zweifel, Unglauben und Spott, noch durch Zurückweisung, Schwierigkeiten und Hindernisse wankend gemacht werden konnte.

Das Studium der alten Geographen und der neuern Reisebeschreibungen hatte ihn schon früher auf die Idee geführt: daß Asien sich weiter hin ausdehnen müsse, als man allgemein annehme, und irgend Jemand genau anzugeben wisse — von der sphärischen Gestalt der Erde hatte er richtigere Be-

griffe, als damals die gemeinen waren. Da alles bekannte Land sich auf der einen Hemisphäre befand, so schien, aus der Erhaltung des Gleichgewichts des ganzen Erdkörpers, zu folgen, daß sich ein verhältnißmäßiger Landtheil auch über die andere hinstrecke. — Für dieß vorausgesetzte Land einen besondern, von den übrigen durch das Meer getrennten, Welttheil anzunehmen, dazu fand Colombo in seinem Vorstellungskreise nicht den geringsten Grund. Vielmehr schienen die dunklen Ideen von großen unbekannten Landstrichen in Asien, und einer nicht genau anzugebenden Ausdehnung dieses Welttheils, weit natürlicher dahin zu führen, daß er sich von Osten wieder nach Westen hinum ausdehne, und einen Theil der dort bisher angenommenen Meeresfläche bedecke. — Hieraus folgte nun ganz natürlich: daß, wenn man von Portugal aus westlich segele, man nach Asien gelangen müsse. — Um so leichter mußten nun die neuen Beweise, die er erhielt, seine Ueberzeugung vollenden und zur völligsten Sicherheit erheben. Zu denen, welche ihm die Papiere und Seekarten seines Schwiegervaters lieferten, kamen noch andere, für ihn nicht minder überzeugende. — Ein portugiesischer Seefahrer, den der Zufall weiter westwärts getrieben hatte, als man damals zu segeln pflegte, hatte ein künstlich geschnitztes, durch den Westwind herbei getriebenes Stück Holz in der See schwimmend gefunden. Ein ähnliches Stück Holz hatte Colombo's Schwager an der Westküste von Madeira aufgegriffen. Eben da fand man auch, durch denselben Wind herbeigetrieben, große abgeschnittene Röhre. An den Küsten der Azoren wurden, ebenfalls durch anhaltenden Westwind ganze, mit den Wurzeln ausgerissene Bäume, einst auch sogar zwei Menschenkörper von völlig unbekannter Gestalt und Bildung, angetrieben. — Hierzu kamen die Beobachtungen, die Colombo selbst auf seinen Fahrten über die Richtung und den Wechsel der Winde gemacht hatte, und die ihm, nach seiner Erfahrung für einen nicht minder wichtigen Beweis galten, daß, nicht fern nach Westen zu, ein bisher unbekanntes Land vorhanden sein müsse. — So schien, nach den Kenntnissen der damaligen Zeit, mit Grunde nichts dagegen eingewandt werden zu können, daß jenes nicht sehr entfernte westwärts liegende Land Indien sei, und daß man folglich, durch Segeln nach Westen zu, nach Indien müsse gelangen können. — Nun hatten die Portugiesen in einem steten Kampfe mit unsäglichen Schwierigkeiten, mehr als ein halbes Jahrhundert zugebracht, auf einer südöstlichen Fahrt den Weg nach diesem gelobten Lande zu

finden; und noch war es ihnen nicht gelungen, nur bis an die äußerste Spitze von Afrika vorzudringen. Gelang ihnen dies aber auch, so war doch klar, daß der Weg, den sie hier finden würden, sehr lang, und nach der damaligen Art zu segeln, sehr gefahrvoll sein müsse. — Eine Fahrt gegen Westen zu, queer über das Meer, mußte, zu eben dem Ziele, einen weit nähern und sichern Weg darbieten, und die Erforschung dieses Wegs ein eben so verdienstliches und belohnendes Unternehmen sein. Nachdem langes und oft wiederholtes Durchdenken diese Ideenverbindung bei Colombo zur unumstößlichen Ueberzeugung erhoben hatte, erzeugte sich nun auch der eben so felsenfeste Entschluß, sie durch die Ausführung zu bewähren. Allein so sicher ihm dies Unternehmen schien, so erforderte es doch eine Rüstung, die sein mäßiges Vermögen weit überstieg. Auch mußte es, wenn es gelingen, und den beabsichtigten Erfolg haben sollte, unter einer hohern Autorität geschehen. Er dachte also zunächst darauf, sich diese Unterstützung und Autorität zu verschaffen, und wandte sich deshalb zuvörderst an die Regierung seines Geburtslandes, dem er es schuldig zu sein glaubte, die Ehre dieser Entdeckung und die daraus zu ziehenden unermeßlichen Vortheile vor andern zuzuwenden. — Allein Colombo sollte, für diesen seinem Vaterlande geschenkten Vorzug, nichts erhalten, als eine kränkende Bestätigung für den alten Erfahrungssatz, daß ein Prophet in seinem Vaterlande nichts gelte. Man wußte hier nichts mehr von ihm; und nahm sich auch nicht die Mühe, weder ihm noch seinen Vorschlägen weiter nachzuforschen. — Die Genueser waren nur Handelsleute, und als solche gewohnt, in dem altherkömmlichen Gleise ruhig fortzugehen. Wissenschaftliche Kenntnisse waren ihnen so fremd und verächtlich, wie sie dem handwerksmäßigen Kaufmanne zu allen Zeiten waren und überall sind. Die Schifffahrt wurde von ihnen nur als Transportmittel für ihre Waaren getrieben, und nur als solches kultivirt. — Daß von dem Unternehmen der Portugiesen für ihren indischen Handel etwas zu fürchten sein solle, schien ihnen chimärisch und lächerlich: und eben so ungereimt, aus Colombo's chimärischem Vorschlage Vortheile für denselben zu erwarten. Sie kannten und fürchteten keine Rivale als die Venetianer, und auf diese war daher ihre stete ausschließende Aufmerksamkeit gerichtet. — Diese Eigenthümlichkeiten machten die Zurückweisung für Colombo weniger kränkend; auch scheint es nicht, daß sie einen sehr tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe. — Vielleicht sah er

es sogar gern, nun unter Autorität eines einsichtsvollen, als Beförderer solcher Unternehmungen bewährten Monarchen, und mit so geübten und erprüften Seefahrern, wie er sie nur in seinem jetzigen Vaterlande, Portugal, finden konnte, sein grosses Vorhaben zur Ausführung bringen zu können. Denn daß auch Johann II. der erst vor kurzem einen Pedro de Covillam und Alphonso de Payva zu Lande nach Abyssinien, und den Bartholemäo Diaz zur See nach Indien gesandt hatte, so unbezweifelt vortheilhafte Vorschläge ebenfalls zurückweisen werde, ließ er sich wohl von ferne nicht in den Sinn kommen. — Colombo war dem Könige bereits von einer nicht unvortheilhaften Seite als Seemann bekannt; um so mehr konnte er wenigstens Aufmerksamkeit und sorgfältige Prüfung seiner Vorschläge erwarten. — Hierin fand er sich auch nicht betrogen. Johann widmete ihnen beides; und da er, obwohl keineswegs ganz ohne Kenntnisse dieser Art, sich doch nicht Einsicht und Erfahrung genug zutraute, um darüber zu entscheiden, so übertrug er die nähere Prüfung derselben den Männern, denen er die meiste Fähigkeit einer richterlichen Entscheidung zutraute, und die er gewöhnlich zu Rathe zu ziehen pflegte. — Diese waren: der Bischof von Ceuta, und zwei jüdische Aerzte, die in dem Rufe standen, große Erdkundige zu sein. — Diesen drei Männern war auch die Aufsicht über die Entdeckungsreisen anvertraut, und der Plan, nach welchem man dabei verfuhr, rührte zum Theil von ihnen her, und war wenigstens völlig von ihnen gebilligt. Natürlich waren sie nun auch für diesen Plan, und eben so natürlich gegen jeden andern eingenommen, der von diesem abwich, oder gar ein entgegengesetztes Verfahren angab. Und ein einfacher Seemann — denn dafür galt ihnen Colombo nur — sollte einsichtsvoller sein, als so große Gelehrte! Schon vor der Untersuchung stand daher bei ihnen die Ueberzeugung, oder vielmehr der Schluß fest, daß des Colombo Plan nichts tauge und verworfen werden müsse. — Indessen, da der König nicht der Mann war, den man mit Machtsprüchen abfertigen konnte, so suchten sie sich für diesen einen genugthuenden Beweis zu verschaffen; auf alle Fälle aber doch sich die Ehre einer Entdeckung zu sichern. — Nicht nur bemühten sie sich demnach, durch die sorgfältigsten mündlichen Nachforschungen, Colombo's Ideen auf das vollständigste heraus zu bringen: sondern sie verlangten auch, unter dem Vorwande, dieselben im Zusammenhange mit mehr Muße zu prüfen, eine schriftliche Darstellung seines Systems

und Vorschlags von ihm. — Colombo, arglos, wie große Charaktere sind, und voll Eifer, Jedermann, und besonders diese Männer — auf das vollkommenste zu überzeugen, säumte nicht, den verlangten Aufsatz einzureichen, und hinterlistig überlieferten die Kommissarien diesen dem Steuermann einer bereits fertig liegenden Karavelle *), mit dem geheimen Auftrage, nach der Anleitung dieser Schrift, den angegebenen Weg aufzusuchen, oder wenigstens einen scheinbaren Versuch zur Aufsuchung desselben zu machen. — Diese geheime Expedition geschah mit Wissen und Willen des Königs, dem man sie, als das sicherste Mittel, hinter die Richtigkeit der angeführten Thatsachen und Voraussetzungen zu kommen, vorgeschlagen hatte. Colombo wurde sie natürlich mit der größesten Sorgfalt verborgen. Man setzte die Konferenzen mit ihm fort, und hielt ihn auch so lange hin, bis der ausgesandte Seefahrer wieder zurückgekommen war. Da es den Kommissarien gar nicht darum zu thun gewesen war, Colombo's Plan bewährt zu finden: so hatten sie auch bei der Wahl des Schiffers, dem sie diesen Auftrag gaben, auf nichts weniger als darauf gesehen, ob er die erforderlichen Kenntnisse, so wie den nöthigen guten Willen zur Ausführung eines solchen Geschäfts besitze? Der Schiffer, der wahrscheinlich recht gut wußte, worauf es eigentlich abgesehen war, kreuzte eine Zeit lang in den angewiesenen Gewässern, ohne sich sonderlich über die Azoren hinaus zu wagen, kehrte dann nach Portugal zurück, und erklärte: daß er nichts habe entdecken können, was die Angabe Colombo's bewähre, und die Nähe eines Landes gegen Westen ankündigte; daß aber, auch wenn dergleichen Statt finden sollte, doch die Fahrt dahin höchst gefährlich, ja unmöglich, der ganze Plan also unausführbar und chimärisch wäre. Nunmehr wurde diese Expedition, so wie ihr Zweck und ihr Erfolg, nicht weiter als Geheimniß behandelt, und blieb daher auch Colombo nicht länger verborgen. Man begreift, daß er sich dadurch auf das äußerste gekränkt und beleidigt finden mußte. Sein Zorn war nicht bloß gegen die Kommissarien, sondern auch gegen den König gerichtet, dem er — wohl nicht mit Unrecht — seinen Antheil an dieser hinterlistigen Verfahrungsart noch höher, als jenen die Angabe derselben anrechnete. Er hielt ihn nun der Ausführung dieser großen und ehrenvollen Unternehmung unwürdig; und da um

*) Ein schnell segelndes portugiesisches Schiff.

diese Zeit seine Frau gestorben war, so faßte er um so leichter den Entschluß, Portugal zu verlassen, und sich an andere europäische Mächte — zunächst nach Spanien — zu wenden. — Diesen Entschluß auszuführen, eilte er um so mehr, da es hieß, der König sei durch den Bericht des abgeschickten Seefahrers nicht völlig befriedigt worden, sondern vermuthe Unwissenheit und bösen Willen: und nun zu befürchten stand, daß man einem andern geschickteren Seefahrer diesen Auftrag geben, und dem Colombo dann wirklich diese Ehre und zugleich den davon gehofften Nutzen entziehen möchte. — Christophoro's Bruder, Bartholomäe, der bisher bei ihm gelebt und seine Studien und Beschäftigungen mit ihm getheilt hatte, war, wie er, von der Richtigkeit seiner Theorie überzeugt, und, wie er, für die Ausführung desselben mit Enthusiasmus erfüllt. Wie diese Ideen und Bestrebungen, so theilte er auch jetzt mit ihm den Entschluß, Portugal zu verlassen, und in einem andern Staate die Hülfsmittel zur Ausführung dieses großen Unternehmens zu suchen. Beide wandten sich zunächst nach Spanien, und kamen gegen das Ende des Jahres 1484 zu Palos in Andalusien an. Christophoro übergab hier seine Söhne dem Kloster Rabida zur Erziehung, und dies gab Veranlassung zu einer freundschaftlichen Verbindung mit dem Prior desselben, die ihm in der Folge sehr nützlich wurde. Spanien war damals noch in zwei Reiche, Kastilien und Arragonien, abgetheilt. Jenes beherrschte Isabelle, dieses Ferdinand: durch das Band der Ehe mit einander eng verbunden, als Herrscher indessen so völlig von einander unabhängig, als am Geiste und Charakter von einander verschieden. Isabelle war eine Frau von durchdringendem richtigen Verstande, und von einer vorurtheilsfreien und liberalen Sinnesart. Sie hatte einen zarten und sichern Takt für die Unterscheidung außerordentlicher Menschen, und war fähig, große und kühne Ideen aufzufassen, und sich für die Ausführung derselben zu interessiren. Dabei hatte sie aber eine sehr hohe Idee von dem Verstande und den Einsichten ihres Gemahls, und sich sowohl dadurch, als durch ihre Gefälligkeit und Güte, gewöhnt, nichts ohne seinen Rath und seine Zustimmung zu unternehmen, und sogar oft ihre Einsichten den seinigen unterzuordnen. Auch pflegte sie, obgleich Ferdinand nicht eigentlich zum Mitregenten in Kastilien angenommen war, doch alle öffentliche Akte von Wichtigkeit von ihm mit unterzeichnen zu lassen.

Ferdinand hingegen war bekanntlich der engherzigste, kleinste, eigennützigste,

mißtrauischste Mensch, der vielleicht jemals auf einem Königsthrone gesessen hat. Nur von seinem engherzigen Egoismus geleitet, hatte er für nichts Sinn als wovon der Gewinn sogleich sicher und nahe in die Augen leuchtete. — Stets zur Intrigue und Täuschung geneigt, setzte er dergleichen auch bei jedem andern voraus, und war stets bereit, allen Vorschlägen und Angaben mit dem unversöhnlichsten Mißtrauen zu begegnen. — Bei ihm war also für Colombo's Plan, anstatt Unterstützung, sicheres Gegenstreben zu erwarten, schon deshalb, weil er neu war, weil er von einem in Spanien unbekannten Manne herrührte. Ueberdies war der Zeitpunkt, in welchem Colombo in Spanien auftrat, nichts weniger als günstig. — Beide Regenten hatten damals ihre Gedanken und Kräfte auf die Ausführung eines Unternehmens gerichtet, welches die höchste Anstrengung erforderte, und beiden von der größesten Wichtigkeit zu sein schien. Dies war die Belagerung von Granada und die Vernichtung des letzten maurischen Reichs in Spanien; ein Unternehmen, welches die Aufmerksamkeit aller Großen des Hofs und Staats fast ausschließlich beschäftigte, weil sie dabei fast alle mehr oder weniger interessirt waren. Sodann war der Aufzug, in welchem Colombo erschien, nichts weniger als so beschaffen, daß er dadurch gleich anfangs die Aufmerksamkeit hätte auf sich ziehen können. Er war zwar nicht arm, aber auch nicht reich. Er trat nicht wie ein Vagabunde auf; aber er konnte sich auch nicht als ein Mann von großer Bedeutung geltend machen. Sein Aeußeres war einfach und nicht ohne einigen Anstrich von seiner seemännischen Erziehung. Er war wohlgebildet, und trug den Ausdruck des Muths und der Entschlossenheit unverkennbar auf seiner offenen Stirn. Er sprach zwar mit Klarheit und Nachdruck, aber kunstlos, und ohne den Zauber gefälliger Gebehrden und feiner Wendungen. Er erschien ohne Gefolge, ohne vieles Gepäck und ohne den Glanz von Kostbarkeiten und Klenodien. Immer bedurfte es nicht einmal des Stolzes der spanischen Grandezza, um ihn über die Achseln anzusehen, und nicht des argwöhnischen Gemüths Ferdinands, um in ihm einen bloßen Glücksritter und Projektenmacher zu erblicken. Man darf annehmen, Colombo verkannte nicht diese ungünstigen äußern Umstände und die Schwierigkeiten, die ihm daraus erwachsen müßten. Allein sie vermochten nicht, sein Selbstgefühl und sein Vertrauen, auf die Güte seiner Sache, in dem Grade zu schwächen oder zu erschüttern, daß sie ihn hätten abhalten können, wenig-

ſtens einen Verſuch zu wagen. Es iſt eine bekannte Eigenthümlichkeit großer Geiſter und Charaktere, daß ſie gewöhnlich durch das gereizt werden, wodurch ſich ſchwächere Gemüther zurückgeſchreckt fühlen. Dadurch wird es wahrſcheinlich, daß es des bedenklichern Bartholomäo eigene Idee war, während Chriſtophore ſein Heil in Spanien verſuchen würde, ſich nach England und Frankreich zu begeben, um hier auf allen Fall vorläufig anzubauen. — So gut berechnet dieſe Maaßregel war, ſo entſprach doch der Erfolg der Erwartung nicht. Das Schickſal hatte beſchloſſen, daß dieſe beiden großen Männer ihre ungewöhnliche Kraft auch an außerordentlichen Hinderniſſen prüfen ſollten. Das Schiff, worauf Bartholomäo ſich befand, wurde von Seeräubern genommen, und er mit allen ſeinen Gefährten zu Gefangenen gemacht. — Mehrere Jahre lang theilte er das Loos aller übrigen zur Sklaverei Verdammten, bis ihm ein Zufall ſeine Freiheit wieder verſchaffte, und ihn, jedoch alles ſeines Eigenthums beraubt, an die Küſte von England warf. — In dieſem Zuſtande ſich bei Hofe und den Großen des Reichs zu melden, war nicht thunlich; doch zwang ihn die Nothwendigkeit, zuerſt auf die Erwerbung ſeines Unterhalts bedacht zu ſein. Er fand ihn, durch Anwendung ſeiner großen Geſchicklichkeit in der Verfertigung von Karten und Globen, nicht nur nothdürftig, ſondern auch bald reichlich genug, um ſich in den Stand ſetzen zu können, mit Anſtand bei Hofe und vor dem Könige zu erſcheinen. — Doch war hierüber viel Zeit verloren gegangen, in der er weder Gelegenheit gefunden hatte, für ſeinen Zweck etwas zu thun, noch ſeinem Bruder von ſeinem Zuſtande Nachricht zu geben. Dieſer hatte ſich, gleich nach ſeiner Abreiſe nach Kordua, an den Hof der Königin Iſabelle begeben, und war hier glücklich genug geweſen, in dem Groß-Schatzmeiſter von Kaſtilien, Don Alphonſo Quintanigha, einen Beſchützer zu finden. Durch ihn wurde er der Königin mit Nachdruck empfohlen. Iſabelle nahm ihn mit der Achtung auf, die dieſe Empfehlung veranlaßt hatte, und ſeine Perſönlichkeit an ſich ſchon einzuflößen im Stande war. Ein ſo feiner und richtiger Verſtand, wie Iſabellens, konnte die ruhige Größe, die in dieſem Manne lag, nicht verkennen. Sein beſcheidenes Selbſtvertrauen, der ſtille Ausdruck hoher verborgener Kraft in ſeinem ganzen Weſen; ſeine einfachen, von Ungeſchliffenheit und Hochmuth eben ſo weit als von Kriecherei und windiger Höflichkeit entfernten Sitten — vor allen ſeine reine Religioſität und genaue Beobachtung

aller äußern Pflichten des Gottesdienstes, kannten auf die eben so schwärmerisch-fromme, als fein fühlende Isabelle nicht ohne Eindruck bleiben. — Durch Quintanilla aufgemuntert, übergab nun Colombo seinen Vorschlag und sein Gesuch in einem schriftlichen Aufsatze, in welchem er sich jedoch vorläufig nur im Allgemeinen darüber erklärte. Er fühle in sich einen Trieb, die Entdeckung Indiens zu unternehmen, und dies sei es, wozu er die Unterstützung der Königin und ihres Gemahls sich erbitte. Er wisse zwar wohl, daß sein Entwurf manchem lächerlich erscheinen werde; hoffe aber gleichwohl, wenn ihm die Mittel dazu gereicht würden, ihn, allen Hindernissen zum Trotz, zur Ausführung zu bringen. — Die Königin nahm diese Bittschrift sehr gut auf, und verfügte, daß die Ideen und Vorschläge Colombo's von sachkundigen Männern näher und sorgfältiger geprüft, und er während dieser Zeit auf ihre Kosten unterhalten werden solle. — Gewohnt in dem Geiste der damaligen Zeit, alle Kenntnisse und Wissenschaften bei den Geistlichen voraus zu setzen, übertrug sie dies Geschäft ihrem Beichtvater, Ferdinando de Talavera, der dann noch einige seines Gleichen zu Rathe zog, und auf diese Weise eine Kommission bildete, vor welche Colombo entboten wurde, um über seinen Vorschlag nähere Auskunft zu geben. — Leider aber waren diese Männer eben so wenig geneigt, als fähig, das ihnen übertragene Geschäft mit Unpartheilichkeit und Ernst zur Ausführung zu bringen. Sie waren viel zu wenig mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet, und viel zu sehr von ihrer Einsicht und Weisheit eingenommen, als daß sie im Stande gewesen wären, und es der Mühe werth hätten finden können, in Colombo's Ideen gehörig einzudringen. Auch war ihnen dies durch Colombo selbst erschwert, indem die Erinnerung an die Hinterlist, die man sich in Portugal erlaubt hatte, diesen abhielt, ihnen seine Ideen in der ganzen Klarheit und Vollständigkeit vorzulegen, in welcher er sie in seinem hellen und richtigen Verstande ausgebildet hatte. — Die Kommissarien, anstatt seine Vorschläge mit Unpartheilichkeit zu prüfen, zeigten sich daher gleich vom Anfang an als seine erklärten Gegner. Alle dünkten sich hochgelehrt zu sein, und hielten sich überzeugt, die Sache längst ergründet zu haben, über welche ihnen jetzt ein unbekannter genuesischer Seefahrer neue Aufschlüsse zu geben die Vermessenheit zeigte.

Unter unzähligen Konferenzen verging ein Jahr nach dem andern, ohne daß Colombo seinem Ziele einen Schritt näher gekommen wäre, oder auch

nur eine Entscheidung auf sein Gesuch hätte erhalten können. Endlich, nach Verlauf von fünf Jahren, stattete Talavera einen Bericht an die Königin ab, der dieselben Aeußerungen als Endurtheil enthielt, welche man Colombo als Einwürfe entgegengestellt hatte. — In Folge desselben wurde Colombo — in den huldreichsten Ausdrücken von Seiten der Königin dahin beschieden: daß man, vor Beendigung des Krieges gegen die Mauren, an keine neue und kostspielige Unternehmung denken könne. Wolle er sich bis dahin gedulden, so würde man dann seine Vorschläge vielleicht mit mehrerer Muße in Erwägung ziehen können. — So waren also fünf kostbare Jahre der Geduld, Ertragung und des Ausharrens unnütz dahin, und Colombo sahe abermals seine Hoffnungen an der Unwissenheit und dem bösen Willen scheitern. — Aus Verdruß, hauptsächlich über den unersetzlichen Verlust einer so kostbaren Zeit, verließ er sogleich das königliche Hoflager, und begab sich nach Sevilla. Sein festes Gemüth und seine vollendete Ueberzeugung, von der Güte und Wichtigkeit seiner Sache, ließen ihn immer noch nicht zweifeln, daß sie endlich den Sieg davon tragen werde.

Auch bei einigen Großen, an welche er sich nun wandte, erhielt Colombo Entschuldigungen, anstatt Gewährung seines sehnlichen, immer heißer werdenden Wunsches. Mit dieser Zurückweisung verschwand nun auch die letzte Hoffnung, ihn von Spanien gewährt zu sehen, völlig. Jetzt war sein Augenmerk auf England und Frankreich gerichtet. Allein weder in dem einen noch dem andern dieser Staaten waren ihm sichere Aussichten eröffnet. — Von seinem Bruder hatte er nicht nur keine ermunternde, sondern überhaupt keine Nachrichten erhalten. Er vermuthete daher, er müsse auf irgend eine Weise verunglückt sein, und entschloß sich (1491) selbst, zunächst nach England zu gehen, und dort sein Heil zu versuchen. — Unverzüglich traf er alle Anstalten zu dieser Reise, und begab sich nach dem Kloster Rabida, um seine Kinder zu besuchen, und wegen ihres Unterhalts während seiner Abwesenheit die nöthigen Verfügungen zu treffen. Hier fand er seinen Freund, den Prior Juan Perez, der mit dem lebhaftesten Mißvergnügen die Ursach seines Besuchs von ihm erfuhr, und alles anwandte, um ihn von der schleunigen Ausführung seines Vorsatzes zurück zu halten. — Perez war der Königin persönlich bekannt und von ihr geachtet. Er entschloß sich daher an sie zu schreiben, und sie auf den Ruhm und die Vortheile aufmerksam zu machen, welche ihr Reich

durch die Entfernung Colombo's und die Vernachläſſigung ſeiner Vorſchläge verlieren würde. Er that dies mit aller der Wärme und Klarheit, die ſeine Ueberzeugung von der Güte der Sache Colombo's und ſeine Freundſchaft für ihn, verbunden mit ſeinem Patriotismus, bei ihm bewirkt hatte. Daß dieſe Vorſtellung nicht ohne Wirkung geblieben ſei, bewies die bald erfolgte Antwort der Königin, die dem Prior zu erkennen gab, daß ſie ſich mit ihm, über den Inhalt ſeines Briefs, zu beſprechen wünſche, und ihn daher einlade, in das Lager von Santa Fe, welches durch die lange Dauer der Belagerung von Granada zu einer Art von Flecken geworden war, und wo die Königin ſich damals aufhielt, zu kommen. — Auf dieſe Unterredung folgte nun eine Einladung an Colombo ſelbſt, und zugleich die Ueberſendung einer kleinen Geldſumme zu ſeiner Equipirung und Beſtreitung der Reiſekoſten. Colombo ſäumte nicht, dieſem Befehle unverzüglich Folge zu leiſten. Mit der Wiederbelebung des Intereſſes für ihn, wurde auch die Theilnahme und Protektion ſeiner frühern Beſchützer und Freunde am Hofe wieder belebt. Alphonſo de Quintanilla und einige Andere bemühten ſich auf das lebhafteſte, den Kreis ſeiner Freunde und Beförderer zu erweitern, und beſonders Perſonen von Anſehn und Einfluß in denſelben zu ziehen. — Allein das Schickſal hatte es anders beſchloſſen. Während er nach Palos zurückkehrte, überlieferte ſich die Stadt Granada nach einer ſo langen und hartnäckigen Vertheidigung dem Sieger. Der Krieg mit den Mauren wurde dadurch beendet, ihre Unterwerfung vollendet, und die Königin und der ganze Hof mit Freude erfüllt. Dieſe günſtige Stimmung benutzten die beharrlichſten und thätigſten unter Colombo's Freunden am Hofe, um die Königin zur Annahme der Vorſchläge und Forderungen ihres Schützlings zu bewegen. — In einer hierauf folgenden Unterredung wußten ſie auf eine ſehr geſchickte Weiſe den Eindruck zu verſtärken, den derſelbe bereits, zu Gunſten ſeines Zwecks hervorgebracht hatte. Es gelang ihnen, alle ihre, von ihrem Gemahl hauptſächlich herrührende Zweifel und Bedenklichkeiten zu heben, und ihr Gemüth ſelbſt bis zu einer Art von Enthuſiasmus, für die Sache ihres Freundes, zu erwärmen. Eine Hauptſchwierigkeit war immer noch der erforderliche Aufwand, der, ſo wenig er an ſich beträchtlich genannt werden konnte, doch, in dem damaligen Zeitpunkte, als unerſchwinglich erſcheinen mußte. Der hohe Sinn der Königin wußte indeſſen jetzt, da ſie für die Sache gewonnen war, dies Hinderniß auch leicht

zu heben. Sie erbot sich, ihre Juwelen herzugeben, um durch die Verpfändung derselben die nöthige Summe herbei zu schaffen. — Sogleich wurde nun ein Hofbediente als Eilbote nach Colombo abgesandt, der ihn auch noch unterwegs antraf, und ihn, im Namen der Königin und seiner Freunde, zur schleunigen Rückkehr nach Santa Fe aufforderte; Colombo wurde zwar dadurch überrascht, aber noch nicht sehr erfreut. Er war schon ein Mal unter Versprechungen zurückberufen worden, und der Erfolg war der gewesen, der ihn noch jetzt mit tiefem Mißmuthe erfüllte. Indessen weigerte er sich doch nicht, der erhaltenen Einladung zu folgen, und kehrte, zwischen Hoffnung und Mißtrauen schwebend, an den Hof zurück. — Bei seiner Ankunft wurde er sogleich der Königin vorgestellt, und von ihr auf eine Weise empfangen, die alle Zweifel und Besorgnisse schnell aus seiner Seele entfernte. Ihr Betragen gegen ihn, ihre Aeußerungen über seinen Vorschlag, die Anstalten, die er unverzüglich verfügen und treffen sah, die Zuversicht seiner Freunde, erfüllten auch ihn schnell wieder mit der heitersten Stimmung und dem lebhaftesten Enthusiasmus. Alle Kräfte seiner Seele waren neu belebt, alles schien ihm leicht, und alles bereits vollendet. Der Vertrag zwischen der Königin und ihm wurde leicht zu Stande gebracht und am 17ten April 1492 unterzeichnet. In demselben wurde ihm die Würde eines Groß-Admirals in allen von ihm zu entdeckenden Meeren, Inseln und Theilen des festen Landes, ingleichen für eben diese Länder und Inseln die Würde eines Vicekönigs, beide auch auf seine Nachkommen, erblich übertragen; auch ihm und seinen Erben der zehnte Theil des durch Produktion und Handel aus den zu entdeckenden Ländern zu ziehenden Gewinns verwilligt. König Ferdinand war zwar in der Vertragsurkunde mit genannt, auch hatte er sie mit unterzeichnet; allein es geschah dies nur der herrschenden Observanz zufolge, denn er war und blieb jetzt nicht weniger erklärter Gegner dieser Unternehmung, als vorher, und von allem Antheile daran entfernt. Indessen waren und wurden die Zurüstungen zu dieser nun volle acht Jahre ersehnten und bearbeiteten Expedition mit dem größten Eifer und rastloser Thätigkeit betrieben. Die nöthigen Anstalten wurden bald zu Stande gebracht; die eigentliche Ausrüstung Colombo persönlich und allein überlassen. — Am 12ten Mai nahm Colombo von dem Könige und der Königin Abschied, und begab sich nach Palos, wo die Ausrüstung der für ihn bestimmten Schiffe betrieben wurde.

Das ganze für Colombo bestimmte Geschwader bestand aber nur aus drei kleinen Fahrzeugen, die nicht viel grösser als grosse Böte waren. — Die auf alle drei vertheilte Mannschaft bestand, nach der Angabe Einiger, aus hundert und zwanzig, nach Andern aber nur aus neunzig Köpfen. Zu den Matrosen, welche die bei weitem grösste Zahl ausmachten, hatten sich einige Abenteurer als Freiwillige gesellt. Auch hatten sich einige Edelleute vom Hofe der Königin, auf Befehl dieser, mit an Bord begeben. — Die kleine Flotte war auf zwölf Monate mit Lebensmitteln versehen. Dies war die Rüstung, die eine Königin von Kastilien damals für die Kräfte des Staats unerschwinglich fand, und womit ein Admiral derselben ihm selbst unbekannte Meere zu befahren, und ganz neue Länder zu entdecken und zu erobern unternahm.

Nichts ist dem Muthe, dem Enthusiasmus und der Freudigkeit zu vergleichen, mit welchem Colombo bei dem Anblicke dieser nun vollendeten Ausrüstung erfüllt war. Es ist grossen Seelen eigen, schwierige Unternehmungen nie bereuet zu betrachten, wenn sie sich im Stande sehen, sie zu beginnen. Die Klarheit seiner Ueberzeugung und die Festigkeit und Freudigkeit seiner Zuversicht liessen kaum noch den Gedanken an die Möglichkeit des Misslingens zu, und erhoben sein Gemüth über alle Gefahren und Mühseligkeiten. — Es gelang ihm, ähnliche Gefühle zum Theil auch in seinen Gefährten zu erregen. Mehr oder weniger von ihnen belebt, gaben sie alle ihre freudige Zustimmung, als er ihnen den Tag der Abreise anzeigte. — Am 3ten August 1492 verliess nun diese kleine Flotte, unter dem Zujauchzen des Volks, den Hafen, und segelte nach den Kanarischen Inseln zu. — Schon auf der kurzen Fahrt zeigte sich die Gebrechlichkeit der Fahrzeuge, denen man sich für eine so grosse und ungewisse Fahrt anvertraut hatte. Bei allen war schon Ausbesserung nöthig, und doch hatte die Reise nur erst vier Tage gedauert, und es war also die grosse Entdeckungsreise kaum für begonnen zu achten. — Als die Inseln aus ihrem Gesichtskreise verschwunden waren, schwand auch bei den meisten seiner Gefährten auf ein Mal all' der Muth, dessen sie sich bis dahin gerühmt hatten. Stets nur gewohnt, längs der Küste oder von einer Insel zur andern hinzusegeln, fanden sie sich hier, wie Reisende in der Wüste — verlassen, verloren. Eine stille, finstere Schwermuth befiel die kräftigsten Gemüther. Einige schlugen klagend an ihre Brust, und verwünsch-

zen sogar die Fahrt der Schiffe hinderten. — Nun entstand bei den Seefahrern die beunruhigende Vorstellung: sie hätten bereits das Ende des schiffbaren Weltmeers erreicht. Fabelerzählungen von verborgenen Klippen und versunkenen Ländern erhoben sich in ihrer erhitzten Einbildungskraft. Sie hielten ihren Untergang für gewiß, und überließen sich aufs neue dem Mißmuthe und der Muthlosigkeit. — Auch dieß Mal gelang es jedoch dem Admiral noch, sie einigermaßen zu beruhigen, und an dieselbe Erscheinung, durch die sie so sehr erschreckt waren, Gründe zu neuen Hoffnungen zu knüpfen. Ein günstiger Zufall unterstützte ihn in seinem Bemühen. Während er ihnen Muth einsprach, erhob sich ein kräftiger Ostwind, und trieb die Fahrzeuge rasch durch den grünen Teppich hin. Einige Vögel umschwebten die Schiffe und richteten ihren Flug dann gegen Westen, als ob sie den Seefahrern den Weg zeigen wollten, den sie zu verfolgen hätten. Columbus benutzte auch diese Erscheinungen auf das geschickteste und wirksamste, und die Fahrt wurde abermals einige Zeit mit geminderter Unruhe und gestärktem Muthe fortgesetzt. — Neue Hoffnungen wurden am folgenden Tage durch abermals sich zeigende Schwärme von Vögeln verschiedener Art erregt und genährt. Die ängstliche Besorgniß trat nun stärker und wirksamer, als je vorher an die Stelle der so oft und so bitter getäuschten Hoffnung. — Selbst, was diese vorher erhoben hatte, schlug sie jetzt mit verdoppelter Kraft nieder. Der stets gleiche, günstige Wind, der sie so rasch dem ersehnten Ziele entgegentrieb, ängstigte sie jetzt auf das heftigste. Er entführte sie nicht nur immer weiter von ihrem Vaterlande, sondern wurde ihnen auch zu einem Hinderniß der Rückkehr. Sie waren jetzt über drei Wochen in See, ohne Land erblickt, oder auch nur ein sicheres Anzeichen der Annäherung an ein Land erhalten zu haben. Bisher hatten doch noch immer eine kleine Zahl der erfahrensten und beherztesten Seeleute Vertrauen und Ergebenheit gegen den Admiral gezeigt, und jenen Verwünschungen und Drohungen nicht bei sich Eingang verstattet. Jetzt aber verbreitete sich Unmuth und Verzweiflung auch unter diesen. Man steckte die Köpfe zusammen, klagte anfangs leise, dann laut, über die Regierung, den Admiral, und fing dann an, heimlich gegen diesen zu conspiriren. — Die Gemäßigteren schlugen vor, die Rückkehr von ihm zu verlangen, und wenn er sie verweigern sollte, von ihm zu erzwingen. Die Regierung könne und werde ihnen keinen Vorwurf daraus machen, da sie selbst unverantwortlich gehandelt

habe, sie einem ausländischen Abenteurer Preis zu geben, der nichts verlieren könne, und entweder ein Bösewicht oder ein Wahnsinniger sei. Nur Rasende könnten sich noch ferner, ohne Ziel, ohne Ende, mitten über den unermeßlichen Ocean hinschleppen lassen, auf Fahrzeugen, die schon jetzt die Rückreise kaum aushalten, und mit jedem Tage gebrechlicher würden. Die Reicheren und Wilderen, die zugleich die Furchtsamsten und Kleinmüthigsten waren, riethen dagegen, das kürzeste Mittel zu ihrer Rettung zu ergreifen, und den Admiral über Bord zu werfen. Verantwortung könne ihnen dies um so weniger zuziehen, da eine gemeinschaftliche Aussage, daß er durch eigene Unvorsichtigkeit in See gestürzt sei, von Niemanden widerlegt werden könne. Colombo's aufmerksamen Blicken konnte nicht entgehen, was sich, zwar noch im Stillen, aber doch erkennbar genug, um ihn her ereignete. Ein mürrisches, verdrossenes, widersetzliches Wesen kündigte es ihm eben so deutlich an, als Worte; auch fehlte es nicht an einzelnen Aeußerungen und Ausbrüchen des Trotzes und Unmuths, die ihn auf die Gefahr, worin er schwebte, kräftig genug hinwiesen. Noch hielt die Aufrührer ein ihnen selbst unerklärbares Etwas zurück, ihre Entwürfe zur Ausführung zu bringen, und Colombo erkannte, wie wichtig und nöthig es sei, sie mit diesen unsichtbaren und geheimen Banden gefesselt zu haben. Er allein stand in der Mitte einer Schaar Verzweifelnder, und hatte zu seiner Vertheidigung und zur Behauptung seines Uebergewichts gegen sie nichts, als die Kraft seines Geistes, und seine Kunst, die Leidenschaften zu regieren. Diese entwickelte er nun auch bei dieser Gelegenheit in einem Grade, in welchem sie sich wohl nur selten noch in dem weiten Felde der Geschichte darstellen möchte. Mit einer wahren Zauberkraft gab er hier neue Hoffnungen, reizte er dort den Eigennutz, belebte er da wieder den Stolz, und dort die Furchten und den Ehrgeiz. Zu denen, die ihn noch anhörten, sprach er von unsterblichem Ruhme, unermeßlichen Schätzen und glänzenden Ehrenstellen. Gegen die, so ihm Trotz oder Widersetzlichkeit zeigten, nahm er die Würde und das imponirende Wesen an, welches ihm eben so natürlich war, als Güte und Vertraulichkeit, und welches er mit einem nie fehlenden Erfolge auf die geschickteste Weise, gerade zur rechten Zeit und bei den rechten Personen anzuwenden wußte. Auf diese Weise gelang es ihm, indem er sich das Ansehen gab, daß er die allgemeine Verstimmung

Ahnung habe, nicht nur den Ausbruch derselben von Tage zu Tage zu verhindern, sondern auch einen gewissen Grad der Ruhe und des Muths, so wie eine ziemlich allgemeine Folgsamkeit wieder herzustellen. Um diese Zeit ließen sich aufs neue Schwärme von Vögeln sehen. Der Flug dieser Vögel hatte jetzt die Richtung gegen Südwest; daher richtete auch der Admiral, der bisher gerade gegen Westen gesteuert war, von jetzt an ebenfalls dorthin seinen Lauf. Die Vögel verschwanden, und wieder vergingen mehrere Tage des ängstlichen Harrens und des Wechsels zwischen Hoffnung und Furcht. Plötzlich erhob sich die letztere wieder heftig und allgemein, und ging auch eben so schnell in grenzenlose Angst und in die furchtbarste Verzweiflung über. Der Geist des Aufruhrs, der bisher mühsam zurückgehalten war, brach nun unaufhaltsam hervor. Die Kapitaine und übrigen Offiziere, die bisher noch fest an dem Admiral gehalten hatten, traten nun auf die Seite des Schiffsvolks und an die Spitze der Empörung. Alles versammelte sich, in Unordnung und Getümmel, auf dem Verdecke, und forderte mit dem größten Ungestüm, unter Drohungen und Verwünschungen, die augenblickliche Rückkehr nach Spanien. Die Wuth der Verzweiflung hatte jetzt den höchsten Grad erreicht; alles um den Admiral her drohte ihm, mit Verlust aller seiner Aussichten, mit Verlust seines Ruhms, seines Lebens. Sich die Rückkehr abtrotzen zu lassen, schien ihm jetzt kränkender, als zu irgend einer Zeit vorher. Er hatte im Stillen einige Beobachtungen gemacht, die für ihn die Annäherung an ein Land außer Zweifel setzten. In dieser Lage, die den Beherztesten erschüttern mochte, verlor Columbo gleichwohl nicht einen Augenblick Muth und Besonnenheit. Anfangs versuchte er auch jetzt noch, durch die bisher angewandten Mittel die Gemüther zu beruhigen. Da er aber erkannte, daß dies jetzt vergebens sei, so bat er auf das dringendste, ihm nur noch drei Tage zu folgen; nach Verlauf welcher er dann, wenn man indessen noch kein Land gefunden haben sollte, sie bereitwillig nach Europa zurückführen wolle. Diesem Vorschlage traten sogleich die Offiziere bei, und durch ihre Mitwirkung nach und nach auch die übrigen Seeleute, und die Ruhe wurde allgemein und völlig wieder hergestellt. Voll festgegründeten Vertrauens überließ sich nun der Admiral der Aussicht auf die nahe und höhere Erreichung seines Ziels. Schon seit einigen Tagen hatte er mit dem Seekraut [illegible] gefunden, und

Landes hatte dem Admiral fast Gewißheit gegeben, daß sie nicht fern vom Lande sein könnten. Von dem Tage an, wo jene Scene vorfiel, fanden sich auch mehrere Anzeichen, die ihm nicht minder untrüglich zu sein schienen. — Die Züge der Vögel vervielfältigten sich, und enthielten jetzt solche Vögel, die man für Landbewohner, und unfähig weit über Meer zu fliegen, erkannte. Man fing ein Rohr auf, das erst vor kurzem abgeschnitten sein konnte; ferner einen Baumast mit ganz frischen rothen Beeren, und ein künstlich geschnitztes Stück Holz. — Außer diesem machte man am Himmel und in der Luft noch einige Beobachtungen, die allen erfahrnen Seemännern für Vorboten der Annäherung an Land galten. — So wurde die Hoffnung des Admirals zur Erwartung und diese (am Abend des 11ten Oktobers) so sehr zur Gewißheit, daß er den Befehl ertheilte, beizuliegen, und auf das genaueste Wache zu halten, weil man unfehlbar noch in dieser Nacht Land erreichen werde. Zugleich ließ er bekannt machen: daß derjenige, der zuerst Land entdecken würde, nicht allein die von der Königin versprochene Pension von zehntausend Maravedis,*) sondern auch noch von ihm einen prächtigen Sammetrock erhalten solle. Dieser Befehl setzte die ganze Mannschaft in die größeste Spannung. Auf allen drei Schiffen blieb Jedermann auf dem Verdecke, mit unverwandten Augen nach der Gegend hinblickend, wo man die erste Entdeckung des Landes erwarten konnte. — Ungefähr um zehn Uhr des Abends erblickte der Admiral, der auf dem Vordertheile seines Schiffes seine Beobachtungen fortgesetzt hatte, in der Ferne ein Licht, und zeigte es einem jungen Edelmanne von dem Hofstaate der Königin, der es ebenfalls deutlich erkannte. Beide riefen den Kontrolleur des Geschwaders, der, wie sie, bemerkte, daß es sich hin und her zu bewegen schien. Einige Zeit darauf zeigte ihnen der Admiral das Land selbst, welches sie nun ebenfalls bestimmt wahrnahmen. Man behielt indessen die gemachte Entdeckung noch für sich, um die Annäherung des Tages, und von diesem die völlige Ueberzeugung zu erwarten. —

Auf einmal aber ertönte vom Mastenbaum von der, auch jetzt voran segelnden, Pinta her, der freudige Zuruf: Licht! Licht! Land! Land! Ein Matrose in dem Mastkorbe hatte es nun hier auch entdeckt, und glaubte

*) Maravedis. (Münze.)

der erste zu sein. Der Admiral aber legte zu viel Werth auf die Ehre der ersten Entdeckung, als daß er sie hätte einem andern überlassen wollen. Auf das Zeugniß der vorhin benannten Personen wurde sie ihm auch, so wie die als Prämie ausgesetzte Pension, zuerkannt, die er bis an sein Ende bezogen hat. Bei den bisher so oft erregten und so oft getäuschten Erwartungen, kann es nicht befremden, wenn das Schiffsvolk jetzt, selbst gegen den Augenschein mißtrauisch, sich dieser fröhlichen Verkündigung keineswegs sogleich allgemein und mit völligem Glauben hingab. Die Nacht hindurch blieben die meisten noch in einem höchst ängstlichen Zustande, zwischen Zweifel und Glauben, woraus sie jedoch der erste Schimmer der Morgendämmerung befreite. Ungefähr zwei Seemeilen breit westwärts erkannte man jetzt deutlich ein grünes, flaches, mit Holz bewachsenes und mit Bächen bewässertes, anmuthiges Gestade; allem Anscheine nach die Küste einer nicht unbevölkerten Insel. Jetzt stimmte das Schiffsvolk auf der Pinta das Te Deum an. Die Mannschaft der beiden übrigen Schiffe stimmte sogleich mit ein, und mit ergreifendem Einklange schallte der rauhe, kräftige Gesang zu den Wolken empor. — Eine nie gefühlte Rührung ergriff auch die wildesten Gemüther. Auf dem Admiralschiffe stürzten Offiziere und Mannschaft zu Columbo's Füßen nieder, erflehten seine Verzeihung für ihren Unglauben und ihr aufrührerisches Betragen, und bezeigten ihm ihre Huldigung und Verehrung, als einem übermenschlichen Wesen. Alle begrüßten ihn: Admiral und Vicekönig, und erkannten eine Autorität an, die ihm nur unmittelbar vom Himmel sukzedirte. Sobald die Sonne aufgegangen war, traf man Anstalt zur Landung. Zu freudigem Gedränge hielten nun die Boote, und ruderte mit fliegenden Fahnen und kriegerischer Musik der Küste zu. Die nie gehörten Töne und der neue sonderbare Anblick lockte die Eingebornen in zahlreichen Schaaren an das Ufer, und machte sie zu staunenden Zeugen des merkwürdigsten und für sie höchst interessanten Schauspiels. — In prächtiger Kleidung, mit den Insignien seiner Würde geziert, dem Schwerdte in der einen, und der königlichen Standarte in der andern Hand, setzte der Admiral in dieser neuen Welt zuerst den Fuß ans Land. Ihm folgten die Führer der beiden andern Schiffe; dann die übrige Mannschaft. Alle knieten nieder, um dies so lang ersehnte Land mit einem Kusse zu begrüßen, und der Gottheit für ihre Rettung zu danken. Dann erhoben sie sich, und Columbo nahm, mit den da-

mals gewöhnlichen Feierlichkeiten, im Namen der Königin von Kastilien, Besitz von diesem Lande, als Urkunde dessen das kastilische Wappen an einem am Ufer errichteten Kreuze aufgehangen wurde. Colombo gab diesem Lande — welches man nun bestimmt für eine Insel erkannte — und das von den Indianern Guanahani genannt wurde, den Namen Salvador. Nachdem er die Beschaffenheit dieser Insel erforscht hatte, setzte er seine Reise nach Süden hin fort; weil die Einwohner, auf Befragen, angedeutet hatten, das Gold, wovon sie einige Zierrathen an sich trugen, und wonach die Spanier so begierig waren, werde in dorthin gelegenen Ländern in weit größerer Masse, als bei ihnen, angetroffen. Auf dieser Reise entdeckte er, nebst mehrern kleinern, die Insel Kuba und Hispaniola. — Seine Freude über diese neuen und wichtigen Entdeckungen wurde indessen durch das Scheitern eines seiner Schiffe sehr verbittert. Der Admiral entschloß sich daher, einen Theil der Mannschaft zurück zu lassen, und so die Anlage einer Kolonie zu begründen. Da eingezogenen Erkundigungen zufolge hier in der Nähe sehr ergiebige Goldbergwerke sein sollten, und der hier herrschende Kazike sie nachzuweisen versprochen hatte; so fanden sich leicht dreißig Freiwillige für die anzulegende Kolonie. Die Einwohner machten keine Einwendungen dagegen, und man wandte nun die Trümmer des verunglückten Schiffs an, um eine Art von Fort davon zu erbauen. Der Admiral empfahl darauf den Kolonisten auf das dringendste ein vernünftiges und friedliches Betragen, versprach baldige Rückkehr, und trat (am 4ten Januar 1493) seine Rückfahrt nach Spanien an. — Beide Schiffe setzten mit einander ihre Reise fort; anfangs noch an den Küsten der neu entdeckten Insel, dann aber (vom 16ten Januar an) nach Europa. — Der größte Theil des Weges wurde ruhig und sicher zurückgelegt. Plötzlich aber erhob sich (am 14ten Februar) ein schrecklicher Sturm, der Schiffe und Mannschaft mit dem unvermeidlichsten Untergange bedrohte. Mit großer Besonnenheit und unerschütterlichem Muthe wandte der Admiral alles an, was ihm Kenntniß, Erfahrung und Entschlossenheit an die Hand gaben, um das mit jedem Windstoße schrecklicher drohende Verderben abzuwenden. Allein die steigende Wuth des Sturms, die in eben dem Verhältnisse zunehmende Muthlosigkeit seiner Gefährten, und die Gebrechlichkeit seiner Fahrzeuge, schienen mit jedem Augenblicke die schaudervolle Ueberzeu-

dieſer verzweiflungsvollen Lage ergriff den Admiral mit einer gewaltſamen Erſchütterung der Gedanke, daß ſeine großen und hoffnungsvollen Entdeckungen zugleich mit ihm und ſeinen Gefährten ein Raub der Wellen ſein würden. Alles hierüber vergeſſend, überließ er die Schiffe der Gefahr, die er doch nicht weiter zu bekämpfen vermochte, und zog ſich, ganz im Stillen, in ſeine Kajüte zurück. — Mitten unter dem ſchrecklichen Toben des Sturms und Schwanken und Krachen des Schiffs, in der alleraugenblicklichſten Erwartung des Untergangs, ſetzte er auf einem Stücke Pergament eine kurze, aber vollſtändige Nachricht von ſeiner Reiſe und ſeinen Entdeckungen an Ländern und Produkten der Länder, und der dort von ihm begründeten Kolonie auf. Dieſe Rolle hüllte er in ein mit Oel getränktes Tuch, umgab ſie mit einem Wachskuchen, und legte ſie in eine Tonne, die er ſorgfältig verſchloß und dann in das Meer warf; in der Hoffnung, daß ein günſtiges Geſchick ſie an die Küſte irgend eines europäiſchen Staats antreiben laſſen, und ſo die Frucht ſeiner Anſtrengungen und Aufopferungen erhalten werde. Kaum hatte er dies Geſchäft vollendet, ſo minderte ſich der Sturm, und Luft und Meer wurden nach und nach völlig ruhig. Das freudige Gefühl der Rettung wurde noch an demſelben Abend durch den Anblick eines Landes erhöht. Bald erkannte man die portugieſiſche Inſel St. Maria (eine der Azoren), wo gelandet, und nach einigem Widerſtreben des Gouverneurs friſches Waſſer und Lebensmittel eingenommen wurden. Endlich lief er in den Hafen von Palos ein. Die Nachricht von ſeiner Ankunft erregte ein allgemeines freudiges Aufſehen. Alle Einwohner von Palos eilten an den Hafen, um ihn landen zu ſehen. Bei ſeinem Einzuge in die Stadt läutete man die Glocken, feuerte das Geſchütz ab, ſchloß die Kramläden, und beobachtete überhaupt alle die Ceremonien, die bei dem Einzuge des Königs oder der Königin gewöhnlich waren. — — So wie ſein letzter Gang mit ſeinen Gefährten vor ſeiner Abfahrt in die Kirche geweſen war, ſo ging er auch jetzt, nach ſeiner Ankunft, in feierlicher Prozeſſion wieder zuerſt dahin. Sein nächſtes Geſchäft war dann, dem Könige und der Königin von ſeiner Ankunft Nachricht zu geben. Auf die ehrenvollſte Weiſe wurde er, zur nähern Berichtserſtattung, an den Hof geladen, der damals zu Barcellona reſidirte. Seine Reiſe dahin war ein beſtändiger Triumphzug, und ſein Empfang ſo auszeichnend, wie er nur

höchst prächtigen Einzuge in Barcellona getroffen. Dem Entdecker der neuen Welt voran gingen die Beweise der Wahrheit und des Werths seiner Verheißungen und gemachten Entdeckungen. — Zuerst kamen die Menschen, dann die goldnen Gefäße, Goldstücke und Goldkörner, und hinter diesen die übrigen Producte der neuen Welt. Wie sehr man alles dies auch anstaunte, so war und blieb doch Colombo selbst der Hauptgegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und Bewunderung. — Der König und die Königin empfingen ihn auf dem Throne in ihrem königlichen Schmucke. Bei seiner Annäherung erhoben sie sich, und reichten dem Admiral die Hände zum Kuß, der knieend diese Gunstbezeugung empfing. Die Königin hob ihn huldvoll auf, hieß ihn sich auf einen Stuhl, in der Nähe des Throns, niederlassen, und seine Erzählung beginnen. — So einfach und von jeder Verschönerung entkleidet diese auch war, so machte sie doch eine eben so allgemeine, als tiefe und ergreifende Wirkung. Sie befriedigte nicht nur alle Zuhörer, sondern riß sie auch zum Erstaunen und zur Bewunderung hin. Nachdem er geendet hatte, fielen König und Königin auf ihre Knie nieder, und dankten Gott auf die feierlichste Weise für diese neue Beglückung ihrer Regierung. Dann entledigte man sich der zweiten Pflicht, der Dankbarkeit gegen den Entdecker. Colombo wurde mit seiner ganzen Familie unter den hohen spanischen Adel aufgenommen, und der mit ihm geschlossene Vertrag auf das feierlichste bestätigt. Keine Ehrenbezeigung schien man über seine Person und sein Verdienst zu achten. Alle Großen des Hofes demüthigten sich vor ihm, wie vor dem Könige und der Königin selbst. Der König erschien nie öffentlich, ohne seinen Sohn zu seiner Rechten, und den Admiral zu seiner Linken zu haben. Wenn Colombo dagegen nicht gleichgültig war, so erfreuten ihn doch weit mehr, als alle die eitlen Ehrenbezeigungen, die ernstlichen Anstalten, die man traf, um ihn durch die Ausrüstung einer beträchtlichen Flotte in den Stand zu setzen, seine Entdeckungen weiter zu verfolgen, und besonders die Goldgruben aufzusuchen und in Besitz zu nehmen. — Kaum war diese Rüstung vollendet, so konnte Colombo auch durch nichts mehr zurückgehalten werden. Gegen die vorige war die diesmalige Rüstung allerdings beträchtlich. Seine Flotte bestand aus siebzehn Fahrzeugen, auf denen sich funfzehnhundert Mann befanden. Da man hauptsächlich mit auf die Anlegung und dauernde Begründung einer Kolonie auf hispaniola bedacht [illegible]

für dieſen Zweck erforderlich ſein konnte. Am 25. Sept. 1493 verließ der Admiral die Bai von Kadix, in welcher dies Mal ſeine Rüſtung vollzogen war. Er ſteuerte gleich anfangs etwas weiter ſüdwärts, als auf ſeiner erſten Reiſe, und erreichte nach einer zwanzigtägigen Fahrt, ohne ein erhebliches Hinderniß oder einen Unfall, eine von den Karaibiſchen Inſeln, die man auch unter der Bezeichnung, der Inſeln unter dem Winde, kennt. — Nachdem er mehrere dieſer Inſeln beſucht hatte, richtete er ſeine Fahrt nach Nordweſt, und langte (am 22. November) wieder auf Hiſpaniola, dem nächſten eigentlichen Ziele ſeiner diesmaligen Reiſe, an. Hier hatte er den Kummer, ſeine erſte kleine Kolonie vernichtet, und ſeine zurückgelaſſenen Gefährten als ein Opfer ihrer eigenen Unklugheit und Rohheit ermordet zu finden. — Anſtatt jedoch den rachſüchtigen Aufforderungen der meiſten ſeiner jetzigen Begleiter zu folgen, und mit den Eingebornen einen Krieg anzufangen, bemühete er ſich vielmehr, durch Mäßigung, Weisheit und Milde ihr Vertrauen wieder zu gewinnen und zu befeſtigen. Auch hatte er die Genugthuung, ſeine Bemühungen durch den beſten Erfolg gekrönt zu ſehen. Zugleich ergriff er ohne Verzug die nöthigen Maßregeln, um eine zweite größere Kolonie einzurichten, und ihr eine dauernde Exiſtenz zu ſichern. Die Wirkung dieſes Bemühens war: eine befeſtigte Stadt, der er, der Königin von Kaſtilien zu Ehren, den Namen Iſabella beilegte. In dieſer Zeit hatte ſich bereits ein Geiſt der Unzufriedenheit unter einem großen Theile der neuen Koloniſten verbreitet und Colombo manche Beſorgniſſe und Verdrießlichkeiten erregt. Die meiſten hatten die alte Welt verlaſſen, um in der neuen ohne Arbeit und Mühe große Schätze zu finden, und — fanden nun weit beſchwerlichere Mühe und Arbeit, als ſie in der alten zu ertragen gewohnt waren. Die Schätze ſollten erſt größtentheils noch, durch Gefahren und Anſtrengungen, entdeckt, oder durch anhaltende Arbeit der Erde abgewonnen werden. Nach gemeiner Menſchen Weiſe bürdeten ſie Colombo die Schuld der Täuſchung auf, die ihre eigene Trägheit, Unwiſſenheit und Habſucht ihnen verurſacht hatte. Es entſtanden Meutereien, die der Admiral nur durch Anwendung ſeiner ganzen Klugheit und Autorität unterdrücken konnte, die ihn aber doch nicht abhielten, nachdem er hier ſein Geſchäft vollendet hatte, ſeine Entdeckungsreiſe weiter fortzuſetzen. Bei ſeiner Abreiſe übertrug er [illegible] Regierung der neuen Ko-

bella ernannte. Fünf Monate lang dauerte diese Reise, auf der er mit jeder Art von Mühseligkeiten zu kämpfen hatte, ohne eine wichtigere Entdeckung, als die der Insel Jamaica, zu machen. Nach unabläſſiger Anſtrengung und mannichfaltigen Gefahren, hatte er am Ende auch noch mit Mangel und Hungersnoth zu kämpfen. Nie entwickelten ſich ſeine vielfachen Talente, zeigte ſich ſein Muth, ſeine Geiſtesgegenwart und ſeine Beharrlichkeit mehr, als auf dieſer Reiſe. Keine aber war auch ſo erſchöpfend für ihn, als dieſe. Durch ſeine unabläſſige Anſtrengung und Aufmerkſamkeit rettete er ſeine Gefährten, Schiffe und Entdeckungen; er wäre aber am Ende auch beinahe ein Opfer für dieſe Rettung geworden. Von einer heftigen Nervenkrankheit ergriffen, kam er nach Iſabella auf Hiſpaniola zurück, und fand hier ſeine erſte und gewiß ſehr wirkſame Erquickung in dem Anblicke und Wiedererkennen ſeines Bruders Bartholomäo. Dreizehn Jahre lang waren beide vorher ſo eng vereinte Brüder von einander getrennt geweſen, ohne auch nur einmal Nachricht von einander zu erhalten. Leicht war dies in Zeiten möglich, wo man die ſichern und glücklichen Kommunikations-Mittel, die Zeitungen und Poſten, noch nicht kannte. Bartholomäo's Bemühungen in England waren fruchtlos geblieben, und er hatte ſich darauf nach Frankreich begeben, in der Hoffnung, dort glücklicher zu ſeyn. In Paris erhielt er die frohe Nachricht von der glücklich beendeten erſten Entdeckungsreiſe ſeines Bruders. Er eilte nach Spanien, um die ferneren Unternehmungen mit ihm zu theilen. Bei ſeiner Ankunft fand er den Admiral ſchon wieder abgereiſt, erhielt aber von der Königin den Auftrag, einige Schiffe mit Lebensmitteln und andern Bedürfniſſen nach Hiſpaniola zu führen, wo er gerade zur rechten Zeit ankam, um die Kolonie von Hungersnoth und Verderben zu erretten. — Indeß waren die zahlreichen Neider und Feinde Colombo's in Spanien nicht unthätig geblieben. Ihre verläumderiſchen Anklagen fanden um ſo leichter Eingang und Unterſtützung, da die ſchnelle und hohe Erhebung des Admirals, und die faſt königlichen Ehrenbezeigungen, die er bei ſeiner Rückkehr erhielt, die Eiferſucht der Großen auf's höchſte gereizt hatte. Colombo fühlte ſich durch die Ankunft eines königlichen Commiſſairs, der jene Anklagen an Ort und Stelle unterſuchen ſollte, weit mehr gekränkt, als durch das Betragen des Commiſſairs gegen ihn. Er fand es unter ſeiner Würde, während ſeiner Gegenwart in ſeinem Vicekönigre[illegible] zu bleiben. Augenblicklich erkannte er die Noth-

wendigkeit, nicht nur seinen Feinden entgegen zu arbeiten und sie zu beschämen, sondern auch neue Unterstützungen für seine bereits gemachten Anlagen und fernern Entdeckungsplane auszuwirken. Er entschloß sich daher, selbst nach Spanien zu reisen, ernannte seinen Bruder Bartholomäo zu seinem Statthalter, und einen gewissen Franz Roldan zum Oberrichter, und ging am 20. März 1496 mit zweihundert und fünf und zwanzig seiner europäischen Seeleute, und dreißig seiner indianischen Unterthanen, nach Spanien unter Segel. — Auch auf dieser Reise hatte er wieder mit mannichfaltigen Mühseligkeiten und Gefahren, und zuletzt auch sogar noch mit Hungersnoth zu kämpfen. Es bedurfte seiner ganzen Autorität und Gewalt über die Gemüther, um seine verzweifelnden Gefährten abzuhalten, daß sie nicht, wie einige vorschlugen, die mitgenommenen Indianer schlachteten und verzehrten, oder, nach dem Rathe anderer, über Bord warfen, um einige Theilnehmer an ihrem ohnehin fast völlig aufgezehrten Vorrathe weniger zu haben. Er hatte ihnen die Versicherung gegeben, daß sie in kurzem Land erblicken würden; und schon am folgenden Morgen wurde diese Zusage bewährt, und seine Humanität und Standhaftigkeit belohnt. Es war die spanische Küste, die sie nun auch, ohne alles Hinderniß, erreichten. Gleich am folgenden Tage machte sich der Admiral auf die Reise nach Burgos, wo sich der Hof damals aufhielt. Seine Erscheinung vereitelte alle Unternehmungen seiner Neider und Verläumder. Das Gold, die Perlen und die übrigen kostbaren Produkte, die er überreichte, schienen weiter keine Rechtfertigung nöthig zu machen, und zwangen Ferdinand und Isabellen ein Gefühl der Beschämung ab, was sie hinter dem ehrendsten und vertrauensvollsten Betragen vor dem Admiral zu verbergen suchten. Von den Beschwerden gegen ihn war gar nicht die Rede. Mit Vergnügen hörte man die glänzenden Verheißungen Colombo's, die er auf diese, allerdings schon achtungswerthen Leistungen gründete. Seine Forderungen wurden sehr geneigt angehört, und Befehle ertheilt, sie mit möglichster Geschwindigkeit zu befriedigen. Hier aber war es, wo ihm seine Gegner, die durch das Mißglücken ihrer Pläne nur noch mehr erbittert waren, entgegen zu arbeiten suchten, und sich wenigstens die kleinliche Genugthuung verschafften, ihm, durch Verzögerung und Erschwerung dieser neuen Rüstung, Verdruß zu machen. — Colombo's Ausdauer aber erwarb ihm, wenn gleich spät, den S[illegible] Um [illegible] die Herbeischaffung der für die [illegible]

lonie nöthigen Arbeiter zu heben, hatte er den unglücklichen Vorschlag gethan, die Missethäter aus den Gefängnissen dazu herzugeben. — Am 4ten Julius 1498 sah er sich endlich im Stande, seine dritte Entdeckungsreise antreten zu können. Sein kleines Geschwader bestand aus sechs Fahrzeugen, die zu einer langen und gefährlichen Fahrt sehr unfähig waren. — Gleichwohl hatte er dies Mal viel bestimmtere und viel weiterhinausgehende Pläne. Von den Kanarischen Inseln aus sandte er drei seiner Schiffe mit den neuen Kolonisten und Lebensbedürfnissen nach Hispaniola. Mit den übrigen setzte er seine Reise, zu neuen Entdeckungen, dies Mal viel weiter südlich, als auf seinen frühern Reisen fort. — Auf dieser Reise entdeckte er nicht nur noch mehrere Inseln, und unter diesen die Insel Trinidad, sondern auch das feste Land von Amerika. Auch erforschte er die Küstenländer, besonders die Landschaften, die wir nun unter den von ihm erhaltenen Benennungen, Paria und Kumana, kennen, mit vieler Sorgfalt. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß dies nicht, wie er anfangs glaubte, eine Insel, sondern wirklich das feste Land sei, richtete er, durch den Zustand seiner Schiffe, die Abnahme der Lebensmittel, die abermalige völlige Zerrüttung seiner Gesundheit und die Ermüdung seiner Gefährten genöthigt, seinen Lauf nach Hispaniola, und langte hier (am 30sten August) wieder glücklich an. — Indeß waren mehrere der unzufriedensten Kolonisten selbst nach Spanien gekommen, und bestürmten den Hof mit Klagen über den Despotismus des Vicekönigs, und mit Bitten um Entschädigung für den erlittenen Verlust. Alle Feinde und Neider des Admirals geriethen in Thätigkeit, und der mächtigste unter ihnen, der Bischof von Burgos, war auch der thätigste. König Ferdinand zeigte für alle Klagen und Anschwärzungen ein geneigtes Gehör, und ermangelte nicht, jede Gelegenheit zu benutzen, auch Isabellen das Gift seines Argwohns und seiner Eifersucht gegen den Admiral einzuflößen. Eine Zeitlang widerstand die Königin, endlich aber, von allen Seiten bestürmt, wankte auch ihr Vertrauen und ihre Schätzung des Admirals. Sie gab den übereinstimmenden Vorschlägen und Zudringen ihres Gemahls und des Bischofs von Burgos nach, abermals eine Commission nach Hispaniola zu schicken, um das Betragen Colombo's untersuchen zu lassen. Eben hatte Colombo mit der äußersten Anstrengung die Ordnung und Ruhe in der Kolonie hergestellt, als der königliche Commissair Bovadilla erschien, und gewaltsam Colombo's ganzes

Vermögen in Beschlag nahm. — Darauf sandte er ihm die Abschrift eines königlichen Befehls, des Inhalts: „der Ueberbringer dieses, Francesco de Bovadilla, habe den Auftrag erhalten, von Seiten des Königs und der Königin ihm einiges zu eröffnen; er habe daher ihm völlig Glauben beizumessen und Folge zu leisten.“ Zugleich forderte er ihn vor seinen Richterstuhl, um von seiner Administration Rede und Antwort zu geben. So überrascht und tief gekränkt Colombo auch durch dies Verfahren werden mußte, und so leicht er immer noch würde Mittel gefunden haben, sich den ihm zugedachten Mißhandlungen zu entziehen: so war er doch weit davon entfernt, dazu auch nur einen Versuch zu machen. Ohne sich irgend einen Ausdruck der Kränkung und des Mißvergnügens zu erlauben, unterwarf er sich dem königlichen Befehle, und folgte, auf seine gerechte Sache sich verlassend, der Vorladung unverzüglich. Kaum aber hatte er sich in dem Gerichtshofe eingefunden, als er auf Befehl Bovadilla's verhaftet, in Ketten gelegt, und auf ein Schiff geschleppt wurde. Ein gleiches Schicksal hatten seine Brüder. Um sie ihr Schicksal desto härter empfinden zu lassen, wurde ein jeder, dem ausdrücklichen Befehle Bovadilla's zufolge, auf ein besonderes Schiff gebracht; überhaupt recht geflissentlich alles angewandt, um Kränkung auf Kränkung zu häufen, und den, wie man glaubte, gewissen Sturz des Admirals ihn recht schmerzhaft empfinden zu lassen. — Um ihm alle Mittel, sich wieder zu heben, zu entziehen, hatte Bovadilla die erbittertsten Feinde desselben verhört, ihre Aussagen zu Protokoll genommen, und sie mit ihm zugleich nach Spanien gesandt. Dem Kommandeur dieser Schiffe war der gemessene Befehl gegeben, sobald er in Spanien angelangt sein würde, alle drei Brüder, so wie die beigehenden Prozeßakten, dem Bischofe Fonseca — und Niemand anders — zu überliefern. — Wer mag die Empfindungen schildern, die jetzt das Gemüth Colombo's durchdrangen! Doch auch jetzt zeigte er die Kraft und Größe seines Charakters in einem seltenen Grade, und unstreitig wohl entscheidender, als in irgend einer Lage seines vorherigen Lebens. In stiller Hoheit ertrug er auch die empfindlichste aller Kränkungen, den Undank und Hohn mancher, denen er Wohlthaten erwiesen, oder Uebelthaten verziehen hatte. Mit eben der ruhigen Erhabenheit nahm er den Beweis der Anerkennung und Verehrung seiner Verdienste auf, den ihm der Befehlshaber der Flottille, gleich nach der Abfahrt, gab; den einigen, [illegible] zur Erquickung, unter diesen

mannichfaltigen Mißhandlungen, gereichte. Alfonso de Vallejo, der das Schiff führte, auf welchem der Admiral jetzt als gefesselter Missethäter, gefangen gehalten wurde, nahte sich ihm, mit Aeußerungen der aufrichtigsten und wahrsten Ehrerbietung, so bald man die Insel aus dem Gesichte verloren hatte, und erklärte sich bereit, ihm die Fesseln abzunehmen. Allein Colombo verweigerte dies fest und standhaft mit der Aeußerung: er trage diese Fesseln auf Befehl seines Herrn, der ihn hier, wie überall, gehorsam finden solle. Nur der könne ihm die Freiheit geben, auf dessen Befehl sie ihm genommen sei. Keine seiner Seereisen war übrigens so glücklich gewesen und so schnell beendet worden, als diese. Am 23. Nov. 1500 lief das Schiff in den Hafen von Kadix ein. Noch an demselben Tage schrieb Colombo an den König und die Königin einen Brief, worin er ihnen in einem ruhigen und gefaßten Tone seine Ankunft und die Behandlung anzeigte, die er von Bovadilla erfahren hatte. Mit diesem Briefe eilte sodann sein treuer Pilot, Andreas Martin, nach Granada, wo sich der Hof damals aufhielt. Der Inhalt desselben erregte, besonders bei der Königin, Beschämung und Theilnahme. Man antwortete ihm in den gnädigsten Ausdrücken; versicherte, daß er in kurzem wieder in seine Würden und Ehrenstellen hergestellt werden solle, und lud ihn ein, an den Hof zu kommen; indem man ihm zugleich eine Summe Geldes, zu seiner Equipirung und Bestreitung der Reisekosten, übermachte. Mit diesem Antwortschreiben kam der Befehl an, ihn unverzüglich in völlige Freiheit zu setzen, und ihm alle Achtung und Unterstützung zu gewähren. Colombo erschien am Hofe, und wurde mit der gewohnten Auszeichnung in einer feierlichen Audienz empfangen. Als er sich dem König und der Königin näherte, sank er auf seine Kniee, und blieb, im gewaltsamen innern Kampfe der Gefühle, eine Zeit lang schweigend so liegen. — Dann erhob er sich, in der ihm eigenen einfachen Würde, und begann in einer langen Rede seine Rechtfertigung. Die Ruhe und Würde, mit der er sie vortrug, und der sanfte, edle Ausdruck seiner tiefen Kränkung, der, ihm selbst unbewußt, in dieselbe überging, gab ihm eine so große Gewalt der Ueberzeugung und Rührung, daß Isabelle davon hingerissen, und selbst Ferdinand bewogen wurde, seiner Abneigung gegen ihn Gewalt anzuthun, und in die, freilich aufrichtigern und herzlichern Aeußerungen des Bedauerns und der Theilnahme seiner Gemahlin, mit einzustimmen. Er wandte sogar nichts gegen die sogleich beschlossene

Abſetzung Bovadilla's ein, welches die erſte Genugthuung ſein ſollte, die dem Admiral auf das vollkommenſte, im Allgemeinen zugeſagt wurde. Indeſſen ſprach man von neuen und groſſen Rüſtungen für Colombo, um ihn in den Stand zu ſetzen, ſein Entdeckungsgeſchäft zu vollenden, und ſein Vicekönigthum zu erweitern. Da dieſe Zeit erforderten, Bovadilla aber abgeſetzt war, und ſeinen von Colombo ſtark gerügten Mißbräuchen und Unordnungen abgeholfen werden mußte, ſo wurde einſtweilen ein anderer Statthalter nach Hiſpaniola abgeſandt. Colombo entging die geheime Machination nicht, durch welche dies bewirkt wurde; auch vermochte er das aufs neue erregte Gefühl der tiefſten Kränkung jetzt nicht völlig zu unterdrücken. Er erlaubte ſich laute Aeußerungen ſeines Unmuths. Wohin er ging, nahm er die Ketten, die ihm von Bovadilla angelegt waren, mit ſich, und ließ ſie beſtändig in ſeinem Zimmer aufhängen — ſo wie er auch kein Bedenken trug, zu erklären — als Denkmal und Zeugen des Undanks, den man ihm, als Lohn für ſeine Anſtrengung und Dienſte, gewährt hatte. Indeſſen ging der neue Statthalter nach Hiſpaniola ab. Einige andere Abenteurer, und unter dieſen Amerigo Veſpucci, ſegelten auf neue Entdeckungen aus, und dieſe Streifereien gaben Gelegenheit, daß Colombo in der Folge auch die Ehre der Entdeckung des feſten Landes entzogen wurde. Colombo ſah dieſem allen mit tiefer, ſtets zunehmender Bekümmerniß zu. Sein ſtarkes Gemüth wurde zwar nicht erſchüttert, aber doch angegriffen. Sein thätiger Geiſt und zunehmendes Alter mahnte ihn täglich dringender an das, was noch zu thun war; während ſein ungünſtiges Geſchick ihn hier an dem Hofe gefeſſelt hielt, und ihn ſeine Zeit ganz ungenützt verlieren ließ. Von Zeit zu Zeit erneuerte er ſeine gerechten Forderungen, nämlich Wiedereinſetzung in ſein Vicekönigthum und Erfüllung des Vertrags, der mit ihm förmlich abgeſchloſſen, und von ſeiner Seite genugthuend erfüllt war. Je mehr und kräftiger er aber darauf drang, deſto mehr beſtimmten ſich ſeine Feinde, und durch ihren Einfluß Ferdinand, ihm dieſe Gerechtigkeit nicht zu gewähren. Bei Ferdinand, der völlig unfähig war, reine Achtung für Jemand zu fühlen, bewirkte das, was bei beſſern Menſchen Achtung erzeugt, nur Furcht und Mißtrauen, und dieſe nahmen zu, je mehr er ſich genöthigt ſah, Gröſſe und Ueberlegenheit anzuerkennen. — Nach und nach gelang es ihm, ein ähnliches Gefühl auch bei der Königin zu erregen. Es fing an auch ihr einzuleuchten,

daß ein Mann, der so kühn und beharrlich forderte, so eisern auf seinem Recht bestand, und noch dazu jetzt vielfältig gereizt war, in dem Besitze einer unbedingten Macht, in fernen Welttheilen, es leicht wagen könne, sich unabhängig zu machen, und Spanien die Vortheile zu entziehen, deren Erringung man ihm so übel gelohnt hatte. So entstand aus dem beschämenden Bewußtsein, undankbar und ungerecht gehandelt zu haben, der Vorsatz, noch undankbarer und ungerechter zu handeln. Eine Folge davon war, daß Colombo fortwährend mit Versprechungen hingehalten, dann mit wachsender Kälte behandelt, und endlich — nach beinahe zweijährigem Bitten und Harren — genöthigt wurde, sich zu überzeugen, daß er sich vergebens so vielen Demüthigungen aussetze, weil man entschlossen sei, die ihm gegebenen Zusagungen und Verheißungen nie zu erfüllen. Jetzt erhob sich sein Geist schnell wieder über die Niedrigkeit der Hohen, die ihn zu Boden drücken wollten. Des Undanks nun völlig gewiß, faßte er den Entschluß, auf alle Vergeltung Verzicht zu thun, und sein Werk zu vollenden, weil er es begonnen hatte, und Europa und vorzugsweise Spanien unermeßliche Vortheile daraus erwachsen mußten. Noch immer hielt er das entdeckte feste Land für Asien. Die Wahrnehmungen einiger Reisenden hatten ihn überzeugt, daß jenseits dieses festen Landes ein Meer sei, worauf man Indien erreichen müsse. Er setzte sich vor, den Weg dahin zu suchen, und glaubte ihn durch die Meerenge Darien am leichtesten und sichersten zu finden. Diese Idee, die er schon längst gehegt hatte, fing jetzt an, ihn um so lebhafter zu beschäftigen, da um diese Zeit die Entdeckung des Weges um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Indien von den Portugiesen vollendet, und die erste reich beladene Flotte, unter Cabral, von dorther zurückgekommen war. Allen seinen Verdruß und seine Ansprüche vergessend, that er der Regierung den Vorschlag, ihn durch eine Rüstung zur Ausführung seiner Idee in den Stand zu setzen. Die Bewilligung dieses Gesuchs fand um so weniger Schwierigkeiten, da theils der überlästige Mahner dadurch entfernt wurde, theils die reiche portugiesische Flotte auch die Begierde nach einer Theilnahme an den Schätzen Indiens beträchtlich erhöht hatte. — Die Ausrüstung wurde also beschlossen und befohlen; aber freilich nur gerade so eingerichtet, daß dieser Zweck kümmerlich dadurch erreicht werden konnte. Mit aller Mühe vermochte er nicht mehr als vier kleine Fahrzeuge zu erhalten, deren größtes nicht über siebzig Tonnen hielt, und die

ſämmtlich mit etwa hundert und vierzig Seeleuten bemannt waren. So armſelig dieſe Ausrüſtung auch war, ſo ſcheute und ſchämte ſich doch Colombo, deſſen Gemüth weit über den Dünkel kleiner Seelen erhaben, und nur mit dem großen Gedanken ſeines Plans beſchäftigt war, nicht mit einer Flotte unter Segel zu gehn, die ſich Ferdinand und Iſabelle nicht ſcheuten und ſchämten, ihm — dem größten Admiral der damaligen Zeit und Welt! — für dieſen großen Zweck zu geben. Von ſeinem Bruder Bartholomäo und ſeinem Sohne Fernando begleitet, ſegelte er (am 2. Mai 1502) von Kadir aus, und kam (am 25. Juni) auf der Höhe von St. Domingo an. Hierher ſich zu wenden, dazu hatte ihn, wider ſeinen Willen, die ſchlechte Beſchaffenheit ſeiner Fahrzeuge genöthigt. Sie beſtimmte ihn auch bei dem Statthalter um die Erlaubniß nachzuſuchen, in den Hafen einzulaufen, theils um einen Sturm abzuwarten, den er aus den Vorzeichen als nahe erkannte, theils um ſein ſchlechteſtes Schiff wo möglich gegen ein beſſeres zu vertauſchen. Allein der jetzige Statthalter war nicht günſtiger gegen ihn geſinnt, als der vorige; fürchtete auch vielleicht, daß Colombo die Abſicht habe, ſich wieder in den Beſitz der Vicekönigswürde zu ſetzen, und hatte auch wahrſcheinlich geheime Befehle für dieſen Fall erhalten. Er verweigerte alſo das Geſuch des Admirals; achtete auch nicht auf die Warnung, die dieſer einer eben nach Europa abgehenden Flotte gab, den von ihm als nahe beobachteten Sturm erſt abzuwarten.

Colombo fand nichts deſto weniger Gelegenheit, während des in der folgenden Nacht eintretenden Orcans, ſein kleines Geſchwader zu bergen. Die nach Spanien unter Segel gegangene, aus achtzehn Schiffen beſtehende Flotte aber wurde, bis auf wenige Fahrzeuge, nebſt allen Perſonen und Gütern, ein Raub der Wellen. Hier büßten Bovadilla und viele andere der Feinde und Beleidiger Colombo's, für ihre Schändlichkeit mit dem Leben. Hier ſanken alle, unter Mißhandlung und Druck zuſammengeraubten und gepreßten Schätze, in den Abgrund des Meers. Von allen Schiffen wurden allein die gerettet, auf welchen ſich das Vermögen des Admirals befand, welches bisher ungerechter Weiſe auf St. Domingo in Beſchlag gehalten, jetzt aber, auf den Befehl der Königin freigegeben und ſeinem Beſitzer nach Spanien geſandt wurde; ein Umſtand, der nicht unbemerkt blieb, und von den Freunden des Admirals, als ein bewundernswürdiger Akt der Gerechtigkeit [illegible]

verkündigt und gepriesen wurde. Der Admiral setzte seine Reise, seinem Zwecke gemäß, nach dem Meerbusen von Darien fort, machte unter mannichfaltigen Mühseligkeiten noch manche Entdeckungen, suchte aber vergebens die Durchfahrt, die er hier vermuthet hatte. Dagegen würde er ohnfehlbar Mexiko entdeckt haben, wenn er sich nicht, durch einen Mißverstand, hätte verleiten lassen, seinen Lauf gegen Osten, anstatt gegen Westen, zu richten. Auf dieser Fahrt ergriff ihn, unter andern Unfällen, ein furchtbarer Orkan, der zwei seiner Fahrzeuge zerrieb. Ein ähnlicher ereilte ihn, als er mit den beiden übrigen sich nach Hispaniola zu retten suchte, zertrümmerte seine noch übrigen Schiffe, und gestattete ihm und seinen Gefährten kaum, sich auf Jamaica zu retten. Jetzt sah sich Columbo in eine Lage versetzt, die alles, was er vorher zur Prüfung seiner Standhaftigkeit und seines Muths erlebt hatte, weit übertraf. Aller Mittel zur Fortsetzung seiner Reise, ja auch nur zur Benachrichtigung des Statthalters auf Hispaniola, beraubt, sahen er mit seinen Gefährten hier einer ewigen Verbannung und einem jähen Verderben Preis gegeben zu sein. Dennoch war der Admiral weit entfernt, sich einer thatlosen Verzweiflung zu überlassen. In seinem fruchtbaren Geiste und standhaften Muthe fand er immer noch Hülfsmittel und Hoffnungen, wenn Niemand mehr darauf zu denken und daran zu glauben wagte. Es gelang ihm, sich das Vertrauen und Wohlwollen der Eingebornen zu erwerben, von diesen sich ein Paar Kanots zu verschaffen, und zwei seiner kühnen und geschicktesten Seeleute zu dem Wagstücke zu bewegen, in diesen, kaum zur Ueberfahrt über einen kleinen Fluß genugsam haltbaren Fahrzeugen, die Ueberfahrt über das Weltmeer nach Hispaniola zu unternehmen. — Mit ängstlicher Besorgniß sah man diesen kühnen Schiffern bei ihrer Abfahrt nach, und mit wechselnder Angst und Hoffnung harrte man ihrer Rückkehr, oder der durch sie besorgten Fahrzeuge. Allein Wochen und Monate vergingen, und weder das eine, noch das andere erfolgte. Muthlosigkeit ergriff alle Gefährten des Admirals und ging in kurzem bei dem größeren Theile derselben in eine völlige Verzweiflung über. Ein Strom von Verwünschungen, Verwünschungen und Drohungen stürmte von allen Seiten her über den Admiral hin. Mehr als ein Mal schwebte, in dem wahnsinnigen Sinne der Muthlosen, Todesgefahr über seinem Haupte, die ihn jedoch so wenig, als seine ganze rettungslose Lage, zu erschüttern vermochte. Vergebens versuchte er durch Bitten, Ver-

stellungen und Verheißungen, die Wuth der Verzweifelnden zu mäßigen, und neue Hoffnungen in ihnen zu wecken. Sie bemächtigten sich einiger Kähne, die Colombo den Wilden abgejagt hatte, und verließen ihren Admiral, um sich zwecklos auf einen andern Theil der Insel zu begeben. Hier verschlimmerten sie ihre Lage durch die rasende Wuth, mit der sie sich gegen die Eingebornen betrugen, noch um vieles. Diese, aufgebracht darüber, entzogen nicht nur ihnen, sondern auch denen, die bei dem Admiral geblieben waren, die Lebensmittel, die sie ihnen bisher zugeführt hatten, und verriethen die Absicht, alle diese lästigen Gäste, von welchen sie sich auf keine andere Weise zu befreien wußten, allmählig durch Hunger und Mord aus dem Wege zu räumen. — In dieser schrecklichen, und, wie es schien, völlig rettungslosen Gefahr fand Colombo jedoch abermals in seinem an Hülfsmitteln unerschöpflichen Geiste noch eine wirksame Maßregel, um sie abzulenken. — Es war kurz vor einer sichtbaren Mondfinsterniß, die Colombo genau und richtig berechnet hatte. Am Abend vor derselben versammelte er die in seiner Nähe wohnenden Indianer, und kündete ihnen den Zorn und die Rache des großen Gottes, dem die Spanier dienten, und von dem sie beschützt würden, für ihr bisheriges Betragen, und besonders für die boshafte Entziehung der Lebensmittel an. Zum Zeichen der Wahrheit seiner Drohung, verwies er sie auf die in dieser Nacht eintretende Verfinsterung des Mondes. — Mit Schrecken und Angst sahen die, anfangs von dieser Drohung wenig ergriffenen Indianer, in kurzem diese Veranlassung in Erfüllung gehen, und erwarteten nun auch das angekündigte Strafgericht der beleidigten Gottheit. Eilig flohen sie nach ihren Wohnungen, kamen aber bald, eben so eilig, mit Lebensmitteln beladen, wieder zurück, legten diese Colombo zu Füßen, und flehten ihn an, den erzürnten Gott wieder mit ihnen zu versöhnen. Colombo versprach seine Verwendung, und in kurzem zog sich der blutige Schleier, der den Mond umhüllt hatte, zurück. Mit lautem Jubel empfingen die Indianer den Anblick seines rein glänzenden Antlitzes. Von nun an fehlte es den Spaniern, die bei Colombo waren, nicht weiter an Unterhalt; auch würde es ihnen nicht an Sicherheit gefehlt haben, wenn sie sich nicht von Zeit zu Zeit wieder selbst ihrer beraubt hätten. Die aufrührerischen Seeleute hatten verschiedene Versuche gemacht, auf den mit sich genommenen Kähnen ihre Rettung zu finden. Ihr Mißlingen vermehrte ihre Wuth und ihre Verzwei-

lung. Der Mangel und Hunger trieb ſie zu dem Admiral zurück; jedoch nicht ſowohl um ſich ihm zu unterwerfen, als ihre Wuth und ihre Verzweiflung an ihm auszulaſſen. — Der Admiral, den das Schickſal durch alle Prüfungen gehen zu laſſen, beſchloſſen hatte, beſtand indeſſen eine der härteſten, die es ſeinem und überhaupt dem menſchlichen Muthe nur immer auflegen konnte. — Seine ſtets unruhig am Ufer umherirrenden Gefährten verkündigten ihm eines Tages mit ausſchweifender Freude, daß ſich ein Segel am fernen Horizonte zeige, und ſich der Küſte zu nähern ſcheine. Mit der unruhigſten Erwartung ſah man das Schiff, in einiger Entfernung von dem Lande, vor Anker gehen, dann einen Mann in einem Boote ſich der Küſte nähern, ſich zu dem Admiral begeben, dieſem einen Brief überreichen, von ihm die Antwort empfangen, nach dem Schiffe zurückfahren, und mit dieſem — ſich wieder aus dem Geſichtskreiſe verlieren. Alles ſtürmte auf den Admiral zu, um von ihm zu erfahren, was dieſe räthſelhafte Erſcheinung bedeute. Colombo ſchien heiter und voll Zufriedenheit über die erhaltene Nachricht. Er erzählte: dies Fahrzeug komme von St. Domingo, und ſei beſtimmt geweſen, ihn abzuholen. Da es aber ſie alle nicht ebenfalls habe aufnehmen können, ſo habe er ſich entſchloſſen, zurück zu bleiben und ihr Schickſal noch ferner mit ihnen zu theilen, bis ſie alle würden abgeholt werden, was nach den erhaltenen Verſicherungen in kurzem erfolgen würde. — Ganz anders aber verhielt es ſich mit dem Inhalte dieſes Briefes ſowohl, als mit der Beſtimmung dieſes Schiffes. Der Brief und die ganze Botſchaft war der bitterſte Spott und die grauſamſte Verhöhnung des unglücklichen Colombo. Der Ueberbringer des Briefs war einer ſeiner bitterſten Feinde; der Brief enthielt nichts, als leere Bedaurungsformeln, ohne beſtimmte Anerbietungen und Zuſagen. — Die beiden kühnen Schiffer waren in Hiſpaniola glücklich angelangt, und hatten alles aufgeboten, um den Statthalter zur Rettung ihres Admirals und ihrer Gefährten zu bewegen. Um ſich den Schein der Willfährigkeit zu geben, zugleich aber hauptſächlich, um Colombo zu kränken und ſeine Lage zu erkundſchaften, ſandte er endlich, nach langem Zögern, dies Fahrzeug ab, mit Inſtruktionen für ſeinen Führer — die dieſer ſeinen eigenen Geſinnungen gegen Colombo zu angemeſſen fand, um ſie nicht auf das Genaueſte zu erfüllen, und die ſein oben erwähntes Betragen zur Folge hatten, [illegible] tief das Gemüth Colombo's erſchüttert ſein mußte,

gelang es ihm doch, seinen zwar treu gebliebenen, aber doch auch längst völlig muthlos gewordenen Gefährten eine Zuversicht mitzutheilen, die er selbst nicht empfand und von der er jetzt vielleicht mehr, als jemals entfernt war. Um diese Zeit war es, als die Empörer zurückkehrten. Die Nachricht von dem, was vorgegangen war, machte auf sie keinen Eindruck. Die Ausbrüche ihrer blinden Wuth nöthigten den Admiral endlich, zu seiner Selbstvertheidigung die Waffen gegen sie zu ergreifen. Seine treu gebliebenen Gefährten leisteten ihm jetzt den bereitwilligsten Beistand. Es kam zu einem Treffen, in dem mehrere erlegt, und ihr Anführer von Bartholomäo Colombo ergriffen wurde. Die übrigen, dadurch erschreckt und muthlos gemacht, ergriffen die Flucht. Colombo legte nun sogleich die Waffen wieder nieder, die er mit dem höchsten innern Widerstreben, erst nach langem Zögern, ergriffen hatte. Er forderte die Entflohenen auf, zu ihm zurückzukehren, und versprach ihnen Verzeihung. Sie folgten dieser Aufforderung, unterwarfen sich, und verpflichteten sich aufs neue mit einem feierlichen Eide, zum unbedingten und dauernden Gehorsam. Wahrscheinlich dürfte indessen auch dieser Eid bald wieder gebrochen worden sein, wenn nicht endlich die Stunde der Errettung geschlagen hätte. Die beiden nach St. Domingo gesandten Seefahrer hatten fortwährend alles angewandt, um die Rettung ihrer Gefährten zu bewirken; gleichwohl es nicht dahin zu bringen vermocht, daß der Statthalter ernstliche Anstalten dazu getroffen hätte. Einer derselben, Namens Mendez, bewirkte endlich den Ankauf eines Schiffes für den Admiral, das denn auch zu seiner und seiner Gefährten Rettung glücklich zu Jamaica ankam.

Wer mag die Gefühle schildern, mit denen diese Unglücklichen, nach einem hoffnungslosen Aufenthalte von mehr als einem Jahre (am 28. Juni 1504) die Insel Jamaica verließen! Bei ihrer Ankunft auf St. Domingo (am 13. August) empfing der Statthalter den Admiral mit erheuchelter, fast kriechender Höflichkeit, nahm ihn in sein Haus auf, und erwies ihm jede Art äußerer Ehrenbezeigungen. Zugleich aber befahl er, den gefangenen mitgebrachten aufrührerischen Hauptmann in Freiheit zu setzen, und drohte denjenigen mit einer gerichtlichen Untersuchung, die ihn verhaftet, und überhaupt dem Admiral die meisten Beweise von Anhänglichkeit und Treue gegeben hatten. — Colombo verachtete den Mann, der so zu handeln vermochte, zu sehr, um sein widersprechendes Betragen und [illegible] Beleidigung zu rügen;

eilte aber um ſo mehr, durch die beſchleunigte Rückkehr nach Spanien ſich ähnlichen zu entziehen, vielleicht auch wohl, ſich für dieſe und manche andere Genugthuung zu verſchaffen. — Nachdem ſein Schiff ausgebeſſert und noch eins zugekauft war, ſegelte er (am 2. September) von St. Domingo ab, und lief nach einer langen, abermals ſehr gefahrvollen, und durch Krankheit für ihn höchſt beſchwerlichen Reiſe, gegen Ende des Jahrs in den Hafen von Santa Cruce in Spanien ein. — Aber hier wartete ſeiner eine neue Bekümmerniß, die jede Hoffnung auf Genugthuung und Erſatz für alles Erlittene auf ein Mal zernichtete. Er erfuhr, daß die Königin Iſabelle, wenig Wochen vor ſeiner Ankunft, die Welt verlaſſen hatte. Was blieb ihm nun noch zu hoffen übrig! Was konnte er von Ferdinand erwarten, der ihm ſtets abhold geweſen war, und ganz von ſeinen Feinden und Verfolgern umgeben wurde! Ferdinand empfing ihn zwar höflich, hörte ſeine Forderungen an, und gab ſich das Anſehen, als ob er geneigt ſei, ſie zu erfüllen, und — nur Schwierigkeiten ſehe. Seine ferneren Aeußerungen gingen dahin, daß er, eben dieſer Schwierigkeiten wegen, lieber einen ganz neuen Vertrag mit ihm abzuſchließen wünſche. Dagegen drang Colombo auf die Erfüllung des Vertrags von 1492, wozu ſich aber der König immer abgeneigter bezeigte, und durch keine Rechtsgründe und Berufung auf Gerechtigkeit und Billigkeit zu bewegen war. — Colombo war krank in Spanien angekommen, und jene Nachricht und dieſe Behandlung waren eben nicht im Stande, ſeine Wiederherſtellung zu befördern. Seine fortwährende Kränklichkeit und zunehmende Schwäche nährten bei dem Könige die Hoffnung, daß der Tod ihn bald von dieſem Ueberläſtigen befreien würde, deſſen ſtilles Harren ihm eben ſo beſchwerlich war, als ſeine von Zeit zu Zeit wiederholten lauten Anſuchungen. So vergingen noch einige Jahre, in denen tiefer Mißmuth und Gefühl der Kränkungen unabläſſig an ſeiner durch große Anſtrengungen und Mühſeligkeiten ohnehin geſchwächten Lebenskraft nagten. Er ſah ſich mit Wortbrüchigkeit behandelt, mit Undank belohnt, und mit unverdientem Mißtrauen zurückgeſetzt. Indem ihm die Regierung, deren Dienſt er ſich gewidmet, den Lohn für ſeine Arbeiten und Verdienſte vorenthielt, entzogen ihm andere, denen er auf die Bahn geholfen hatte, den Ruhm, der ihm gebührte; und das Volk, dem die Vortheile ſeiner Anſtrengungen zufloſſen, gedachte kaum noch deſſen, der ihm dieſelben verſchafft hatte. Da die Fahrten nach Amerika etwas Alltägliches,

und täglich leichter und gefahrloſer wurden, ſo fiel es auch Niemanden weiter ein, daß die Entdeckung dieſer Fahrt und das erſte Wagſtück derſelben etwas Großes oder beſenders Verdienſtliches geweſen ſein könne.

Dies war das endliche Schickſal dieſes außerordentlichen Mannes, das freilich nicht ihm ausſchließlich zu Theil wurde, und nicht ſo außerordentlich iſt, als ſeine Anſtrengungen, Unternehmungen, ſein Geiſt und ſein Charakter waren. In ſeinen letzten Lebenstagen erhellte noch ein Strahl von Hoffnung das trübe Dunkel ſeines Verhängniſſes, nachdem der Erzherzog Philipp von Oeſterreich als Regent von Kaſtilien anerkannt war. — Durch ſeinen Bruder Bartholomäo erhielt er von dieſem die Verſicherung, daß ſeinen Forderungen Genüge geleiſtet werden ſollte; indeſſen hatte ſie keinen Erfolg, als vielleicht eine Erheiterung der letzten Lebensſtunden des ſterbenden Helden. Sein großer niegebeugter Geiſt verließ wenige Tage darauf die aufgelöſte Hülle. Er ſtarb am 20. Mai 1506 zu Valladolid im 59ſten Jahre ſeines unvergeßlichen Lebens. Sein Leichnam wurde anfangs in dem Karthäuſer-Kloſter zu Sevilla beigeſetzt; in der Folge aber, der Verordnung ſeines Teſtamentes gemäß, nach St. Domingo gebracht, von wo er, in der neueſten Zeit, nach Kuba abgeführt ſein ſoll. — Die Feſſeln, die er bis zu ſeiner letzten Lebensſtunde in ſeinem Zimmer gehabt hatte, wurden ihm, ebenfalls auf ſein Verlangen, mit in ſein Grab gelegt; in dem Karthäuſer-Kloſter zu Sevilla aber in der Folge ihm ein prunkvolles Monument geſetzt.

Bel.

Die Türken vor Wien.

Im Jahre 1683.

Dreimal war Wien in Gefahr, den Türken in die Hände zu fallen, dreimal ſtanden dieſe furchtbaren Feinde des chriſtlichen Namens vor den Thoren der großen Kaiſerſtadt. Soliman der Zweite, ein Krieger hohen Geiſtes und kühnen Muthes, rückte im Jahr 1529 mit einer großen Macht vor dieſelbe, belagerte ſie zwanzig Tage und wagte zwanzig Stürme. Der Mangel an ſchwerem Geſchütz und häufige Ueberſchwemmungen der Donau

vereitelten die Unternehmung, und der Sultan mußte mit einem Verluſt von faſt achtzig tauſend Mann abziehen. Er beſchloß, bald wieder zu kommen, und ſeine Maßregeln geſchickter zu nehmen. Wirklich rückte er im Jahr 1532 abermals mit einem Heere heran, das aus dreimal hundert tauſend Köpfen beſtand, und hundert und zwanzig Karthaunen, zwölf Feuermörſer, vierzig Feldſchlangen, hundert Falkonetten und einen ungeheuern Troß mit ſich ſchleppte.

In Wien war man auf den Empfang des ſtolzen Feindes, als er verheerend durch Ungern heran rückte, beſtens vorbereitet; eine wohl gerüſtete Armee von zweimal hundert und ſechzig tauſend Mann erwartete ihn. Der Kaiſer hatte ſeine ganze Macht zuſammen gezogen, und aus Deutſchland und Spanien anſehnliche Unterſtützung erhalten. Von allen Seiten ſtrömten Freiwillige herbei, die an dem Kampfe gegen die Ungläubigen Theil nehmen wollten; das ſchwere Geſchütz war in unbeſchreiblicher Anzahl vorhanden, und von den beſten Artilleriſten in Europa bedient. Damals hätte der Feind mit groſſem Nachdruck beſtritten werden können; man ließ ihn aber ungerächt fliehen, und ſich wieder in ſeine Wolfsgruft verbergen.

Ganz anders war die Lage der Dinge im Jahr 1683, als der Sultan Muhamed der Vierte dem Kaiſer Leopold dem Erſten, von Frankreich aufgereizt, den Krieg ankündigte. Da der Kaiſerhof damals durchaus nicht im Stande war, einem ſo furchtbaren Feinde angemeſſene Streitkräfte entgegen zu ſetzen, und deßwegen einem Kriege mit den Türken ausweichen wollte; ſo ſchickte Leopold einen außerordentlichen Geſandten nach Konſtantinopel, um einen billigen Vergleich zu befördern. Der Diwan war aber durch die Intriguen Ludwigs des Vierzehnten ſo feindſelig geſtimmt, daß der kaiſerliche Geſandte nicht einmal vor dem Großſultan erſcheinen durfte. Je größer die Rüſtungen waren, welche die Türken machten, um ſo größer war die Verlegenheit Leopolds, denn er konnte ihnen kaum dreißig tauſend Mann entgegen ſtellen. In dieſer Noth wandte er ſich an die benachbarten Kurfürſten von Baiern und Sachſen, und fand Beide zur Hilfleiſtung bereitwillig. Der Kurfürſt Maximilian Emanuel von Baiern machte ſich zu einem Beiſtande von acht tauſend Mann verbindlich, und der Kurfürſt Johann Georg von Sachſen erbot ſich, mit ſeiner ganzen Miliz in Perſon zu Hilfe zu kommen. Den kräftigſten Beiſtand erwartete der Kaiſer aber vom Könige von Polen, dem tapfern Johann Sobieſky. Dieſer verband

ſich zu einer Hilfe von vierzig tauſend Mann, dagegen ihm der Kaiſer zu den erſten Kriegskoſten eine Million und zweimal hundert tauſend polniſche Gulden zahlen, und ſelbſt ſechzig tauſend Mann ins Feld ſtellen wollte.

Der Sultan hatte den Entſchluß gefaßt, dem Feldzuge gegen Oeſtreich ſelbſt beizuwohnen, und er war deßwegen von Adrianopel nach Belgrad gegangen; aber das leidenſchaftliche Vergnügen, das ihm die Jagd machte, entfernte ihn ſchon nach einigen Tagen vom Schauplatze des Krieges, und beſtimmte ihn, die Leitung der kriegeriſchen Unternehmungen ſeinem Großvezier Kara Muſtapha zu überlaſſen. Das Heer, das dieſer bei Belgrad muſterte, wurde auf zweimal hundert und dreißig tauſend Mann geſchätzt, ohne die mißvergnügten Ungarn, die ſich mit den Türken verbanden.

Der Plan des Großveziers ging ſogleich dahin, Wien ſelbſt anzugreifen; er wollte die Kaiſerſtadt zu einem Waffenplatz machen, um ſeine Eroberungen nach Tyrol fortzuſetzen, und Italien einzuſchließen. Seine Generale riethen ihm, zu dieſem Zwecke zuvor die Feſtung Raab zu erobern, und nach Mähren und Schleſien zu ſtreifen, um den chriſtlichen Armeen die Zufuhr abzuſchneiden; alsdann ſollte er mit vereinigten Kräften auf Wien losgehen, welches er um ſo gewiſſer erobern würde, als kein Feind im Rücken, und ſie von der Seite gedeckt wären. Der Großvezier war aber einer von jenen Starrköpfen, die ſich ſelbſt allem trauen, und darum gönnte er dem glänzenden Project der Eroberung Wiens keinen Aufſchub. Während er mit der Hauptarmee gegen Raab anrückte, und ſich ſtellte, als wenn er dieſe Feſtung angreifen wollte, ſtreiften dreißig tauſend Tartaren, denen das Geſchütz und Gepäcke folgte, bis an die Gränze des öſtreichiſchen Kreiſes. Dadurch gerieth die bei Presburg unter dem Befehle des Herzogs Karl von Lothringen verſammelte kaiſerliche Armee in Gefahr, eingeſchloſſen zu werden. Um dieſer Gefahr zu entgehen, wollte ſich der Herzog in die Nähe von Wien zurückziehen, aber die Türken rückten ſo ſchnell hinter ihm her, daß ihm nichts übrig blieb, als ſein Fußvolk über die Donau ſetzen zu laſſen, um auf der andern Seite des Fluſſes ſich der Stadt zu nähern, und ſich zum Theil als Beſatzung hinein zu werfen. Er ſelbſt, an der Spitze der Reiterei, ſuchte dießſeits des Fluſſes noch vor Ankunft der Türken ſie zu erreichen. Ein Trupp Tartaren ſtieß unterwegs, bei Petronell, auf einige Regimenter ſeiner Reiterei, die durch den großen Staub gehindert, um ſich zu ſehen, von der ganzen

türkiſchen Armee umzingelt zu ſein glaubten, und ſogleich in der größten Verwirrung die Flucht ergriffen, bis der Herzog ſelbſt herbei eilte, und durch ſein Beiſpiel und Anſehen die Ordnung wieder herſtellte, und den Feind vertrieb. Kaum noch vier und zwanzig tauſend Mann ſtark, kam er am achten Juli vor Wien an. Er warf die Infanterie in die Feſtung, und er ſelbſt poſtirte ſich mit der Kavallerie in der Nähe.

Die Stadt Wien war ſchon in alten Zeiten eine berühmte Feſtung, welches auch die erſte türkiſche Belagerung im Jahr 1529 zu bekräftigen ſcheint. Sie wurde es noch mehr zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs; der Kaiſer Leopold ließ noch neue Werke aufführen, wovon einige aber erſt im achtzehnten Jahrhundert zu Stande kamen. Man nannte Wien ſchon lange die Vormauer des deutſchen Reichs, da die häufigen Einfälle der Türken in Ungarn Deutſchland von Zeit zu Zeit bedrohten. Die Stadt hat auch alle natürlichen Vortheile zu einer guten Feſtung. Sie liegt in einer ſchönen Fläche, und kann von den benachbarten Bergen nicht beſchoſſen werden; auf der mitternächtlichen Seite wird ſie von der Donau beſchützt. Es fehlte aber viel, daß Wien einem ſo ungeheuern Koloſſe hätte trotzen können, als jetzt im Anmarſche war. Der Großvezier hatte unter ſeiner Armee hundert und ſechzig tauſend Nationaltürken; der übrige Troß beſtand aus freiwilligen Ungarn, Tartaren und Siebenbürgern, nebſt einer unzählbaren Menge Sklaven, die dieſe Barbaren aus den geplünderten und abgebrannten Orten mit fortgeſchleppt hatten. Alles, was ihnen in den Weg kam, ward aufs grauſamſte verheert.

Der Schrecken und die Beſtürzung, welche die Annäherung der Türken in Wien verurſachte, ging über alle Beſchreibung. Der Kaiſer verließ am ſiebenten Juli gegen Abend mit ſeiner Gemahlin und ſeinem ganzen Hofſtaate die Stadt, und flüchtete nach Linz. Die ganze Stadt war in der furchtbarſten Bewegung, und das Flüchten allgemein. In der Nacht vom ſiebenten auf den achten Juli hatten bereits über ſechstauſend Menſchen die Stadt verlaſſen. Dies dauerte auch noch die folgenden Tage; die Einwohner der Vorſtädte ſuchten dagegen ihre Rettung in der Stadt. Die Straßen waren mit Frachtwagen ſo überfüllt, daß viele zurückbleiben mußten, welche dem Feinde in die Hände fielen.

Ein unbeſchreibliches Glück für die Bewohner der Reſidenz war es

der Großvezier seinen Marsch nicht so sehr beschleunigte, als es möglich gewesen wäre. Dadurch bekamen die kaiserlichen Generale Zeit, zur Vertheidigung der Stadt so gute Anstalten zu machen, als es die Umstände erlaubten. Am thätigsten bewies sich Rüdiger, Graf von Stahremberg, den der Kriegsrath zum Kommandanten der Stadt ernannt hatte, einer von den Männern, deren Thaten die Geschichte rühmlich aufbewahrt. Muth und Entschlossenheit, die er während der Belagerung bewies, und wovon er vorher so manche Proben gegeben hatte, gestehen ihm auch diejenigen zu, die sich von ihm zurückgesetzt hielten. Er musterte alles Militär, und traf die wirksamsten Anstalten, die Stadt kühn zu vertheidigen. Er ließ die Vorstädte abbrennen, und die um die Stadt gelegenen Gärten und Häuser schleifen. Alle Posten besetzte er mit den tauglichsten Leuten; er ließ die Brücken über die Donau abführen, und die Stadtthore sperren. Wer immer körperliche Kräfte hatte, beeiferte sich auf seine Veranstaltung, ohne Rücksicht auf Stand und Würde, Wälle aufzuwerfen, Munition herbei zu schaffen, und sich jeder Arbeit zu unterziehen, welche zur Beschützung der Stadt etwas beitragen konnte. Der Stadtmagistrat unterstützte alle Befehle des Kommandanten auf's eifrigste, und ergriff die wirksamsten Maßregeln, um das Vertrauen der Bürgerschaft zu gewinnen. Diese war auch entschlossen, unter den Waffen zu sterben, und bis auf den letzten Mann zu fechten. Alle Handwerksgesellen und Knechte wurden bewaffnet, und jeder erhielt täglich zwei Groschen nebst Brot und Wein. Die Studenten der Universität traten in ein eigenes Korps zusammen; ihrer waren gegen achthundert, alle von dem besten Geiste beseelt und entschlossen, das Aeußerste zu wagen. Die Zahl aller Bürger, Gesellen und Studenten, die unter den Waffen standen, belief sich auf zwanzig tausend Mann.

Schon am zweiten Juli schwärmten die Tartaren in der Gegend um Wien, und ließen überall furchtbare Spuren ihrer Barbarei zurück. Von den Wällen der Stadt konnte man ihre Annäherung bemerken; die entfernteren Gegenden schienen alle in Feuer zu stehen. Nur in der Nachbarschaft von Wien steckten sie fünf und achtzig Ortschaften in Brand, tödteten und zerstreuten die Einwohner, oder führten sie als Sklaven fort. Am dreizehnten Juli sah man die feindliche Armee aus der Gegend von St. Marx über Schönbrunn anmarschiren, und Tags darauf erschien der Großvezier

mit seinem in der That fürchterlichen Heere, dessen Lager sich von St. Marx an um die Stadt herum bis auf Nußdorf, in einem Umfange von sechs Stunden, erstreckte. Die ganze weite Gegend schimmerte von rothen, weißen und grünen Gezelten, an der Zahl gegen achtzig tausend. Das Lager glich einer Stadt von ungeheurer Größe; das Gezelt des Großveziers allein nahm an Umfang eine Strecke von einer Viertelmeile ein, und war mit aller orientalischen Pracht ausgeschmückt.

Wien ward von den Türken auf fünf Seiten eingeschlossen und regelmäßig belagert. Der Belagerungsplan war von französischen Ingenieurs, die nicht Lokalkenntniß genug hatten, entworfen worden, und Ludwig der Vierzehnte soll ihn dem Großvezier selbst zugeschickt haben. Nach diesem Plane, den sich die Türken nicht abzuändern getrauten, griffen sie die Stadt gerade an der stärksten Seite an, und versäumten die Gelegenheit, sich der Donaubrücken und der beiden Ufer des Flusses zu bemächtigen. Ihre Ingenieurs waren einige Renegaten, die zwar von ihrem Fache nur wenig verstanden, aber unter den ganz unwissenden Türken für sehr geschickte Leute gelten konnten. Sie verloren also viel Zeit und Mannschaft, um sich einiger Außenwerke zu bemächtigen, welche die Deutschen oder Franzosen leicht und ohne großen Verlust erobert haben würden. Weil sie die Stadt hauptsächlich durch Minen zu bezwingen gedachten, so ward mit Kugeln, Steinen und Bomben, fast mehr auf die Häuser als auf die Mauern geschossen. Allein die Häuser in Wien waren so gebaut, daß ihnen Bomben von mittlerer Größe wenig Schaden thun konnten; sie waren, sogar bis auf die Treppen und Scheidewände, ganz von Steinen, und bis unter das Dach gewölbt; auch das Gebälke war so eingerichtet, daß es einer Bombe allenfalls widerstehen konnte. Einige Male fielen den Türken die Briefe in die Hände, welche man an den Kaiser und an den Herzog von Lothringen geschrieben hatte; sie schossen diese Briefe, an einen Pfeil gebunden, wieder in die Stadt mit einem Zettel, auf welchem geschrieben stand, daß die Belagerten nicht nöthig hätten in Ziffern zu schreiben, weil die ganze Welt mit dem elenden Zustande der Stadt Wien bekannt sei; man sollte dies für eine gerechte Strafe Gottes halten, weil man den türkischen Kaiser so sehr zum Unwillen gereizt hätte.

Den ganzen Monat August wurde die Stadt unaufhörlich beschossen, und so tapfer sich auch die Wiener vertheidigten, so konnten sie doch die

Fortſchritte der Türken nicht verhindern. Dieſe kamen der Stadt ſo nahe, daß man mit ihnen reden, und ſie mit Springſtöcken erreichen konnte. Da ihre Hauptangriffe auf die Burg- und Löwelbaſtei gerichtet waren, ſo wurde die kaiſerliche Burg nebſt allen um dieſelbe ſtehenden Kirchen und Häuſern völlig ruinirt. Nach oft wiederholten vergeblichen Anſtrengungen gelang es ihnen endlich am dritten Auguſt, nachdem ſie ihrer Gewohnheit nach eine Mine hatten ſpringen laſſen, ſich an einem Theile des bedeckten Weges feſtzuſetzen. Nun ſuchten ſie durch unausgeſetztes Miniren und Umwühlen in der Erde in den Graben zu kommen. Dieſen Zweck erreichten ſie am ſechsten Auguſt, obgleich ihnen jeder Schritt auf dem bedeckten Wege ſtreitig gemacht wurde. Jetzt kam die Reihe an das in dem Graben, zwiſchen der Burg- und Löwelbaſtei gelegene Ravelin, deſſen Spitze ſie am zwölften durch eine ſo gewaltige Mine ſprengten, daß die halbe Stadt davon erbebte. Sie beſtürmten es ſogleich, wurden aber zurückgeſchlagen.

Faſt die ganze Anſtrengung, ſowohl der Belagerer als der Belagerten, ſchränkte ſich nun auf die Angriffe und die Vertheidigung dieſes Erdfleckes ein, an welchem wenige Schollen ſein mögen, die nicht mit dem Blute eines Freundes oder eines Feindes benetzt wurden. Wenn die Türken einen Theil deſſelben durch Minen in einen Schutt verwandelten, und dieſen endlich erſtürmten, machten ſich die Belagerten auf dem noch übrigen Theile deſſelben neue Abſchnitte, umgaben ſich mit Palliſaden, und vertheidigten ſich ſo lange mit ihrem Feuergewehr, ihren Senſen und Morgenſternen, als ſie feſten Fußes ſtehen konnten, obwohl ſie keinen Augenblick ſicher waren, ob ſie nicht ſammt dem Boden, worauf ſie ſtanden, in die Luft fliegen würden. Durch alle ihre Anſtrengungen konnten es die Türken nicht weiter bringen, als daß ſie am drei und zwanzigſten Auguſt Meiſter von dem dritten Theile deſſelben waren: doch am neun und zwanzigſten war es bereits gänzlich in Schutt verwandelt, bis auf einen kleinen Winkel in der Mitte, und auch auf dieſem hielten ſich die Belagerten noch, obſchon die Türken bereits in dem Stadtgraben ſich feſtgeſetzt hatten, und jene durch nichts von dieſen abgeſondert waren, als durch ihre Palliſaden.

Durch die ununterbrochene ſchwere Arbeit dieſer Belagerung wurden die Türken ſo abgemattet, daß ſie faſt allen Muth verloren. Der Großvezier ſelbſt gerieth in Verzweiflung darüber, daß ein kleines Stück Erde gegen alle

seine Anstrengungen so lange unbezwinglich blieb, und glaubte, die Christen müßten alle ihre Zauberkünste an diesem Orte koncentrirt haben. Um den Muth seiner Truppen wieder anzufrischen, ließ er das Gerücht ausſprengen, der Kaiser Leopold sei gestorben, und veranstaltete sogar deßhalb Freudenſalven.

Indessen hatte durch die ununterbrochenen Strapazen, die täglichen Gefechte und Anstrengungen die Zahl der Vertheidiger Wiens beträchtlich abgenommen. In dieser äußerst bedrängten Lage kam noch ein Feind, der Wien in seinem Innersten verheerte: es war die rothe Ruhr, die zu einer Seuche ausbrach und täglich zu Hunderten tödtete. Stahremberg selbst lag daran nieder; viele der tapfersten Officiere waren bereits den Heldentod gestorben; es schien, als wenn mit jedem Tage neues Verderben um die Stadt sich lagerte. Bei jedem Bataillone befanden sich nur noch drei oder vier Officiere, die Dienste thun konnten, und auch diese waren größten Theils verwundet oder kränkelnd. Die von rastloser Mühe abgezehrte Garnison konnte kaum noch zu den Breschen hinauf kriechen, und was dem Feuer entging, starb an Mattigkeit.

Die Bürger unterzogen sich anfänglich allen Arbeiten mit den Soldaten gemeinschaftlich; sie gaben aber endlich dem Gefühl ihrer Schwäche Raum, und nahmen lieber zum Gebet ihre Zuflucht. Schaarenweise liefen sie, von Bomben und Kugeln verfolgt, in die Kirchen, und flehten den Himmel um Erlösung aus ihrer Noth.

In dieser angstvollen Verlegenheit trat ein Mann auf, der sich zu dem Wageſtücke entschloß, den Herzog von Lothringen von der betrübten Lage der Stadt zu benachrichtigen. Dieser Mann war Georg Franz Koltschitzky, ein Bürger in der Leopoldstadt. Er war einst Dolmetscher bei der orientaliſchen Akademie gewesen, und sowohl mit der Sprache als andern Eigenheiten der Türken wohl vertraut. Die Nacht vom dreizehnten auf den vierzehnten August ward zur Ausführung bestimmt. Der muthige Koltschitzky, in türkischer Tracht schlich sich in Begleitung eines zuverlässigen Dieners Namens Michalowitsch, der gleichfalls türkisch verstand, aus der Stadt, durch das türkische Lager, und kam glücklich in dem kaiserlichen an. Koltschitzky hatte verabredet, zum Zeichen seiner wohlbehaltenen Ankunft ein großes Feuer anzuzünden. Dieß geschah auch in der Nacht darauf; und mit

Entzücken nahm man in Wien, vom Stephansthurme aus, das Losungsfeuer zu Stammersdorf wahr.

Eben so glücklich, als Koltschitzky im kaiserlichen Lager angelangt war, kam er mit seinem Begleiter am siebenzehnten August wieder zu Hause an. Er brachte von dem Herzoge von Lothringen ein Schreiben mit, des trostreichen Inhalts, daß sich bereits ein zahlreiches Heer sammle, indem täglich bedeutende Hilfstruppen durch Baiern, Franken und Schwaben einträfen, und nur noch auf die Ankunft der polnischen Armee gewartet werde, welche zu Ende des Monats erfolgen solle, um mit vereinter Kraft zum Entsatze Wien's heranzurücken.

Die glückliche Rückkehr Koltschitzky's in die Stadt wurde um die Mittagszeit dem kaiserlichen Heere verabredete Maaßen durch eine dicke Rauchsäule, und in der Nacht darauf durch einige Raketen vom Stephansthurme aus signalisirt. Gerne hätte der brave Koltschitzky mit aller Herzhaftigkeit und Resignation sich noch öfter zu solchen Expeditionen verwenden lassen, wäre er nicht durch Verrath den Türken auf's kennbarste bezeichnet worden. Diesen Umstand erfuhr man durch einen Reitersmann, an dem, wegen vorgehabten Ueberganges zu dem Feinde, das Urtheil des Stranges vollzogen wurde. Auf der Leiter und schon den Strick um den Hals, bemerkte er unter den Zuschauern Koltschitzky, rief ihm zu, und warnte ihn, sich wieder in das türkische Lager zu begeben: „denn, sagte er, deine Gesichtszüge, deine Tracht und der Weg, den du zu nehmen pflegst, alles ist den Türken bekannt, welche dir überall auflauern." Inzwischen aber übernahm Koltschitzky's Diener, Michalewitsch, seine Rolle. Er gelangte ungefährdet noch zweimal durch das Lager, und brachte den beängstigten Wienern die erfreuliche Botschaft der nahen Hilfe. *)

Es war hohe Zeit, daß die zum Entsatz heranrückende christliche Armee bald erschien, denn die Türken hatten sich bis unter die Mauern der Basteien selbst eingegraben, und auch dort Minen angelegt, wovon sie eine un-

*) Koltschitzky erhielt zur Belohnung der wichtigen Dienste, die er der Stadt Wien erwiesen hatte, die Erlaubniß zur Errichtung einer Kaffeeschenke in Wien. Der Magistrat räumte ihm dazu ein besonderes Haus ein, das seinem Besitzer reichen Gewinn brachte. Koltschitzky wird noch bis auf diesen Tag als der Ahnherr und Patron aller Kaffeewirthe der deutschen Kaiserstadt, dankbar verehrt.

ter der Burgbastei am zweiten September anzündeten. Dieses verursachte aber keinen andern Schaden, als daß einige Quaderstücke aus der Mauer sprangen. Weit schrecklicher und gefährlicher war diejenige, die sie am vierten unter eben dieser Bastei springen ließen. Die halbe Stadt zitterte abermals davon, die Bastei selbst aber ward auf eine Länge von fünf Klaftern zerschmettert, wodurch die Gefahr auf's Höchste stieg. Dieser Ruinen suchten die Türken sogleich durch den heftigsten Sturm sich zu bemeistern, wurden aber abgetrieben. Der am folgenden Tage erneuerte Sturm hatte das nämliche Schicksal, indem die Belagerten sogleich, nachdem die Mauer eine so große Oeffnung bekommen hatte, Abschnitte hinter sich machten. Am achten wurden zwei Minen hinter der Löwelbastei gesprengt, wodurch zwar ein großer Theil derselben über den Haufen geworfen ward; der unmittelbar darauf erfolgte Sturm aber wurde durch den tapfern Widerstand der Besatzung vereitelt. Am zehnten sprang die letzte Mine unter der Burgbastei ganz nahe an der vorigen, wodurch die ohnehin schon beträchtliche Oeffnung der Mauer so stark vergrößert ward, daß mehrere Soldaten neben einander hinauf klettern, und zugleich Sturm laufen konnten. Dieß Mal aber wagten die Türken keinen Sturm, denn die Stunde der Erlösung für die geängstigte Stadt hatte geschlagen.

Der Kaiser Leopold, am meisten auf den tapfern König von Polen vertrauend, hatte ihn von Linz aus geschrieben: „Wir sind überzeugt, daß Dero Armee wegen der gar zu großen Entfernung, unmöglich zeitig genug ankommen könne, um den in der äußersten Gefahr schwebenden Ort retten zu helfen; wir erwarten also, Sire, nicht Dero Truppen, sondern Ew. Majestät Person, in der festen Ueberzeugung, daß, wenn Dieselbe geruhen wollen, Sich an die Spitze unserer Kriegsmacht zu stellen, Dero bloßer Name, welcher sich so fürchterlich gemacht hat, für die Niederlage der weit zahlreichern Feinde Bürge sein werde."

Der König von Polen kam noch vor seinen Truppen in dem kaiserlichen Lager zu Tuln, einem Städtchen drei Meilen oberhalb Wien, an, von zwei tausend Reitern begleitet. Hier versammelten sich nach wenigen Tagen auch die übrigen Hilfstruppen, bestehend aus dreißig tausend Polen, eilftausend Sachsen, zehntausend Baiern und achttausend fränkischen Kriegstruppen, die mit dem Ueberreste der kaiserlichen Armee fünfundsechzigtausend Mann

machten. Der König von Polen und die Kurfürsten von Sachsen und Baiern führten ihre Mannschaft in eigener Person an, die Kreistruppen kommandirte der Fürst von Waldeck. Außer diesen fanden sich bei dem Heere auch der ältere Prinz des Königs von Polen, der Herzog von Sachsen-Lauenburg, Ludwig und Hermann von Baden, der Markgraf von Baireuth, Friedrich von Sachsen, die Pfalzgrafen von Neuburg, die Fürsten von Anhalt, Eisenach und Hohenzollern, der Graf von Solms, der Landgraf von Hessen und mehrere andere. Der König von Polen, obgleich durch Kriegsruhm über alle hervorragend, entsagte patriotisch dem Kommando und jeder Art von Auszeichnung. Er hätte, sagte er, seine königliche Würde in Warschau gelassen, und verlangte, der Herzog von Lothringen sollte ihn als Bruder und Freund behandeln.

Die gemeinschaftlichen Berathungen der hohen Befehlshaber konnten natürlich keinen andern Zweck haben, als die sichersten Maaßregeln auszumitteln, um den weit überlegenen Feind zu schlagen und von den Mauern der geängstigten Kaiserstadt zu entfernen. Der Weg zwischen der Donau und dem Gebirge war zu schmal, und der Boden hatte zu einer Hauptschlacht, auf die doch Alles ankam, einen viel zu eingeschränkten Umfang; die Türken hatten sich auch daselbst ziemlich gut verschanzt. Ueber den unwegsamen Kahlenberg war der Marsch sehr beschwerlich, und die Türken konnten ihn vorher noch besetzen. Einen Umweg zu nehmen, und von der ungarischen Seite her zu marschiren, erlaubten die Umstände nicht, weil die Stadt sich kaum noch acht Tage halten konnte. Die sämmtlichen Generale vereinigten sich daher zuletzt in dem Entschlusse, die Armee über den Kahlenberg zu führen. Den rechten Flügel bildete der König von Polen mit seiner Armee, zu der noch vier Bataillone Sachsen, Baiern und Franken, ingleichen acht kaiserliche Regimenter, ein Regiment Croaten, und die ganze baierische und fränkische Kavallerie gestoßen waren. Das Haupttreffen bildete die baierische und fränkische Infanterie; sie stand unter der Aufsicht des Fürsten von Waldeck, dem der junge Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern, der noch niemals einem Feldzuge beigewohnt hatte, immer zur Seite war. Der linke Flügel war aus der sämmtlichen kaiserlichen und sächsischen Infanterie, aus sieben Regimentern von der kaiserlichen Kavallerie, aus dem polnischen Korps des Fürsten Lubomirsky, und aus sechs Regimentern

sächsischer Kavallerie zusammengesetzt. Diesen Flügel kommandirte der Herzog von Lothringen. Die Sachsen standen unter dem Befehle ihres Kurfürsten Johann Georg.

Am neunten September war das ganze vereinigte Heer in Bewegung. Vielfache Schwierigkeiten, besonders in Ansehung des Terrains, mußten besiegt werden. Die Deutschen und Polen hatten Berge, Thäler, enge und hohle Wege zu passiren, verschanzte Dörfer einzunehmen, und andere Hindernisse zu überwinden, ehe es zum eigentlichen Treffen kommen konnte. Das Glück begünstigte ihre Pläne, und am dritten Tage erreichte ein Theil der Armee glücklich den Kahlenberg. Von dem Gipfel desselben hatten die Christen, etwa eine Stunde vor angebrochener Nacht, den prächtigsten aber fürchterlichsten Anblick: eine unabsehliche Ebene, und alle Inseln der Donau, welche mit Zelten bedeckt waren, deren Pracht sich mehr für ein Lustlager, als für den Krieg schickte; eine unzählbare Menge Pferde, Kameele und Büffel; zweimalhunderttausend Mann in voller Bewegung: Heerden von Tartaren, welche in ihrer gewöhnlichen Unordnung am Fuße des Berges sich zerstreut hatten; das unaufhörliche und entsetzliche Feuer der Belagerer und der Belagerten; endlich eine große Stadt, die man nur an den Spitzen ihrer Thürme und dem Rauch und Feuer, worin sie standen, erkannte.

Die Belagerten wurden von der Gegenwart der, zu ihrer Rettung anrückenden Armee, durch Raketen und andere Zeichen benachrichtiget. Um sich von der Freude, die dieß in der Stadt erweckte, einen Begriff zu machen, muß man selbst alles Elend einer langen Belagerung empfunden haben, und in der Lage gewesen sein, mit den Seinigen entweder den Tod durch das Schwert eines unbarmherzigen Ueberwinders, oder die Sklaverei in einem fremden Lande zu erwarten. Der Blick der Freude wurde aber bald wieder durch die Furcht verdunkelt, daß Kara Mustapha die Palme des Sieges an sich reißen könnte. Diese Besorgniß hatte der kriegserfahrne Johann Sobiesky nicht. Als er die Stellung des Großveziers recognoscirt hatte, sagte er zu den deutschen Generalen: „Der Mann hat sich schlecht gelagert; er versteht das Kriegswesen nicht; wir werden ihn unfehlbar schlagen."

Der zwölfte September war der Tag, welcher entscheiden sollte, ob das westliche Kaiserreich mit dem östlichen vereinigt werden, vielleicht gar, ob Europa ein christliches Land bleiben sollte? Zwei Stunden vor Anbruch des

Tages verrichteten der König, der Herzog von Lothringen und mehrere Generale ihre Andacht, während die Türken den Gott Abrahams mit wiederholtem Allah! Allah! anriefen. Dieses Geschrei verdoppelte sich beim Aufgang der Sonne, als die christliche Armee mit langsamen und gleichen Schritten, geschlossenen Gliedern und vorangehenden Kanonen vom Berge herab kam.

Der Großvezier hatte den Tartaren Befehl gegeben, alle Gefangenen, die sich auf dreißigtausend beliefen, niederzuhauen. Dann ließ er seine Truppen schleunig gegen den Berg marschiren, und gab zugleich Befehl zu einem Generalsturm auf Wien. Inzwischen rückten die Christen den Berg herunter in die Ebene, die ein ungeheures Amphitheater bildete, und die Türken ihnen entgegen den Berg hinan, worauf die Schlacht bald ihren Anfang nahm. Die erste Linie der christlichen Armee, welche aus kaiserlichen Grenadiers und sächsischer Infanterie bestand, that den Angriff mit einer so ungestümen Hitze, daß sie der Reiterei Platz machte, welche in den Zwischenräumen der Bataillone sich stellte. Der König, die Fürsten und Generale, welche sich nach der Fronte begaben, fochten bald bei der Kavallerie, bald bei der Infanterie. Die sächsische Infanterie unterstützte die kaiserlichen Grenadiere mit solchem Nachdruck, daß der Feind zwischen zwei Feuer kam. Der Platz dieses ersten Gefechtes, zwischen der Ebene und dem Berge, war von Weinbergen, Anhöhen und Thälern unterbrochen. Der Feind, welcher sein grobes Geschütz am Eingang der Weinberge zurückgelassen hatte, litt sehr stark von dem Feuer der Christen. Da die Fechtenden auf dem unebenen Boden sich sehr vertheilen mußten, so schlugen sie sich mit großer Wuth bis gegen Mittag. Die Polen bemächtigten sich einer Anhöhe, und faßten die Türken in die Seite, welche, von den Sachsen von einem Hügel zum andern getrieben, sich jetzt nach der Ebene zurückzogen, und vor ihrem Lager wieder aufstellten.

Ermuntert durch die errungenen Vortheile, fing die christliche Armee bereits an Victoria zu rufen, und wirklich wurde die Ebene der Schauplatz des glänzendsten Triumphes. Siebenzigtausend Mann rückten Nachmittags um zwei Uhr gegen das türkische Lager an, um zweimalhunderttausend Feinde zu bekämpfen. Beide Heere blieben eine Weile ohne Bewegung stehen, die Christen still, die Türken aber mit verdoppeltem Geschrei unter dem Schalle der Trompeten. In diesen fürchterlichen Augenblicken wurde in der Mitte der Ungläubigen eine rothe Fahne, und neben derselben Mahomeds grü-

Standarte, das Heiligthum der Muselmänner, aufgerichtet. Der tapfere Johann Sobiesky gab der polnischen Kavallerie Befehl zum Angriff, und diese drang, den Säbel in der Faust, gerade auf den Großvezier los, dessen Standplatz durch die Standarte bezeichnet wurde. Die ersten Glieder wurden sogleich über den Haufen geworfen, und die Polen drangen selbst bis zu den Spahis durch, die den Großvezier in großer Menge umgaben. Die Spahis thaten tapfern Widerstand, alle übrigen aber, Wallachen, Moldauer, Siebenbürger, Tataren, und selbst die Janitscharen zeigten keine Lust zu fechten. Nachdem die Spahis von der polnischen Reiterei in Unordnung gebracht und zerstreut waren, verschwand die große Standarte. Der Großvezier nahm die Flucht, und machte dadurch den Schrecken allgemein. Dieser verbreitete sich vom Mittelpunkt bis zu den Flügeln, welchen von allen Divisionen der christlichen Armee zugleich heftig zugesetzt wurde. Endlich fielen die deutschen Husaren dem Feind in die Flanken, und dies gab dem Treffen den Ausschlag. Die Polen drangen in den vornehmsten Theil des türkischen Lagers ein, und hieben alles nieder, was ihnen entgegen kam. Dann setzten sie dem fliehenden Großvezier nach, und hieben bei Enzersdorf noch über fünftausend Türken nieder. Viele ertranken in der Donau, weil ihnen der kaiserliche General Dürrwald den Weg versperrt hatte. Die einbrechende Nacht sowohl, als der Mangel an Lebensmitteln hinderte die weitere Verfolgung der fliehenden Feinde. Schon hatten sich die Soldaten seit zwei Tagen mit Wasser und Brot genau behelfen müssen; auch fehlte es an Fütterung für die Pferde.

Den wichtigsten Antheil an dem entscheidenden Siege und dem Entsatze der Kaiserstadt hatte der König von Polen, und nach ihm der Herzog von Lothringen, einer der tapfersten Krieger jener Zeit. Der edelmüthige Johann Sobiesky erhöhete den erworbenen Ruhm durch die Bescheidenheit, mit der er die Ehre des Sieges von sich ablehnte, und sie den sächsischen und baierischen Hilfstruppen, und den einsichtsvollen Dispositionen des Herzogs von Lothringen zuschrieb. Auch Graf Stahremberg, der Kommandant der belagerten Stadt, verdiente den Ruhm des Helden und einsichtsvollen Beschützers. Verwundet schon bei der ersten Eröffnung der Laufgräben, ließ er sich auf die Festen tragen, brachte die Nächte auf der Burgwache zu, und war überall gegenwärtig, wo seine Hülfe zu irgend etwas war, oder

wo seine Gegenwart den Muth beleben konnte, den die Ansichten von außen sehr niederschlagen mußten. In dieser rastlosen Hingebung, und bei so unverhältnismäßigen Gegenmitteln zu Allem entschlossen, hielt er bis zum standhaft erwarteten Entsatz die siebenundsechzig Tage aus, welche die Belagerung gedauert hatte, und fügte dem überlegenen Feinde immerwährend einen namhaften Verlust zu.

Zur Niederlage und Flucht der Türken trug ihre Muthlosigkeit und ihr Unwille gegen den Großvezier nicht wenig bei. Er hatte die Besorgung des Proviants selbst übernommen, theilte aber die Lebensmittel mit solcher Kargheit aus, daß er sich einen allgemeinen Haß zuzog, so wie ihm auch mehrere seiner Befehlshaber feind waren. Auch ließ er die ganze Gegend vor Wien durch die Tartaren verwüsten, und raubte dadurch seiner Armee selbst den Unterhalt, so daß sie zuletzt Mangel litt.

Da nun wenn Ihr Abends kein Türke mehr um Wien zu sehen war, so rückte die siegende Armee in das feindliche Lager ein, und brachte in demselben die Nacht zu. Es ist unglaublich, welche Menge von Gezelten, Lebensmitteln, Pferden, Kameelen und Ochsen, und welche Schätze an Geld, verschiedenen Geräthschaften und andern Kostbarkeiten die fliehenden Türken hinterlassen hatten. Die Zahl der Gezelte belief sich auf sechzigtausend, worunter das eben so große und ausgedehnte, als reiche und kostbare Gezelt des Großvezirs mit allen darin befindlichen Baarschaften und Seltenheiten dem Könige von Polen zufiel, dessen Antheil an der gesammten Beute sich ungefähr auf sechzig Tonnen Goldes belaufen haben soll. Die Hauptfahne des Großvezirs sandte der König an den Papst, welcher sie in der St. Peterskirche feierlich aufhängen ließ. Ungarische Ochsen brachte man gegen viertausend, eben so viele Büffel und gegen fünftausend Kameele ein, auch gegen hunderttausend Maaß Früchte.

In der Kriegskasse fand man über zwei Millionen in Golde, und an Kriegsmunition erbeuteten die Sieger ungeheure Vorräthe.

Der Verlust an Mannschaft, den die Türken erlitten hatten, war ebenfalls sehr groß. Nach einem in der Kanzlei des Großveziers gefundenen Verzeichnisse hatten sie, vom Anfange der Belagerung bis zum siebenten September, 18,511 Mann eingebüßt. Rechnet man noch diejenigen hinzu, welche bei [illegible] umgekommen waren, so mag [illegible] vor Wien

erſchlagenen Türken wohl auf ſiebenzigtauſend belaufen haben. Die Chriſten verloren bei dieſer Belagerung und bei dem Entſatze auch nicht wenig Leute. Die vereinigte Armee zählte an 4000 Todte, und in der Stadt waren theils durch den Feind, theils durch Krankheiten gegen 16,000 Menſchen umgekommen. Oeſtreich büßte aber dabei noch über 87,000 Menſchen ein, welche die Türken als Sklaven fortſchleppten. Unter dieſen waren an 6000 Männer, 11,215 Weiber, 14,902 Mädchen, unter welchen ſich 201 Gräfinnen, Baroneſſinnen und Fräulein befanden, ingleichen 56,092 Kinder. Die Zahl der abgebrannten Dörfer und Landhäuſer belief ſich außerordentlich hoch. Dieſen Verluſt konnte die reiche Beute nicht erſetzen, die man im türkiſchen Lager fand.

Am dreizehnten September rekognoscirte der König von Polen mit dem Herzoge von Lothringen und den Kurfürſten von Baiern und Sachſen die feindlichen äußern Werke. Hier empfing ſie der Kommandant Graf von Stahremberg, und begleitete ſie in die Stadt nach der Auguſtinerkirche. Die erſten Freudenergießungen der ſo ſehr geängſtigten, und nun auf einmal befreiten Einwohner der Stadt, ihre auf die mannichfaltigſte Weiſe gegen ihre Erretter an den Tag gelegten Dankgefühle, die wonnevollen und zärtlichen Umarmungen der Heerführer unter einander, laſſen ſich unmöglich treffend genug beſchreiben. Beſonders waren der Herzog von Lothringen und der König von Polen die Abgötter der Wiener, und man hörte gar nicht auf, den herrlichen Einfall eines Prieſters zu loben, der, mit Beziehung auf des Letztern Namen, zum Texte ſeiner Siegespredigt die Worte (Joh. 1, 6.) gewählt hatte: „Und es war ein Menſch von Gott geſandt, der hieß Johannes.“ Der König ließ den eroberten Roßſchweif vor ſich her tragen, und wo er durchzog, tönte ihm ein frohes Vivat entgegen. In der Kirche ſtimmte er ſelbſt das Te Deum an, und begab ſich hierauf in die St. Stephanskirche, das Volk zum Handkuß zu laſſen; Vielen aber ſchüttelte er biedermänniſch die Hand. Dann beſah er, in Begleitung ſeiner hohen Freunde, die innern Feſtungswerke der Stadt, und ließ darauf die Armee aus dem türkiſchen Lager ausrücken, wo ſie wegen des peſtilenzialiſchen Geruches nicht auszudauern vermochte. Die eroberte Artillerie wurde nach der Stadt gebracht, und im Zeughauſe aufgeſtellt.

An der Befreiung der Kaiſerſtadt nahm nicht nur jeder patriotiſche

Deutſche, ſondern ganz Europa den freheſten Antheil. Nur der König Ludwig der Vierzehnte von Frankreich glaubte ſich vom Donner getroffen, als er die Nachricht davon erhielt. Seine Miniſter waren von dem hohen Grade der Beſtürzung, welche dieſelbe bei ihm erwecken würde, ſchon zum voraus ſo ſehr überzeugt, daß es keiner wagen wollte, ihm dieſe unangenehme Neuigkeit zuerſt zu hinterbringen. Wie viel hätte ſich mit der großen Armee, die der eroberungsſüchtige König damals in marſchfertigem Stande hatte, nicht ausrichten laſſen, wenn die Kaiſerſtadt in die Hände der Ungläubigen gefallen wäre! Da nun ſeine Hoffnung vereitelt war, konnte er doch nicht umhin, dem Kaiſer wegen der glücklich abgewendeten Gefahr ſeine Theilnahme bezeugen zu laſſen. Aufrichtiger war die Freude des frommen Papſtes Innocenz des Elften. In heißer Andacht lag er während der Belagerung, Tag und Nacht auf den Knieen, und flehte mit Thränen zu Gott um Beiſtand und Errettung. Nach dem Entſatze ſchrieb er an den Grafen von Stahremberg einen beſondern Brief, worin er ihm die größten Lobſprüche ertheilte.

Hirſchfeld.

Aus dem Leben Peter des Großen.

Peter hatte zu Moskau von einem Advokaten gehört, der für den geſchickteſten und berühmteſten in Führung der Prozeſſe gehalten wurde. Man erzählte von dieſem Manne, daß er die alten Geſetze und Herkommen ſowohl, als die längſt gegebenen Ukaſen der Zaren auf das genaueſte im Kopf hätte, und öfters in den Gerichtsſtuben die Richter ſelbſt in den Geſetzen zurecht weiſe, wenn es auch auf ſeine Koſten oder zum Nachtheil der von ihm betriebenen Sache gereichte. Er ſollte dabei zu erklären pflegen, daß er lieber nach Geſetz und Recht ſeinen Prozeß verlieren, als mit Unrecht gewinnen wollte.

Das war ein Mann für Peter. Er wollte ihn kennen lernen, ließ ihn einigemal zu ſich rufen, ſprach mit ihm über verſchiedene verwirrte Rechtshändel und fand an ihm einen Mann von tiefſter Einſicht, gründlichſter Beurtheilungskraft und voller Rechtſchaffenheit. Darauf entſchloß ſich der Zar

ihn unvermuthet in seine Dienste zu nehmen und sogleich von einem gemeinen Advokaten zum Oberrichter oder Gouverneur des Novogorodschen Gouvernements zu ernennen; mit der ausdrücklichen Erklärung: Seine Zarische Majestät hegten das Vertrauen zu seiner Gerechtigkeitsliebe nicht weniger als zu seiner Rechtskenntniß, daß er den vielen dortigen Chicanen und Prozessen abhelfen und weder durch Ansehung der Personen, noch durch Geschenke sich von der unverzögerten Rechtspflege abhalten lassen werde. Der neue Oberrichter versprach, dem allergnädigsten Vertrauen zu entsprechen, sein Amt treulich zu verwalten und hielt auch eine ziemliche Zeitlang Wort zum größten Vergnügen des Zaren.

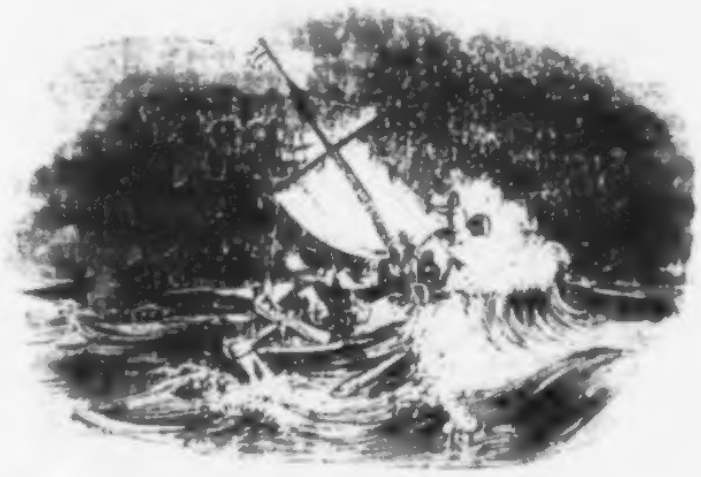
Nach einigen Jahren indeß entstand das Gerücht von ihm, daß er öfters Geschenke nehme und offenbare Ungerechtigkeiten begehe. Die Klagen drangen bis zu dem Thron. Peter, der seinen Mann besser zu kennen sich schmeichelte, hielt die Klagen erst für Verläumdungen. Sie vermehrten sich aber durch einige bedenkliche Fälle dermaßen, daß sie den Zar nöthigten, eine Untersuchung anzustellen. Der Monarch fand sich von der Wahrheit der Angaben überzeugt, erkannte in der That, daß sein Günstling Geschenke angenommen und seine Urtheile habe erkaufen lassen. Als Peter ihn deßhalb hart anließ und ihn seiner Verbrechen überführte, bekannte er, daß er sich allerdings manchmal durch das angebotene Geld habe blenden lassen, unter dem Schein Rechtens, ein falsches Endurtheil zu sprechen. Das hätte ich dir nimmermehr zugetraut, sagte der Zar: was hat dich dazu bewegen können? Nichts anders, antwortete der schuldige Oberrichter, als weil ich sah, daß ich bei meinem bloßen Gehalte für alle meine Mühe und Arbeit weiter nichts als mein kümmerliches Auskommen genoß, für meine Frau und Kinder nichts erwerben und wie ehemals bei meinem reichlichen Einkommen zurücklegen, ja nicht einmal so gut leben konnte, wie andere meines gleichen, ohne mich und meine Familie in Schulden zu stecken. — Wie viel glaubst du denn zu brauchen, daß du genug und nicht nöthig hast, Geschenke zu nehmen und um Geldes willen Ungerechtigkeiten zu begehen, versetzte der Zar. Wenigstens noch einmal so viel als meine jetzige Besoldung beträgt, antwortete der Oberrichter. — Willst du damit vollkommen zufrieden sein, fragte der Zar, dein Amt getreulich verwalten und niemals mehr Geschenke nehmen, oder auf andere Weise dein Amt mißbrauchen? Vollkommen, allgnädigster

Herr! antwortete der Oberrichter, ich unterwerfe mich der härteſten Strafe, wenn man mich eines ungerechten Ausſpruchs um Geldes willen überführen oder darthun kann, daß ich Geſchenke angenommen hätte. Wohlan! verſetzte der Zar, dießmal will ich dir vergeben. Doppelten Gehalt mache ich dir hiemit aus, und noch die Hälfte darüber, damit du dein Amt redlich und mit Gerechtigkeit verwalteſt. Doch werde ich von nun beſtändig genaue Acht auf dich haben und dich im Wiederholungsfalle unfehlbar hängen laſſen.

Der vergnügte Oberrichter dankte Sr. Majeſtät fußfällig, pflegte Recht und Gerechtigkeit nach aller Strenge und verwaltete ſein Amt einige Jahre ohne den geringſten Vorwurf. Endlich vergaß er doch wieder ſeine Pflicht, nahm wieder Geſchenke und ließ ſich mehrfache Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen. Der Zar ließ ihn auf erhaltene Kunde gefangen nehmen, Gericht über ihn halten, überführte ihn ſeiner Verbrechen, und ließ ihm darauf ſagen: da er ſein Wort nicht gehalten habe, ſo halte der Zar das ſeinige; und ließ ihn hängen. —

Einſt hatte der Monarch die fremden Miniſter an ſeinem Hofe einladen laſſen, mit ihm eine Luſtfahrt nach Kronſtadt zu machen, wo er ihnen einige neue Anlagen und einen Theil ſeiner zum Auslaufen bereit liegenden Flotte zeigen wollte. Sie begaben ſich mit Peter an den Bord eines holländiſchen Buyers, den der Zar ſelbſt ſteuerte. Als ſie ſich etwas über den halben Weg im finniſchen Meerbuſen befanden, ſtellte ſich ein ziemlich widriger Wind von Weſten ein. Der Zar nahm auch auf dem fernen Horizont Nebel und aufſteigendes Gewölke wahr, woraus er ſeiner Reiſegeſellſchaft einen baldigen Sturm ankündigte. Die Meiſten geriethen dadurch um ſo mehr in Furcht, da ſie wahrnahmen, daß der unverzagte Steuermann, Peter, die Hälfte der Segel einziehen ließ, und den Matroſen zurief, auf ihrer Huth zu ſein. Einige von der Geſellſchaft, welche ſahen, daß der Buyer wegen widrigen Windes mehr rückwärts gegen Petersburg, als vorwärts gegen Kronſtadt getrieben, und von dem Zar nur zum Laviren bald auf dieſe, bald wieder auf jene Seite gelenkt wurde, ſchlugen Sr. Majeſtät vor, ob Sie nicht lieber zurück nach Petersburg, oder wenigſtens in der Nähe nach Peterhof einlaufen wollten? Sie bekamen aber von dem Zar, der die Gefahr noch lange nicht ſo

groß wie sie, und die Rückkehr für eine Schande erachtete, nichts anders zur Antwort, als: Seid nicht bange! Der Sturm mit einem schrecklichen Donnerwetter zeigte sich indeß bald in voller Heftigkeit, die Wellen schlugen häufig über Bord, und der Zuyer schien in den Abgrund gestürzt zu werden. Die Lebensgefahr wurde augenscheinlich, und die Todesangst war in aller, nur nicht in Peters und seiner Seeleute Gesichtern, zu lesen. Indem er mit dem Steuerruder und mit dem Zurufen an die Matrosen in voller Beschäftigung war, gab er nicht einmal auf die öftere Anrede und Bitte der ausländischen Gesandten acht, bis endlich einer von ihnen voller Angst zu ihm sagte: „Ich bitte Ew. Majestät um Gottes willen, zurück nach Petersburg oder nach der nächsten Küste von Peterhof zu steuern, und zu bedenken, daß ich von meinem Könige nicht nach Rußland gesendet worden bin, um mich da ersäufen zu lassen. Kommt ich hier um, wie es augenscheinlich ist, so werden es Ew. Majestät bei meinem Hofe zu verantworten haben." Der Zar konnte sich hierüber in der größten Gefahr kaum des Lachens enthalten, und antwortete dem Gesandten mit größter Gelassenheit: „Mynheer van V., wenn Sie ersaufen, so ersaufen wir alle mit, und da wird ihr Hof von Niemand Rechenschaft fordern."



Da der erfahrne Steuermann Peter indessen die Unmöglichkeit, länger gegen Sturm und Wellen zu kämpfen einsah, lavirte er nach der Seite, zog sich glücklich aus dem Sturm, und lief endlich im Hafen seines Lustschlosses Peterhof ein; hier belebte er seine Reisegesellschaft wieder mit einer Abend-

mahlzeit und reichlichen Pokalen Ungarweins, und den sie daselbst die Nacht über anbrachen.

Mit Anbruch des Tages fuhr er selber auf seinem Pferde nach Kronstadt, und schickte von da etliche Schaluppen mit zuverlässigen Leuten, seine Gäste abzuholen. —

Peter geizte mit seiner Zeit auf alle mögliche Art. Er konnte sich, wie Titus, über eine Stunde beklagen, die er ohne Nutzen angewandt hatte. Selbst während der Tafel fand er Vergnügen daran, sich über mürrische Gegenstände zu unterhalten. Aus diesem Grunde mußten sich auch jedesmal die Bedienten aus dem Speisezimmer entfernen, wenn sie die Speisen aufgesetzt hatten. „Diese Leute, sagte der Monarch, stehen einem blos im Maul, sie verdrehen die Worte, die man geführt hat, und breiten sie ganz verkehrt unter dem Volke aus."

Eine solche platonische Mahlzeit gab der Monarch unter andern im Jahr 1711 den angesehensten Männern seines Hofes. Die Rede kam auf die Thaten seines Vaters und auf die großen Hindernisse, die ihm der Patriarch Nikon in den Weg gelegt hatte. Jeder ließ seine Meinung darüber hören, und unter Andern der Graf Muskin Puschkin, welcher die Thaten Peters I. bis zum Himmel erhob und alles herabsetzte, was sein Vater gethan hatte. „Wenn auch, sagte dieser Graf, große Dinge unter des Alexei Michaelewitsch Regierung geschahen, so hatten Morosow und andere geschickte Männer mehr Antheil daran als der Zar."

Der Monarch hörte diese Rede mit vielem Unwillen an und äußerte dieß durch folgende Worte: „Du beleidigst mich durch den Tadel meines Vaters und durch das heuchlerische Lob, das du mir ertheilst, weit mehr als du glaubst." Er stand jetzt vom Tische auf, stellte sich hinter Jakob Fedorowitsch Dolgorucky's Stuhl und sagte zu ihm: „Vetter, ich weiß, daß du oft sehr heftig gegen mich sprichst, so daß ich bisweilen außer mich komme, aber ich bin überzeugt, daß du mich wirklich liebst, und daß du die Wahrheit redest. Ich bin dir dafür auch sehr viel Dank schuldig und ich bitte dich jetzt, mir ohne Heuchelei zu sagen, was du von meinem Vater und von mir denkst."

Der ruſſiſche Cato dachte einige Augenblicke über das nach, was er zu ſagen hatte, ſtrich ſich ſeinen langen Knebelbart, und ſprach darauf zum Zar: „Deine Frage, Monarch, verlangt eine ausführliche Beantwortung. In manchen Stücken gebührt deinem Vater, in manchen dir der Vorzug. Die Handlungen der Fürſten können nach drei Rückſichten beurtheilt werden. Die Hauptrückſicht iſt die Gerechtigkeitspflege, und hierin hat dein Vater mehr gethan als du. Er ließ ein Geſetzbuch verfaſſen, nach welchem die Richter noch jetzt Ausſprüche thun. Indeſſen zweifle ich nicht, daß du auch hierin deinen Vater übertreffen könnteſt, wenn du dich mit dieſen Gegenſtänden beſchäftigen wollteſt. Die zweite Rückſicht iſt das Kriegswesen. Dein Vater hat hierin ſehr viel für Rußland gethan, er hat dir den Weg für deine Kriegsmacht gebahnt: du haſt bloß vervollkommnet, was dein Vater angefangen hat. Wenn du nicht ſo viele Siege erfochten hätteſt, ſo würde es zweifelhaft ſein, ob hierin dir oder deinem Vater der Vorzug zukomme. Die dritte Rückſicht iſt die Seemacht. Hierin wird Niemand deine Verdienſte verkennen, hier biſt du weit über deinen Vater erhaben."

Der große Monarch hörte dieſe Worte mit vieler Aufmerkſamkeit an. Er küßte den freimüthigen Redner und ſprach zu ihm mit den Worten des Heilandes: „Du frommer und getreuer Knecht, du biſt über Wenigem getreu geweſen, ich will dich über Viel ſetzen."

Züge aus dem Leben der Königin Luiſe von Preußen.

Ungemein glücklich und gewandt war die hohe Frau im Zurechtſtellen und Wenden verunglückter Gedanken und Ausdrücke, ſobald ſelbige in ihrer Gegenwart hörbar, und dann zur Beſchämung derer, von welchen ſie ausgegan-

gen, verlacht und bespottet wurden. Hohn, — freilich mit das Entsetzlichste, was es für ein ehrliebendes Herz giebt, — verletzte, Anderen zugefügt, sie unmittelbar, und wurde von ihr gewiß immer vergütet. Sie liebte das nahe gelegene freundliche Freienwalde und weilte gern unter den Buchen und Erlen dieses angenehmen Brunnen- und Badeortes. Bei ihrer Anwesenheit daselbst, nach dem sie mal nach aufgehobener Tafel mit besonderem Wohlgefallen Kaffee getrunken hatte, reichte sie die leere Tasse dem dastehenden Laquaien zurück, mit den Worten: „Man trinkt doch nirgends besseren Kaffee, als in Freienwalde;" worauf der Diener bemerkte: „Ja, Ihro Majestät! das macht das moralische Wasser."

Ein lautes Gelächter erfüllte darauf den Saal, und der arme Mensch stand beschämt und verwirrt da, nicht wissend, wie ihm geschehen. Die Königin, sanft lächelnd, nahm aber das Wort: „Ich glaube, wir haben unsern guten Heinrich (ein alter redlicher, wegen seiner Treuherzigkeit dem Könige und der Königin werther Diener) nicht verstanden; mir will's scheinen, als ob er eine ernste Wahrheit gesagt hätte. Wer mit Nutzen und Erfolg eine Brunnen- und Badekur gebrauchen will, der muß einfach, mäßig und still leben, so daß das mineralische Wasser ihm zugleich ein moralisches werde. Lieber Heinrich, ich bitte um ein Glas mineralisch-moralisches Wasser!" und dann zu dem anwesenden Brunnen-Prediger Heyne sich wendend: „Nicht wahr, Herr Prediger, so verstehen Sie es auch?" Der alte Heinrich aber richtete nun sein Haupt wieder empor und meinte: „Niemand versteht mich doch besser, als unsere gute Königin."

Der König pflegte jeden Morgen, nach gehaltenem Vortrag im Cabinet, wenn auch nur auf Augenblicke, im Wohnzimmer der Königin sich aufzuhalten und mit ihr, am Liebsten frisches Obst, zu frühstücken. Beim Hereintreten bemerkt er einmal auf ihrem Nähtischchen eine hübsche Haube, die ihm neu schien. Lächelnd fragt er nach dem Preise. „Es ist nicht immer gut, erwiedert scherzend die Königin, wenn die Männer wissen wollen, was der Putz der Frauen kostet; sie verstehen das nicht, und finden dann Alles zu theuer." „Aber Du kannst mir doch wohl sagen, was diese Haube kostet;

möchte es gerne wissen!" „O ja! ich habe eine wohlfeile gewählt; sie kostet nur 1 Thaler." „Nur? Erschrecklich viel Geld für so ein Ding!" und indem der König, am Fenster stehend, fortfährt zu sinnieren, bemerkt Er einen vorübergehenden Garde-Invaliden, dem er winkt und ihn heraufruft. Wie derselbe eingetreten, sagt der König zu ihm: „Die Dame, welche da auf dem Sopha sitzt, hat viel Geld; denn, was meinst Du wohl, alter Camerad, was sie für die Münze gegeben, die da auf dem Tische liegt? Darfst Dich aber nicht blenden lassen von dem schönen Rosabande." Der alte Kriegsmann, mersahren in solchen Dingen, zuckt mit den Achseln, und spricht endlich lakonisch: „Na, die wird wohl einige Groschen kosten!" „Da hörst Du's!" fährt der König fort „Ja, was Groschen! Vier Thaler hat sie dafür bezahlt. Nun geh mal hin und laß Dir von der schönen Frau eben so viel geben." Lächelnd den König ansehend, öffnet sie flugs ihre Börse und legt dem sachte herangetretenen Soldaten in die vorgehaltene Hand vier blanke Thaler. „Aber," fügt sie dann mit einem schalkhaften Blick hinzu, „sieh' mal, der hohe Herr, der da am Fenster steht, hat viel mehr Geld, als ich; Alles, was ich habe, habe ich nur allein von ihm, und er giebt gern. Nun gehe auch zu ihm hin, und laß dir das Doppelte, acht Thaler geben." Mit fröhlichem Auflachen sieht die Königin auch diese Spende aus den zum Geben immer offenen Händen des jetzt freilich, achselzuckend lächelnden, langsam zahlenden Königs erfolgen und wünscht dem vergnügten Veteran Glück. Dieser hat das glücklichste Gesicht gemacht und hört noch, wie er schon das fürstliche Zimmer verlassen, da drinnen den lauten fröhlichen Scherz

Bei einem glänzenden Militair-Maskenfeste, welchem der König und die Königin mit Ihrem Hofstaat in der Hof- und Garnisonkirche zu Potsdam beiwohnten, kam eine würdige und bedauernswerthe Frau aus der Gemeinde zu spät und konnte in der überfüllten Kirche nirgends mehr ein Plätzchen finden. Unbekannt mit der Lokalität, gerath sie in den Gang, der zur Loge der Königin führt, und öffnet, dies nicht ahnend, die Thür derselben. Erstaunt über die glänzende Versammlung, die sie in Andacht sehen auf den vorragenden Gesimsen gerichtet hier erblickt, will sie zurücktreten, als sie,

freundlich gewinkt von einer Hofdame, still und demüthig, ihrem anspruchslosen Charakter treu, in der hintersten Reihe Platz nimmt. Aber damit hatte sie über ihr schuldloses Haupt ein schweres Unwetter gebracht; denn nach geendigtem Gottesdienste, als die Königin die Loge zuerst verlassen, trat der Ober-Ceremonienmeister v. K., kraft seines Amtes, mit allen Ausdrücken des Unwillens und Zornes zu der gedemüthigten Frau hin, mit einem Strome von Vorwürfen: „wie sie sich hätte unterstehen können, unanständigerweise in die Loge Ihrer Majestät der Königin sich zu drängen, und damit eine unverzeihliche Unschicklichkeit zu begehen!“ Alle Versicherungen, daß dies ohne Absicht, zufällig, geschehen sei, alle Bitten um Verzeihung halfen auch da nicht, als sie den Namen und Stand ihres Mannes genannt: sie wurde behandelt, wie wenn sie sich des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig gemacht hätte. Erstaunt und in Thränen kam sie zu mir und klagte mir ihre Noth, am meisten gequält von dem Gedanken, daß es scheinen könne, als habe sie die Ehrfurcht vor der Königin, die sie doch so tief und aufrichtig verehre, unverzeihlicherweise aus den Augen gesetzt. Als sie nun so weinte und klagte, trat ein Kammerherr des Königs, Graf von Brühl, herein, mir zu sagen: „die Königin wünsche mich zu sprechen, und wo möglich sogleich.“ Als ich mich in das Audienz-Zimmer verfügte, kam mir die Königin raschesten Schrittes mit den Worten entgegen: „Aber ich bitte Sie um's Himmelswillen, was ist in Ihrer Kirche geschehen?“ „Ich eben habe ich mit Unwillen gehört, wie eine würdige Frau der Gemeinde von dem Herrn v. K. verunehrt worden ist.“ „Warum?“ „Sollte man's glauben, darum, weil sie in meiner Loge während des Gottesdienstes Platz genommen hat. Man weiß, wie der König und ich über das Hof-Ceremoniel denken. Ganz läßt es sich auch nicht vermeiden; aber man sollte doch einen Unterschied machen! Und das nun vollends in der Kirche!“ Ich bin trostlos darüber, wiewohl ich's nicht verschuldete. Ich bitte Sie, machen Sie es wieder gut. Essen Sie diesen Mittag bei uns auf der Pfauen-Insel und bringen Sie mir die Versöhnung, daß die würdige Frau wieder zufriedengestellt ist. Morgen aber kommen Sie mit ihr zu mir und ich werde mich freuen, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.“

Gehrt

Züge aus dem Leben des Johann Friedrich Oberlin,

gewesenen Pfarrers im Steinthal bei Straßburg.

Johann Friedrich Oberlin wurde am 31sten August 1740 zu Straßburg geboren. Sein Vater, ein trefflicher Gelehrter, war Professor am Gymnasium daselbst; sein älterer Bruder ist der allgemein anerkannte Alterthumsforscher Oberlin gewesen. Der Vater Oberlin war ein Mann voll Gottesfurcht, und zugleich voll kindlich heitrer Laune. Mit seinen Kindern — ihm hatte seine Gattin neun geboren, und darunter sieben Söhne — konnte er wie ein frohes Kind spielen; schnallte sich, wenn er am Donnerstag Abends im Sommer mit ihnen auf dem Familiengütlein zu Schiltigheim war, eine Trommel an, stellte die Buben in eine Linie, und ließ sie exerciren. Aber so kindlich der Alte mit seinen Knaben zu spielen wußte, so männlich ernst wußte er sie auch, überall wo es galt, an unbedingten Gehorsam zu gewöhnen. Ein Nachbar kam einmal herein, als der Alte mit seiner Kinderschaar bei Tische saß, und wollte den Vater Oberlin sogar bedauern, daß er sieben so feurige, muntere Buben habe. „Ich," so fügte er hinzu, „habe nur zwei, und diese sind eben so viele Nägel an meinem Sarge." — „Mein lieber Nachbar," antwortete Vater Oberlin, „das sind mir die meinigen nicht, denn sie haben gehorchen gelernt, und thun es gern. Und wenn jetzt der Tod hereinkäme, und wollte mir eines von den Neunen nehmen (hier zog er seine Mütze ab und warf sie gegen die Thür), ich würde ihm sagen: Kerl, wer hat dir denn weiß gemacht, daß ich eines zu viel hätte?"

Ein Hauptbedürfniß für die Bewohner des Steinthals war die Anlegung einer Straße, welche ihre Gegend mit der Hauptstraße und den angrenzenden Ortschaften in Verbindung setzte. Der Regierung war es nicht zuzumuthen, und von ihr war es nicht zu erwarten, daß sie nach einem so abgelegenem Gebiet hin sollte eine Straße bauen lassen. Da rief Oberlin eines Tages seine Bauern zusammen. „Kinder," sagte er, „es ist nöthig, daß wir durch unser Steinthal bis zu der nicht gar weit entfernten Hauptstraße eine Seitenstraße anlegen, und eine Brücke über die Breusch bauen." Die Bauern staunten mit offenem Munde den Pfarrer und sich untereinander an, und sagten einmüthig, das ginge unmöglich, sie hätten andere Sa-

chen zu thun, als Straßen zu bauen. — „So," sagte der Pfarrer, „wie es jetzt ist, seid ihr, einen großen Theil des Jahres hindurch, von der ganzen übrigen Welt abgeschieden. Nicht einmal im Sommer kann sich ein Fuhrwerk zu euch herauf getrauen. Bauet ihr eine Straße, so könnt ihr euere Landeserzeugnisse leichter absetzen, und das ganze Jahr hindurch den Umgang anderer Leute genießen." — „Das geht unmöglich an, Herr Pfarrer," antworteten die Bauern. — „Wer also will, der folge meinem Beispiel," sagte der Pfarrer, „und gehe mit hinaus, ich will's euch zeigen, wie man eine Straße bauen muß." — Oberlin, in seinem alten Rock, nahm eine Pickelhaue auf die Schulter und ging voraus, und siehe da, die Bauern eilten jeder in sein Haus, und folgten, der eine mit einer Schaufel, der andere mit Spaten, der dritte mit Pickel und Brecheisen, dem Pfarrer nach. Bei diesem war der ganze Plan schon längst überlegt und ausgedacht; er stellte gleich einen jeden an seinen Ort, und legte selber mit seinem Knechte, gerade da, wo die Arbeit am beschwerlichsten und gefährlichsten erschien, rüstig die Hand an. Die Bauern arbeiteten mit dem Pfarrer bis zum Mittag und dann wieder bis zum Abend, und so war der Straßenbau begonnen, und nach wenig Monaten auch vollendet. Bald war auch über die schäumende Breusch von dem Pfarrer im Steinthal und seinen Bauern die Brücke erbaut, welche den Namen pont de charité trägt, und die Verbindung mit der Hauptstraße vollends bewerkstelligt. Jetzt wurden nun auch durch die einzelnen Theile des Steinthales selber Steinwege angelegt. Die Kirche des einen Ortes war so gelegen, daß bei feuchter Witterung die Kirchengänger nur durch einen See von Schmutz und Schlamm zu ihr gelangen konnten. Oberlin empfahl es, daß Jeder, der zur Kirche ginge, einen Stein mit sich bringen, und außen zur Begründung eines festen Weges niederlegen sollte, und ging dabei selber mit gutem Beispiel voran.

Die Uebermacht des Christenthumes über die Furcht des Todes zeigte sich an unserm Oberlin ganz besonders während der Schreckenszeit der französischen Revolution.

Damals kam selbst in das einsame Steinthal der Befehl der neuen Regierung: die gewöhnliche gottesdienstliche Feier solle aufhören; die Gemeinden sollten sich einen Präsidenten wählen, dieser einen Bruder Redner ernennen, und dann sollten an gewissen Tagen Versammlungen gehalten wer

den, bei denen der Bruder Redner gegen die Tyrannen sprechen, und mit der Gemeinde sich über die Mittel berathen solle, die Tyrannen abzuschaffen. Selbst im Steinthal fehlte es nun wohl damals nicht an mehreren solchen, denen diese neue Sache gar verführerisch neu und anlockend vorkam, und die auch gerne das mit und nachgemacht hätten, was die große Nation ihnen vormachte.

Der Pfarrer Oberlin ließ demnächst seine Gemeinde unter der Linde zusammenkommen. Er las ihr das eingegangene Schreiben vor, und fügte hinzu, das sei der Befehl ihrer welschen (so nannten die deutschen Bewohner des Steinthals die Franzosen) Regierung, und da es die Obrigkeit geböte, müsse man auch gehorchen. Er hielte es für gut, auch heute gleich zu den nöthigen, vorläufigen Berathungen zu schreiten. Zuerst müsse ein Präsident gewählt werden, und da er als der bisherige gewesene Pfarrer des Ortes für heute wohl noch einmal sich das Recht nehmen dürfe, seine Meinung zuerst zu sagen, so gäbe er seine Stimme dem bisherigen Schulmeister des Ortes, und schlage diesen zum Präsidenten vor. Der Schulmeister sträubte sich zwar etwas gegen diese Wahl, aber Oberlin bestimmte ihn bald, sie anzunehmen, und so wurde denn die Wahl des Bruder Schulmeisters zum Bruder Präsidenten einstimmig von den Bauern bestätigt. Jetzt war nun die Reihe an dem Präsidenten, aus der Mitte der Versammlung Jemand zum Bruder Redner zu ernennen. Wer paßte sich aber dazu besser als der bisherige Pfarrer Oberlin! Die Wahl wurde mit lautem Beifallrufen der Versammlung bestätigt.

„Jetzt ist nun die Frage," sagte Oberlin, „welches Haus und welchen Tag wir zu unseren Versammlungen (Clubbs) wählen wollen? Das Haus des Bruder Präsidenten hat nur eine Stube: die Schulstube. Da geht aber kaum die Hälfte von uns hinein, besonders da auch die Weiber werden gern zuhören wollen; im bisherigen Pfarrhause ist auch der Raum gering, und so wüßte ich eben doch im ganzen Steinthale kein schicklicheres Haus zu unseren Clubbs, als die bisherige gewesene Kirche." — Die Bauern gaben hierzu allgemein ihren Beifall. — „Was nun den Tag der Versammlungen betrifft," sagte Oberlin, „so ist der Montag unschicklich, weil da Viele nach Straßburg zu Markte fahren, eben so Mittwoch und Freitag. Ich dächte aber doch, der schicklichste und bequemste Tag zu unseren Versammlungen

wäre der bisherige und geweſene Sonntag, und zwar vorzüglich die Vormittagszeit von 9 Uhr an." — Die Bauern gaben auch hierzu ihren Beifall. Als ſie nun am Sonntage in die Kirche kamen, und, mit ihrer allgemeinen Bewilligung der Bruder Redner die Kanzel zum Rednerſtuhl gewählt hatte, las derſelbe abermals den Befehl der Regierung vor. „Dieſelbe," ſagte er, „will alſo, wir ſollen gegen die Tyrannen reden, und über ihre Abſchaffung uns berathen. Tyrannen ſind nun in der alten Zeit ſolche und ſolche geweſen, und die haben dieß und dieß gethan. Hier in unſerem ſtillen Steinthal haben wir nun freilich keinen dergleichen Tyrannen, es wäre daher vergeblich, gegen einen ſolchen zu ſprechen. Ich wüßte euch aber dennoch Tyrannen zu nennen und zu beſchreiben, die nicht bloß im Steinthal und in euern Häuſern, ſondern ſogar in euern Herzen wohnen. Und gegen dieſe Tyrannen (Laſter, Sünde und alles gottloſe Weſen) will ich alſo hier reden, ſo wie ich euch denn auch das beſte Mittel nennen und beſchreiben will, dieſe Tyrannen abzuſchaffen, welches kein anderes, ewig kein anderes iſt, als das dargebotene Heil in Jeſu Chriſte."

Als der Pfarrer eine Zeitlang fortgeſprochen hatte, ſagte er: „Sollte es nicht beſſer ſein für mich und euch, dazwiſchen auch Eins zu ſingen. Und zwar, da wir keine andere Lieder können, aus unſerem bisherigen Geſangbuche den und den euch Allen wohlbekannten Pſalm."

So ſangen und beteten die Bauern friedlich und in Gott vergnügt mit ihrem Pfarrer, und viele gute Seelen aus der Umgegend, denen dieſe Art der Verſammlung, und das, was da geſprochen wurde, beſſer gefiel als jene Clubbs, die man an anderen Orten hielt, ſammelten ſich um Oberlin und ſeine Steinthaler, und fanden da Erquickung und Troſt in der Zeit jener großen äußern und innern Noth.

G. H. v. Schubert.

Aus dem Leben Joachim Nettelbeck's,
Bürgers zu Colberg, geb. 1738.

Als ich eines Tages an meinem Schiffe baute, kam das Geſchrei zu mir auf die Bauſtelle: Auf dem Pregel am grünen Krahn ſtehe ein Holländi-

ſches Schiff, mit 120 Laſten Hanf geladen, in lichtem Brande. Sofort machte ich mich, ſammt all meinen Schiffszimmerleuten, deren Jeder mit ſeiner Art verſehen war, auf den Platz, und ſah, wie das Feuer klafterlang, gleich einem Pferdeſchweif, hinten durch die Kajüt-Porten emporflackerte. Alle Menſchen, ſoviel ſich deren bereits herbeigemacht hatten, waren damit beſchäftigt, Löcher in das Verdeck zu hauen und von oben hinab Waſſer in den brennenden Raum zu gießen. Offenbar aber gewann dadurch der Brand unterm Deck nur um ſo größern Zug und war auf dieſe Weiſe mit nichten zu dämpfen.

Ein ſo widerſinniges Verfahren konnt' ich nicht lange gelaſſen mit anblicken; und das nur um ſo weniger, da mir das ſchnelle und ſichre Mittel beifiel, dem weitern Unglück auf der Stelle zu ſteuern; wenn nämlich das Schiff, ohne langes Säumen, zum Unterſinken gebracht werden konnte. So packte ich denn flugs den Schiffer am Arm, und ſchrie ihm zu: „Ihr arbeitet Euch ja damit zum Unglück, daß Ihr dem Feuer noch mehr Luft macht. Verſenken müßt Ihr das Schiff! Hört Ihr? Verſenken! Was da lange Beſinnens!"

Es lief aber Alles verwirrt durch einander, und kein Menſch konnte oder wollte in dem Tumult auf mich hören. Da griff ich einen von meinen Schiffszimmerleuten auf; ſprang mit ihm in das Boot, welches zum brennenden Schiffe gehörte und demſelben zur Seite lag, und zeigte ihm eine Planke, dicht an und über dem Waſſer, wo er in Gottes Namen ein Loch durch's Schiff hauen ſollte. „Das laß ich wohl bleiben!" war ſeine Antwort — „Ich könnte ſchlimmen Lohn dafür haben!"

Dieſer Widerſtand erhitzte mich noch mehr. Ich riß ihm die Art aus den Händen, und bedachte mich keinen Augenblick, ein ganz hübſches Loch hart überm Waſſerſpiegel durchzuhappen. Als ich den guten Erfolg ſah, legte ich mich auf den Bauch und hieb immer tiefer einwärts, bis endlich das Waſſer ſtromweiſe da durch und in den Schiffsraum drang. Das eben hatte ich gewollt; und nun eilte ich ſpornſtreichs aus dem Boote auf das Verdeck, wo ſich hundert und mehr Menſchen drängten, und ſchrie: „Herunter vom Schiff, was nicht erſaufen will! In der Minute wird's ſinken!"

Anfangs hörte man mich nicht; da ich es aber immer und immer wiederholte, und zugleich auch das Schiff begann, ſich ſtark auf jene Seite zu

neigen, ſo kam auf einmal der Schrecken unter die Leute; Alles lief nach dem Lande, in banger Erwartung, was weiter geſchehen würde. In der That legte ſich das Schiff ſo gewaltig ſeitwärts, als ob es umfallen wollte; aber im Sinken ſelbſt richtete es ſich plötzlich wieder empor, und fuhr ſo, geraden Standes, plötzlich bis an die Gaffel-Klaue in die Tiefe, die hier zur Stelle wohl 36 bis 40 Fuß betragen mochte.

Das Feuer war gedämpft. Eine ſtille dumme Verwunderung folgte. Aber plötzlich auch ward jedes Gaffers Mund wieder rege und laut, und Jeder fragte in die Wette: „Wer hat das gethan? Wer hat das Schiff in den Grund gehauen?“ Jeder hatte aber auch gleich die durch einander geſchrieene Antwort bei der Hand: „Rettelbeck! Ei, das iſt ein Stückchen von Rettelbeck!“ — Rettelbeck aber kehrte ſich an nichts, ging ruhig nach Hauſe, und war in ſeinem Herzen überzeugt, daß er recht gethan habe.

Gleich des andern Tages, Vormittags neun Uhr, trat, in voller Angſt, mein Schwiegervater zu mir in's Haus, und fuhr auf mich ein: „Nun haben wir's! Ein ſchönes Unglück habt Ihr angerichtet mit dem in Grund gehauenen Schiffe! Da ſind eben drei Kaufleute und der holländiſche Schiffer, ſammt einem Advokaten, auf der Admiralität, und klagen wider Euch auf vollen Erſatz alles Schadens. Nun ſitzt Ihr in der Brühe!“ — Und noch hatt' er ſeine Hiobs-Poſt kaum geendet, ſo war auch ſchon der Admiralitäts-Diener zur Stelle, der mich auf den Lizent, gleich in dieſer nämlichen Stunde, vor das Admiralitäts-Collegium beſchied. „Die ſind raſch dahinter her!“ dacht' ich bei mir ſelbſt; und mir ward doch nicht ganz wohl dabei zu Muthe.

Als ich ankam, fand ich es ganz ſo, wie mir's mein Schwiegervater verkündigt hatte. Mir ward ein ſchon fertiges Protokoll vorgeleſen, des Inhalts, daß ich es ſei, der unberufener Weiſe das Schiff zum Sinken gebracht und dadurch einen Schaden von ſo und ſo viel Tauſenden angerichtet habe. Ich ſollte jetzt die Wahrheit dieſer Angaben anerkennen, von der Urſache Rede und Antwort geben und allenfalls anführen, was ich zu meiner Vertheidigung vorzubringen wüßte.

Hm! das ſtand ja ſo gar verzweifelt noch nicht, wenn mir noch Einrede und Vertheidigung zugeſtanden wurde! — „Tauſend Augen“ — ſagte ich — „haben es mit angeſehen, wie das Schiff hinten hinaus in hellem Feuer

stand; und je mehr Luftlöcher die Leute in's Verdeck hieben, desto mehr Nahrung gaben sie dem inwendigen Brande. Hätte das nur noch eine halbe Viertelstunde so fortgedauert, so nahm die Flamme dergestalt überhand, daß es kein Mensch auf dem Schiffe mehr aushalten konnte, und dieses, mit sammt der Ladung, preisgegeben werden mußte. Allein wenn und während es nun in voller Gluth stand — wie sollt' es da fehlen, daß nicht auch die Taue mit verbrannten, an denen es am Bollwerk befestigt lag; daß die flammende Masse stromabwärts und unter die vielen andern dort liegenden Schiffe trieb und diese mit in's Verderben zog? — Ja, was leistete uns Bürgschaft, daß dieser Schiffsbrand nicht ebensowohl auch die dicht am Bollwerk befindlichen Speicher und die unzähligen, vor denselben aufgefahrenen Hanfwagen ergriff? und daß darüber nicht ganz Königsberg in Rauch und Asche aufging? — Jetzt ist großes und gewisses Unglück mit um so geringerm Schaden abgewandt, als Schiff und Ladung wohl noch meist wieder zu bergen sein werden. Ich bin daher auch des guten Glaubens, daß ich in keiner Weise strafbar gehandelt, sondern nur meine Bürgerpflicht geleistet habe."

Der Director, Hr. Schnell, dictirte diese meine Verantwortung selbst zu Protokoll; und der Advokat ermangelte nicht, dagegen allerlei Einrede zu thun. Darnach ward ich abermals befragt, ob ich weiter noch etwas zu meinen Gunsten vorzubringen habe? — „Nicht ein Wort!" erwiederte ich — „Meine Sache muß für sich selber sprechen." Die Verhandlung ward zu Papier gebracht, und dies mußten alle Parten unterzeichnen. Dann wurden wir bedeutet, einstweilen unsern Abtritt zu nehmen, weil unser Handel klar genug sei, um noch in dieser nämlichen Sitzung zum Spruche zu kommen.

„Desto besser!" dachte ich — „Wenn nur die gestrengen Herren drinnen auch Vernunft annehmen wollen!" und über diesem „Wenn" kam es denn doch bei mir zu einem Herzpochen, das mir diese halbe Stunde Verweilens zu einer sehr bänglichen machte. Wer weiß, ob es meinen Gegenparten viel besser erging? — Endlich hieß es, daß wir wieder vortreten möchten; und nun gab man uns sogleich auch die gefällte Sentenz zu vernehmen, deren Inhalt, der Hauptsache nach, etwa dahin lautete:

„Die Admiralität erkenne, daß der Schiffer Rettelbeck vollkommen recht und löblich gehandelt, indem er durch schnelle Versenkung des, in Rede stehenden, brennenden Schiffes größ[illegible] Unglück von dem Handelsstande und

der Stadt abgewandt. Nächſtdem aber behalte ſich das Collegium vor, ihm deſſen Zufriedenheit und Dankbarkeit durch feierlichen Handſchlag zu bezeugen. Falls auch der Gegenpart mit dieſem Erkenntniß zufrieden ſei, ſolle derſelbe gleichmäßig mit dargebotener Hand ſich bei beregtem Rettelbeck bedanken, daß er Schiff und Ladung vor noch größerem Schaden bewahrt habe."

Nach geſchehener Verleſung ſtand der Director, Hr. Schnell, von ſeinem Sitze auf, ſchüttelte mir treuherzig die Hand, und ſagte: „Ich thue das, als Erkenntlichkeits-Bezeugung, im Namen aller Schiffer, die auf dem Pregel liegen, und im Namen der Stadt, die durch Ihren Muth und Ihre Beſonnenheit einem großen Unglück entgangen iſt. Sie ſind ein wackerer Mann!"

Kaufleute, Schiffer und Advokat ſahen einander an, und gaben etwas verlegene Zuſchauer bei dieſer Scene ab. Endlich traten ſie, Einer nach dem Andern, zu mir, und gaben mir ihre dankbare Hand. Die Vernünftigern unter ihnen gaben zu gleicher Zeit zu verſtehen, ſie wären nur darum zur Klage wider mich geſchritten, um ſich bei ihren Aſſüradeurs, Rhedern und Correſpondenten wegen des Vorgangs mit dem Schiffe hinlänglich zu decken.

Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit bei einer Meuterei des Schiffsvolks.

Ich nahm, da ich meine Leute ſchon im Winter entlaſſen, neues Hamburger Schiffsvolk an, und trat, in der Mitte Auguſt's, die Reiſe nach Memel an. Als wir zur Elbe hinaus und gegen Helgoland kamen, ging der Wind in Weſtnordweſt, und es ward regnichtes und ſtürmiſches Wetter. Mein Steuermann hatte, wie ich mit Leidweſen bemerkte, etwas zu tief in die Flaſche geſehen. Ich wollte dem Dinge abhelfen, ließ einen Theekeſſel mit Waſſer und Wein aufſetzen, und reichte ihm davon einige Taſſen zur Ernüchterung: allein das ſchien ihn faſt noch mehr zu benebeln. Um 8 Uhr Abends theilte ich die Wachen ein; demzufolge der Steuermann und das halbe Volk die erſte bis Mitternacht übernehmen ſollten, und wobei ich den Erſtern anwies, auf keinen Fall öſtlicher, als Nordoſt, zu ſteuern, um nicht

nicht nehmen lassen würden. Ich hielt jedoch an mich, und sagte mit möglichster Ruhe: „Ihr wißt nun meinen Willen; und das ist genug!"

Am nächsten Morgen um 8 Uhr, stieg ich, meiner Gewohnheit gemäß, in den Mastkorb, mich umzusehen. Indem ich dabei meine Blicke zufällig nach unten richtete, nahm ich wahr, daß mein ganzes Volk, den Bootsmann und den Koch an der Spitze, wie verabredet, in Einer Reihe, und Jeder seinen Theekessel in der Hand, von hinten nach der vorderen Lucke zuschritten, um sich im Raume mit frischem Wasser zu versehen. Dies sehen, und mich am nächsten besten Tau an den Händen hinunter lassen, war das Werk eines Augenblicks. Glücklich gelangte ich so auf's Verdeck, bevor sie noch die Lucke erreichten, und mit fester Stimme rief ich: „Was ist das? Was soll das?" — indem ich zugleich dem Bootsmann, wie dem Koch, die Theekessel aus den Händen riß und weit hinaus über Bord in's Meer schleuderte.

Hui, das hieß in ein Wespennest gestochen! Die Kerle schlossen einen dichten Kreis um mich her, und schrieen wie unsinnig: „Schlagt zu! Schlagt zu!" doch Keiner hatte das Herz, der Erste zu sein. Diese bemerkte Unschlüssigkeit gab mir Zeit und Raum, mit der größten Behendigkeit mich durch sie hindurch zu winden und mit starken Schritten nach meiner Kajüte zu eilen, wiewohl alsobald auch der helle Haufe, mit einem fürchterlichen „Halt auf! Schlag zu! Halt fest," mich auf dem Fuße dahin verfolgte. Doch gelang mir's die Kajüten-Thüre hinter mir zuzuschlagen und den Riegel von innen vorzuschieben.

In der That war nun meine Lage bedenklich genug; und ich durfte von den erhitzten Meuterern leicht das Aergste erwarten: denn mein Leben sowohl, als die Erhaltung des Schiffs, standen hier auf dem Spiele. Sinnend und in stürmischer Bewegung ging ich in der Kajüte mit großen Schritten auf und nieder, um über irgend eine durchgreifende Maaßregel zu meiner Rettung mit mir einig zu werden. Ich erinnerte mich endlich, daß ich, einige Reisen früherhin, in Hamburg einen Abdruck des dort geltenden Schiffs- und See-Rechts gekauft und bei mir an Bord hatte; sowie, daß ich dasselbe zum öftern durchblättert und mir mehrere Punkte angestrichen hatte, worüber Volk und Schiffer am leichtesten und gewöhnlichsten mit einander zu zerfallen pflegen; falls ich irgend einmal in einen ähnlichen Zwist gerathen sollte.

Ungesäumt holte ich dies Buch aus seinem Winkel hervor; schlug den gesuchten Artikel nach, und fand Folgendes verzeichnet:

„Einem Schiffer steht frei, seine Leute zu züchtigen; und es darf keine Gegenwehr geschehen. Sollte aber ein Schiffsmann sich unterstehen, seinen Schiffer zu schlagen oder sonst zu mißhandeln: so wartet seiner der Galgen, nach Hamburger Recht. — Ebenso nach Englischem und Holländischem Seerecht. — Nach Dänischen und Schwedischen Gesetzen wird der Verbrecher mit der Hand an den Galgen genagelt, um 6 Stunden daran zu stehen, bis ihm das Messer, womit er angenagelt ist, wieder herausgezogen werden. — Nach Preußischem Seerecht wird er 6 Monat in Eisen an die Karre geschmiedet."

Ich zeichnete nunmehr diese Gesetzstelle: legte das Titelblatt mit den grossgedruckten Worten »Hamburgsches Schiffs- und See-Recht« aufgeschlagen auf den Tisch, und meinen kurzen, aber gewichtigen Rohrstock daneben, und zog nun die Glocke, die den Kajüten-Jungen mit seiner Frage: »Was zu Dienst?« herbeirief. — »Der Bootsmann soll zu mir kommen.« — Eine Minute später trat der Geforderte zuversichtlich in die Kajüte, die ich sofort hinter ihm in's Schloß warf.

»Kannst du Deutsch lesen, Bursche?« fragt' ich ihn, indem ich ihm dicht auf den Leib trat. — »Hm, ich werde ja! Was soll's damit?« lautete die Antwort. — »So tritt her, und lies diesen Titel. Das sind die Gesetze, wonach deine Vaterstadt dich und Deinesgleichen richtet. Und nun lies und beherzige hier auch dieſen Artikel.« — Er sah den Paragraphen überhin an, und fuhr dann heraus: »Hehe, das ist nur Wischewäsche!« — »So, guter Kerl? Nun, so will ich dir zeigen, was Wischewäsche ist;« und damit griff ich nach dem spanischen Rohr und walkte ihn durch, aus Leibeskräften. Das böse Gewissen erlaubte dem Buben nicht, sich thätlich zu widersetzen; sondern er taumelte nur stöhnend aus einem Winkel in den andern, um meinen Streichen zu entgehen. So geschah es, daß mein Strafgericht in dem engen Raum der Kajüte ebensowohl die umher angebrachten Glasschränke, sammt den darin befindlichen Gläsern und Tassen traf; was ich aber in meinem brennenden Eifer nicht achtete.

Endlich, da ich meinen Arm erlahmt fühlte, stieß ich den Taugenichts mit den Füßen zur Kajüte hinaus; riegelte die Thüre hinter mir zu, und

nahm mir nun etwas Zeit zum Verſchnaufen. Der Anfang zur Wiederherſtellung meiner Autorität war glücklich gemacht, und damit zugleich ein ſchwerer Stein von meinem Herzen gefallen. Die Kerle ſteckten in keinen reinen Schuhen und fingen an, bei meiner Entſchloſſenheit perpler zu werden. Ich durfte nun aber auch nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben; ſondern ſie mußten noch gewichtiger fühlen, daß ich ihnen gewachſen war. Sobald ich mich demnach ein wenig erholt hatte, zog ich abermals die Schelle, und ließ nunmehr auch den Koch vor mich fordern.

Der Schelm mochte nun wohl ſchon erfahren haben, was ſeiner wartete. Er leiſtete alſo zwar Gehorſam; beobachtete aber die kluge Vorſicht, die Thüre nur gerade ſo weit zu öffnen, daß mir Naſe und Augen ſichtbar wurden. „Näher, Schurke!“ donnerte ich ihm entgegen; er hingegen ſuchte mich zu begütigen, und bat: „O, lieber Kapitain, laßt es doch gut ſein!“ — Ich wiederholte mein Gebot: da er aber gleichwohl die Thüre in der Hand behielt, warf ich ihm mein Rohr an den Kopf, und er ſah dabei ſeine Gelegenheit ab, die Thüre zuzuſchnappen und ſich auf's Verdeck zurückzuziehen. — Auch der zweite Feind war nun aus dem Felde geſchlagen: jetzt kam es noch darauf an, einen entſcheidenden Hauptſchlag zu vollführen und die Kerle durch plötzlichen Schreck vollends zu unterjochen.

Ich überlegte im Auf- und Abgehen, daß, je längere Zeit ich, bei dem anhaltenden Gegenwinde, bedürfen würde, um den Sund zu erreichen und mein rebelliſches Volk durch obrigkeitlichen Beiſtand zu Paaren zu treiben, leicht in den nächſten Augenblicken ſich etwas ereignen könnte, was den geſunkenen frechen Muth deſſelben wieder hebe und übel ärger machte. Am geſcheuteſten alſo ſchien mir's, den nächſten norwegiſchen Nothhafen aufzuſuchen und dort Recht und Gerechtigkeit zu fordern.

Hiezu entſchloſſen, nahm ich meinen Schiffshauer unter den Arm, kam feſten Schrittes auf das Verdeck hervor, und gebot dem Mann am Ruder: „Paß auf, Junge, und ſteure Nordnordoſt!“ — Das geſammte Schiffsvolk ſtand auf einem Haufen verſammelt und ſteckte die Köpfe zuſammen. Als ich ihnen aber zurief, nach vorne zu gehen und die Segel nach dem Winde zu ziehen, verrichteten ſie dieſe Arbeit pünktlich und in ſichtbarer Gemüthsbewegung. Nur der Steuermann, der ſich bei dem ganzen Vorgange, wie ein Dummbart, abſeits gehalten, trat jetzt mit der verwunderten Frage zu

mir heran: „Ei, Kapitain! Wo denn nun hin?“ — „Wie?“ rief ich in Gift und Galle — „Ihr ſeid Steuermann, und begreift das nicht? Nach Norwegen geht der Kurs, und dort geradezu auf den Galgen los. Will ich meines Lebens und Schiffes ſicher ſein, ſo müſſen binnen hier und drei Tagen ein paar Rebellen hoch in der Luft baumeln.“

Das ſämmtliche Volk hatte dieſe Drohung, wie es meine Abſicht war, mit angehört. Ich hörte ihr Geflüſter, und ſah, wie ſie unter einander etwas ernſtlich zu bereden ſchienen. Noch kennt' ich nicht errathen, was ſie im Schilde führten. Um aber auf Alles gefaßt zu ſein, zog ich meinen Hauer blank, trat mitten unter ſie, und fragte gebieteriſch: Was ſie wollten? — Der Bootsmann nahm für ſie das Wort, dem ſie nach und nach Alle beifielen, und geſtand mit Zerknirſchung: Sie hätten ſich übereilt und vergangen; bäten mich um Vergebung, und verſprächen, ſich hinführo beſſer gegen mich zu betragen.

„Ei wohl!“ entgegnete ich ihnen — „Reſpect und Gehorſam gegen mich verſtehen ſich wohl von ſelbſt. Aber was ich wegen des Vergangenen über euch beſchließe, darüber werde ich mich allerdings noch beſinnen müſſen. Jetzt an die Arbeit!“ — Für mich ſelbſt aber zog ich nunmehr in Erwägung, daß, da die Kerle dergeſtalt zu Kreuze gekrochen, die Fahrt nach Norwegen nur eine unnöthige Zeitverſplitterung ſein und es beſſern Vortheil verſprechen werde, in See zu bleiben und meine Reiſe möglichſt zu beſchleunigen. Indem ich ſie alſo auf's neue zuſammen berief, erklärte ich ihnen, daß ihr böſer Handel für's erſte mit dem Liebesmantel zugedeckt, wenn gleich nicht ganz vergeben ſein ſolle; was ſich zu ſeiner Zeit weiter ausweiſen werde.

Demnach änderte ich meinen Kurs wieder nach Oſten gegen das Kattegat, bis mich, in der Nacht vom 2. zum 3. September, ein dermaßen ſchrecklicher Sturm aus Nordoſten überfiel, wie ich ihn kaum jemals erlebt habe, und wie er in dieſer beengten Meeresgegend verdoppelte Gefahr drohte. Doch Gott erhielt uns wunderbarlich und ein freundliches Wetter führte uns am andern Morgen glücklich nach dem Sunde. Nachdem ich am 29. September auf der Colberger Rhede meinen Vater beſucht und im Kreiſe von mehr als hundert Bekannten, welche zu mir an Bord kamen, einen der vergnügteſten Tage meines Lebens zugebracht hatte, gelangte ich mit gutem Winde ſchon am Abend des andern Tages in's Angeſicht von Memel.

Obwohl nie ein Freund tyranniſcher Härte in meinem Kommando, und auch hier nicht von einer beſondern Rachſucht getrieben, glaubte ich es doch ſowohl mir ſelbſt, als dem gemeinen Beſten, ſchuldig, meine Schiffsmannſchaft wegen ihrer angezettelten Meuterei bei dem Seegericht in Memel, ſofort nach meiner Ankunft, anzuklagen. Die Sache ward unterſucht, und der Spruch fiel dahin aus, daß dem Bootsmann, als Rädelsführer, hundert Stockprügel in zwei Tagen, dem Koch funfzig, und noch einem Matroſen fünfundzwanzig zugezählt werden und ſie ihrer verdienten Gage verluſtig gehen ſollten, welche den ſeefahrenden Armen zuerkannt wurde. Nach empfangener Strafe aber ſollten ſie über die nächſte Preußiſche Grenze gebracht werden.

Laut dieſes Urtels wurden ſie ſogleich in die Militair-Wache abgeführt, und an dem beſtimmten Tage ein Paar Unterofficiere beordert, die Sentenz an ihnen zu vollziehen. Ich meines Theils erachtete es für gut und wohlgethan, mein übriges Schiffsvolk mit herbeizuführen, um Zeugen der Execution zu ſein und ſich daran zu ſpiegeln. Die drei Kerle traten ziemlich keck aus dem Wachloche hervor und ſchienen den Korporal-Stock wenig zu fürchten, bis man ſie bis auf's Hemde entkleidete und daneben der warmen Fütterung beraubte, wodurch ſie ſich zu ſchützen vermeint hatten. Hoffentlich drang nun der wohlverdiente Denkzettel durch die neunte Haut; ich aber, froh, ihrer los und ledig zu ſein, nahm wieder in ihre Stelle drei engliſche Matroſen an.

Neuteich's Leben, von ihm ſelbſt aufgezeichnet.

Rückzug des Kaiſers Napoleon und der großen Armee aus Rußland im Winter des Jahres 1812 und Uebergang über die Bereſina.

Die Kälte hatte ganz nachgelaſſen; es war ſo ſtarkes Thauwetter eingetreten, daß ſogar der Schnee zum Theil wegſchmolz und wenigſtens auf der Landſtraße nicht mehr liegen blieb. Fiel daher der Winter das Heer nicht mehr ſo gewaltſam mit ſeinen ſcharfen Waffen an, ſo wurde dafür der Marſch [illegible] mühſeliger. Diejenigen, welche in der Meinung, das Reich des Winters habe dauernd begonnen, ihre Wagen mit Schlitten vertauſcht

hatten, sahen sich jetzt bitter getäuscht, da diese Fuhrwerke in dem schmelzenden Schnee durchaus nicht fortzuschaffen waren.

Der tiefe in einen Sumpf verwandelte Weg trotzte der übermäßigen Anstrengung der Kräfte. Die vor die Schlitten gespannte Pferde stürzten trotz der unbarmherzigsten Peitschenhiebe, mit denen die Führer sie unter grimmigen Flüchen anzutreiben suchten, zu Boden und vermochten sich kaum noch emporzurichten. Jetzt erst wurde der zu späte Entschluß gefaßt, das Unmögliche aufzugeben. Man spannte die Thiere los und häufte nun Beute und Vorräthe auf ihren Rücken; vergebens flehten die Kranken, die Verwundeten, daß man sie retten solle. Die Habsucht, der Eigennutz waren taub; wer noch so viel Kräfte besaß, um für sich zu handeln und zu retten, gedachte der Menschlichkeit nicht mehr. Indeß folgte die Strafe auf die That, denn kaum hatte man, ohne sich an den verzweifelnden Ruf des Erbarmens der Kameraden, die man dem Verschmachten durch Hunger und Kälte Preis gab, zu kehren, die überlasteten Rosse einige hundert Schritte fortgetrieben, so stürzten sie abermals zusammen, und jetzt war jedes Mittel, sie aufzustacheln, vergeblich. Heulend vor Wuth sah man dann die erbitterten Besitzer ihr schnödes Gut in den Koth treten, von Grimm so verblendet, daß sie fast auch die Lebensmittel, denen sie vielleicht am nächsten Tage ihre Rettung vom Hungertode verdankten, vernichteten. Und Hunderte und Tausende gingen an solchen Schauspielen vorüber und Keinen rührten, Keinen bekümmerten sie, Niemand nahm sich der Bedrängten, Verlassenen an, so hatte die schreckenvolle Wiederholung derselben das Entsetzlichste zur stumpfen Gewohnheit gemacht, so der unerträgliche Grad der eignen Marter jedes Gefühl für die fremde getödtet! Und nicht allein der Rohe, dem besseres Wissen, Erkenntniß des Wahren und Gewohnheit des Edlen die Brust nicht geläutert hatte, sondern selbst Diejenigen, denen das höhere Gesetz der Tugend vertraut sein konnte, hatten es gänzlich vergessen und trugen vom Menschen nur noch die Gestalt. Freilich aber auch diese meist in fürchterlicher Verzerrung und Entstellung durch Hunger, Schmutz, Elend und Krankheit.

So sah man höhere Offiziere, selbst Generale, einzeln unter der Masse der Krieger verloren, am Stabe wandern und wie Bettler den Boden verlassen, auf dem sie als Triumphirende eingezogen waren, glücklich genug, wenn sie außer den Mühseligkeiten des Weges nicht noch die Gefahren des

Kampfes, den Hohn des Feindes zu dulden hatten, deſſen ſchwärmende Horden aſiatiſcher Krieger das Heer begleiteten, wie eine Schaar hungriger Raubvögel einen verweſenden Körper umflattert.

Es vergingen einige Tage, an denen ſich die düſtern Bilder in unabläſſiger Wiederholung erneuten. Die Hoffnung, das nicht mehr ferne Minsk zu erreichen, wo ſich Vorräthe in ungeheurer Maſſe, Raum zum Obdach des Heeres, und überdies die Unterſtützung durch friſche wohlgerüſtete Truppen vorfand, hielt die Kräfte aufrecht. So erreichten die Trümmer des Heeres Toloczin. Am nächſten Morgen hatte man kaum den Marſch wieder begonnen, als plötzlich ein Offizier dem Kaiſer mit Depeſchen entgegenkam. Er öffnete dieſelben und verrieth durch eine heftige Bewegung, daß der Inhalt beunruhigend ſei. Zwar blieb die Botſchaft noch ein Geheimniß, doch liefen allerlei Muthmaßungen und Gerüchte von Mund zu Mund, die der Wahrheit nahe kamen. Am Abend des folgenden Tages ließ ſich dieſe nicht mehr verbergen, denn ſie waren ſchon auf andern Wegen zu dem Heere gelangt — Minsk war verloren, vom Feinde beſetzt.

Nach unſäglich mühſamen Märſchen erreichte das Heer endlich Niemanitza. Tauſende hatten in Angſt und Entkräftung den Tod auf dieſer furchtbaren Straße gefunden, und die ſchreckenvolle Nachricht, daß Minsk in den Händen der Ruſſen ſei, beſtätigte ſich leider täglich. Das Land wurde jeden Tag düſterer, die Straße zog ſich jetzt faſt unausgeſetzt in unabſehbaren Fichtenwäldern hin, die kaum dann und wann durch einige elende Häuſer unterbrochen wurden. Ein grauer Himmel ſchien drückend bis tief gegen die Erde herabzuhängen und ſie mit ſeinen feuchten Nebelſchleiern zu berühren. Es war weder ſtreng kalt noch thaute es; doch wehte fortdauernd ein naßkalter verklammender Wind, der durch die elenden Kleidungsſtücke der Krieger hindurchdrang und ſie in langſamer Qual lähmte und erſtarrte. Der Boden überzog ſich mit ſpiegelhellem Glatteis; jeder Schritt koſtete eine furchtbare Anſtrengung, und faſt jeder Fehltritt führte den Tod herbei, denn den Fallenden war es oft unmöglich ſich wieder aufzurichten, da ſie zumeiſt aus Kraftloſigkeit niederſanken.

Am Abende des folgenden Tages erreichte das Heer Boriſow, welches hart an den Ufern der Bereſina liegt, die hier einem breiten ſumpfigen See gleicht. Die feſte Brücke über dieſelbe war, da die Stadt wenige Tage zu-

vor den Ruſſen erſt hatte entriſſen werden müſſen, durch Feuer völlig zerſtört worden. Der Marſchall Oudinot hielt Boriſow beſetzt. Man hatte alles gethan um den Feind glauben zu machen, man werde den Uebergang ſüdlich von Boriſow wählen, wo in der That der Fluß einige günſtige Stellen und ſogar zwei ziemlich gangbare Furthen darbot. Der General Lauriſton hatte als Chef des Generalſtabes, der mit der Herſtellung der Brücken beauftragt war, mehrere Juden, welche die Spionsdienſte verrichteten, kommen laſſen und fragte ſie über jene Furthen aus. Er wußte gewiß, daß ſie, nachdem ſie ihre Bezahlung erhalten hatten, dem Feinde alles verrathen würden, um auch von ihm belohnt zu werden. Daher wurden alle Fragen und Aufträge, die man ihnen gab, ſo eingerichtet, daß ſie keinen andern Zweck vermuthen ließen als den, die Armee werde mit einer plötzlichen Wendung ſüdlich den Strom hinabziehen, um ſo die Verfolger zu täuſchen, Tſchitſchageff in den Rücken zu gelangen und das über alles wichtige Minsk durch Ueberraſchung zu nehmen. Während dieſe Anſtalten getroffen wurden, marſchirte das Corps des Marſchalls Oudinot in tiefſter Stille aus, nach Studianka, wo der wahrhaftige Uebergang bewerkſtelligt werden ſollte. Bei dieſem Marſch war es auf's ſtrengſte geboten, jedes Geräuſch zu vermeiden, noch weniger durfte Feuer geſchlagen oder ſonſt etwas Aehnliches gethan werden, was man vom jenſeitigen Ufer aus bemerken konnte. Denn dort zog ſich eine ruſſiſche Poſtenkette entlang, deren einzelne Feuer man auf den Waldhöhen gleich trüben Sternen wahrnahm. Um das Unheil auf das äußerſte Maaß zu treiben, ſchien es vom Schickſal beſchloſſen, daß das Verderben im Angeſicht der Rettung vollendet werden ſollte. Eine düſtere Beſorgniß, durch das tiefe Schweigen, die ängſtlich beobachtete Stille noch erhöht, ſenkte ſich in die Bruſt der Krieger. Zu allen harten Entbehrungen fügte ſich jetzt auch die eines tröſtenden, ermuthigenden Wortes.

Je näher man nach Studianka kam, je zahlreicher wurden die Feuer auf den Höhen. Aus ihnen ließ ſich ſchließen, daß ein bedeutendes ruſſiſches Heer auf dem jenſeitigen Ufer aufgeſtellt ſei, und Alles war rettungslos verloren, wenn es nicht glückte den Feind zu täuſchen.

Bei Studianka waren ſeit dem Anbruch der Nacht die Ingenieure geſchäftig, zwei Brücken über den Strom zu ſchlagen, deren Vollendung man vor Anbruch des Tages hoffte, um noch in der Dunkelheit wenigſtens mit

ſo vielen Truppen überzugehen, als nothwendig waren, um ſich jenſeits eine Bahn zu brechen. Aber dieſe Hoffnung ward auf das grauſamſte getäuſcht, denn wiederum ſcheiterte ſie an dem Zorn der Elemente, ja an ihrer wahrhaft erbitterten Tücke. Denn durch das Thauwetter der vorigen Tage angeſchwollen, war der Fluß um mehrere Fuß gewachſen, ſo daß die Furth, durch welche die Infanterie im Nothfall ihren Weg hätte nehmen können, ſelbſt für die Reiterei zu tief wurde. Die ſeit geſtern wieder eingetretene Kälte reichte grade hin, ſtarke Eisſchollen zu bilden, die den Strom hinuntertrieben und Alles mit ſich fortriſſen; doch ſie vermochten nicht eine feſte Decke über denſelben zu wölben. So war die rauhe Kraft der Natur der äußerſten Anſtrengung der menſchlichen überlegen. Vergeblich hatten die Pioniere die ganze Nacht hindurch bis an die Bruſt im Waſſer und Moraſt gearbeitet, vergeblich mit der Kälte, den ſcharf verwundenden Eisſchollen, der Macht des Stroms gekämpft. Der Morgen war nahe und noch ſtand nicht ein einziger der Brückenbogen feſt, denn zweimal hatte die Gewalt der Schollen Alles zertrümmert, was mit aufreibender Anſtrengung aller Kräfte zu Stande gebracht war.

Die Noth ſtieg auf's höchſte. Brach der Tag an und die Brücke war noch nicht vollendet, ſo mußte man erwarten, daß die ganze Artillerie des Feindes von den jenſeitigen Höhen in Kernſchußweite die gebrechlichen Arbeiten zertrümmerte und alsdann ſchwand jede Möglichkeit, auch nur einen Mann zu retten.

Mortier, Davouſt, Ney, Eugen, ſtanden beiſammen und hefteten ihre düſtern Blicke auf das jenſeitige Ufer, wo die ruſſiſchen Lagerfeuer als eben ſo viele Brandfackeln des Verderbens loderten. Selbſt der unerſchrockene Ney warf im ſchwermüthigen Zorn über das verrätheriſche Glück die Worte hin: „Wenn ſich hier ein Ausweg findet, ſo hat der Kaiſer die Glücksgöttin mit Ketten an ſich gefeſſelt, und ſie gehorcht ihm als Sklavin.“

Da erſchien Napoleon plötzlich ſelbſt mitten in dem Kreiſe der Marſchälle und Führer. Er war mit ſeinen Garden von Boriſow herangerückt und hatte auf dem halben Wege bei einem Schloß in der Stille ein Lager bezogen. Hier waren ihm von Minute zu Minute die Berichte über die Vergeblichkeit aller Anſtrengungen, die Brücke zu vollenden, zugekommen; ſo betrachtete er denn den Urtheilsſpruch des Geſchicks als erlaſſen und erſchien

nun an der Stelle der Gefahr um ſie zu prüfen, zu meſſen, und wenigſtens rühmlich mit ihr zu kämpfen, wenngleich er ſie nicht zu bezwingen vermochte.

Er grüßte kurz, ernſt, aber wohlwollend. Dann fragte er mit Beſtimmtheit nach allen Umſtänden, allen Ereigniſſen. Die Berichte lauteten ſo, daß er ſelbſt faſt die Unmöglichkeit der Rettung zugeben mußte. —

Der Tag fing an zu grauen. Jetzt ſpähten aller Blicke durch die weichenden Schleier der Nacht, um die Feinde zu zählen, die ſich vor die Pforten der Rettung gelagert hatten. Noch ſchimmerten die Flammen der ruſſiſchen Wachtfeuer mattröthlich durch die Morgennebel und das bläulich dämmernde Licht des Tages. Doch war Alles ſtill auf den beſchneiten Höhen.

Der Wind verwehte die neblichen Dünſte und es wurde allgemach heller. Die jenſeitigen Ufer waren vom Feinde verlaſſen und man ſah ruſſiſche Truppen nach Boriſow marſchiren.

Man ſprengte hinunter gegen die Brücke zu, wo der Kaiſer aufmunternd und antreibend bei den Arbeitern ſtand und auf die Berichte wartete. Die zur Recognoscirung ausgeſandten Offiziere trafen jetzt von allen Seiten ein. Niemand hatte eine Spur des Feindes entdeckt, mehrere die abziehenden Truppen bemerkt.

Einige Chaſſeurs ſchwammen durch den Fluß. Als ſie die jenſeitigen Ufer erreichten, bemerkten ſie alle Spuren eines bedeutenden Corps, das die Nacht über hier gelagert haben mußte. Die Feuer brannten noch meiſt alle; man ſah daß ſie erſt ſeit einigen Stunden heimlich verlaſſen waren und daß ihre Flamme den Kaiſer täuſchen ſollte. Die Spuren des Weges, welchen das ruſſiſche Heer genommen hatte, waren auf dem Schnee bald zu erkennen; ſie zogen ſich ſüdlich nach Boriſow zu.

Durch einen Gefangenen, den man unterwegs machte, erfuhr man, daß in dieſer Nacht der General Tſchaplitz mit zehntauſend Mann und dreißig Kanonen die Höhen Studianka gegenüber, beſetzt gehalten habe, aber auf Tſchitſchageff's Befehl gegen Morgen über Boriſow nach Bereſina aufgebrochen ſei.

Der Kaiſer vernahm dieſe Botſchaft mit zufriedenen Blicken, aber doch eben ſo ruhig, als er geſtern die Berichte über die drohendſten Gefahren anhörte. Er gab ſogleich Befehle, den Bau der Brücke auf's äußerſte zu beſchleunigen. Mit dieſem war man endlich ſo weit gekommen, daß zwei Böcke

aufgestellt und durch Bohlen verbunden waren; nun mußte das Werk sich rasch fördern, und der General Eblé versprach, es bis Mittag zu vollenden.

Indessen zogen sich auch bereits Truppenmassen von allen Seiten heran. Studianka selbst war mit Kanonen, Pulverwagen, Trainfuhrwerken, der Bagage des Kaisers, der Marschälle und anderer Offiziere überfüllt; ebenso die Wege, welche nach dem Oertchen hinunterführten, und die Höhen, die es rings umgaben. Es war eine ordnungslose Häufung der Massen, welche nur aus dem Zustande der Auflösung, in dem sich das Heer befand, erklärt werden konnte. Jetzt noch eine Aufstellung, eine Anordnung zu bewirken, schien unmöglich, zumal da Menschen und Pferde, auf's äußerste entkräftet, diesen kurzen Zustand nutzten, so viel die Umstände es gestatteten. Man sah die angespannten Thiere vor Ermattung sich auf den Schnee lagern und mit heißhungriger Begierde schlechten Häcksel, Stroh, oder was sonst nur dem Futter ähnlich war, verschlingen. Die Führer hatten theils ein Obdach in den Hütten gesucht, theils sich an Feuern gelagert, wo nur irgend Raum war. Wenn sich dieser verworrene Knäul erst zu lösen und in Bewegung zu setzen begann, wenn Wagen zusammenbrachen, Pferde stürzten, die engen Wege sich stopften, die Hast und Begierde, sich zu retten, die Besonnenheit raubte, und, wie es so oft auf diesem Rückzuge geschehen war, Jeder dem nächsten, eignen Vortheil das dauernde Wohl des Ganzen aufopferte — dann konnte hier, so glücklich sich die Umstände gestaltet hatten, das Unheil seinen Gipfel erreichen und sich an den Ufern dieses Stromes noch ein letztes fürchterliches Denkmal setzen.

Da hörte man in der Ferne, von Borisow her, den dumpf hallenden Laut eines Kanonenschusses. Einige Augenblicke blieb es still, dann wiederholte sich der Schuß, und es begann ein regelmäßiges Feuer. Indessen wurde das Schießen lebhafter; es mußten bedeutende Gefechte sich entsponnen haben. Wenn es den Russen gelang, das Corps des Marschalls Victor zu werfen, so drangen die Massen gewaltsam nach, und die Ueberreste des französischen Heeres waren vernichtet.

Noch herrschte allgemeine Freude über den Abzug des Heeres auf dem jenseitigen Ufer; zwar hatte man den fernen Donner der Kanonen vernommen, doch glaubte man die Gefahr nicht so nahe.

In der That verlor sich das Feuern wieder und gegen Mittag wurde Alles still. Um ein Uhr kam endlich die Nachricht, daß eine der Brücken, die für die Infanterie bestimmte, vollendet sei, und die Brigade Legrand bereits unter den Augen des Kaisers mit ihrer Artillerie übergehe. Die zweite Brücke war der Vollendung nahe.

Schon entstand ein unruhiges Bewegen und Drängen unter den Massen, weil Jeder zuerst das jenseitige Ufer zu erreichen wünschte; doch, noch war der Kaiser in Studianka und zu viele regelmäßige Truppen gegenwärtig, auch die Zahl der waffenlosen, ungeordneten Flüchtlinge noch nicht so angewachsen, daß ihr Strom Alles mit sich fortgerissen hätte. Gegen den Nachmittag hörte man wieder Kanonendonner und zwar näher und stärker als am Morgen. Das Gefecht wandte sich offenbar herwärts; es schien möglich, daß mit Anbruch der Nacht die Colonnen bis Studianka zurückgeworfen sein konnten. Indessen sah man in zwei schwarzen Reihen die Artillerie und ihre Wagen, so wie einige andere Truppentheile die Beresina passiren. Es schien Alles so in Ordnung herzugehen, daß man erwarten durfte, noch vor Mitternacht den größten Theil der Bagage, der Verwundeten und der Wagen überhaupt, für welche die eine Brücke ausschließlich bestimmt war, am jenseitigen Ufer zu sehen.

Die Dämmerung brach an, der Zug der Fuhrwerke rückte langsam vorwärts; gegen das Ufer hin glich er einer ungeheuern Wagenburg, bei der an Festhaltung der Reihe und Ordnung nicht mehr zu denken war; sondern wie Jeder sich am besten aus dem verworrenen Knäul loswickelte und die Brücke zuerst erreichte, ging er über.

Es war ein Getümmel von Rossen, Menschen, Wagen und Schlitten, ein dumpfes Brausen rufender und kreischender Stimmen, das von Minute zu Minute mit dem Dunkel der Nacht wuchs, erhöhte den beängstigenden Eindruck, den diese unermeßliche Verwirrung machen mußte.

Plötzlich entdeckte man auf den Schneehügeln abwärts vom Flusse einen röthlichen Schein, der an Größe und Helle zu wachsen schien — Borisow stand in Flammen. Die Flammen schlugen höher auf, man vernahm deutlich starken Kanonendonner von dort her. Es wurde also um Borisow, kaum zwei Stunden von Studianka, gefochten!

Noch in dieser Nacht kann der Feind anrücken. Diese Betrachtung schien

ſich in jeder Bruſt zugleich zu geſtalten und plötzlich eine überſtürzende Haſt und Eile der Rettung auf das jenſeitige Ufer zu erzeugen. Von drei Seiten zugleich wurden die Wagen heftig auf den engen Zugang der Brücke zugetrieben; ſie fuhren gegen einander an, ſo daß die Räder und Achſen brachen, warfen um und ſtopften ſo die Bahn. Dies verurſachte ein grimmiges Toben und Schreien von allen Seiten her. Mit Wuth warfen ſich die Nachfolgenden auf die, welche verunglückt waren und ihnen ſo den Weg zur Rettung verſperrten. Ohne Erbarmen riſſen ſie die Unglücklichen, welche auf dem Wagen geſeſſen hatten, herab und zerſchlugen die zerbrochenen Fahrzeuge in tauſend Trümmer, um ſich Bahn zu brechen. Doch noch bevor ihnen dies völlig gelang, drängten ſchon wieder andere Wagen nach, die vordern jagten daher in wilder Eil über die Trümmer zerbrochener Räder und Geſtelle hin der Brücke zu, verfuhren ſich ebenfalls in einander, brachen die Achſen, ſtürzten um und erneuerten ſo ſelbſt das Schauſpiel, das ihre Wuth erregt hatte. Pferde und Menſchen ſtürzten über einander; fürchterliches Geſchrei und Toben erſcholl. Die Cavallerie ſprengte dazwiſchen und ſuchte Ordnung zu erhalten, indem ſie diejenigen mit Säbelhieben zurücktrieb, welche ſich außerhalb der Reihen eindrängen wollten; allein kaum gelang ihr dies an der einen Seite, ſo hatte ſich an der andern ſchon das dreifache Unheil ereignet. Verwundete geriethen unter die Räder der Wagen und erhoben ein durchdringendes Geſchrei um Hülfe; doch es wurde übertäubt durch die Flüche und das wilde Rufen, womit diejenigen, die, dem Ziele nahe, nur noch einer letzten Anſtrengung bedurften, um geſichert zu ſein, ihre Geſpanne antrieben. Ein unabſehbares düſteres Gewimmel, welches ſich, ſo weit man das Ufer verfolgen konnte, an ſeinen Krümmungen entlang und die beſchneiten Anhöhen hinaufzog, bot ſich dem Auge dar. Durch die einbrechende Dämmerung erſchien es noch unbeſtimmter und rieſenhafter.

Am äußerſten Rande des Horizonts, wo Nacht und Ferne ſich verſchmelzen, glühte der düſterrothe Widerſchein des brennenden Borisow. Ein Nachtſturm fing an, die Flügel zu erheben und brauſte hohl mit eiſigkaltem Hauch über die Fläche hin.

Plötzlich vernahm man ein dumpfes, donnerndes Krachen und gleich darauf zerriß ein Schrei des Schreckens die Lüfte. Aller Augen wandten ſich nach dem Strom, woher der durchdringende Weheruf erſcholl, und ein erſtarren-

des Grauſen feſſelte Bruſt und Lippe, als man die Brücke unter ihrer Laſt und dem Andrange furchtbarer Eisſchollen inmitten des Stromes gebrechen und mehrere Joche hinweggeriſſen ſah. Nur von den nächſtliegenden erhöhten Punkten des Ufers konnte man dies bemerken; die bei weitem größere Maſſe aber, die ſich auf der Brücke ſelbſt und am tiefern Ufer befand, ahnete nichts von dem Unfall, ſondern drängte mit raſender Verblendung vorwärts und trieb die, welche am Rande des Abgrundes ſtanden, gewaltſam in ihren Untergang. Vergebens klammerten ſich die Unglücklichen an die Trümmer der Brücke, vergebens riefen ſie mit herzzerreißendem Laut das Erbarmen ihrer Brüder an — es gab keine Wahl mehr, gewaltſam wurden ſelbſt die Mitfühlenden zum grauſenvollen Morde ihrer Gefährten gedrängt, um im nächſten Augenblick auf dieſelbe Weiſe unerbittlich in den ſchwarzen Schlund des Stromes geſtürzt zu werden. Die Angſt erzeugte Verzweiflung und Wuth. Die ſich verloren Glaubenden wurden zu raſenden Tigern, denn mit gezogenem Schwert ſtürmten ſie rückwärts in die gedrängten Scharen ihrer Brüder hinein, um ſich eine Bahn nach dem Ufer zu brechen. So entſtand ein empörender Kampf, ein wahnſinniges Morden unter befreundeten Kameraden; die rückwärts wogende Fluth des Gedränges kämpfte mit der vorwärts ſtrömenden, und dadurch erzeugte ſich ein furchtbares Zuſammenpreſſen gegen die Mitte hin. Die ſcheuen Pferde bäumten ſich empor oder ſuchten in der Angſt ſeitwärts einen Ausweg und ſtürzten ſo ſammt den Wagen an der Seite der Brücke in den Strom hinunter. Angſtruf, Wehgeſchrei, Gebrüll der Wuth, wildes Getümmel und Getöſe von allen Seiten!

Nur wenige Minuten dauerten die Schreckensſcenen, die ein furchtbares Nichtwiſſen, ein unſeliger Irrthum erzeugte; doch jede Minute koſtete Hunderten das Leben, die ſchon den Saum der Rettung berührt hatten.

Während die Brücke wiederhergeſtellt wurde, trat eine erwartungsvolle Stille ein. Das Unheil, was bereits geſchehen war, hätte, ſo ſollte man glauben, die noch Uebrigen belehren können; auch geſchah, was irgend möglich war, um eine beſſere Ordnung des Zuges vorzubereiten. Allein jetzt erſchwerte die Nacht noch jede Leitung der unüberſehbaren Menge, und nur der kleinſte Theil konnte wiſſen oder vermuthen, was geſchehen war. Jeder wurde gleichſam mit verbundenen Augen ſeinem Schickſal entgegengeführt, und erſt, wenn er mitten auf dem ſtrudelnden Strom des Verderbens trieb, wo

es keine Flucht, keine Rückkehr mehr gab, wurde ihm die Binde von den Augen gerissen und er stand schaudernd am Rande des Abgrundes.

Die Zahl derer, die zu Opfern bestimmt waren, wuchs überdies von Minute zu Minute an, da immer noch Nachzügler, Verwundete, Entkräftete von allen Seiten herankamen. Plötzlich wurde das dumpfe, schauerliche Gemurmel, welches man an den Ufern des verderblichen Stromes hörte, wieder durch lauten Kanonendonner unterbrochen. Die Flammen von Borisow schlugen heller auf; von dort her schien sich der glühende Lavastrom des Kampfes langsam heranzuwälzen. Während man gespannt auf die rollenden Donner dieses neuen Ungewitters horchte, öffnete sich der Krater noch auf einer andern Seite, und verkündete seinen Ausbruch mit lautem Krachen des Geschützes.

Dieser zweite Kampf hatte sich offenbar vor Studianka entsponnen, so nahe vernahm man den Klang der Schlacht. Diese Vermuthung wuchs, denn man sah Eilboten von mehreren Seiten an den Kaiser kommen, der noch immer mit Majestät und ruhiger Haltung am Ufer weilte, und an der Brücke für die Infanterie den Uebergang leitete. Andere Boten wurden eilig zurückgesandt; an Allem bemerkte man, daß wichtige Vorfälle sich ereignet haben müßten.

An der Herstellung der Brücke arbeitete man bereits mit höchster Anstrengung, doch sandte der Kaiser einen Offizier nach dem andern, um die Vollendung zu beschleunigen. Indessen dauerte der Kanonendonner mit kurzen Zwischenräumen immer fort, ohne sich jedoch zu nähern. Die Dunkelheit der Nacht machte eine Schlacht unmöglich, das gegenseitige Feuern schien daher nur den Zweck zu haben, einander fortwährend in Aufmerksamkeit zu halten.

Mitternacht war vorüber. Die übermäßig angespannten Kräfte des Körpers und der Seele hatten die meisten der am Ufer versammelten Unglücklichen in Schlaf gesenkt; doch Hunger und Kälte, vor Allem aber ein scharfer Nordostwind, der sich immer gewaltiger erhob und Alles erstarrte, was er berührte, trieben sie an, eine andere Zuflucht zu suchen. Sie verbargen sich unter die Wagen, krochen zwischen die Pferde, um ihre verklammenden Glieder an der thierischen Wärme aufzuthauen, lagerten sich in dichte Haufen übereinander hin. Plötzlich beleuchtete eine röthlichglühende Fackel das dü-

sere Nachtstück, und ein blutiger Widerschein glänzte auf dem Strome und auf den beschneiten Anhöhen. Als man sich umwandte, sah man das Dorf Studianka in vollen Flammen. Die Unglücklichen von den Uferhöhen, die noch bis dahin zurückkommen konnten, hatten daselbst eine Zuflucht gesucht; doch die Hütten waren überfüllt und die Kälte der rauhen Nacht wuchs mit dem Sturm. Holz fand sich nicht in der Nähe, daher rissen die Verzweifelnden die elenden Häuser über den Häuptern derer zusammen, die sich hineingeflüchtet hatten, und zündeten die Balken, Dielen und Dachsparren an, um sich daran zu erwärmen.

Der Kaiser war höchst erzürnt über diesen Verfall, der dem Feinde den Uebergangspunkt verrathen und das Verderben Aller herbeiführen konnte. Indessen war die That geschehen, und überdies der Drang der Umstände so gewaltig, daß selbst sein mächtiger Wille nichts mehr dagegen vermochte.

Die ganze Nacht hindurch dauerte das Defiliren der geordneten Truppen über die unversehrte Brücke fort; doch wurde auch sie jetzt für die Artillerie benutzt, so lange die zweite gesperrt war. Nach ihrer Herstellung hätte man Hoffnung gehabt, den Uebergang regelmäßiger bewerkstelligt zu sehen, da theils die Menge am Ufer sich vermindert hatte, theils die bittern Erfahrungen, die man gemacht, zur Lehre dienen konnten. Da aber ereignet sich ein neues Unheil. Unvermuthet kommt eine Reihe von Wagen mit schwer Verwundeten, von Frauen und leichter verwundeten Kriegern zu Fuß begleitet, bei dem Heere an. Es sind Jammerbilder, von Frost, Hunger und Schmerzen gequält. Man staunt, man fragt, woher sie kommen? Von Borisow, wo der Feind die Brigade des Generals Partonneaux in dieser Nacht zum größten Theil gefangen genommen hat. Nur einem Theil ist es gelungen, sich zu retten; er zieht sich vor den nachrückenden Russen zurück, und ihm gehen diese Verwundeten und eine unübersehbare Schaar waffenloser, halbverhungerter Nachzügler voran, die hier ihre Rettung suchen. Kaum sind diese ersten Erkundigungen eingezogen, so erblickt man auch schon dichte schwarze Schaaren, welche die Höhen und die Uferränder bedecken.

Bei dem fahlen Schein der verglimmenden Hütten von Studianka, bei der Dämmerung des Schnees und der Gestirne erkennt man, daß es viele Tausende sind, die in ungeordneten Zügen herannahen. Kaum gewahren sie gewaffnete Kameraden, von denen sie sich Schutz versprechen, als sie in wil-

der Haß, als sei der Feind ihnen schon auf den Fersen, heranstürzen und ihre Reihen bedrängen. Bleich, hohlwangig, die Gier des stachelnden Hungers im Blick, vor Angst und Frost schlotternd, mit leisem Gewimmer nahen diese Unseligen und flehen mit aufgehobenen Händen um Schutz und Nahrung. Von Mitleid bewegt, will man sie anfangs nicht zurückweisen; doch ihre Massen drängen so gewaltsam nach, daß sie die geordneten Reihen der Krieger durchbrechen; und als sie vollends die Brücke erblicken, stürzen sie in besinnungsloser Eile auf diesen Rettungsweg zu und drohen so, das Unheil von gestern zu erneuern. In diesem Augenblick befiehlt der Kaiser, der neue Nachrichten vom Anrücken der Russen erhalten hat, und dem man zugleich meldet, daß die Brücke für die Wagen wiederhergestellt sei, den Uebergang der Garden auf beiden Brücken. Er selbst setzt sich zu Pferde, um an der Spitze derselben das jenseitige Ufer zu gewinnen und sie bei Brilowa mit den bereits übergegangenen Truppen in Schlachtordnung aufzustellen, weil leider auch an jenem Ufer der Feind gefürchtet werden muß. Dieser Befehl zum Aufbruch bringt Alles in Bewegung; Jeder glaubt, jetzt sei der günstige Augenblick der Rettung auch für ihn, und so stürzen und drängen Alle zugleich, zumal aber die neuen vor Schreck halb betäubten Ankömmlinge, auf die schmalen Zugänge der Brücken ein. Dieser Masse ist kein Widerstand zu leisten; die geordneten Reihen der alten Garden sind durchbrochen, zwischen ihre Artillerie drängen sich fremde Fuhrwerke ein, jede Ordnung ist auf's Neue gestört, Alles von der entsetzlichsten Verwirrung bedroht. Selbst das Ansehen des Kaisers reicht nicht mehr hin, ihm Bahn zu machen. Nachzügler, Verwundete, Wagen mit Gepäck, Weiber und Kinder stopfen den Eingang zu der ersten Brücke, und die Wogen der Menschen drängen so unaufhaltsam nach, daß ohne Gewalt hier kein Durchgang mehr gewonnen werden kann. Die Nothwendigkeit erzeugt den schrecklichsten Entschluß. Cavalleriemassen müssen in die Unglücklichen eindringen und sie mit scharfer Waffe zurücktreiben; schaudernd vollbringen sie den Befehl, der sie zwingt, das Blut hülfloser Kameraden zu vergießen und die Körper der Stürzenden mit den Hufen ihrer Rosse zu zermalmen. Ein lautes Angstgeheul, welches selbst den brausenden Nord übertönt, zerreißt die Lüfte, und um den Schrecken aufs höchste zu treiben, erschallt in diesem Augenblick auch schon wieder der feindliche Kanonendonner. Er führt wenigstens den Beweis, daß das unmensch-

liche Gebet nur von der dringendſten Nothwendigkeit ertrotzt werden konnte. Die Bahn iſt nun geöffnet; eine Abtheilung Cavallerie rückt hinein; dann folgt der Kaiſer, umgeben von ſeinen Offizieren, und ihm ſchließen ſich die Garden an; doch immer neu, je näher und furchtbarer der Donner des Geſchützes auf den Höhen hinter ihnen ertönt, drängen die Schaaren der Flüchtigen auf die Truppen ein. Nur ihrer geſchloſſenen geordneten Gewalt gelingt es, ſie zurückzuwerfen, und es müſſen Hunderte von Opfern in dieſem widernatürlichen Kampfe fallen.

Als die letzten Colonnen die Brücke erreichen, beginnt es zu dämmern, und nach und nach heben ſich die ſchwarzen Schleier von dem Gemälde, zu zeigen, was ſie in ihrer düſtern Hülle verbargen. O, die Nacht war mild geweſen, als ſie mit ihren Flügeln dieſe Schreckniſſe bedeckte! Der mitleidloſe Tag zeigte die entſetzliche Wahrheit! Zerſchmetterte Leichname, Trümmer von Wagen und Geſchützen, gefallene Roſſe, die ſich in ihren letzten Zuckungen über noch blutende menſchliche Körper hinwälzen, bedecken die ſteilen Abhänge, die ſich neben der Brücke in den Strom ſenken. Zwiſchen den gegen die Uferwände getriebenen Eisſchollen gewahrt man halbverſunkene Unglückliche, die der Tod und die Kälte in dem Augenblick erſtarrt hatten, wo ſie die Arme noch hülfeflehend gegen Himmel und Menſchen ausſtreckten; doch vergeblich, denn beide waren taub für die Qualen der Angſt und Verzweiflung. Wandte ſich das Auge ſchaudernd ab von dieſen Bildern des Grauens, ſo floh es noch ſcheuer zurück, wenn es ſich auf die Lebenden am Ufer richtete; denn es erblickte nur eine zahlloſe Schaar bleicher Geſpenſter, aus deren hohlen erloſchenen Augen die Verzweiflung ſtarrte, die zitternd, weinend, heulend oder fluchend durcheinander irrten und, von eigenen Qualen zerriſſen, die des Bruders nicht mehr empfanden. Nur ein wildes, wahnſinniges Drängen nach Rettung aus dieſem Elende leitete, wie ein dunkler thieriſcher Trieb alle ihre Bewegungen und Schritte. Viele aber vermochten ſelbſt dazu weder Kraft noch Wunſch mehr zu erheben, ſondern ſaßen regungslos wie Leichen auf der eisumpanzerten Erde und blickten ſtarr auf die Stelle, die ihr Grab werden ſollte. Nur der Wehruf der Zerſchmetterten, der Zermalmten, derer, die in den Strom ſtürzten und von ſeinen Eisſchollen hinweggeriſſen wurden, nur die Flüche und das Toben der Ruchloſeſten, die ſich über die Leichen ihrer Brüder den Rettungsweg bahnten, miſchten in dieſes gigan-

tische Bild des Todes die letzten wild grausenvollen Zuckungen des Lebens. Doch es sollte sich noch entsetzlicher gestalten. Zwar das menschliche Maß des Jammers und Entsetzens schien erschöpft, doch die waltenden Rachegötter wußten das Unheil aus neugefüllten Urnen in noch furchtbareren Wogen auszuströmen: denn plötzlich brach es wie der Donner des jüngsten Gerichts über den Häuptern dieser Verdammten krachend herein. Aufgeschreckt aus der dumpfen Betäubung, fuhren selbst die der Hoffnungslosigkeit willenlos Hingegebenen empor. Da sahen sie die Höhen ringsumher von schwarzen Rauchwolken dampfen: die Schlacht tobte über ihren Häuptern. Als ob ein Dämon des blinden Schreckens plötzlich mitten unter die Schaaren stürze und sie in besinnungslose Flucht scheuche, wälzten sie sich jetzt, keine Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der Rettung mehr erwägend, in dichten schwarzen Wogen auf den Strom und seine Brücken zu. Und als bräche sie aus tausend geöffneten Schlünden hervor, wuchs die Fluth durch die Ströme der Flüchtenden, die durch die Schlacht gejagt von den Höhen gegen Studianka und Berisew zu herabkamen. Der Augenblick war da, wo das unaufhaltsame Rad der Vernichtung von den eisigen Höhen herabrollte, um, was da athmete, zu zermalmen. —

Auf einem Hügel abwärts von den Brücken, von dem man das ganze Thal übersehen konnte, ward eine Batterie aufgefahren.

Es blitzte aus der ersten Kanone und nach wenigen Secunden bebte das dumpfe Krachen des Knalles rings an den Schneehügeln wider. Gleich darauf schlug eine Kugel mit schmetternder Gewalt in den dichtesten Haufen vor der Brücke, daß er entsetzt nach allen Seiten auseinanderstob. Man hatte nicht Zeit, sich zu besinnen und diesen neuen Schrecken zu ermessen, denn gleich darauf folgte ein zweiter Schuß und dann eine volle Lage, die fürchterliche Lücken in diese gedrängten Menschenmassen riß.

In der ersten Secunde hielt das Entsetzen die Unglücklichen in starre Bildsäulen verwandelt, und selbst die Sprache versagte ihnen; daher trat eine bange Todtenstille ein, die der Donner der Batterie desto furchtbarer zerriß. Dann aber machte sich die Angst in einer heulenden Wehklage Luft, Alles überstürzte sich in blinder, wahnsinniger Flucht, gleichviel wohin, wenn man nur diesen todspeienden Schlünden entkam. Reiter warfen sich in den Strom und suchten ihn trotz der Eisschollen zu durchschwimmen; die meisten

wurden nach wenigen Schritten von den brauſenden Wellen hinweggeriſſen. Andere hieben die Stränge angeſpannter Pferde vor fremden Wagen durch, ſchwangen ſich hinauf, und wollten ſich ſo gleichfalls ſchwimmend retten, ohne der Unglücklichen zu achten, die ſie nun ganz hülflos zurückließen. Der Lohn ihrer That traf ſie nach wenigen Minuten. Die Maſſen wogten ſo gewaltſam gegen das Ufer des Stromes hinan, daß ſie jetzt nicht allein nach der Brücke, ſondern gerade in die Fluth drängten. Vergeblich kämpften die Vordern gegen dieſes laſtende Uebergewicht; wie geſtern Hunderte an der gebrochenen Brücke hinabgeſtürzt wurden, ſo wurden heut Tauſende in den freien Strom gedrängt. Mütter mit ihren Säuglingen auf den Armen ſah man in den treibenden Eisſchollen, und vergeblich tönte ihr Ruf nach Hülfe, nach dem Gatten, dem ſie erſt in dieſem Augenblick von der Seite geriſſen waren, den aber vielleicht die Fluth ſchon verſchlungen hatte, wenn er nicht unter den Füßen der Nachdrängenden zertreten wurde. Die Wogen ſchwoll ihnen bis an den Gürtel, bis an die Bruſt; noch immer hielten ſie die Kinder über der Fluth; da erreichte dieſe das Haupt, ſie wurden fortgetrieben, verſanken, aber noch im Sinken hoben die ſtarren Hände das theuerſte Leben über den ſchwarzen Abgrund der Wellen empor, bis der Strom Alles verſchlang und begrub. —

Indeſſen dauerte das mörderiſche Feuer der Ruſſen fort; die Batterieen auf den Höhen wurden verſtärkt, Kugeln und Granaten ſchmetterten unaufhörlich gegen die Brücke und in die dichten Maſſen hinab. Auch im Rücken von Studianka her rückte die Schlacht näher und näher, und bald mußte man den nachdringenden Feind auch von dort fürchten. So hallten die Donner der Kanonen rings umher und miſchten ſich mit dem Wehegeſchrei halb Zerſchmetterter, dem Angſtruf der im Strom Verſinkenden, dem Wuthgebrüll derer, die ſich mit verzweifelnder Gewalt die Bahn zur Rettung zu brechen verſuchten.

Jetzt kamen auch von den Höhen von Studianka flüchtende Theile des Heeres herab. Die Artillerie raſſelte im vollen Trabe die Eisabhänge hinunter; die Pferde vermochten die Kanonen nicht zu halten. So blieb keine Wahl, der Weg ging mitten in das dichte Gewoge der Unglücklichen hinein. Zermalmend rollten die Räder auf einer Straße von Leichnamen, und über brechende Gebeine vieler tauſend Lebenden hinweg. Das Angſtgeheul ſchien

aus dem Bauch der Erde heraufzudringen; Wagen, Kanonen, Pferde und Menschen stürzten übereinander hin, die Abhänge gegen den Strom hinunter.

Gebete und Flüche, Wehgeschrei und Wuthgebrüll tobten durcheinander, und wurden kaum übertäubt durch die Donner der Geschütze und das schmetternde Einschlagen der Kugeln. Grimmig heulte der Sturm auf, jagte wirbelnde Schneewolken empor und trieb den schwarzen Strom in schäumenden Wellen heran. Alle Kräfte der Elemente und der Menschen waren im Kampf.

Am fürchterlichsten sättigte sich das Entsetzen auf der Brücke selbst. Hier liefen Rettung und Verderben auf dem schmalsten Pfade am Abgrunde nebeneinander hin. Der Fuß trat nicht auf Leichen, sondern auf Lebende. Gierig eröffnete die Fluth von beiden Seiten den schwarzen Rachen und verschlang Tausende von Opfern, die erbarmungslos in ihren Abgrund hinabgestürzt wurden. Ein entmenschter Kampf entbrannte auf diesem Punkte. Der Bruder wollte sich Bahn brechen über die Leiche des Bruders und trat sein Antlitz unter die Füße.

Die hinuntergestürzt wurden in die kalte Todesumarmung der Wellen, klammerten sich mit Wuth an die Nächsten an, und wollten sie mit in den Untergang reißen, oder von ihnen mit auf das Rettungsufer geschleppt werden. Diese setzten sich zur Wehr, als ob sie von Hyänen angefallen würden. Mit dem Säbel, mit dem zerschmetternden Stoß der Kolbe lösten sie die angstvolle Umklammerung der Verzweifelnden, und stießen die verstümmelten Opfer in die Brandung hinunter, daß sie sich blutig röthete. Doch der Wahnsinn der Angst gab neue Mittel ein; mit grimmigem Zahn bissen sich die Stürzenden in Füße oder Kleider ein, bis ein dröhnender Keulenschlag auf den Schädel, oder ein das Angesicht zerreißender Fußtritt sie betäubt in den Schlund des Todes hinabwarf. *)

Neustadt.

*) Mit einer verworrenen Masse von 60,000 Mann verließ der Kaiser die Ufer der Beresina — mit einer glänzenden Armee von nahe an 500,000 hatte er Rußlands Grenzen überschritten.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Ehre sey Gott in der Höh!
INRI

Aus dem Leben Jeſu.

Auf Weihnacht zu im Herbſt.

Ein ſcharfer Wind durch's Holz hergeht,
Die Blätter ſind herabgeweht,
Die Vögelein verſtummet.
Kein Lämmlein weidet mehr am Weg,
Bald ſteht kein Blümlein mehr am Steg
Und keine Biene ſummet.

Da wird es auch in mir ſo ſtill,
Daß, wie mein Lied ich ſingen will,
Die alte Luſt verſchwunden.
Das kommt vom Herbſt, dem ſtrengen Herrn,
Ich danke Gott und denke gern
Der lichten Sommerſtunden.

Doch wenn es bald noch ſpäter tagt,
Der Wind die weißen Flocken jagt,
Wird's ganz mir ſtill im Herzen.
Und wenn ich ſinne, wer das ſchickt,
Und was ſo tief in's Herz mir blickt,
Das ſind die Weihnachtskerzen.

Die blinken mir wie Stern' in's Herz,
Daß ich muß blicken himmelwärts
Und nieder zu der Krippen.
Da lag der Herr der Welt als Kind:
Ach könnt' auf ſeine Hände lind
Ich neigen meine Lippen!

Und ſehn der Augen himmliſch Licht!
Und könnt' ich, wie ſo mild er ſpricht,
Aus ſeinem Munde hören!
Und wo ſein Fuß ging aus und ein,
Muß da nicht ſchönſte Weihnacht ſein
Und Frühling ohn' Aufhören?

Ja ew'ger Frühling, wunderreich,
Da alle Blumen liliengleich,
Wie Kerzen ſteh'n verkläret!
Doch mag das kaum auf Erden ſein
Und iſt ein ſolcher Freudenſchein
Wohl droben nur gewähret. —

Jeſu Geburt.

Wollt ihr das Heil der Menſchen ſehen,
Den Troſt, die Hoffnung aller Welt,
Den Stern, d'raus alle Sonnen gehen
Und alles Dunkel wird erhellt?

O ſuchet nicht auf Königsthronen,
O ſchaut nicht nach Gewalt und Macht,
O fragt nicht, wo die Weiſen wohnen,
Die Reichen unter Glanz und Pracht.

Kommt, laßt von meiner Hand euch führen,
Das Dach der Armuth zeig' ich euch.
Im dunkeln Stalle bei den Thieren
Seht ihr den Heiland gnadenreich.

Dort neigt ſich Joſeph ernſt und ſtille,
Dort kniet Maria fromm und lind,
Dort in der Krippe liegt das Kind
Auf hartem Bett in ſchlechter Hülle.

In einer Krippe Davids Erbe,
Auf Heu und Streh der Herr der Welt,
Den Gott vom Himmel dargeſtellt,
Daß er ein ew'ges Reich erwerbe.

Ein Kind in Windeln muß er liegen,
Der eingeborne Gottessohn,
Der von des Vaters sel'gem Thron
Zum Helfer uns herabgestiegen.

Nun gehet hin und sagt die Kunde,
Die ihr vernahmt den Menschen an,
Daß jedes Herz sich freuen kann
Am Gottessegen dieser Stunde.

Fev.

Darstellung Jesu im Tempel.

Es war ein Gesetz in Israel, von Moses her, eine Mutter, die ihren ersten Sohn geboren hatte, mußte ihn in den Tempel bringen, und für ihn ein Lamm opfern, oder, wenn sie zu arm war, ein Paar Turteltauben. Als nun Maria ebenfalls ihren Sohn in den Tempel brachte, und für ihn ein Paar Turteltäublein opferte, kam auch in der nämlichen Stunde ein frommer und gottesfürchtiger Mann mit Namen Simeon in den Tempel, der schon so lange auf den Trost Israels wartete, und von Gott die Gewißheit in seinem Herzen empfangen hatte, daß er den Tod nicht sehen werde, es sei denn, daß er vorher den Christ des Herrn gesehen habe. Also ward ihm noch am Abend seines Lebens die Verheißung erfüllt und sein langes Warten gestillt. Er nahm das theure Kind auf seinen Arm und lobte Gott, und ward so entzückt, daß er Gott anrief, er wolle ihn jetzt sterben lassen, er habe nichts Erfreulicheres mehr auf der Erde zu erleben. Es ist dieses eine wundersame Regung in dem menschlichen Gemüth. Schon viele fromme Menschen, wenn Gott ihr Herz mit einer großen Freude erfüllte, haben gewünscht, daß sie jetzt sterben möchten. Simeon betete: „Herr, nun läßest du deinen Diener im Frieden dahin gehen, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast ein Licht zu erleuchten die Heiden, zum Preis deines Volks Israel." Aber zu Maria, der Mutter Jesu, sprach er: „Es wird ein Schwerdt durch deine Seele dringen." Es kam auch Hanna, eine hochbetagte Frau, dazu, und preisete Gott und redete von diesem Kind zu allen,

welche zugegen waren, und auf die Erlöſung hofften. Alſo freuten ſich dieſe frommen betagten Menſchen über die Geburt des geheimnißvollen Kindes, und über das Glück der Nachwelt, das ſie doch ſelber nicht mehr erleben konnten.

Hebel.

Die Weiſen aus dem Morgenland.

Es kamen auch von Gott ermahnt mit koſtbaren Geſchenken weiſe Männer aus Morgenland, aus einem entfernten Lande nach Jeruſalem, und fragten: „Wo iſt der neugeborne König der Juden? Wir haben ſeinen Stern geſehen im Morgenlande und ſind gekommen, ihn anzubeten.“ Sie meinten, er ſei in Jeruſalem geboren, wo dazumal der unfromme König Herodes wohnte. Sie dachten nicht anders, als daß ganz Jeruſalem werde voll Freude ſein, jedes Kind auf der Gaſſe werde ihnen Rede und Antwort geben können auf ihre Frage. O, wie verwunderten ſie ſich, als alles ſo ſtille war! Es war alles ſo ſtille, als wenn nichts geſchehen wäre. Wen ſie fragten, der wußte nichts von dem neugebornen Wunderkind. Sie kamen bis vor den König Herodes. Er wußte auch noch nichts. Er mußte erſt von dieſen landesfremden Menſchen erfahren, was den frommen Hirten die Engel verkündet hatten, und die Nachricht war ihm auch nicht ſo erfreulich. Denn als die Weiſen nach dem neugebornen König fragten, erſchrak er, der arme Menſch, auf ſeinem Königsthron! Was den unſchuldigen Hirten und dem gottesfürchtigen Simeon und allen frommen Menſchen eine Freude war, darob erſchrak er. Denn die Gottloſen haben keinen Frieden in ihrem Herzen. Herodes faßte den verruchten Gedanken, er wolle das Kindlein tödten laſſen, daß es ihm nicht einſt ſeine Krone nehme. Zu dem Ende fragte er zuerſt die Prieſter und Schriftgelehrten, ob ſie ihm nicht könnten ſagen, wo Chriſtus ſollte geboren werden? Sie antworteten ihm: Zu Bethlehem, denn alſo ſei geſchrieben durch den Propheten Micha. Hierauf ſchickte er die Weiſen nach Bethlehem und ſprach zu ihnen mit tückiſcher Verſtellung: ſie ſollten ſich ja ſorgfältig nach dem Kind erkundigen, und wenn ſie es gefunden hätten, ſollten ſie ihm wieder Nachricht geben, er wolle auch kommen und es anbeten. Die

Weisen kamen nach Bethlehem und fanden das Haus, worin Jesus lag, und freuten sich sehr, die geraden und frommen Männer. Sie knieten vor dem Kindlein nieder, und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen. Als sie aber ihren Heimweg wieder antreten wollten, warnte sie Gott, daß sie nicht nach Jerusalem zurückkehrten. Sie zogen auf einem andern Weg wieder in ihr Land. Darüber erzürnte sich der König Herodes, und fürchtete sich so sehr vor dem unschuldigen Kinde, daß er den grausamen Befehl ergehen ließ, alle Kinder in Bethlehem zu tödten, die zwei Jahre alt und jünger wären, damit er das rechte gewiß nicht verfehlen möchte. Aber der Menschen Grausamkeit und List vermag nichts gegen Gott. — Denn wo war damals das Kind Jesus und seine Mutter und sein Pflegevater Joseph? In Bethlehem nicht mehr, auch nicht mehr im Lande Juda, sondern in Aegypten. Denn dahin hatte sie Gott gehen lassen, daß das Kind gerettet würde. Als aber Herodes, der Blutdürstige, gestorben war, kehrten sie wieder zurück in das Land, und wohnten von der Zeit an wieder in Galiläa in der Stadt Nazareth.

Hebel.

Johannes der Täufer. Die Taufe Jesu.

Als sich die Zeit nahete, daß Jesus die Werke der Erlösung unter den Menschen beginnen sollte, erschien zuerst aus der Wüste hervor Johannes, der Sohn des Priesters Zacharias und der Elisabeth, gleich wie ein Morgenstern aufgeht, wenn die Sonne bald kommen will. Gott giebt oft ein Zeichen vorher, wenn er etwas Großes thun will, daß die Menschen darauf achten und sich darauf bereiten sollen. Johannes taufte zur Buße, d. h. zur Besserung des Gemüthes, zur Umkehr von der Sünde zu Gott. „Thut Buße," sagte er, „denn das Himmelreich ist nahe. Sehet zu, bringt rechtschaffene Früchte der Buße." Es kam zu ihm des Volkes eine große Menge aus Jerusalem und aus der ganzen Gegend, daß sie sich taufen ließen, und hörten, was sie thun sollten. Es fragten ihn viele aus dem Volk: „Was sollen wir thun?" Johannes sagte: „Wer zwei Röcke oder Ueberfluß an Speise hat, der gebe dem, der nicht hat." Es fragten ihn die Zollbedien-

ten: „Was ſollen wir thun?“ — Johannes antwortete: „Fordert nicht mehr, als euch geſetzt iſt.“ — Es fragten ihn auch die Soldaten. Den Soldaten gab er das Gebot: „Thut Niemand Gewalt noch Unrecht, und laſſet euch begnügen an eurem Sold.“ — Daraus kann nun jeder andere ſchon abnehmen, was er in ſeinem Stand, Amt und Beruf zu thun und zu laſſen habe, und daß die Buße nicht gethan ſei mit leerer Einbildung, oder mit ſchönen Reden und abgelernten Gebeten, ſondern daß ſie fruchtbar ſei, zuvörderſt in Werken der Gerechtigkeit und der Barmherzigkeit. Das ſind die „rechtſchaffenen Früchte der Buße.“ Viele Leute kamen auf den Gedanken, Johannes ſei Chriſtus der Verheißene. Die Juden ſandten von Jeruſalem Prieſter und Leviten zu ihm, daß ſie ihn fragten: „Wer biſt du?“ Johannes bekannte: „Ich bin nicht Chriſtus.“ — „Was biſt du denn? Biſt du Elias?“ — Johannes ſprach: „Ich bin es nicht.“ — Oder biſt du ſonſt einer von den Propheten?“ — Er antwortete: „Nein.“ — Denn es war unter den Juden eine ſeltſame Sage, daß vor dem Meſſias der Prophet Elias oder der andern Propheten einer wieder kommen werde. Deßwegen war vielen von ihnen Johannes nicht gut genug. Es iſt eine böſe Untugend gar vieler Menſchen, daß ihnen Gottes Gnade, ſo wie er ſie ihnen anbietet, nicht gut genug iſt, und daß ſie etwas beſonderes verlangen.

Als nun der wahrheitsliebende Johannes ſein Bekenntniß abgelegt hatte, ſprachen die Prieſter: „Was biſt du denn, wenn du das alles nicht ſein willſt?“ Johannes ſprach: „Ich bin die Stimme eines Predigers in der Wüſte, bereitet dem Herrn den Weg.“ — Die Prieſter fragten ihn noch einmal: „Warum taufeſt du denn, wenn du nicht Chriſtus biſt?“ — Darauf erwiederte Johannes: „Ich taufe mit Waſſer. Aber einer iſt mitten unter euch, den ihr nicht kennet. Der iſt es, der nach mir kommt, welcher vor mir geweſen iſt. Der wird mit dem heiligen Geiſt taufen.“

Es war auch Jeſus an den Jordan gekommen und verlangte ebenfalls getauft zu werden. Der demuthsvolle Johannes weigerte ſich deſſen im Anfang; denn er ſprach: „Ich bedürfte eher, daß ich von dir getauft würde.“ Aber Jeſus wußte wohl, was er zu thun hatte. Er ſprach: „Es iſt gerecht, daß ich die Taufe von dir empfange.“

Es wurde aber in jenen warmen Gegenden alſo gehalten: wer ſich taufen ließ, der tauchte ſich ganz unter den Fluß, und kam alsdann wieder her-

aus, anzuzeigen, daß er jetzt gleichsam seine vorige Natur und Beschaffenheit ablege, welcherlei sie war, und daß er jetzt etwas anders sei und sein wolle, wozu ihn Gott berufen habe, ein neuer Mensch.

Also war Jesus, der Sohn Mariä, getauft von Johannes.

Als Jesus getauft war, und aus dem Jordan heraufstieg, alsbald that sich die Klarheit des Himmels über ihm auf, und Johannes sahe den Geist Gottes gleich als eine Taube vom Himmel herabfahren und über ihn kommen. Denn die Taube ist das schöne Sinnbild der Sanftmuth und des Friedens. Also kam der Geist Gottes auf Jesum, der ein Geist der Sanftmuth und des Friedens ist, und eine Stimme vom Himmel herab sprach: „Dieß ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe."

Das war die Taufe, welche Jesus empfangen hatte.

Hebel.

Zachäus auf dem Maulbeerbaum.

Dem kleinen Zöllner lobesan
Sind alle Kinder zugethan,
Sie sehen ihn bei Nacht im Traum,
Zachäus auf dem Maulbeerbaum.

Obwohl ihm war viel Gut's beschert,
Hielt er doch Jesum lieb und werth.
Das hat ihm großes Heil gebracht,
Und wird mit Ehren sein gedacht.

In Demuth wünscht' er nur von fern
Zu schaun das Angesicht des Herrn
Und seine menschliche Gestalt.
Das wird ihm auch gewähret bald.

Denn siehe, Jesus kam heran,
Und Viel' umgaben ihn und sahn
Den Heiland und sein Angesicht:
Allein Zachäus sah ihn nicht.

Und Manche hatten's ihren Hohn,
Daß er ſo klein war von Perſon;
Auch dünkt's ihm ſelber groß Beſchwer,
Drob lief Zachäus hin und her.

Bis einen Maulbeerbaum er fand,
Der an des Weges Seite ſtand;
Deß ward er froh, mit ſchnellem Lauf
Sprang er vorhin und klomm hinauf.

Da ſaß Zachäus, ſtill und klein
Im Laube, wie ein Vögelein,
Und ſah hinab und in die Höh,
Das Herz ihm klopfte wohl und weh.

Und immer näher kam der Zug,
Und immer mehr das Herz ihm ſchlug,
Als er den Heiland kommen ſah.
Er ging — er kam — nun war er da!

Und ſiehe an des Weges Saum
Trat Jeſus zu dem Maulbeerbaum
Und wußte, wer der Zöllner war,
Aus ſeinem Auge hell und klar.

Und zitternd ſah der kleine Mann
Von ſeinem Baum den Heiland an;
Ihm glühten Aug' und Angeſicht;
Ein Wörtlein reden mocht' er nicht.

Der Heiland ſprach: Zachäus, ſteig'
Hernieder; denn ich muß ſogleich
Mit dir zu deinem Hauſ' eingehn.
Was du begehret, ſollſt du ſehn.

Drob murrte ſehr des Volkes Schaar,
Daß er dem Sünder freundlich war;
Er aber kehrte bei ihm ein,
Daß ſich der Sünder möchte freu'n. —

Drauf trat Zachäus wohlgemuth,
Zum Herrn und ſprach: Mein Geld und Gut,
Das ich dir ſelbſt nicht geben kann,
Gehören nun der Armuth an!

Da ſprach der Heiland: Fried' und Heil
Wird heute dieſem Hauſ' zu Theil.
Zachäus iſt ein Abrah'ms Sohn
Und Schauen ſeines Glaubens Lohn.

Er ſagt, wer hätte ſolche Frucht
Auf einem Maulbeerbaum geſucht?
Den ſtolzen Sinn der Herr verſchmäht,
Die kleine Demuth wird erhöht.

Krummacher.

Von dem Reich Gottes.

Von dieſer Zeit an verkündigte Jeſus das Evangelium von dem Reich Gottes oder von dem Himmelreich, nämlich die gute Botſchaft, daß Gott die Menſchen lieb habe, und ſich über ſie erbarme, daß er ſie durch ſeinen Sohn von dem Irrglauben, und von den Gewohnheiten der Sünde erlöſen wolle, daß er ſie ſchon auf der Erde fromm und froh in Gott und ſelig im Himmel haben wolle. Fromme Menſchen ſind hier auf der Erde ſchon im Reich Gottes, fromme Kinder zum voraus.

Einſt brachten die Leute Kinder zu Jeſu, daß er ſie möchte anrühren und ſegnen. Die Jünger wehrten anfänglich den Leuten ab. Als es aber Jeſus ſahe, ſprach er zu ihnen: „Laſſet die Kinder zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn ſolcher iſt das Himmelreich. Wahrlich, ich ſage euch, wer das Reich Gottes nicht empfähet, wie ein Kindlein, der kommt nicht hinein.“ Als er dieſes geſagt hatte, drückte er die Kinder an ſein liebevolles Herz, legte die Hände auf ſie, und ſegnete ſie.

Mehr als einmal ſprach er zu dem Volk und zu ſeinen Jüngern: „Werdet wie die Kinder,“ nämlich wie die guten.

„Hütet euch,“ ſprach er, „auch, daß ihr keines von dieſen Kleinen irre machet, oder zur Sünde verführet, die an mich glauben, denn ich ſage euch, ihre Engel im Himmel ſehen allezeit das Angeſicht meines Vaters im Himmel.“ Ferner: „Wer ein ſolches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.“

Was ſagt hiezu mein Herz? Ich will Jeſum wieder lieben, der alſo die Kinder lieb hat und ſegnet. Ich will ſeine Ermahnungen zur Gottſeligkeit kindlich befolgen und mich ſeiner ſchönen Verheißungen erfreuen. Ich will meine Unſchuld bewahren, daß ich mein Leben lang und ewig in dem heiligen und ſeligen Reich Gottes bleibe, in welchem ich bin. Mein Engel im Himmel ſieht allezeit das Angeſicht ſeines Vaters im Himmel.

Von dem Jordan ging Jeſus hinweg nach Jeruſalem auf das Oſterfeſt, wie einſt ſeine Mutter ihn gelehrt hatte. Gute Mutterlehre geht dem Herzen nicht verloren. Damals kam zu ihm ein Mann in der Nacht mit Namen Nikodemus, ein vornehmer und gelehrter Mann. Er war aufmerkſam auf Jeſum geworden. Er wollte ihn genauer kennen lernen. Er hatte die Ahnung, daß er derjenige ſei, welchen Gott beſtimmt hatte, daß er die Menſchen von dem Irrthum und von der Sünde befreien ſollte. Er ſprach zu ihm: „Wir wiſſen, daß du ein Lehrer biſt, den Gott geſendet hat. Denn Niemand kann die Zeichen thun, die du thuſt, es ſei denn Gott mit ihm.“ Jeſus redete mit ihm ebenfalls von dem Reich Gottes, und wie man gleichſam von neuem geboren und wieder ein Kind werden müſſe an Liebe und Vertrauen. Zum Abſchied und Andenken gab ihm Jeſus nachher das ſchöne Sprüchlein: **„Alſo hat Gott die Welt geliebet, daß er ſeinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben.“**

Auch dieſes iſt eine Beſchreibung des Reichs Gottes mit andern Worten.

Nikodemus hielt von dieſer Zeit an Jeſum in Ehren, und war wohl einer von ſeinen getreuen Anhängern, wiewohl in der Stille.

Hebel.

Die zwölf Apoſtel.

Der Herr gewann immer mehr Jünger, und wo er ſich ſehen ließ, verſammelte ſich um ihn eine große Menge von Menſchen aus allen Orten des Landes. Viele brachten ihm ihre Kranken, daß er ſie heilte, und ihren Kummer, daß er ſie tröſtete. Viele wollten auch ſeine holdſeligen Reden hören.

und von ihm lernen, wie man fromm und selig wird. Wo er hinging, begleiteten sie ihn. Aber oft entzog er sich den Augen des Volks und der Jünger, daß er allein wäre und mit Gott redete. Einst als er eine ganze Nacht allein auf einem Berg zugebracht und gebetet hatte, am Morgen darauf, als sich seine Jünger wieder um ihn versammelten, wählte er zwölf von ihnen, welche er wollte, nach der Zahl der Stämme in Israel. Diese sollten von nun an, so viel als möglich immer um ihn sein, und alle seine Thaten sehen, und alle seine Reden hören, und noch besonders von ihm lernen, daß sie recht durchdrungen würden von seiner heiligen Lehre und von seiner Liebe, und daß sie nach seinem Tode in die Welt ausgingen und seine Zeugen würden bei der Nachwelt, und viele Menschen in das Reich Gottes führten, weshalb er sie auch Apostel nannte, das heißt: Gesandte.

Die Namen aber der zwölf Apostel sind: Simon, genannt Petrus, und Andreas sein Bruder, Jakobus und Johannes, die Söhne Zebedäi, Philippus und Bartholomäus, welches Nathanael ist, der Nämliche, welcher einst fragte: „was kann aus Nazareth Gutes kommen," zu welchem Philippus sprach: „komm und siehe es!" Dies sind sechse. Der siebente ist Matthäus, den Jesus von der Zollstätte rief. Der achte heißt Thomas, der neunte Jakobus, des Alphäus Sohn, der zehnte Judas mit dem Zunamen Thaddäus, der eilfte Simon von Cana. Diese haben sich gleich den übrigen, jeder in seiner Stunde und bei der Gelegenheit, die Gott ihm gab, zu Jesu gewendet und sind ihm treu geblieben bis in den Tod.

Mancher Knabe, der auch Simon oder Andreas, Jakobus oder Johannes, Philippus oder Thomas heißt, wird erinnert, daß er seinen Namen zum Andenken und zur Ehre eines heiligen Apostels trage, und, gleichermaßen, Jesu Christo mit Liebe und Gehorsam bis in den Tod treu bleiben soll, dem Herrn der Apostel.

Der zwölfte Jünger heißt Judas mit dem Zunamen Ischarioth. Man muß ihn auch nennen.

Hebel.

Von dem Unbarmherzigen.

Es hielt ein König Rechnung mit seinen Knechten oder Dienern. Unter diesen kam ihm einer vor, der war ihm zehntausend Pfund zu bezahlen schuldig; dieß ist nach alter Geldrechnung eine sehr große Summe, die kaum ein Diener seinem Herrn ersetzen kann, wenn er sie veruntreut hat. Da nun der Knecht nicht hatte, zu bezahlen, befahl der Herr, ihn, seine Angehörigen und alles, was er hatte, zu verkaufen. Dazumal verkaufte man noch Menschen zu gezwungener Knechtschaft. Da fiel der Knecht nieder, und betete und sprach: „Herr, habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen.“ Es erbarmte sich der Herr über ihn, und ließ ihn frei, und schenkte ihm die ganze Schuld. Als dieser hinausging, begegnete ihm einer seiner Mitknechte, der ihm hundert Groschen schuldig war, diesen griff er an, und würgete ihn, und sprach ebenfalls: „Bezahle mir, was du mir schuldig bist.“ Da fiel sein Schuldner auch vor ihm nieder, und bat ihn: „Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen.“ Aber er wollte sich nicht erbarmen, sondern ließ ihn gefangen setzen, bis er alles bezahlte. Als dieses die andern Diener des Königs sahen, wurden sie sehr betrübt, und hinterbrachten ihm alles, was geschehen war. Da forderte sein Herr ihn vor sich, und sprach: „Du Böswicht, deine ganze Schuld habe ich dir erlassen, weil du mich batest. Solltest du dich denn nicht auch erbarmen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmet habe?“ Darauf überantwortete er ihn in das Gefängniß, bis er alles bezahlte.

Also, spricht Jesus, wird euch mein himmlischer Vater auch thun, so ihr nicht vergebet von Herzen ein jeglicher seinem Bruder seine Fehler.

Petrus fragte Jesum: „Herr, wie oft muß ich denn meinem Bruder vergeben? Ist's genug siebenmal?“ Jesus sprach zu ihm: „Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal“ — das heißt, ungezählt so oft, als du glauben kannst, daß ihn sein Fehler gereue.

Auch der Gebesserte fehlt noch so oft, und Gott vergiebt ihm täglich. Warum soll der schwache Mensch nur siebenmal vergeben?

Von dem barmherzigen Samariter.

Es fragte Jesum ein Schriftgelehrter: „Meister, was soll ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe?“ Die Frage wäre gut. Jesus sprach zu ihm: „Wie steht im Gesetz geschrieben? Wie lieſest du?“ Der Schriftgelehrte antwortete: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüth; und deinen Nächsten als dich selbst.“ Die Antwort war auch gut. Jesus sprach zu ihm: „Thue das, so wirst du leben.“ Der Schriftgelehrte wollte sich rechtfertigen. Er schämte sich, daß er eine Frage sollte gethan haben, die er und jedes Kind sich selbst konnte beantworten. Er fragte daher weiter: „Wer ist denn mein Nächster?“ Jesus antwortete ihm: „Es ging ein Mensch von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Mörder. Die Mörder zogen ihn aus, und schlugen ihn und ließen ihn halb todt liegen. Es zog ein Priester dieselbe Straße hinab, sah ihn und ging vorüber. Es kam ein Levite an die Stelle, sah ihn auch, und ging vorüber. Es kam auch ein Samariter dahin, und als er den Verwundeten sah, jammerte ihn seiner. Er ging zu ihm und verband ihm seine Wunden. Er nahm ihn auf sein Thier und führte ihn in eine Herberge und pflegte seiner. Den andern Tag, als er weiter reis'te, bezahlte er den Wirth, und sprach zu ihm: „Nimm dich seiner ferner an, und wenn es etwas mehr wird kosten, will ich es dir bezahlen, wenn ich wieder komme.“

„Was dünket dich,“ sprach Jesus zu dem Schriftgelehrten, „welcher unter diesen Dreien ist der Nächste gewesen, dem, der unter die Mörder gefallen war?“ — Der Schriftgelehrte sprach: „Der, welcher die Barmherzigkeit an ihm gethan hat.“ Die Antwort war wieder gut. Jesus sprach zu ihm: „So gehe hin, und thue desgleichen!“

Nämlich ich bin jedem sein Nächster, und jeder ist mein Nächster, den ich mit meiner Liebe erreichen kann, jeder, den Gott zu mir führt, oder zu dem mich Gott führet, daß ich ihn erfreuen oder trösten, daß ich ihm rathen oder helfen kann, auch wenn er nicht meines Volkes oder meines Glaubens wäre.

Thue das, so wirst du leben.

Hebel.

Die Wittwe am Gotteskasten.

In den letzten Tagen vor seinem Tode saß einmal Jesus dem Gotteskasten des Tempels gegenüber, als eben die Leute ihre Gaben hineinlegten. Viele Reiche gingen vorüber und legten große Geschenke nieder, die ihres Reichthums würdig waren. Zwischen ihnen aber kam in dürftigem Gewande eine arme Wittwe und legte auch zwei Scherflein, so viel als ein Heller, ein. Sie glaubte nicht, daß jemand auf sie achte, als der im Himmel wohnt, und auf Alles achtet. Aber Jesus übersah es nicht, und legte einen höhern Werth auf dieses kleine Opfer der frommen Armuth, als auf die großen Gaben des Reichthums. Er sprach zu seinen Jüngern: „Wahrlich, ich sage euch: Diese arme Wittwe hat mehr eingelegt, als die andern alle. Denn die andern alle haben von ihrem Uebrigen etwas beigesteuert. Diese aber hat von ihrer Armuth Alles, was sie hatte, sie hat ihre ganze Nahrung eingelegt."

Hebel.

Reden Jesu zu seinen Jüngern. Begebenheiten in Gethsemane.

Es sprach der Herr zu seinen Jüngern: „Ich bin noch eine kleine Weile bei euch. Liebet euch untereinander, wie ich euch geliebet habe, daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe untereinander habt." Petrus fragte ihn, wo er denn hingehe? Der Herr erwiederte ihm: „Wo ich hingehe, kannst du mir diesmal nicht folgen." Petrus sprach: „Warum soll ich dir nicht folgen können? Ich will mein Leben für dich lassen. Wenn dich alle verlassen, ich verlasse dich nicht." Jesus sprach zu ihm: „Du wolltest dein Leben für mich lassen? Wahrlich, ehe der Hahn kräht, (das heißt, ehe der Tag kommt) wirst du mich dreimal verläugnen."

Auch mit andern Worten ermahnte und tröstete er sie, und versprach ihnen die Sendung und den Beistand des heiligen Geistes, wann er nicht mehr bei ihnen sein würde. „Ich will den Vater bitten, und er soll euch

einen andern Tröſter geben, daß er bei euch bleibe ewiglich, den Geiſt der Wahrheit: derſelbige wird euch in alle Wahrheit leiten."

Endlich betete er auch noch für ſie und für alle, die durch ihr Wort noch an ihn glauben würden, daß wir eins bleiben mögen in ihm, und daß uns Gott einſt zu ihm bringen wolle in ſeine Herrlichkeit, die ihm Gott gegeben hat.

Nach dieſen Worten ging er mit ihnen in einen Garten, Gethſemane genannt.

In dem Garten ſprach er zu ihnen: „Setzet euch hier! Ich will dort hingehen und beten." Doch nahm er mit ſich den Petrus, Jakobus und Johannes. Jetzt fing er an zu trauern und zu zagen. „Meine Seele," ſprach er, „iſt betrübt bis in den Tod. Bleibet hier, und wachet mit mir." Alsdann ging er noch einige Schritte weiter allein, warf ſich in ſeiner Seelenangſt auf die Erde nieder, und betete, daß ihn Gott vor den ſchrecklichen Leiden bewahren wolle, die auf ihn warteten. „Mein Vater," ſo betete er, „wenn es möglich iſt, ſo gehe dieſer Kelch an mir vorüber. Doch nicht, wie ich will, ſondern wie du willſt." Als er zu ſeinen Jüngern zurückkam, wie wenn er Troſt bei ihnen ſuchen wollte, ſchliefen ſie. Da ſprach er zu ihnen: „Könnt ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen? Wachet und betet, daß ihr nicht Anfechtung fallet." Das Nämliche that er zum zweiten- und zum drittenmale, wie in der Betrübniß und Angſt zu geſchehen pflegt. Bald iſt das geängſtete Herz lieber allein und betet; bald ſucht es wieder Troſt und Stärkung bei freundlichen Menſchen. Als er zum drittenmal wieder kam, und die Jünger ſchlafend fand, ſprach er: „Ach, wollt ihr denn nur ſchlafen und ruhen! Siehe die Stunde iſt hier, daß des Menſchen Sohn in der Sünder Hände überantwortet werde. Stehet auf," ſprach er, „laßt uns gehen. Siehe mein Verräther iſt da." Als er aber noch redete, kam in den Garten Judas, der Böſewicht, und brachte mit ſich eine Schaar von Gerichtsdienern und Kriegsknechten mit Fackeln, mit Schwertern und mit Stangen. So ging er zu Jeſu hin, grüßte und küßte ihn: „Gegrüßet ſeiſt du, Rabbi!" Dieſes Zeichen hatte er mit ſeinen Begleitern verabredet: „Welchen ich küſſen werde, der iſt's." Denn ſie kannten Jeſum nicht, im Dunkeln gar nicht. Es war ein tiefer Schmerz für das fromme heilige Gemüth Jeſu, daß das ſchöne Zeichen der Freundſchaft und der Liebe, Gruß und Kuß, zu einer ſo ſchändlichen Treuloſigkeit

konnte gemißbraucht werden. „Wozu," ſprach er, „biſt du gekommen? Judas, verrathſt du des Menſchen Sohn mit einem Kuß?" Als aber die Jünger ſahen, was aus der Sache werden wolle — der fromme Jeſus wurde angegriffen und wie ein Verbrecher gefangen genommen — wollten ſie anfänglich Gewalt gegen Gewalt gebrauchen. Petrus griff ſogar einen der Kriegsknechte mit gezogenem Schwerte an und verwundete ihn. Nur Jeſus blieb ruhig und beſonnen in dem bedenklichſten und furchtbarſten Augenblicke. Wo der gewöhnliche Menſch nicht mehr weiß, was er thut, giebt Gott Beſinnung und Ruhe dem frommen und unſchuldigen Herzen. Er ſprach zu Petrus: „Stecke dein Schwert in die Scheide, denn wer das Schwert gebraucht, kommt durch das Schwert um. Oder ſoll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gegeben hat?" Denn er wußte, daß Gott den Menſchen große Wohlthaten durch ſeinen Tod erweiſen wollte. Alſo ließ er ſich willig binden und aus ihrer Mitte hinwegführen. In dieſem Augenblick verließen ihn alle Jünger und flohen.

Hebel.

Die Verurtheilung Jeſu.

Der Todestag Jeſu war angebrochen. Mit dem frühen Morgen verſammelte ſich der hohe Rath der Juden. Da ſprachen ſie das Todesurtheil über ihn aus, wie ſie in der Nacht es beſchloſſen hatten. Es war von nichts anderm mehr die Rede. Zwar einer von ihnen, Joſeph von Arimathia, willigte nicht in ihren Rath, Nikodemus auch nicht, der einſt in der Nacht zu Jeſu gekommen war. Sie liebten und ehrten ihn, aber ſie konnten ihn nimmer retten. Hierauf führten ihn ſeine Feinde vor den römiſchen Statthalter oder Landpfleger Pontius Pilatus, daß er das Todesurtheil beſtätige und vollziehen ließe. Sie ſelbſt durften es nicht vollziehen. Es zog auch viel zuſammengelaufenes Volk mit, wie zu geſchehen pflegt. Unter ihnen waren ohne Zweifel Gedungene von den Phariſäern. Die Bosheit und Rachſucht erlaubt ſich alle Mittel, daß ſie ihre gottloſe Abſicht erreiche. Pilatus fragte ſie: „Was habt ihr für eine Klage gegen dieſen Menſchen?" Sie ſprachen: „Das Volk macht er aufrühriſch, und verbietet dem Kaiſer

die Schatzung zu geben, und sagt, er sei der König." Sie beschuldigten ihn nämlich, als wenn er ein weltlicher König sein und dem Kaiser die Herrschaft über das Land entziehen wollte, die Beshaften. Pilatus verhörte ihn: „Bist du der Juden König?" Jesus antwortete ihm: „Ein König bin ich. Aber mein Reich ist nicht von dieser Welt." Pilatus überzeugte sich bald von der Unschuld des frommen Jesus, und gedachte daran, ihn zu retten. Deswegen hörte er es nicht gerne, daß Jesus den Ausdruck gebrauchte: „Ich bin ein König." Er hätte lieber gehört „Ich bin kein König." Aber Jesus sprach: „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit bezeugen soll." Pilatus gab den Juden unverhehlen den Bescheid, daß er keine Schuld an ihm finde. Aber sie beharrten darauf, daß er sterben müsse, nach ihrem Gesetz müsse er sterben. Denn sie kannten den Pilatus wohl, daß er kein fester und herzhafter Mann sei. Pilatus schickte Jesum zu Herodes, weil Herodes Fürst von Galiläa war; damals aber befand er sich in Jerusalem. Herodes verspottete ihn, und schickte ihn wieder zurück.

Pilatus wendete sich nun an das gemeine Volk, welches sich vor dem Richthaus versammelt hatte. Das Volk hatte ein altes Recht, auf das Osterfest einen von den Gefangenen frei zu bitten. Damals saß ein Aufrührer und Mörder gefangen, mit Namen Barrabas. Pilatus redete das Volk an: „Soll ich euch den Barrabas losgeben, oder Jesum?" Er hoffte, das Volk würde um Jesum bitten. Aber sie baten um Barrabas. Er fragte sie: „Was soll ich denn mit Jesu anfangen?" Sie antworteten: „Kreuzige ihn!"

O, wo sind die guten Menschen, die wenige Tage vorher den Einzug Jesu mit Hosianna feierten? Die seinen Einzug mit Hosianna feierten, sind nicht da. Viele sind daheim und trauern und kommen erst am Pfingstfest wieder. Wann die Rotte der Bösen triumphirt, so trauern die Guten und beten.

Pilatus machte noch einen Versuch, das Mitleiden des Volks durch Grausamkeit zu erregen. Er ließ den frommen Jesus geißeln. Nach der Geißelung legten ihm die römischen Kriegsknechte einen Purpurmantel um. Sie flochten eine Krone von Dornen und setzten sie auf sein Haupt. Sie gaben ihm einen Stab in die Rechte. Sie knieten spottweise vor ihm nieder und sprachen: „Gegrüßet seist du, der Juden König!" Sie standen wieder auf, nahmen den Stab aus seiner Hand, und schlugen damit auf sein Haupt.

Als er dieſe und noch mehr Mißhandlungen ausgeduldet hatte, ſtellte ihn Pilatus mit ſeinen Striemen, mit ſeinen Wunden, in ſeinem Blute wieder vor das Volk. „Seht doch," ſprach er, „welch ein Menſch!" Aber die empörte Rotte beharrte darauf, daß er ſollte gekreuziget werden. Ja die Prieſter drohten zuletzt dem Landpfleger mit dem Kaiſer. „Läſſeſt du dieſen los," ſprachen ſie, „ſo biſt du des Kaiſers Freund nicht." Da ſetzte ſich endlich Pilatus auf den Richterſtuhl und that den Ausſpruch, daß Jeſus ſollte gekreuziget werden. Doch wuſch er ſeine Hände und ſprach: „Ich bin unſchuldig an dem Blute dieſes Gerechten, ſehet ihr zu!" Alſo bezeugte der Richter mit eigenem Munde, daß er einen Unſchuldigen gerichtet habe.

Als Judas, der Verräther, ſah, daß Jeſus zum Tode verurtheilt wurde, da reute ihn ſeine ſchreckliche That. Er brachte das Blut- und Sündengeld den Prieſtern wieder. Er ſprach: „Ich habe Unrecht gethan, daß ich unſchuldig Blut verrathen habe." Aber böſe Menſchen haben mit einander keine Barmherzigkeit. Sie ſprachen: „Das geht uns nichts an. Das iſt deine Sache. Da ſiehe du zu." Solche Abſolution gaben ihm die Prieſter auf ſeine Beichte. Damit warf er verzweiflungsvoll das Blutgeld, die dreißig Silberlinge, in den Tempel, ſuchte einen einſamen Ort und erhenkte ſich. Ein ſolches Ende nahm der Jünger, der um dreißig Silberſtücke ſeinen Herrn mit einem Kuß verrathen hatte. Solchen Gewinn brachte ihm ſein Frevel. Solchen Gewinn bringt der Frevel.

Hebel.

Die Kreuzigung.

Eine große Menge Volks, Böſe und Gute, begleitete Jeſum zu ſeiner Kreuzigung. Unter ihnen waren fromme Weiber, die weinten und wehklagten über ſein Schickſal. Aber Jeſus wandte ſich um zu ihnen und ſprach: „Ihr Töchter von Jeruſalem, weinet nicht über mich! Weinet über euch ſelbſt und über eure Kinder!" Denn er dachte abermals an das große Unglück, das bald über Jeruſalem kommen mußte, und in ſeinem eigenen Schmerz verlor er das Mitleiden mit dem fremden nicht. Als ſie mit ihm nach Golgatha

gekommen waren, dort kreuzigten ſie ihn. Sie kreuzigten auch noch zwei Mörder mit ihm, Einen zu ſeiner Rechten, den Andern zu ſeiner Linken, und ſpotteten über ihn. Aber der fromme Dulder betete und ſprach: „Vater, vergieb ihnen! Sie wiſſen nicht, was ſie thun.“ Das war das erſte Wort, welches Jeſus am Kreuze ſprach. Viele, die vorübergingen, läſterten ihn und ſchüttelten das Haupt. Auch die Hohenprieſter ſpotteten ſeiner: „Er hat Andern geholfen, und kann ſich ſelber nicht helfen. Iſt er Chriſtus, der Sohn Gottes, ſo ſteige er herab. Er hat Gott vertraut, der helfe ihm nun.“ Selbſt Einer von denen, welche mit ihm gekreuziget waren, war noch im Stande, im eigenen entſetzlichen Schmerz der Schmerzen des Unſchuldigen zu ſpotten. Aber der Andere ſprach zu ihm: „Fürchteſt du dich auch nicht vor Gott, der du gleiche Strafe leideſt? Zwar wir empfangen billig, was unſere Thaten werth ſind; dieſer aber hat nichts Unrechtes begangen.“ Hierauf ſprach er zu Jeſu: „Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommſt.“ Jeſus antwortete gerne auf fromme Rede. Er gab dem Bittenden den Troſt: „Heute wirſt du mit mir im Paradieſe ſein.“ Gegenüber dem Kreuze ſtand die Mutter Jeſu mit einigen Freundinnen. Das war die ſchmerzvolle Stunde, in welcher ſie Niemand ſelig pries. Es ſtand auch neben ihr Johannes, der Jünger, den Jeſus ſo lieb hatte. Als er ſeine Mutter und ſeinen geliebten Jünger erblickte, ſprach er zu ihr: „Siehe, das iſt dein Sohn,“ und zu dem Jünger ſprach er: „Siehe, das iſt deine Mutter.“ Das Wort der Liebe und des Vertrauens verſtand des Jüngers frommes Herz. Er nahm die Mutter Jeſu von Stunde an zu ſich, daß er ihr kindliche Liebe und Pflege beweiſe.

Der Himmel verhüllte ſich in ſchwarze Wolken. Es verbreitete ſich eine Finſterniß in der ganzen Gegend. Jeſus rief: „Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen?“ Das war der Augenblick ſeines höchſten Schmerzes. Aber wenn der Schmerz am höchſten iſt, iſt ſeine Auflöſung am nächſten. Wenn wir von Gott verlaſſen ſcheinen, iſt Gott am nächſten bei uns. Jeſus ſprach: „Mich dürſtet,“ daß er vor ſeinem Tode ſich noch einmal erquickte und auf ſein nahes Ende ſtärkte. Sie gaben ihm Eſſig zu trinken. Als er den Eſſig getrunken hatte, und das nahe Ende fühlte, rief er mit lauter Stimme: „Es iſt vollbracht“ — „Vater,“ rief er, „in deine Hände befehl' ich meinen Geiſt.“ Das war ſein letztes Wort. Da waren

ſie aufgelöſt die Schmerzen des frommen heiligen Dulders. Da neigte er das müde Haupt und ſtarb.

Aber nicht umſonſt hatte ſich der Himmel in furchtbare Wolken verhüllt. Die Erde erbebte, daß Felſen zerſprangen und die Gräber aufgingen. Ja der Vorhang im Tempel zerriß, der das Allerheiligſte des Tempels bedeckte. Als der Hauptmann der römiſchen Wache das Erdbeben wahrnahm, ſprach er: „Wahrlich, er iſt ein frommer Mann und Gottes Sohn geweſen.“ Das Volk aber ſchlug an ſeine Bruſt, und kehrte wieder um. Man weiß nicht, was man dazu ſagen ſoll.

Hebel.

Oſterlied.

Oſtern, Oſtern, Feſt der Freude
Siegestag der Chriſtenheit:
Sei gegrüßt du heilig hohe
Gnadenvolle Oſterzeit.

Weihrauch, Blumen, Licht und Lieder
Und der reinen Herzen Schlag,
Alles preiſet Gott und jubelt
Heut am Auferſtehungstag.

Und in vielen vielen Zungen,
Auf dem weiten Erdenrund,
Wird das hohe Lied geſungen,
Wie der Herr vom Tod erſtund.

Ach, wie war die Erde traurig,
Oed' und bang' und angſterfüllt,
Da der Geber alles Lebens,
Lag in's Leichentuch gehüllt.

Trauernd kamen zu dem Grabe
Die drei frommen Gottes-Frau'n,
Ihres hohen Meiſters Antlitz
Einmal noch im Tod zu ſchau'n.

Brachten Balſam mit und Myrrhen.
Süßen Duft der Spezerei,
Seinen heil'gen Leib zu ſchmücken,
Daß ihr Herr geehret ſei.

Nahten bang dem Grabesfelſen,
Bei des Tages frühſtem Schein:
„Ach wer wird uns Schwachen wälzen
Von dem Grab den ſchweren Stein!“

Sieh, da ſtieg die Sonne leuchtend
Aus dem dunklen Schooß der Nacht;
Doch die irdiſche erbleichet,
Denn die ew'ge iſt erwacht.

Die der Erde und dem Himmel
Licht und Leben liebend gab,
Hat gelöſt des Todes Banden
Und geſprengt das finſtre Grab.

Und ein Engel auf dem Steine
Leuchtend ſitzt zur rechten Hand;
Klar wie Blitz das heil'ge Antlitz,
Rein wie Schnee das Lichtgewand.

„Fürchtet nichts ihr Treuen, Frommen,
Den ihr ſucht, hier weilt er nicht;
Nicht im Moder dunkler Grüfte
Weilet mehr das ew'ge Licht.

Geht und ſagt: daß Er erſtanden;
Sagt, das Grab gab ſeinen Raub,
Denn es hat das Lamm getreten
Tod und Schlange in den Staub.“

Als die Frauen dies vernommen,
War zu Ende all' ihr Leid;
Sangen heiße Dankeslieder,
Warfen weg das Trauerkleid.

Tauſend Jahr und wieder tauſend
Schwanden ſeit's der Engel ſprach,
Und in immer vollren Chören
Riefen's ihm die Zeiten nach.

Ein Jahrhundert rief's dem andern
Und ſo klingt von Mund zu Mund
Lauter ſtets die frohe Botſchaft,
Wie der Herr vom Tod erſtund.

Drum auch wir in Feierkleidern
Jubeln heut dem Engel nach:
Wie vom Tod der Herr erſtanden
An dem heil'gen Oſtertag.

G. Görres

Inhalt.

Die mit * bezeichneten Stücke sind Gedichte.

Das Jahr.

	Seite
*Am Morgen, von H. Kletke	1
*Abendgebet, von H. Kletke	2
*März u. April, nach Aleys Schreiber	3
*Frühlingsbotschaft, von Hoffmann von Fallersleben	3
*Ostern, von Fr. Güll	4
Frühlingslied, von Hoffmann von Fallersleben	5
*Der neckende Kuckuk, von Rückert	6
*Wanderlust, von Wilh. Müller	6
Malerschule, Geschichten und Lieder mit Bildern, von Fr. Pocci	7
*Gartenliedchen, von Rückert	8
*Vogelgesang, von Tieck	8
Lied der Vögelein, von G. Schulze	9
*Eichhörnchen, von Hoffmann von Fallersleben	10
*Der Häubchen Tod, von Hoffmann von Fallersleben	10
*Grasmückchen, von Rückert	11
*Grasmückchen in Kummer, von Hoffmann von Fallersleben	12
*Der Abendstern, von Hoffmann von Fallersleben	12
*Sonntagsstube, nach Hebel	13
*Herbstlied, von Hoffmann von Fallersleben	15
*Der Wind, von Fr. Pocci	16
*Der Winter, von Fr. Pocci	16
*Weihnachten, von Fr. Pocci	17
*Der Kinder Angebinde, 1. 2. 3. 4., von H. Kletke	18
Das neue Jahr, von H. Kletke	20

Märchen.

	Seite
*Die vier Hühnchen, von Mises	21
*Richter und Kläger, von Rückert	22
*Heugabel und Besenstiel, von Hoffmann von Fallersleben	23
*Das Lügenmäulchen, von E. Arndt	24
Geschichte vom Nußknacker, von Fr. Pocci	25
Abenteuer eines Mäuslein, von Lappe	27
*Das Lumpengesindel, von L. Wiese	30
*Aethläppchen, von H. Kletke	34
Prinzessin Rosalinde oder das Königreich der Vögel, von Sophie von Knorring, geb. Tieck	36

Geſchichte einiger Erfindungen.

	Seite
Zuckerfabrikation, von Kauffmann	325
Salzbereitung, von Kauffmann	329
Die Erfindung des Schießpulvers, von Poppe	331
Spiegelfabrikation, von Kauffmann	334
Der Telegraph, von Poppe	336
Die Dampfmaſchine, von W. F. A. Zimmermann	338
Urſprung der Dampfſchiffe, von W. F. A. Zimmermann	341
Das Dampfſchiff, von W. F. A. Zimmermann	342
Vortheile und Nachtheile der Dampfſchiffe, von W. F. A. Zimmermann	344
Die Luftpumpe, von Kauffmann	347
Das Porcellan, von Poppe	348
Leuchtthürme, von W. F. A. Zimmermann	351

Erinnerungen an denkwürdige Begebenheiten und Perſonen.

	Seite
Chriſtophore Colombe, oder die Entdeckung von Amerika, von Voß	355
Die Türken vor Wien, von Hirſchfeld	393
Aus dem Leben Peter des Großen	409
Züge aus dem Leben der Königin Luiſe von Preußen, von Cylert	414
Züge aus dem Leben des Johann Friedrich Oberlin, von G. H. v. Schubert	418
Aus dem Leben Joachim Nettelbeck's	421
Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit bei einer Meuterei des Schiffsvolks. Aus dem Leben, von ihm ſelbſt aufgezeichnet	427
Rückzug des Kaiſers Napoleon und der großen Armee aus Rußland im Winter des Jahres 1812 und Uebergang über die Bereſina, von L. Rellſtab	432

Aus dem Leben Jeſu.

	Seite
Auf Weihnacht zu im Herbſt, von Maßmann	449
Jeſu Geburt, von Hey	450
Darſtellung Jeſu im Tempel von Hebel	451
Die Weiſen aus dem Morgenlande, von Hebel	452
Johannes der Täufer. Die Taufe Jeſu, von Hebel	453
Zachäus auf dem Maulbeerbaum, von Krummacher	455
Von dem Reich Gottes, von Hebel	457
Die zwölf Apoſtel, von Hebel	458
Von dem unbarmherzigen, von Hebel	460
Von dem barmherzigen Samariter, von Hebel	461
Die Wittwe am Gotteskaſten, von Hebel	462
Reden Jeſu zu ſeinen Jüngern. Begebenheiten in Gethſemane, von Hebel	462
Die Verurtheilung Jeſu, von Hebel	464
Die Kreuzigung, von Hebel	466
*Oſterlied, von G. Görres	468

Spiele.

	Seite
Das Guirlandenspiel	71
Das Puppenprellen	73
Das Mattmachen	73
Der Wolf und die Schafe	74
Tag und Nacht	75
Guten Tag, Herr Nachbar	76
Bock, Bock, schiele nicht	76
Der schwarze Mann	77
Das Barspiel	78
Mühle	80
Zeck	81
Die belagerte Festung	82
Trallirum larum Löffelstiel. Wer das nicht kann, der kann nicht viel	82
Madame Angot	83
Das Nasenspiel	84
Der Blumengarten	85
Humm!	85
Die verkehrte Geschichte	86
Der Schlüssel zu dem königlichen Garten	86
Drei Mann hoch oder den Dritten abschlagen	87
Der Examinator	87
Vertrag zu Zweien	88
Das Bänderspiel	89
Tanzspiele 1. 2.	89
Ein volles Glas Wasser umzukehren, ohne daß das Wasser herausläuft	90
Seifenblasenmachen	91

Räthsel.

Seite 93

1. Bette. 2. Sieben. 3. Schöpfer. 4. Geladen. 5. Angel. 6. Winde. 7. Tau und Thau. 8. Ton und Thon. 9. Staar. 10. Verwesen. 11. Pinsel. 12. Haar. 13. Niete. 14. Reif. 15. Lecker. 16. Weide. 17. Mast. 18. Kamm; 1—18 von Rückert. 19. Hände, von Helfferich. — 20:

15. Drei. 8. Die Rede. 6. Das Leid. 1. Lieder. 2. Leider. 20. Ei! 18. Reel. 16. Idee. 13. Leer. 24. Die. 17. Edel. 21. Jeder. 12. Die Diele. 7. Der Eid. 23. Der. 3. Leder. 11. Die Eile. 22. Er. 14. Erle. 5. Die Erde. 10. Die Leier. 4. (Augen) Lied. 19. Ei. 9. Das Lied, von A. Helfferich.

Erzählungen.

	Seite
Unserer sind sieben, Pocci u. Görres, Festkalender	97
Die Hausräthe, von Auerbacher	98
Die Wachtel, von Hebel	99
Die Freunde in der Noth, von Auerbacher	101
Der Diensteifer, von G. H. von Schubert	101
Ein Reichwerden durch's Stillesitzen, von G. H. von Schubert	103
Der Hausfreund, von Heuwald	105
Die drei Blicke, von Auerbacher	118
Der König und der Landmann, von Seidl	119
Trost in Leiden, von Auerbacher	120
Der Gefangene, von G. H. v. Schubert	121
Graf Rudolf und der Abt von St. Gallen, von Schwab	125
Das goldbordirte Hütlein, von Auerbacher	127
*Prinz Eugen, Pocci und Görres, Festkalender	128
Die Knebel, von Rückert	129
Bequeme Schiffahrt, wer's dafür halten will, von Hebel	131
*Die Basler Uhr, von Simrock	131
Kaiser Maximilian, von Rappard	133
Der Einsiedler, von Auerbacher	135
Das Concilium Nepomucenum, von Barth	136
Der arme, alte Richard, oder Mittel, reich zu werden, von Franklin	152

Dramatische Sprüchwörter.

	Seite
Der Vetter, von H. Kletke	161
Der Geburtstag, von H. Kletke	168
Das große Loos, von H. Kletke	176

Spruch und Bild.

	Seite
Die sechs Wörtlein, von Rückert	183
Gott und die Eltern, von Rückert	184
Die Jahre, von Rückert	184
Das Wassertropfstein, von Nänny	185
Der Mägdlein Schmuck, von Arndt	185
Eigner Heerd, von Nänny	186
Vom Glück, von Rückert	186
Bescheidenheit, von Nänny	187
Wohlthun, von Claudius	188
Die vier Wünsche, von Rückert	188
Sehet die Vögel unter dem Himmel, von Hagenbach	190
Sprüche des Lebens, von Usteri	191
Der Todesengel, Pocci und Görres, Festkalender	191

Der Sternenhimmel. 193

Von G. H. von Schubert.

	Seite
Die Sonne, von G. H. v. Schubert	196
Der Mond, von F. Th. Schubert	198

Natur- und Reisebilder.

	Seite
Der Einfluß des Lichtes auf die Pflanzen, von Schouw	222
Die Perlenfischerei, von W. F. A. Zimmermann	227
Der Kaffeebaum, von Schouw	231
Bären- und Biberjagd bei den Indianern von Nordamerika, Lewald's Atlas	237
Aberglaube der Seeleute, von W. F. A. Zimmermann	247
Ameisenkriege, von Oken	256
Skizzen aus Nordamerika:	
1. Die Holzfäller	259
2. Der Verirrte	263
3. Der Waldbrand	268
Das Eis, von Schouw	274
Die Schneestürme des russischen Winters, von Kohl	281
Eine Ueberschwemmung in Petersburg, von Kohl	292
Der Winter in Neapel, v. K. A. Mayer	296
Das Leben in den Straßen Neapels, von K. A. Mayer	299
Ein Ocean in der Wüste, von G. H. von Schubert	301
Die Feuer von Baku, v. Lichtenberg	303
Fata Morgana, von W. F. A. Zimmermann	304
Der Bergsturz v. Goldau, v. Zschokke	306
Die Wanderungen d. Thiere, v. Burdach	310
Der Kolkrabe, von Lenz	312
Das Rothkehlchen, von Lenz	314
Der Hamster, von G. H. v. Schubert	316
Der Kukuk, von G. H. v. Schubert	317
Die Hunde auf Kamtschatka, v. Langsdorf	317
Der Hirsch, von Lenz	319
Die tanzende Ferse, von Lenz	320
Wichtigkeit einer Katze, von Lenz	321
Die Mäuse, von Scheitlin	322

Die

Thierwelt

in

Jagdscenen und Charakterbildern.

Für

die reifere Jugend

gesammelt und herausgegeben

von

H. Kletke.

Mit sechs Zeichnungen von Ch. Hosemann.

Verlegt

von

M. Simion in Berlin.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Vorwort.

Die nachfolgende Sammlung ſoll kein Lehr- ſondern ein Leſebuch ſein, eine Bilderſammlung, deren lebensvolle und charakteriſtiſche Zeichnungen zu jedem Lehrbuch eine anregende und willkommene Ergänzung bieten. Man wird von dieſem Geſichtspunkt aus weder eine vollſtändig erſchöpfende Darſtellung des Thierreichs noch eine ſtreng wiſſenſchaftliche Anordnung erwarten. Dennoch werden die Einzelbilder, die ich gebe, und die zum Theil von Meiſterhand entworfen ſind, ihren Zweck nicht verfehlen, den Geiſt der Jugend auf das Ganze hinzulenken, um ſich dasjenige auch wiſſenſchaftlich anzueignen, was die Einbildungskraft in ſo anregender Weiſe beſchäftigt. Dem Unterhaltenden iſt überdies ſo viel Belehrung beigemiſcht,

daß ſich die Phantaſie durchaus bequemen muß, den dargebotenen Stoff mit dem Verſtand zu theilen. — Die gegenwärtige Sammlung ſoll alſo in gewöhnlichem Sinne kein Unterhaltungsbuch ſein, wie ſehr ich auch wünſche, daß ſie das Letztere im beſten Sinne ſei.

Schließlich bemerke ich, daß die theilweiſe Neuheit des Stoffes auch dem Lehrer, wie dem Lernenden willkommen ſein dürfte.

H. K.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Der Thunfiſchfang (C. Vogt, Bilder aus dem Thierleben)	1
Der Häringsfang (Th. Mügge, Reiſe durch Scandinavien)	18
Die Termiten (Oken, Naturgeſchichte)	24
Die Sklaven der Ameiſen (Newmann, Geſchichte der Inſekten)	32
Ameiſenkriege (Oken, Naturgeſchichte)	34
Die Arbeit der Bienen (Oken, Naturgeſchichte)	38
Bienen- und Weſpenjagd in Amerika (Byam, Wildes Leben in Centralamerika)	43
Scorpionen und Spinnen in Mittelamerika (Byam, Wildes Leben in Centralamerika)	47
Die Schlangen (P. Scheitlin, Thierſeelenkunde)	53
Das Ichneumon und die Cobra di Capello (Nach dem Engliſchen)	61
Die Krokodile im indiſchen Archipel (Ausland)	64
Vogeljagd auf Faroe und Shetland (Ausland)	76
Die Trappenjagd (M. Cambecq, St. Petersburger Zeitung)	85
Der Lämmergeier (J. v. Tſchudi, das Thierleben in der Alpenwelt)	89
Der Storch (H. Maſius, Naturſtudien)	99
Die Tauben (P. Scheitlin, Thierſeelenkunde)	107
Die Eule (P. Scheitlin, Thierſeelenkunde)	110
Der Wallfiſchfang (W. F. A. Zimmermann, das Meer)	114

Seite

Abenteuer auf dem Wallfischfang (Panama Herald) . 129
Der Seehundsfang bei den Grönländern (W. J. A. Zimmermann, das Meer) 133
Abenteuer auf der Gemsenjagd (J. v. Tschudi, das Thierleben in der Alpenwelt) 137
Der Fuchs (H. Masius, Naturstudien) 150
Das Opossum in Nordamerika (Briefe aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika) 159
Das wilde Schwein in Amerika (Byam, Wildes Leben in Centralamerika) 167
Eine Wolfsjagd in Rußland (Kölnische Zeitung) . . 172
Die Jagd der Enare-Lappen auf Bären, Füchse, Rennthiere und Schneehühner (Ausland) 177
Der Bär in Scandinavien (Morgenbladet) 187
Bären- und Löwenkämpfe in Kalifornien 190
Eine Unzenjagd in Brasilien (Voleur) 194
Eine Tigerjagd in Ostindien (Nach dem Englischen) . 198
Der Eisbär (W. J. A. Zimmermann, das Meer) . . . 202
Die Löwenjagd in Afrika (E. Daumas, Revue des deux Mondes) 213
Das Flußpferd (J. J. Kaup, das Thierreich) 220
Der Orang-Utang (J. J. Kaup, das Thierreich) . . . 224
Die Elephantin Miß Djeck (H. Hauff, Skizzen aus dem Leben und der Natur, und J. J. Kaup, das Thierreich) 230

Der Thunfischfang.

Der Strand des Meeres bietet von der Einmündung des Flüßchens Var, welches die Gränze zwischen Frankreich und Sardinien bildet, nur dicke Kiesel auf sanft geneigter Fläche, die von den Wogen auf das mannigfaltigste umgestaltet wird. Die hohen Sturmwellen bohren sich tief in dieses Kieslager ein, reißen seine Unterlagen weg und lassen eine steile Böschung zurück, die bald einstürzt und sich in eine sanfte Abdachung verwandelt, an welche dann die ruhige See kaum hörbar anrollt, um sich in regelmäßigen Pausen zurückzuziehen. Unruhige, hoch gehende See, deren kurze Wellen in verschiedenen Richtungen einander kreuzen, frißt kleine bogenförmige Ausbisse in dieses steinige Gerölle ein, so daß das Ufer wie ein langer, mit arabischen Bogen gezierter Fries den Busen von Nizza umzieht. In der Stadt selbst aber ändert der Charakter des Ufers. Der vorgeschobene Felsen, auf welchem das gesprengte alte Schloß ruht, dessen Trümmer mit den reichlich wuchernden Agaven und der herrlichen Rundsicht dem Landschaftmaler eine Menge reizender Vorlagen bieten, springt wie ein Zahn zwischen Stadt und Hafen in die See vor. Sein Fuß ist grottenartig ausgehöhlt von dem beständigen Wogenpralle, dessen Donner bei stürmischer See wie fernes Gewitter erschallt. Zuweilen spritzt dann der weiße Gischt in prasselnden Raketen über die Felsen herauf, deren dunkelbraune Farbe

durch das Naß nur um so tiefer und glänzender wird und den Silberglanz des zerstäubten Gewässers durch den Contraſt erhöht. Von dieſem Punkte an folgen ſich nach Oſten, gegen Genua hin, die reizendſten Felsufer, in den mannigfaltigſten Formen ausgezackt. Hier ſteile, ſenkrecht abgeſchnittene Klippen, wie der ſogenannte Hundskopf mit ſeinen brennend rothen Steinwangen in dem Meere von Eſa, dort zierliche Buchten, allmählig ſich ausſchweifend, Zacken und unterwaſchene Nadeln, wie niedliche Spitzen, auf der Höhe mit immergrünen Eichen, Oelbäumen oder Citronen und Orangen geſäumt; dazwiſchen tief eingeſchnittene Fiorde, von faſt unergründlicher Tiefe, in deren Gründe die Fiſchersage ungeheure Korallenbäume verſetzt, neben welchen werthvolle Muſcheln und ſeltſame Fiſche von fabelhafter Größe ihr Weſen treiben; kleine Buſen mit flachem Grunde, auf dem man durch das kryſtallhelle Waſſer hindurch in den Löchern und Ritzen des von Alpen und Schwämmen überzogenen Geſteines die Seeigel und Seeſterne, die ekelhaften Seewalzen und die Anemonen des Meeres gewahrt, zwiſchen welchen Krabben und Garneelen, Seeſpinnen und Schlangenwürmer ihre Beutezüge machen.

Das ſeltſamſte unter allen Vorgebirgen, welche an dieſer Strecke der Küſte in das Meer hinausragen, iſt die Landzunge, welche den Leuchtthurm von Villafranca und die alte Batterie von St. Hospice trägt. Ein langer ſchmaler Zahn ſtreckt ſich gerade nach Süden hin, ſcharfe Zacken nach allen Seiten ſendend, auf denen das geringſte Fleckchen fruchtbarer Erde bebaut und mit Citronenbäumen oder uralten Oliven bepflanzt iſt. Die hohen Felſen, welche den runden Thurm der Batterie tragen und hinter dem Leuchtthurm ſich aufrichten, tragen ein ſtachliches Geſtrüppe von Thymian, deſſen Geruch im Sommer ſogar betäubend wird. Da ſammeln ſich am Ende der warmen Jahreszeit die Schwalben, die Wachteln, die Ortolane und Pirole, um die Reiſe nach der afrikaniſchen Küſte anzutreten und der Schnee im Gebirge treibt die Kernbeißer und Finken, die Schnepfen und Regenpfeifer ebenfalls hierher, um den letzten Ruhe-

punkt vor der langen Seeflucht zu benutzen. Im Frühjahre kommen dieselben Gäste, todtmatt und erschöpft, über die See herüber, so daß man am frühen Morgen nach der nächtlichen Ankunft die Wachteln mit Händen greifen und die Schnepfen mit Handnetzen fangen kann.

Wie dem Jäger, so liefern auch dem Naturforscher die dürren Felsen des Cap's manche interessante, sonst nicht vorkommende Beute. Die südliche Blindschleiche, der Seps mit langem schlangenförmigen Leibe und kleinen verkümmerten Beinchen, die sich erst bei genauerer Betrachtung entdecken lassen, so klein und unvollständig sind sie, kommt in Menge vor und stellt den zahlreichen Insecten, den Bienen, Hummeln und Fliegen nach, die aus den Thymianblüthen Honig saugen. Ein niedlich feines Thierchen mit kleinen klugen Augen und kleinem, kaum bis hinter die Augen gespaltenen Rachen, in welchem so feine Zähnchen stehen, daß man sie eher fühlen als sehen kann. An den Mauern der verlassenen Fort's, die hie und da auf den Höhen errichtet waren, an den Spalieren der Gärten und den Wänden der Häuser kriecht der verrufene Maurer-Gecko umher, eine plattbauchige, breitgedrückte Eidechse mit großen gläsernen Nachtaugen und ekelhaft warziger, bräunlich gesprenkelter grauer Haut. Die kurzen Füße tragen lange Zehen, deren Enden mit runden Haftscheiben besetzt sind, mittelst welcher das Thier sich so fest an glatte Gegenstände anklebt, daß es mit großer Leichtigkeit an senkrechten Wänden, ja selbst an den Decken der Stuben umherklettern kann, um die Fliegen zu haschen, die nebst Trauben und Feigen seine Hauptnahrung bilden. Dieselben Uebelthaten, welche man bei uns dem Salamander und dem Molche zuschreibt, werden im Süden dem Gecko aufgebürdet. Er entzündet die Hand, die ihn ergreift, durch den scharfen Milchsaft seiner Hautdrüsen, so daß sich Blasen bilden; er vergiftet die Speisen, über welche er kriecht, auch wenn er sie nicht unmittelbar berührt, sondern nur über das Tuch schleicht, welches sie deckt; er ist unverbrennlich und löscht das Feuer in seiner Umgebung. Das Schwarzwerden der Olivenbäume, die Rothfäule der

Trauben, die Kartoffelkrankheit, welche sich auch den Liebesäpfeln und überhaupt allen Nutzpflanzen aus der Familie der Solanen mitgetheilt hat, alle diese Uebel wälzt der Landmann dem unschuldigen Gecko zu, den er deshalb mit einer Art unversöhnlicher Wuth verfolgt.

Auf der Ostseite des Vorgebirges ist ein Wald von Seetannen angelegt, unter dessen Bäumen man einigen Schutz vor der glühenden Sonne findet. Dort saß ich eines Tages und suchte die wunderschönen Linien der Uferkette, welche sich nach Genua hinzieht, auf dem Papiere zu fesseln. Da raschelt es in der Tanne, unter der ich sitze und einige dürre Nadeln fallen auf mein Papier. Ich blicke auf — ein Riesenexemplar der grünen Eidechse mit blauen Flecken auf den Seiten klettert und springt, lebhaft und geschickt, wie ein Eichhörnchen in den Zweigen umher. Jetzt sieht sie eine große graue Heuschrecke in einiger Entfernung. Sie duckt sich. Den fußlangen Schwanz hat sie wie eine Greifranke um den Ast geschlungen, die langen Krallen der Zehen umklammern die Zweige, auf welchen der beschuppte Schlangenleib fest angedrückt liegt, nur die Zunge zeigt durch ihr lebhaftes Züngeln die innere Bewegung. Langsam hebt sich ein Fuß nach dem andern, der Raum, der beide trennt, wird zusehends kleiner, die Heuschrecke putzt sorglos ihre Freßspitzen mit den Vorderbeinen. Ich mache eine Bewegung — die Heuschrecke breitet ihre Flügel aus, die Eidechse wagt einen verzweifelten Sprung und mit der Beute im Rachen fällt sie — in mein Schmetterlingsgarn, mit dem ich sie blitzschnell auffange, um sie lebendig nach Hause zu bringen.

Mit reicher, unverletzter Beute schlage ich den Weg hinab nach der Kirche ein, neben welcher das bescheidene Albergo steht, in dem die Freunde meiner harren. Zerlumpte Jungen rennen und laufen an mir vorbei; aus voller Kehle schreiend: Matanza! Matanza! Vom Hafen her ruft es: Matanza! Matanza! Mit demselben Rufe stürzen aus den kleinen Häuschen die Kinder hervor. Es ist gerade Sonntag — Alles in der Kirche — die Frauen drin-

nen, die Männer und Burſche an der Thüre. Da fängt das Glöckchen auf dem Thurme an zu läuten — die Andächtigen ſpringen auf, ſchreien Matanza! und rennen hinab nach dem Hafen — die Frauen und Mädchen flüchten eiligſt aus der Kirche; ſelbſt der Prieſter kommt im Ornat bis zur Thüre, die Meſſe unterbrechend, blickt mit vorgehaltener Hand über die Spiegelfläche der See weg und ſagt, beifällig ſchmunzelnd: si, una grande Matanza! worauf er ganz zufrieden nach dem Altare zurückkehrt, um vor leeren Bänken ſeine Meſſe in größter Geſchwindigkeit zu vollenden und nach abgelegtem Ornate am Strande zu erſcheinen.

Dort iſt unterdeſſen Alles Leben und Bewegung geworden. Eine gewaltige Barke mit hohen Plankenwänden, weit größer als eine gewöhnliche Fiſcherbarke, füllt ſich mit Menſchen, die in größter Geſchwindigkeit die Ruder einſetzen und pfeilſchnell aus dem Hafen nach der Bucht fortſchießen. Kleinere Barken werden ebenſo in größter Eile bemannt. Am Ufer ſteht ein dicker Mann mit gebräunten Geſichtszügen, der an eiſernem Stocke runde Marken aufgeſpeichert hat. Jeder Fiſcher, der in die Barke ſpringt, erhält eine ſolche, die er in die Taſche ſteckt. Aber ſo eilen Sie doch, rufen die Freunde. Wir wollen hinüber! Papa B. gibt uns ſeine Barke. Ja wohl, ja wohl, winkt der Dicke mit den Marken. „Ich muß doch erſt meine Eidechſe ...“ Ach was Eidechſe! Matanza! „Aber ſo erklärt mir doch ...“ Kommen Sie nur, ohne zu fragen. Ho! Matanza!

Was war zu machen? Ich ſprang in's Boot, ſchrie: Matanza! wie die Uebrigen und erſt als wir ruhig auf den Bänken ſaßen, konnte ich meinen Nachbar zwingen, mir Rede zu ſtehen. „Seid Ihr denn Alle toll geworden mit ſammt dem Dorfe und den Kirchenleuten, daß Ihr ſo beſeſſen ſchreit und in die Böte ſtürzt, als wäre ein Schiff auf den Riffen zerſchellt? Ich ſehe doch gar nichts auf der Bucht, die ſo ſpiegelglatt daliegt, wie ein Schweizerſee in der Mittagsſtunde.“ Sie ſehen nichts, antwortet der Angeredete. Sind Sie denn blind? Schauen Sie doch dort

nach der kleinen Barke, dort, gerade vor uns. Wissen Sie, was das ist? „Ich sehe nur eine gewöhnliche Fischerbarke mit einem rothen Fähnchen!" Das ist ja genug. Mehr sehen wir auch nicht! Ho! Matanza! . . . „Ich begreife, daß man in Fieber und Verwirrung gerathen kann," sagte ich nach einer Pause, „wenn man auf dem Lande die rothe Fahne ausgesteckt sieht, aber hier auf der See — die Fische werden doch nicht die sociale Republik ausrufen wollen?" Wir werden sie gleich sozial machen, zum Nutzen und Frommen der Gesellschaft, antwortet lachend mein Nachbar. Aber werden Sie nicht ärgerlich. Die kleine Barke dort mit dem rothen Fähnchen ist das Wachtschiff des großen Thunfischnetzes, der Mandrague, die hier in der Bucht aufgestellt ist. Vom frühesten Morgengrauen bis zum spätesten Abend halten dort einige Fischer Wache, um den Zug der Fische zu erspähen. Sie werfen ein dunkles Tuch über den Kopf, das ringsum in das Wasser hängt und spritzen Oel auf die Oberfläche, um sie zu glätten und in die Tiefe sehen zu können. Kommen Fische, so ziehen sie die Falle auf und geben mit einer Flagge ein Zeichen nach dem Dorfe. Die weiße Flagge ruft siebenzehn Mann, die geringste Zahl, um das Netz heben zu können, die blaue die doppelte Anzahl, die rothe kündet einen großen Zug Fische an und fordert Alles herbei, was Arme zum Ziehen und Beine zum Stemmen hat. Das Glück will uns wohl. Es giebt heute eine große Matanza! „Jetzt bin ich aufgeklärt," erwiederte ich: „also Matanza heißt in Eurem Kauderwelsch ein Fischzug mit dem großen Netze? Nun weiß ich, warum man so schrie, rannte und weshalb sogar der Priester die Messe verließ." Nun freilich! Man gibt ihm ein schön Stück vom Bauch, oder selbst einen ganzen Fisch, wenn der Zug groß ist, und die Fischer bekommen Geld in die Tasche und Fleisch in's Haus, denn die Eingeweide, Herz und Kiemen der Fische, welche sie aus dem Wasser ziehen, gehören ihnen und da wandert immer noch ein gehörig Stück Fleisch von der Kehle mit in den Topf. Papa B., der Unternehmer der Mandrague im heurigen Jahre, ist nicht geizig und sieht

ihnen durch die Finger, wenn das Messer ein wenig schief fährt. Vorwärts, Jungens, damit wir einen guten Platz an der Todtenkammer bekommen!

Die Mandrague ist ein ungeheures Netz von mehr als einer Viertelstunde Länge und einer entsprechenden Breite, das aus starken Bastseilen geflochten und mit Ankern und Schwimmern an seinem Platze befestigt ist. Nur noch ein Netz dieser Art ist an der Küste des ligurischen Golfes, wenn ich nicht irre in der Nähe von Albengo aufgestellt — mehre dagegen finden sich an den Küsten der Inseln Sardinien und Sicilien, wo der Thunfischfang die bedeutendste Ausdehnung hat. Die Erlaubniß, ein solches Netz aufstellen zu dürfen, wird von der Regierung gegen Erlegung einer Steuer ertheilt, die mehre Tausend Franken im Jahre beträgt — die Herstellungskosten einer Mandrague belaufen sich über 30,000 Franken und die jährliche gänzliche Aufnahme und Wiedereinsetzung etwa 1000 Franken. Neunzehn schwere Schiffsanker fesseln die Mandrague von St. Hospice an den felsigen Grund und nicht selten reißen untermeerische Strömungen oder heftige Stürme große Stücke des Netzes hinweg oder verwirren seine Aufstellung so, daß die Instandsetzung wochenlanger, mühevoller Arbeit bedarf. Hierzu kommt noch der Unterhalt der Barken und übrigen Schiffsgeräthe, der Sold der Späher und des Oberfischers, der die ganzen Operationen zu befehligen hat — denn diese Fischzüge sind wahre Vernichtungsfeldzüge gegen die Fischheere, bei welchen, wie im Kriege, Alles von der Einheit im Commando abhängt. So ist denn die Erhaltung eines solchen Netzes schon eine bedeutende finanzielle Speculation, deren Erfolg äußerst unsicher ist, da die Basis, auf welcher sie beruht, keine genaue Berechnung zuläßt. Denn Nichts hängt mehr vom Zufalle und dem guten Glücke ab, als die Züge der Fische, welche sich den Ufern nähern, um dort zu laichen. Die Bewohner der Küsten leben zu sehr dem Augenblicke und haben sich zu sehr an das Wort „Geduld" gewöhnt, um auf die Frage nach einer bestimmten Periodicität dieser Erscheinungen eine befriedi-

gende Antwort ertheilen zu können. Ich bin überzeugt, daß dieselbe ebenso existirt, wie in den Maikäferjahren und ähnlichen periodischen Erscheinungen — aber ehe der Italiener den Grund aufsucht, warum die Mandrague heuer wenig und voriges Jahr viele Fische abwarf, hüllt er sich mit Resignation in seinen Mantel und sagt: „Geduld! Es wird wohl wieder besser kommen!"

Alle Schriftsteller der neuern Zeit, Naturforscher wie Reisende, wissen die schönsten Dinge zu erzählen von diesem poetischen Fischfange, von den Schlachten, die sich Fischer und Fische in der Todtenkammer des Netzes liefern und was dergleichen mehr ist. Es thut mir leid manche dieser Illusionen mindern zu müssen — es bleiben für den Theilnehmer wie für den Zuschauer doch noch der spannenden Augenblicke genug übrig, wo das Herz etwas schneller pocht und man mit einer gewissen ängstlichen Stimmung dem Ausgange entgegensieht. Es giebt keinen Kampf zwischen den wehrlosen Fischen und der übermächtigen Bestie, Mensch genannt, wo nur ein Augenblick der Gefahr wäre — so wenig als bei der Jagd auf Hirsche und Rehe, die man früher mit dem Waidmesser abfing, während man sie jetzt gemüthlich aus der Ferne niederschießt — und doch ist die Spannung unendlich, wenn man das Thier drinnen im Dickicht die Zweige niederbrechen hört und seine flüchtigen Tritte aus stets größerer Nähe zum Ohre schallen. So auch bei der Matanza. Von dem ersten Momente, wo das Netz gehoben wird und die Tiefe noch den Fang birgt, bis zum Augenblicke, wo der gekaperte Fisch unter dem Messer endet, steigt die Spannung mit jeder Secunde und selbst die im Anfange theilnahmlosesten Zuschauer werden allmählich hingerissen, sich beim Bewältigen des Zuges zu betheiligen.

Der Thunfisch ist ein ungeschlachter, schlecht proportionirter Fisch, etwa von der Gestalt eines Barsches, nur noch kürzer im Verhältniß und dicker in seinen vorderen Theilen. Selten erreicht er mehr als Mannslänge — bei zunehmendem Gewichte wächst er nicht mehr, wie andere Fische, in

die Länge, sondern in die Breite, so daß, je älter und größer, er auch um so häßlicher in seiner Gestalt wird. Er gehört der Familie der Makrelen an und hat mit diesen die fast nackte, auf dem Bauche silberglänzende Haut gemein, die auf dem Rücken fast schwarz ist und auf der Seite scharfe gekielte Schuppen, wie Dachfirstziegeln trägt, in welchen die Ausführungsgänge der Schleimkanäle gebohrt sind. Auf dem Rücken steht eine mit starken Stachelstrahlen besetzte Flosse, an welche sich weiche Flossen und dann einzelne Federflössel schließen, welche die Verbindung zwischen der Rückenflosse und der Schwanzflosse herstellen, ohne indeß selbst durch Haut mit einander verbunden zu sein. Der Schwanz ist sehr dünn, aber auf beiden Seiten mit einem wagerechten Hautfalze geziert. An seinem Ende steht die große, tief ausgeschweifte halbmondförmige Schwanzflosse. Die Brustflossen sind lang, spitz in Form eines Jatagan's, vor ihnen findet sich ein Kranz stärkerer Schuppen wie eine Art Küraß um die Kehle. Der Kopf ist nackt, der Rachen weit gespalten, mit Bürstenzähnen besetzt.

Unzweifelhaft ist der Thunfisch ein arger Raubfisch, der in Heerden hinter den kleineren Fischen herzieht und selbst wieder von den Delphinen und den größeren Haien gejagt wird. Aber im Netze ist es ein friedfertiges, zahmes Thier — still und ergeben, das sich seinem Schicksale überläßt, ohne durch unharmonische Schwanzschläge oder verzweifelte Sprünge sein Unbehagen kund zu thun. Wenn wir nur mit Thunfischen zu thun hätten, sagte mir der Oberfischer, so brauchten wir wahrlich diese starken Seile, diese aus Tauen geflochtenen Netze nicht — den Thunfisch hält ein Spinnwebfaden — wenn er Widerstand spürt, geht er zurück und schwimmt im Kreise umher, einen Ausweg zu suchen. Sie werden sehen, fügte er hinzu, indem er in die Tiefe deutete, wenn die Heerde, welche da unten ist, heraufkommt, so werden sie sich betragen, wie gebildete Menschen in einem verschlossenen Salon — sie werden an allen Maschen herumschwimmen und nicht unanständige Sprünge machen und uns unnöthiger Weise bespritzen. Aber da sind

dieſe Teufel von Delphinen und die ungeſchlachten Beſtien von Haien und Seekälbern, wenn uns die in das Netz gerathen, dann geht es ſchlimm zu. Zwar der Delphin kommt ſelten herein, dazu iſt er zu ſchlau — wiſſen Sie wohl, daß das der klügſte Fiſch iſt, der das Netz auf tauſend Schritte weit riecht? Sie lachen? Ich ſage Ihnen, der Hai iſt eine dumme Beſtie, trotz ſeines großen Maules und ſeiner langen Zähne, er hat nur Kraft; voriges Jahr nahm uns einer zwanzig Meter Netzwerk mit und ſchleppte einen Anker bis über den Thurm hinaus, daß wir drei Tage lang nach ihm ſuchen mußten — aber der Delphin — ſehen Sie, wenn der drinnen iſt, durch Zufall oder in der Hitze, wenn er die Thunfiſche jagt, die vor ihm fliehen wie Schafe vor dem Wolfe — nun, wenn er im Netze iſt, dann ſieht er ſich bedächtig jede Maſche an, und wenn er eine findet, wo das Seil nur dünner oder gar verletzt iſt, ſo bohrt er ſich dort mit raſchem Anlauf durch und entſchlüpft uns oft unter den Händen. Bah! Wir halten auch nicht ſo ſehr darauf, ſie zu haben, denn ihr Fleiſch iſt ſchlecht und ſie machen oft genug Jagd für uns, indem ſie uns die Thunfiſche in das Netz — — San Guiſeppe, was iſt das? unterbrach er plötzlich ſeine Erzählung. —

Ein Plätſchern ließ ſich hören, ein blendend weißer Blitz ſchoß aus dem Waſſer hervor und fiel in daſſelbe zurück. — Eilt Euch, rief der Oberfiſcher, ſeht Ihr nicht, daß Palamiden da ſind, die zu entwiſchen ſuchen? Heran, Ihr Andern, ſtellt Euch in Reihe an den Seiten auf, damit ſie, wenn ſie über den Rand des Netzes ſpringen wollen, wieder zurück in die Boote fallen!

Das Manöver wurde ausgeführt. Ein hochbordiges ſtarkes, etwa 40 Fuß langes Boot trägt das letzte Ende des Netzes. Im rechten Winkel ſchloſſen ſich zwei Boote an und bildeten ſo ein nach einer Seite offenes Viereck, von dem aus die ſogenannte Todtenkammer, die letzte, aus ſtarken Seilen ſehr dicht geflochtene Abtheilung des Netzes, ſich in die Tiefe ſenkt. An dieſe Boote ſchloſſen ſich die andern an; wir bildeten ſo zwei lange Linien, Boot an

Boot, mit den Spitzen gereiht und durch einen Raum von etwa 40 Fuß Breite von einander getrennt. Quer gegen uns, parallel mit dem hochbordigen Boote, welches das Ende der Todtenkammer hielt, hatte ſich das zweite Hochbord geſtellt, auf dem die Fiſcher mit dem Aufziehen des Netzes beſchäftigt waren.

Man kann ſich leicht eine Vorſtellung von dieſem Netze machen. Seine hintere Partie bildet einen langen, aus Strickwerk geflochtenen, oben offenen Kanal, deſſen ſtets mehr auseinander weichende Wände von ſenkrechten Netzen gebildet werden, deren untere Ränder durch Bleigewichte an dem Grunde, die oberen Kanten durch ſchwimmende Korke an der Oberfläche gehalten werden. Das Netz ſteht ſo, daß die Fiſche, welche an der Bucht hinkreiſen, beim Hinausgehen in die offene See zwiſchen dieſe beiden hinteren Schenkel des Netzes gerathen, welche nur aus ſenkrechten Netzwänden beſtehen und eine ungeheure Länge haben. Sie folgen dieſen Netzwänden und treten ſo in den vorderen Theil des Netzes ein, der einzig einen geflochtenen Boden hat. An dem Eingange deſſelben lauert das Wachtſchiff mit den Spähern. Sobald die Fiſche eingetreten ſind, wird eine ſenkrechte quere Netzwand, welche niedergelaſſen war, eilig von den Spähern in die Höhe gehaſpelt und das Zeichen zur Hülfe gegeben. Das Netz iſt nun von allen Seiten geſchloſſen, indem die aufgezogene Thüre den Ausgang ſperrt. Die Mannſchaft, welche zum Aufziehen des Netzes beſtimmt iſt, ſtellt ihr hochbordiges, ſtarkes Boot über der Thüre auf und zieht zuerſt dieſe mit dem Rande des Netzes in die Höhe. Nun kann kein Fiſch mehr entrinnen, außer wenn er über den Rand des Netzes, das an unzähligen Korken an der Oberfläche ſchwimmt, hinwegſpringt.

Das thun die Palamiden und die fliegenden Fiſche. Den letzteren fragt Niemand nach — aber die Palamiden ſind als Nahrung geſchätzt. Sie ſind nahe Verwandte der Thunfiſche, aber ſchlanker und auf dem Rücken mit ſchiefen ſchwarzen Längsſtreifen geziert. Ihr Fleiſch iſt dunkel vio-

lettroth, zähe und trocken, weit schlechter als dasjenige des Thun's, das auch gerade nicht zu den Leckerbissen gehört und erst durch das Mariniren einigen Werth bekommt. Ich habe nie, weder an Aussehen noch an Geschmack, einen Unterschied zwischen frischem Thunfleische und altem Kuhfleische wahrnehmen können. Schmecken aber die Palamiden oder, wie man sie auch nennt, die Bonites des mittelländischen Meeres schlecht, so sind sie dafür um so lebhafter beim Fange. An die Verfolgung der fliegenden Fische gewöhnt, die sie besonders gerne jagen und manchmal noch durch einen Sprung in dem Augenblicke haschen, wo diese sich in die Luft erheben, sind sie weit von der Resignation entfernt, mit welcher sich die Thunfische benehmen. Kaum spüren sie die Maschen des Netzes, so schießen sie an die Oberfläche und springen mit größter Anstrengung, oft mehre Fuß hoch, so daß sie zuweilen in die Boote fallen, welche sich an dem Rande des Netzes aufgestellt haben. Manchen gelingt es, über die Grenze der Korke sich hinüberzuschnellen und so zu retten, die meisten fallen wieder in das Netz zurück und die Fischer haben viele Mühe, die zappelnden Gesellen, die nur einige Fuß lang werden, zu greifen und in die Boote zu werfen.

Ueberhaupt scheinen die Palamiden einen besonders heiteren lebenslustigen Charakter zu besitzen, während die Thunfische offenbar mehr die ernste Seite des Daseins auffassen, wodurch auch ihre Energie theilweise so gelähmt wird, daß sie sich ohne Widerstand, als Fatalisten, dem Schicksale ergeben.

Alles steht gerüstet. Unsere Boote halten die parallelen Ränder der Mandrague, das Hochbord steht quer und auf's Commando greifen alle Fischer hinab in's Wasser, um das Netz zu heben. Mühsame Arbeit! Man zieht den Boden des Netzes so weit heraus, daß er aus dem Wasser ragt und indem man ihn mit der einen Hand festhält, greift die andere vor und nimmt eine weitere Masche, während man die andere fallen läßt. So rückt das Hochbord langsam, Zug für Zug gegen das Ende des Netzes vor,

über den Theil, den man wieder fallen gelaſſen hat, weggleitend und vor ſich her die über das Waſſer emporgehobene Falte tragend. So wird allmählich der Raum, der den Gefangenen bleibt, immer kleiner und zugleich ſeichter, wodurch ſie der Oberfläche näher kommen. Anfangs ſehen unſre ungeübten Augen nur die purpurne Tiefe; allmählich unterſcheiden ſich einzelne unbeſtimmte Schatten, die geräuſchlos durcheinander ſchießen, während an der Oberfläche die Palamiden ſich tummeln und wir, halb im Scherz, halb ſchon im Eifer, nach ihnen haſchen. Der Grund des Netzes hebt ſich mehr und mehr — die Palamiden ſind theils mit den Händen, theils mit Handnetzen (ſogenannten Salabres) herausgeſchöpft und in die Boote geworfen, wo ſie von Zeit zu Zeit ſich in die Höhe ſchnellen. Die hohen Rückenfloſſen, die oberen Spitzen der Schwanzfloſſen der mächtigen Thunfiſche ragen ſchon aus dem ſeichten Waſſer, welches das Netz noch umſchließt, hervor, während ſie beſtändig im Kreiſe ſich drehen und mit doppelter Schnelle an den Rändern des Netzes hinſchießen. Dieſes wird endlich ſo weit gehoben, daß höchſtens nur noch ein Fuß Waſſer darüber ſteht und dann die Maſchen an den Pflöcken, die auf dem Rande des hochbordigen Bootes ſtehen, eingehängt, ſo daß die Fiſcher die Hände frei erhalten.

Die großen, oft mehr als mannslangen Fiſche plätſchern nun faſt auf dem Trocknen. Erſt jetzt, wo der Tod ihnen ſchon naht, werden ſie ungeſtüm, ſchleudern ſich durch gewaltige Schwanzſchläge in die Höhe und beſpritzen die Theilnehmer reichlich mit plötzlichen Sturzwellen. Jetzt greift Alles, was Hände hat, zu. Man ſucht die gewaltigen Thiere an den Bruſtfloſſen, an dem Schwanze, am liebſten an der Kehle oder indem man in die Kiemenſpalten greift, zu faſſen und an Bord zu ziehen. Dieſes Mal werden über dreißig Stück im Netze ſein — alle über fünf Fuß lang; jeder mehrere Centner ſchwer. Die Kraft eines Mannes reicht nicht aus, ein ſolches Ungethüm an Bord zu winden. Mehrere vereinigen ſich, werfen eine Schlinge um die Kiemenöffnung und ziehen nun aus allen Kräften,

während die Fische mit den Brustflossen sich gegen das Boot stemmen und mit dem Schwanze verzweifelt um sich schlagen. Bald herrscht eine unbeschreibliche Verwirrung. Die Boote schwanken hin und her wie im heftigsten Sturme. Die Fischer rufen und schreien, stürzen übereinander, werden von den Fischen zu Boden geschleudert; das gepeitschte Wasser überströmt Männer und Boote. Die Zuschauer werden unwillkührlich zum Handeln fortgerissen und suchen den Fischern thätige Hülfe zu leisten. Diese haben Jacken und Mützen fortgeworfen, Aermel und Hosen aufgestrippt und stürzen sich auf die Fische, wie auf Feinde. Denn die Eingeweide gehören dem, welcher zuerst den Fisch gepackt hat.

Noch ist kein Blut geflossen. Was die Schriftsteller erzählen von einem Hauen und Stechen unter die Thunfische, ist reine Fabel. Ich habe nichts von dem Allen gesehen und denke auch, daß die Fischer Thoren wären, wenn sie die werthvollen Fische, von welchen jedes Stück einen besondern Preis hat, auf das Gerathewohl zerstückelten und so zerfetzt zu Markte brächten. Behüte! Jedes Thier wird fein säuberlich, ohne die mindeste Verletzung, aus dem Wasser gezogen und da der Thunfisch sehr große Kiemenspalten hat, so erstickt er schnell in der freien Luft durch Abtrocknen der Kiemenblättchen, auf denen das Blut nicht mehr circuliren kann. Um den Todeskampf abzukürzen, in welchem sich das ungeschlachte Thier sehr ungebärdig stellt, schlachtet man es ab, indem man ihm beim Herausziehen oder im Boote mit dem Messer einen Stich in das unter der Kehle liegende Herz versetzt. Andere Waffen als ihr gewöhnliches Taschenmesser, welches sie stets bei sich tragen, kennen die Fischer gar nicht.

Die Fische sind abgekehlt, das Meer allerdings geröthet von dem Blute, welches die Thune gelassen haben. Der Fang ist in dem großen Boote auf einen Haufen geworfen, auf dem nur von Zeit zu Zeit ein Thier aufzuckt. Das Netz wird abgehängt, in die Tiefe gelassen, die Fallthüre genau eingerichtet, der Wachtposten besetzt und nun dem

Hafen zugesteuert — in fliegender Eile, als gälte es, einen Preis zu gewinnen. Dort steht, dicht im Haufen gedrängt, die ganze Bevölkerung — Weiber und Töchter mit Kübeln, der Priester mit gefalteten Händen, der Patron der Mandrague mit einem gewichtigen Sacke voll Kupfermünze. Jeder Fischer erhält, gegen Ablieferung seiner Marke, den aus wenigen Sous bestehenden Arbeitslohn für den Fang. Nun werden die Fische über Bord in das seichte Wasser am Strande geworfen und hier ausgeweidet. Ein Längsschnitt schlitzt den Bauch von oben bis unten auf; die Kiemen werden an ihrer Anheftungsstelle am Kopfe gelöst, der Schlund durchschnitten, gefaßt und so die ganzen Eingeweide in einem Zuge aus dem Leibe entfernt, in dem Wasser abgewaschen, vom Blut gereinigt und in das Boot geschafft, welches ihn zu Markte bringen soll. Ist der Fang nur klein, die Fische nicht über einen Centner schwer, so stehen Weiber mit Körben bereit, welche den holprigen, steinigen Weg von anderthalb Stunden, der um die Bucht von Villafranca sich herumzieht, zu Fuße machen und auf dem Kopfe, für den Gewinnst von vielleicht einem Sou am Pfunde, die schwere Last zu Markte tragen. Bei geringerem Fange wird der Thunfisch meist frisch verkauft — er ist ein Lieblingsgericht der Nizzaner und der Landleute der Umgegend — man verhaut ihn, wie das Fleisch in den Schlachthäusern und verkauft ihn so pfundweise. Zum Mariniren aber wird er in besonderer Weise verhauen, indem man den Kopf trennt, dessen fulzige Stücke einen besonders geschätzten Artikel geben, dann die Bauchstücke löst, welche zu den feineren, in Provenceröl aufbewahrten Sorten des marinirten Thuns verwendet werden, die man in langhalsigen Flaschen in alle Welt versendet. Rücken und Schwanz sind am wenigsten geschätzt, sie werden gesalzen und an der Küste in ähnlicher Weise wie Häring verspeist.

Das ist der Thunfischfang, wie er bei St. Hospice Statt hat. Zuweilen aber wird er belebter, besonders wenn Delphine oder Haie in das Netz gerathen. Von einem Unwetter überrascht, hatten wir eine herrliche Sommernacht in

dem ſtillen Oertchen zugebracht. Die Fenſter meines Kämmerchens gingen nach Oſten. Der erſte Strahl der Tagesdämmerung weckte mich. Kaum war die Sonne vollſtändig aus dem Meere aufgetaucht, als der Ruf „Matanza!“ erſcholl. Wir waren bald in den Booten, die diesmal nur ſiebenzehn Mann trugen. Die Wächter erzählten uns beim Anfahren, daß ein gewaltiger Hai im Netze ſei und die Thunfiſche, die ſchon davor geweſen, wieder verſcheucht habe. Wir ſtellten uns in gewohnter Weiſe auf. Das Heben des Netzes begann. Bald ſah man in der dunklen Tiefe die unbeſtimmten Umriſſe eines Ungethüms, das in Farbe und Größe einem braunen Eichſtamme von Mannsdicke glich. Die Formen zeigten ſich näher. Una Scrossola! riefen die Fiſcher wie aus einem Munde. Ich ſah, wie ſie mit Vorſicht die Maſchen packten, als fürchteten ſie, der Hai möge heranſchießen und nach der Hand ſchnappen. Jetzt konnte ich auch den Fiſch erkennen. Es war ein Hammerhai von 14 Fuß Länge. Anfangs ſchwamm das gewaltige Thier ruhig im Kreiſe umher, ſo nahe an der Oberfläche, daß ſeine Rückenfloſſe aus dem Waſſer hervorſtand. Der breite, hammerförmige Kopf mit den glotzenden, grünen Augen an den Rändern gab dem Fiſche ein ſeltſames Anſehen. Als das Waſſer aber ſeichter wurde, das Netz ihn an die Oberfläche drängte, da gerieth der Hai in eine grenzenloſe Wuth. Er warf ſich auf den Rücken und ſperrte den Rachen auf, deſſen ſcharfe Zähne uns entgegen ſtarrten; er ſchlug mit dem Schwanze, daß die Boote wankten und der Giſcht weit in die Luft ſprützte. Die Zuſchauer vom Strande verſicherten ſpäter, daß wir manchmal vor ausſprützendem Waſſer unſichtbar geweſen ſeien. So furchtbar waren die Sprünge des raſenden Thieres, daß es einmal bei einem ſolchem Emporſchnellen mit dem Schwanze den Hut eines Freundes erreichte, der in dem Boote ſtand und ihn weithin in die Wogen ſchleuderte. Mit vieler Mühe gelang es endlich, ihm ein Tau um den Hals zu ſchlingen. Unſere Kräfte reichten kaum aus, es in das Boot zu hiſſen. Der Oberfiſcher bohrte ihm ſein Taſchenmeſſer in's Herz. Ein dicker

Blutſtrahl, wie beim Schlachten eines Ochſen, ſchoß aus der Wunde hervor. Im Todeskampfe ſchlug der Hai mit ſeinem Schwanze eine Ruderbank in die Höhe, die ſchwirrend in die Luft wirbelte und abſeits in das Waſſer fiel. Als wir ihn am Lande aufſchnitten, fanden wir in ſeinem Magen einen halbverdauten, jungen Delphin, der etwa die Dicke eines Mannsſchenkels hatte. Er war in drei Stücke zerbiſſen. Die Bißflächen ſahen aus, als ſeien ſie mit einem Meſſer geſchnitten. Ich fing an, einige Geſchichten von Haien zu glauben, die mir früher unwahrſcheinlich dünkten.

Der Häringsfang.

Kaum giebt es ein wunderbareres Geschöpf, als den Häring, dessen Geschichte in den tiefsten Tiefen des großen Salzwassers noch gar nicht so genau erforscht ist, als man meinen mag. Unter allen den kaltblütigen Geschlechtern in beschuppter Haut ist das seine wahrscheinlich das zahlreichste, denn wer zählte die ungeheuren Schwärme, welche jährlich aus den Meerestiefen aufsteigen, an allen Küsten des nördlichsten Europa's erscheinen, zu Milliarden gefangen werden, zu Milliarden, eine Beute der Raubfische, erliegen und doch immer wieder in der gleichen zahllosen Fülle zum Vorschein kommen. Der Häring erscheint und verschwindet mit bewundernswürdiger Regelmäßigkeit. — Lebt er eine Zeit lang in dem hohen Polarmeere, hat er dort in Tiefen, wohin kein Senkblei reicht, seinen geheimen Staat gegründet, und zieht er von dort, wie die Reitervölker der Steppen jährlich aus, um die Meere zu durchschwärmen? Man kann sich solchen Träumen hingeben, wenn man von den Häringskönigen hört, welche die Schwärme anführen und in ihren silberglänzenden Rüstungen ihnen voraufziehen. Die Häringskönige sind Sensenfische, welche zehn Fuß lang werden und häufig als Prinzen und Herzöge in Wahrheit den Kreuzzug zu leiten scheinen. — Man weiß nun wohl, daß der Häring im Frühjahr an die norwegische Küste schwimmt, um zu laichen, und wieder abzieht, sobald dieses Geschäft

verrichtet ist, aber es erscheinen im Sommer und Herbst auch andere Schaaren, entweder von solchen, die nicht Milch noch Regen enthalten, oder Schwärmer von junger Mannschaft, welche vielleicht von fernen Brüteplätzen kommt.

Zu allen Zeiten aber ziehen einzelne, unermeßliche Heere aus, bald von Schottland herüber, bald in die Ostsee, bald nach Holland's Küsten, bald in die Fjorde der Finnmarken oder tief hinab an die norwegische oder schwedische Küste, durch Kattegat und Sund, und so genau ist der Mensch von ihrem Kommen und Gehen unterrichtet, daß er Alles vorher zu ihrem Empfange vorbereiten kann. — Woher sie kommen, wohin sie gehen, das weiß er freilich nicht, aber den Fischern und Kaufleuten ist es genug: sie sind da! und er eilt, diesen Besuch zu benutzen. Der Häring erscheint jährlich dreimal an der Küste von Norwegen, aber der Hauptfang geschieht im Februar. Es ist dies die Frühlingsfischerei, sie liefert die größte Menge und die fetteste, größte Art des Fisches. Auf einem kleinen Raum sind oft im Februar wenigstens zweitausend Böte, die mit zwölftausend Menschen bemannt sind, mit Häringsfischen beschäftigt. Die Fischer begeben sich Ende Januar auf die Inseln hinaus, miethen Hütten und Plätze, thun sich nun in Gesellschaften zusammen und bestimmen die Theilung, lassen sich die Fischplätze anweisen, wo sie ihre Netze auswerfen sollen, treffen Verabredungen mit dem Empfänger ihrer Waare und erwarten dann die Häringsschwärme, denen sie ungeduldig täglich bis in's Meer entgegen fahren, um den lang ersehnten silberblauen Schein zu entdecken, welcher das Nahen der Beute anzeigt.

Noch ehe jedoch die Stunde schlägt, verkündigen schnelle und fürchterliche Wächter den Heranzug des Thieres. Einzelne Wallfische streichen an der Küste hin und werden mit lautem Jubel begrüßt, denn der Wallfisch ist der sichere Verkünder des Härings. Es ist, als habe er den Auftrag erhalten, den Menschen die Botschaft zu bringen, sich zum Angriff bereit zu machen. Sein Schnauben in der ungeheuren Wasserwüste, seine Fontainen, die aus den Wogen

steigen, wunderbare Springbrunnen, die in den Lüften funkeln, sind seine Sprache: Gebt Acht! wir liefern sie Euch, seid bereit und fertig. Hat der Wallfisch seine Sendung vollbracht, so jagt er zurück zu seinen Gefährten und hilft ihnen den geängstigten Häring rascher gegen die Küste treiben, wo sich dieser in die Scheeren, zwischen die Inseln und Klippen drängt und, um grimmigen Feinden draußen zu entkommen, andern noch schrecklichern in die Hände fällt. Denn hier erwarten ihn die Fischer mit den Netzen. — Jedes Boot hat deren sechsunddreißig, die meisten zwei Faden lang und einen tief. Mehrere werden an einander geknüpft, man stellt sie in Reihen auf, mit Steinen unten beschwert und von Holzklammern oben gehalten. Wären die Netze größer, so würden sie reißen, denn der Häring steht so dicht zusammen, daß, wenn der Fang gut ist, in jeder Masche des Netzes auch ein Fisch steckt. Dabei ist seine Menge so ungeheuer, daß er zuweilen eine Wand bildet, welche bis auf den Grund hinabreicht, und von deren Druck nach oben die Boote dann mehrere Zoll aus dem Wasser gehoben werden. Achtzehn Netze stellt jedes Boot und wirft die andere Hälfte aus, sobald die erste mit dem Fang herausgezogen. Und während nun jene sich wieder füllen, rudern die Fischer mit den armen Opfern ihrer Schlauheit zum Strande, wo der Kaufmann wartet. Dort werden sie gezählt und ihm überliefert. Schaluppen stehen bereit, in deren Raum die Fische geworfen werden, und sobald die Fahrzeuge gefüllt, eilen sie nach Stavanger oder Bergen.

Dort nun eröffnet sich an der deutschen Brücke ein neues Schauspiel. Arbeiter karren den Häring aus den Schiffen unter die weiten Durchgänge der Häuser. Hier sitzt, von Tannen umringt, eine gehörige Anzahl Menschen, größtentheils alte Frauen, die, mit dem Messer in der Hand, das Werk des Auskehlens verrichten. Die Karren werden bei ihren Plätzen umgestürzt, so daß sie halb in Fischbergen begraben sind, und sie ergreifen den einen nach dem andern, schneiden ihm die Kehle auf und reißen mit einem kunstge-

mäßen Zug Gedärm und Eingeweide heraus. Dann werfen sie ihn in die bereitstehenden Tubben, und sie haben in dieser Arbeit eine solche Geschicklichkeit, daß vielen tausend Fischen täglich dasselbe widerfährt.

Sobald die Tubben gefüllt sind, werden sie von andern Arbeitern an den Platz des Einsalzens gefahren, dort in die Fässer gepackt, mit der Salzlacke begossen, vom Böttcher geschlossen, und nun, in dem Magazin aufgestapelt, sind sie zur Ausfuhr fertig und bereit. Wenn man bedenkt, daß in den letzten guten Zeiten von Bergen allein jährlich beinahe 300,000 Tonnen Häringe ausgefahren sind, kann man sich wohl einen Begriff von der Größe und Lebendigkeit dieses Handels machen. Alle gewinnen dabei. Das Holz zu den Tonnen kommt aus den Wäldern, und die Eigenthümer derselben, die Bauern, welche es heranfahren, die Handwerker, welche es verarbeiten, die Frauen und Kinder, die den Häring kehlen, die Männer, welche ihn herbeischaffen, die Fischer und Schiffer, die Lootsleute und Rheder, vor Allem aber die Kaufleute theilen sich in den Vortheil.

Der Fang geht ununterbrochen vier Wochen lang und oft länger vor sich. Wie viele Fische auch täglich in dieser ungeheuren Zahl von Netzen herausgezogen werden, die Masse der übriggebliebenen scheint dadurch nicht vermindert. Immer neu drängt sich das unermeßliche Heer herauf auf die Oberfläche, und draußen vor den Scheeren, oft mitten zwischen den Fischerbooten, liegen die Wale, wie abgerichtete Schäferhunde, und scheuchen die furchtsame Heerde zurück, wenn sie Miene macht sich zu entfernen. Mensch und Wallfisch haben einen Bund geschlossen zur Vernichtung des unglücklichen, widerstandslosen Gefangenen, der ihrer Wuth allein durch seine unvertilgbare Menge spottet, welche sich zur Schlachtbank drängt. Hunderte von Walen haben das Häringsheer herangetrieben, sie haben es schon weit im Meer erspäht, als es, von unbekannten Ursachen gezwungen, aus den Tiefen emporstieg. Kühnen Wüstenräubern gleich, haben sie dem Zuge aufgelauert, täglich ihn anfallend, ihren gierigen Hunger gestillt, und jetzt liegen sie, riesenhaften

Baumstämmen gleich, bewegungslos dicht vor dem Fischwalle, der nicht mehr entgehen kann, und in ihren geöffneten Rachen ziehen sie, wie im Strudel mit jedem Athemzuge, eine Anzahl lebendiger Geschöpfe hinab, deren Blut und Fleischstücke, mit grünlichem, übelriechendem Wasser vermischt, ihre Nasslöcher in hohen Fontainen ausspritzen. Das mächtige Thier schwimmt in seinem Elemente mit der Geschwindigkeit eines Vogels. Trotz seiner unförmlichen Gestalt und seiner scheinbaren Trägheit ist es in allen seinen Bewegungen ein Musterbild der Kraft und Gelenkigkeit. Jetzt noch auf der Oberfläche des Meeres ruhend, ist es im nächsten Augenblick verschwunden und tief hinabgesunken; im andern sieht man seine hohen Rückenflossen weit davon wieder emportauchen und wie ein Pfeil durch das Wasser rauschen. Jetzt ist es hier, jetzt dort und immer ist es beschäftigt, den Raub zu verschlingen, der ihm aufstößt. Wie viele Tonnen Häringe täglich von diesen Ungeheuern verbraucht werden, ist leicht zu denken, aber die Fischer machen sie ihnen nicht streitig, sie haben ja dennoch mehr, als sie nehmen können. Der Wallfisch ist im Gegentheil Gegenstand ihrer Sorge, Niemand darf ihn beleidigen, Niemand ihn von seinem Platze vertreiben, er ist ihr Gefährte, ihr Freund und Diener, den sie lieben, und das Thier scheint dieses wohl zu wissen; denn so scheu und empfindlich es auch sonst ist, ruhig liegt es hier zwischen den Barken und verspeist ganz unbekümmert um alles Geschrei und Gelärm, seinen Antheil an der gemeinsamen Beute.

Unter allen Beschwerden ist aber wohl keine so furchtbare, wie die des Fischfanges an diesen Küsten. Man denke sich dieses nordische Meer am Ende des Januarmonats, von Orkanen zerpeitscht, die mit rasender Wuth über nackte Klippen jagen. Man denke sich diese Brandungen, diese eisigen Wogen, diese kalten Regengüsse, die Schneestürme, die Elemente verbündet und im Aufruhr, dann erst ist es doppelt wunderbar, wie zähe die Kraft des Menschen, wie kühn sein Wollen, wie gierig sein Verlangen nach Gewinn,

wie sonderlich seine Körper- und Geistes-Organisation. Er, der sich nur durch Kunst des ewig beweglichen Elements bemächtigt hat, der sich nur mit Verachtung seines Lebens darauf erhält, er fragt nicht nach Sturm und Eis und den entsetzlichsten Entbehrungen. Eine Art Raserei bemächtigt sich seiner: die Fische sind da! und er muß sie fangen, sie tödten, mit Walen und Adlern um den Preis streiten. Diese Empfindungen hat er mit zur Welt gebracht, er hat sie mit der Muttermilch eingesogen, er kann nichts anderes. Gebt dem armen Fischer ein gutes Feld, das ihn ernährt, wenn er halb so viel arbeitet, als in seinem lecken Boote, er wird es verschmähen, — verschmähen, wie der Jäger das bequeme Haus verschmäht. Die Sehnsucht des Einen hängt an den Meereswogen, die des Andern an dem rauschenden Waldesdunkel; der Eine träumt von ungeheuren Netzen und dem Gewimmel silberglänzender Beute darin, der Andere von dem Horngerüst weidender Heerden, von dem Knall seines Feuerrohrs und von fließendem Blut.

Von dem Frieden des Hauses, von dem Rauschen der Aehrenfelder, von der himmlischen Stille des Lebens wissen die Fischer Nichts. Armuth und Elend wiegen bei den Kindern der Erde die Last des geordneten Lebens nicht auf. Auf den Bergen schweifen, auf den Wellen fahren, dünkt denen, die dazu geboren sind, viel schöner, als in Städten wohnen und an vollen Tischen sitzen.

Die Termiten.

Die Termiten sind bis jetzt noch nicht sehr bekannte Insecten, die erst durch Smeathmans, einen Engländer, näher bekannt wurden. Diese bewundernswürdigen Insecten sind in Guinea zu Hause und durch ihre Zerstörungen im höchsten Grade fürchterlich; sie zerbeißen und verzehren Holzwerk, Geräthe, Hütten, kurz Alles, Erz und Stein ausgenommen, und können binnen wenigen Wochen mächtige Baumstämme gleichsam vernichten. Sie theilen sich in drei Classen, welche der oben erwähnte Engländer auf's Genaueste beschrieben und durch die Namen Arbeiter, Soldaten und Adel unterschieden hat. Die von Adel sind beflügelt, sie arbeiten nicht, suchen sich auch im Kriege gern hinter die Fronte zu verkriechen, und doch können nur sie allein zu dem Range eines Königs oder einer Königin erhoben werden. Die Soldaten unterscheiden sich von den Arbeitern bloß durch ihre etwas dicke Figur, und man könnte aus jedem von ihnen funfzehn Arbeiter formen. Die Arbeiter sind die stärksten an der Zahl; durch sie erhält die Republik das meiste Leben. Bei den Arbeitern ist der Kopf augenscheinlich zum Nagen und Festhalten derjenigen Körper, welche sie theils zu ihrer Nahrung, theils zu ihren Wohnungen gebrauchen, gebildet. Die Köpfe der Soldaten aber sind mit zwei scharfen und etwas starken Pfriemen versehen und bloß zum Bohren und Verletzen gemacht; sie sind so

hart wie Krebsſcheeren und an einem Kopfe angebracht, der größer als der ganze Körper ſelbſt iſt. Die Geſtalt des Adels in ſeinem vollkommenen Zuſtande iſt auffallend und von den übrigen verſchieden. Ihr Körper iſt über einen halben Zoll lang; breitet man ihre Flügel aus, ſo haben ſie wohl drittehalb Zoll in der Breite; ſie ſind noch einmal ſo dick als die Soldaten, und dreißigmal ſo ſtark als die Arbeiter. Wenn ſie nicht von den Arbeitern gefunden und von demſelben zu dem Range eines Königs oder einer Königin irgend eines neuen Staates gewählt werden, ſo befinden ſie ſich in einem traurigen Zuſtande. Hülflos und feige, nicht nützlich und auch nicht ſchädlich, irren ſie umher und werden in dieſem Zuſtande ein Fraß der Vögel, der Ameiſen und verſchiedener fleiſchfreſſender Würmer. Hat einer von dem Adel das Glück, zum König oder zur Königin von den Arbeitern gewählt zu werden, ſo ſchließen dieſe kleinen Geſchöpfe dieſe beflügelten Thiere in ein kleines, von Thon gut eingerichtetes Zimmer ein, von welchem ſie den Eingang alſo verkleinern, daß dieſes königliche Paar nie, ſondern nur die Soldaten und Arbeiter aus- und eingehen können. Die Arbeiter ernähren die Souveraine; die Soldaten ſtreiten gegen den Feind, der ihr Gebäude zu bedrohen wagt. In dieſem Zimmer begatten ſie ſich wahrſcheinlich. Der Unterleib der Königin dehnt ſich während dieſer Zeit zu einer ungeheuren Größe aus, und da in dieſem Zuſtande die königlichen Zimmer viel zu enge werden würden, ſo reißen die Arbeiter mehrere hinter den königlichen Zimmern gelegene Eingänge nieder und fahren bis zur völligen Vergrößerung der Königin in dieſen Arbeiten fort. Kurz vor dem Eierlegen der Königin iſt ihr Körper nach ganz ſicheren Nachrichten zwanzig- bis dreißigtauſendmal größer, als der eines Arbeiters. Sie iſt während dieſer Zeit in einer beſtändigen, wurmförmigen Bewegung und ſtößt in einer Minute ſechzig, und in vierundzwanzig Stunden mehr als achtzigtauſend Eier aus. Indeſſen warten ſowohl in den anliegenden Gallerien, als in den königlichen Zimmern eine Menge Arbeiter, von welchen

jeder ein Ei von der Königin nimmt und in die Pflege- oder Erziehungszelle bringt. —

Eine der größten Merkwürdigkeiten der Natur ist das Gebäude der Termiten, ein Hügel von zehn Fuß Höhe, welcher in seiner Grundfläche und Breite fast eben so viel Raum enthält. Die Kuppel desselben ist, so wie das ganze Gebäude von Thon und vor allem Regen durch seine Rinde geschützt. Das Innere dieser Gebäude besteht aus einer ungeheuren Menge Zimmer, deren Abtheilung und Einrichtung ganz die Form hat, welche zu ihrem Zwecke nöthig ist, und welche mit der bewunderungswürdigsten Kunst und Regelmäßigkeit angelegt sind. Diese Zimmer dienen theils zur Residenz und zur Bequemlichkeit des Königs und der Königin, theils zur Aufnahme der Eier und Pflege der Jungen, theils zu Vorrathsmagazinen. Das königliche Zimmer liegt immer so nahe als möglich an der Mitte des innern Gebäudes und gerade unter der Spitze des Hügels. Inwendig ist es ungefähr wie ein halbes Ei oder wie ein langer ovaler Backofen geformt. Anfänglich richten sie es so ein, daß es etwa nur einen Zoll lang ist. Sobald aber die Königin an Größe wächst, dann erweitern sie es auch, indem sie die Wände durchbrechen und es mit den Nebenzimmern verbinden, so daß ein größeres Zimmer daraus wird. Der Eingang behält indessen immer seine vorige Größe, und der König und die Königin werden auf diese Art in beständiger Gefangenschaft gehalten. Das königliche Zimmer ist von allen Seiten, sowohl oben als unten mit einer großen Menge anderer umgeben, die von verschiedener Größe, Gestalt und Weite sind; alle aber haben entweder eine zirkelförmige oder elliptische Gestalt, öffnen sich entweder eins in's andere, oder es sind lange Gänge, die das Hin- und Hergehen der Soldaten und Arbeiter frei lassen, und an welche die Thüren der Magazine und Eierzellen stoßen. Diese königlichen Gemächer, worin sich nur Arbeiter und Soldaten befinden, um ihre gemeinschaftlichen Eltern zu bewachen, bilden ein verwickeltes Labyrinth, welches sich einige Fuß im Durchmesser auf jeder Seite der königs-

lichen Wohnung erſtreckt. Hier fangen die Magazine und Gierzellen an und erſtrecken ſich, indem ſie durch kleine Zellen und leere Gallerien, die um ſie herumliegen und ſie mit einander verbinden, getrennt werden, bis zu der äußerſten Bedeckung. Sie ſteigen zwei Drittheile oder drei Viertel in der Höhe des Hügels empor und laſſen unter der Kuppel in der Mitte eine offene Tenne, die dem Schiffe einer alten Kathedralkirche ähnlich und mit großen gothiſchen Bogen umgeben iſt. Dieſe Bogen ſind bisweilen zunächſt an der Fronte des Flures zwei oder drei Fuß hoch, nehmen aber, ſo wie ſie ſich entfernen, ſchnell ab, wie in der Perſpective die Bogen eines gewölbten Ganges, und verlieren ſich bald unter den unzähligen, hinter ihnen liegenden Gemächern und Gierzellen. Alle dieſe Zellen und Durchgänge ſind gewölbt und dienen einander gegenſeitig zur Stütze. Das innere Gebäude, oder die Menge von Gierzellen, Gemächern und Durchgängen, hat ein etwas flaches Dach. Durch dieſe Einrichtung ſind die untern Gemächer, wenn ja zufälliger Weiſe Waſſer durch die äußere Kuppel dringen ſollte, vor Beſchädigungen verwahrt. Der Flur hat einen etwas flachen Fußboden, der über der königlichen Zelle liegt. Auch iſt er waſſerdicht und ſo gebaut, daß, wenn das Waſſer Zutritt erlangt, es durch unterirdiſche Gänge abläuft, die cylinderförmig ſind und wohl dreizehn Zoll im Durchmeſſer haben. Dieſe unterirdiſchen Gänge ſind mit derſelben Art Thon, woraus der Hügel beſteht, überklebt, ſteigen an der innern Seite der äußern Schale ſpiralförmig in die Höhe, durchſchneiden ſich, indem ſie ſich rund herum in dem ganzen Gebäude bis zum Gipfel krümmen und haben dabei in verſchiedenen Höhen mit einander Gemeinſchaft. Von jedem Theile dieſer großen Galerien laufen eine Menge Röhren oder kleinere Gallerien zu den verſchiedenen Zellen des Gebäudes fort. Hier ſind ebenfalls wieder eine große Menge, die ſchräg, drei und vier Fuß unter dem Boden, zu dem groben Sande führen, von dem die arbeitenden Termiten die feinen Theile ausſuchen und ſie in ihrem Munde zu Mörtel verarbeiten, der eben der feſte Thon oder Stein

wird, woraus ihre Hügel und Gemächer, die Eierzellen ausgenommen, zusammengesetzt sind. Andere Gallerien steigen in die Höhe, führen horizontal nach jeder Seite oder laufen wohl dreihundert und mehrere Fuß unter der Erde fort. Der letzteren bedienen sie sich insonderheit, ihrer Nahrung nachzugehen. Ihre Magazine sind Kammern von Thon und zu allen Zeiten mit Lebensmitteln versehen. Diese bestehen hauptsächlich aus Harz und verdickten Pflanzensäften, welche die Termiten aus dem Holze und den Pflanzen, die sie zernagen, selbst bereiten und in kleinen regelmäßigen Stücken aufbewahren. Von diesen Stückchen gleichen einige dem Zucker an eingemachten Früchten; andere sind den Harztropfen ähnlich, indem eins durchsichtig, ein anderes wie Bernstein, ein drittes braun und ein viertes ganz undurchsichtig ist. Die Magazine sind immer mit den Eierzellen untermischt. Diese sind aber bloß aus Holzmaterialien, die mit Harz zusammengekittet sind, ausgeführt. Sie sind äußerst dicht und kaum einen halben Zoll breit. Man findet ihre Wände mit einer Art von Schimmel oder Schwamm besetzt, der wahrscheinlich zur Nahrung der Jungen dient. Die Eierzellen sind übrigens weit größer als die Magazine, anfänglich zwar nur wie eine Haselnuß; aber sie werden nachher erweitert, so daß sie oft so groß werden wie der Kopf eines Kindes.

Haut man mit einer Art oder mit einem andern Werkzeuge eine Oeffnung in einen Hügel, so ist der erste Gegenstand, welcher Aufmerksamkeit verdient, das Betragen der Soldaten. Sobald der Schlag geschehen ist, kommt ein Soldat heraus, geht um das Loch herum und scheint die Beschaffenheit des Feindes oder die Ursache des Angriffs zu untersuchen. Dann geht er zu dem Hügel, giebt ein Zeichen und in kurzer Zeit stürzen große Corps so schnell, als es die Oeffnung erlaubt, heraus. Die Wuth, welche die streitenden Insekten verrathen, ist schwer zu schildern. In ihrem Eifer, den Feind zurückzutreiben, stürzen sie sich oft von den Seiten des Hügels herab; zugleich sind sie äußerst schnell und beißen Alles, was ihnen vorkommt.

Dies Beißen, verbunden mit dem Schlage ihrer Zange auf das Gebäude, verurſacht ein zitterndes Geräuſch, das etwas heller und lebhafter iſt, als das Picken einer Taſchenuhr, und in einiger Entfernung von drei bis vier Fuß gehört werden kann. Während des Angriffs ſind ſie in der heftigſten Bewegung und Unruhe. Wenn ſie irgend einen Theil des menſchlichen Körpers erreichen, ſo machen ſie ſogleich eine Wunde, die ſo viel Blut von ſich giebt, als ſie ſelbſt ſchwer ſind. Greifen ſie das Bein des Menſchen an, ſo dehnt ſich der Blutfleck auf dem Strumpfe weiter als einen Zoll aus. Ihre krummen Kinnladen treffen beim erſten Biſſe gleich auf einander; ſie halten unabläſſig feſt und laſſen ſich lieber Stück für Stück zerreißen, als daß ſie den geringſten Verſuch zur Flucht machen ſollten. Iſt aber Jemand außer ihrem Erreichungskreiſe und beunruhigt ſie nicht weiter, ſo ziehen ſie ſich in weniger als einer halben Stunde in ihr Neſt zurück, als wenn ſie vorausſetzten, der Feind, der ihre Burg angriff, ſei geflohen. Die Soldaten ſind noch nicht einmal alle hinein, ſo ſetzen ſich ſchon die arbeitenden Inſecten in Bewegung, eilen nach dem beſchädigten Theile hin, und jedes von ihnen hat eine Quantität zubereiteten Mörtels im Munde. Dieſen Mörtel kleben ſie, ſobald ſie ankommen, auf die Breſche und führen ihre Arbeit mit einer ſolchen Eile und Leichtigkeit aus, daß ſie, ungeachtet ihrer ungeheuren Anzahl, einander doch nie hindern oder aufhalten. Während dieſer ſcheinbaren Unruhe und Verwirrung wird der Zuſchauer ſehr angenehm überraſcht, wenn er nach und nach eine regelmäßige Mauer entſtehen und den Riß ausgebeſſert ſieht. Während die Arbeiter hiermit beſchäftigt ſind, bleiben faſt alle Soldaten inwendig, außer daß unter ſechshundert bis tauſend Arbeitern hin und wieder einer umhergeht, der aber nie den Mörtel berührt. Ein Soldat nimmt indeſſen ſeinen Poſten immer dicht an der Mauer, welche die Arbeiter aufbauen. Er dreht ſich gemächlich nach allen Seiten, und in einer Zeit von ein paar Minuten hebt er ſeinen Kopf in die Höhe, ſchlägt mit ſeiner Zange auf das Gebäude und macht das

vorhin erwähnte zitternde Geräusch. Ein lautes Gezisch erfolgt sogleich aus der inneren Seite der Kuppel und allen unterirdischen Höhlen und Durchgängen, und es wird nach jedem solchen Zeichen mit doppelter Eile und Thätigkeit gearbeitet. Ein neuer Angriff verändert indeß sogleich die Scene. Sobald ein Schlag geschieht, laufen die Arbeiter mit der größten Schnelligkeit in die Röhren und Gallerien, womit das Gebäude durchlöchert ist. In wenig Secunden sind sie alle verschwunden, und die Soldaten stürzen eben so zahlreich und rachgierig wie zuvor heraus. Finden sie keinen Feind, so kehren sie gewöhnlich wieder in den Hügel zurück, und bald nachher erscheinen die Arbeiter eben so beladen, eben so thätig und eifrig wie vorher, mit einigen Soldaten hie und da unter ihnen, die wieder dasselbe Geschäft haben, daß einer oder der andere von ihnen das Zeichen giebt, die Arbeit zu beschleunigen. Auf diese Art kann man sie, so oft man will, zum Streiten oder Arbeiten herauskommen sehen, und man wird gewiß immer finden, daß die eine Classe sich nie darauf einläßt, zu fechten, oder die andere, zu arbeiten, wie groß auch die Noth sein möge.

Die Tapferkeit und hartnäckige Gegenwehr dieser Thiere macht es äußerst schwer, ihren innern Bau genau zu beobachten. Ihre Soldaten fechten bis auf's Aeußerste und vertheidigen jeden Zoll des Bodens so gut, daß kein Mensch, ohne viel Blut zu verlieren und sich den empfindlichsten Schmerzen auszusetzen, ihm nahe kommen kann. Auch läßt ein Gebäude sich nicht leicht in eine solche Lage bringen, daß man seine innern Theile ohne Störung betrachten könnte. Denn während die Soldaten die Außenwerke vertheidigen, verrammeln die Arbeiter alle Wege und verstopfen die vielen Gallerien und Durchgänge, die zu den verschiedenen Zellen und besonders zu den königlichen führen. Sie füllen nämlich die Eingänge zur königlichen Zelle so künstlich an, daß sie von außen wie ein Thonklumpen aussieht und durch nichts als durch die Schaaren von Arbei-

tern und Soldaten, die um ſie herum beſchäftigt ſind, erkannt werden kann. Nimmt man dennoch die königliche Zelle heraus, ſo entſteht ein Leben und eine unglaubliche Thätigkeit unter den mehren hundert Dienern, die ſich gewöhnlich in dem Hauptgemache neben dem königlichen Paare befinden. Alle laufen mit äußerſter Bekümmerniß um den König und die Königin, füttern ſie, ſorgen für ihre Eier und vertheidigen ſie auf's Aeußerſte. So wunderbar wirken die Inſtincte dieſer Thiere.

Die Sklaven der Ameisen.

Es giebt eine Art Ameisen, welche die Gewohnheit hat, der Arbeiterinnen einer andern Art sich zu bemächtigen, sie zu zwingen für ihre Gemeinde zu arbeiten, kurz sie völlig wie Sklavinnen zu behandeln. Die räuberischen Ameisen sind nach den Beobachtungen, welche man bisher machte, von rother oder blasser Farbe, aber die Sklaven sind sehr schwarz. Die Zeit, welche die Räuberameisen gewöhnlich zum Fange der Sklaven verwenden, dauert sechs Wochen, beginnt aber nie, als bis die männlichen und weiblichen Ameisen auf dem Punkt stehen, aus dem Puppenzustand hervorzugehen; auf diese Weise hindern die Räuber nie die Fortpflanzung der Gattung, und diese Vorsicht scheint ihnen vom Instinct eingegeben. Wenn die rothen Ameisen sich auf einen Raubzug vorbereiten, so schicken sie Spione aus, um die Orte zu entdecken, wo ein schwarzer Stamm wohnt. Sobald die Spione einen aufgefunden haben, so kehren sie zurück, um Nachricht davon zu geben, und kurz darauf setzt die Armee der rothen Ameisen sich in Marsch mit einem Vortrab, welcher häufig abgelöst wird. Die Ameisen, welche den Vortrab bilden, gehen nur auf eine kurze Strecke voraus, halten sodann an, lassen das Hauptcorps vorüber, und begeben sich sodann zum Nachtrab, während andere ihren Platz einnehmen. Der Vortrab besteht in der Regel nur aus acht oder zehn Ameisen.

Sobald die rothen Ameiſen in der Nähe der Colonie der ſchwarzen angelangt ſind, zerſtreuen ſie ſich und laufen durch Gras und Geſtrüpp. Haben ſie endlich die Colonie erreicht, ſo beginnen ſie lebhaft den Angriff; die Schildwachen der Schwarzen vertheidigen ſich, und ein Kampf beginnt, in welchem die Angreifer oft getödtet werden. Die Nachricht von dem Angriff gelangt ſchnell in den innern Bau, und Tauſende von ſchwarzen Ameiſen kommen alsbald hervor. Die rothen Ameiſen ziehen ſich zuſammen und eine allgemeine Schlacht wird geliefert, welche gewöhnlich mit der Niederlage der ſchwarzen Ameiſen endet, die ſich in die innerſten Winkel ihres Verſtecks zurückziehen. Nun beginnt alsbald die Plünderung. Mit ihrem ſtarken Gebiß reißen die rothen Ameiſen die Wandungen der Sandhügel ein, mit denen die ſchwarzen Ameiſen ihre Wohnungen zu decken ſuchen, und dringen dann in's Innere der Citadelle. Nach einigen Minuten kommt jeder Räuber hervor, beladen mit einer Puppe eines ſchwarzen Arbeiters, deren er ſich bemächtigt hat. So mit ihrer lebendigen Beute beladen, ziehen die rothen Ameiſen ſich in beſter Ordnung zurück nach ihren Wohnſitzen, wo ſie allem Anſchein nach die Puppen wie ihre eigene Nachkommenſchaft behandeln, und wo die gefangenen Arbeiter, nachdem ſie ſich entwickelt haben, der Gemeinde mit Eifer und gutem Willen dienen. Sie reinigen die Wohnungen, holen Nahrung, pflegen und nähren die Larven, tragen die Puppen an die Sonne, kurz ſie thun alles, was das Wohl der Colonie erfordert.

Ameisenkriege.

Obschon unter den Ameisen nichts als Liebe, Eintracht und Gleichheit zu herrschen scheint, so vertilgen sie dennoch einander, wenn sie sich zu sehr vermehrt haben; sie legen sich aber keine Schlingen, bedienen sich keiner Schlauheit und keines Auflauerns, wie viele andere Insekten, wodurch die harmlosen Ameisen oft selbst gefangen werden, sondern greifen im offenen Felde und mit wohlgeordneten Heeren einander an; auch wenn sie andere Insekten fangen, so geschieht es immer durch offenen Angriff. In heißen Ländern greifen sie selbst Mäuse und Ratten an, bei uns aber skelettiren sie dieselben, so wie die Eidechsen, nur wenn sie todt sind, und die Mai- und Roßkäfer sind die größten Thiere, an welche sie sich wagen. Ihre Waffen sind die Kiefer, der kleine Stachel und das saure Gift, welches eine schwache Röthe auf der Haut verursacht. Die Arbeiter sind jedoch allein die kriegsfähigen, die andern nehmen sogleich die Flucht, wenn es gilt. Die stachellosen beißen zuerst eine Wunde, und suchen schnell ihren Hinterleib und das Gift hineinzubringen. Ist der Feind entfernt, so richten sie sich auf, schieben den Bauch zwischen den Beinen durch und spritzen das Gift so weit sie können; so sieht man oft von der ganzen Oberfläche des Haufens einen Regen von Ameisensäure in die Höhe fahren, der fast wie gebrannter Schwefel riecht. Unter allen Feinden fürchten sie aber andere

Ameisen am meisten, und dabei sind die kleinsten nicht die, welche am wenigsten zu fürchten sind, weil sich mehrere zugleich an die Beine der größten hängen, sie herumzerren und an der Flucht hindern. In ihren Kämpfen muß man über ihre Wuth erstaunen; sie lassen sich eher die Beine ausreißen, als daß sie nachgeben; oft bleiben abgerissene Köpfe oder ganze Todte an den Beinen der fortlaufenden hängen, so sehr haben sie sich eingebissen. Bei gleicher Größe werden die mit zweiringeligem Bauchstiel Meister, weil sie einen Stachel haben, wie z. B. die rothen, deren Stiche dann mit Recht die Ameise fürchtet; die Stachelameisen sind in unserer Gegend die kleinsten. Die größeren greifen die kleineren unversehens an, fassen sie oben auf dem Leibe und erwürgen sie mit den Kiefern; merken es aber die kleinen vorher, so holen sie die andern, welche in Masse herbeiströmen. Die Roßameisen kommen aus ihrem Baum bis vor die Thore der blutrothen, welche um die Hälfte kleiner, aber viel zahlreicher sind, sich auch tapfer wehren, aber doch großentheils zu Grunde gehen, und dann oft über 50 Fuß weit ihre Wohnung verlegen, indem sie Alles mitnehmen, was ihnen werth ist. Unterwegs werden kleine Wachen aufgestellt, welche eine ankommende Roßameise sogleich anpacken; eine springt ihr auf den Leib, klammert sich um ihren Kopf, und übergießt sie mit Gift; dabei wälzen sie sich über und über; endlich kommen andere zu Hilfe und beißen sie todt oder nehmen sie gefangen.

Will man aber regelmäßige Kriege sehen, so muß man in die Wälder gehen, wo die rothbraunen Ameisen ihre Herrschaft über alle vorbeigehenden Insekten behaupten und mit ihresgleichen von verschiedenen Nestern Krieg führen, wie es im Mittelalter benachbarte Städte gethan haben. Manchmal rücken aus zwei Haufen, die über hundert Schritte von einander entfernt liegen, die Heere so zahlreich gegen einander, daß sie den ganzen Weg, zwei Fuß breit, bedecken und in der Mitte mit einander kämpfen. Tausende ringen einzeln mit einander, und suchen sich mit den Kiefern in die Gefangenschaft zu schleppen. Das eigentliche Schlacht-

feld hat drei Fuß ins Gevierte und riecht stark nach Ameisensäure; überall liegen todte mit Gift bedeckt herum, während ganze Truppen und Glieder sich an Beinen und Kiefern halten und sich hin und her zerren. Der Kampf beginnt gewöhnlich zwischen zweien, die sich mit den Kiefern packen und sich gegen einander aufrichten, um das Gift wechselseitig nach dem Feinde zu spritzen; dann fallen sie auf die Seite und ringen lange mit einander im Staube, bis endlich eine dritte herbeikömmt und den Sieg entscheidet; aber bisweilen eilen mehrere dazu und packen sich an den Füßen, so daß oft 6 — 10 aneinander hängen. Gegen die Nacht ziehen sich beide Heere allmählig in ihre Städte zurück, indem sie die Todten liegen lassen, die Gefangenen aber mitnehmen. Vor Sonnenaufgang rücken sie aber wieder noch viel wüthender gegen einander, und das Schlachtfeld wird sechs Fuß breit; gegen Mittag kann der siegende Theil das Schlachtfeld zehn Fuß weiter gerückt haben. Die Kampfbegierde ist so heftig, daß man sie stören kann, ohne daß sie an einem hinlaufen. Das Wunderbarste dabei ist, daß sich die Ameisen erkennen, und die Freunde von den Feinden zu unterscheiden wissen. Sie gehen zwar immer mit offenen Kiefern auf einander los, greifen sich auch manchmal an, lassen aber gleich wieder ab und streicheln sich mit den Fühlhörnern, wenn sie zu einem Stocke gehören. Während des Kampfes gehen dennoch alle Geschäfte im Neste vor, und immer schleppen die einen Gefangene nach Hause, während die andern im Kampfe bleiben und andere in den Wald gehen, um Nahrung zu holen. Kommt ein Regen, so ziehen sich die Heere zurück, und vermeiden in der Folge die Nachbarschaft des andern Haufens.

Anders gestalten sich die Kriege der rothbraunen mit den blutrothen. Diese erwarten jene in kleinen Truppen in der Nähe ihres Nestes, rücken dicht geschlossen vor, ohne sich zu trennen, und packen einzeln jeden Feind, der sich zu weit vorgewagt hat. Dieser Krieg ist sehr unterhaltend. Beide Parteien legen sich in Hinterhalt und suchen sich zu überrumpeln. Rücken aber die rothbraunen mit Ge-

walt vor, so werden die zu Hause sogleich um Hilfe gebeten, und ein großes Heer dringt in Masse aus den Thoren heraus, um die einzelne Schaar des Feindes zu umzingeln. Das kann man Wochen lang alle Tage sich erneuern sehen zwischen zwei ziemlich entfernten Haufen, wenn sie nur an demselben Zaune liegen, und ihre Wege in das wechselseitige Gebiet streifen.

Die rothbraunen scheinen auch spielen zu können. An schönen Tagen sitzen sie haufenweise auf ihrem Neste in einer allgemeinen Bewegung, wie die des siedenden Wassers; jede schwingt die Fühlhörner mit erstaunlicher Geschwindigkeit, sie streicheln mit den Vorderfüßen sanft den Kopf der andern, richten sich dann paarweise auf, ringen mit einander, werfen sich herum, und fassen sich bald an den Kiefern, bald am Hals oder am Hinterleibe, ohne Gift auszuspritzen und ohne sich etwas zu thun, dann lassen sie los und laufen auf eine andere zu, mit derselben zu ringen u. s. w. Bei andern sieht man diese kriegerischen Spiele nicht. Man sieht sie vorzüglich auf solchen Haufen, die eine günstige Lage haben, in der Nähe von vieler Nahrung und Wasser, etwa von einem Zaun gegen feindliche Besuche geschützt.

Bisweilen sieht man auf dem Neste Ameisen, die sich herumdrehen, als wenn sie den Schwindel hätten, zwei, drei Minuten lang, dann laufen sie auf eine andere los, fassen sie am Bein oder am Fühlhorn und lassen sie gleich wieder gehen, um nach einer andern zu rennen; wahrscheinlich kommt das vom Sonnenstich her. Andere spielen mit einander wie Hunde, indem sie sich aufrichten, sich umdrehen, um sich auszuweichen, thun, als wenn sie sich beißen wollten, sich umwerfen u. s. w. Manchmal werden sie von einer besondern Krankheit befallen. Sie können nicht mehr gerade gehen, sondern laufen immer in einem Kreise herum von einem Zoll Durchmesser wohl tausendmal in einer Stunde, und so sieben Tage lang, Tag und Nacht. Bisweilen nehmen sie etwas Honig, den man ihnen anbietet, laufen aber gleich wieder davon. Das thun jedoch nur einzelne. Andere Krankheiten hat man an ihnen nicht beobachtet.

Die Arbeit der Bienen.

Die Bienen erregen unsere Wißbegierde nicht bloß wegen ihrer sinnreichen Handlungen, sondern auch wegen ihres großen Nutzens. Sie sind mit den Seidenwürmern und den Cochenillinsekten die einzigen, deren Vermehrung in jedem gebildeten Staate mit Eifer befördert zu werden pflegt; und unter diesen nehmen sie noch die erste Stelle ein, weil sie in Klimaten gedeihen, wo jene nicht mehr leben können. Zudem waren sie zu den Zeiten, wo der Zucker noch nicht so gemein war wie jetzt, noch viel wichtiger. Wird indessen auch der Honig nicht mehr so viel gebraucht, so hat dagegen der Gebrauch des Wachses zugenommen, und wir müssen sehr dem unbekannten Wohlthäter danken, welcher die Bienen aus der Wildniß gezogen und zu Hausthieren zu machen gewußt hat. Schon in den ältesten Zeiten wurden sie sorgfältig gepflegt, wie es Cato, Varro, Columella, Palladius und Virgil beweisen. Um die Bewunderung zu theilen, welche man von jeher den Bienen gezollt hat, braucht man sich nur vor einen Bienenkorb zu stellen; man wird die Thätigkeit und Arbeitsamkeit seiner Einwohner, welche an Zahl nicht selten die einer großen Stadt übertreffen, nur mit Erstaunen ansehen können. Die einen kommen vom Felde mit Materialien und Vorräthen beladen, während die andern ausfliegen, um dergleichen zu sammeln. Plötzlich erscheint eine Wolke, und die Bienen drängen sich zu Tau-

ſenden vor ihrer Thüre, daß ſie kaum Platz haben, hineinzukommen. Ariſtoteles und Plinius haben gemeint, ſie beſchwerten ſich mit einem Steinchen, um nicht vom Sturmwind hin und her geworfen zu werden. Das war aber eine Verwechſelung mit andern Bienen, welche ihre Zellen aus Erde bauen. Ein andermal ſieht man, wie mehrere Bienen eine todte oder auch andern Unrath herausſchaffen, oder wie ſie unter einander eine Schlacht liefern. Das kann man alles ohne Gefahr anſehen, wenn man ſich ruhig verhält.

Höher ſteigt aber die Bewunderung, wenn man ſie in ihren Stöcken ſelbſt beobachtet, ihre Waben, ihre Arbeiten, wann ſie ausruhen, Ketten bilden, indem die eine mit ihren Vorderfüßen ſich an den Hintertheil der andern hält, wobei man kaum begreifen kann, wie die obere im Stande iſt, die vielen unter ihr hängenden zu tragen, ohne los zu laſſen.

Die Bienenſtöcke ſind von verſchiedener Geſtalt. Manche ſind nichts weiter, als ein hohler Baumſtumpen, andere ſind vier Bretter, oben mit einem andern bedeckt. Andere ſind wie Glocken geſtaltet und aus Weiden oder Stroh geflochten. Die letztern ſind die gewöhnlichen Bienenkörbe, welche auf einem Brette ſtehen, mit einem kleinen Loch am untern Rande. Will man aber den Arbeiten zuſehen, ſo muß man ſtatt der vier Wände Glasfenſter anbringen, worauf man erſt nach Swammerdams Zeiten gekommen iſt, denn er räth noch, die Wände aus Papier zu machen und es nachher zu zerreißen, was aber nicht nöthig iſt, da es die Bienen ſelbſt thun. Die Fenſter werden zwar nach und nach beſchmutzt und undurchſichtig, man kann ſie aber wieder reinigen, und ſelbſt mit Läden bedecken, die man nach Belieben öffnet, in welchem Falle die Bienen weniger geſtört werden. Man ſieht dann, daß die Waben ſenkrechte und parallele Wände bilden mit Zwiſchenräumen oder Gaſſen, worin ſich bequem zwei Bienen ausweichen können. Jede Wabe hat an beiden Seiten ſöhlige Zellen, die dicht an einander liegen und hin und wieder Löcher als Thüren, wodurch die Bienen auf einem kürzeren Wege von einer

Seite zur andern kommen können. Man findet hierin jedoch auch Unregelmäßigkeiten, weil ſich die Bienen nach den Umſtänden richten. Man hat gemeint, die Zellen wären die Wohnungen der Bienen, weil ſie oft mit dem Kopf darin ſtecken und ſich ruhig halten, allein ſie verrichten dabei nur ihre Geſchäfte. Viele Zellen ſind mit Honig angefüllt, andere durch einen Wachsdeckel geſchloſſen, noch andere enthalten eine Made, und die Bienen gucken nur hinein, um entweder dieſe zu füttern, oder in die andern Honig zu tragen; daher ſie denn auch von einer Zelle zur andern gehen. Wegen der Menge kann man aber derſelben Biene nur eine Zeit lang folgen, weil ſie ſich bald den Augen entzieht oder von andern bedeckt wird, ſo daß man anfangs glaubt, es geſchehe alles in der größten Unordnung. Am beſten kann man ſie beobachten, wenn man ganz ſchmale Glaskäſten machen läßt, nicht weiter als ein Spiegelfutteral, etwa zwei Fuß hoch und breit, mit einer Tiefe von vier bis fünf Zoll, dieſelben ſenkrecht ſtellt, und etwa mit Schrauben auf einem Brett befeſtigt. Dann können ſie nicht mehr als zwei Wabenkuchen machen, welche ſo nahe an den Fenſtern ſind, daß man alle ihre Bewegungen deutlich ſehen kann, um ſo mehr, da ſie wegen des Raumes ſich nicht klumpenweiſe anſammeln können. Da ſie ihre Waben immer oben anfangen zu bauen, ſo macht man, um dieſes zu beobachten, ihre Käſten oben ſehr breit, unten dagegen ſehr niedrig, weil ſie dann viele Waben zugleich anfangen können; kurz man ändert die Form nach ſeinen Abſichten ab. Um die Wärme zu unterſuchen, bringt man oben ein Loch an, durch das man ein Thermometer ſtecken kann.

Fängt man nun ſeine Beobachtungen an, ſo wird man die meiſte Zeit des Jahres nur einerlei Bienen in der Beſchäftigung wahrnehmen, nämlich die ſogenannten Arbeitsbienen; zu Zeiten ſieht man aber größere mit dickerem und runderem Kopf, die Drohnen, ſogenannt, weil ſie lauter ſummen als die andern. Es ſind Männchen, welche man nur vom Anfang des Mai bis Ende Juli bemerkt, anfangs wenig, dann immer mehr und am Ende eine große

Menge, aber immer viel weniger als Arbeitsbienen, deren ſieben bis acht und mehr auf ein Männchen kommen und die nichts zur Fortpflanzung beitragen, ſondern nur Honig und Wachs einzutragen und die Zellen zu bauen haben. Man wußte ſchon ſeit alten Zeiten, daß in den Stöcken eine größere Biene vorkommt, welche man den Bienenkönig oder den Weiſel nannte, es iſt aber ein Weibchen, und daher die Königin des Stocks, was beſonders Swammerdam durch ſeine Anatomie bewieſen hat, ſo wie auch, daß ſie außerordentlich fruchtbar iſt, und alle Eier legt, woraus die verſchiedenen Bienenarten kommen. Das Weibchen iſt viel länger als die andern, und beſonders ragt der Hinterleib bis zur Hälfte über die Flügel hervor, während er bei den andern ſelbſt etwas kürzer iſt. Es iſt übrigens immer dünner als die Drohnen und gleicht in Geſtalt den Arbeitsbienen.

Die Bienen ſammeln die Wachsmaterie bloß in den Blumen, nicht, wie Maraldi meint, auf den Blättern, weil es daſelbſt keine giebt, ſondern nur im Blüthenſtaub, womit man auch die Bienen oft bedeckt ſieht. Wenn ſich die Biene in einer Blume herumtummelt, ſo bleibt zwiſchen den blättrigen Haaren der Blüthenſtaub, welcher gewöhnlich gelb iſt, hängen, ſo daß ſie faſt unkenntlich dadurch wird; die Biene bürſtet ſich dann mit ihren Füßen ab und bringt ihn in die Körbchen an den Hinterfüßen in der Geſtalt von dicken, länglichen Ballen, welche man Höschen nennt, und die bisweilen ſo groß wie ein Pfefferkorn werden. Sie bringt den Staub von den vordern auf die mittleren Füße, und von dieſen auf die hintern mit einer Geſchwindigkeit, daß man es kaum ſehen kann, faſt wie ein Taſchenſpieler. Man muß ſie daher im Frühjahr, wo ſie noch langſam ſind, auf den Obſtblüthen beobachten. Sie drücken dann die Staubbeutel mit den Kiefern entzwei, faſſen den Staub mit den Vorderfüßen, ſchieben ihn auf die mittleren u. ſ. w., ſo daß ſie ſchon Höschen bekommen, wann ſie vier bis fünf Blumen durchſucht haben. Sie ſammeln auch auf dieſelbe Weiſe auf andern Pflanzentheilen eine harzartige Materie, was ihnen mehr Mühe macht und womit ſie oft eine halbe

Stunde zubringen. Die Vorderfüße nehmen den abgerissenen Harzballen mit den Zehen, übergeben ihn den mittleren, und diese legen ihn gerade in das Körbchen, weil sie kürzer sind als die hintern. Es ist begreiflich, daß die Bienen mehr Staub einsammeln können bei schönem Wetter, wo sich die Beutel zu öffnen pflegen. Die Höschen sind meistens gelb, es giebt aber auch rothe, weißliche und selbst grüne, weil es solchen Blüthenstaub giebt. Im April sammeln sie den ganzen Tag, im heißen Juni und Juli aber nur bis zehn Uhr, wahrscheinlich weil dann der Blüthenstaub weniger trocken ist und besser bindet. Nachmittags scheinen sie Blüthen zu suchen, die im Schatten stehen.

Außerdem sammeln sie noch Honig aus den sogenannten Honigdrüsen oder Honigbehältern der Blumen, verschlucken denselben und tragen ihn nach Hause, in welchem Falle sie ohne Höschen ankommen. Solche Bienen dürfen daher nicht für faul gehalten werden. Dazu bedienen sie sich des Rüssels, welcher im Zustande der Ruhe als ein glänzendes, langes Blättchen von den Kiefern zum Halse läuft, sich daselbst zuspitzt und fast wie ein Schnabel aussieht.

Bienen- und Wespenjagd in Amerika.

Die Bienenjagd ist zu allen Jahreszeiten eine beliebte und einträgliche Beschäftigung der Indianer, am meisten aber wird sie einige Wochen vor dem Osterfeste betrieben, weil man zu dieser Zeit in Städten und Dörfern einen verhältnißmäßig hohen Preis für das Wachs erhält, denn dies ist die Zeit, wo man diesen Artikel zu den Kerzen und Lichten braucht, die den Altären und Heiligenbildern geweiht werden.

Es giebt in Centralamerika mehrere Arten von Bienen, die sich zum Theil durch ihre Größe, zum Theil durch ihre Farbe unterscheiden, in ihren Gewohnheiten sich aber gleich sind. Einige sind fast so groß wie die europäische Biene und andere viel kleiner als die kleinste Hausfliege; alle aber sind ohne Ausnahme stachellos. Sie bauen ihre Stöcke in hohle Bäume und die Bienenjagd besteht in der Verfolgung einer Biene von dem Orte aus, wo sie sich nährt, bis nach ihrer Wohnung. Zu einer solchen Verfolgung gehört ein gutes Auge und einige Kenntniß von den Gewohnheiten des Insekts. Eine Biene in einer Prairie oder Savanna mag unstät hin und her fliegen, sie wird nie über den ersten Flug hinaus verfolgt, wenn sie sich aber funfzehn bis zwanzig Fuß hoch in die Luft erhebt, und in gerader Richtung davonfliegt, dann weiß der Bienenjäger, daß sie sich gesättigt hat und nun ihre Heimath sucht. So lange der Boden

offen und frei von Bäumen bleibt, ist es für einen flinken Mann nicht sehr schwierig eine solche Biene zu verfolgen, sehr schwierig und fast unmöglich aber ist es, ihr nachzukommen, wenn sie den Wald erreicht, da sie hier über das Unterholz fliegt, durch welches, auch wenn man keine Biene verfolgt, sich jederzeit schwer Bahn brechen läßt.

Der Baum, welcher der Stelle, wo die Biene in den Wald geflogen ist, zunächst steht, wird hierauf mit einem Zeichen versehen und zugleich bezeichnet man auch die Richtung, die sie innerhalb des Waldes genommen hat. Wenn drei oder vier auf der Bienenjagd sind, so verfolgt jedenfalls jeder seine Biene bis an den Saum des Waldes und macht dann hier sein Zeichen. Hierauf gehen sie nach einer dieser bezeichneten Stellen und verfolgen nun, einige Schritte von einander entfernt, die angegebene in den Wald führende Richtung, indem sie sorgfältig auf jeden hohlen Baum und auf einige kleine Vögel achten, die sich in der Nähe von Bienenstöcken aufzuhalten pflegen. Die Indianer nennen diese Vögel Honigvögel oder Honigschnäbel (Boca miel). Der Gegenstand der Nachforschung wird bald gefunden, da er gewöhnlich nur zwei hundert Schritte von dem Saume des Waldes entfernt ist, wenn nicht die Bienen, wie sie es zuweilen thun, des Wassers wegen am Ufer eines Flusses gebaut haben.

Der Jäger ist stets mit seinem Beile, mit einer großen Kürbisflasche für den Honig und einem Sack für das Wachs versehen. Es sind wenig Arträger so gewandt und behende wie die Waldbewohner von Centralamerika und in sehr kurzer Zeit ist wegen einer kleinen Quantität von Wachs und Honig ein schöner Baum gefällt. In einigen Gegenden sind die Bienen so überaus zahlreich, daß sie in großen Schaaren über Gesicht und Hände herfallen, und weil sie sehr klein sind, häufig für Sandfliegen gehalten werden. Sie werden abgestreift oder getödtet und geben, wenn sie zerdrückt sind, einen sehr angenehmen Geruch von sich.

Die Wespen sind sehr verschieden von den europäischen, denn sie sind zwei oder dreimal länger und von verschiede-

ner Farbe, am gewöhnlichsten blau, purpurroth und dunkelroth. Ihre Nester hangen zierlich an den Zweigen der Bäume, und man findet sie vorzugsweise in den Limonenbäumen, die meist an den Ufern der Flüsse wachsen. Einige bauen jedoch ihre Nester aus Lehm, den sie an den Stamm eines Baumes oder zwischen die Zweige kleben, und diese Nester, bei welchen die Oeffnung unten angebracht wird, müssen sehr fest sein, da die heftigen tropischen Regengüsse sie nie hinwegspülen, wahrscheinlich weil der Lehm mit einer sehr klebrigen Substanz vermischt ist. Die an den Zweigen hangenden Nester gleichen länglichen Säcken und scheinen mit verschiedenen Fasern befestigt zu sein. Es ist gefährlich diese Thierchen zu stören, da sie häufig, auch ungereizt, wüthend über Menschen und Thiere herfallen — und ihr Stich ist sehr schmerzlich, weit schmerzlicher als der des gewöhnlichen Skorpions, weil er bedeutend tiefer geht.

Einer meiner Freunde, der ein ausgezeichnetes ruhiges Maulthier ritt, hielt eines Tages unter einem Limonenbaum, um einige Früchte zu pflücken. Kaum aber hatte er einige Male geschüttelt, als er mit seinem Thiere von einem großen Schwarme von Wespen überfallen wurde. Es war nichts zu thun als hinweg zu galoppiren und die Wespen folgten einige hundert Schritte weit über eine Savanne, bis endlich das Maulthier, als es den Saum des jenseitigen Waldes erreichte, sich wie wüthend vor Schmerz in das Gebüsch stürzte, um die geflügelten Feinde abzustreifen. Die Folge war, daß mein Freund durch die Stiche sowie durch die Quetschungen, die er auf seinem unfreiwilligen Ritte durch das Dickicht erhielt, für einige Zeit auf's Krankenbett geworfen wurde, und auch das Maulthier hatte mehrere Tage schwer zu leiden.

Ein anderer Vorfall wird beweisen, daß die Wespen zuweilen auch ohne Herausforderung angreifen. Ein junges Maulthier wurde nicht weit von den Ranchos in meinem „Coral" angebunden, in dessen Nähe es keine Wespennester gab. Als ich des Nachmittags von der Jagd heimkehrte, sah ich das Thier auf dem Boden liegen und sein Stöhnen

und Ringen ließ augenblicklich erkennen, daß es große Schmerzen litt. Es war von unzähligen Wespen umschwärmt, die es unbarmherzig stachen. Ich schnitt augenblicklich einen tüchtigen Ruthenzweig von einem Baume, und meinen Kopf in einen „Poncho“ hüllend, so daß eben nur die Augen hervorschauen konnten, eilte ich meinem Thiere zu Hilfe und hatte es in kurzer Zeit von seinen Peinigern befreit. Nichts ist besser als ein elastischer biegsamer Zweig, wenn man einen Wespenschwarm vertreiben will, da jeder Hieb eine hübsche Anzahl niederwirft. Nachdem ich dem armen Maulthiere aufgeholfen hatte, führte ich es nach dem Flusse und badete es, aber es war in so fieberhaftem Zustande, daß ich ihm reichlich zur Ader lassen mußte, und daß mehrere Tage vergingen, ehe es ganz wieder genesen war.

Scorpione und Spinnen in Mittelamerika.

Die Wirkung des Skorpionstiches ist bedeutend übertrieben worden; er ist zwar allerdings auf kurze Zeit schmerzlich genug, hat aber selten üble Folgen, außer daß er eine Art Lähmung oder Betäubung des unteren Kinnbackens und der Zunge erzeugt, die sich jedoch augenblicklich vertreiben läßt, sobald man ein Weinglas voll Rum oder dergleichen trinkt, obgleich dieses Heilmittel bei denjenigen, die dieses Getränk fortwährend und in großen Massen genießen, allerdings keine große Wirkung thun wird.

Die Indianer glauben, daß es zwei Arten von Skorpionen gebe, und nennen diese „Alacran de la casa“ und „Alacran del monte“ oder den Hausskorpion und den Waldskorpion, aber beide sind nur eine einzige Art, und der scheinbare Unterschied liegt darin, daß der Waldskorpion gewöhnlich ein bedeutend größeres und schwärzeres Thier ist, weil er seine volle Größe und wie ich glaube ein bedeutendes Alter erreicht, während der Hausskorpion gewöhnlich getödtet wird, ehe er noch so groß geworden ist. Ich muß jedoch hinzufügen, daß ihre Stiche sehr verschieden sind, und da ich von beiden oft genug gestochen worden bin, so dürfte ich ein gewisses Recht haben, darüber zu urtheilen. Der Stich des Waldskorpions ist ein echter Stich, bei welchem man in Folge des Schmerzes, den er verursacht, und in Folge seiner eigenthümlichen Wirkung auf den Mund

für längere oder kürzere Zeit, je nachdem das Heilmittel bei der Hand ist oder nicht, buchstäblich seinen Kinnbacken halten muß. Der Hausskorpion sticht dagegen, wenn er nicht besonders groß ist, nicht viel schlimmer als eine englische Wespe und nicht halb so schlimm wie eine amerikanische. Aber Skorpione sind garstige Thiere und man findet sie stets, wo man sie am wenigsten erwartet; sie sind sehr eingenommen für die Behälter schmutziger Kleider und zeigen sich häufig im Linnen und in den wollenen Decken, welche man unter die Sättel legt.

Am Ende ihres langen Schwanzes befindet sich ein kleiner gekrümmter, sehr scharfer Stachel, der aber wie der Zahn einer Schlange hohl und an der Wurzel mit einer kleinen Drüse versehen ist, welche eine sehr scharfe, zum Theil tödtliche Flüssigkeit enthält. Wenn ein Skorpion mit seinen Fühlhörnern wahrnimmt, daß er es mit einem Feinde zu thun hat, windet er seinen Schwanz über den Rücken, bis die Spitze unmittelbar vor dem Kopfe eindringt und der Druck auf die kleine Drüse etwas von deren Inhalt in den durch den Stachel bewirkten Stich fließen läßt.

Daß diese Drüse eine Art Gift enthält, ist aus der tödtlichen Wirkung des Stiches bei kleineren Thieren zu erkennen, und ich habe oft gehört, daß ein großer Skorpion durch einen Stich auf den Magen ein Schwein tödten könne. Bei dem Menschen besteht die Wirkung eines solchen Stiches nur in einem empfindlichen Schmerze und in der erwähnten Lähmung, aber je größer das Thier, welches gestochen hat, desto fühlbarer die Folgen; allerdings sind einige Leibesbeschaffenheiten empfindlicher als andere. Nie hat ein Skorpion durch seinen Stich mir so großen Schmerz verursacht wie eine ungeheure rothe Waldwespe, die mich einst gerade auf die Nasenspitze stach; daß aber die Wirkung oft eine sehr ernstliche ist, beweist folgender kleiner Vorfall.

Ich sprach einst mit einem Freunde an der Küste über Schlangenbisse, Skorpionenstiche und über die garstigen Wunden, welche der Vielfuß hervorbringt. Er sagte mir,

daß er ein untrügliches Mittel gegen alle Biſſe und Stiche beſäße, mit Ausnahme des Biſſes der Klapperſchlange, der Korallenſchlange oder der Tamagaſa. Dieſes Mittel war ein ſehr ſtarker Aufguß von einer kleinen Pflanze, „Guaco“ genannt, deren Wurzel man zu dieſem Zwecke ſehr fein ſchabt und auf eine Flaſche mit Branntwein ſetzt, die man hierauf, nachdem das Gemiſch einer mäßigen Hitze ausgeſetzt worden, ſorgfältig verkorkt. Während der erſten zwei bis drei Monate muß die Flüſſigkeit wöchentlich zwei bis drei Mal tüchtig umgeſchüttelt werden, und je länger ſie ſteht, deſto wirkſamer wird ſie. Mein Freund hatte einen guten Vorrath von dieſem Heilmittel, das er vor zwölf Jahren aus ſtarkem Cognac bereitet hatte; es war ein ſehr ſtarker Aufguß geworden und hatte ſchon vielfache Heilungen bewirkt; aber der Eigenthümer ahnte nicht, wie bald die Kraft ſeines Mittels geprüft werden ſollte. Er ſah nämlich einen zu ſeiner Pflanzung gehörigen Indianer müßig herumſchlendern und befahl ihm, etwas Bauholz, das bei einem Hintergebäude lag, unter Dach zu ſchaffen. Der Mann kam in wenigen Minuten zurück und hatte nur noch Zeit zu ſagen, daß er geſtochen worden ſei, worauf er wie in einer Art Verzückung zuſammenſank. Mein Freund meinte, der Indianer müſſe von einer Schlange gebiſſen worden ſein, ließ jedoch augenblicklich eine Flaſche ſeines Krafttranks herbeiholen, und davon dem Kranken ein Weinglas voll einfüllen, worauf dieſer, nachdem man ihn mit einem Poncho warm zugedeckt hatte, ſchon nach wenigen Minuten in einen ſehr heftigen Schweiß fiel und endlich einſchlief. „Alles in Ordnung,“ ſprach mein Freund, „jetzt iſt alles in Ordnung.“ Mittlerweile ſammelten ſich mehrere Leute und wir zogen aus, um die Schlange zu tödten, von welcher, wie wir vermutheten, der Indianer gebiſſen worden ſei. Als wir jedoch das Stück Holz umwendeten, welches er aufgehoben hatte, fanden wir nicht eine Schlange, ſondern den größten und ſchwärzeſten Skorpion, den irgend einer von uns je geſehen hatte. Nachdem wir ihn lebendig gefangen hatten, trugen wir ihn in das Haus und ſetzten

ihn unter eine Glasglocke, um ihn zu beobachten. Er war wenigstens sechs Zoll lang und hatte Scheeren wie ein kleiner Bachkrebs.

Der Indianer erwachte nach einigen Stunden völlig genesen, aber allerdings geschwächt durch den heftigen Schweiß, welchen die Gabe hervorgebracht hatte, und sagte uns nun erst, daß er von einem großen Waldskorpion gestochen worden sei.

Daß der Skorpion auch stechen kann, ohne seinen Schwanz über den Rücken zu schlagen, wird durch Folgendes bewiesen. Wenn man in Centralamerika ein Pferd sattelt, legt man stets zwei bis drei Decken oder Felle, sogenannte „Sudaderos" unter den Sattel; als ich jedoch eines Tages einen Schuß mit einem lauten Halloh — ein sicheres Zeichen, daß irgend Jemand des Beistandes bedarf — im Walde hörte, warf ich „Sudaderos" und Sattel schnell auf ein Pferd, das vor den Ranchos angebunden war, schnürte die Gurte fest, zäumte es und schwang mich auf, um nach dem Orte zu eilen, wo man der Hülfe bedurfte. Aber das Pferd wollte nicht von der Stelle und begann vorn und hinten auszuschlagen, als wäre es ein frisch gesatteltes Füllen gewesen. Ich war nicht wenig überrascht, denn es war mein Lieblingspferd, noch mehr aber staunte ich, als es aufstieg, mit mir zurückfiel und nun versuchte, sich zu kollern. In der Vermuthung, daß etwas unter seinem Sattel sein müsse, brachte ich es wieder auf die Beine, nahm ihm den Sattel ab und fand an der Decke, die unmittelbar auf dem Rücken lag, zwei große Skorpione. Sie konnten nicht ihren Schwanz über den Kopf geschlagen haben, denn hierzu hatten sie keinen Raum gehabt. Nachdem die Ursache seiner Widersetzlichkeit entfernt war, trabte das Pferd bereitwillig in den Wald, und es ergab sich, daß der verlangte Beistand bei der Wiedererlangung eines großen verwundeten Armadills nöthig war.

Die Indianer glauben, daß Guaco in allen Fällen, wo man es anwendet, eine sehr kostbare Arznei sei, aber sie halten die frische Wurzel für wirksamer als die getrocknete.

Die ſchlangenfreſſenden Vögel ſuchen gierig nach der jungen Guacopflanze, und man kann ſie für ein Schutzmittel gegen zukünftige wie für bereits empfangene Biſſe halten. Bei dem Menſchen beſonders in heißen Gegenden beſteht ihre Wirkung in einem ſehr heftigen Schweiße. Ich habe häufig einen Aufguß dieſer Pflanze in heißem Waſſer genommen, wenn ich hitziges brennendes Fieber hatte und eine kleine Doſis dieſes Aufguſſes, nach welcher ich eine reichliche Portion heißen Weinſteinwaſſers trank, öffnete in wenigen Minuten die Poren der Haut und verwandelte den Zuſtand des trocknen brennenden Fiebers in einen Zuſtand matter Ruhe.

Die Indianer benutzen dieſe Pflanze auch gegen Spinnenbiſſe. Es mag in europäiſchen Ohren ſeltſam klingen, wenn von Spinnenbiſſen geſprochen wird, und man findet ſolche Wunden bei Menſchen auch in der That nur ſelten; eine ſchwere Plage ſind dagegen dieſe beißenden Spinnen für die Eigenthümer von Pferden und Maulthieren. Ich habe jedoch nie gehört, daß Rinder von ihnen gebiſſen worden wären.

Dieſes ekelhafte Thier, das in einer Nacht mehr Schaden anrichtet, als ſieben bis acht Monate wieder gut machen können, iſt eine ungeheure haarige Spinne mit großem runden, aber flachen Körper, ungefähr wie eine Krabbe; die Beine ſind für eine Spinne ziemlich kurz, der Körper mißt querdurch ungefähr drei bis vier Zoll, und das Unheil, welches die Spinne anrichtet, beſteht darin, daß ſie Pferden und Maulthieren, während der Nacht, wo ſie im Walde oder in der Savanna weiden, in die Krone des Fußes beißt. Am nächſten Tage zeigt ſich die Krone entzündet, es folgt eine Anſchwellung, und ſchon in wenigen Tagen wird es deutlich ſichtbar, daß ſich der Huf vom Fuße trennt. Das arme Thier leidet große Schmerzen, denn es legt ſich nieder, und wird, nachdem es, ſoweit ſein Maul zu reichen vermag, alles Gras abgefreſſen hat, lieber einen ganzen Tag hungern, als ſich erheben, um einen neuen Platz zu ſuchen. Der Huf fällt bald ab, und es wächſt ein neuer,

aber es vergehen mindeſtens ſieben bis acht Monate, ehe das Thier wieder von einigem Nutzen ſein kann. Aber es iſt nicht nur auf einen ſo langen Zeitraum unbrauchbar geworden, ſondern es erlangt auch nie ſeine frühere Brauchbarkeit wieder, weil der neue Huf nie ſo hart und ſtark wird wie der alte, was in einem Lande, wo man vom Beſchlagen der Hufe nichts weiß, ein ernſtliches Gebrechen iſt.

Den meiſten Schaden thun dieſe Pferdeſpinnen während der trocknen Jahreszeit, ehe ſie einestheils durch die Feuer, anderntheils durch die Regengüſſe auf einige Monate vertrieben worden ſind. Da ich eine große Anzahl von Pferden und Maulthieren beſaß, ſo ſtanden im Anfange gewöhnlich zwei oder drei auf der Krankenliſte, nachdem ich mir aber etwas Kohlentheer von der Küſte verſchafft hatte, ließ ich die Kronen meiner Pferde und Maulthiere wöchentlich ein- bis zweimal dünn damit beſtreichen und fand, daß dies ein ſehr wirkſames Schutzmittel gegen jene ſchädlichen Biſſe war.

Die Schlangen.

Die Schlangen sind sonderbare Körper und Seelen, fußlose, lange, schön geformte und schön gefärbte Cylinder mit außerordentlicher Muskelkraft, Bewegungsfähigkeit und Gewandtheit. Sie sehen und hören gut. Sie müssen sich wie die Raupen, denen sie in der Form und Färbung gleichen, häuten. Im Abstreifen der alten Haut sind sie sehr geschickt. Es giebt Wasser- und Landschlangen. Letztere wohnen in Wäldern und in Erdlöchern, unter Steinen, in Scheunen und Kellern. Manche sind wahrhafte Kletterer und steigen und winden sich auf den Bäumen trotz einem Eichhörnchen herum. Sie müssen wunderbar eingerichtete Bewegungswerkzeuge haben. Ihr Skelett ist wirklich des Anschauens werth. Fast alle sonnen sich gern. Im Winter schlafen sie erstarrt. Sie lieben auch die Wärme. Unbeleidigt thun sie dem Menschen nicht leicht etwas zu Leide. Ihre Größen variiren ungemein. Wie klein ist die Blindschleiche! Wie furchtbar groß die Riesenschlange! Die Verschiedenheiten sind auch in andern Beziehungen groß. Sanft und schuldlos sind die Blindschleichen, zornmüthig die Brillenschlangen. Viele sind frech, viele furchtsam, viele lebhaft oder träge. Die größten fürchten selbst Büffel, Löwen und Tiger nicht, und die schlimmsten haben, auf unserm Standpunkt zu sprechen, weder Menschen- noch Gottesfurcht in ihrem Herzen. Sie sind als falsch verrufen von Adam

her, doch nur bei den Juden und Christen. Andern alten Völkern waren sie Symbole des Lebens. Den bösen Ruf scheinen sie einzig durch ihre Gefährlichkeit bekommen zu haben. Zwar liegen sie auf der Lauer und schießen plötzlich auf den Raub und Feind los, allein wenn sie nicht durch Stärke und Gift furchtbar wären, beschimpfte man sie wegen ihres Lauerns gewiß nicht, denn die meisten Thiere überfallen ihren Raub eben so, und die Lustigmacher unter den Menschen machen's wie sie, überraschen durch Gedanken- und Leibessprünge. Ehemals floh man sogar die unschuldige Blindschleiche wie den Teufel; jetzt, seitdem man die Naturgeschichte der Schlangen besser studirt hat, und Thierführer schöne Schlangen an Jahrmärkten zeigen, ist mit der Furcht auch der Abscheu und Schimpf verschwunden.

Die unterste Schlange ist die Blindschleiche. Sie ist ein liebliches angenehmes Thier, friedsam, gutmüthig, sanft, kaum schlangenklug, dabei ohne Falsch wie die Tauben. Sie hat nette Aeuglein, und züngelt munter. Der abgerissene Schwanz wächst ihr nach. Die Ringelnatter wohnt gern dem Menschen nahe, sucht ihn sogar auf, was kein früher angegebenes Thier thut, ist ebenfalls unschädlich und gutmüthig, und hat also eben so wenig einen Schimpf verschuldet. Sie kommt bisweilen in Wohnhäuser, in Kammern, und klettert in Betten. Sie erschreckt Unkundige, erschrickt selbst aber nicht. Mann kann sie leicht fangen, doch hat sie ein bischen mehr List als die Blindschleiche, denn ganz unerwartet macht sie sich aus der Gefangenschaft auf und davon. In's Schlangenbad, das eben daher den Namen hat, kommen ja viele solche gutmüthige Nattern auf Besuch zu den Curgästen. Aber die Kreuzotter ist giftig und falsch. Sie fährt auf Würmer, Insekten, Eidechsen, Mäuse und Vögel los. Frösche soll sie nicht wollen. Eine Antipathie! Sie lauert, fährt auf den Raub, beißt tödtlich, verfolgt aber denselben nicht, sie wartet nur bis er fällt. Dann schleicht sie zu ihm, und verschlingt ihn ganz, wie groß er ist, denn sie kann, wie alle Schlangen, ihre Kinnladen, durch eigene Einrichtungen, ganz außerordentlich

weit aufsperren, und ein Thier verschlingen, das einen viel größeren Durchmesser als sie selbst hat. Ihr und aller Schlangen Biß ist im Sommer, d. h. in der Hitze, gefährlicher. Das Gift ist nur concentrirter, körperlich gewordener Zorn. Jedes zornigen Thiers und Menschen Biß ist Gift, weil der Zorn solches ist. Darum hat der Süden viel concentrirte Hitze, Zorn und Gift. Die Kreuznatter lebt in Branntwein stundenlang. Ihr Kopf beißt noch vom Leibe abgeschnitten. Die Brillenschlange ist lauter Zorn und Gift, dennoch gar verständig, denn sie läßt sich ganz zahm machen und lernt sehr tactfest tanzen. Sie hat musikalisches Gehör.

Die Riesenschlangen sind schön und gewaltig. Diese gehen auf große Raub, Vögel, Schweine, Hirsche, Büffel und Tiger. An Menschen sind sie nicht gewiesen. Sie umwinden die Thiere blitzschnell, denn blitzschnell fährt ihr Gedanke vom Kopf durch's ganze ungeheure lange Cylinderwesen, und der vom Kopfe vierzig bis sechszig Fuß entfernte hinterste Theil weiß, was er soll, so gut als der vorderste, um den Tiger einzuklemmen. Sie fährt, wie wir an Schlangen dieser Art in der Gefangenschaft sehen, urplötzlich auf den Raub. Ist das Thier verschlungen, so ruht sie und verdaut Tage, Wochen, Monate lang, beinahe unbeweglich, so daß sie, ohne sich vertheidigen zu können, von Ameisenheeren bei lebendigem Leibe angepackt, getödtet und aufgefressen wird. Das mag eine Todesart sein! Eine in den Leib geschossene geringelte Riesenschlange schlug furchtbar um sich, strich alles Gesträuch des Waldes nieder, und spritzte zornig Schlamm und Wasser um sich her, legte sich dann aber, die Wunde nicht achtend, wieder ruhig in einem Ring zusammen. Zorn, Wuth und Selbstüberwindung! Nach einem zweiten Schusse machte sie es gerade wieder so. Ein dritter machte sie unthätig.

Die Klapperschlange klappert entweder aus Zorn oder aus Furcht, oder aus einer uns räthselhaften Gemüthseigenschaft. Sie benimmt sich nicht immer gleich; bald flieht sie schnell und verkriecht sich vor dem Menschen, bald steht sie

ihn nur ſtarr an, bald ſetzt ſie ſich zur Wehr. Auch ſie verfolgt Niemanden. Wenn wahr wäre, daß ſie gerade dann, wenn ſie Böſes im Herzen habe, nicht klappere, wäre ſie das vollendete Bild der Falſchheit. Falſche Hunde bellen ebenfalls nicht. Ihre ärgſten Feinde ſind die Schweine, ſie fliehen augenblicklich vor ihnen. Ehe die Schweine nach Amerika gebracht worden, kannten ſie dieſe Furcht nicht. Sie haben alſo an Genoſſen ihres Geſchlechts geſehen, wie gefährlich ihnen die Schweine ſeien. Entweder haben es alle einander zur Warnung geſagt, oder die Furcht der Erſtangepackten und Entronnenen hat ſich auf die Nachkommen fortgeerbt. Auch in der Thierſeelengeſchichte kommen Erbſchaften von Seeleneigenſchaften vor.

Wie die Brillenſchlange, ſo läßt ſich auch die Rieſenſchlange, ja ſelbſt die ſchauerliche Klapperſchlange zähmen. Nicht nur die Zähmer, ſondern auch andere Leute dürfen ſie betaſten. Sie ſcheinen unbedingt die Ruhe zu lieben. Menageriehalter nehmen ſie wie lange Klumpen aus dem Kaſten, heben ſie empor, und winden ſich dieſelben um den Leib. Sie laſſen mit ſich wie empfindungsloſe Stricke umgehen. Es ſind aber Beiſpiele bekannt, daß ſie ſich um neugierige Waghälſe, die dieſes nachahmten, unerwartet feſt herumſchlangen, und ſich durch ihre Herren nur ungern loswinden ließen. Man denke ſich den Schrecken des Neugierigen! Von einem dreißig Fuß langen, einen halben Fuß dicken lebendigen Strick, wie ein Laokoon, umrungen! Ein Ruck, ein Zuſammenzug, und — die Rippen ſind zerbrochen, die Bruſt ohne Athem! Die hundsköpfige wäre am leichteſten zu zähmen. Sie liebt die Menſchen, kommt ungenirt zu ihnen in die Häuſer, und ſucht Nahrung. Man darf ſie aber doch nicht beleidigen, ſonſt beißt ſie. Sie wird ſich wehren dürfen.

Noch iſt uns übrig, von den Schlangen etwas Merkwürdiges, etwas, das ihnen die nur ihnen zugedachte Stelle auf's Beſtimmteſte anweiſt, anzuführen.

Wir nehmen wahr, daß kein Thier die Rieſenſchlange fürchtet; Tauben, Enten bleiben ruhig bei ihnen, und ſpie-

len um ſie herum. Sie kennen die Gefahr nicht nur nicht, ſie wollen ſogar nicht vor den vielen dem grauſen Spiele zuſchauenden Menſchen fliehen. Packen Menſchen ſie an, ſo ſchnattern, flattern, ſo entfliehen ſie; vor der Schlange ſchweigen ſie. Wird endlich eine von der Schlange erſt nach einer halben Stunde und mehr ergriffen, ſo ſucht ſie nicht zu entkommen, ſo wehrt ſie ſich nicht, ſo flattert ſie nicht. Kaum wehren ſich die Vierfüßler, z. B. junge Ziegen, mit den Hinterbeinen ein wenig, ſo daß nicht einmal zu beſtimmen iſt, ob dieſe Bewegungen willkührlich ſeien. Es iſt, wie wenn das Opferthier im Bann ſei, nicht fliehen könne.

Man ſagt, daß die Klapperſchlange ihre Beute vorher verzaubere, und daß Menſchen Schlangen verzaubern können. Das wären zwei große pſychologiſche Schlangenräthſel. Man ſtellt ſie gewöhnlich nicht nebeneinander, ſie gehören aber unzertrennlich zuſammen.

Wenn die Klapperſchlange einen Vogel, ein Eichhörnchen u. ſ. w. vom Baum herunter fallen machen und bekommen wolle, ſchaue ſie es ſtarr an. Dieſes ſtarre Anſchauen mache dem Thierchen die Flucht unmöglich, binde es. Es gebe klägliche Töne von ſich, zittere der Schlange immer näher, und falle ihr endlich von ſelbſt in den Rachen. Man will etwa die Thatſache ſich auf dem gewöhnlichen Wege aus der Angſt vor dem Feind, aus der Betäubung vor dem häßlichen Geruch der Schlange, aus ihren feurigen Augen erklären, oder man nimmt an, das Thierchen ſei ängſtlich für ſein Neſt, für ſeine Jungen beſorgt und falle vor Angſt für dieſe herunter, oder es ſei etwa ſchon vorher gebiſſen worden, taumle nur noch herum, und falle endlich todt herunter. Es reicht alles nicht aus, und theils widerſpricht ſich Geſagtes. Letzteres vom Vorhergebiſſenwordenſein genügt am wenigſten, weil der Zauber oder die Angſt aufhört, ſobald die Schlange es nicht mehr anſchaut. Dann kann das Thierchen entfliehen. Tauſend Thiere ſchauen ihren Raub vorher an, ohne daß ſolche, die Flucht unmöglich machende, Angſt entſtünde. Kein Thier fällt dem Feinde aus Angſt für ſeine Jungen in den Rachen, und kein übler

Geruch bewirkt solches. Die glühenden Augen aber gehören eben zum bindenden tödtenden Blicke. Eben die Augen sind es, durch welche Menschen auf Menschen und selbst auf Thiere, z. B. Hunde, Katzen, Löwen bändigend, wirken. Sogar manchen Menschen soll es vom Blick der Klapperschlange nicht aus Furcht, sondern auf eigene Weise, ganz unheimlich werden. Es ist wie wenn die Schlange das Thierchen in den Wirkungskreis ihrer physiologisch-psychologischen Atmosphäre ziehe, es durch's Auge magnetisire, denn also folgt der Mensch dem Magnetisirer. Hierzu stimmt die Angabe, daß da, wo viele Eschenbäume wachsen, keine Klapperschlangen wohnen. Der Reisende Mordruff sagt, er habe eine solche Schlange durch die Berührung mit einem Eschenzweige in Angst versetzt, sich niederlegen und hin- und herwinden gemacht. Habe er den Zweig von ihr weggenommen, so habe sie sich wieder emporgerichtet und geklappert, sei zornig auf einen Ahornzweig gesprungen, habe den Kopf zurückgezogen und auf den Rücken gelegt. Mit dem Eschenzweig wieder ein wenig gepeitscht, sei sie, statt zornig zu werden, immer ängstlicher geworden, sie habe nicht entfliehen wollen, sondern nur den Kopf so tief als möglich in den Sand gebohrt. Hier ist der Mensch der Uebermächtige, und die Schlange ist der negative Pol geworden, wie es der Schlange gegenüber das Eichhörnchen ist. Dieses führt uns zu den Schlangenbeschwörern (Psyllen) der ältesten und neuesten Zeiten.

Die bekannteste Tänzerin unter den Schlangen ist die Brillenschlange. Ihr Lehrmeister, sagt man zur Erklärung, reizt sie mit einem Stocke zum Zorne, bis sie sich aufrichtet und zornig beißen will. Dann hält er ihr plötzlich einen Topf hin, damit sie die Nase daran anstoße, sich zurückziehe und fliehen wolle. Den Kopf mit dem Stock umgewandt, reize er sie auf's neue. Immer durch den Topf getäuscht, wolle sie nicht mehr beißen, so daß er ihr nur noch die Hand vorhalten und mit ihr Bewegungen machen dürfe. Drehend derselben folgend, bewege sie den Kopf und Leib seinen Faustbewegungen angemessen. Mit Musik sei dieses

dann der Tanz. Da nun einmal aber nicht alle Schlangen auf dieſe Art ſo tanzen lernen, muß doch etwas Eigenes in der Brillenſchlange ſein. So mechaniſch richtet man gar kein Thier ab. Sinniger iſt die Angabe, daß der Lehrer ſie durch Schläge, ſchnelle drohende Bewegungen mit der Fauſt reize, ſie dann wieder durch ſanfte Worte (denen kein vollkommeneres Thier widerſteht) beruhige, durch langſame Kreisbewegungen der Hand (viele Thiere folgen dieſer ſtets mit den Augen wie der Fechter, um zu ſehen, woher der Schlag kommen könnte) auf's neue ſanfter und nur pſychiſch reize, hierauf wieder durch ſanfte Schläge (deren Bedeutung alle geſcheidteren Thiere verſtehen) ebenfalls wieder beruhige. Iſt's beruhigt, ſo ſpielt er mit ihr wieder ein ſolches Manöver; oft vollkommen gleich wiederholt. So weiß das Thier im voraus Alles, und richtet ſich endlich darnach ein. Der Gaukler nimmt die Schlange aber auch in die Hand, hält den Kopf ſich an die Stirne und fährt damit über ſein Geſicht herunter. Es ſieht dieſes dem magnetiſchen Strich gleich. Es iſt alſo höchſtwahrſcheinlich nicht nur der natürliche Zauber des Muths, der auch an dem vollkommnern Thier Unglaubliches vermag; nicht nur der Muth des Vertrauens zum Thier und des Wiſſens, das Thier brauche ſeine Giftwaffe nur ſehr ungern gegen den Menſchen, und nicht nur die Gewandtheit und Kenntniß der Neigungen und Sitten des Thiers im Allgemeinen, wie auch andere Menſchen ſie können und haben, ſondern eine beſondere Gabe deſſen, der ſie lehren, bezwingen, gehorſam machen, beſchwören oder bezaubern will und kann. Es ſind ſüdländiſche Naturen dazu nöthig, ſo wie auch ſüdländiſche Schlangen. Solche Beſchwörer können die Schlangen ſich ruhig auf den Boden niederlegen und auf's Wort wie einen Stock (die Gaukler vor Pharao) ſteif machen. Erfaſſen ſie ſie, ſo iſt ſie wieder beweglich. Auch andere, z. B. europäiſche Reiſende, können dieſe Kunſt nachahmen; ſie deutet aber immerhin auf eigene Naturen. Es können nun einmal ſchlechterdings nicht alle Menſchen Alles! Wenn der Pſylle, indem er die männlichen und weiblichen Stimmen der Schlangen

nachahmt, ihnen dadurch ruft, daß ſie hervorkommen, ſo findet er vielleicht auch Mittel, ſie zu verſcheuchen, wenigſtens ſie zu bezwingen. Jedenfalls benutzt der Beſchwörer den Blick, dem auch die Schlange folgt, und der Menſch iſt hier die Klapperſchlange. Das ſtärkere Auge tödtet das ſchwächere, doch kann nur ein geiſtiges Thier den Geiſt des Auges des Menſchen merken. Plinius ſagt wirklich, daß es in Afrika eine eigene Art Menſchen gebe, die zum Beſchwören tauglich ſei. Wir ſagen gewöhnlich, daß dieſe oder jene Kunſt eine eigne Liebhaberei ſei, eigne Liebhabereien deuten aber auf eigene Menſchen. Gräßlich zu leſen iſt (wie Riley erzählt), wie arg ſich ſolche Beſchwörer von den Schlangen zerbeißen laſſen. Zu Allem braucht's eigene Leute, wenn's gelingen ſoll, und wenn Thiere dazu nöthig ſind, auch eigene Thiere.

Wie völlig iſt aber der Zeitſinn im Schlafwachen der Menſchen ausgebildet. Und dieſer Sinn als Tactſinn und als Zeitgedächtniß, wie ſtark iſt er in dieſen höhern Schlangen. Wie, wenn wahr wäre, was ſchon oft von Vielen erzählt worden, daß Amerikaner, die irgend eine Schlange als Fetiſch in einer Schachtel halten, ihr jährlich einmal Ferien geben, und daß ſie dann wirklich nach Wochen oder Monaten wieder zurückkomme, und in die Schachtel kriechе? Was bewieſe dieſes? Verſtünden ſie, wie ebenfalls erzählt wird, des Menſchen Wort und Befehl, ſo wären ſie allerdings geſcheidter (nach Luther Aſtiger) als alle Thiere des Feldes, die Vögel und Säugethiere ausgenommen.

Das Ichneumon und die Cobra di Capello.

„Kein Zweifel" — erzählt ein Offizier, welcher durch Zufall in einer trostlosen Gegend Indiens zu Fuß bei Nachtzeit wanderte, zuletzt von Ermüdung überwältigt, sich niederwarf auf das trockene, wirre Gras, und als gerade im Osten der erste lichte Streifen anbrach, entschlummerte, — „Kein Zweifel", erzählt er, „ich schlief fest und süß, — ich habe seitdem nie wieder unter freiem Himmel fest und süß geschlafen, denn mein Erwachen war grauenvoll. Ich wußte, daß ein Schatten über mich hinkröche, und daß es das beste Auskunftsmittel sei, in dumpfer Unthätigkeit liegen zu bleiben. Ich fühlte meine untern Extremitäten von den schweren Ringen einer lebenden Kette umschlungen; aber als wenn schützendes Opium mir eingeträufelt wäre, um jedes Regen der Muskeln zu verhüten, wußte ich nicht, bis ich hell aufwachte, daß die Schlange meine Beine bis zu den Knieen aufwärts umwand. „Gott, ich bin verloren!" rief es in mir, und jeder Tropfen Blut in meinen Adern schien zu Eis zu gerinnen; alsbald zitterte ich wie ein Espenblatt, bis gerade die Furcht, mein plötzlicher Schrecken möchte das Gewürm aufscheuchen, Alles zurückdrängte und ich wieder wie gelähmt da lag. Das Reptil schlief oder blieb doch jedenfalls bewegungslos; wie lange es aber so blieb, weiß ich

nicht, denn die Zeit ist für den Entsetzten gleich dem Ringe der Ewigkeit. Auf einmal klärte sich der Himmel — der Mond brach hervor — Sterne glänzten über mir; ich konnte sie alle sehen, da ich auf der Seite ausgestreckt lag, eine Hand unter dem Kopfe, wo ich sie nicht wegzunehmen wagte, eben so wenig traute ich mir hinabzuschauen nach dem abscheulichen Schlafgenossen, den mein schlimmes Geschick mir hierher gesandt hatte. Unerwartet kam ein neuer Gegenstand des Schreckens hinzu: ein seltsam schnurrender Ton hinter mir, dem zwei scharfe kleine Schläge auf die Erde folgten, weckten die Schlange, denn sie regte sich, und ich fühlte, daß sie aufwärts gegen meine Brust kroch. In diesem Augenblicke, wo mich unerträglicher Graus beinahe so wahnsinnig machte, aufzufahren und vielleicht sichere Zerstörung zu finden, sprang etwas auf meine Schulter — auf das Reptil! — Ein geller Schrei des neuen Angreifers, lautes fürchterliches Zischen der Schlange ertönte. Für einen Moment konnte ich fühlen, wie sie mit einander kämpften, wie sie auf meinem Leibe kämpften; in der nächsten Minute waren sie neben mir auf dem Rasen; in der andern ein paar Schritte weg, ringend, um einander sich drehend, in einander geflochten, muthvoll streitend — ich sah sie — ein Mungus oder Ichneumon und eine Cobra di Capello!! Ich sprang auf, ich belauerte diesen höchst sonderbaren Kampf, denn Alles war jetzt taghell. Ich sah sie für einen Moment fern von einander — die tiefe, giftige Fascination des Schlangenblicks machtlos vor den scharfen, behenden Augen des Gegners. Ich sah diesen Zweikampf der Blicke noch einmal von Neuem mit dem Gefechte vertauscht; sah daß das Mungus gebissen war, daß es wie ein Pfeil fortschoß, wahrscheinlich um die noch unbekannte Pflanze zu suchen, deren Saft man für sein Gegengift hält gegen den Schlangenzahn; sah das Thier mit frischer Kraft zu dem Angriffe wiederkehren, und dann — froher Anblick! — sah ich die Cobra di Capello, gelähmt vom bekappten Haupte bis zum schuppigen Schweife, leblos aus ihrer bisher halb empor ge-

S. 62.

Das Ichneumon u. die Cobra di Capello

Kgl. Univ-Bibl.
Berlin

richteten Stellung mit ächzendem Ziſchen hinfallen, indeß der bewunderungswürdige Sieger ſich mit einer Reihe von Sätzen über der Leiche ſeines Feindes ergötzte, umher tanzend und ſpringend, ſchnurrend und ſpuckend, gleich einer raſenden Katze. Kleine graziöſe Kreatur! Ich habe mir ſeitdem immer ein Mungus gehalten — das anhänglichſte, neckiſchſte und froſchverſchlingendſte von allen Thieren."

Die Krokodile im indischen Archipel.

Zu den gefährlichsten und gefräßigsten Raubthieren des indischen Archipels gehören unbedingt die Krokodile. Es leidet keinen Zweifel, daß sie in gleichen Zeiträumen weit mehr Menschen tödten oder doch verstümmeln, als die Tiger, welche außerdem einen ungleich beschränkteren Verbreitungsbezirk haben, als jene fürchterlichen Amphibien. Nirgends giebt es so viele dieser Ungethüme, als auf Borneo. Der holländische Naturforscher Müller, welcher die Südküste jener großen Insel bereist hat, begegnete oft in Entfernung einer Wegstunde zehn bis zwölf Krokodilen und erhielt obenein von den Eingeborenen die Versicherung, daß sie in einem vielfach geringeren Raume innerhalb weniger Wochen eine gleiche Zahl getödtet hätten. Man sollte glauben, daß eine so ansehnliche Menge schwer zu sättigender Raubthiere nach und nach die übrigen Wasserbewohner vertilgen müßte, allein die Eingebornen haben keine Verminderung derselben bemerkt. Borneo ist ungemein reich an Fischen; die zahlreichen das Innere durchschneidenden Flüsse und die tief in das Land tretenden Meeresarme und Bayen wimmeln von solchen. Uebrigens bilden Fische keineswegs die einzige Nahrung des indischen Krokodils, welches vielmehr alles Thierische, es sei frisch oder halb verfault, gierig verschlingt. Sogar ziemlich große Steine finden in seinen Magen den Weg, eine sonderbare, auch an den amerikanischen Jacaré's

und Kaimanen beobachtete Erscheinung, die man auf verschiedene Art gedeutet hat. Der Magen der im Innern von Borneo gefangenen Krokodile enthielt stets ein paar abgerundete Quarzstücke und Brocken von Steinkohlen, welche zum Theil von Faustgröße waren. Die Malayen Borneo's legen diesen Appetit des Krokodils auf eine wunderliche Weise aus. Sie behaupten, daß aus der Zahl der Steine sich erkennen lasse, wie weit her ein Krokodil gekommen, indem es die Gewohnheit habe, bei jedem angetroffenen Dorfe einen Stein, gleichsam zum Andenken zu verschlingen.

Um Vögel und Säugethiere zu fangen, legen sich die Krokodile dicht am Ufer, jedoch vom Wasser verborgen, auf die Lauer, und verharren bewegungslos ausgestreckt, bis irgend eine Beute naht. Der oben genannte Reisende hatte am Flusse Duson in Borneo Gelegenheit, eine solche Scene zu beobachten. Ein junges Krokodil, von drei bis vier Fuß Länge, lag steif auf einer schlammigen aber sonnigen Uferstelle, und gab nicht das geringste Lebenszeichen, während es ein grauer Strandläufer ohne alle Furcht und wohl auch ohne Ahnung der Gefahr, bald näher, bald ferner umkreiste. Sobald jedoch der Vogel sich dem Rachen gegenüber befand, wurde er von dem pfeilschnellen Raubthiere erhascht und verschlungen. Im allgemeinen bedienen sich also diese Amphibien desselben Verfahrens wie die Katzen, und überfallen ihre arglose Beute mit unerwarteter Schnelligkeit; indessen sind sie gezwungen, um die Nachtheile der Unbiegsamkeit ihres Körpers auszugleichen, weit mehr Geduld und List aufzubieten, als die reißenden Thiere des Festlandes. Es gelingt ihnen dennoch Hirsche, Wildschweine, Hunde, Ziegen, Affen und andere Thiere zu fangen, wenn diese, vom Durst getrieben, sich den Ufern nähern. Hunde, die einmal ein solches Ungeheuer in der Nähe gesehen, behalten einen solchen Grad von Furcht, daß sie sich nur mit größter Vorsicht an das Wasser begeben. Die holländischen Naturforscher beobachteten an der Küste von Timor mehrmals Hunde, die plötzlich vor ihrem eigenen Schatten zurückfuhren, wohl eine halbe Stunde lang in Entfernung von sechs bis acht

Schritten vom Ufer zitternd stehen blieben, und unverwandten Auges nach dem Orte starrend, wo ihnen das Schreckbild erschienen war, erst heftig bellten und dann in lautes und ängstliches Geheul ausbrachen.

So kühn und gefährlich die Krokodile in ihrem Elemente sind, so scheu und vorsichtig zeigen sie sich auf dem festen Lande. Bei dem mindesten Geräusche stürzen sie sich in das Wasser und verschwinden schnell in seiner Tiefe, und so scharf ist ihr Gehör, daß sie die zu Land oder auf Kähnen herbeikommenden Menschen auf vierzig, sechzig und sogar auf hundert Schritte Entfernung entdecken. Sie schwimmen gleich vortrefflich, sowohl mit als gegen den Strom, und lassen im ersten Falle ohne sichtbare Bewegung sich forttreiben. Spuren von gegenseitigem Verständniß oder von Geselligkeit lassen sie nirgends erkennen; jedes Thier lebt von Jugend auf abgesondert, und wenn man stellenweis ganze Heerden antrifft, so ist dieses aus Zufälligkeiten und örtlichen Verhältnissen abzuleiten. Während sie unter dem Wasser auf Beute lauern, lassen sie gewöhnlich nur die Nasenlöcher hervorragen, und bleiben in solcher Stellung wohl stundenlang liegen, allein sie tauchen unter, so wie irgend etwas Verdächtiges sich regt, und kommen erst in größerer Entfernung wieder an die Oberfläche. Bei weitem geräuschvoller ist die Flucht in das Wasser, wenn man ein solches Thier schlafend überrascht, und durch einen Gewehrschuß oder lautes Geschrei aufweckt; es wirft sich ungestüm in die Fluthen und schlägt wild mit dem Schwanze um sich her. Selbst in diesem Falle gelingt es selten mit dem ersten Schusse ein Krokodil zu erlegen und an Erreichung des Wassers zu verhindern. Auch bei der tödtlichsten Verwundung bleibt ihm immer noch genug Lebenskraft, um sich einige Male umzuwenden, so daß, wenn nicht Gestrüpp es aufhält, es immer noch für den Jäger verloren geht. Schießt man das Thier im Wasser, so ist noch weniger Hoffnung zu seiner Erlangung vorhanden, denn es sinkt sogleich unter, und ist natürlich in Flüssen und Baien von meist ansehnlicher Tiefe und schlammigem Boden nicht

aufzufischen. Der Körper kommt gewöhnlich erst nach drei bis vier Tagen wieder an die Oberfläche, indessen in einem für die naturhistorischen Sammler wenig brauchbaren Zustande.

Auf dem festen Lande ist die Bewegung der Krokodile meist träge, indessen vermögen sie kurze Entfernungen mit unbegreiflicher Schnelligkeit zu durchlaufen, indem sie sich mehr durch schlängelnde und schleudernde Bewegung des ganzen schweren Körpers forthelfen, als durch gewöhnlichen Gebrauch der im Verhältnisse kurzen und schwachen Füße. Man weiß, daß sie kleine Strecken zu Land zurücklegen, und daß einzelne daher bisweilen in ganz abgesondert gelegenen Morästen angetroffen werden, die man von solchen Bewohnern befreit geachtet hatte. Solche kleine Wanderungen geschehen meistens zur Nachtzeit, jedoch ist nicht zu entscheiden, ob sie durch Nahrungsmittel hervorgebracht werden oder vielleicht mit dem Fortpflanzungsgeschäft zusammenhängen. Die holländischen Naturforscher begegneten auf einer Jagdpartie einem Krokodil von elf Fuß Länge in mehreren Stunden Entfernung vom Strande, und zwar auf einer weiten sumpfigen Wiese, die hin und wieder Büsche trug und dem Raubthiere keinen Zufluchtsort bot. Sie näherten sich auf zwölf Schritte, zielten und schossen mit aller Gemächlichkeit, und hatten Zeit zum erneuerten Laden, bis endlich die siebente Kugel das Krokodil tödtete, welches sich nicht vertheidigte und nach kurzem Versuche auch die Flucht aufgab. Bei andern Gelegenheiten fanden sie jedoch, daß bisweilen schon eine Kugel zur Tödtung hinreichte, denn in ihrer Gegenwart erlegte ein Häuptling von Borneo am Ufer des Flusses Martapura ein sieben Fuß langes Krokodil mittelst einer wohlgezielten Büchsenkugel, die freilich die Halswirbel zerschmettert hatte.

Der bevorzugte Sinn der Krokodile ist jedenfalls das Gehör, denn sie vernehmen unter dem Wasser und selbst in großer Entfernung Alles, was an den Ufern vorgeht. Bei jedem Geräusch kommen sie an die Oberfläche, jedoch ohne selbst den geringsten Lärm zu machen, und nähern sich,

ohne völlig aufzutauchen, vorsichtig der Uferstelle, wo sich Menschen oder Thiere befinden. Geduldig warten sie auf den günstigen Augenblick und schießen erst dann, und meistens mit nur zu sicherem Erfolge auf ihre Beute los, wenn diese sich ihnen gerade gegenüber befindet. Bei dem Anfall, dem Ergreifen und Fortreißen des Raubes sind ihre Bewegungen so blitzschnell, daß man nur selten einen Nothschrei von solchen Menschen hört, welche das schreckliche Schicksal haben, in ihren Rachen zu gerathen. Ihre Beute ziehen sie stets unter das Wasser, allein sie erscheinen wenige Augenblicke nachher wieder an der Oberfläche. Ist jene nur klein, so wird sie im Schwimmen verzehrt, und dabei bleibt der Kopf des Krokodils oberhalb der Wasserfläche, allein die Körper von großen Thieren und Menschen bringen sie gewöhnlich erst gegen Abend oder in der Nacht nach einer einsamen Uferstelle, wo man später nicht selten die Reste antrifft. Sie scheinen ihre Beute durch heftiges Hin- und Herschleudern, zum Theil auch mittelst der Zähne zu zerstücken, und bedienen sich vielleicht auch der Vorderpfoten zu diesem Zwecke. Ueberhaupt sind sie mehr Nacht- als Tagthiere, und gerade wie die großen Katzenarten spät Abends und um Mitternacht am gefährlichsten. Die Eingebornen des indischen Archipels besuchen daher die von Krokodilen bewohnten Ufergegenden nur im Nothfalle nach Sonnenuntergang, und wenden dann die äußerste Vorsicht an.

Werden sie bei ihren Reisen in kleinen Kähnen von der Nacht überfallen, so suchen sie die Mitte des Flusses und daher die stärkere Strömung zu halten, welche von jenen Amphibien weniger unsicher gemacht wird, als die ruhigeren Gewässer entlang der Ufer. Auf Borneo trägt es sich nicht selten zu, daß Menschen von den Ufern und aus den Fahrzeugen auf so schnelle und geräuschlose Art geraubt werden, daß kaum die naheſtehenden Personen es bemerken. Sehr alte Krokodile schlagen bisweilen mittelst ihres Schwanzes die kleinen Kähne der Eingebornen zu Trümmern, und bemächtigen sich der unglücklichen Schiffer. Ein solcher höchst trauriger Unfall ereignete sich 1838 auf Borneo.

Ein Malaye, deſſen Weib und einziges Kind in der kurzen Zeit von vierzehn Tagen einem gewaltig großen Krokodil des Duſonfluſſes zur Beute geworden waren, verſuchte einige Wochen ſpäter an derſelben Stelle Angeln zu legen, um — wie der Unglückliche ſich ſelbſt gegen die Holländer ausdrückte — ſeine Wuth zu kühlen an dem Ungethüm, welches ihm ſo unnennbares Leid zugefügt. In Geſellſchaft dreier anderer Eingebornen begab er ſich des Abends an den beſtimmten Ort, um ſeine Angel an einen Strauch des Ufers zu befeſtigen, allein noch war er hiermit nicht zu Stande, als plötzlich der Kahn von unten einen ſo furchtbaren Schlag empfing, daß er zertrümmert wurde, und die Inſulaner in das Waſſer ſtürzten. Vom größten Schreck ergriffen, hatte jeder gerade mit ſich ſelbſt genug zu thun, um ſich zu retten. Drei Männer entkamen an das Ufer, allein der Vierte fehlte! Der verzweifelte Rächer ſeines Weibes und Kindes war demſelben Unthier zur Beute geworden, welches jene verſchlungen hatte.

Eine andere nicht minder traurige Begebenheit ereignete ſich wenige Monate vor Ankunft der holländiſchen Naturforſcher am Fluſſe Sungej Karau, an deſſen Ufern zwar ein lebhafter Handel getrieben wird, der aber ſeiner Krokodile wegen weit und breit berüchtigt iſt. Ein unlängſt verheiratheter Malaye aus dem Dorfe Ketay hatte ſich mit ſeiner jungen Frau auf einem kleinen Kahne aus Eiſenholz (Kaju-Ulin) eingeſchifft, um Verwandte am Duſonfluſſe zu beſuchen. Des Abends, heimkehrend und bereits in der Mündung des erſtgenannten Fluſſes, wurde er während des Ruderns von einem ungeheuer großen Krokodil von hinten aus dem Kahn geriſſen, und zwar mit ſolcher Schnelligkeit, daß die wie gewöhnlich im Vordertheile ſitzende Frau, aufmerkſam gemacht durch die Erſchütterung des Fahrzeuges, ſich umſehend von ihrem ſinkenden Gatten nur noch einen Arm gewahrte. Bakal Bodien, Häuptling dieſer Gegend und Onkel des Verunglückten, bot Alles auf, um des Raubthiers habhaft zu werden, und bediente ſich dazu einiger Pangeerans, einer Claſſe von Eingebornen, die allerlei

Zauberei zu verstehen vorgeben, besonders im Fange der Krokodile geübt sind, und auf Java durch die sogenannten Malim vertreten werden. Sie erfüllten den Befehl, alle Krokodile ohne Unterschied der Art zu verfolgen, mit solchem Fleiße, daß die holländischen Naturforscher bei ihrer Ankunft in jener Gegend Gelegenheit fanden, ihre Sammlungen aus den aufgehäuften Schädeln sehr zu bereichern, und einige vorher noch unbeschriebene Arten festzustellen. Auch das Thier, welches durch seine Raubsucht diesen Kreuzzug hervorgerufen, wurde gefangen und erlegt, und sein ungewöhnlich großer Schädel ziert jetzt die Sammlung Leydens.

Von allen andern Inseln jenes Archipels ließen sich ähnliche traurige Geschichten erzählen, doch laufen sie am Ende alle darauf hinaus, die Gefräßigkeit, List und Gefährlichkeit jener furchtbaren Amphibien in helles Licht zu stellen. Hier ist ein Mann oder eine Frau während des Badens in den Abendstunden oder um Mitternacht von einem Krokodil geraubt worden, dort wurde ein Kind aus den Händen der Mutter gerissen, die es sorglos am Ufer stehend wusch, und was dergleichen schreckliche Begebnisse mehr sind. Bisweilen sind aber Angegriffene glücklicher entkommen und haben nur Quetschungen davon getragen. Man hat besonders von Fischern auf Java und Amboina gehört, die, während sie über eine stille Bai ruderten, plötzlich von einem Krokodil am Arm gepackt wurden, aber nach einigem Ringen sich wieder frei machten, indem sie aus den größeren und fester auf dem Wasser liegenden Böten nicht so leicht herauszureißen waren, wie aus den schwankenden Flußkähnen. Auf Borneo trug sich der höchst seltene Fall zu, daß ein schon unter das Wasser gezogener Mann sich befreite und entkam. Vier Dajaks begaben sich, um zu fischen, Nachmittags nach dem Küstensee Lampur, welcher am linken Ufer des Dusonflusses, ungefähr unter 1° 40′ südlicher Breite liegt. Der auf der Spitze des Fahrzeuges stehende und mit Auswerfen des Netzes beschäftigte Mann wurde plötzlich von einem riesengroßen Krokodil an den Füßen gepackt und unter das Wasser gezogen. Schon gab man den

Unglücklichen verloren, als auf einmal das Raubthier, noch immer den laut um Hülfe Schreienden im Rachen haltend, hart neben dem Kahne wieder auftauchte. Von Entsetzen und Mitleid gleich sehr ergriffen, entschloß sich der im Fahrzeug stehende Bruder alles zur Rettung des fast Verlorenen aufzubieten, ergriff diesen bei dem Arme, sprang selbst in das Wasser, und brachte mit einem Jagdmesser dem Krokodil einen solchen Hieb im Nacken bei, daß dieses seine Beute losließ, und beide Indier unangegriffen das Fahrzeug wieder erreichen konnten. Die Wunden des Geretteten waren indessen so furchtbarer Natur, daß er nach zweitägigen schweren Leiden starb. Das besiegte Krokodil ist von den Eingebornen nie wieder erblickt worden. In Borneo, welches durch seine natürliche Beschaffenheit die Verbreitung dieser raubsüchtigen Amphibien so begünstigt, daß alle Gewässer der Ebenen von ihnen wimmeln, äußern die Eingebornen eine merkwürdige Gleichgültigkeit gegen die Gefahr, und setzen sich derselben bisweilen mit vielem Leichtsinne aus; solche Vermessenheit darf nicht mit Muth verwechselt werden, und entspringt nicht aus dem Gefühle der Kraft, sondern aus einer Unbedachtsamkeit, die man allerdings aus der Gewöhnung an den Anblick solcher Unthiere erklären kann. Indessen haben die halbwilden Bewohner dieser Insel mindestens die Vorsicht, sichere Badeplätze in der Nähe ihrer Wohnungen anzulegen, indem sie starke Pfähle in den Boden des Flusses schlagen, die, gegen vier Fuß über die Oberfläche ragend und einander genähert, eine feste, halbkreisförmige Umzäunung bilden. Bisweilen errichten sie auf schwimmenden Flössen kleine Häuser aus Bambus oder ähnlichem leichten Holz, welche nach unten gesicherte Badekasten enthalten.

Die Gewohnheit dieser Thiere, am Tage sich schlafend an der Küste auszustrecken, entweder zwischen hohem Schilf und ähnlichen Pflanzen oder unter einem weitüberhängenden Baumstamme, giebt Veranlassung zu einem ganz eigenthümlichen Verfahren der Dajaks am Sampietflusse, welche das Krokodil seines Fleisches wegen verfolgen. Das letztere gilt

wenigſtens jenen Eingebornen als angenehme Speiſe, und gleicht im allgemeinen wirklich demjenigen großer Seeſchildkröten. An den gewöhnlichen Ruheplätzen jener Thiere legt man Bretter hin, welche mit Harz dick beſtrichen an das Krokodil, ſobald dieſes einige Zeit ruhig gelegen, ſo feſtkleben, daß ziemliche Kraft erfordert wird, ſie wieder abzureißen. Sehen die Inſulaner, daß ein Thier in ſolchen Zuſtand verſetzt iſt, ſo ſtürzen ſie auf daſſelbe mit Picken und Jagdmeſſern bewaffnet, ſowohl zu Lande als auf Kähnen los. Das erſchreckte Thier giebt ſich alle Mühe unterzutauchen, wird aber durch das anklebende Brett verhindert und erliegt, auf der Oberfläche herumgetrieben, nur erſt nach langem Ringen und gefährlichem Widerſtande. Es läßt ſich dieſes Verfahren zumal auf ſolche Orte anwenden, wo die Krokodile an Nahrung Ueberfluß finden, und daher keinen Köder anrühren; wo aber der Hunger zu dem letzteren zwingt, da zieht man dieſe Art des Fangens auch weit der beſchriebenen gefährlichern vor. Die zu dieſem Zwecke von den Bewohnern des öſtlichen Archipels gebrauchten Angeln beſtehen häufiger aus Holz, als aus Eiſen. Gewöhnlich wählt man ein ſtarkes, rundes Stück Holz von vier Zoll Länge und anderthalb Zoll Durchmeſſer, welches, an beiden Enden zugeſpitzt, in der Mitte etwas eingeſchnitten und eben da an eine ſtarke Leine befeſtigt iſt, die aus geſpaltenem ſpaniſchen Rohr ſehr ſorgfältig bereitet, an der Stelle, wo das ſcharfe Gebiß des gefangenen Thieres auffällt, durch ein dickes Stück von Baumbaſttau erſetzt wird, und je nach Umſtänden bis funfzehn Klafter Länge haben kann. Das untere Ende dieſer Leine und die Angel ſelbſt umwickelt man vorſichtig mit friſchem Fleiſch, und macht aus dem Ganzen einen Biſſen von anderthalb Fuß Länge, den man nach außen mit geſpaltenem Rotang verwahrt, um gradweiſes Abnagen durch Leguane und ſelbſt durch Krokodile zu verhindern. Der völlig zubereitete Apparat wird an einem ruhigen Orte, welcher überhaupt zum Fange ſich eignet, an einem Baumſtamme dergeſtalt aufgehangen, daß der Köder etwa zwei Fuß unter dem Waſſerſpiegel liegt, indeſſen

geſchieht dieſes vorzüglich am Abend, weil Krokodile eben ſo wie Tiger am Tage niemals eine Lockſpeiſe anrühren. Geheimnißvolle Gebräuche fehlen dabei auch nicht, denn der Fang wird meiſtens nur durch die ſchon erwähnten Malims oder Pangerans betrieben, welche übrigens ſich abgeneigt zeigen, ſo gefährliche Raubthiere ohne Nothwendigkeit zu verfolgen, und daher ihre Angel nur dann erſt legen, wenn ein Menſch, ein Hausthier, ein junger Büffel, Hund oder nur eine Ente oder ein Huhn vom Krokodil weggeholt wurde, und dieſes durch ſolche That (Doſa, d. h. Sünde, wie die Malayen ſich ausdrücken) ſtrafbar geworden iſt. So einfältig ſind jene Leute, daß ſie ſich einbilden, es ſei das Krokodil, von der Bosheit ſeiner Handlungen überzeugt, mit Reue ihretwegen erfüllt und bereit, ſeine Schuld (Salah der Malayen) zu büßen. Wenn dergleichen in ganz Indien herrſchender Aberglaube auch auf Borneo nicht fehlt, ſo ſind doch die Eingebornen dieſer Inſel weit weniger gewiſſenhaft, und tödten die Krokodile, auch wenn ſie noch keinen großen Schaden angerichtet. Iſt aber ein Familienglied oder ein geliebtes Hausthier geraubt worden, dann wird bisweilen eine allgemeine Verfolgung angeordnet, an welcher alle Bewohner eines Diſtrikts Theil nehmen. Den Gefangenen ſchneidet man die Köpfe ab, und ſtellt dieſe mit weit klaffenden Rachen auf beſondere Gerüſte am Flußufer auf, gleichſam zur Warnung ihrer in der Nachbarſchaft lebenden Stammverwandten. Im Innern von Borneo begegnet man vielen dieſer Geſtelle, welche drei oder vier, bisweilen wohl acht Krokodilſchädel tragen. Die größte Sammlung beſitzt gegenwärtig wohl der Häuptling Bakal Bodien, der nach dem Tode ſeines Neffen das ganze Volk aufbot, und einen Schwur that, nicht eher ruhen zu wollen, bis die Krokodile des Fluſſes Karau bis auf das letzte vertilgt wären.

Die Pangerans wenden geheimnißvolle Mittel an, und unterwerfen ſich einer perſönlichen Vorbereitung, um recht guten Erfolg im Krokodilfange zu haben. Sieben Tage vor Legung der Angel müſſen ſie ſich hüten, irgend eine Speiſe

zu kauen, weil ſonſt das Krokodil daſſelbe thut, und die verborgene Gefahr ſehr leicht entdecken würde. Benzoe und Reiskörner müſſen unter gewiſſen Beſchwörungsformeln in das Waſſer geſtreut werden, nämlich da, wo die Angel liegen ſoll, und zum Beſchluſſe wird alsdann das Thier mit lauter Stimme gerufen und ihm befohlen, ſich einzufinden, und den Köder zu verſchlingen. So viel ſcheint jedoch gewiß, daß, wer das Auswerfen der Angel unternimmt, ohne mit gewiſſen Vorſichten und geheimen Kunſtgriffen vertraut zu ſein, große Gefahr läuft, angefallen und verſchlungen zu werden. Wir haben oben die Geſchichte des Mannes erzählt, der, ohne Pangeeran zu ſein, es unternahm, Weib und Kind zu rächen, und darüber das Leben verlor. Wenn aber das Krokodil den großen Biſſen wirklich hinabgewürgt hat, ſo iſt darum ſein Fang noch nicht ohne Schwierigkeit, denn es verbirgt ſich am Boden des Fluſſes oder in einem ſonſtigen Verſteck, ſobald es ſich feſtgehalten fühlt. Die Leine iſt wegen der weißen Farbe der Roſtang leicht zu entdecken. Die Indier ergreifen ihr freies, ſtets obenauf ſchwimmendes Ende, und ſuchen vermittelſt einiger tüchtiger Rucke die Angel noch tiefer in die weichen Theile des Schlundes eindringen zu machen. Iſt das gefangene Thier ſehr groß, dann geſchieht es wohl auch, daß es den kleinen Kahn der Jäger pfeilſchnell durch das Waſſer mit ſich fortreißt, und erſt nach eingetretener Ermüdung ſich an das Ufer ziehen läßt, wo man ihm ein Seil aus Rotang, Faſern von Cocos oder anderen Palmen über die Schnauze wirft und dann die Füße feſtbindet. Hat der Fang in der Nähe eines Dorfes ſtatt gefunden, dann vereinigen ſich alle Bewohner, um das wehrlos gemachte Unthier auf alle Art zu reizen und zu quälen, und erſtechen es erſt, nachdem ſie ihre Luſt vollkommen gebüßt, mit langen Lanzen. Indeſſen auch im gebundenen Zuſtande bleibt das Krokodil noch gefährlich, und man thut wohl, ſich in angemeſſener Entfernung von ihm zu halten, da es mit ſeinem langen Schwanze nach beiden Seiten furchtbare Schläge austheilt. In Gegenden, wo man das Fleiſch dieſer Thiere nicht genießt,

alſo zumal da, wo die Einwohner Mohamedaner ſind, wirft man den todten Körper in einen raſch ſtrömenden Fluß.

Obgleich die Krokodile in einigen Flußmündungen und Baien der Küſte Java's häufig vorkommen, ſo bringen ſie doch den Einwohnern dort weit weniger Nachtheil als auf den öſtlicher gelegenen Inſeln. Sie finden in jenen Gegenden ſo reichliche Nahrung, daß ſie den Menſchen nicht anzugreifen brauchen, denn wo die Bevölkerung ſo zahlreich iſt, führen die Flüſſe ſtets todte Pferde, Büffel, Hunde und andere Hausthiere herab, während die Matroſen der vor Anker liegenden Schiffe täglich eine Menge Abfälle, Eingeweide von Hühnern u. dgl. über Bord werfen. Auch mag es wahr ſein, daß, wie erzählt wird, die mohamedaniſchen Prieſter ihnen insgeheim Nahrung zukommen laſſen, um dann vor dem Volke ſich mit den Beſchwörungen breit zu machen, die, ihrem Vorgeben nach, den Krokodilen es unmöglich machen, Menſchen anzufallen.

Vogeljagd auf Faroe und Shetland.

Diese zwei im nordatlantischen Meere gelegenen, nur hundert und acht Meilen getrennten Inselgruppen bilden durch ihre politische Lage und ihre Verwaltung nicht geringere Gegensätze, als durch ihren geologischen Bau und die daraus entspringende Scenerie; obgleich man, da beide ursprünglich von dem nämlichen skandinavischen Stamm bevölkert wurden und lange unter einer Regierung standen, bei ihnen noch häufige Spuren von Aehnlichkeit in Sprache, Sitte und selbst äußerer Erscheinung entdeckt.

Während Shetland zu dem brittischen Reiche gehört, dessen Gesetze, Freiheit und Fortschritt genießt, befindet sich Faroe unter der absoluten dänischen Krone, und ist, einem königlichen Monopol auf Handel und andere Erwerbsquellen unterworfen, was Sitten und gesellschaftliche Einrichtung betrifft, in demselben Zustande wie wenigstens vor hundert Jahren oder wie Shetland in damaliger Zeit.

Die Formation der Erdrinde auf den Farörn ist vulkanischen Ursprungs; daher ihre prachtvollen Basaltsäulen und konischen Hügel, tiefen Thäler und senkrechten Abgründe, engen Fjords und rauschenden Fluthen. Die Ufer sind so steil, daß auf mancher der Inseln ein geeigneter Landungsplatz fehlt. Die Boote werden mit Seilen und Winden über abschüssige Dämme gezogen, und ein schwer beladenes Schiff muß zwischen Felsen von 2—3000 Fuß Höhe auf je-

der Seite eingemauert liegen. An einigen Orten zeigen dieſe Klippen ungeheure Baſaltpfeiler, gegen welche die von Staffa Pygmäen ſind; häufiger brechen ſich dieſe Abgründe in enge Terraſſen, überhängende Zacken, finſtere Schlünde, von Myriaden Seevögel jeder Art bevölkert, deren ſtetes Flattern und ſchallendes Geſchrei der ſonſt in ihrer Erhabenheit traurigen Scene Abwechſelung und Leben verleiht.

Unter dieſen Schwindel erregenden und faſt betäubenden Umgebungen folgt der Vogelfänger ſeinem verwegenen aber vertrauten Amte; denn die Eier und das Fleiſch der Seevögel bilden einen weſentlichen Beſtandtheil der Nahrung des Faröers, ſo wie die Feder einen nützlichen Ausfuhr-Artikel.

Der Vogelfänger, „Fuglemand," wird von der Spitze der Klippe an einem etwa drei Finger dicken, mit einem breiten wollenen Band an die Mitte des Leibes und die Schenkel befeſtigten Seile herabgelaſſen. Der Abenteurer verliert ſeine Gefährten bald aus dem Auge, und kann ſich nur durch eine dünne, ihm um den Leib gehängte Schnur mit ihnen in Verbindung ſetzen. Wenn er die oft nicht mehr als fußbreiten Terraſſen erreicht, löſt er ſich ſelbſt von dem Seile ab, bindet es an einen Stein und beginnt nach den gefiederten Bewohnern zu forſchen. Wo ſich die Neſter in einer Höhlung des Felſens befinden, giebt ſich der Vogelfänger mittelſt ſeines Stabes ſelbſt eine ſchwingende Bewegung, bis die Vibration ihn ſo nahe bringt, daß er auf dem Geſtein Fuß faſſen kann. Er vermag ſich eine Schwingung von 30—40 Fuß zu verleihen; wenn aber der Rand noch weiter zurückliegt, wird ein anderes Seil zu ſeinen Genoſſen in einem Boote hinabgelaſſen, wodurch er ſich einen Schwung von 100 oder 120 Fuß zu ertheilen weiß. Die Faröer ſprechen mit Entzücken von ihren Empfindungen, wenn ſie ſo zwiſchen Himmel und Erde ſchweben, ſich an einem im Verhältniſſe zum Werthe eines Menſchenlebens ſo ſchwachen Bande hin- und herſchaukeln. Dieſe rauhe Beſchäftigung iſt ſogar ſo hinreißend, daß oft Individuen, mit einem kleinen Vorrath von Nahrungsmitteln verſehen, ſich

in eine Schlucht hinunterlassen, wo der überragende Felsen Schutz von oben, und eine Plattform von wenig Fuß im Vierecke kaum einen hinreichenden Ruheplatz gewährt. Und hier weilt der Abenteurer zuweilen vierzehn Tage, ja selbst drei Wochen allein, von Zacken zu Zacken klimmend, die Vögel aus ihren Nestern holend, oder wenn sie an ihm vorbeifliegen, mit seinem Stocke und Netze fangend, bis er seine Taschen mit ihren erlegten Körpern oder Federn gefüllt hat. Man kann sich keine wild erhabenere Scene für die ruhelose Energie des Menschen zur Wahl eines temporären Aufenthalts denken. Das stete mißtönende Geschrei der zweifelsohne durch den kühnen Eindringling in ihre Klausen geschreckten Vögel, das Tosen der Brandung, das Heulen des Sturms in den Klüften und Spalten würde ein ungewohntes Ohr beinahe taub machen; dazu noch die Gefahr, die grausenhaften Abgründe, die Einsamkeit; dennoch haben mir mehrere Personen bekräftigt, daß sie in solch' einziger Lage durchweg ihre glücklichsten Tage verlebt haben!

Man erzählt zu Faroe eine Geschichte von Vater und Sohn, die sich zugleich, der eine über dem andern, an dem üblichen Seile zu einem Vogelfang in die Tiefe senken ließen. Beim Hinabsteigen gewahrten sie, daß zwei von den drei Stricken, aus denen es geflochten, von den scharfen Kanten der Felsen zerschnitten waren, und nur noch die Last Eines Menschen tragen konnten. Nach kurzem aber angstvollem Wettstreit, vermochte der Vater es über den Sohn davon losgeschnitten zu werden, und dieser opferte des Vaters Leben als die einzige Möglichkeit sein eigenes Leben zu retten.

Lieber verweilt man bei einer andern Begebenheit, die noch nie veröffentlicht und uns von einem Mitgliede der Familie des betreffenden jungen Mannes mitgetheilt ward. Wir haben erwähnt, daß die Vogler von oben herabgesenkt werden und sich einen festen Punkt auf irgend einem Felsengesims suchen. Während dieser junge Mensch auf der Steinplatte Fuß faßte, verlor er durch einen Zufall sein

Seil aus der Hand, an welchem auch seine Signalschnur hing, die nach einigen Schwingungen senkrecht hinunter fiel, gänzlich aus seinem Bereich. Nachdem die ersten Augenblicke voll Schrecken und Todesangst vorüber waren, setzte er sich, um so kaltblütig als nur möglich zu überlegen was er thue und welchen Versuch er machen solle, sich von dem grauenvollen Loos zu retten, Nerv um Nerv an dieser jammervollen Stelle hinzusterben. Er wußte daß seine Freunde oben, nachdem sie die gewohnte Zeit abgewartet, das Seil emporziehen, und wenn sie ihn nicht mehr daran hängen fänden, folgern würden, daß er umgekommen sei; oder sollten sie auch auf die gleiche Art hinuntersteigen ihn zu suchen, wie unter den tausend Winkeln dieser berückenden Felsenabgründe die geheime Höhle entdecken, die er sich gewählt, wo er sich so oft Glück wünschte zu seiner günstigen Stellung, und die nun zu seinem Grabe bestimmt zu sein schien?

Mehr als einmal überfiel ihn die fast unüberwindliche Versuchung, alle Ungewißheit durch einen Sprung in den Abgrund zu enden. Ein Moment, und alle Furcht, alles Leiden, das ganze „Fieber des Lebens" wäre vorbei! Aber er erhob seine Gedanken zu Gott, und beruhigt und vertrauend harrte er, ob nicht ein Mittel der Befreiung sich böte. Zu diesem Zweck untersuchte er seinen engbegränzten Ruheplatz genauer. Es war eine Felsenwand, etwa elf Fuß weit und immer spitzer zulaufend bis an den Abgrund, wo nicht mehr der Fuß einer Marcobe Raum gefunden hätte. Auf der andern Seite brach er plötzlich ab an einem Abhange von viel hundert Fuß; im Rücken war eine Felsenmauer, wie Eis so glatt und schlüpfrig, und über ihm ein moosbedeckter Zacken, die Stelle überragend, auf welcher er stand, und an dessen Außenseite sein einziges Heil hing — sein unglückseliges Seil. Er bewegte sich nach jeder Richtung hin, sorgsam nach irgend einer Art von Entkommen aus seinem seltsamen Kerker spähend; er fand keines. Es blieb, was die Anstrengungen betraf, deren er fähig war, ein verzweifelter Weg nach Erreichung seines Seils zu streben. Mittelst seines langen Stabes suchte er es in seine

Hand zu bringen. Lange mühte er ſich, aber vergebens; kaum daß er es mit dem Ende des Stabes zu berühren vermochte, aber er konnte nichts ausdenken, um es anzuhäkeln. Sollte er dann vom Felſen ſetzen und in dieſem Sprunge es zu erhaſchen trachten? War hier irgend eine Hoffnung auf Gelingen, oder konnte er, wenn er es fing ſich daran halten, bis er zum Gipfel gezogen würde? Dieß in der That ſchien ſein einziges verlornes Hoffen. Alſo ein heißes Gebet um Leichtigkeit, Muth und Kraft, und mit kühnem Herzen, feſtem Auge und ausgeſtreckter Hand that er den fürchterlichen Sprung! Wir wagen es nicht, und vermöchten es auch nicht, die Entfernung genau anzugeben — es war viele Fuß — aber er fing das Seil, zuerſt mit der einen und dann im nächſten Moment mit der andern Hand. Es ſchlüpfte durch, die Haut von der innern Fläche ſchälend; aber der Knoten gegen die Schlingen zu am Ende hemmte die Gewalt, und er fühlte, er könne es für eine Weile feſthalten; dringend gab er das übliche Zeichen und ward ſo raſch als möglich aufwärts gezogen. Wenn wir jedoch die ſchaukelnde Bewegung, die äußerſte Gefahr und ſeine eigne nicht ausdauernde Kraft in Erwägung nehmen, mögen wir wohl glauben, daß ihm der kürzeſte Zeitverfluß lang erſcheinen mußte und daß er noch immer mehr als gewöhnlicher Herzhaftigkeit und Energie zu ſeiner Rettung bedurfte. Er gelangte zum Gipfel und ſank ſogleich auf den Raſen hin, knieend ein lautes und inniges Dankgebet an Gott zu richten, und kaum waren einige Worte über ſeine Lippen gefloſſen, als er völlig bewußtlos ward.

Mit größter Verwunderung hatten ihn ſeine Genoſſen mit den Händen am Seile hängend gefunden und ſeinen Bericht vernommen. Aber nachdem er ihnen alle Umſtände ſeines wunderſamen Abenteuers mit völliger Klarheit auseinander geſetzt, und ſein Stab und Netz auf dem bezeichneten Felſen gefunden worden waren, konnte nichts mehr den Vogler vermögen, wieder auf den Gegenſtand zurückzukommen; auch näherte er ſich nie der Richtung jener Klippe, von welcher er ſich niedergelaſſen hatte, ohne ſich ſchau-

bernd von der Stätte zu wenden, wo er so schwere Gefahr bestand.

Völlig contrastirt mit diesen Bildern, wie wir am Eingange bemerkten, der Anblick der Natur und die Weise der Vogeljagd auf Shetland. Hier sind die Hügel niedriger, die Abhänge nach dem Meere zu nicht über sechs bis siebenhundert Fuß hoch. Statt wie zu Faroe den Vogelfang als eine geregelte Beschäftigung zu betrachten, suchen vielmehr die Gutsbesitzer und sonstigen Behörden in Shetland ihre Untergebenen abzuhalten, Zeit und Kräfte an eine so trügerische und gefährliche Arbeit zu verschwenden, um so mehr als dieselbe die sonst so kahlen und wüsten Felsen in ihren gefiederten Vasallen der eigenthümlichen Zierde beraubt. Und doch ist diese Art die Zeit wegzuwerfen, welche wenigstens auf diesen Eilanden weit nützlicher angewendet werden könnte, so berückend aufregend, daß manche von den Fischerleuten nach den Klippen gehen, um ihr Leben an die verbotene Jagd zu setzen. Ernstliche Unfälle ereignen sich mitunter. Vor einiger Zeit traf einen armen Mann ein schreckliches Geschick; er war in einen Spalt gekrochen, wo sich mehrere Nester mit Eiern befanden. Nachdem er mit der Hälfte seines Körpers hineingeschlüpft, hatte er einen Stein verrückt, der ihn festhielt. Seine verwesende Leiche ward später gefunden, Kopf, Schultern und die ausgestreckte Hand in die Spalte geklemmt, Füße und Beine heraushängend.

Noch später ging ein durch seinen Vogelraub bekannter Mann eines schönen Morgens aus, um Köder zum Wallfischfange auf den nächsten Tag zu sammeln. Es war zufällig der Tag nach dem Abendmahlssonntag, wo Nachmittags Predigt gehalten wird. Die Sonntagskleider des Fischers lagen bereit; seine Familie ging zur Kirche und kehrte zurück, aber er erschien nicht. Die Nacht kam, und er blieb fort; seine Familie ängstigte sich jedoch nicht besonders, in der Meinung, daß er zu etwas entfernt wohnenden Freunden gewandert. Am Morgen aber, als er sich nicht zu der gewohnten Schaar im Boote gesellte, machte man Lärm, und unverweilt fanden Nachforschungen statt. Beträchtliche

Zeit blieben sie ohne Erfolg; allein endlich fand man am Rande eines Abgrunds, wo ein im Gestein sich öffnender Riß auf kurze Strecke einen zugänglichen Pfad abwärts bildete, des armen Menschen Schuhe und Köderkorb; diesen Spuren folgend, verfügten sich seine Fischergefährten in ihrem Boote an den Fuß der Klippe, von wo sie etwas gleich einem menschlichen Wesen zu gewahren glaubten. Mit erneuten Hoffnungen klimmten sie hinan und fanden ihren unglücklichen Cameraden zwischen zwei Felsen gefangen, wie im Schlafe geneigt; aber er war von großer Höhe heruntergefallen und völlig todt — und durch diesen Schulknabenstreich, für ein paar wilde Vogeleier, ward Weib und Kind verlassen und in Trauer versenkt!

Auf dem Eilande Unst, der nördlichsten der Shetlands-Inseln, lebt ein Mann, der sich durch Muth, Erfahrung und vielleicht auch durch seine unverbesserliche Hartnäckigkeit eine Art von stillschweigender Ausnahme in dem allgemeinen Verbot verschaffte. Sein Vater war vor ihm ein berühmter Vogler, und hatte ihn seit seiner frühesten Kindheit gewöhnt zum Zeitvertreib über die steilsten Zacken zu klettern, wo sein Entkommen oft nur an einer Haarbreite hing. Er hat den unnahbarsten Schlupfwinkeln ihre Bewohner geraubt und sogar den Adler in seinem Neste überrascht. Er klimmt mit nackten Füßen und seine Zehen klammern sich wie Falkenklauen an das schlüpfrige Gestein; Furcht und Schwindel kennt er nicht. Für ein paar Schillinge oder einen vergnügten Abend mißt er manche Felsensteige, dringt in manchen verwitterten Spalt, den wahrscheinlich nie ein anderer menschlicher Fuß als der seine betreten wird.

Bei einer Gelegenheit war er, von seinem unüberwindlichen Hange nach Entdeckungen verleitet, auf die Spitze einer Klippe gesprungen, wohin selbst er sich noch niemals gewagt hatte. Seine Absicht ging dahin, die Stelle zu erspähen, wo, wie er glaubte, ein Adlerpaar lange ungestört genistet. Außer sich vor Freude erreichte er den Platz; triumphirend setzte er sich in Besitz der Eier (für welche ihm nachmals ein handelnder Sammler fünf Schillinge

zahlte), und jetzt erst sah er umher, wo er sich befand. Wie er dahin kam, konnte er nicht begreifen; er stand einige Augenblicke still. Es war nicht Angst, die sich seiner bemächtigte, aber wahrhaftes Erstaunen. Und dann fragte er sich natürlich: „Wie soll ich zurückkehren?" Bekanntlich ist es weit schwerer hinunter als hinauf zu steigen. Hier war überdieß die Aufregung vorüber, der Zweck erreicht, und also das Blut kälter, der Muth berechnender. Unser Abenteurer ließ sich neben dem geplünderten Neste überlegend nieder; „ich kehre nicht mehr um und fange nichts mehr an, so viel ist gewiß," sagte er zu sich selbst. „Nach allen meinen Thaten und Glücksstreichen ist endlich meine Zeit gekommen. Gut, was geschehen soll, geschieht; ich will ihm als Mann entgegen sehen. Wenn es sein soll, werde ich gerettet hinabkommen, wie ich früher schon oft gethan, obschon noch nie zuvor von einem so schauderhaften Orte." So begann er schleunig herunter zu klettern, ohne eine andere Idee in sich aufkommen zu lassen, als den früh eingesogenen Glauben an Vorausbestimmung, und einen gelegentlichen Anruf an den Schutz des Allmächtigen. Er wußte immer, sagte er, wie und auf welchen Wegen er einen verhältnißmäßig sichern Platz erreichte; aber er würde nicht für zwanzig Guineen wagen auf jene Stätte noch einmal zurückzukehren.

Allein nicht bloß in den seit seiner Kindheit ihm vertrauten Oertlichkeiten übte dieser unser muthiger Vogler sein Geschäft; durch das Anerbieten eines Jagdliebhabers gereizt, der ihm entsprechende Belohnung verhieß, machte er sich verbindlich, diesem ein Adlerei aus einer entfernteren Gegend zu holen. Während seiner Abwesenheit bereute jener Herr sehr, den Anlaß gegeben zu haben, aber der wackere Klippenmann kehrte zur bestimmten Zeit siegreich wieder, nachdem er zweimal den Abhang zu dem Adlerneste erklimmt hatte. Das erstemal, als er die Stelle erreichte, von wo aus er das befiederte Elternpaar verscheuchte, fand er das Nest so gelegen, daß, obgleich er die Eier sah, er sie doch durch keine Möglichkeit erreichen konnte. Unverzagt kehrte

er um und traf seine Vorbereitungen. An das Ende einer langen Fischerruthe band er eine Blase, deren Oeffnung er mit einem Drahte ausgespannt erhielt; indem er mit diesem einfachen aber sinnigen Apparat von dem Sitze, auf den er selbst sich stützte, nach dem Neste hinüber langte, arbeitete er allmählich die Eier mit der Spitze der Ruthe in den Blasensack hinein, und trug sie triumphirend davon. Dies war das gewinnreichste, aber auch zugleich gefährlichste Abenteuer, das er je bestanden; denn der Ort war eigenthümlich, das Wetter stürmisch, und die Adler waren grimmig und dabei in erschreckender Nähe von dem Räuber.

Die Trappenjagd.

Die Sitten und Gebräuche der Asow'schen Kosaken haben viel Interessantes an sich, und ihre Sagen und Lieder, die oft von so hohem poetischen Werthe sind, nehmen einen rühmlichen Platz in der russischen Volksliteratur ein. — Ich will hier etwas von der Trappenjagd der Asow'schen Kosaken mittheilen. Diese Jagd ist in ihren verschiedenen Nüancirungen auch im südlichen Rußland bekannt, aber nirgends sah ich einen geschickteren Jäger auf der Trappenjagd, als den Asow'schen Kosaken. Von der Pokrowski'schen Colonie aus, die ungefähr zwanzig Werst von Mariupol liegt, begaben wir uns an einem heiteren Octobermorgen auf die Trappenjagd. Wie wir so mit den Kosaken hinritten, hätte man uns kaum für Jäger halten können, denn keiner von uns hatte eine Flinte, und die Kosaken waren nur mit einer kurzen Nagaika (eine sogenannte Kugelpeitsche) bewaffnet, die ihnen am Gurt hing. In den Steppen Rußland's unterscheidet man zwei Trappenarten, Otis tarda, die Trappe, und Otis tetrax, der Trappenzwerg. Die Trappe ist der größte Landvogel der alten Welt und wird gegen zwei Ellen hoch. Kopf und Hals sind aschfarbig, der Leib weiß, der Rücken graubraun mit schwarzen Querstreifen. Das Männchen hat zu den Seiten und unterhalb des Unterkiefers weiße Federbüschelchen. Der Trappenzwerg hat einen schwarzen, braun gestreiften Kopf, Hals und Schläfe sind

mehr roth, schwarz und weiß gefleckt. Der Trappenzwerg erreicht etwa die Größe eines Fasans. Sein Fleisch ist schmackhafter und weicher als das der gewöhnlichen Trappe. Früher reihte man die Trappe den Sumpfvögeln an, wahrscheinlich der nackten Stelzen halber. Die Trappe ist ein äußerst scheuer furchtsamer Vogel, und flieht von weitem schon den Menschen. Das Geruchs- und Gesichtsorgan dieses Vogels ist von einer unglaublichen Feinheit. Die Spürkraft dieser Thiere setzt oft den geschicktesten Jäger in Erstaunen. Im Fluge ist die Trappe etwas schwerfällig, aber desto unermüdlicher im Laufen. Ein nicht gut eingehetzter Jagdhund ist selten im Stande, einen alten Trappenvogel einzuholen. Die Trappe vertraut daher in Gefahr mehr ihren Beinen als den Flügeln. Sie leben heerdenweise. In Kleinrußland ist der Trappenzwerg seines wohlschmeckenden Fleisches halber gesuchter und die Jagd gegen ihn wird oft auf gar seltsame Art betrieben. Um sich den furchtsamen Vögeln auf Schußweite nahen zu können, bedienen sich die Jäger besonderer Karren, auf die frische Birkenreiser gesteckt werden, welche den zweirädrigen Wagen in einen Busch verwandeln, hinter dem sich der Jäger verstecken kann. Die Flinte legt er auf eine auf dem Karren angebrachte Gabel, und nähert sich nun, obschon auch jetzt mit der größten Vorsicht, der Heerde. Den Landbauer fürchten die Trappen weniger, und oft sieht man erfindungsreiche Jäger, die sich von einem Bauer, unter Heu versteckt, zu den Vögeln so nahe als möglich heranfahren lassen, sich dann mit dem Heubündel vom Wagen werfen und nun die Trappen erwarten, die, sobald der Bauer weiter fährt, ängstlich-neugierig näher und näher das gefallene Heu umgehen. Im Sommer betreiben die Kosaken die Trappenjagd seltener; der Vogel wird dann geschossen; im Spätherbst aber beginnen die Treibjagden. Wenn es zwei bis drei Tage geregnet hat und dann plötzlich Frost eintritt, begiebt sich der Kosak zu Pferde in die Steppe und sucht die Trappen auf. Diesen sind die vom Regen durchnäßten Flügel nun vom Froste steif geworden, und sie sind allein auf ihre Füße angewiesen. Mit seiner Nagaika bewaffnet,

an deren Ende eine Kugel befeſtigt iſt, jagt der Koſak die Trappe. Hat er einige Trappen überraſcht, ſo beginnt das Wettrennen, dem die weite Steppe ein unabſehbares Feld bietet. Der geſchickte Jäger ſchlägt nun mit der Nagaika dem Vogel, ſobald er ihn erreicht hat, den Schädel ein. Selten fehlt der Jäger. Ein Schlag auf Flügel oder Rücken iſt gegen ihr Jagdgeſetz und wird durch beißenden Witz gerügt. Pokrowsk war weit hinter uns zurückgeblieben und wir nahten uns bereits dem erſten See, an welchem man vor einigen Tagen eine zahlreiche Heerde Trappen geſehen hatte. Die Steppe lag an einigen Stellen wie ein glatter Spiegel vor uns, der in den verſchiedenſten Farben ſchimmerte und über den ein grauer durchſichtiger Nebel hinſchwankte, vergoldet von der rothen ſtrahlenloſen Herbſtſonne, die nun langſam am Horizonte aufſtieg. Um uns herrſchte tiefe Stille, die nur von den eiligen Hufſchlägen unſerer Pferde unterbrochen wurde. Plötzlich gab unſer Führer ein Zeichen, und mit einem lauten Hurrah! ſtürmten die Koſaken mit Blitzesſchnelle dahin. Mann und Pferd ſchienen eins. Mit vorgebeugtem Oberkörper fliegt der Koſak einher, halb liegend auf dem Halſe ſeines Pferdes. Jede Bewegung des klugen Thieres macht er, ſich eng anſchmiegend, mit, und durch die ruhige Unerſchrockenheit und Geiſtesgegenwart, die er in dieſem Dahinraſen beibehält, thut es der Koſak dem gelehrteſten Equilibriſten zuvor. Bald bekamen wir ſechs Trappen zu Geſicht, die in unglaublicher Schnelle vor uns auf dem glatten Spiegel der Steppe dahinjagten. Näher und näher kamen wir den langbeinigen Verfolgten — ſauſend flog die Nagaika durch die Luft und ſchwer getroffen fiel der erſte Vogel. Alle ſechs waren in einer halben Stunde erlegt, und ſowohl wir als unſere Pferde bedurften der Erholung. Nach Starodubowskaja hatten wir nicht mehr weit und beſchloſſen, dort zu Mittag zu ſpeiſen. Auf dem Wege hin hielt ſich einer unſerer Koſaken ſtets etwas entfernt von uns und ſchien aufmerkſam das Ufer eines Liman zu beobachten. Plötzlich, es war ein eigner Anblick, that das Pferd einen gewaltigen Sprung

und flog wie ein Pfeil vor uns hin, war aber auch in demselben Augenblick im dichter gewordenen Nebel verschwunden. Wahrscheinlich hatte er eine Trappe entdeckt, die sich am Ufer verborgen gehalten hatte. Nach einer Viertelstunde vergebenen Wartens brachen wir auf, um so mehr, da uns die andern Kosaken versicherten, daß unser verschwundener Jäger nicht so bald zurückkehren würde, denn vor ihm läge die Steppe, die Trappe habe einen großen Vorsprung gehabt, und er sei ein Kosak. Das hieß nun wohl mit andern Worten, daß der Jäger nicht gut ohne den Vogel zurückkehren darf, so lange sein Pferd laufen und er sich im Sattel halten kann.

Der Lämmergeier.

Der Lämmergeier ist der Kondor der europäischen Gebirge und steht diesem an Größe etwa in gleichem Maße nach, wie die Erderhebungen Europa's denen von Südamerika nachstehen, immerhin eine gigantische Erscheinung und durch seine Organisation und Lebensweise der merkwürdigste Vogel der Alpen.

Der innere Bau dieses Riesenvogels ist höchst eigenthümlich gebildet. Die Brustmuskeln sind außerordentlich groß und stark; die langen Knochen, wie bei den übrigen Vögeln hohl, werden durch das Athmen mit Luft gefüllt, welche, also erwärmt, specifisch leichter als der äußere Dunstkreis ist und dem Vogel ohne große Anstrengung eine so gewaltige Erhebung möglich macht. Am interessantesten sind seine energischen Verdauungswerkzeuge. Der Schlund, der Kropf, der, wenn er gefüllt ist, unschön am Halse herunterhängt, und der Magen sind ungewöhnlich weit und mit feinen Drüsen dicht besetzt, aus denen stets eine Menge jenes ätzenden, übelriechenden Verdauungssaftes fließt, der in kurzer Zeit die größten Knochen zersetzt. Der Mageninhalt der erlegten Exemplare setzt nicht selten in Erstaunen und übertrifft alle Erfahrung, die man von der Gefräßigkeit und Verdauungskraft ähnlicher europäischer Vögel gesammelt hat. So enthielt ein Geiermagen fünf Stücke zwei Zoll dicke und sechs bis neun Zoll lange Knochen von dem Rippenstücke

eines Rindes, einen Ballen Haare und vom Knie an den ganzen Fuß einer jungen Ziege. Die Knochen waren vom Magensaft bereits durchlöchert und die in die Gedärme eingetretenen ganz mürbe und kalkartig. Ein anderer Geiermagen enthielt ein funfzehn Zoll langes Rippstück von einem Fuchs, einen ganzen Fuchsschwanz, den Hinterschenkel und Lauf von einem Hasen, mehrere Schulterblätterknochen und einen Ballen Haare. Die größte Mahlzeit aber wies ein von Dr. Schinz zerlegter Vogel aus; der Magen enthielt den großen Hüftknochen einer Kuh, ein 6½ Zoll langes Gemsenschienbein, ein halb verdautes Gemsenrippstück, viele kleinere Knochen, Haare und die Klauen eines Birkhuhns. Diese Thiere waren also alle nacheinander gejagt und verschlungen worden.

Gewöhnlich fliegen die Geier in der Frühe des Morgens aus und nehmen dann ihre Richtung zunächst nach dem Orte, wo sie zuletzt Beute gemacht, entweder um die Reste derselben zu verzehren, oder um neues Wild zu überfallen. Ruhig hängt der Geier in den Wolken, während sein herrliches Auge das ganze Jagdrevier durchspäht und sein wunderbar feiner Geruchssinn stundenweit eine gewisse Beute wittert. Unter seinem ausgebreiteten Fittig liegt eine Welt. Die Thiere der Alpen weiden ruhig, ohne die tödtende Wolke zu ahnen, die in unendlicher Höhe über ihnen schwebt. Sie ahnen sicherer die Gefahr, die von der Seite, von der Erde her kommt, und wittern nur die Atmosphäre der Tiefe aus. Plötzlich mit zusammengeschlagenen Flügeln fällt von hinten in schiefer Linie der Geier auf sie herab. Es giebt keine Flucht mehr und kein Versteck; sie sind verloren, ehe sie den Rettungsgedanken gefaßt haben, und folgen zuckend dem Räuber in die Lüfte. Doch nur kleinere Beute, Füchse, Murmelthiere, Lämmer, Hunde, Dachse, Katzen, Zicklein, Wiesel, Hasen, Hühner, vermag der Raubvogel zu entführen; seine Krallen und Füße sind nicht stark, nur seine Schwingen und sein Schnabel.

Die Thiere werden oft auf dem Flecke verzehrt, oft auf einen bestimmten Felsen, der als Fleischbank dient, hin-

getragen. Erſieht er ſich ein größeres Thier, ein ſchweres Schaf, eine alte Gemſe oder Ziege, die in der Nähe eines Abgrundes graſen, ſo kreiſt er enge über ihnen hin und ſucht ſie ſo lange zu ängſtigen und zu ſchrecken, bis ſie gegen den Rand der Schlucht fliehen; dann fährt er mit ſauſendem Fluge dicht an ihnen hin und ſtößt ſie nicht ſelten mit ſcharfem Flügelhiebe glücklich in die Tiefe, wo er ſich auf die zerſchmetterte Beute niederläßt. Er hackt ihnen dann zuerſt die Augen aus, öffnet ihnen darauf den Bauch und frißt zuerſt die Eingeweide, dann die Knochen. Lebenden Katzen zerquetſcht er den Schädel und ſchlingt ſie dann auf einmal hinunter. Man hat öfter beobachtet, wie er ſein Hinabſtürzungs-Manöver ſelbſt gegen Jäger, die in kritiſcher Lage auf einem Felſenvorſprung ſtanden oder auf einer ſchmalen Gallerie kauerten, verſuchte, und die Betroffenen verſicherten, daß das Brauſen, die Schnelligkeit und die Gewalt der ungeheuren Fittige einen betäubenden, faſt unwiderſtehlichen Eindruck ausübe. Ebenſo ſuchte ein Lämmergeier einen Ochſen, der an einer ſteilen Kluft ſtand, „hinabzufliegen" und ſetzte ſeine kühnen Verſuche hartnäckig fort; allein der unerſchrockene Vierfüßer ließ ſich nicht ſo leicht aus ſeiner angebornen Gemüthsruhe bringen. Mit geſenktem Kopfe ſtemmte er ſich auf ſeine ſoliden Knochen und harrte ruhig aus, bis dem Geier die Nutzloſigkeit ſeiner Anſtrengungen einleuchtete.

Hat der Vogel in den Frühſtunden ſeine Jagdexcurſionen vollendet, ſo zieht er ſich in die von ihm bewohnten Felſen zurück und ſitzt den übrigen Theil des Tages gewöhnlich ruhig, ſcheinbar träge und ſtupid in ſeinem Horſte oder auf einem nahen Felſenabſatze. Hat er nicht Brut zu verſorgen oder iſt er nicht in ſeinem Wohnorte beunruhigt worden, ſo wird man ihn ſpäter am Tage kaum mehr fliegen ſehen, und da die meiſten Bergreiſenden in den Frühſtunden nicht in den Revieren des Geiers ſind, ſo gewahren ſie denſelben ſpäter nicht mehr. Ohne eigentlich Strichvogel zu ſein, wechſelt er doch ſein Flugrevier nach den Jahreszeiten. Im Frühjahr bewohnt er die mittlere und obere Alpenregion und niſtet in zerklüfteten Kuppen oder auf unzugänglichen,

von oben her einigermaßen gedeckten Absätzen der höchsten Felsenwände. Manchmal sieht man die Horste weit umher und jeder Alpenbewohner kennt sie wohl; sie sind aber unnahbar und selbst außer dem Bereich der Flintenkugeln.

Im Sommer fliegen die Lämmergeier gewöhnlich in den höchsten Eisgebirgen und besuchen fleißig die obersten Absätze, wo Gemsen-, Schaf- und Ziegenheerden weiden. Sie scheinen in dieser Zeit, wo die Jungen bereits mitfliegen können, sich weniger an die Nähe des Horstes zu binden. Im Winter zwingt sie die große Verödung der Hochalpen zur Jagd in der Bergregion; nie aber fliegen sie in die Ebene hinaus. Die Gemsen haben sich mit den meisten Alpenthieren, die nicht Winterschlaf halten, in den Schutz der Wälder zurückgezogen, wo die Geier nicht jagen; ein Fuchs, der sich verspätet hat und erst bei Tagesanbruch nach seinem Bau zurückeilen will, ein versprengter Hase, etliche Berghühner und Krähen, vielleicht ein Marder, sind alles, was sie zu erwischen vermögen. So nöthigt sie der Hunger bis weit in die Bergthäler hinunter, wo sie leicht einen Hasen, einen Hund, eine Katze oder kleine Vögel erbeuten. Wenn sie absitzen, was indessen nur in den höheren Alpen zu geschehen pflegt, so wählen sie wie die Kondore Felsblöcke zum Ruhepunkt. Ihre kurzen Füße und langen Flügel würden eine Erhebung vom flachen Boden schwierig machen. Auf Bäumen sitzen sie nur ab, um Reiser für den Horstbau zu sammeln.

Die Bergbewohner behaupten, die rothe Farbe habe eine besondere Anziehungskraft für diese Geier, und beizen denselben gern mit Rindsblut auf dem Schnee, um sie vor den Schuß zu bringen. Doch mag mehr die von ferne schon sich zeigende Nahrung als die bloße Farbe locken; sie stoßen ebenso gern auf geröstetes Fuchsfleisch. Im Piemont lockt man sie mit gebratenen Katzen oder legt ein Aas in eine etwas enge Grube. Der gesättigte Vogel kann sich nicht mehr gut erheben und wird mit Stangen todtgeschlagen; ganz ähnlich erlegen die Indianer in den Anden die Kondore zu Dutzenden. Mit der bloßen Jagdflinte kommt man

ihnen im Gebirge sehr selten nahe; dagegen erwischt man sie öfter in wohl auf der Erde befestigten, schweren Fuchsfallen. Auf Erlegung oder Einfangung steht immer eine gute Prämie; in Bünden pflegt der Jäger in der ganzen Nachbarschaft mit dem Thiere umherzuziehen und das Schußgeld einzufordern; die Hirten geben ihm gewöhnlich etwas Wolle aus Dankbarkeit für den Fang des Schafräubers.

Nicht immer gelingt es dem kühnen Thiere, seine Beute glücklich zu entführen. Es ist uns ein höchst merkwürdiger Fall bekannt, wo ein Lämmergeier in seinem eigenen Elemente im Kampfe gegen einen Vierfüßer unterliegen mußte. Beim sogenannten Drachenloch unweit Alpnach (Unterwalden) hatte ein Geier einen lebenden Fuchs erwischt und in die Lüfte getragen. Diesem aber gelang es, den Hals zu strecken, seinen Räuber bei der Kehle zu packen und diese durchzubeißen. Der Geier stürzte todt auf die Erde und Meister Reinecke hinkte wohlgemuth heimwärts, mochte aber wohl sein Lebelang die sausende Luftfahrt nicht vergessen. Ein ähnlicher Vorfall wurde von dem Krystallgräber Gedeon Tröscher von Bristen (Uri) an dem gemsenreichen Gletscher des Oberalpstocks beobachtet. Ein Fuchs lief über den Gletscher und wurde blitzschnell von einem mächtigen Steinadler gepackt und hoch in die Lüfte entführt. Der Räuber fing bald an, sonderbar mit den Flügeln zu schlagen und verlor sich hinter einem Grath. Tröscher stieg zu diesem heran, — da lief zu seinem Erstaunen der Fuchs pfeilschnell an ihm vorbei. Auf der andern Seite fand er den sterbenden Adler mit aufgebissener Brust. Aehnlich haben schon oft die kleinen Wiesel Habichte und Bussarde, von denen sie entführt wurden, in der Luft getödtet.

Ohne allen Grund hat man bezweifelt, daß die Lämmergeier auch Kinder angreifen. Es sind verbürgte Beispiele solcher Unglücksfälle zur Genüge bekannt. Im Hundwyl (Appenzell) trug ein solcher verwegener Räuber ein Kind vor den Augen seiner Eltern und Nachbarn weg. Auf der Silberalp (Schwyz) stieß ein Geier auf einen an den Felsen sitzenden Hirtenbuben, begann ihn sogleich zu zerfleischen und

ſtieß ihn, ehe die herbeieilenden Sennen ihn vertreiben konnten, in den Abgrund. Im berner Oberlande wurde Anna Zurbuchen von ihren Eltern als dreijähriges Kind auf die Berge beim Heuen mitgenommen und in der Nähe eines Stalles auf die Erde geſetzt. Bald ſchlummerte das Kind ein. Der Vater bedeckte das Geſichtchen mit einem Strohhut und ging ſeiner Arbeit nach. Als er bald darauf mit einem Heubunde zurückkehrte, fand er das Mädchen nicht mehr und ſuchte es eine Meile lang vergeblich. Während deſſen ging der Bauer Heinrich Michel von Unterſeen auf einem wilden Pfade dem Bergbache nach. Zu ſeinem Erſtaunen hörte er plötzlich ein Kind ſchreien. Dem Tone nachgehend, ſah er bald von einer nahen Anhöhe einen Lämmergeier auffliegen und eine Zeit lang über dem Abgrunde ſchweben. Haſtig eilte der Bauer hinauf und fand am äußerſten Rande das Kind, das, außer am linken Arm und Händchen, wo es gepackt worden war, unverſehrt war, wohl aber bei der Luftfahrt Strümpfe, Schuhe und Käppchen verloren hatte. Die Anhöhe war etwa 1400 Schritte vom bewußten Stalle entfernt. Das Kind hieß fortan das „Geier-Anni". Die Geſchichte wurde im Kirchenbuche von Habchern verzeichnet. Noch vor wenigen Jahren lebte die berühmt gewordene Perſon in hohem Alter. In Mürren (ob dem Lauterbacherthal) zeigen die Einwohner eine unzugängliche Felſenſpitze, welche dieſem hohen Bergdorfe gerade gegenüber liegt. Dorthin über das tiefe Lütſchinenthal hatte ein Lämmergeier ein in Mürren geraubtes Kind getragen und verzehrt. Das rothe Röckchen des unglücklichen Geſchöpfchens ſah man noch lange in den Steinen liegen. Ein weiteres von Charpentier in Ber bekannt gemachtes Beiſpiel iſt folgendes: Am 8. Juni 1838 ſpielten zwei kleine Kinder, Joſephine Deler und Marie Lombard, mit einander am Fuße des Felſen Majoni d'Aleſk im Wallis, auf einem Raſenplatze, zwanzig Klafter vom Felſen entfernt. Plötzlich kam Marie weinend zur nahen Hütte gelaufen und erzählte, ihre Geſpielin (ein dreijähriges, ſehr ſchwaches Kind), ſei plötzlich im Gebüſche verſchwunden. Mehr als dreißig Perſonen

untersuchten die Felsen und die nahen Abgründe des Terrent d'Alesk und bemerkten endlich am Rande des Felsens einen Schuh, jenseits des Abgrundes ein Strümpfchen. Erst am 15. August entdeckte ein Hirt, Franz Fevolat, die Leiche des Kindes oberhalb des Felsens Lato, etwa eine halbe Stunde von dem Orte, wo das Kind verschwunden war. Das Cadaver war ausgetrocknet, die Kleider theils zerrissen, theils verloren. Da das Kind unmöglich allein über den Abgrund kommen konnte, mußte es entweder von einem Lämmergeier oder von einem in der Nähe horstenden Steinadlerpaare geraubt worden sein. — Ueberhaupt ist kaum ein Alpenrevier, in welchem nicht ähnliche ältere oder neuere Erfahrungen bekannt sind, die freilich erst im Laufe der Zeit einen etwas mystischen Character angenommen haben. Uebrigens ist gar nicht abzusehen, was den Lämmergeier von der Entführung eines Kindes abhalten sollte. Ist er kühn genug, mit Mordgedanken einen Jäger zu umkreisen, und stark genug, eine junge Ziege stundenweit zu tragen, so möchte ihn höchstens eine angedichtete Pietät von dem Kinderraube abhalten. Es ist erwiesen, daß ein solcher Geier in Bünden ein funfzehn Pfund schweres junges Schaf aufhob, daß ein anderer auf der Würtschenalp (Glarus) einen jungen Fleischerhund anpackte, vor den Augen des Sennen auf einen hohen Felsen trug und ihn daselbst ruhig verzehrte. Ein Glarner Jäger überraschte einen Lämmergeier, der mit einer Ziege aufflog und sie aus Furcht in der Nähe des Menschen fallen ließ. Hingegen scheint die Erzählung nicht verbürgt, daß ein solcher Vogel mit einer siebenundzwanzig Pfund schweren Eisenfalle am Fuße davongeflogen sei. Das Gewicht der Falle hätte das des Vogels mindestens um ein Drittheil übertroffen. Ist er in einer Fuchsfalle gefangen, so benimmt er sich bald höchst gelassen und ergiebt sich feige in sein Schicksal; bald haut er wüthend mit Flügeln, Krallen und Schnabel um sich, und es wird uns ein Fall erzählt, wo er dem Jäger seine Krallen so tief in's Fleisch schlug, daß sie nach dem Tode des Vogels abgeschnitten und einzeln herausgenommen werden mußten.

Wir haben Grund genug, ihn nicht nur für heißhungrig und raubgierig, sondern auch für kühn zu halten, wenn er auch in der Gefangenschaft gewöhnlich furchtsam und feige ist. So wird berichtet, daß ein Geier im Gebirge ob Schuders (Bünden) plötzlich auf einen jährigen Ziegenbock herabstürzte und denselben aufhob, als der Bauer eben sein Vieh zur Tränke trieb. Dieser griff rasch nach einem Prügel und schlug auf den Räuber, um ihm sein Eigenthum abzujagen, und wurde so handgemein mit ihm. Aber rasch wandte sich das Thier und hieb mit den Fittigen so scharf auf das Männlein, daß dieser es gerathen fand, sein Heil in der Flucht zu suchen, worauf der siegreiche Geier ruhig den zappelnden Bock durch die Luft entführte. Der Bauer hieß fortan „das Gyrenmannli". Die Lebenskraft des Lämmergeiers scheint äußerst zähe, wie ein Abenteuer des schon erwähnten Gedeon Tröscher beweist. Dieser fing ein altes Thier, das ihm mehrere Schafe zerrissen hatte, in einer Falle und versetzte ihm drei fürchterliche Schläge. Dann band er es auf den Rücken und trug es zu Thal. Unterwegs erholte sich der Geier wieder, packte den Träger und dieser rang, indem er sich mit dem Rücken auf die Erde warf, lange mit dem Vogel. In Anstäg erholte sich dieser abermals, schlug furchtbar mit den Flügeln und konnte nur mit Mühe erwürgt werden.

An erwachsene Menschen wagt sich der Lämmergeier nur selten und nur in besonderen Fällen, wenn er sich seines Lebens erwehren muß oder seine Jungen vertheidigt oder einen Mann in sehr kritischer Lage sieht. Zu solchen Angriffen auf Menschen, die fast hülflos an dem Felsen hängen, vereinigen sich manchmal, wie es im Grindelwalde geschah, zwei Lämmergeier; dagegen greift einer allenfalls auch zwei schlafende oder ruhende Jäger an. Der Angriff ist nicht ein unmittelbarer Kampf. Dazu weiß sich das Thier nicht stark genug, obschon ein großes Exemplar wol in den meisten Fällen einen Menschen bewältigen würde. Es sucht ihn durch Schrecken, gewaltige Flügelhiebe in den Abgrund zu stürzen und irgendwie mittelbar zu vernichten.

Manchmal gelingt es den kühnen Söhnen des Gebirges, sich der jungen Geier im Neste zu bemächtigen, — eine mühsame, lebensgefährliche Arbeit, da die Vögel an furchtbar steilen und wilden Felsen horsten und ihre Brut ebenso wüthend als hartnäckig vertheidigen. So sah im Glarnerlande ein Baumharzsammler einen Horst hoch in dem Felsen, kletterte mit unendlicher Mühe hinauf, fand zwei flügge Junge, die eben ein Eichhörnchen mit Haut und Haaren verspeisten, band ihnen die Füße zusammen, warf sie über den Rücken und kletterte wieder die Felswand hinunter. Das pfeifende Geschrei der Flaumvögel lockte inzwischen die Alten herbei. Nur mit knapper Noth gelang es dem Manne, mit der stets geschwungenen Art die Geier abzutreiben, und vier Stunden verfolgten sie ihn wüthend bis in's Thal hinab, wo er endlich das Dorf Schwanden erreichen und seine Beute in Sicherheit bringen konnte. Der berühmte Gemsenjäger Josef Scherrer von Ammon ob dem Wallensee erkletterte barfuß mit der Flinte auf dem Rücken einen Geierhorst, in dem er Junge vermuthete. Ehe er denselben erreicht hatte, flog das Männchen herbei und wurde durchbohrt. Scherrer lud die Flinte wieder und kletterte in die Höhe. Allein beim Neste stürzte mit fürchterlicher Wuth das Weibchen auf ihn, packte ihn mit den Fängen an den Hüften, suchte ihn vom Felsen zu stoßen und brachte ihm tüchtige Schnabelhiebe bei. Die Lage des Mannes war entsetzlich. Er mußte sich mit aller Gewalt an die Felswand stemmen und den alten Geier abwehren, ohne die Flinte aufnehmen zu können. Seine außerordentliche Geistesgegenwart rettete ihn aber vor dem sichern Verderben. Mit der einen Hand richtete er den Lauf der Flinte auf die Brust des an ihm haftenden Vogels, mit der nackten Zehe spannte er den Hahn und drückte los. Der Geier stürzte todt in die Felsen hinab. Für die beiden alten und die zwei jungen Vögel erhielt der Jäger vom Untervogte in Schünnis — fünf und einen halben Gulden Schußgeld. Die tiefen Wundmale am Arm aber behielt er sein Leben lang.

Ebenso schrecklich war die Lage eines Sarden, der in

den Gebirgen von Eglestas mit zwei Brüdern einen Lämmergeierhorst berauben wollte. Diese ließen ihn von oben an einem Seile, wie das auch bei uns häufig geschieht, wo kein Klettern möglich ist, über die Felsenwand hinunter. Ueber dem ungeheuren Abgrunde schwebend, nimmt er vier junge Geier aus dem Nest. Im gleichen Augenblicke überfallen ihn die beiden Alten wie Furien. Mit seinem Säbel, den er unaufhörlich über dem Kopfe schwingt, hält sich der junge Sarde die Thiere vom Leibe. Da fühlt er eine starke Erschütterung seines Leibes und gewahrt mit Entsetzen, daß er in der Hitze der Vertheidigung mit seinem Säbel sein Seil zu drei Viertheilen durchgehauen hatte. Jeden Augenblick können die übrigen Fäden reißen, jede Bewegung ihn in den Abgrund schleudern. Doch wird er langsam und vorsichtig heraufgezogen und gerettet. Dabei soll das rabenschwarze Haar des zweiundzwanzigjährigen Burschen innerhalb einer halben Stunde ganz weiß geworden sein.

Der Storch.

Der Storch ist hochgeboren, wie das Volksräthsel sagt: auf Dächern und Giebeln ragt sein gewaltiges Nest. Oft dient ihm auch ein gestumpfter Baum in der Nähe des Hauses und Dorfes, etwa eine Esche, Rüster, Eiche zur Stätte: denn eines Hochsitzes bedarf er, um freie Umschau halten zu können in dem Reviere seiner Wiesen, Felder und Sümpfe.

Kommt mit den ersten lauen Märzwinden der Storch in sein Dorf zurück, so ist Jubel unter allem Volk. Er wird als ein treuer, langvermißter Freund mit Ruf und Lied begrüßt; die Alten im Dorf kennen ihn als Genossen ihrer Jugend, und den Kindern, denen er vor Allen freund und hold ist, giebt er für ihre ungeduldige Frühlingserwartung erst Sicherheit und Gewähr. Er hat gleichsam „sein visa unter den Frühlingspaß gesetzt", es ist nun kein Zweifel mehr. Die Weise und das Wesen dieses Vogels ist schon im Alterthum als etwas Merkwürdiges betrachtet worden, und gewiß ist, daß die Kriege und Flüge, die Launen und Schelmereien, die Liebe und die Erkenntlichkeit des Storches eine Fülle des dankbarsten poetischen Stoffes darbieten. Patriarch, Feldherr, Arzt, Richter, Prophet: Alles in Einem ist der Storch.

Schon seine Gestalt wie charaktervoll und bedeutend! Auf dem hohen Stelzfuß, der in rothen Juchtenstiefeln zu

ſtecken ſcheint, balancirt der ſtattliche Leib, über den er die weiße, ſchwarzgeſäumte Reiſebkuſe geworfen; der Schwanz iſt kurz und ſtumpf, deſto ſchlanker und ſtraffer aber der Hals, der den ſeltſam ausdrucksvollen Kopf mit „ruhiger Würde" trägt. Ueber der hohen Stirn legt ſich das Gefieder glatt an, wie ſauberzurückgeſtrichenes Haar; das braune Auge blickt hell und ehrbar und doch wieder mit einem Anfluge von ſchalkhafter Schlauheit aus den ſchwarzen Brillenringen der Maske, die in der langen, grotesken Schnabelnaſe ihre komiſche Spitze, zugleich aber eine reſpektgebietende Waffe hat. Aus Gang, Haltung, Manier ſpricht ein pedantiſches Pathos, das uns an Reifrock und Puder, an Stoßdegen, Hackenſchuh und Menuett gemahnt. Der Storch iſt eine Rokokkogeſtalt, und ſeines Herkommens, ſcheint es, ein Holländer.

In überlegſames Schweigen gehüllt, ſtelzt er ſteif und gravitätiſch, wie Mynheer, durch ſeine Feldkanäle und Wieſen; mit jedem Schritt hebt er in gemeſſenem Takt den langbeſtrumpften Fuß hoch hinauf, gleichſam um ihn vor jedem ungebührlichen Anhängſel zu behüten, während Kopf und Hals in ſtetem Pendelſchlag feierlich-lächerlich vorübernicken. So bewegen ſich Mann und Männin in ceremoniellem Wandelgang, wie philoſophirende Peripatetiker, dahin, bis der Eine oder der Andere im Dickicht des Riedgraſes den fetten, zappelnden Quäker gewahrt und nun jach den ſpitzen Schnabel wie eine Harpune vorwärts ſchleudert, um den Unglücklichen zu ſpießen und in der Tiefe des Kropfſchlundes zu bergen. Der Andere hebt den Kopf und macht ein ſchnörkelhaftes Kompliment. Es iſt eine gemächliche, geräuſchloſe und doch emſige Jagd. Nichts unterbricht ſie, es ſei denn, daß ein Neugieriger ihnen allzunah komme oder daß etwas Ungewöhnliches ſich zeige. Dann ſtehen ſie ſtill, das eine Bein zieht ſich dicht unter den Bauch hinan und umklammert das andere, gleichſam um der betrachtenden Poſition mehr Halt zu geben, der Hals reckt ſich forſchend in die Höhe und das Auge faßt ſeinen Gegenſtand. In dieſer Stellung, die bei aller ihrer Wunderlichkeit die

Grandezza nicht preisgiebt, beharren sie minutenlang regungslos und in automatenähnlichem Ernst, bis sie sich entweder überzeugt haben, daß sie ungefährdet weiter revieren dürfen, oder im Gegentheil weise Vorsicht die Flucht gebietet. Der mächtige Körper hat Mühe sich zu erheben, und es ist komisch genug, den würdigen Ceremonienmeister so ganz aus dem Gewicht gebracht zu sehn. Er macht ein paar ungeschickte Sprünge, einige schwere Flügelschläge erfolgen, die Füße strecken sich ruderartig nach hinten; aber die schwankende Masse erhebt sich kaum über den Boden. Da mit Einem Ruck, als habe er plötzlich die träge Krücke weggeworfen, schwingt sich der phlegmatische Stelzer hoch hinauf auf den Rücken des Luftmeers, und nun entfaltet er in den herrlichsten Zügen und Kreisungen vor den überraschten Blicken das Schauspiel seines jugendlichen Fluges. Oft schwimmt er lange Strecken ohne Stoß und Schlag dahin, wie getragen von seiner eigenen Last, um endlich in schiefen Schraubenlinien zu dem Neste nieder zu gleiten, wo die hungrige Brut in klappernder Sprache ihrer Freude Luft macht.

Damit treten wir in den Haushalt des Storches und begegnen sogleich jenem patriarchalischen Wesen und jener menschlichen Art, die ihn von jeher zu einem Gegenstande des Erstaunens gemacht haben. Vor Allem ist er ein sorgsamer, treuer Gatte, wenngleich nicht ohne einen Beisatz von hausväterlicher Strenge, ja herrischer Leidenschaft. Wie bei den wandernden Hirtenfamilien der Steppe das Haupt voranzieht, um neue Weide zu suchen, dann zurückkehrt, die Seinigen nachzuführen, und endlich wieder angelangt am Orte der Wahl unter feierlichem Anruf die erste Zeltstange in die Erde stößt: so zieht auch der Storch wohl eine, zwei Wochen vor dem Weibchen voraus und bei uns ein, um Rundschau zu halten. Und wenn er nun die alte, übermooste Dachfirst mit dem verlassenen Neste, wenn er den Brunnen im Hofe und die breitästigen Bäume daneben wiedergefunden, wenn er die Gegend umher erkundet: dann verschwindet er, um des Nächsten mit dem Weibe wiederzuer-

scheinen und unter seltsamen Verbeugungen und fröhlichem Geklapper sie als Herrin einzuführen und sofort das schadhaft gewordene Nest auszubessern oder den Neubau zu beginnen. Damit ist die Besitzergreifung erfolgt, der Storch hat sich haushältlich eingerichtet, und es treten die Elternsorgen in ihre Rechte. Aber der Hausfriede, in dem das geschäftige Treiben der Liebe dahingeht, bleibt nicht immer ungestört. Neid, Eifersucht, Verrath und Gewalt drängen sich auch in das Storchleben. Oft erscheint in den Gränzen des angestammten Reichs ein schwarzweißer Usurpator; öfter nahet dem Lager des brütenden Weibchens ein anderer, vielbegehrender Freier. Da giebt's denn grimme Fehde. Der Storchmann hat den Nebenbuhler schon von Weitem erspäht, und in sausendem Wettflug stürzt er seinem Neste zu, um Haus und Weib zu schirmen. Er hat es erreicht; aber dicht hinter ihm schwebt der verwegene Werber. Der Storch duckt sich nieder und richtet zischend den Schnabelspieß empor, den Gegner zu empfangen; zugleich schwingt er die Flügel zum zerschmetternden Hiebe! Aber der Angriff ist ebenso stark als die Vertheidigung. Beide Kämpfer bohren sich die Schnäbel in Hals und Brust, wuthverbissen schwingen sie sich auf, die Flügel prasseln krachend wider einander; wildes Geklapper erfüllt die Luft, ein tiefer Stich verwundet den Einen, er flieht, der Andere folgt schnaubend nach und sie verschwinden in der Weite. Aber das Gefecht ist nicht zu Ende; in wenigen Augenblicken kommt es abermals zum Stehen und entbrennt in erneuter Hitze. Die Kämpfer suchen einander den Vorsprung abzugewinnen, sie nähern sich abwehrend und andringend von Neuem dem Neste. Da beginnt das Weib, welches bis jetzt ruhig im häuslichen Versteck geblieben, zu klappern, gleichsam den Gatten zur Ausdauer zu ermuthigen. Der Mann vernimmt den Ruf. Noch ein paar wuchtige Streiche schwirren durch die Luft, noch einmal fahren die Schnäbel zusammen, und der Gegner stürzt überflügelt zu Boden. Der Kampf ist glorreich entschieden, Haus und Hof sind fortan sicher, der

Siegerſtorch aber wird wie ein Held von allen Gliedern ſeiner Sippe geehrt.

Sonſt iſt der Storch ein duldſamer Charakter, und wie um die Burg des Ritters ſich Fröhner und Schützlinge friedlich anſiedeln: ſo läßt er es wohl geſchehen, daß Sperling und Schwalbe ſich unter dem ſchirmenden Reiſiggewölbe ſeines Hauſes ſeßhaft machen. Er aber ſteht in ehrwürdiger Gelaſſenheit wie ein Emir über dem lärmenden Troß, ohne ſich durch ſeine dreiſten Streiche beirren oder erzürnen zu laſſen. Ueberhaupt hat der Storch mehr als irgend ein anderer Vogel Sinn für Familienleben. Er iſt, wie ſchon geſagt, ein wachſamer und bei aller Strenge gemüthlicher Hausvater, ebenſo zärtlich gegen ſeine Kinder als dankbar gegen Eltern und Wohlthäter. Darum iſt der Storch auch zu allen Zeiten als der „fromme Vogel" verehrt worden, darum ſtellen ihn die alten Fabuliſten als ein Muſter häuslicher Tugend auf, und ſelbſt Ariſtophanes hat es nicht verſchmäht, ſeiner erkenntlichen Liebe ein Denkmal zu ſetzen. So ſoll er ſeine Kinder auf dem Rücken tragen, um ſie im Fliegen zu unterrichten, oder zu retten, wenn Feuersgefahr dem Horſte droht: woher er denn nach Einiger Meinung den niederdeutſchen Zunamen „Adeboar" empfangen hat. Auch ſagt man, daß er in Hungersnoth ſeiner Brut den eigenen Fraß wiederkäue, daß er der erkrankten Jungen und Alten mit Aufopferung ſeiner ſelbſt pflege, und ein noch allgemeiner verbreiteter ſehr erklärbarer Glaube iſt, daß er dem Bauer, in deſſen Gehöft er hauſet, alljährlich als Zeichen der Dankbarkeit — gleichſam als Leibzoll oder Miethzins — eine Gabe zuwerfe, zuerſt eine Feder, dann ein Ei, zuletzt einen Neſtling. Ich unterlaſſe mehr anzuführen, da die dichtende Naturbetrachtung, die ja überall den Zufall in Abſicht und das Natürliche in Wunder verwandelt, auch hier ſo manchen ſchmeichelnden, idealiſchen Zug in das Bild ihres Lieblings gewoben hat. Aber erwähnen muß ich, daß der Storch ſeine Kinderliebe auch auf die Menſchenkindlein überträgt, und daß dieſe ihn als den freundlichen Boten verehren und begrüßen, der die neuge-

borenen Brüder und Schwestern bringe und in die Wiege lege.

Auch die Reinlichkeit gehört zu dem goldenen ABC seiner Hausordnung, sie liegt, so zu sagen, in dem Nationalcharakter des Storchs, und ist freilich um so nothwendiger, als sich an dem weißen Kleide aller Unrath um so widriger herausstellt. Der Schnabel ersetzt ihm Kamm und Bürste, und fortwährend giebt es hie und da, am Reck, am Brustlatz, am Strumpf zu glätten und zu putzen. Dabei ist die Reinigung nicht bloß äußerlicher Schein; es würde ihm nicht genügen etwa ein blankes Vorhemd auf schmutzigem Leibe zu tragen. Er badet sich fleißig und der kunstreiche Schnabel muß seinem säubernden Eifer oft genug zum inneren Gebrauche dienen. Die Erfindung der Klystierspritze ist ein Storchgedanke. Ebendaher hat die Thierfabel diesem Vogel mit soviel Recht als Erfolg unter anderen Rollen auch die eines Arztes und Großfeldscheers überwiesen, wobei ihm sein Vetter, der Kranich, als Sanitätsrath assistirt. Sie bilden gleichsam das Ministerium der Medicinalangelegenheiten im Thierstaat.

Es ist klar: der Storch offenbart eine Verwandtschaft menschlichen Seins und Thuns, und ebendeshalb schließt er sich dem Menschen, schließt der Mensch sich ihm an. Sorglos und zuthulich spaziert er in Hof und Garten des Landmanns umher; ja in Seestädten schreitet er mitten durch den Straßentumult und fordert von Jedem, der ihm in den Weg tritt, das Ausweichen, zieht von Markt zu Markt, von Brunnen zu Brunnen, untersucht sonder Scheu hier einen Korb, dort eine Schüssel: kurz er fühlt sich wie in dem Seinigen. Aber bei aller Vertraulichkeit weiß er sich in Achtung zu erhalten, und er bewahrt sich nicht nur seine volle Freiheit, sondern selbst eine Art von Superiorität. So leicht er zu zähmen ist, so groß ist daher andererseits der Haß, mit welchem der freie Storch den gefangenen verfolgt; es steht fest, daß zuweilen Schaaren von Störchen den entarteten Sklaven überfielen und niedermetzelten.

Dies führt uns schließlich auf die großen Staatsaktio-

nen, auf die Kriege und Gerichte der Störche. Beides ſind ſeltene Erſcheinungen, zumal die Kriege: denn der Storch iſt friedliebend von Haus, und ſeine Gemeindeverfaſſung beruht auf den Geſetzen einer freien, aber wohlgeordneten Aſſociation. Den kriegeriſchen Ehrgeiz der Dynaſten kennt die Geſchichte der Störche nicht; ihre Kämpfe gebietet die Selbſterhaltung. Iſt nämlich in einem Storchgebiete durch Einwanderung u. ſ. w. Uebervölkerung eingetreten, drohet Pauperismus: ſo verſammeln ſich die zu Schutz und Trutz verbündeten Stämme zu einem Maifeld. Es wird Kriegsrath gehalten, die Alten führen das Wort, und nach langer Erwägung wird unter lebhafter Akklamation der Kampf wider die Polyphagen des feindlichen Lagers beſchloſſen. Die ſtreitbaren Mannen ziehen in dichten Heerhaufen wider einander, oft wechſeln Sieg und Niederlage auf dem luſtigen Kriegstheater, bis es zuletzt der einen Schaar gelingt, die andere vollſtändig zu werfen. Tapfere Kämpfer ziehen ehrenvollen Tod ſchmählicher Flucht vor, die andern fliehen, verlaſſen ihre Neſter, die alsbald geſchleift werden und wandern aus. Später treibt die Noth und Rachluſt ſie wohl zu neuem Kampf zurück.

Wenn im Hochſommer die Triften verſengen und Teiche und Sümpfe austrocknen, dann ſucht der Storch das Innere der Laubwälder mit ihren Quellen, Brüchen und Wieſen, und wenn mit dem eintretenden Herbſte auch hier das niedere Thierleben ſich in ſeine Höhlen und Lager verbirgt: dann rüſtet er die Ueberſiedelung nach dem Süden und beginnt ſich in reiſigen Geſchwadern zu ſchaaren und zu kreuzen. In ſolchen Zeiten geſchieht es auch wohl, daß die Störche ein Gericht halten. Es iſt ein „Recht mit langen Spießen“ nach alter deutſcher Landsknechtſitte, wo nicht gar nach Lykurgiſchem Geſetz. Auf abgelegener Wieſenfläche kommen von allen Seiten die langbeinigen Geſellen zuſammen, ſie fliegen in großen Kreiſen laut klappernd daher: denn es gilt ein ernſtes Geſchäft. Es ſind an die Funfzig bis Hundert. Anfangs wird hierhin und dorthin gezogen, es bilden ſich Gruppen, viel und leidenſchaftlich wird ge-

klappert, und es gewinnt den gewissen Anschein, daß eine stürmische Scene sich vorbereite. Endlich schließen sich die Fähnlein zu einem weiten, imposanten Ringe, in dessen Mitte schicksalergeben das Opfer steht. Einzelne durchdringende Stimmen werden laut: es ist der Fürsprech, der die Anschuldigung erhebt, und der Anwalt, der den Beklagten vertheidigt, dessen ganze Schuld in seiner Schwäche besteht, und den man, da er den Reisemühen nicht gewachsen, zu seinem und des Volkes Besten zu tödten beabsichtigt. Die Versammlung unterbricht oft mit Ungestüm das Pathos der Redner. Da erhebt sich wieder Einer. Es ist der Profos. Im Namen der Aeltesten ruft er die Gemeinde an, daß sie unangesehen Freundschaft, Sippschaft oder Gunst, ohne Neid und ohne Haß ihren Spruch spreche, und nach einer feierlichen Pause antwortet mit erhobenem Flügel die gesammte Schaar: Er ist schuldig! Unter betäubendem Geklapper wird das Urtheil vollzogen, in enger Gasse von den Spießen der Versammlung durchbohrt sinkt der Arme in den frühen Tod. Das Regiment ist gewahrt, die Schaaren eilen von dannen, und nun steht Nichts mehr dem Abzug der Wanderkaravane entgegen.

Dieser erfolgt meist plötzlich und in geordneten Zügen, doch steigen dieselben schnell zu den höchsten Luftregionen, so daß man sie bald aus den Augen verliert. In ununterbrochenem Flug und zuweilen in Heeren von Zwei- bis Dreitausend steuern die Europamüden der ägyptischen Küste zu. Hier ist des Storches zweite Heimath. Hier, in den frosch- und schlangenreichen Niederungen des Delta schaltet er als eine Art Nilpascha, dem braunen Knaben des Fellah nicht minder vertraut und heilig, als dem weißhaarigen Buben des Masuren. Und in der That paßt der wundersame Vogel mit seinem Ernst und seiner Gravität ganz zu jenem Lande des Trübsinns und der Sonderbarkeiten. Doch vergißt er auch unter den Palmen und Pyramiden das deutsche Dorf und seine Linden nicht, und wenn die Glühhitze des angehenden Sommers von dem ehernen Himmel Aegyptens niederstrahlt, dann kehrt er heim und zurück in den aufgrünenden Frühling unseres Nordens.

Die Tauben.

Die Tauben sind die Lieblinge vieler Menschen, niedliche, schöne, sanfte, gutmüthige, stille, schicksalergebene Thiere, angenehm durch ihre Reinlichkeit, geliebt wegen ihrer Freundlichkeit und unbedingten Ungeneigtheit und Unfähigkeit zur Vertheidigung, geschätzt, weil sie Niemanden beleidigen, Niemandem wehe thun wollen, und hoch gepriesen wegen ihrer viel gerühmten ehelichen Treue. Wie lieblich ist ihr Stehen und Gehen, wie lebensfroh ihr Flug, wie schuldlos ihr Auge, wie gewandt jede Bewegung ihres Leibes, besonders des Halses! Wie ganz gefahrlos ist der Aufenthalt im Taubenhause oder Taubenschlage zwischen Hunderten! Sie fliegen aus und kommen wieder, sie kennen ihr Haus, ihren Wärter, ihre Freunde! Man spricht mit ihnen, wie mit Menschen, man streichelt sie wie Kinder, man sieht in ihnen Halbmenschen, man befreundet sich mit ihnen ganz und gern. Die Kinder, insbesondere die Mädchen, selbst eine Art Tauben, lieben sie ganz außerordentlich. Es ist eine geheime Verbindung zwischen ihnen. Blumen, Tauben, Schafe und Katzen sind den Kindern und Jungfrauen, Hunde, Pferde und Löwen besonders den Knaben und Männern angenehm. Sanfte Männer können die größten Taubenfreunde, die Liebhaberei aber für sie zur kostspieligsten Leidenschaft werden. Die Tauben sind von Natur schüchtern, aber durch den Umgang mit Menschen werden sie zahm und zutraulich.

In der Noth fürchten sie sich sehr, dennoch jammern und winseln sie im Schmerze nicht im mindesten. Eine Taube, sogar schon in den Zähnen einer Katze, und langsam von ihr gerupft, thut keinen Seufzer und kein Unwille entfährt ihr. Wird sie der Mörderin entrissen, so stellt sie sich wieder und ist zufrieden und froh, und bringt mit dem Schnabel ihr Gefieder wieder, so gut es möglich ist, in Ordnung, guckt wieder freundlich und rugguselt wieder, bleibt gern bei dem, der sie gerettet hat, und will nicht wegfliegen. Unter der Glocke der Luftpumpe verhält sie sich ganz ruhig. Mangelt ihr Luft, Athem, so dehnt auch sie sich aus, legt den Kopf unter einen Flügel, wartet ruhig, und sinkt anständig nieder in sich selbst zusammen. Man kann nicht schöner sterben. Wird noch zu rechter Zeit Luft wieder eingelassen, so richtet sie den Kopf wie ein Mensch, der sich schon in sein trauriges Schicksal ergeben und unerwartet wieder Luft und Leben bekommt, nur sehr langsam wieder auf, als ob sie schon außer der Welt gewesen und nun zurückkehre, ist wieder zufrieden und vergnügt, trippelt, wenn man sie herausnimmt und auf den Tisch stellt, herum, und giebt wieder ihren eigenen Ton von sich. Sie fliegen immer gern mit einander.

Die Wandertaube wandert in Zügen von Millionen, in größerer Zahl als irgend ein Vogel, herum. Oft ist die Breite des Heeres nicht zu überschauen, die Länge des Zuges kann mehrere Stunden lang dauern. Es ist das Heer des Xerres! Sie fliegen schichten- und lagerweise übereinander, wie Wolken, und schließen sich fest aneinander. Man hat ein solches Heer auf mindestens zwanzig Millionen berechnet. Alle sind Eines noch sympathetischen Willens! Sie bleiben an der Hudsons Bay bis in den Dezember — wenn nicht der eiserne Hunger sie zwingt. Warum ziehen sie nicht in den Süden? Es zieht sie nichts dahin, es zieht sie etwas nur im Lande hin und her. Aus dem Walde fliegen sie am Morgen schon vor Sonnenaufgang aus. Viele kehren schon um zehn Uhr, das Hauptheer erst um Mittag zurück. Ein Reservekorps macht den Schluß. Sie verstehen

einander, darum ſolche Einheit, ſolcher Frieden unter ſo vielen! Sie müſſen keine Leidenſchaften kennen, denn die Leidenſchaft iſt der Krieg. Die Steintaube hat ſich in kornreichen Gegenden das Wandern abgewöhnt, ſie bleibt immer darin; aus andern wandert ſie. Unſere Haustauben tragen Briefe innerhalb zehn Minuten mit aller Bequemlichkeit drei, vier Stunden weit. Man weiß, daß ſie ihren Schlag wieder finden, daß ſie, wie die Schwalben vortreffliche Erinnerungskraft und geographiſchen Sinn haben, darum hat man ſie von jeher im Oriente zum Briefetragen benutzt, und benutzt ſie heutzutage auf's neue in Belgien, Frankreich u. ſ. w. Sie ſind fliegende Telegraphen.

Ihr ärgſter Feind iſt der eigentliche Taubenhabicht, ſonderbar aber, daß die Steintaube mit dem Thurmfalken in Thurmlöchern in beſtem Frieden lebt.

Die Lachtaube lacht beinahe wie ein Menſch. Die Holztauben laſſen ſich oft von den zahmen verführen, d. h. ſie ziehen mit ihnen heim in den Taubenſchlag.

Die Neſter der Tauben ſind ganz und gar unkünſtlich, und kaum Neſter zu nennen. Männchen und Weibchen ſitzen gern beiſammen, und ſchnäbeln einander unzähligemale. Sie können nicht ſingen, ſprechen kann man ſie nicht lehren, und zu nichts abrichten. Sie ſtehen, hinſichtlich der Intelligenz, hinter vielen Vögeln, dafür, wie manche Menſchen, namentlich weibliche Weſen, deſto weiter vorne in Betreff des Gemüthes, das unter allen Vogelsgemüthern das vorzüglichſte iſt, und ſich nur in den vorzüglichſten Vögeln einigermaßen wiederholt. Nicht ein einziges Thier übertrifft ſie an Liebenswürdigkeit — mittler Verſtand mit guten Sitten und vollendetem Herzen müſſen gefallen. Das haben eben die Tauben!

Die Eule.

Die Eulen sind Zerrbilder, aus Papageien, Affen und Katzen zusammengesetzt. Sie können wie alle drei gut klettern, die vierte Zehe vor- und rückwärts stellen, und den Schnabel wie einen Fuß oder eine Hand benutzen. Der Kopf ist groß, schön rund, die Augen groß und leuchtend, wie bei den Katzenarten. Das Seheloch verengt sich bei zu starkem Licht ebenfalls in einen schmalen Spalt. Sie sehen bei Tage nicht gut, am besten in hellen Nächten. Sie fliegen am ehesten bei der Dämmerung, einige auch bei Tage. Die Tagflieger rauschen im Flug, die Nachtflieger schweben ganz leise durch die Luft. Das Gefieder ist sehr weich und sammetartig. Am auffallendsten ist ihr Gebärdenspiel. Sie drehen und verdrehen Kopf und Hals auf die sonderbarste Weise, heben bald diesen, bald jenen Fuß, setzen die vierte Zehe bald vor-, bald rückwärts, zittern mit den Füßen, kratzen sich hinter den Ohren, machen sich immer wiederholende Bücklinge, ziehen den Hals tief ein, ziehen sich in einen Ball zusammen, knacken mit dem Schnabel, öffnen und schließen die Augen, nicken mit den Augen, sträuben die Kopffedern, und machen allerlei gräuliche Grimassen. Sie müssen eine närrische Seele haben. Auch ihre große Neigung zu Mäusen und Vögeln läßt auf eine katzenartige Seele schließen. Daneben sind sie nicht minder schlau. Alle sind Räuber größerer oder kleinerer Thiere.

Sie leben an schaurigen dunklen Orten, lieben Löcher in Thürmen und alten Burgen der wunderbaren Ritterzeit. Ihr Geschrei besteht aus den dunkeln tiefen Vocalen O und U. Mehrere fliegen gern nach dem Licht der Kerzen und dem Feuer. Oft kommen sie (man sagt, vom Geruche geleitet) zu den Häusern, in welchen Kranke sind. Die Höhleneule (im wärmern Amerika) wohnt einzig und allein bei einer Art Murmelthier (dort wegen ihres Bellens Wiesenhund genannt) ganz sympathetisch in gleicher Höhle beisammen; sogar ihr Geschrei ist dem dieses Murmelthiers ähnlich. Sie wandern alle noch vom Norden gen Süden. Am auffallendsten ist aber die Verhöhnung der Eulen durch die kleinen Vögel, deren ärgster Feind sie ist. Es giebt viele Vögel und andere Thiere, die auf kleine Vögel ausgehen, und dennoch von diesen letzteren nicht gehaßt, sondern nur gefürchtet werden, die Eule hingegen wird von den Kleinvögeln bei Tag so recht eigentlich verachtet. Sie wissen zwar, daß sie ihnen bei Tag nichts anhat, weil sie nicht wohl sieht und nicht gewandt genug ist, allein es ist nicht klug, bei Tag einen schlafenden Löwen, der bei Nacht erwachen kann, zu necken, zu zupfen, zu höhnen. Man sieht den Kleinvögeln die Freude an, den gefährlichen Feind so eben ungefährlich zu wissen, ihn verfolgen und plagen zu können. Sie eilen in Schaaren herzu, und plagen sie so, daß sie sich flüchten und verbergen muß. Es ist ein Triumph unter ihnen, ein barer muthwilliger Witz von ihnen, der sie, wie Kinder, fast blind vor Freuden gegen jede Gefahr macht. Eben stellt man irgendwo eine Eule und daneben Leimruthen auf. Sie kommen herzu, setzen sich auf diese und sind gefangen, die übrigen merken's nicht, und lassen sich ebenfalls fangen. So fängt man Zaunkönige, Schwarzköpfli, Embrizen, Drosseln u. s. w. Selbst wenn man unter sie schießt, kommen immer wieder andere. Es kommt nichts Aehnliches in der Natur vor, selbst wo man es, ähnlicher allgemeiner Verhältnisse wegen, noch so gewiß sollte erwarten dürfen. Der Uhu, dieses gewaltige Thier wird von den Krähen, deren Todfeind (oder Todfreund) er ist, am ehesten

verrathen. Dafür rächt er sich bei Nacht. Er geht ihnen auf die Dächer nach, auf denen sie schlafen, und mordet sie, freilich nicht ohne starken und lauten, aber doch unmächtigen Widerstand.

Andererseits verrathen die Eulen viel Verstand und Eigenheit, bedeutende Verschiedenheiten im Naturell und Temperament. Faul und langweilig thut die Zwergeule. Habichtartig fährt die rasche Habichtseule durch die Luft. Sie schreit auch beinahe wie ein Habicht. Der Schneekauz will in der Gefangenschaft lieber sterben als Nahrung zu sich nehmen.

Von Geselligkeit wissen sie nicht viel, doch sucht etwa eine die andere. Man lockt die Zwergeule und die kleine Ohreneule eben mit ihrem eigenen Ton, mit welchem viele Thiere wie Menschen gefangen genommen werden können. Sie kommt dann herzu, weil sie einen Kameraden zu finden hofft. Letztere ist am leichtesten zu betrügen. Wie Papageien und Affen neugierig, kommt sie, wenn man einen Hut auf eine Stange setzt, herzu zu schauen, so daß sie dann mit, mittlerweile ihr auf den Rücken gelegten, Leimruthen gefangen wird.

Alle kann man ziemlich leicht zähmen, jedoch immer noch zu nichts abrichten. Selbst der schlimme Uhu scheint den Menschen zu lieben und wird zahm. Gegen Thiere hingegen bleibt er immer böse, und wehrt sich gegen Hunde, Katzen u. s. w.

Musik und Technik ist in ihnen wenig, wie wir es von einer Composition von Katze, Papagei und Affe erwarten konnten. Einige können grunzen, pfeifen, vielleicht alle, wie wir durch die Finger. Ihr Geschrei ist gräulich, und kann Niemandem als dem Naturhistoriker, dem alle Lebens- und Seelenäußerung gefällt, gefallen. Es tönt melancholisch, mitternächtlich. Ihre Nester sind entweder nur alte, von andern Vögeln verlassene, oder Löcher in Mauern und Bäumen. Die Annäherung zu ihrem Neste mögen auch sie nicht leiden, und für Eier und Junge wehren sie sich mit den Schnäbeln, Flügeln und Klauen.

Dumm ſind ſie keineswegs, aber ſie zeigen ihren Verſtand nur bei Nacht ihren Feinden auf ſchlaue und gewaltthätige Weiſe. Gefangene äußern ſchon viel merkliche Verſchiedenheiten. Die Nacht iſt anders als der Tag. Sie ſind noch Nachtthiere unter den Tagthieren, und um ihrer mehreren Selbſtſtändigkeit willen kann ihnen dieſe Stelle gehören. Der Uhu, der ſchlau und ſtark ſelbſt Haſen, Rehe und Hirſche, ja, im Nothfall ſelbſt den Jäger anfällt, iſt unleugbar der klügſte. Hinter dem Gitter des Thierführers thut er allerdings dumm, aber der Tag und das Gitter ſind nicht ſeine Sache. Wenn jedoch nicht ihr feines nächtliches Sinnen, ihr Studium in der Stille der Seele, bei der einſamen Nachtlampe des Naturweiſen, d. h. beim Mondlichte, ihnen zu gute käme, ſo ſähe man allerdings nicht ein, warum das Alterthum ſie ſo geehrt, zum Symbol der Weisheit gemacht, ſie der Pallas Athene oder Minerva als Freundin gegeben habe. Und die, die den Silbermond lieben und in ſeinem Lichte melancholiſch ſeufzen, alte Kirchen und Ritterburgen lieben, ſollten die Eule ebenfalls nicht ſo tief, als es gewöhnlich geſchehen mag, herunterſetzen.

Der Wallfischfang.

Die Speckmasse der Walle und einige andere Gegenstände, Wallrath, Fischbein, Ambra, für die wilden Völkerschaften des hohen Nordens aber auch das Fleisch, die Knochen, die Gedärme, die Sehnen, machen sie zum Ziel tausendfältiger Verfolgungen, welche man unter dem Namen des Wallfischfanges zusammen begreift.

Es gehört nicht wenig Muth dazu, diesen Koloß der Wasserwelt mit einem einfachen Speer anzugreifen, noch mehr Muth müssen indessen die nordamerikanischen Wilden haben, von welchen man erzählt, daß sie den Wallfisch auf folgende Art fangen. Eine Anzahl Kanots vereinigt sich, um eines solchen Thieres habhaft zu werden; ein großer Kreis, oft von einer halben Meile Durchmesser wird von ihnen gebildet; sie ziehen so in's hohe Meer hinaus in ihren gebrechlichen Fahrzeugen, und sobald sie einen Wallfisch erblicken, rudert ein Boot einzeln auf ihn zu. In diesem, wie in jedem andern Boote befinden sich nur zwei Männer mit Rudern, wovon der eine der eigentliche Jäger ist. Dieser nähert sich von der Seite dem Thiere so sehr als möglich, besonders wenn es schläft. Dann läßt er sich langsam in's Wasser, schwimmt auf den Wallfisch zu, klettert an ihm empor, ganz ohne irgend eine Waffe, als einen möglichst schweren Hammer von Stein und einen langen hölzernen Keil, welche beide, um ihn nicht am Schwimmen zu hindern, in seinem Gürtel

ſtecken. Sobald er nun auf dem Rücken des Thieres iſt, geht er an ſeinen Kopf hin, ſetzt den Keil in das Naſenloch des Wallfiſches und ſchlägt ein paar Mal mit dem Hammer drauf, ſo kräftig er kann, und wirft ſich mit einem mächtigen Sprunge in's Waſſer. Der Wallfiſch ſenkt ſeinen Kopf, der Rücken krümmt ſich, dann ſteigt der ungeheure Schweif, der mit einem Schlage ein Boot, von zwanzig Mann beſetzt, zertrümmern kann, ſenkrecht in die Höhe und das Thier fährt mit Blitzesſchnelligkeit in die Tiefe. Nach andern Erzählungen macht der Jäger die Reiſe mit, indem er ſich an den Keil und das Naſenloch anklammert, abwartend, bis der Wallfiſch, der nicht lange unter Waſſer bleiben kann, wieder emporſteigt; dies jedoch, wenn nicht das Ganze, iſt gewiß eine Fabel, von wunderſüchtigen Reiſenden erfunden. — Der Menſch iſt weder gebaut, den ungeheuren Druck des Waſſers bei 3000 Fuß Tiefe, zu welcher der Wallfiſch herabſteigt, auszuhalten — er würde ihn zermalmen, — noch auch, um fünf Minuten, ja wohl zehn und eine Viertelſtunde lang, den Athem anzuhalten, ohne Athem zu leben, was er können müßte, wollte er den Wallfiſch auf ſeiner Reiſe begleiten.

An dem Keil iſt eine Leine befeſtigt, welche von dem zweiten Ruderer des Bootes, in dem der Jäger ſich befand, gehalten wird. Sowie der angegriffene Wallfiſch ſich in die Tiefe ſenkt, läßt er die leicht gerollte Leine, gemeiniglich aus feinen Riemen geflochten, nachfahren, bis ſie zu Ende geht, da dann eine große daran geknüpfte Seehundsblaſe den Weg zeigt, den der Wallfiſch nimmt, welchem man immerfort nachfährt, um ihn, ſowie er auftaucht, wieder anzugreifen. Jetzt iſt es ſehr gefährlich, ſich dem Thiere zu nahen, denn es iſt wild und ſchlägt mit den Floſſen und dem furchtbaren Schweif um ſich; dennoch ſchwimmt der Jäger wieder zu ihm hin, klettert an ihm empor und ſetzt einen zweiten Keil in das zweite Naſenloch. Kaum empfindet der Wallfiſch dieſes, als er auch ſchon untertaucht, und der Jäger hat kaum Zeit, einen raſchen Schlag auf den Keil zu thun, ſo ſieht er ſich auch ſchon in den brauſenden Wirbel verſtrickt, den das Meerungeheuer beim Untertauchen verurſacht.

Jetzt aber bleibt er nicht lange unter Wasser; unfähig, Luft zu schöpfen, unfähig, Wasser auszuwerfen, sucht er in Todesangst das Freie, fährt empor, taucht wieder unter, braust wie rasend auf der Wasserfläche umher, wird aber, sobald er sich einem Kahn der ihn in großem Kreise einschließenden Indianer nähert, durch einen Pfeil oder Wurfspieß verwundet, bis er den schrecklichen Todeskampf ausgekämpft hat und durch die Keile, welche seine Athemwerkzeuge verschließen, erstickt ist. Nun liegt er still auf dem Meere und furchtlos nahen sich ihm die Wilden, schlagen Leinen um seine Brustflossen, spannen sich davor und ziehen ihn durch die Kräfte der vereinten Ruderer in irgend eine Bucht des nahen Ufers, wo er dann zerlegt wird, so daß den Raubvögeln und den Eisbären nicht viel mehr, als etwa die Eingeweide übrig gelassen werden, denn Alles, außer dem Magen und den starken Adern, wissen die Wilden zu gebrauchen.

Etwas bequemer, wenn auch eben nicht viel weniger gefahrvoll, ist der Wallfischfang, wie ihn die Europäer betreiben. Von den verschiedenen Nationen, welche daran Theil nehmen, werden Schiffe ausgerüstet, die von ungewöhnlich starker Bauart sein müssen, um einem Druck des Eises widerstehen zu können, der nicht selten Schiff und Mannschaft in die höchste Gefahr, ja wohl ihnen den Untergang bringt. Sie laufen in der ersten oder zweiten Hälfte des April aus ihren Häfen aus, so daß sie den ersten Mai schon im grönländischen Meere zubringen.

Dieser Tag ist ein Festtag für die Matrosen, und wird ungefähr so gefeiert, wie auf andern Reisen das Passiren des Aequators gefeiert wird. Skoresby beschreibt einen solchen Maimorgen folgendermaßen:

„Die Anstalten fingen damit an, daß auf das Anschlagen von acht Glocken um Mitternacht ein Kranz, der mit Bändern mannigfaltig geziert war, in dem Tauwerk aufgehängt wurde und darüber eine Figur, die den Neptun vorstellte, nebst den Sinnbildern der Fischerei. Dies mußte durch denjenigen von der Schiffsmannschaft geschehen, der

zuletzt verheirathet worden war. Darauf ließ sich ein anderer Matrose in der seltsamsten und abenteuerlichsten Verkleidung sehen, der das Schiff begrüßte und befahl, daß die große Raa abgebraßt (heruntergelassen) werden sollte, und daß man ihm ein Tau für sein Boot gäbe. Unmittelbar darauf stieg eine närrische Gestalt, die den Neptun vorstellte, nebst seiner Gemahlin, einem Barbier und einem Obersteuermann über die Bänke des Schiffes auf das Verdeck herauf. Jedermann wurde jetzt befehligt, vor diesem Beherrscher der Meere zu erscheinen, und so wie einer vor ihm vorbeiging, wurde er mit einem schwarzen und weißen Strich von dem Barbier auf das Gesicht bezeichnet. Darauf gingen ihre Seemajestät hinunter und begaben sich in eine Abtheilung des Zwischendecks, das zu diesem Behuf eigens getrennt worden war, und befahlen, daß Alle, welche das grönländische Meer noch nicht befahren hatten, sich vor Ihr stellen sollten. Sie wurden, Einer nach dem Andern, Ihr vorgestellt, und Jedem wurden mancherlei drollige Fragen vorgelegt, worauf er sich der etwas derben Operation des Barbierens unterwerfen mußte. Sowie ein solcher Neuling eintrat, wurde er mit seemännischer Höflichkeit von Seiner Majestät empfangen, deren feierliches Benehmen und deren Artigkeitsbezeugungen mit ihrem lächerlichen Anzug und ihrem höchst linkischen Wesen in dem grellsten Gegensatze standen und den Zuschauern zur größten Kurzweil dienten.

Neptun war eine große, auffallende Figur, auf seinem Rücken hatte er einen gewaltigen Höcker, und seine geschwollenen, dick umwundenen Beine wetteiferten im Durchmesser mit dem Leibe. Seine Kleidung bestand in einem Matrosenanzug, wozu noch ein Mantel und eine ungeheure Perücke kam, an der ein Kehrbesen den Zopf vorstellte.

Sein Gehülfe, dessen Geschäft war, die Operation des Barbierens zu verrichten, war in einem reinlichen Anzug von weißem Nanquin, doch nicht ohne einige zweckdienliche Verzierungen, gekleidet, der gegen den Aufzug, in welchem Ihre Majestät erschien, wunderlich abstach. Sein Seifenwasser war eine Mischung von Ruß, Schmeer, Theer und

anderem Schmutz, der eigens hiezu zusammengekratzt worden war; ein Theerpinsel war das Werkzeug, womit er eingerieben wurde, und ein Stück von einem eisernen Reif diente statt des Barbiermessers. Wenn das Einseifen anfing, that Neptun mancherlei Fragen an den Mann, der sich unter den Händen des Barbiers befand, über seine Beschäftigung, seinen Stand, sein Vaterland, und wenn der arme Teufel sich beigehen ließ, zu antworten, so fuhr ihm der Theerpinsel sogleich in den Mund und füllte ihn mit seinem saftigen Inhalt. War derjenige, welcher barbiert wurde, ein braver Mensch von guter Aufführung, so geschah die Operation, wenn gleich immer nicht auf die feinste Weise, doch ohne ihm wehe zu thun, hingegen solche, die sich anmaßten, geschickte Seeleute zu sein, ohne doch die Sache recht zu kennen, und deren Charakter überdieß nicht viel taugte, wurden ohne Schonung bearbeitet. Zwei, die man dem Neptun als heuchlerische Leute vorstellte, wurden sogar verurtheilt, zwei- oder dreimal barbiert zu werden, und zwar aus dem Grunde, weil ein Heuchler ein doppeltes Gesicht habe, man also recht tief und derb schaben müßte, damit das falsche Gesicht weg und das wahre zum Vorschein käme.

Als das Barbieren beendet und Jedermann für frei erklärt worden war, begann ein zweiter Act, der in einer Maskerade bestand, wobei die ziemlich plump ausgedrückten Charaktere, die nicht sehr mannigfaltig waren, im Ganzen doch nicht übel dargestellt wurden. Die Anwesenheit einer weiblichen Maske, der Gemahlin Neptuns, gab zu manchen derben Scherzen, lustigen Streichen und Kämpfen Veranlassung. Als auch dieser Aufzug vorbei war, wurde die Mannschaft auf das Verdeck beordert und gemustert. Darauf ließ ein Jeder seine Geschicklichkeit in körperlichen Uebungen sehen. Ein erfahrener Ceremonienmeister machte den Anfang in allerhand Klettern und Springen, und die Uebrigen folgten nach, wobei Mancher tüchtig auf's Verdeck hinplumpte und seiner dicken Kleidung nöthig hatte, um sich zu schützen. Bei dieser Art von Spiel bringt die Begierde, sich sehen zu lassen, und die Nacheiferung bisweilen ungewöhnliche Anstrengun-

gen hervor. So geschah es bei solcher Gelegenheit, daß vor wenigen Jahren auf einem Schiffe, das an dem Eise in ruhigem Wasser vor Anker lag, der Anführer auf die äußerste Leiste des Schiffes sprang und unter dem Ausruf „mir nach!“ sich in's Meer stürzte, worin ihm viele seiner Kameraden folgten, von denen mehrere nicht einmal schwimmen konnten. Glücklicher Weise gelang es allen, mit Beihülfe der Steuerleute das Eis zu erklettern, und so lief dieser gefährliche Versuch, den die fröhliche Stimmung hervorgebracht, ohne Schaden ab.

Auf diese Art von Uebungen folgte ein plumper, aber rascher und kräftiger Tanz, wozu die Musik mit allen Kesseln und Bratpfannen, die nur im Schiffe gefunden werden konnten, gemacht wurde. Das Ganze endigte dann mit einem ordnungsmäßigen Gesang, in den die ganze Mannschaft einstimmte, worauf nach einem dreimaligen Hurrah die ganze Gesellschaft auseinander und an die Arbeit ging.“

Mit solchen Scherzen und Späßen erheitern sich die Matrosen, geben sie sich Muth und Kraft zur Arbeit, die sie in einem höchst anstrengenden Grade zu verrichten haben, denn keine Reise um die Welt bietet diese Gefahren und Anstrengungen, wie sie eine Reise auf den Wallfischfang, selbst im glücklichsten Falle, stets wiederkehrend mit sich bringt; mit solchen Spielen vertreiben sie sich die müßige Zeit, da, wenn sie einmal in dem Eismeere sind, von Erheiterung, Lust und Vergnügen nicht mehr viel die Rede ist.

Sobald das Schiff dem Polarkreise sich nähert, woselbst die Heimath der Wallfische ist, schaut man immerfort umher nach Beute, und wo sich in der Entfernung etwas zeigt, das einem Wallfisch ähnlich ist, da wird ein Boot ausgesetzt und darauf Jagd gemacht. Ein Boot der Art ist mit den kühnsten, erfahrensten Matrosen besetzt, und trägt außer diesen ein oder zwei Männer, welche geschickt eine Lanze zu werfen und möglichst kräftig und weit zu schleudern wissen. Die Lanze, welche man hiezu braucht, heißt Harpune (ihr Führer Harpunierer); sie hat ein schweres Eisen mit starken Widerhaken, so daß, wenn sie geworfen und in das Fleisch des

Thieres eingedrungen ist, man sie nicht wieder herausziehen kann. Da, wo die Lanze sich mit dem Schaft vereinigt, hat das Eisen einen starken Ring, durch den eine Leine gezogen wird, die der Harpunierer zum Theil in der Hand hält, die aber zum großen Theil auf eine leicht bewegliche Winde gerollt ist.

Hat man nun einen Wallfisch zu Gesicht bekommen und ihn so weit erreicht, daß es möglich ist, die Lanze zu brauchen, so stellt sich der Harpunierer auf den Schnabel des Bootes, faßt die Harpune und ein Stück der Leine in die rechte, ungefähr doppelt so viel, als die Entfernung des Wallfisches vom Boote beträgt, in die linke Hand, und wirft nun mit aller Kraft seine Lanze in die Seite des Thieres. Dem Wurfe folgt gewöhnlich sogleich ein starker Blutstrahl, das verwundete Thier flieht, nicht von dem Boote hinweg, sondern in die Tiefe des Meeres hinab. Geschähe dieses nicht, kehrte sich der Wallfisch um und richtete er nur einen Schlag nach dem Boote, so wäre diese Art des Wallfischfangs sogleich vorüber; wenn er geraden Weges fortschösse, so könnte er das auch mit solcher Schnelligkeit bewirken, daß ihm zu folgen, ganz vergebliche Mühe wäre, denn er würde das Boot zwischen die Eisschollen ziehen, selbst sich vielleicht unter dieselben verbergen, und so wäre, wie es denn auch mitunter wirklich geschieht, die Beute verloren — allein der Wallfisch sieht sein Heil nicht in der Flucht in die Weite, sondern in die Tiefe, er stellt sich auf den Kopf, sinkt unter, und mit seinem Schweif hin und her schlagend, theilt er das Wasser mit ungeheurer Kraft, so daß er mit Blitzesschnelligkeit niederfährt. Von der Rolle läuft nun die darauf gewickelte Schnur ab; nähert sie sich ihrem Ende, so wird schnell eine zweite und dann eine dritte eingehängt, endlich aber, wenn man nicht mehr genug Leine hat, hängt man eine starke Rinds- oder Seehundsblase daran und läßt nun den Wallfisch ziehen. Das Letztere ist schon ein unangenehmer Fall, man wagt dabei immer das angeschossene Thier, denn falls dasselbe sich unten in seiner unermessenen Tiefe rechts oder links wendet, kann der Harpunierer dies durchaus

nicht wiſſen, er muß es dem guten Glück überlaſſen, ob daſſelbe ihm den verwundeten Koloß wieder zuführt, ob er die mit dem Thiere heraufkommende Blaſe ſieht; — war aber die Leine lang genug, d. h. der Meeresboden nicht ſo tief, daß er nicht mit der Leine, die das Boot bei ſich hatte, zu ergründen geweſen wäre, ſo folgt daſſelbe ihm ohne Beſchwerde und kann ganz ruhig des Thieres Wiederkommen abwarten, was über kurz oder lang geſchehen muß, da daſſelbe nicht ohne Luft zu ſchöpfen unter Waſſer bleiben kann.

Wenn der Wallfiſch an der Oberfläche des Meeres ſchwimmt und das Waſſer aus den Spritzlöchern in die Höhe treibt, ſo unterſcheidet er ſich in Beziehung auf die Kategorie, in welche er geſtellt wird, nämlich auf die der warmblutigen Säugethiere, nur wenig von dem Landthiere (d. h. ſeinen Lebensfunctionen nach); er lebt wirklich in der Atmoſphäre, er athmet die Luft ein durch ſeine Naſenlöcher, bewegt ſich ſchwimmend hin und her und unterliegt keinem befremdenden Druck von Außen her; ganz anders iſt dieſes, ſobald man ihn in die Tiefe des Meeres ſich ſtürzen ſieht. Dort kann er nicht athmen, weil er keine Kiemen, ſondern wirkliche Lungen hat, die keineswegs geſchickt ſind, die Luft aus dem Waſſer abzuſondern. Daher iſt hier die ganze Zeit, während welcher er unter Waſſer iſt, dieſe Function der edlen Eingeweide unterbrochen, das Blut ſtrömt nicht mehr wie ſonſt aus der rechten Herzkammer durch die Lunge und wird von dieſer nicht mehr von Venenblut in arterielles verwandelt, ſtrömt auch nicht in die linke Herzkammer, um von dieſer durch den übrigen Theil des Körpers geführt zu werden; noch weniger iſt die Behauptung wahr, daß im Falle des Untertauchens das Blut aus der rechten unmittelbar in die linke Herzkammer durch das ſogenannte Foramen ovale ſtröme, welche Oeffnung nur bei den Embryonen, bei den noch nicht gebornen Säugethieren, offen iſt, ſich jedoch ſogleich zuſammenzieht, ſobald das Säugethier geathmet hat und das Blut nun ſeinen für das fernere Leben beſtimmten Weg verfolgt, welche Oeffnung aber bei den Waſſerthieren

mit Lungen, wie Narval, Seehund, Delphin, Wallfisch und anderen nicht verwachsen, sondern nur, so lange das Thier athmet, geschlossen, sobald es aber untertaucht, offen sein soll. Die Untersuchung dieser Thiere hat die völlige Grundlosigkeit einer solchen Meinung gezeigt. Die wahre Ursache der Möglichkeit eines so langen Untertauchens liegt in der ungeheuren Ausdehnung, deren die Hauptstämme der Venen zunächst des Herzens fähig sind; welche sich bis in die mächtigen Zweige derselben erstreckt, die stark, weit, gewunden und geräumig genug sind, um die ganze Blutmasse des Thieres aufzunehmen. In diesen Gefäßen sammelt sich das Venenblut so lange an, bis dessen Druck das Thier zwingt, an die Oberfläche des Wassers zu steigen und zu athmen, worauf das sehr starke rechte Herz die gehäuften Blutmassen mit verdoppelter Kraft in die Lungen treibt, welche dasselbe in arterielles, ernährungsfähiges Blut verwandeln und es dann zum linken Herzen senden.

Den Druck betreffend, den dieses und jedes andere Seethier, das in solche Tiefe geht, zu erleiden hat, sind wir weniger genau von der Möglichkeit, ihn auszuhalten unterrichtet. Es gränzt derselbe, was man davon erfahren, an's Wunderbare und Unbegreifliche. Man hat gesehen, daß ein Wallfisch, der von einer Harpune getroffen worden, in fünf bis sechs Minuten auf eine Tiefe von 6000 Fuß schoß, welches aus der Länge der abgewickelten und an einander geknüpften Leine zu berechnen war; man hat Beispiele, daß bei einer solchen ungeheuer schnellen Fahrt der Wallfisch sich die Kinnlade, ja das ganze Stirnbein am Meeresboden zerschmettert hat, — so furchtbar ist die Gewalt des Stoßes, mit welcher der mächtige Körper senkrecht herniederfährt und doch schadet ihm der Druck des Wassers in dieser Tiefe nicht, obschon er denselben in einem Zeitraume erlangt, welcher durchaus keine allmählige Gewöhnung an den Druck gestattet, und wie groß dieser sei, kann man aus einem Beispiele entnehmen, das uns der ältere von den beiden wissenschaftlichen Wallfischjägern, Skoresby, der Vater, erzählt.

Ein Wallfisch, von einer Harpune getroffen, tauchte

raſch in die Tiefe, und als das ganze an dem Wurfſpieß befeſtigte Seil abgewunden war, wurde das Boot, woran es befeſtigt war umgeſtülpt und unter das Waſſer gezogen. Die Mannſchaft hatte ſich, dieſes Ereigniß vorausſehend, auf eine Eisſcholle geflüchtet. Als der Wallfiſch auf die Oberfläche zurückkehrte, ward er durch mehrere neue Harpunen getödtet, fing aber ſogleich an, in die Tiefe zu ſinken, welches als eine merkwürdige, ſonſt nie vorkommende Erſcheinung das größte Erſtaunen erregte. Skoresby ließ ein ſtarkes Tau um den Schwanz des Thieres legen, dennoch ſank es fort und fort und hätte beinahe das zweite Boot mit ſich in die Abgründe des Meeres gezogen. Man ließ noch ein Seil nach, an welchem ein Anker befeſtigt war und dieſer traf glücklicher Weiſe das Tau der erſten Harpune, die der Wallfiſch bekommen; ſie ward ausgeriſſen und nun erhob ſich der Wallfiſch ſehr ſchnell. Es war erſichtlich, daß dieſes Tau ihn in die Tiefe gezogen, und nur ſeine Lebensthätigkeit ihn auf der Oberfläche erhalten, daß er aber, ſo wie dieſe aufgehört, dem Zuge habe nachgeben und ſinken müſſen. Der Anker ward jetzt mit Hülfe von etwa zwanzig Mann emporgehoben, daran hing an mehreren Stellen, in die der Anker ſich verwickelt, das Boot. Da es ganz heraufgezogen war, mußte man an jedes Ende deſſelben ein Boot befeſtigen, um es an neuem Sinken zu hindern, es war in allen Poren ſo von Waſſer durchdrungen, als hätte es ſchon ſeit der Sündfluth im Meere gelegen; denn losgebrochene Stücke Holz ſanken im Waſſer unter wie Steine, es war durchaus nicht mehr zu brauchen — der Wallfiſch hatte das Boot hinuhter in ſein Reich gezogen — nun war es durch den enormen Waſſerdruck ſo voll Waſſer gepreßt, daß es ihn niederzog, und, wenn die Harpune nicht ausgeriſſen wäre, niedergehalten hätte. Aufmerkſam gemacht durch dieſes Phänomen, wurden nun von Skoresby und Perkins Verſuche über den Druck des Waſſers in großer Tiefe gemacht, und da ergab es ſich, daß derſelbe, wenn er an der Oberfläche des Meeres gleich 15 Pfund auf einen Quadratzoll iſt, in der Tiefe von 4000 Fuß auf 3000 Pfund ſteigt, was für einen Wallfiſch

von siebenzig Fuß Länge und funfzig Fuß Umfang (den man als überall gleich annehmen kann, da er fast walzenförmig ist), also ungefähr von einer halben Million Quadratzoll Oberfläche, die ungeheure Summe von eintausend und fünfhundert Millionen Pfund beträgt. Wahrscheinlich wird er gegen diesen Druck durch die Dicke seiner Haut, durch die mächtige Fettmasse, die ihn umgiebt, geschützt; auch seine Augen sind durch überaus starke Augenlider bedeckt und die äußern Häute derselben sind härter als das härteste Horn; die Nasenlöcher fehlen ihm ganz und der Gehörgang ist außerordentlich klein. Dennoch ist es kaum begreiflich, wie alle diese Umstände zusammen verhindern, daß bei der Tiefe, in die der Wallfisch taucht, derselbe nicht durch und durch mit so viel Wasser durchdrungen wird, daß ihm das Auftauchen unmöglich ist.

Wenn der Harpunierer glücklich geworfen hat, so ruft er: „getroffen!“ (englisch ist der Ausdruck a fall, dürfte wohl heißen: a whale (wal), ein Wallfisch), und nun heißt sein Boot das Festboot, weil es den Wallfisch fest hat. Es wird auf dem Boote eine Flagge ausgesteckt, welche dem Schiffe, zu dem es gehört, als Zeichen dient; sogleich stampft die Wache auf dem Schiffe wiederholt auf das Verdeck, laut rufend: „getroffen! getroffen!“ So wie dieses Wort erschallt, so stürzt Alles auf das Verdeck; wer noch schläft, springt wie er da ist aus der Hängematte, läuft mit den zusammengebundenen Kleidern in der Hand herbei und drängt sich in die Boote. Wäre auch die Temperatur auf Null und man hört „a fall!“ so sind doch die Matrosen im Augenblicke da, wenn auch nur im Hemde, Unterhosen und Strümpfen oder sonstigem Nachtanzuge. Gemeiniglich wissen sie sich anzuziehen, wenigstens zum Theil, während die Boote ausgesetzt werden, bisweilen aber fahren sie ab, wie sie aus dem Bette gekommen sind und rudern nach dem Festboot, und haben erst lange nachher Zeit, sich anzuziehen. Der Lärm, der bei dem Ausruf „a fall“ in einem Schiffe entsteht, macht auf schlafende Personen, die dies nicht kennen, einen ganz besonderen Eindruck. Oft wird es für das

Zeichen eines Unglücks gehalten, oder man glaubt, wie es wirklich einem Engländer begegnet iſt, die Leute wären alle närriſch. Schlimmer ging es einem Andern, der durch den ungewöhnlichen Lärm aufgeſchreckt, auf das Verdeck läuft und da er ſieht, daß die Leute im Hemde nach den Booten rennen, ſich einbildet, das Schiff wäre im Begriff zu ſinken. Er bemüht ſich daher, auch in ein Boot zu kommen, aber da alle beſetzt ſind, wird er überall zurückgeſtoßen. Außer ſich vor Angſt, fängt er an zu ſchreien: „Was ſoll ich machen? will mich Niemand mitnehmen?“

Haben die Boote jenes erreicht, von welchem der Wallfiſch harpuniert worden iſt, ſo taucht er auch gewöhnlich ſchon wieder aus ſeinem geheimnißvollen Reich auf, weil es ihm an Luft fehlt. So wie dieſes geſchieht, wird er von allen Seiten umringt, man wirft noch mehrere Harpunen nach ihm, ſticht mit langen Lanzen ihm in die gefährlichſten Stellen, ſucht durch die Leinen der Harpunen ihn zu verhindern, noch einmal die Tiefe zu ſuchen, was nun freilich die dünnen Stricke nicht hindern könnten, was aber der Schmerz ihm wehrt, der ſich auf das Schrecklichſte vermehren muß, wenn er um unterzuſinken, an vier, fünf Orten ſeines Körpers das Fleiſch von den Knochen ſich losreißen fühlt. So kämpft er ſtundenlang gegen die Mückenſtiche, welche die kleinen unbedeutenden Menſchlein ihm beibringen, bis er endlich der Zahl derſelben unterliegt.

Nicht immer iſt dieſes aber ſo gefahrlos, wie es hier beſchrieben wird, — einmal kommt der angeſtochene Wallfiſch, welcher ſenkrecht in die Tiefe fuhr, eben ſo ſenkrecht herauf und das Schifflein mit den Matroſen wird von ihm gehoben und zerbricht auf ſeinem Rücken, ein andermal ſchlägt er beim Untertauchen mit ſeinem Schweif die Schaluppe mitten von einander, oder, minder unglücklich, doch ſchon traurig genug, es verunglückt ein einzelner Mann, was ſehr häufig geſchieht, und wovon Skoresby ein Beiſpiel erzählt.

Es hatten ſich zwei Boote vom Schiffe entfernt, um Wallfiſche aufzuſuchen: ſie machten Jagd auf ein ſolches

Thier, das sie in eine ganze Heerde von Wallfischen führte. Ihre Anzahl war so groß, daß das Blasen durch die Nasenlöcher gar nicht aufhörte, und sie glaubten, daß es wohl nicht weniger als hundert gewesen sein könnten. Aus Furcht, sie aufzuschrecken, ohne einen zu bekommen, blieben sie einige Zeit ruhig, ohne eine Bewegung zu machen, um einen günstigen Augenblick zu einem Angriffe abzupassen. Eines dieser Thiere kam endlich so nahe an das Boot, in welchem ein Matrose, Namens William Carr, der Harpunierer war, daß dieser wagte, auf ihn zurudern zu lassen, obgleich der Wallfisch ihnen entgegen kam und keinen sonderlichen Erfolg versprach. Gleichwohl gelang es ihm, zu seinem Unglück, das Thier mit seiner Harpune zu treffen. So wie dies geschehen war, fuhr dasselbe mit großer Schnelligkeit an dem Boote vorüber, dadurch wurde die Leine von der Harpune aus ihrer Lage geworfen, und anstatt über den Vordersteven zu laufen (ein krummgebogenes starkes Stück Holz, eine Verlängerung des Kiels), lief sie über den Dollbord, eine Planke, über den Seitenwänden des Schiffchens liegend. Dies hatte zur Folge, daß dasselbe auf einer Seite so niedergebogen ward, daß Wasser hineinlief. In dieser dringenden Gefahr ergriff der Harpunierer, der ein wackerer, thätiger Mensch war, die Leine, und suchte sie wieder an ihren Ort zu bringen, wodurch das Boot aufgerichtet worden wäre, denn so schnell der Wallfisch herniederschießt, so kann er, so lange die Leine ungehindert über die Vorderspitze läuft, doch das Boot nicht so niederdrücken, daß sein Steuer senkrecht in die Luft gerichtet wäre, dagegen es sehr leicht ist, dieses mit einer oder der anderen Seite zu bewerkstelligen.

Durch irgend einen besondern Umstand, den die Matrosen nicht anzugeben wußten, schlang sich die Leine um seinen Arm und riß ihn in einem Augenblick über Bord und unter das Wasser hin, daß er nicht wieder zum Vorschein kam. Das Unglück geschah so schnell, daß nur ein einziger Mann, der gerade seine Augen auf ihn gerichtet hatte, sah, was mit ihm vorging; als das Boot sich wieder

gerade stellte (was den Augenblick darauf geschah, ob es gleich halb voll Wasser war), fragten die andern Matrosen, welche sich bei dem Schrei des Einen, der Carr hatte in's Wasser fallen sehen, umsahen, zu gleicher Zeit, was mit ihm geschehen sei? Es ist kaum möglich, sich eine plötzlichere und unerwartetere Todesart zu denken; die mörderische Kugel, welche mit einer Schnelligkeit durch die Luft fliegt, die sie unsichtbar macht, bringt selten einen so augenblicklichen Tod hervor; die Geschwindigkeit, mit der ein Wallfisch im Anfange niederschießt, beträgt acht bis neun Meilen in einer Stunde oder fünfzehn Fuß in einer Sekunde — da nun der unglückliche Mann bei seiner Beschäftigung mit der Leine gerade am Rande des Wassers stand und die Leine straff angezogen sein mußte, so konnte zwischen dem Augenblick, da sie ihn umschlang, und dem Verschwinden desselben kaum eine Drittelssekunde verfließen.

Das Unglück hatte die Leute so bestürzt gemacht, daß sie, als der verwundete Wallfisch wieder herauf kam, ihm nicht gehörig zusetzten; er erhielt zwar noch eine Harpune und ein paar Lanzenstiche, allein er entkam dennoch, indem er sich losriß, und sie hatten zu dem Unglück, das sie betroffen, nicht einmal die Genugthuung, das Thier, welches dieses Unglück veranlaßt, zu ihrer Beute gemacht zu haben. Später versuchte Skoresby, die Wallfische durch Congreve'sche Raketen zu erlegen, welches auch vollkommen glückte.

Wenn ein Wallfisch gefangen und getödtet ist, so wird er durch die Boote an's Schiff gebracht, mit Ketten daran befestigt, und nun steigen die Matrosen, mit Eissporen an den Füßen, d. h. mit unterwärts gerichteten Stacheln unter den Sohlen oder Fersen, auf den Wallfisch — eine Vorsicht, welche nöthig ist, damit man auf der glatten schleimigen Haut des erlegten Thieres nicht ausgleite. Der in der Regel einen Fuß dicke Speck wird nun in breiten Streifen abgehauen, von dem Körper abgelöst und an Tauen auf das Schiff gezogen. Hier schneidet man es in so kleine Stücke und Streifen, daß es in die Fässer, welche zu seiner Aufnahme bestimmt sind, gefüllt werden kann, worauf man

dieſelben verſpündet. Dies iſt eine höchſt unangenehme ſchmutzige Arbeit: das leicht ſchmelzbare Fett trieft von jedem Stückchen ab, beſudelt die Arbeiter, macht den Boden, das Verdeck, ſo glatt, daß man bei der geringſten Neigung des Schiffes ſich nicht mehr auf den Füßen erhalten kann, ſondern hinfällt, ſich in Oel und Thran badet; ungeſund aber, was man oft ſagen hört, iſt die Arbeit nicht, da, wenn ſich auch Geruch entwickelt, es doch kein fauliger, ſondern der natürliche Fettgeruch iſt.

Außer dem Speck iſt das Fiſchbein die Hauptſache an dem Wallfiſch. Dieſes ſteckt, wie bereits angeführt, in der obern Kinnlade und vertritt nicht ſowohl die Stelle der Zähne, als die eines Seihers oder Siebes für das Thier. Es wird an den Wurzeln herausgehauen, gereinigt und in den oberſten Räumen des Schiffes verpackt, weil es das Leichteſte an der ganzen Ladung iſt. Speck oder, wenn man landete und Zeit hatte das Letztere auszulaſſen, ſtatt deſſen der bereits fertige Thran, füllt in großen Fäſſern die unterſten Räume des Schiffes.

Das Fiſchbein wird zu ſehr verſchiedenen Dingen gebraucht und iſt daher ein wichtiger Handelsartikel; nicht blos Regenſchirme, Planchets, Reitpeitſchen, Badinen macht man, nicht blos Körbchen und Hüte flicht man davon, ſogar Perücken hat man aus den Haaren verfertigt, zu denen ſich das Fiſchbein zerlegen läßt, und die Bewohner der Nordländer machen Bogen und Pfeile, Stricke und Netze daraus. Die ungeheuren Knochen der Kinnlade dienen zu Thorgerüſten und tragen die ſchwerſten Thüren — in Hamburg ſieht man unter dem Namen Wallfiſchrippen dieſe Knochen vor den Häuſern als Schutzwehr des Bürgerſteigs eingegraben, ſieht man ganze Zäune davon gebildet. Allein nicht nur dieſes iſt's, was man vom Wallfiſch braucht, ſondern auch die Leber wird zu Thran verkocht, die Zunge wird gegeſſen, das Gehirn zu Wallrath ausgelaſſen u. ſ. w.

Abenteuer auf dem Wallfischfang.

Das Schiff „Ann Alexander" war am 1. Juni 1850 von New-Bedford (Massachusetts) auf den Wallfischfang nach der Südsee abgegangen. Nachdem es Cap Horn umsegelt, bei Valdivia (Chile) Proviant eingenommen und in Paita angesprochen hatte, um einen Mann an's Land zu setzen, war es am 20. August bei dem allen Wallfischfängern wohlbekannten „Off-Shore-Ground" unter 5° 50′ S. Br. und 102° W. L. angekommen. Um 9 Uhr Morgens an demselben Tage entdeckte man Wallfische in der Nähe und es gelang einen festzumachen. Zwei Boote waren ihm gefolgt, das Backbordboot von dem Steuermanne, und das Steuerbordboot von dem Kapitän Deblois selbst geführt. Der Wallfisch wurde von dem ersteren Boot harpunirt. Er war nur eine kurze Strecke an der Leine gelaufen, als er sich plötzlich umwandte, mit fürchterlicher Gewalt auf das Boot losschoß, es zwischen seine ungeheuren Kinnbacken nahm und in Stücke nicht größer als ein gewöhnlicher Stuhl zermalmte. Deblois eilte sofort mit dem andern Boot herbei und es gelang ihm wider alles Verhoffen die gesammte Mannschaft — 9 Mann — die sich in's Wasser gestürzt hatte, zu retten. Es befanden sich nun 18 Mann im Steuerbordboot. Von dem Schiffe aus war man Zeuge des Vorfalles gewesen und hatte ein Boot zu Hülfe geschickt. Die Entfernung vom Schiff betrug etwa

sechs Miles. Sobald das Hülfsboot angekommen war, vertheilte der Kapitän die Mannschaft in beide Boote und beschloß einen neuen Angriff. Beide Boote trennten sich und fuhren in einiger Entfernung, wie das üblich ist, dem Thiere nach. Das Hülfsboot, von dem Steuermann geführt, war voran. Kaum hatte der Wallfisch aber gemerkt, daß man ihn verfolge, als er sich abermals umwandte, mit gewaltigen Sätzen heranstürmte, das Boot in seinen Rachen packte und zu Atomen zermalmte. Die Mannschaft hatte kaum Zeit in das Wasser zu springen. Zum zweiten Male eilte der Capitän, trotz der Gefahr, das Schicksal seiner Gefährten theilen zu müssen, ihnen zu Hülfe und er hatte wieder die Freude — Alle zu retten. Dann befahl er rasch nach dem Schiff zurückzufahren. Das Boot war aber kaum gewendet, als man auch das See-Ungeheuer mit weit geöffnetem Rachen herankommen sah. Zum Glück schoß es in einiger Entfernung vorbei und das Boot erreichte unversehrt das Schiff. Nachdem der Kapitän die Ruder der zerstörten Boote hatte zurückholen lassen, beschloß er dem Wallfisch mit dem Schiffe zu folgen. In kurzer Zeit hatte man ihn eingeholt und es ward ihm ein Speer in den Kopf geworfen. Das Schiff lief bei ihm vorüber, alsbald ward man aber gewahr, daß er auf das Schiff zuschwamm. Man lüvte auf und ließ den Wallfisch passiren; dann setzte man ihm nach, um ihn von Neuem anzugreifen. Als man sich ihm bis auf etwa funfzig Ruthen genähert hatte, fand man, daß er tief unter's Wasser gegangen war, und da es inzwischen Abend geworden, gab man die Verfolgung auf. Kapitän Deblois stand auf dem Backbord-Bug, die Waffe in der Hand und bereit, dem Ungeheuer den Todesstoß zu versetzen, wenn es wieder zum Vorschein kommen sollte. Das Schiff machte etwa fünf Knoten. Da bemerkte er, wie der Wallfisch mit der Geschwindigkeit von mindestens funfzehn Knoten heranschoß! Einen Augenblick später, und es erfolgte ein Stoß von so fürchterlicher Gewalt, daß das Schiff vom Spiegel bis zum Vorsteven krachte, als wenn es auf einen Felsen gelaufen wäre. Der Kapitän eilte in die Back und

fand dort zu ſeinem Entſetzen, daß der Fiſch das Schiff etwa zwei Fuß vom Kiel in der Gegend des Fockmaſtes getroffen und ein großes Loch ganz durch den Boden geſchlagen hatte, durch welches das Waſſer rauſchend einſtrömte! Er ſprang auf's Deck und befahl dem Steuermann, die Anker abzuſchneiden und die Kabeltaue über Bord zu werfen, um das Schiff, das eine bedeutende Quantität Roheiſen geladen hatte, länger über Waſſer zu halten; es gelang dies indeß nur mit einem Anker und Tau, da die übrigen um den Fockmaſt befeſtigt waren. Das Schiff ſank mit reißender Schnelligkeit. In die Cajüte hinabſteigend fand der Kapitän bereits drei Fuß Waſſer, doch konnte er noch einen Chronometer, Sextanten und eine Seecharte hinwegnehmen. — Wieder auf's Deck gelangt, befahl er die Boote hinabzulaſſen und Waſſer und Lebensmittel einzunehmen, da das Schiff zu kentern begann. Er begab ſich in die Kajüte, das Waſſer war aber ſo hoch geſtiegen, daß er nichts mehr mitnehmen konnte. Inzwiſchen hatte ſich die ganze Mannſchaft in die Boote begeben; der Kapitän blieb bis zuletzt auf dem Schiff, ſprang dann in's Waſſer und ſchwamm zu dem nächſten Boot. Das Schiff hatte ſich nun ganz auf die Seite gelegt; die Bramſegelraen tauchten in's Waſſer. Die Boote entfernten ſich raſch von ihm, da man erwartete, daß es in kurzer Zeit unterſinken würde. Leider hatte man nur zwölf Quart Waſſer und nicht einen Biſſen Lebensmittel geborgen. Die Boote enthielten jedes elf Mann; ſie waren leck und mußten die ganze Nacht ausgeſchöpft werden. Am nächſten Morgen fuhr man zu dem Schiff zurück, das noch nicht untergeſunken war; der Kapitän, der ſich allein hinauswagte, kappte die Maſten; das Schiff richtete ſich wieder auf und er ſuchte durch Einſchlagen des Decks zu den Lebensmitteln zu gelangen, doch konnte man ſich nur einige Gallons Weineſſig und zwanzig Pfund feuchtes Brod verſchaffen. Länger in der Nähe zu verweilen war nicht rathſam, da das Schiff jeden Augenblick unterzugehen drohte. Am 22. Auguſt hatte man die

unaussprechliche Freude, ein Schiff wahrzunehmen. Man machte Nothsignale, die von dem Schiff — es war die „Nantucket" aus Nantucket (Mass.), Kapitän Gibbs — beantwortet wurden. In kurzer Zeit kam es heran und nahm die gesammte Mannschaft der beiden Boote an Bord, die es dann am 15. Dezember glücklich in Paita gelandet hat. Kapitän Deblois gab in dem dortigen Vereinigten Staaten-Consulat seine Erzählung zu Protokoll, welche von allen mit ihm in Paita zurückgebliebenen Schiffsgenossen bestätigt wurde.

Der Seehundsfang bei den Grönländern.

Da der Seehund dem Eskimo Alles, was er zum Lebensunterhalt braucht, gewährt, wie das Rennthier dem Lappländer, so ist seine ganze Aufmerksamkeit auf den Fang dieses Thieres gerichtet, wohin dann die verwandten Gattungen, Robben, Wallrosse, Seekälber, Seelöwen, Seekühe gehören, aus deren einzelnen Theilen er entweder seine Geräthschaften oder Wohnungen macht, indem die Felle ihm zu Zelten und Kähnen, zu Kleidungen und Dächern, die Blasen zu Fenstern, die Sehnen und Knochen zu Zwirn und Nadeln, so wie zu Dachsparren und Schiffsrippen dienen, wie Fleisch und Speck derselben seine Hauptnahrung ausmacht.

Der Knabe von zehn Jahren lernt schon den Kahn regieren, und vor seinem funfzehnten Jahre muß er, wenn nicht unauslöschliche Schande auf ihm ruhen soll, den Robbenfang so gut verstehen wie die Alten, und wie diese, sich seine Waffen und Kähne selbst machen. Das Thier, welches er fangen will, heißt Robbe, im allgemeinen Leben Seehund und nach dem lateinischen Geschlechtsnamen Phoca. Dieser Thiere giebt es mehrerlei, so den gemeinen Seehund, den Seebären, den Seelöwen u. s. w.; sie alle werden in verschiedenen Meeren gefunden.

Der gemeine Seehund wird ausgewachsen fünf bis sechs Fuß lang, hat eine Gestalt, welche sich mehr der eines

Fisches als eines vierfüßigen Thieres nähert, ist jedoch das letztere ganz unbezweifelt. Seine beiden Vorderfüße sind als solche unverkennbar, die Hinterfüße sind durch Bänder vereinigt und bilden gewissermaßen den Schweif dieses Thieres, doch sind daran die Finger oder Zehen deutlich zu unterscheiden. Das Weibchen gebährt ein bis zwei Junge und säugt sie an seinen Brüsten.

Die Farbe dieser Thiere ist verschieden, wie alle unsere Leser wissen werden, da man überall Kosser findet, welche mit dem Felle derselben überzogen, theils braun, theils schwarz, theils so oder anders gefleckt und gestreift sind. Sie kommen sehr häufig an die Gestade, da sie sich im Schilfgrase und im Seetang um Grönland sehr gern aufhalten, doch legen sie sich auch an das kahle Felsenufer oder auf Eisschollen, um sich zu sonnen, was ihnen großes Vergnügen zu machen scheint, wiewohl sie doch die wärmeren Meere nicht aufsuchen. Auf dem festen Boden ist ihre Bewegung äußerst plump, wankend und langsam, im Wasser aber sind sie ungemein schnell und gewandt. Ihre Kraft ist außerordentlich: sie schlagen ein Boot von so leichter Art, wie die Grönländer führen, mit einer Tatze durch und durch, sie zerbeißen einen armsdicken Stock mit einem Druck, doch sind sie sehr furchtsam, fliehen den Menschen schon von Ferne, und es gehört daher eine gewisse List zum Robbenfang, in welcher die Grönländer nicht unbewandert sind.

Die leichteste, geradeste Art des Fanges ist, auf dem Meere umherzufahren, in dem leichten Kahn zu warten, mit scharfen Augen umherspähend, bis hier oder dort ein Seehund auftaucht, um Luft zu schöpfen, und sogleich auf ihn loszugehen, eine Harpune auf ihn zu richten oder ihm eine wohlgezielte Flintenkugel in die Weichen zu schicken und sich des auf dem Wasser schwimmenden Thieres zu bemächtigen. Schwieriger wird das Beschleichen der in der Sonne schlafenden Thiere, nicht nur, weil sie sehr leicht und durch das geringste Geräusch zu erwecken sind, sondern auch weil sie in der Regel Wachen ausstellen, wie man glaubt, oder was wahrscheinlicher ist, weil selten die ganze Heerde von See-

S 135

Der Seehundsfang bei den Grönländern

hunden, die an's Ufer kommen, um ſich in der Sonne zu wärmen, zugleich ſchläft, ſondern wohl immer einer oder ein paar von den Robben wach bleiben und ſo den nahenden Feind bemerken. Da pflegen dann die Eskimo's von der Seeſeite herzukommen, damit die Thiere wo möglich vor den Nahenden weiter in's Land fliehen ſollen, wo ſie dann leicht zu bekommen ſind, weil ſie ſich nicht ſchnell genug forthelfen können. Hat man ſo eine Heerde überraſcht, ſo ſteigen Alle, die an der Jagd Theil genommen, aus ihren Kähnen und ſchlagen von den Phoken mit ſchweren Knitteln todt, ſo viel ſie erreichen können, ſelbſt wenn ſie wiſſen, daß ſie gar nicht im Stande ſind, ihre ganze Beute zu brauchen, und daß ihnen drei Viertel derſelben verderben, verfaulen wird, was aber dann nicht der Fall iſt, wenn gerade europäiſche Kaufleute an der Küſte ſind, welche Thran und Felle der Thiere gegen den Grönländern nützliche Werkzeuge und gegen Branntwein, davon die Eskimos leidenſchaftliche Liebhaber ſind, eintauſchen.

Im Winter leben die Robben theils unter, theils auf dem Eiſe. Sie ſollen ſich Löcher in daſſelbe machen, durch welche ſie athmen können, auf welche Art, weiß man nicht, und vermuthet, vielleicht nicht ohne Grund, daß ſie das Eis durch den Hauch ihres Mundes aufthauen. An ſolchen Stellen verſammeln ſich die Seehunde ſehr häufig, um friſche Luft zu ſchöpfen, welche ihnen und allen im Waſſer lebenden Säugethieren, ſo gut wie den Landthieren, unentbehrlich iſt. An dieſe Oeffnungen begiebt ſich nun der Jäger, macht einen großen Lärm mit allen möglichen polternden Inſtrumenten und lockt dadurch die neugierigen Thiere an die Oberfläche. Sobald ein ſolches ſich nähert, zieht der Jäger ſich zurück, verbirgt ſich hinter einer Eisſcholle und ahmt das Schreien und Grunzen des Seehundes täuſchend nach, worin die Leute von früher Jugend ſich ſchon eine außerordentliche Fertigkeit erwerben, — die Robbe kriecht heraus auf das Eis und kaum iſt dies geſchehen, als der Jäger auch ſchon herzuſpringt und ſie mit einem Narvalzahn auf den Kopf ſchlägt.

Noch eine vierte Art, das Thier zu fangen, ist folgende: Der Eskimo hüllt sich in eine Seehundshaut, welche ihm unter dem Leibe zusammengenäht wird (die Arme und der Kopf passen ziemlich gut für die menschliche Form), nun legt er sich nieder und kriecht auf allen Vieren auf die Seehunde zu, welche er da oder dort erblickt, und macht dabei ihr Kopfwackeln und ihren schwerfälligen unsichern Gang nach. Er wird gesehen, aber von den sehr dummen Thieren für Ihresgleichen gehalten. So nähert er sich ungehindert, bis er mitten unter der Heerde ist. Nun sticht er mit einem Speer, den er unter dem Leibe verborgen hatte, ein Thier todt. Die andern erheben sich, betrachten den verwundeten Bruder, kehren ihn um — und legen sich wieder ruhig hin. Sobald dieß geschehen, sticht er nach einem zweiten und dritten, und kann oft die doppelte Anzahl stechen, bevor die andern es für gerathen halten, zu entweichen.

Diese Art des Fangs soll den Grönländern sehr unterhaltend sein, wiewohl sie doch nicht ohne Gefahr sei und deßhalb nicht oft angewendet werden dürfe. Die Zahl der erlegten Thiere im Ganzen ist aber, sie mögen nun heerdenweise erschlagen oder einzeln erschossen werden, sehr groß und dürfte sich, wenn man nur vierzig auf das Jahr für jede Familie rechnet, was schwerlich ausreicht, auf beinahe eine halbe Million für Grönland belaufen.

Abenteuer auf der Gemsenjagd.

Dieſes Gebiet iſt ſo außerordentlich ergiebig wie kaum ein verwandtes. In den menſchenleeren, gefahrvollen Einöden, wo der Jäger oft Schritt vor Schritt mit irgend einem drohenden Verderben ringt, vom Tode umlauert, ſelber auf Mord ſinnend, kommen ſo oft merkwürdige Situationen, grauſenhafte Stunden vor, daß jeder ältere Jäger von ſolchen Abenteuern zu erzählen weiß. Freilich viele können die Betreffenden nicht mehr ſelber wiedererzählen. Schätzte ſich doch einſt ein Abt von Engelberg glücklich, wenn er des Jahres nicht mehr als fünf von den Bewohnern ſeines Thales auf der Gemſenjagd verlor: und jetzt noch fordert jedes Jahr mehr als ein oder zwei Opfer. Schon der October 1852 hat drei ſchweizeriſchen Gemſenjägern den Tod gebracht, unter ihnen dem auch als Fremdenführer bekannten Hans Laumer, der an der Jungfrau über eine 2000 Fuß hohe Felswand ſtürzte. Die den Gefahren glücklich Entronnenen verdoppeln aber ihre eignen Abenteuer redlich und miſchen in ihren Erzählungen lieblich die Wahrheit mit der kühnſten Dichtung.

Wir wollen nur wenige, ganz zuverläſſige und charakteriſtiſche Geſchichten wiedererzählen, und zwar in aller Kürze und Einfachheit.

Die berühmteſten Gemſenjäger der Glarner Gebirge waren Heinrich Heitz von Glarus und David Zwicky

von Mellis. Jeder von ihnen hat über dreizehnhundert Stück geschossen.

Der Letztere war obrigkeitlich erwählter Freibergschütze, ein ganzer Jäger vom Scheitel bis zur Sohle, für nichts Anderes brauchbar. Er hat unter dem Alpenwildstand während seines Jägerlebens furchtbare Niederlagen angerichtet und Schneehühner, Murmelthiere, Füchse, Alpenhasen, Dachse, Birkhühner, Pernisen zu Tausenden erlegt. Er war Hausbesitzer; aber nur die schlechteste Witterung hielt ihn unter seinem Dache zurück; den größten Theil seines Lebens verbrachte er in der erhabenen Einsamkeit der Hochgebirge. Diese waren seine zweite Heimath geworden; in einem weiten Umkreise des Alpenreviers kannte er jeden Steig, jede Felswand, jeden Baum und Strauch. Die Wechsel der Gemsen wußte er so genau als die Gassen seines Dorfes. Hatte er mit seinem kleinen Perspective einmal eine Gemse entdeckt, so war sie so gut wie verloren, — ein kühnes Wort, wenn man die ungeheuren Felsenlabyrinthe und zahllosen unzugänglichen Asyle eines verfolgten Thieres in jenen steilen Kalkgebirgen kennt, und doch ist der Ausdruck buchstäblich wahr. Gewöhnlich ist eine Gemse einem Jäger durchaus verloren, wenn sie auf die Flucht geht; Zwicky aber wurde ihrer erst recht sicher. Er konnte mit seiner außerordentlichen Ortskenntniß genau berechnen, wohin sich die Gemse wenden, wo sie stehen, ruhen und weiden werde und verfolgte sie mit einer Kühnheit und Geduld, die staunenswerth war, oft vierzehn Tage lang ununterbrochen, kletterte über Felsen, die nie vor ihm ein Mensch betreten hatte, harrte ihrer an einer Sulz, trieb sie vorsichtig nach einer Gemsenfalle und ruhte nicht, bis das Thier die Kugel im Leibe hatte. So hatte er einst an dem furchtbar rauhen und steilen Mütschenstocke fünf Gemsen auf eine Gemsenfalle hinausgetrieben und ihnen den Rückweg abgesperrt; auf dem gleichen Flecke schoß er in fünf verschiedenen Schüssen eine nach der andern weg. Man weiß, wie viel Kaltblütigkeit und Vorsicht dazu gehört; denn naht der Jäger den eingeschlossenen Thieren zu sehr, so treibt er sie entweder in den Abgrund, oder sie kehren um und

ſetzen neben oder über ihm weg und fliehen ſo aus der Falle. Oft ſchoß Heitz mit der gleichen Kugel ſpäter ein zweites Thier. Nebel, Schneeſtürme, finſtere Nacht überfielen ihn oft in pfadloſen Klippen über ſchauerlichen Abgründen; aber ſeine Vorſicht, ſeine Herzhaftigkeit und Ortskenntniß halfen ihm immer wieder glücklich zu Thal.

David Zwicky war arm; nur 150 Gulden hatte er geerbt; aber ſein glücklicher Jägerberuf machte ihn zum wohlhabenden Manne. Bei ſeinem Tode beſaß er ein Vermögen von 7000 Gulden und eine Sammlung von zwölf Jagdflinten. Um ſolch ein Capital zu erwerben, lebte er äußerſt ſparſam und verſagte ſich noch im Alter jede Bequemlichkeit. Wein erlaubte er ſich ſelten; ſeine gewöhnliche Nahrung war Brod, magerer Käſe und Waſſer. Je wohlhabender er wurde, deſto mehr kargte er. Seine Geſundheit war unerſchütterlich und felſenfeſt; ſeine Knochen ſchienen von Stahl zu ſein. Er hatte den Ruf, der beſte Schütze, der verwegenſte Alpengänger zu ſein und galt für einen rechtſchaffenen und frommen Mann, da er jeden Sonntag, wenn es nur möglich war, in ſeinem Dorfe zur Kirche ging. Zu der Zeit, wo er nicht Gemſen jagen durfte oder konnte, beſchäftigte er ſich mit Holzfällen und Schindelnſchnitzen, lauerte aber gerne dabei Nachts den Füchſen und Dachſen auf. Die Hühner ſchickte er gewöhnlich nach Zürich zum Verkaufe, das Gemſenfleiſch ließ er in den Dörfern des Thales verkaufen; die Gemſenfelle ließ er ſchwarz und gelb färben und verkaufte ſie den nach Holland fahrenden Holzhändlern zu gutem Preiſe.

Einmal kam er Samſtag Abends gegen ſeine Gewohnheit nicht nach Hauſe. Man argwohnte Unglück und ſandte Leute aus, die ihn ſuchen ſollten, vergebens. Sechsunddreißig Wochen lang wurde er vermißt und Niemand wußte, ob der ſiebenundfunfzigjährige, rüſtige Mann noch am Leben ſei. Da fand man unverſehens ſein Gerippe auf einem kleinen Hügel der ſteilen Auernalp am Wiggis ſitzend, neben ihm ſein Doppelgewehr, Geld, Jägertaſche und Taſchenuhr. Um einen Fuß war das Taſchentuch geſchlungen; der Knochen

war nicht gebrochen, doch der Fuß wahrscheinlich verrenkt. Er hatte den Kopf auf die Hand gestützt und glich einem Schlafenden; aber die Raubvögel, die Marder und Füchse hatten einen Theil seines Körpers zum Skelett abgenagt. Wahrscheinlich war der Unglückliche nach einem Sturze mit seinem halblahmen Fuße bei dem eintretenden Unwetter bis zu dieser Stelle fortgekrochen, hatte vergeblich Nothschüsse abgefeuert und war endlich den namenlosen Leiden des Hungers und Frostes erlegen.

Auf solche Weise sind sehr viele Gemsenjäger umgekommen und nur selten hat einer einen unverletzten oder unverkrüppelten Leib bis in's Alter bewahrt.

So ging auch der kühne Bergmann Caspar Blumer von Glarus zu Grunde, einer der leidenschaftlichsten und verwegensten Jäger seines Thales, der an einem Seile auf einem kaum handbreiten, unebenen Felsengesimse ruhig über die fürchterlichsten Abgründe hinschritt. Er stieg am Vorderglärnisch hinauf, um seinen zwei Jagdgefährten, die vom Klönthal aus emporstiegen, die Gemsen zuzutreiben. Allein vergeblich harrten diese der Gemsen und des Treibers. Die Familie desselben ließ, als er lange nicht nach Hause kam, das furchtbar steile Gebirge durchsuchen, ohne eine Spur zu finden. Erst im folgenden Sommer traf man auf seinen fürchterlich zerschellten und halbverwesten Leichnam am Fuße einer ungeheuren Felswald, über die der Unglückliche gestürzt war.

Ein Berner Jäger sank einst in den ewigen Eisfeldern des Grindelwaldes in eine verdeckte Eisspalte. Ohne Schaden zu nehmen, fiel er die viele Klafter tiefe Dicke des Gletschers durch bis auf den Grund, der glücklicherweise trocken war. Allein was sollte er in seinem tiefen Kerker, viele Stunden weit von aller menschlichen Hülfe entfernt, anfangen? Hätte er auch, wie in ähnlichem Falle ein Engländer, ein Taschenmesser bei sich gehabt und damit Stufen in das Eis schneiden können. Indessen befremdete es ihn, daß kein Wasser in der Spalte stand, und bei genauer Untersuchung seines unterirdischen Gefängnisses fand er, daß

das Eis durch die natürliche Wärme des Bodens an seiner Basis geschmolzen war und sich Abzugskanäle für das Wasser gebildet hatten. Entschlossen legte er sich in die finstere Rinne eines solchen Baches und kroch mit unendlicher Mühe dieser nach, gelangte nach langer Zeit wunderbar glücklich unter dem Gletscher durch an den Rand desselben und kam oben an einer Felswand, über die der Bach als Wasserfall sich stürzte, zu Tage. Auch von hier aus fand der aus dem nassen Gewölbe Erlöste Mittel, hinabzuklettern und sich zu retten.

Nicht so glücklich war Thomas Hefti von Bettschwanden, einer der verwegensten Jäger des Landes, der sich durch wiederholte kleine Unfälle und die dringendsten Warnungen seiner Leute nicht schrecken ließ. Bis zu seinem sechsunddreißigsten Lebensjahre hatte er schon über 300 Gemsen geschossen. „Wenn ich verunglücke," sagte er, „so geschieht's an einer nicht gefahrvollen Stelle; denn wo Gefahr ist, geb' ich schon Acht, stehe übrigens in Gottes Hand." Im Juli ging er des Morgens in die Alpen und kehrte Abends mit einer Gemse wieder zurück. Er aß mit seiner Familie das Abendbrot, betete wie gewöhnlich mit ihr und ging zur Ruhe. Aber schon lange vor Tagesanbruch war er wieder unterwegs und brachte auch glücklich am gleichen Tage wieder eine Gemse heim. Am folgenden zog er mit zwei Jägern über den Landalpfirn und schritt diesen muthig auf dem frisch beschneieten Gletscher voran. Allein plötzlich verschwand er vor ihren Augen in einer überschneieten Spalte, und sie vernahmen die dumpfen Worte nicht mehr, die er ihnen zurief. Am folgenden Tage machte man allerlei Rettungsversuche mit zusammengebundenen Flößerstangen; ein Mann ließ sich an einem Seile in die Tiefe der Spalte hinab, konnte es aber unten wegen der großen Kälte nicht aushalten. Erst am zweitfolgenden Tage vereinigte sich eine Gesellschaft junger, starker Männer aus eigenem Antriebe, um wenigstens den Körper Hefti's zu holen. Zwei lange Leitern wurden zusammengebunden, und ein kühner Mann stieg, an Seilen befestigt, in die gräßliche Schlucht. In

der Tiefe von funfzehn Fuß ſtand Waſſer, das wenigſtens noch eben ſo tief war. Nach langem Suchen auf dem Grunde konnte er mit ſeinem Flößerhaken den Körper anſpießen und auf die Oberfläche des Eiswaſſers bringen, nahm ihn darauf in ſeine kräftigen Arme und trug die ſchwere, unbehol-fene, von Waſſer angefüllte Maſſe glücklich und zum Er-ſtaunen ſeiner Gefährten die Leitern hinauf, erklärte aber zugleich, die Kälte ſei ſo groß geweſen, daß er es keine Minute länger in dem dunkeln Schlund ausgehalten hätte. *)

Der berüchtigſte Gemſenjäger in dem erſten Drittel unſeres Jahrhunderts war Colani, der oberhalb des Dor-fes Pontreſina in Engadin unweit des Reſeggiogletſchers und des gemſenreichen Berninakoloſſes wohnte. Er hatte viele Stunden weit die Reviere der Gebirge für ſeine aus-ſchließliche Jagd in Anſpruch genommen und hegte in den Bergen nahe ſeinem Häuschen etwa zweihundert halbzahme Gemſen, von denen er jährlich ſechzig Junge rechnete und ſoviel alte Böcke dafür wegſchoß. Wehe jedem Fremden oder Einheimiſchen, der in ſeinen uſurpirten Alpen eine Büchſe zu tragen ſich vermaß! In ſeinem Hauſe, ſo erzählte man ſich, hatte er eine Stube mit den Waffen und der Aus-rüſtung der von ihm erſchoſſenen fremden Jäger, meiſt Ty-roler, ausgeſchmückt, und die Leute in Bevers und Kamo-gaska glaubten, er habe auf ſeiner dem Teufel verſchriebe-nen Seele gegen dreißig Menſchenleben. Wie wenig oder viel an dieſen Gerüchten wahr ſein mag, läßt ſich heute nicht mehr entſcheiden; wir bemerken nur, daß Colani in weitern Kreiſen ein ſehr geachteter Mann war und ſeine Familie annoch im beſten Rufe ſteht. Aber er war jähzor-nig und im Zorne höchſt gewaltthätig und bis zur Raſe-rei heftig. Wie ein gefürchteter Häuptling reſidirte er in ſeinem Gebirge. Er ſtand gewiſſermaßen über dem Geſetz.

*) Wenn man ſo häufig von der großen Kälte in Glet-ſcherſchründen hört, ſo rührt dieſe nicht von einer beſonders tiefen Temperatur — im eben erzählten Falle war ja das Eiswaſſer noch in flüſſigem Zuſtande — ſondern von der großen Trockenheit der vom Gletſcher theilweiſe zerſetzten gefangenen Luft her.

Einem Arzte, der ihn wegen unbefugten Practicirens vor Gericht lud, paßte er auf, schlug ihm mit der Faust in's Gesicht, die Brille in Splitter und ließ ihn besinnungslos liegen. Der bekannte Naturforscher Dr. Lenz jagte im Juli 1837 mit Colani und hat uns einige zuverlässige Nachrichten über die letzte Jagd des Jägerfürsten mitgetheilt, die zugleich höchst charakteristisch für die Gebirgsnatur und das Jägerleben in jenem wildesten Theile der Schweiz ist.

Dr. Lenz besuchte mit seinem Freunde A. v. Planta Colani und bat ihn, ihn auf der Gemsenjagd begleiten zu dürfen, indem sie ihm für jeden Jagdtag zwei Thaler, für jede Gemse, die er vor ihren Augen schösse, ebenso viel, und für jede, die sie selbst schössen, vier Thaler sammt dem Wilde anboten. Der Jäger nahm die Offerte an. Er war damals ein Mann von sechsundsechzig Jahren, breitschultrig, untersetzt, von hoher, starker Brust, länglichem, braunem Gesicht, schwarzen Haaren, krummer Nase und braunen, kühnen, klugen, Jähzorn verrathenden Augen. Er lebte von Brod, Milch und Zieger. Wein trank er nie vor oder während der Jagd. Gemsen- und Murmelthiersleisch waren seine Lieblingsspeisen. Er war von romanischer Abkunft, sprach aber auch Italienisch, Deutsch und Französisch und war geschickt im Verfertigen von Sonnenuhren, chirurgischen Bandagen, Gewehrmachen und dgl. Mit großer Ungenirtheit verfügte er über seine Nachbarn. Seine zwei zahmen Gemsen mußten sie in ihren Gärten weiden lassen, und als eine Frau dies nicht zugab und die Gemsen vergiftete —, starb auch sie sehr bald, wie Colani mit Lächeln erzählte.

Vergebens hatte man Dr. Lenz und Planta gewarnt, sich mit Colani irgendwie einzulassen. Die Jagdlust der Freunde war zu groß und eine Verbindung mit Colani zu vielversprechend. Gleich am folgenden Morgen brachen sie auf, nachdem der Jagdfürst geräuchertes Gemsen-, Murmelthiersleisch und Salz in seine Jagdtasche gesteckt hatte. Schon in der Nähe trafen sie in einer tiefen Schlucht, die hinten vom Roseggioglетscher geschlossen war, fünf Gemsen, und die Freunde waren eben bereit, sie einzuschließen, als Colani

ihnen sagte: „Das wäre recht hübsch, allein es ist meine Salzlecke, wo ich keine Gemsen schießen lasse.“ Dann wollte er sehen, ob „die Herren auch schießen könnten,“ und legte auf hundertundfunfzig Schritte Distanz einen faustgroßen Stein hin, den dann jeder glücklich traf. In der Nähe des Gletschers huschten und pfiffen überall Murmelthiere im Gestein. Doch die Jäger wollten an diesen keine Zeit verlieren und stiegen das ungeheure Eisfeld hinan, wo sie von Zeit zu Zeit auf freien Weiden und Felsenkanten größere und kleinere Gemsengesellschaften erblickten, welche den von der Sonne rauh geleckten Gletscher und das stete Dröhnen desselben, wenn er neue Spalten bildete, nicht scheuten. Nach einem stündigen Marsche entdeckten sie auf dem schönen Rasen neben den Felsblöcken abermals dreizehn Gemsen; aber auch hier ließ Colani nicht schießen, da er überhaupt mehr beabsichtigte, die Freunde herumzuführen und dabei seinen schönen Tagelohn zu verdienen, als sie Gemsen schießen zu lassen, so daß sie das Vergnügen hatten, vierzig der schönsten Gemsen in einer langen Reihe, die Jungen immer hinter den Alten, an sich vorbeitraben zu sehen, ohne die Flinte anlegen zu dürfen. Sie kehrten ohne Beute in die Sennhütte zurück zu ihrem Proviant, bei dem sich ein kleines, hartverpfropftes Weinfäßchen befand, das Alle vergebens mit der Kraft ihrer Hände zu entstöpseln versuchten und ebenso erfolglos mit Steinen u. s. w. „Ich bring' ihn doch heraus,“ rief Colani, packte den harthölzernen Stöpsel mit seinen sechsundsechzigjährigen Zähnen, drehte das Faß mit den Händen und hatte es augenblicklich offen.

Am folgenden Morgen führte der Felsenmann seine Begleiter den Brüneberg hinan, schickte den Einen auf den Anstand und führte den Andern über einen steilen, schmalen Felsenkamm, von wo sie verschiedene ferne Gemsenheerden beobachteten, wobei Colani sich das Vergnügen machte, seinen Gefährten an einige todesgefährliche Vorsprünge hinzurufen. Als Beide einmal über eine tausend Fuß tiefe Kluft hinausgebogen lagen, um in der Tiefe Wild zu erspähen, hörte Lenz plötzlich ein heftiges Brausen und gleich-

zeitig von Colani einen gellenden Schrei. Erschrocken zog sich Lenz zurück und sah, wie dicht über seinem Haupte ein ungeheurer Lämmergeier mit der Schnelle eines Pfeiles hinsauste. Colani hatte bemerkt, wie der Geier, der es liebt, Gemsen, Rinder, Menschen, die er an den äußersten Felsenrändern gewahrt, mit den Fittigen in die Tiefe zu stoßen, den Jagdgefährten bedrohte und ihn durch seinen Ruf vom sichern Tode gerettet. Ehe die Jäger aber zum Schuß kommen konnten, war der Vogel verschwunden. Lenz dankte dem Felsenmann für seine Rettung, sagte ihm aber zugleich, er sei nicht hergekommen, um das Futter der jungen Lämmergeier zu werden, sondern um Gemsen zu schießen, worauf Colani ihm verhieß, ihn am nächsten Tage nach dem gemsenreichen Vernina zu führen.

Indessen vernahmen sie am folgenden Morgen, daß in den Kamegaskeralpen zwei Bären gesehen worden seien, die drei Schafe zerrissen hatten, und statt nach dem Vernina zu gehen, beschlossen sie, die Bären zu verfolgen. Der erste Tag wurde vergeblich mit Nachsuchung in den wilden Hochbergen zugebracht. Die eigentliche Bärenschlucht war durchaus unzugänglich. Einzelne Gemsen wurden ohne Erfolg beschlichen, da die rings pfeifenden Murmelthiere stets das Nahen der Jäger verriethen, während die Schneehühner nahe an ihnen im Gesträuch herumliefen. Abends übernachteten sie in Orlandi's prächtiger Sennhütte.

Früh um 4 Uhr am 20. Juni erstiegen sie einen Berg. Ein großer, zottiger Hund sprang ihnen auf der Höhe entgegen, welcher eine bergamasker Schafheerde bewachte, die auf der noch mit einem dünnen Schneeflor bezogenen Weide lag. Sie öffneten die kleine, rohe Steinhütte und weckten den Hirten, der sie willkommen hieß, die Asche des Heerdes auseinanderwarf, mit seinen Krummholzarven Feuer machte und in dieses seine bloßen Füße steckte, die er dann wohlgewärmt in seine Holzschuhe barg, worauf er seine Gäste mit Schafmilch und Schafkäsen bewirthete. Hier verließ v. Planta die Andern, die in Wind und Schneeschauern tiefer in's Gebirge hineinstiegen, bis die über den Felsen

auftauchende Sonne einen guten Tag versprach. Lenz war ungeduldig geworden und sagte zu Colani, wenn er heute nicht zum Schusse komme, so gebe er die Jagd auf. Colani erwiederte, er habe sie ja zu den Gemsen des Bernina führen wollen, aber sie hätten den Bären nachgejagt. Hier gebe es wenig Gemsen und es sei schwer anzukommen, indessen — er wolle ihm zu einigen verhelfen, wenn er den Muth habe, ihm zu folgen. Nach einer halben Stunde beobachtete er den Punkt, wo er Wild vermuthete, und sah fünf Stück. „Dort sind sie, rief er, um 9 Uhr lagern sie, wir können hier noch ein halbes Stündchen warten; — aber der Weg dorthin ist fürchterlich. Ich habe ihn nur einmal in meinem Leben gemacht."

Er ging dann voran, schnallte das Gewehr auf den Rücken, erreichte eine senkrechte, ungeheure Wand und betrat eine schmale Gallerie, die an derselben hinlief. Der Weg war gräßlich. Unter jedem Fußtritt glitt die lockere Erde weg; in der unermeßlichen Tiefe zu ihren Füßen erschienen die höchsten Arven fingergroß, vor ihnen wurde das Gesims enger und schien am Ende ganz zu verschwinden; an mehreren Orten war es zudem durch Spalten getheilt, durch die sie in die Welt unter ihnen hindurchschauten. Mit halbverdecktem Gesicht folgte Lenz Colani nach. Am Ende des Felsenbandes rief dieser: „Vorsicht!" packte da, wo der Weg ausging, eine Felszacke, stemmte den Fuß auf und schwenkte sich über dem Abgrunde auf die hintere Seite des Felsens, während er es seinem Gefährten überließ, ein Gleiches zu thun. Mit dem Muth der Verzweiflung folgte dieser glücklich und fast zur Verwunderung Colani's, der naiv genug äußerte: „Ich hätte es nicht gedacht, daß wir hier noch bei einander sein würden; — aber jetzt zu den Gemsen, wir haben sie gut umgangen!" — Nach einer halben Stunde waren sie auf der Höhe des Berges, an welchem sie vorher die Gemsen erblickt hatten. Sie bemerkten endlich eine größere und eine kleinere zwischen den Alpenrosen zu ihren Füßen am Rande eines Abgrundes liegen. Mit pochendem Herzen schoß Lenz über Colani's Schultern. Die größere

sprang mannshoch auf, überschlug sich und stürzte rücklings in die Tiefe. Colani schoß auf einem wankenden Steinblock nach der kleinern und fehlte. Lenz wollte nach dem Abgrund, um seine Beute zu holen, aber Colani wehrte, und mit Blicken, die die Schuld des bösen Gewissens verriethen, setzte er hinzu: „Was in diesem Grabe liegt, liegt sicher begraben!" Vor mehreren Jahren war hier ein Bündner spurlos verschwunden. Es schien Lenz, die Stelle rieche nach Menschenblut.

Auf der andern Seite des Berges gelangten sie in ein gräuliches Steintrümmerthal, rings von himmelhohen Felsenspitzen bewacht. Beim Klettern über die Felsblöcke hatte der spähende Felsenmann etwas bemerkt, warf sich dann rasch hinter einen Stein und winkte Lenz, ein Gleiches zu thun. „Was giebt's?" rief dieser verwundert. Colani antwortete nicht, blickte mit dem Fernrohr in die Höhe, ballte krampfhaft die Faust und sagte nur: „Verdammt! verdammt!" Endlich entdeckte Lenz hoch in den Felsen eine noch kleine, männliche Figur, während Colani fast rasend vor Wuth immer sein „Verdammt" rief; „ich kenne den Kerl nicht, sagte er endlich, „aber, Gott sei Dank, er hat uns noch nicht bemerkt! Dort sieht er mit seinem Fernglas herab." Die Wuth in seinen Blicken, seine zusammengebissenen Zähne ließen das Schlimmste befürchten.

„Sowie der Jäger dort weg ist," flüsterte er, „müssen wir ihm zuvorkommen."

„Mit nichten, Colani," sagte Lenz ernst, „ich will Gemsen schießen und keine Menschen." Indessen verschwand der fremde Jäger. Colani sprang auf: „Folgen Sie mir, in einer Viertelstunde kann der Jäger auf jenem Bergrücken sein; wir müssen ihm zuvorkommen und in zehn Minuten hinauf." Athemlos rannten sie bergan und legten in zehn Minuten einen Weg zurück, zu dem sie sonst über eine halbe Stunde gebraucht hätten. Noch lag ein steiles, thurmhohes, mit glattem Rasen bewachsenes Felsstück vor ihnen, über das sie mit eingekrallten Fingern sich hinwanden. Athemlos sanken sie oben hinter einem Felsblock nieder, als

müßten ſie von der übermenſchlichen Anſtrengung auf dem Flecke ſterben. Der fremde Jäger nahte raſch. Das belebte Beide wieder.

Colani ſpannte den Hahn und zielte auf den Mann . . . da drückte Lenz ſanft, aber mit voller Kraft ſein Rohr nieder und in befehlendem Tone:

„Halt, vor meinen Augen laſſe ich keinen Mord zu."

Colani warf ihm einen fürchterlichen Blick zu, reichte ihm aber bald die Hand und ſagte: „Wir wollen uns nicht entzweien." Inzwiſchen war der Jäger zwiſchen den Felſen verſchwunden.

Mit einem ſchadenfrohen Lächeln umſchlich ihn Colani, während er Lenz befahl, ſtehen zu bleiben. Der Fremde ſaß tiefer unten an einem Felsrand und blickte mit ſeinem Fernrohr in die Tiefe.

„Ich kenne den Burſchen durchaus nicht," knirſchte Colani, „aber ich will hinunter und ihm einen Beſuch machen. Bleiben Sie ſchußfertig."

„Wohl," erwiederte Lenz, „in Eure Zänkereien miſche ich mich nicht; aber Jeden, der mich antaſten will, werde ich niederſchießen."

Wie eine Katze ſchlich Colani hinunter, mit geſpannten Hähnen. Drei Schritte vor dem harmloſen Fremden trat er plötzlich hinter dem Felſen hervor und hob die Fauſt gegen ihn auf. Aber ſchweigend ließ er ſie ſinken. Die Beiden ſahen einander einen Augenblick an; dann lehnte er ſeine Büchſe an den Felſen und ſetzte ſich neben den Jäger. Er ließ ſich deſſen Flinte geben und betrachtete ſie, während ſie zuſammen ſchnupften. Lenz erwartete, er werde ſich nun noch die Jagdtaſche ausbitten und ihn dann heimtückiſch über den Felſen hinunterſtoßen, — allein ſie blieben Freunde.

Der fremde Jäger, ein rüſtiger Greis von fünfundſechzig Jahren, war von Bevers und eigentlich mit Colani befreundet, wagte ſich aber, da er deſſen Tücke kannte, doch nie in ſein Revier. Nun hatte er vernommen, daß Colani nach dem Bernina wolle, und die Zeit benutzt, um raſch

eine Gemse zu holen, sich aber zugleich vermummt, damit ihn Niemand Colani verrathe.

Bald darauf wurde die Jagd abgebrochen, da Lenz zu bemerken glaubte, wie Colani es nicht ungern gesehen hätte, wenn er über einen Felsen gestürzt wäre und wie er ihm überhaupt die Lust nach seinen Bergen und Gemsen auf immer zu benehmen suchte.

Lenz verließ mit Planta am folgenden Tage das Engadin, fühlte aber die Folgen seiner außerordentlichen Anstrengung noch einen Monat lang in allen Gliedern. Colani erkrankte in Folge derselben und war nach fünf Tagen todt. Dieser gewaltige und merkwürdige Jäger hat nach seinem zwanzigsten Jahre, wo er die Herrschaft der Berge usurpirte, zweitausend siebenhundert Gemsen geschossen, ohne die vielen früher von ihm erlegten, — eine Anzahl, die bei weitem von keinem andern Jäger je erreicht worden ist.

Der Fuchs.

Der Regen verzieht, der Wald schüttelt die lauen Tropfen aus dem Haupt, und von der Haide steigt's erfrischend und würzig in die Abendluft. In allen Schlupfwinkeln regen sich Flügel und Füße. Die Mücken beginnen ihre Tänze, die Ameisen kriechen hervor, ihre verschwemmten Straßen wieder herzustellen, der Fink schmettert aus dem Buchenwipfel herab, der Hase schießt Kapriolen, und auch der Fuchs verspürt ein heimliches Rühren. Dort lauscht er zwischen den Wurzeln einer alten Eiche. Er „windet." Alles ist sicher, die ganze Natur wiegt sich frühlingstrunken in dem erfrischten Element. Mit einem Satze ist Reineke vor der Thür. Jetzt könnt ihr ihn deutlich sehen. Wie er dasteht, so vornehm-lässig, so voll Bewußtsein! Man sieht auf den ersten Blick: es rollt adliges Blut in seinen Adern; aber das schwerfällige Standesvorurtheil ist längst überwunden, aller Zwang abgethan; es ist jenes savoir vivre in ihm, das ihm erlaubt jeden Augenblick seine Würde wegzuwerfen, weil er sich getrauen darf, sie in jedem Augenblicke wieder zu ergreifen. — Bei einem solchen Charakter verlohnt es, Physiognomie und Toilette etwas genauer zu betrachten, denn hier ist Nichts unbedeutend.

Der Fuchsschädel kann für einen Musterschädel gelten. Die Stirn horizontal, mit straffangezogener, listigglatter Stirnhaut: eine mathematische Tafel, auf der nur die Li-

nien des Kalküls hin und wiederſpielen. Das Ohr ſcharf herausgeſpitzt, ſchiebt ſich unten weit vor, um jeden Laut zu faſſen. Es iſt gemacht, die über ihm auf Bäumen ſchlummernde Beute zu erſpüren; das leiſeſte Geräuſch, das Zittern eines Blattes, das Zucken des träumenden Vogels fällt in die horchend ausgeſpannte Oeffnung: Nichts entgeht ihm. Und nun die Naſe! Wie viel Vosheit und Grazie, wie viel Eſprit liegt in dieſer feinen, langgeſtreckten und geſchmeidigen Spitze! Scheint es nicht, als gingen tauſend unſichtbare Fühlfäden von dort aus, und als ſäße hier wie in ihrem Centrum die ränkeſpinnende, ſchwänkeſinnende Seele des Improviſators? Es iſt eine Naſe, wie ſie die großen Meiſter der Politik, wie ſie die Richelieu und Talleyrand gehabt haben mögen. Aber das intereſſanteſte Geſicht iſt Nichts ohne die Augen. Schön darf man nun freilich das Fuchsauge nicht nennen. Man erkennt daran ſogleich das nächtliche Raubthier; es ſpielt aus grau in grün, liegt ſchief, halb in der Höhle verſteckt, am Tage zur ſenkrechten Spalte verengert, und hat weder die „Waldfriſche", die uns aus dem Auge des Rehs ſo munter anſpricht, noch auch das rollende Funkeln, welches dem Katzenblicke jenen magnetiſchen Reiz giebt, und dennoch liegt unendlich mehr phyſiognomiſche Bedeutung darin. Jetzt ſenkt es ſich in demüthiger Ergebung oder es blickt unſchuldig und naiv umher, jetzt ſpielt ein ſpöttiſches Lächeln um ſeine Lider, und jetzt wieder zuckt ein Blick daraus hervor ſpitz und giftig, als treffe uns plötzlich der Stich einer Viper. Feucht vor ungeſtillter Gier, aufflammend in Mordluſt, ſchmachtend in zärtlicher Verliebtheit birgt es eine Welt voll Leidenſchaft und Liſt, und iſt vielleicht der größte Mime, den das Thierreich aufzuweiſen hat.

Alle übrigen Theile des Geſichts wie des ganzen Körpers ſtimmen zu dieſem Bilde. Der Mund ſpaltet ſich weit: denn der Fuchs iſt ein Räuber; ein ſparſamer Bart ſtellt ſich in langen, zurückſtrebenden Spitzen wie ebenſo viele Widerhaken um die Oberlippe; dieſe Lippen ſind feingeſchnitten und geſchloſſen, deuten auf Energie und Selbſtbe-

herrschung. Oeffnen sie sich aber, dann blicken scharf und grimm die Zacken des Gebisses, die nichts Lebendes entrinnen lassen, oder es knistert halb höhnend und halb zornknirschend ein heiseres, hustenartiges Bellen hervor. Den schlanken hangenden Leib tragen schnelle Füße fast spurlos über den Boden, und stattlich schmückt ihn die buschige Schleppe, unter der sich das Riechfläschchen verbirgt, das oft des Fuches einziger Trost in Nöthen ist. Ein feinweißes Chemisett hat er auf der Brust, sein Pelz schimmert roth und goldig; daher ist er „vuhs" geheißen d. i. der Feuerfarbene, wie denn wiederum nach ihm die blanken, flinken Goldstücke getauft worden sind, die auch wie der Fuchs „mehr als Ein Loch wissen," wo sie auslaufen.

So schleicht, streicht und kreucht der Schlaue dahin, er schmiegt und biegt sich, ist vorsichtig, geduldig, ausdauernd, behend, allezeit entschlossen: ein Meister über hundert Künste, ein Freidenker ohne Phrase, ein Verführer voll Geist, ein Proteus von Tugend und Laster, den man lieben und hassen muß in einem Athem.

Sehen wir den Fuchs, wie er an der Thür seines Baues lehnt. Er scheint den Abend in süßem Nichtsthun verträumen zu wollen. Inzwischen kommen ein paar junge Füchslein neben ihm zum Vorschein. Klugforschend äugeln sie umher, legen sich in die Sonne und beginnen allerhand Kurzweil. Das jüngste Söhnchen ist noch etwas täppisch. Es fängt Grashüpfer und Käfer, zerzaust ihnen die Flügel, läßt sie zappeln, schnäufelt daran umher, wirft sie weg, schlägt dann und wann einen linkischen Purzelbaum. Der Alte sieht eben nicht auf ihn. Dessen Blicke sind auf die beiden andern hoffnungsvollen Buben gerichtet, in denen das väterliche Talent sich mit sichtbarem Wohlgefallen wiedererkennt. Sie haben das leisehorchende Mäuslein erhorcht und im Wettsprung das flüchtende gefangen. Mit muthwilliger Lust werfen sie es der eine dem andern zu, kneipen es hier, kneipen es da, bis sie des Spielzeuges satt es dem jüngsten überlassen. Nun gilt's ein Nest zu spüren, eine Grasmücke zu beschleichen, den schlüpfrigen Frosch zu packen,

oder ſie durchſtöbern auch wohl den Palaſt eines Erdwespenſtammes; denn wie lecker ſie auch ſind, ſo will ihre Zunge doch Alles erproben.

Da tritt auch die Mutter aus dem Erdgeſchoß, und der alte Fuchs erinnert ſich, daß es Zeit iſt, die Familienſcene zu beenden. Er macht ſich auf; allein er eilt mit Weile. Gelaſſen ſchlendert er, den Schweif kavaliermäßig ſchleppend, durch Buſch und Kraut, immer querfeldein. Denn wie das ächte Genie verſchmäht in fremde Fußtapfen zu treten, ſo läßt auch er die Heerſtraße, und mag ſich gern in Riedgras, Korn und Hag verlieren, wo bunte Blumen blühen und muntere Vögel ſingen. Er liebt als Humoriſt die krumme Linie und jene an Zerſtreutheit gränzende Toleranz, die ihm ſo wohl anſteht, und da trödelt er denn nun auch jetzt ſo harmlos-unbefangen, ſo lieblich-dämmernd dahin, „wie ein launiger Schriftſteller, der, die Hände auf dem Rücken, Schnurrenſpinnend einhergeht.“ Die roſigſte Laune leuchtet aus ſeinem Angeſicht; Gedanken, Bilder und Viſionen umſchwirren ihn wie ein luſtiges Schneegeſtöber. Unterdeſſen iſt er mitten im Waldbann. Er ſchleicht langſamer, leiſer, vorſichtiger. Der Abend haucht kühl aus Halm und Blatt. Die Bäume heben ihre Wipfel regungslos in die Stille; nur die Vogelkehlen ſind noch laut. Die Droſſel lockt mit hellem Ton, die Meiſe ſchlüpft, ihr witzigſpitziges Liedchen ſchrillend, von Buſch zu Buſch, der Waldſchreiner Specht hackt und hämmert am Eichenſtumpf, dazwiſchen kreiſcht mit einem wunderlich äffenden Schnörkel der Häher, und iſt dann auf einmal Alles ſtill und erſchreckt über des Poſſenreißers Gloſſen, ſo ſtöhnt aus dem Schoß der grünen Einſamkeit der melancholiſche Ruf des Wiedehopfs. Reineke iſt am Rande der Waldwieſe angekommen. Er lauſcht. Die Blumen neigen ihre Kelche, da und dort ſummt noch eine Biene, oder ein ſchwer gepanzerter Käfer ſchweift behaglich erbrummend in geſchwungenen Bogen dahin: ein Kreiſel, den die Elfen durch die Lüfte jagen.

Jetzt knackt es in den Zweigen. Der Fuchs ſpitzt das Ohr: ein Pfeifen läßt ſich hören. Da tritt das Reh her-

aus, das Haupt keck emporgerichtet, die Augen nach allen Seiten rollend. Wieder pfeift es, und in schlankem Sprunge ist das Kälbchen der Alten zur Seite. In den drolligsten, graziösesten Sätzen tändelt es um die Mutter, ein Blatt, ein Kraut wie im Fluge abstreifend und dann sich niederwerfend, zu saugen. Die Mutter leckt ihm kosend den Nacken. Plötzlich hebt die Rike den Kopf. Ihre Lichter funkeln, ein Zittern fliegt über die Flanken, sie macht ein paar Sprünge und stampft zornig mit den Läufen. Es ist klar: sie hat den Räuber gewittert. Der hat sich leisen Fußes herangestohlen, sacht, sacht, das Kitzlein unverrückt im Auge. Es gilt einen kühnen Griff. Wenn ihm nur die Alte nicht soeben den Weg verrannt hätte! Aber Reineke läßt sich nicht irren; er thut, als sei er in tiefen Gedanken. Träumerisch sinnend starrt er in's Blaue. Keine Miene verräth, daß er der Beute ansichtig geworden. Er verschwindet, um in weiten Bogen von einer andern Seite den Angriff zu versuchen. Allein die wachsame Alte drängt sich dicht an das Junge, denn sie kennt des Lauerers Arglist. Dort streift er vorbei. Die Rike pfeift wieder, und der Fuchs schaut auf, als schrecke er plötzlich zusammen. Doch er ist inzwischen dem Ziele seiner Wünsche nah und näher gekommen. Der Augenblick ist günstig und Verstellung nicht mehr nöthig. Reineke duckt sich nieder; wie eine Katze schmiegt er sich an den Boden, die Lunte zuckt, die Augen starren wildgierig auf das bebende Thier, er weist die mörderischen Reißer, hebt leise Fuß und Kopf zu Sprung und Blitz — ein Moment noch — ein Satz und — da stürzt sich die Mutter ihm entgegen, mit dem Gehörn auf den Räuber los, mit den Füßen ihn zerstampfend. Das Kälbchen ist gerettet. Reineke kehrt hinkend und zorngrimmig heim. Rache schwört er dem Flüchtling, und es steht zu fürchten, daß er seinen Schwur zu lösen wissen werde.

Tritt die Sonne in den Löwen, dann blüht dem Fuchs die goldene Zeit. Ueppige, reifende Stille liegt über der Erde, die Aehren hangen schwer und gelb, ein unabsehlicher Fruchtwald. Dahinein zieht's den Fuchs. Dort lagern Hase

und Kaninchen, Rebhuhn, Wachtel und Lerche, kleine Leutchen ohne Wehr und Waffen, die ein idyllisches, betriebsames Leben führen. Ach, es wird ihnen übel ergehen! Der Verschlagene versteht zu passen, zu fassen, zu kirren, zu irren mit Strichen und Schlichen, mit Blicken und Tücken. Umsonst sind ihre kleinen Künste, er mordet bei Tag und Nacht, und seine Brut wird dreist und feist. Wenn er sich gütlich gethan hat, so winkt ihm auf sonniger Haide das Bienenhaus. Er springt hinan, schleckt die würzigen Tropfen, und mag ihn das ganze Immenheer zürnend umschwärmen: er lacht ihres Stachels, lädt sie sich auf den Pelz, wälzt sich am Boden, zerdrückt sie, frißt sie, und am Ende müssen die fleißigen Schaffnerinnen ihm die süße Labe überlassen sammt Haus und Hof. Oder er schleicht zum Garten, wo aus dem Laub rothwangige Birnen und schwarze Kirschen lecken, versucht im Weinberg die Traube, oder er lauert am Bach, mit dem Fischreiher Halbpart zu machen, oder mit seinem Wedel den Krebs zu kitzeln und aus der Wasserhöhle an's Licht zu schmeicheln.

So währt das Lazzaronileben bis in den Herbst. Kommen da die kühlen Morgennebel über den Wald und mit ihnen die Züge der wandernden Luftsegler: dann geht's wieder zum Holz, und allerlei dramatische Impromptüs werden aufgeführt. Der Jäger stellt den Dohnenstrich; in künstlichen Sprenkeln legt er das Roth der Ebschbeere aus, mancher Dressel zum frühen Tode. Reineke kennt das. Ehe noch der Jäger wacht, ist er auf dem Anstand. Er wartet unverdrossen, bis die Stimmen der müde und hungrig herabfallenden Vögel an sein Ohr schlagen. Er steht, stutzt, stiert. Hier und dort schwirrt ein lüsternes Paar um die Schlingen; ein Ziemer, eine schwarzglänzende Amsel stürzt hinein, sie schreit auf, schlägt mit den Flügeln, und im Augenblicke, flinken Sprunges, ist Reineke zur Stelle. Er schwingt sich hinan, denn der Sprenkel steht hoch — aber eines Haares Breite fehlt, daß er sie erreiche. Der Vogel, der sich mit dem Fuße gefangen, flattert erschreckt in die Höhe, den Klauen des Mörders zu entgehen. Der Fuchs knirscht,

ſpringt wieder und wieder, immer hitziger, immer begieriger, die Nüſtern ziehen ſich krampfend zuſammen, ein wolluſtvolles Grauſen glüht in ſeinem Auge, der Schweif peitſcht die Luft; aber es iſt vergebens, bis er, da endlich dem gefeſſelten Thiere die Kraft verſagt, ſich zu einem gewaltigen Satze zuſammenrafft und ſein Opfer mit einem triumphirenden Schrei ergreift.

Aber die goldenen Tage ſind bald vorüber. Die Felder ſtehen kahl, der Wald entlaubt; auch die letzten Wandervögel ſind davongezogen, rauhe Stürme brauſen über die Oede. Der Fuchs liegt in ſeiner Zelle, denn es giebt wenig zu jagen, und die geſammelten Vorräthe ſchützen ihn zunächſt noch vor Mangel. Es iſt eine triſte, langweilige Zeit; er könnte ſeine Memoiren ſchreiben „Denkniſſe eines Fuchſes," wenn er nicht noch zu thatenluſtig wäre und die Wirklichkeit ihn zu nah und rauh berührte, um ſich in die Schatten der Vergangenheit zurückzuziehen. Statt deſſen entwirft er Pläne für den Winterfeldzug, ſtellt ſich Probleme, macht Sprungübungen, und horcht wachſam den Schüſſen der Jagd, die dumpfwarnend in ſein Lager hinunterdröhnen. Indeſſen drängt der Winter immer ungeſtümer heran. Bald liegt Alles erſtarrt unter der weißen Decke, Seen und Bäche gefrieren tief hinab, die Bäume krachen vom Froſt zerſpalten, das Wild ächzt hungrig in den dichteſten Gründen, und Rabe, Krähe und Sperling haben längſt die Straßen der Städte und Dörfer geſucht. Reineke darf das nicht. „Wenn ich ein Vöglein wär'!" ſeufzt er und ſtreicht lungernd hinter einem Bauerngehöft umher. Aber es läßt ſich keine Feder ſpüren. Die Noth treibt ihn dem Walde zu, er ergeht ſich in den düſterſten Gedanken. Mit einem Male hebt er die Naſe. Seine Augen blitzen. Ein lieblicher Duft weht ihm entgegen. Ha, was iſt das? — Siehe da — mitten in der hungrigen Wildniß ein ſüßgebratenes Stück von Kater Hinze's Lende. Wie appetitlich! Ohne Zögern iſt es verſchlungen. Reineke fühlt ſeine Lebensgeiſter neu erregt, „ſeine Augen werden wacker," und wie von unſichtbaren Banden gezogen trabt er fürbaß. Und wahrlich! da liegt

ein zweites Stück! Es ist kein Trugbild seiner Phantasie — es ist derselbe Duft, dasselbe Fleisch und Bein. Reineke steht still, Ueberraschung und Argwohn in den Zügen. Wer war, wer ist der unbekannte Spender? Kehren die Tage der Märchen zurück? Er umschleicht auf scheuen Sohlen die Stelle, steht wieder still, legt sich, horcht, wirft die Augen spähend umher, springt wieder auf, um wieder niederzukauern. Nirgends ein Laut, nur die alten Föhren knarren; nirgends eine Spur, als die flüchtigen Hieroglyphen, die des Windes Finger in den Schnee geschrieben. Er betrachtet den Bissen noch einmal: „Wär' es eine Falle? — die Menschenkinder sind voll Args! — Schon mancher Edle fiel durch ihre List! — Aber nein — hinweg mit solchen Gespenstern!" — und im Nu ist auch der zweite Brocken hinab!

O Reineke! Reineke! du bist verloren: — denn dort liegt noch ein dritter Bissen. In vollen Zügen schlürft der Hungergepeinigte das berauschende Arom, starrt verglasten Blickes auf die Lockung. Doch der innere Warner erhebt seine Stimme noch einmal. Und wieder umkreist der Fuchs das leckere Mahl, wieder duckt er sich, legt das Gehör vorwärts, rückwärts, spitzt es, „sichert" allenthalben. Und wieder ist Alles stumm, nur die Föhren knarren noch immer verdrossen. Es ist, als stocke der Athem der Natur. Der Fuchs fängt an zu sophistisiren, aber je länger er hinschaut auf das verhängnißvolle Gericht, deste wirrer werden seine Gedanken, deste wirrer sein Blick. Es flimmert ihm vor den Augen, der Duft betäubt ihn, er kann nicht los, er muß — und gält' es sein Leben — er muß hinzu. In einem wilden Satze springt er darauf los — da krach! schlägt das Eisen die zerschmetternden Zähne zusammen. —

So war der Schlaue doch nicht schlau genug! Er heult vor Wuth; aber es ist nicht Zeit zu ohnmächtiger Klage, denn Gefahr droht im Verzuge: es gilt eine kühne That.

„Das Eisen zerschlug ihm den Lauf;
Sich zu retten giebt er ihn auf,
Amputirt sich selbst, wie grimmig es schmerze:
Er hat ein entschlossenes, tüchtiges Herze."

Einmal gefangen, denkt er, und nimmer wieder! und er jagt davon, leicht und frei, „als hätte er eben nur den Stiefel ausgezogen.“ Die Niederlage muß seinem Genie neue Künste und neue Siege lehren.

Das ist Reineke, der Held! Neben dem Muthe und der Stärke des Löwen mag sein Scharfsinn und seine List stehen, und will man auch der deutschen Fabel nicht Recht geben, welche den grimmen Thierkönig von ihr überwunden werden läßt, so wird man doch dem Ausspruche jenes spartanischen Politikers beipflichten können, der den Fuchspelz anzulegen rieth, wo es mit der Löwenhaut nicht getan sei. Gewiß, der Fuchs ist bewundernswürdig: aber größer noch, bewundernswürdiger muß er uns erscheinen, wenn wir uns erinnern, daß man ihn vor des Eisens verführerischen Brocken verhungert gefunden hat, verhungert im Anblick der üppigsten Azung.

Das Opossum in Nordamerika.

Eines der schädlichsten Thiere des nordamerikanischen Continentes ist ohnstreitig das Opossum oder die Beutelratte. Der deutsche Name ist durchaus unbezeichnend und das Urtheil irreleitend, und sollte daher gänzlich verworfen werden, denn das Opossum hat ohngefähr eben soviel Verwandtschaft mit einer Ratte, als mit Sultan Saladin. In seiner äußeren vorn niedrigeren und schmaleren, hinten höheren und breiteren Gestalt gleicht es so ziemlich einem Igel (ohne Stacheln), nur daß es viel größer ist. Sein Kopf ist spitz, fünf Zoll lang, die Länge des ganzen Thieres, den Schwanz mitgerechnet, beträgt zwei- bis vierunddreißig Zoll, die des letzteren allein zwölf bis vierzehn, der Umfang des Leibes zwanzig Zoll. Das Fell hat eine weißgraue Grundfarbe mit längeren borstenartigen, am Rücken schwärzlichen, übrigens silberglänzenden Haaren, unter diesen befinden sich dichte, weiche Wollhaare. Die Schenkel, Füße und Schwanzwurzel sehen schwarz, das Ende des unbehaarten und mit Hautschuppen bedeckten Roll- oder Wickelschwanzes, grau aus; ohngefähr bis auf die Mitte desselben befinden sich einzelne borstige Haare. Die Dicke des letzteren beträgt an der Wurzel einen ganzen, am Ende nur einen halben Zoll. Am Leibe hat das Thier eine in der Mitte offene Hauttasche, in welcher es seine Jungen trägt.

Die Füße des Opossums gleichen so ziemlich kurzen

dicken Händen, denn alle vier innern Zehen haben einen breiten Ballen und können auch wie ein Daumen bewegt werden, so daß damit kleine Zweige und Ranken gefaßt und erklettert werden können. Der Schwanz ist sehr dick und stark, gelenkig und zum Festhalten bestimmt; selbst die Länge eines Zolles seiner äußersten Spitze über einen Ast gebogen, hält das ganze Thier in der Schwebe. Die plumpe dicke Gestalt des Opossums, sowie die Beschaffenheit seiner Hände, gestatten ihm nur langsam Bewegungen und verhindern es, andere Bäume oder sonstige Gegenstände zu erklettern, als welche es zur größeren Hälfte umspannen kann. Es ersteigt daher nur dünne Stämme und findet sich nur dann, wiewohl höchst selten, auf den unteren Aesten der dicken und hohen, wenn es dahin mit Hülfe von Weinranken, Zweigen benachbarter Bäumchen u. s. w. gelangen kann, oder wenn diese schräg gewachsen sind. Das gewöhnliche Opossum ist langsam, träge und vertraut im Angesicht eines Feindes nur der List, indem es sich halbgekrümmt und mit offnem Maule auf der Seite liegend todt stellt; ja es bedient sich nicht einmal seines außerordentlich scharfen Gebisses und weit gespaltenen Maules zu seiner Vertheidigung, obschon es funfzig Zähne, mehr als jedes andere Säugethier, und darunter mehrere einen halben Zoll lang aus der Kinnlade hervorstehende besitzt. Zum Schutze seiner Jungen sperrt es allenfalls den mächtigen Rachen auf und klappt die Zähne knurrend zusammen, doch macht es niemals auch nur den geringsten Versuch zum Beißen. Sogar wenn es in einem engen Loche sitzt und durch den Gebrauch seiner Zähne den stärksten Hund sehr leicht abhalten könnte, läßt es sich doch ohne Widerstand von einem kleinen herausziehen und tödten. Das gewöhnliche, weißgrau und nur auf dem Rücken und an den oben erwähnten Theilen dunkler aussehende Opossum, läuft nie anders als im schnellen Schritt, dagegen giebt es noch eine Abart (die Amerikaner nennen sie black opossum, schwarzes Opossum), welche außerordentlich schnell läuft und sogar Sprünge macht, wie Hasen.

Der Schaden, welchen diese Thiere dem Farmer zufügen, ist unbeschreiblich, weil sie sich nicht allein ganz in der Nähe der Landhäuser, sondern in den Gebäuden selbst und unter Heu-, Stroh- oder Holzhaufen u. s. w. verbergen und mit der größten Frechheit des Nachts das Geflügel erwürgen.

Man sagt, daß sie blos das Blut aussaugen, das Fleisch aber liegen lassen; doch ist dies nicht der Fall, weil Thiere von ohngefähr funfzehn bis zwanzig Pfund Gewicht, welche noch überdies gewöhnlich sehr fett sind, mehr Blut saugen müßten, als den Opossums zur Verfügung steht.

Gute Hunde besorgen den Opossumfang in der Nähe der Farms auf eignen Antrieb und werden, wenn man sie nur einigermaßen unterstützt, außerordentlich zuverlässig in dieser Beziehung; Hühnerhunde müssen in der Regel erst dazu abgerichtet werden. Hört man bei Tage oder bei Nacht auf den Höfen, in den Feldern oder in der Nähe derselben ein besonders anhaltendes, eifriges und heftiges Gebell und Geheul, so muß man unverdrossen mit Art und Flinte sich an den Ort desselben begeben und das Raubthier durch Schuß, Hieb oder Krätzer in den Bereich der Hunde bringen und tüchtig beißen, ja um diese recht scharf zu machen, es wo möglich von ihnen zerreißen lassen. Da sich jedoch die Opossums so außerordentlich vermehren und sich tiefer im Walde durch Klettern und Verkriechen ihren vierfüßigen Feinden häufig entziehen, so ist dringend nothwendig, auch zuweilen Jagden auf dieselben anzustellen. Am Tage finden sie die Hunde durch den Geruch in hohlen aufrechtstehenden und am Boden liegenden Bäumen, Erdhöhlen, unter dürren Reisighaufen und in Eichhörnchennestern. In den letztern kann man ihre Gegenwart meistens von unten erkennen, insofern die kleinen Ruheplätzchen ihren dicken Körper nicht ganz verbergen. Ein Schuß bringt sie in der Regel zu Boden oder wenigstens in die Aeste. Untersucht man Höhlungen in Bäumen oder im Boden mit Stöcken und findet viel dürres Laub darin, so kann man versichert sein, daß sich Opossums in denselben aufhalten, und wenn sie mit Schrot oder Kugel nicht zu erreichen sind, das Aus-

hacken mit der Art aber zu mühsam erscheint, so brennt man sie aus. Nähert sich ihnen das Feuer, so kommen sie gewöhnlich langsam zum Vorschein, sehen sich stumm rings um (die dunklen ausgenommen, welche nicht selten unvermuthet entkommen) und lassen sich wie ergebene Märtyrer todtschlagen oder beißen.

Ein scharfes, spitzes Eisen mit stumpfen Widerhaken, welches man mit einem festen, durch zwei daran angebrachte Löcher gezogenen Bindfaden an einen Stock von beliebiger Länge befestigen kann und in geraden Höhlungen dem versteckten Thiere in den Körper stößt, ist unstreitig das zweckmäßigste Mittel, um dieselben schnell hervorzuziehen. Es erspart außerordentlich viel Zeit und Mühe und kann leicht in der Tasche mitgeführt werden. Aus Erdhöhlen sind die Opossums sowie alle andern Thiere fast niemals herauszubringen, weil jene stets unter den Wurzeln der größten Bäume angelegt sind; man hat daher nicht allein schwer und stets durch die zähesten Holzfasern verhindert zu graben, sondern auch unausgesetzt zu hacken. Die Erdröhren laufen ohne Ausnahme in gekrümmter und abwechselnd auf- und abwärts gebogener Richtung, so daß sie sowohl die Anwendung des Hakens, des Schusses, als auch des Feuers verhindern. Weiß man, daß ein Raubthier in einer solchen Höhle verborgen ist, so erlegt man es am leichtesten auf dem Anstande.

Da die Opossums, wie oben erwähnt, Nachtwandler sind und sich durch keine Kälte vom Spazierengehen abhalten lassen, so kann man versichert sein, ihrer habhaft zu werden, wenn man Nachtjagden bei Mondschein anstellt. Man schüttelt sie gewöhnlich von den Bäumchen herab, auf welche sie sich vor den Hunden zurückziehen. Meistens trifft man sie einzeln, und nur selten mehrere zusammen.

Es giebt viele Personen, welche ihr Fleisch gern essen und behaupten, es schmecke ähnlich, aber noch besser, als Spanferkel, wenn es wie dieses gebraten, oder vielmehr gebacken sei, nachdem es abgezogen und vorher gehörig gefroren war. Der widerliche Geruch dieses rohen Fleisches

iſt aber ſo abſchreckend, daß Viele es ſogar den Schweinen vorwerfen. Mit dem Felle iſt nichts anzufangen, inſofern es fingerdick und ſehr fett iſt und Monate lang hängen und wohl verwahrt ſein muß, wenn man es behufs des Ausſtopfens trocknen will. Ob künftige Generationen von den wolligen Haaren einmal Gebrauch machen werden, iſt ſchwer vorauszuſehen, vor der Hand aber ſtehen ſie ſo wenig in Nachfrage, daß ſie ſammt der Haut weggeworfen werden.

Die Verſtellungskunſt des Opoſſums iſt, wie die Schlauheit der Füchſe allgemein bekannt, ſo daß man einen betrügeriſchen, ſich arg verſtellenden, ſcheinheiligen Menſchen ein Opoſſum oder Poſſum nennt. Ein Naturforſcher erzählt hierüber Folgendes:

„Nachdem ich mir bereits viele vergebliche Mühe gegeben hatte ein unverſehrtes Opoſſum behufs anatomiſcher Unterſuchungen zu erhalten und über meinen übrigens ausgezeichneten Hühnerhund wiederholt in eine wahre Berſerkermelancholie gerathen war, weil er ſich nur mit dem Aufſpüren genießbarer Gegenſtände, aber nicht mit dem von Raubthieren abgeben wollte, ſah ich letzteren in einer ſternenhellen Aprilnacht nach einem friſchgepflügten Stück Feld laufen, ſich kurze Zeit an einer Stelle deſſelben aufhalten und dann zu mir zurückkommen. Dies Benehmen fiel mir auf und veranlaßte mich, nach dem Grunde deſſelben zu forſchen. Als ich mich der durch den Hund bezeichneten Gegend näherte, ſah ich etwas Weißes liegen und erkannte den Gegenſtand bald für ein Opoſſum, welches halbgekrümmt, mit weit geöffnetem Rachen regungslos auf der Seite lag. Der Gedanke an die funfzig und der Anblick von einer hinreichenden Anzahl dieſer dräuenden und grimmigen Zähne erfüllte meine dicken Jagdſtiefeln mit heiliger Scheu, denn was ich von der Liſt dieſer Thiergattung gehört, veranlaßte mich anzunehmen, daß es noch lebe, allein daß es nicht einmal die Entfernung des Hundes zur Flucht benutzt hatte, brachte mich auf den Gedanken, daß es irgend eines Todes geſtorben ſei.

Der Vorſicht gemäß zu handeln war unter dieſen Um-

ständen dringend rathsam, und da ich mit der frommen Ergebung des scheinheiligen Thieres in verzweifelten Fällen noch nicht bekannt war und mich nach keinem Tanzunterricht sehnte, so gab ich ihm einige belebende Tritte, ohne daß dadurch auch nur das geringste Lebenszeichen hervorgebracht worden wäre. Obschon ich nun berechtigt war, es für ganz todt zu halten, zog ich vor, ihm den Krätzer in den Schlund zu schrauben und es am Ladestocke nach Hause zu tragen. Anfangs ging das Drehen auch recht leidlich von Statten, allein bald fühlte ich, daß der Ladestock festgehalten wurde, und sah, daß das Opossum denselben mit den Zähnen festhielt. In der Meinung, daß es vielleicht von Hunden gebissen oder durch einen Schlag dem Tode nahe gebracht worden und daß das Schließen des Mundes, welcher sich nach Entfernung des Ladestockes sogleich wieder öffnete, das letzte schwache Lebenszeichen gewesen sei, und um zu versuchen, ob ich, ohne gebissen zu werden, es wagen dürfe, es nach Hause zu tragen, blies ich ihm Tabaksrauch in das Gesicht und hielt ihm die brennende Cigarre mehrmals an die Nase, ohne daß es sich auch nur im Geringsten regte.

Nach allen diesen verschiedenen Proben faßte ich vorsichtig den Schwanz des Thieres und trug es mit halb ausgestrecktem Arme so fern von meinem Körper, als möglich, damit es nicht, wie schon häufig todtgeglaubte Füchse gethan, nach Luft schnappend, Fleisch von meinem Fleisch packen sollte. Mir selbst unbemerkt hatte die Schwere seines Körpers den glatten Schwanz fast schon gänzlich meiner ermüdeten Hand entzogen, da fühlte ich, wie das letzte Ende desselben sich langsam, aber fest über meinen Daumen bog und so das Herabfallen des anscheinend leblos herabhängenden Opossums verhinderte. Ich muß gestehen, diese Hülfleistung war mir sehr willkommen, denn ohne dieselbe wäre der Schwanz gewiß öfters meinen Fingern entschlüpft, da ich meine Last über eine halbe Stunde weit zu tragen hatte. Zu Hause angelangt warf ich das Thier auf die Erde, ging in ein Zimmer und rief nach Licht, hörte aber auch schon

im nächsten Augenblicke die Hunde auf der andern Seite des Hauses bellen, Etwas herumzausen und fand mein Opossum nicht mehr. Sogleich begab ich mich auf den Kampfplatz und erblickte einen Hofhund, welcher Letzteres beim Fluchtversuche ertappt hatte und kräftig am Fell schüttelte. Auf Zureden ließ er sogleich los und da lag das an der Brust durch die letzten Bisse übel zugerichtete Thier wieder regungslos, ein Bild des Todes.

Ich hob es auf, legte es in die Mitte eines erleuchteten Zimmers und beobachtete es durch die Oeffnung der nicht völlig geschlossenen Thür. Nachdem es längere Zeit vollkommen ruhig liegen geblieben war, erhob es vorsichtig den Kopf nach der einen, dann nach der andern Seite, und als es sich für unbeobachtet hielt, fing es an, behende umherzulaufen, an allen Wänden einen Ausweg zu suchen, an Stühlen und dem Bett in die Höhe zu steigen u. s. w.; in dem Augenblicke jedoch, wo ich in das Zimmer trat, blieb es, wie versteinert stehen und fiel, als ich es anrührte, sogleich wieder in seine gekrümmte Seitenlage mit offenem Maule, aus der es Nichts, nicht einmal Cigarrennasenversuche oder Nadelstiche mit obligaten Rippenstößen, zu bringen vermochte. Kaum hatte ich mich indessen wieder eine kleine Weile aus dem Zimmer entfernt, so wurde das Opossum wieder sehr lebhaft, stellte sich aber auch nach meinem Wiedereintritte sogleich todt, und benahm sich überhaupt wie das erste Mal. Nachdem ich ihm jedoch nochmals Gelegenheit zur Auferstehung gegeben und mich ihm plötzlich wieder genähert hatte, ließ es sich nicht mehr stören, und lief ohne alle Hoffnung, mich ferner täuschen zu können, ganz unbefangen umher, wie ein Hund, welcher ein Mäuschen im Zimmer sucht. Ich gab ihm Gelegenheit, in eine leere Kiste zu kriechen, verschloß diese mit dem Deckel und ließ mich in meiner Nachtruhe durch das unaufhörliche Kratzen und Laufen des Gefangenen nicht stören.

Am nächsten Morgen übernahm ein Arbeiter das etwas unwaidmännische Geschäft, dem abermals scheintodten Opossum durch einen Schlag auf den Kopf, welcher diesen völlig

zerschmetterte, die Verstellungskünste zu vertreiben. Nichtsdestoweniger lebte es noch über eine halbe Stunde. Zu meiner Freude sah ich, daß es ein Weibchen war und zwölf blinde, nackte Junge, so groß wie Mäuse in seiner Hauttasche trug."

Bis sie die Größe halbwüchsiger Ratten erlangt haben, verlassen sie die Tasche der Alten nie und auch dann nur, um mit engverschlungenen Schwänzen, ein treues Abbild des Rattenkönigs, auf ihrem Rücken spazieren zu reiten. Jung gefangene Opossums verrathen in Gesellschaft der Menschen durchaus keine Furcht, und klettern sogar, wie junge Katzen, auf letzterem herum, allein wirklich gezähmt können sie niemals werden, denn gleichviel ob jung oder alt an die Gefangenschaft gewöhnt, benutzen sie doch stets, wie die sogenannten zahmen Füchse, die erste dargebotene Gelegenheit zur Flucht.

Das wilde Schwein in Amerika.

Es giebt in Centralamerika zwei Arten wilder Schweine — den „Javalino", eine große Eberart, und den „Savalino", ein kleines schwarzes oder dunkelbraunes Schwein, das in England unter dem Namen des Bisamschweines bekannt ist. Beide Arten leben gemeinschaftlich und vereinigen sich zu großen Heerden, wahrscheinlich um sich gegenseitig gegen wilde Thiere zu schützen. Die letztere Art, die dem englischen Schweine ziemlich ähnlich ist, hat auf dem Rücken hinter dem Wiederrist einen Klumpen, welcher unmittelbar, nachdem man das Thier getödtet hat, beseitigt werden muß, wenn nicht das Fleisch im höchsten Grade ekelhaft werden soll.

Dem ersten Savalino, welchen ich erlegte, wurde sogleich, nachdem er gefallen war, jener Klumpen ausgeschnitten, worauf ich das Thier auf mein Pferd warf, es nach meinen Ranchos brachte und eine Keule abschneiden und braten ließ. Nie wurde einem hungrigen Jäger eine kleine Schweinskeule von köstlicherem Ansehen vorgesetzt; aber kaum hatte ich meinen Hunger gestillt, als mir der zurückbleibende Moschusgeschmack für mehrere Stunden eine Uebelkeit verursachte, wie ich sie fast noch nie empfunden hatte, so daß mir seitdem selbst der bloße Anblick von Schweinefleisch im höchsten Grade zuwider war. Sobald eines dieser Thiere geschossen wird, laufen die anderen so schnell als möglich

davon, so daß sich selten ein zweites erlegen läßt; eine ganz andere Gewohnheit haben dagegen die größeren und wilderen Schweine der ersten Art, denn sie versammeln sich um den gefallenen Gefährten und versäumen dann keinen Augenblick, sich wenn es möglich ist, an dem Angreifer zu rächen, und sie fürchten weder Menschen noch Thiere.

Wenn man einen Javaline vom Pferde herab erlegt, so ist es das Beste, so schnell als möglich davonzusprengen und erst nach einer Stunde, während welcher Zeit die Thiere sich gewöhnlich aus dieser Gegend des Landes entfernt haben, mit dem nöthigen Beistand zur Hinwegschaffung der schweren Beute nach der Stelle zurückzukehren. Begegnet man einer solchen Heerde zu Fuß und in einer offenen Gegend, so wird es jederzeit das Rathsamste sein, ihr aus dem Wege zu gehen und sie ungestört zu lassen. Im Walde ist dies zuweilen eine ganz andere Sache, wie folgende Begebenheit zeigen wird.

Ich jagte eines Tages mit einer Doppelflinte bewaffnet, die in dem einen Laufe mit einer Kugel, in dem andern mit Schroot Nummer Zwei geladen war, allein und zu Fuß in einer für dieses Land ziemlich offenen Gegend, als plötzlich in einer Entfernung von ungefähr sechzig Schritten ein großer Eber zum Vorschein kam. Da er scheinbar allein war, so legte ich an und schoß ihn nieder. Er grunzte laut und wüthend als die Kugel ihn niedergestreckt hatte, und augenblicklich brach aus dem dichteren Gebüsche hinter ihm eine große Heerde von Ebern und Säuen hervor, die erst den Gefallenen einige Augenblicke ansahen und dann wüthend auf mich eindrangen; aber sie kamen etwas zu spät, denn sobald ich sie erblickt hatte, war ich nach einem Baume gelaufen und hatte, mit gewaltiger Anstrengung hinankletternd, eben zwei auseinander laufende, ungefähr zehn Fuß über dem Boden erhobene Zweige erreicht, als die ganze Heerde grunzend und quickend an dem Fuße des Baumes anlangte. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich auf diese Weise auf einen Baum getrieben worden war und ich konnte nicht umhin, über das komische Bild zu lachen, das ich, von

S. 169.

Das wilde Schweinen in Amerika

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

einer Heerde Schweine belagert, in diesem Augenblicke abgeben mochte. Aber die Sache war bald nicht mehr zum Lachen, denn die Geduld der Thiere zeigte sich ausdauernder, als ich erwartet hatte. Sie umlagerten in einer Entfernung von ungefähr zwanzig Schritten den Baum und bewachten mich mit ihren kleinen blinzenden Augen, als hätten sie sagen wollen: „Warte nur, du entgehest uns nicht.“ Als ich sah, daß eine regelmäßige Belagerung beabsichtigt wurde, begann ich als alter Soldat den Zustand und die Hülfsmittel meiner Festung zu untersuchen und erwog, welche Aussicht auf Beistand von außen her vorhanden war. Die Vertheidigungswerke selber bestanden aus vier nach verschiedenen Richtungen laufenden Aesten, die der Besatzung ein sicheres Asyl boten, so lange diese wachsam war und sich nicht dem Schlafe überließ: Waffen, Kriegsvorrath und Zehrbedarf bestanden aus einer Doppelflinte, einem ziemlich vollen Pulverhorn, hinreichenden Zündhütchen, einigen Ladungen Schroot, aber nur zwei Kugeln, aus einem Messer, Stahl und Feuerstein, einem Stück harter geräucherter Zunge, einer Flasche Rum und Wasser und einer Anzahl Cigarren. Was den Beistand von außerhalb anlangte, so war hierauf kaum zu rechnen, obgleich in einer Entfernung von einer Viertelstunde eine breite Fährte vorüber führte; von einem Ausfall konnte nicht die Rede sein und ich machte es mir daher, wie es jeder andere in meiner Lage gethan haben würde, so bequem als möglich, nahm einen kleinen Schluck aus meiner Flasche, brannte mir eine Cigarre an und beobachtete meine vierbeinigen Belagerer — neugierig, wann sie es müde werden würden, mich zu beobachten. Aber es verging Stunde auf Stunde, und da keine Aussicht vorhanden zu sein schien, daß die Schweine endlich einmal die Geduld verlieren könnten, so verlor ich natürlicherweise die meinige. Die Bestien wichen und wankten nicht; sie behaupteten ihre Stellung und nur dann und wann gingen einige zu dem gefallenen Gefährten, um ihn anzusehen, und kehrten grunzend auf ihren Posten zurück, als hätten sie ihr Verlangen nach Rache neu angefrischt. Das wenige Blei, das ich besaß, mußte ich

allerdings für den Nothfall aufsparen, da aber Pulver und Zündhütchen in hinreichender Menge vorhanden waren, so schien es mir ein guter Plan zu sein, in kurzen Zwischenräumen mit bloßem Pulver zu schießen und jedem Schusse ein lautes Geschrei folgen zu lassen, was der gewöhnliche Ruf nach Beistand war. Da der eine Lauf meiner Flinte noch mit Schroot geladen war, so nahm ich einen besonders wüthend aussehenden Eber auf's Korn, der eben von einem seinem gefallenen Freunde abgestatteten Besuche zurückkehrte und grunzend zu mir emporsah, und feuerte ihm in einer Entfernung von ungefähr zwanzig Schritten die volle Ladung in das grimmige Angesicht. Der Erfolg übertraf alle meine Erwartungen, denn der Eber wendete sich um und suchte so schnell als möglich und mit furchtbarem Geschrei das Weite; die übrigen stürzten sich zwar in dem ersten Augenblicke, wo sie den Schuß vernahmen, wie wüthend nach dem Stamme des Baumes, wurden aber durch das Geschrei ihres Gefährten schnell wieder zurückgerufen und die ganze Heerde jagte ihm nach, mit einem Lärm wie ich noch nie gehört hatte. Ich blieb noch einige Minuten auf meinem Baume sitzen, bis wieder alles still und ruhig geworden war, lud dann meine Läufe sehr sorgfältig mit Kugeln, schlüpfte von dem Baume herab und lief in einer Richtung, die derjenigen, welche die Thiere eingeschlagen hatten, gerade entgegengesetzt war, so schnell als meine Beine mich tragen konnten, davon.

Einige Stunden später begaben sich einige von uns zu Pferde nach der Stelle, wo ich den Eber erlegt hatte, zerschnitten ihn, weil er so groß war, daß er sich im Ganzen nicht fortschaffen ließ, und brachten die Beute nach Hause. Es war ein großes starkes Thier, schien aber leichter und weniger plump gebaut zu sein als der deutsche oder spanische Eber; seine Farbe war weniger scheckig, sondern vielmehr schmutzig gelbbraun und auch die Borsten waren, wahrscheinlich in Folge des warmen Klima's, von weit geringerer Stärke. Wir hatten nicht die Mittel bei der Hand, das Thier genau zu wiegen, aber wir schätzten sein Gewicht auf

ungefähr dreihundert und fünfzig Pfund, was dem Gewichte eines ausgewachsenen und wohlgenährten europäischen Ebers allerdings nicht gleichkommt. Die Fangzähne waren lang, spitzig und sehr scharfschneidig und das ziemlich harte Fleisch — ich erlegte diesen Eber vor dem Genusse jener Schweinskeule — hatte einen angenehmen Geschmack. Wäre der Kopf den geschickten Händen eines deutschen oder Straßburger Künstlers überlassen worden, so würde er wahrscheinlich einem westphälischen Schweinskopf nichts nachgegeben haben.

Eine Wolfsjagd in Rußland.

Der Winter 1850—1851 war ziemlich hart in seinen Vorwehen. Schon gegen Mitte September begannen die Wölfe uns sehr unwillkommene Besuche in den Dorfschaften abzustatten und Schafe, junge Rinder und selbst zwei- bis dreijährige Bullen in den Hofräumen ohne Rücksicht auf die zahlreichen Steppenhunde zu verzehren. Jede Nacht hörten wir die schauerliche Musik der Wölfe unter unseren Fenstern, jeden Morgen spürten wir denselben nach, ohne in den dichten, hauptsächlich mit starkem Unterholze bestandenen Wäldern zu Schusse kommen zu können. Endlich nahte die Zeit des Vollmondes, zu gleicher Zeit aber wuchs die Gefahr; nicht selten begegneten rückkehrende Bauern zehn, auch wohl funfzehn Wölfen, welche trotz des Geläutes der Pferde in kurzer Entfernung die Schlitten anfielen und wohl gar bis in's Gehege des Dorfes verfolgten.

In einer munteren Gesellschaft, zu der auch ich gehörte, kam das Gespräch auf Jagd und natürlich auf Wölfe; die Köpfe erhitzten sich ein wenig und Herr K. schlug vor, eine Jagd zu veranstalten, indem er zugleich in polnischer Sprache, die ich, wie er glaubte, nicht verstand, seinen Landsleuten K. und M. das Vergnügen vorstellte, wenn der „Deutsche", wie sie mich nannten, sich ungeschickt benehmen würde. Das Rendez-vous wurde festgesetzt und am folgenden Tage gegen ½4 Uhr Abends nahm ein geräumiger Schlitten unsere

Gesellschaft, aus vier Personen bestehend, auf, und führte uns bei leichtem Schneegestöber der Waldgränze zu. Vier tüchtige Hengste zogen das leichte Fuhrwerk; ein Spanferkel, in einen Sack gebunden, lag im Schlitten, hinter welchem an einer kaum zwanzig Schritt langen Leine ein Heusack herschleppte. Unsere Costüme waren mehr als komisch: kurze Pelze, hohe Stiefel, Burka's aus der Kraine und aus Smyrna Shawls — Alles war bunt durcheinander gemengt, und nur an Waffen herrschte Ueberfluß; denn außer einer Doppelflinte waren noch Pistolen und lange Tscherkessen-Flinten zu einem wahren Arsenal aufgestapelt. Ich selbst trug ein Paar alte Kuchenreuter im Gürtel, einen Tscherkessen-Dolch an der Seite und führte eine schwere Doppelflinte, die mit doppelten Kugeln geladen war. Unser Fahrzeug sah also toll genug aus, und der bärtige Kutscher lächelte ironisch genug, als er uns einsteigen sah und mit Mühe seine breitgespannten Pferde im Zügel hielt.

Kaum waren wir in der Nähe des langen Waldsaumes und unter dem Winde angelangt, als unser armes Spanferkel der Gegenstand einer wahren Thierquälerei wurde und durch seine kläglichen Töne unseren Ohren einen sehr unangenehmen Schmaus bereitete. Die Pferde wurden in einem kurzen Trabe gehalten, und bald ertönte ein Echo aus den Tiefen des Waldes, welches dem Jäger willkommen war. So war es sechs Uhr geworden, und der Mond stand hell und eisig klar am Himmel, durch ein leichtes Schneegestöber kaum verschleiert. Plötzlich spitzten unsere Pferde die Ohren, begannen zu schnaufen, und zugleich bemerkten wir dunkle Gestalten mit blitzenden Augen in der Waldlisiere, die uns in gemessenen Galoppsprüngen begleiteten — vorweg eine alte Wölfin. Unsere Gewehre wurden bereit gehalten, kein Wörtchen unterbrach den eintönigen Hufschlag der Pferde — da zeigte sich die Wölfin außerhalb des Waldes und nahte sich mit Kreuz- und Quersätzen dem Heusacke. M. hob die Flinte zum Schusse — doch wohl wissend, daß der Fall der Wölfin uns die ganze Heerde auf den Leib gebracht haben würde, griff ich noch rechtzeitig zu, riß das Gewehr in die

Höhe und sagte meinem Gefährten: Es ist die Wölfin! Diese Aeußerung rief neue Satiren auf den Deutschen hervor, die ich scheinbar nicht verstand. Durch die Ruhe im Schlitten dreister gemacht, kamen die Wölfe uns näher und näher, und deutlich konnte ich funfzehn Stück zählen, während im Waldsaume deren noch viele flüchtig vorüberhuschten. Meine Gefährten begannen die Sache bedenklich zu finden: doch der Deutsche hatte Revanche zu nehmen, und ein guter Schuß legte auf zwanzig Schritte einen tüchtigen Wolf zu Boden. Auf meinen Befehl hielt der Kutscher an, und ich machte mich bereit, auszusteigen, um meine Beute zu holen, als meine Genossen mich zu überreden suchten, dieselbe aufzugeben. Ich dagegen ersuchte sie, dem Deutschen nur den Rücken frei zu halten, zog meinen Dolch mit der linken Hand, und mit gespanntem Hahne des noch geladenen Laufes ging ich auf den Wolf zu. Dieser war völlig verendet; die übrigen Wölfe, durch den Schuß kaum erschreckt, saßen auf dreißig Schritt heulend im Kreise, und als ich mein Wild in den Schlitten schleppte, wagte keiner heranzukommen. Im Schlitten angekommen, wechselte ich meinen Platz mit M. und begann meine Flinte zu laden; hiermit noch beschäftigt, höre ich einen Schuß fallen und sehe die Wölfin, wund geschossen, sich im Kreise umherdrehen. In demselben Augenblicke stürzten alle Wölfe auf die Führerin der Heerde, berochen dieselbe, und wenige Sekunden nachher war unser Schlitten von Wölfen umringt. Die Pferde begannen zu steigen, wichen nicht von der Stelle, schlugen und bissen nach den an ihnen hinaufspringenden Wölfen — meine Gefährten wurden sehr unruhig; kurz, ein wahres Chaos begann in unserem Fahrzeuge zu herrschen. Ich weiß nicht, woher es kam, daß mich meine Kaltblütigkeit keinen Augenblick verließ. Ich stieg auf die Deichsel und von dort auf das Sattelpferd, indem ich hoffte, dasselbe und zugleich die anderen zum Vorwärtsgehen zu bewegen. Umsonst. Ein riesiger Wolf sprang an seinem Kopfe empor und erhielt eine ganze Pistolenladung in den Rachen. Da ich nun wohl einsah, die Pferde würden nicht vorwärts gehen, so stieg ich

von Neuem auf die Deichsel; doch ein Stoß des Handpfer-
des warf mich vor die Pferde und mitten zwischen einige
Wölfe, die augenblicklich auseinanderstoben. Kaum hatte ich
mich erhoben, als ich eben noch Zeit hatte, durch einen Pi-
stolenschuß einen Wolf zu expediren; doch nun war ich ledig-
lich auf meinen Dolch beschränkt. Ein stechender Schmerz
in der linken Schulter bewies mir, daß meine dicke griechische
Seemanns-Burke kein genügender Schutz gegen Wolfszähne
sei; doch mein langer Tscherkessen-Dolch that mir treffliche
Dienste und öffnete mit einem Schnitte den Leib meines
Gegners. Alles dieses hatte kaum drei Minuten gedauert,
und ich retirirte nun gegen den Schlitten, aus dem unter-
dessen ein wahres Tirailleurfeuer unterhalten worden war,
an dem ich mich nunmehr gleichfalls betheiligte und aber-
mals einen Wolf, den fünften, erlegte. Endlich wichen
unsere Gegner nach dem Walde zurück; ich hatte unterdessen
geladen und wollte nun unsere Beute in Sicherheit bringen.
K., der denn doch zum deutschen Phlegma Vertrauen ge-
wonnen hatte, begleitete mich, und nachdem wir einige ma-
rodirende Wölfe abgefangen hatten, brachten wir noch acht
Stück in unseren nun sehr eng gewordenen Schlitten. Die
Pferde zogen an, und in gestrecktem Laufe ging es nach
Hause.

Im Allgemeinen ist die Wolfsjagd nicht gefährlich; nur
rathe ich einem Jeden, einen breitspurigen leichten Schlitten
mit guten alten Pferden zu wählen und während der letzten
Hälfte des Decembers und Anfangs Januar diesem Ver-
gnügen lieber ganz zu entsagen, oder aber in der Nähe der
Dörfer auf den Anstand zu gehen.

Wie sehr aber allzugroße Dreistigkeit auch bei dieser
Art von Waidwerk Gefahren herbeiführt, das möge nach-
stehende Geschichte beweisen, welche ich aus dem Munde
eines russischen Bauers habe, der sich in der bedenklichsten
Lage befunden hatte.

Der Winter war hart, die Wölfe zeigten sich in großen
Massen, der Bauer, gelockt durch die von der Regierung ge-
zahlte Prämie von einem Ducaten pro Schnauze, grub sich

in einer Lichtung des Waldes eine Erdhütte mit Schußspalten, deckte sie mit Balken und Erde ein, umgab sie mit einem Graben und befestigte ein Kalb vor seiner Schußspalte. Des Abends begab er sich allein, bewaffnet mit einer Muskete und reichlichem Vorrath an Pulver und Posten, mit seinem Beile, dem unzertrennlichen Begleiter des russischen Bauers, in seine Hütte und begann zu lauern.

Kaum war der Mond aufgegangen, so bemerkte er einzelne Wölfe, welche seine kleine Festung zu recognosciren schienen, dann verschwanden und in größerer Zahl zurückkehrten. Kaum waren sie schußgerecht, als mein Bauer sein Feuer eröffnete und eine Zeit lang mit jedem Schusse einen Wolf erlegte. Doch bald wurden seine Gegner zahlreicher; das Kalb reizte ihren Appetit, sie erstiegen das Dach der Erdhütte, zerrissen das Kalb und begannen sich nach innen durchzugraben — Pulver und Blei waren ausgegangen, und ängstlich harrte der Bauer, das Beil in der Faust, auf seine eindringenden Gäste, bis der Morgen einen Convoi Fuhrleute nicht weit davon vorbeiführte, deren Geläute die Wölfe verscheuchte und welche den armen Jäger befreiten. Achtzehn Wölfe lagen todt vor der Hütte, aber der Bauer verschwor sich, nie wieder eine ähnliche Jagd zu unternehmen.

Die Jagd der Enare-Lappen auf Bären, Füchse, Rennthiere und Schneehühner.

Da die Jagd auf Bären unstreitig die schwierigste und gefährlichste ist und die meiste Gewandheit, Geistesgegenwart und Kühnheit erfordert, so gebührt der Schilderung, wie die Enare-Lappen eine solche anstellen, auch der Vorrang vor allen übrigen.

Wenn der Winter herannaht und Schnee oder Reif die Gefilde bedeckt, begeben sich die Bärenjäger nach den Gegenden, wo die Bären sich ihr Lager zu bereiten pflegen. Haben sie ein solches gefunden, so hauen sie mit der Art einige Zeichen in die benachbarten Bäume und markiren bei ihrem Weggang aus dem Walde auf dieselbe Weise auch mehrere andere Stämme, damit sie demnächst das Lager, ohne weiter zu suchen, wieder auffinden können. Sobald dann der Winter mit starker Kälte und tiefem Schnee erscheint, begiebt sich der Jäger mit einem oder zwei Kameraden nach den von ihm aufgespürten Bärenlagern. Jeder ist mit einer gezogenen Büchse,*) einem Bärenspieß — eine vier Ellen lange und mit Eisen beschlagene Birkenstange — und einer Art bewaffnet. Gewöhnlich nimmt man auch

*) Die Enare-Lappen sind vortreffliche Schützen, selten verfehlt eine Kugel ihr Ziel, und wenn die Entfernung auch noch so bedeutend ist.

einige der kleinen zottigen lappländischen Hunde mit. Sind die Jäger an dem bestimmten Orte angelangt, so suchen sie sogleich das nunmehr mit Schnee bedeckte Lager auf, und während derjenige, welcher die Jagd leitet, sich mit der Büchse in der Hand und dem Spieß an der Seite gerade dem Platze gegenüberstellt, wo er den Bären hat hineingehen sehen, postiren sich seine Kameraden zur Linken und zur Rechten des Lagers. Man versucht nun den schlafenden Bären zu wecken und zu beunruhigen, dadurch daß man von beiden Seiten mit dem Spieß, oder wenn dieser zu kurz ist, mit einer zu diesem Zweck zugespitzten langen Stange in das Lager hineinsticht. Kommt der aufgestörte Zottenträger nun hervor, so empfängt er gewöhnlich zuerst einen tüchtigen Stirnschlag von der Art dessen, der sich neben den Eingang zu seinem Schlafgemach gestellt hat; der mit gespanntem Hahn vor dem Loch stehende Schütze aber senkt seine Büchse und spart den Schuß auf, bis daß sich eine günstigere Gelegenheit darbietet.

Dem Unkundigen scheint es auffallend, daß die Jäger nicht sogleich den Bären zu tödten suchen, sobald er aus seinem Schlupfwinkel hervorschaut; allein eine lange Erfahrung hat dieselben äußerst vorsichtig gemacht, denn es ereignet sich sehr oft, daß sich nicht nur ein Bär in dem Lager befindet, sondern daß man eine alte Bärin mit einem oder zwei halb ausgewachsenen Jungen darin antrifft. Dies ist der Grund, weshalb der Jäger zum Anfang nur mit der Art „vorfühlt" und sein Pulver und Blei so lange spart, bis er desselben wirklich bedarf.

Hat der Bär von der Art einen kräftigen Schlag vor die Stirn bekommen, so zieht er sich augenblicklich zurück, da er aber von beiden Seiten oder von rückwärts fortwährend zugleich beunruhigt wird, so vermag er es in seinem Lager nicht auszuhalten. Er stürzt in wilder Wuth aus der Höhle hervor und sucht sich durch die Flucht zu retten. In demselben Augenblick, wo er seinen Schlupfwinkel verläßt, werden die Hunde, welche bis dahin zusammengekoppelt waren, losgemacht. Der Muth, welchen diese bei einer solchen Ge-

legenheit beweiſen, iſt im höchſten Grade bewundernswerth; denn obgleich ſie im Allgemeinen nicht größer ſind als ein gewöhnlicher Mops, ſo tragen ſie doch kein Bedenken, blind auf das gewaltige rieſige wilde Thier loszuſtürzen, und dies letztere läßt ſich in den meiſten Fällen von ihnen aufhalten. Sie bellen aus Leibeskräften und ſuchen den Bären in die Füße zu beißen, da ſie nicht viel höher hinaufreichen können. Dieſer vermag die Quälgeiſter endlich nicht länger zu ertragen. In vollem Lauf wirft er ſich plötzlich wieder herum und „zeigt ihnen ſeinen ſchwarzen Fauſthandſchuh.“ Die Hunde ziehen ſich darauf einige Schritte zurück, aber in einem Nu ſpringen ſie wieder vorwärts und bemühen ſich, das noch ganz ruhige Thier von hinten anzugreifen. Nach der Anſicht der Lappen iſt der Bär ganz beſonders um ſein Hintertheil beſorgt, und ſo wendet er ſich ſitzend von einer Seite auf die andere und ſchwingt ſeinen „Fauſthandſchuh“ unaufhörlich nach den ihn umhüpfenden Hunden; trifft er einen derſelben, ſo iſt der Tod die augenblickliche Folge ſeines Schlages.

Während dieſer Zeit hat der Büchſenſchütze ſich dem Bären auf eine Entfernung von funfzehn bis zwanzig Ellen genähert, welche er bei einer ſolchen Gelegenheit die „gehörige“ nennt, und nachdem er die treuen Hunde zurückgerufen, iſt er es insbeſondere, welcher die Aufmerkſamkeit des ſitzenden Bären auf ſich zieht. Er wirft nun mit einem lauten Schrei ſeine Mütze gegen den von den Hunden aufgereizten, wüthenden Bären, worauf dieſer mit gewaltigem Brummen ſich ernſtlich zur Wehr zu ſetzen beginnt und in aufrechter Stellung ſich zu einem Angriff auf ſeinen neuen Verfolger anſchickt. Aber jetzt iſt das Stundenglas des Bären ausgelaufen und in demſelben Augenblick, wo er ſeinen Anfall ausführen will, trifft ihn die Kugel des Jägers in's Herz. Gewöhnlich ſinkt er ſogleich todt zuſammen, mitunter ereignet es ſich aber auch, daß der Tod erſt nach einigen Minuten eintritt, und in dieſem Fall ſtürzt ſich das raſende Thier mit der letzten Kraft der Verzweiflung auf ſeinen Angreifer,

welcher es dann mit vorgehaltenem Spieß empfängt und durchbohrt.

Ein Lappe erzählte mir einst, daß sein Spieß bei einer derartigen Gelegenheit abgebrochen sei, und daß sich der Bär mit seiner ganzen Schwere auf ihn geworfen, ihn mit seinen Vorderfüßen umschlungen und in den tiefen Schnee niedergedrückt habe. „Indessen hatte ich meine volle Besinnung behalten" — sagte der Lappe — „und da ich überzeugt war, daß der Bär mit dem unvermeidlichen Tode ringe, und ich durch meine dicke Kleidung ziemlich geschützt war, so zog ich ruhig mein Messer und stieß es dem Thier in's Herz. Gleich darauf erschlafften seine angespannten Muskeln, der letzte Lebensfunke verließ ihn und ich kroch aus meinem unbequemen Lager hervor. Der Bär hatte mich indessen gezeichnet, und dies Andenken werd' ich zeitlebens behalten." Nach diesen Worten warf der Mann seinen Päski (Rock) ab und zeigte mir die tiefen Narben, welche ihm die starken Tatzen des Bären geschlagen hatten.

Als ich mich in Gnare befand, ereignete sich im nördlichen Theile der Lappmark Kittila ein Abenteuer, welches ich hier erwähnen muß, da es ein interessantes Bild von der Geistesgegenwart und Kühnheit der Eingebornen giebt.

Eines Tages war eine Lappländerin mit ihrem funfzehnjährigen Sohn zum Fischfang auf einen See hinausgefahren, und als ihre Arbeit beendet war, stiegen Beide an's Land und schritten zur Höhe des unbewohnten und mit dichtem Tannenwald bewachsenen Strandes empor. Oben angelangt, gewahrte die Frau unter einer großen Tanne einen ungewöhnlichen Haufen von Zweigen, Moos, Haide u. dgl., und da sich auch eine Oeffnung in demselben fand, so sah sie es als gewiß an, daß sie ein Bärenlager vor sich habe. Muthig und entschlossen, wünschte sie zu wissen, ob sich gegenwärtig ein Bär in demselben aufhalte, und ging deshalb zum Boot hinab und holte die darin liegende Axt und eine Büchse. (Die Frauen in den nordöstlichen Lappmarken führen auf ihren Wanderungen und Fahrten gewöhnlich Waffen mit sich, und man trifft unter ihnen nicht selten sehr geschickte

Kgl. Univ. Bibl.
Leipzig

S. 131

Die Jagd der Lapper auf Baren

Schützen.) Als ſie auf der Höhe des ſteilen Ufers wieder angelangt war, fällte ſie eine junge Tanne und ſpitzte das obere Ende derſelben zu, damit ihr Sohn vermittelſt dieſer Stange den Bären in ſeinem Lager aufſtören könne.

Die beiden ſchwachen Perſonen ſchritten nun zur Ausführung ihres kühnen Unternehmens. Nachdem ſich die Frau neben den Eingang des Lagers geſtellt, die geladene Büchſe zu ihrer Rechten auf den Boden gelegt und die Art zum Schlag erhoben hatte, gebot ſie ihrem Sohn, die Stange ſeitwärts in den Zweig- und Mooshaufen zu ſtoßen. Kaum hatte der Knabe dies gethan, als auch ſogleich ein Bär hervorſtürzte. Allein in demſelben Augenblick, wo dieſer den Kopf vorſtreckte, führte die Frau einen ſo kräftigen Hieb gegen ſeine Stirn, daß die Art in der letzteren ſtecken blieb und nebſt dem Bären verſchwand, welcher ſich unmittelbar nach dem Schlage in ſeine dunkle Höhle zurückzog. Der Knabe ſetzte indeſſen das Stoßen mit der Stange fort, als ſich aber nichts weiter im Lager regte, ſo beſchloß die Frau, auf's Gerathewohl eine Kugel in daſſelbe hineinzuſenden. Jener, welcher dem Ausgang dieſer Jagdſcene neugierig entgegenſah, verließ ſeinen Platz und ſtellte ſich neben ſeine Mutter.

Krachend fuhr der Schuß in das Lager, und gleich darauf ſtürzte ein junger Bär von der Größe eines Jagdhundes hervor und wollte mit raſchen Sprüngen entfliehen; der Knabe aber packte ihn entſchloſſen an dem einen Hinterbein und ſuchte ihn zurückzuhalten. Durch die heftige Wendung des Bären zur Seite, ward jener indeſſen genöthigt, ſeine Beute fahren zu laſſen, und das Thier ſtürzte den ſteilen Abhang hinunter in den See. Hierbei hatte daſſelbe ſich ſo ſtark an einem ſpitzen Stein verletzt, daß es dem Knaben ein Leichtes war, es mit Hülfe ſeiner Stange ſo lange vom Ufer zurückzuſtoßen, bis die Frau die Büchſe wieder geladen und auf den ſchwimmenden Bären abgeſchoſſen hatte. Dann beſtiegen Beide das Boot, tödteten ihn durch wiederholte Schläge mit der Stange, zogen ihn in das Fahrzeug, ruderten nach dem Ufer zurück und begaben

sich wieder nach dem Kampfplatz. Sie feuerten noch einen Schuß gegen das Lager ab und stießen von allen Seiten in dasselbe hinein; da aber alles still darin blieb, so beschlossen sie, den Zweig- und Mooshaufen auseinanderzureißen. Dies war eben keine leichte Arbeit; es gelang ihnen aber endlich, die Oeffnung so zu erweitern, daß sie in das Lager eindringen und ihre Beute fortschaffen konnten. Sie fanden die große Bärin todt ausgestreckt in demselben — die Axt steckte noch in der eingeschlagenen Stirn — und neben ihr lag ein zweites Junges, eben so groß wie das bereits erlegte.

Der rothe Fuchs, dessen Balg ein ungewöhnlich schönes, reiches und seidenweiches Haar hat, wird zwar sehr häufig in Fallen gefangen und durch Schießgewehre erlegt, allein die Enare-Lappen bedienen sich auch noch eines anderen Verfahrens, um in den Besitz seines schönen Balges zu gelangen. Von der Mitte bis zum Schluß des Monats Juni begeben sich die Lappen, welche diesem Erwerbszweige nachgehen, in die Wildniß, um die Fuchsbaue aufzusuchen, und da dies Wildpret in bedeutender Menge vorhanden ist, so kehrt jeder der Suchenden oft mit funfzehn bis zwanzig Stück heim. Man sperrt die gefangenen Thiere darauf in ein sogenanntes „Fuchshaus" ein, eine Art von Schuppen, der auf hartem Felsengrund errichtet ist, damit die Thiere den Boden nicht unterwühlen und auf diese Weise entkommen. Hier werden sie mit kleinen Fischen und den Ueberbleibseln gefüttert, welche von des Lappen Tische fallen. Gegen Ende des December oder zu Anfang des Januar, wenn der Balg am schönsten ist, wird die ganze niedliche Gesellschaft getödtet. Da ein Fuchsbalg aus Enare oder anderen eben so nördlich liegenden Lappmarken von den russischen Pelzwerthändlern oft mit fünfundzwanzig Thalern Reichsgeld bezahlt wird, und ich einmal selbst zweiundzwanzig lebende Füchse neben der „Winterstelle" eines Lappen in dessen „Fuchshause" gesehen habe, so kann man daraus schließen, daß dieser Erwerbszweig den armen Wald- und Fischer-Lappen mitunter ganz bedeutende Summen einträgt.

Der Lappe giebt auf das genaueste Acht, daß der Balg

in dem erwähnten Fuchshause keinen Schaden leidet, und da der äußerst reine Schnee im hohen Norden viel zur Entwicklung des Balges beiträgt, so ist das letztere so eingerichtet, daß der wirbelnde Schnee von allen Seiten durch die gegitterten Wände hereindringen kann.

In diesen Gegenden findet sich bisweilen auch eine Art Fuchs mit schwärzlichem Haar, welcher gewöhnlich „Kreuzfuchs" genannt wird. Der Balg desselben wird manchmal mit funfzig Reichsthalern Banko bezahlt. Noch seltener ist die schwarze, mit weißen Haarspitzen gezeichnete Art, der sogenannte schwarze Fuchs, dessen Balg zu den ersten Luxusartikeln in Rußland gehört und deshalb oft mit zweihundert Reichsthalern Banko bezahlt wird.

Die wilden Rennthiere werden im August und September gejagt, und um diese Zeit wandern so viele Schützen, als irgend ihre Wohnplätze verlassen können, nach den minder hohen Gebirgs- und Waldgegenden, wo sich jene Thiere im Winter und in den genannten Monaten aufzuhalten pflegen. Die meisten werden geschossen, eine große Anzahl aber fängt man auch in starken Schlingen von Hanfseilen, welche man zu dem Zweck zwischen Bäumen aufstellt. Diese Fangmethode liefert besonders dann eine reiche Beute, wenn es den Jägern glückt, eine Heerde auf eine waldbewachsene Landzunge zu treiben. Da, wo sich diese mit dem festen Lande vereinigt, wird eine Art von Verzäunung gemacht, welches man am leichtesten durch das Fällen einiger Bäume bewerkstelligt. In dem auf diese Weise gebildeten Verhau läßt man hie und da Lücken zwischen einigen einander nahestehenden Bäumen; denn inmitten derselben werden die erwähnten Schlingen aufgehängt und auf beiden Seiten an den Stämmen befestigt. Wenn alle diese Vorbereitungen getroffen sind, so begeben sich einige Personen nach der äußersten Spitze der Landzunge und treiben von hier aus die Heerde durch den Wald auf die Verzäunung los. Da die Rennthiere sich von hinten verfolgt sehen, so eilen sie durch die gefährlichen Lücken und gerathen gewöhnlich mit dem prächtigen Geweih in die Schlingen, wo sie so lange käm-

pfen und ringen, bis die Kugel eines Jägers ihrem Leiden ein Ende macht. Diejenigen, welche den Schlingen entgehen, werden von den in der Nähe poſtirten Schützen niedergeſchoſſen; es iſt nichts Seltenes, daß bei einer ſolchen Gelegenheit vierzig bis funfzig wilde Rennthiere erlegt werden. Die gewöhnliche Jagdmethode iſt die, daß der Jäger ſich hinter einem oder mehreren zahmen Rennthieren verbirgt und auf dieſe Weiſe in Schußweite zu kommen ſucht.

Wenn die Jagd aus iſt, wird die Beute getheilt. Das Fleiſch wird gedörrt, während das Jagen noch fortdauert. Da der Enare-Lappe keine ſo großen Heerden beſitzt, daß er mehrere Rennthiere ſchlachten und das Fleiſch für ſeine Haushaltung verwenden kann, ſondern dieſelben nur zu dem Zweck hält, wozu in ſüdlichern Landſtrichen die Pferde gehalten werden, ſo findet er in dem leckern Fleiſch der wilden Rennthiere einen hinreichenden Erſatz dafür. Aus einem Theil der Felle verfertigt er ſich Kleidungsſtücke und verkauft die übrigen den Handelsleuten; die Geweihe veräußert er an die Coloniſten, welche ſich mit der Leimſiederei beſchäftigen, aus den Sehnen bereitet er ſich einen faſt unzerreißbaren Zwirn; die Zungen und die „Markknochen“ (die Schienbeine), erhalten die Beamten des Ortes zum Geſchenk.

Das Schneehuhn, welches ſich in ſehr großer Menge im ganzen Polarlande findet und dem Wald-Lappen eine reiche Ausbeute an Fleiſch und Federn liefert, wird auf eine ganz eigenthümliche Art gefangen, und zwar von dem Zeitpunkt an, wo der erſte Schnee fällt, bis zum April. Das Verfahren iſt folgendes: man nimmt einen kleinen Birkenzweig, welcher eine etwa anderthalb Ellen lange Gabel hat, ſchneidet alle Seitenzweige ab und läßt dem Schaft unter der letzteren nur eine Länge von ſechs bis acht Zoll. Dieſe Gabel wendet man um und ſteckt ſie ſo tief in den Schnee, daß eine gleichſchenkelige, dreieckige Oeffnung gebildet wird, welche groß genug iſt, daß ein Schneehuhn bequem hindurchſchlüpfen kann. Neben dem einen Gabelzweige ſchlägt man

einen dickern Stock bis in die Erde und bindet an diesen das Ende der aus einem starken Zwirnsfaden verfertigten Schlinge, welche letztere in zwei Stückchen Birkenrinde gefügt wird, die an den beiden Schenkeln der Gabel befestigt sind. Hierbei hat man darauf zu achten, daß der Raum zwischen dem Schnee und dem unteren Rande der Schlinge ungefähr eine Hand breit beträgt. Fünf bis sechs Ellen von dieser ersten Gabelschlinge entfernt, wird eine zweite aufgestellt und so fort, bis eine lange Reihe gebildet ist. Zwischen den Gabeln macht man eine Art Zaun von einem etwa zwei Ellen langen Birkenreis, das schräg in den Schnee gesteckt wird und dessen Knospen und Same — die hauptsächlichste Nahrung des Schneehuhns während der kalten Jahreszeit — zugleich die Lockspeise bilden. Es ereignet sich häufig, daß die Schneehühner, noch ehe alle Schlingen aufgestellt sind, sich schon bei dem Zaun einfinden. Da sie durchaus nicht scheu, aber gleichwohl sehr lebhafte und muntere Vögel sind und unausgesetzt von Zweig zu Zweig hüpfen, so nehmen sie sehr bald ihren Weg durch die offene Gabel, gerathen dabei aber mit dem Hals in die Schlinge und liegen nach einigem Flattern und Ringen erdrosselt da. Die übrigen Schneehühner werden dann zwar etwas unruhig und fliegen davon; da jedoch die Birkenzweige so lockend sind, so kehren sie bald wieder zurück, und bisweilen geschieht es, daß kein einziges lebend den mit Futter reich versehenen Platz verläßt.

Eine einzige lappländische Haushaltung hat oft mehrere hundert Schlingen und in „glücklichen Jahren" werden in denselben während des Winters tausend bis zweitausend Stück Schneehühner gefangen. Das Fleisch wird nach und nach verzehrt, die Federn aber bringt man auf den Markt an der Küste des Eismeers. Man verkauft die Vögel auch ungerupft und in diesem Fall bewahrt man sie hartgefroren auf, bis sich irgend ein Vogelhändler einfindet, welcher dann das Stück mit zwei bis vier Schilling (2½ bis 5 Kreuzer) bezahlt.

Im Frühling kann der Jäger mit großer Leichtigkeit und auf einer Stelle sitzend die Männchen niederschießen, wenn er mit „Pio-u, Pio-u", die Stimme des Weibchens nachahmt; die letztern finden sich dann sehr bald ein und lassen sich mit ihrem gellenden „Ka-ka-u, Ka-ka-u" oft nur wenige Ellen von dem Jäger entfernt nieder. Dieser grausamen List bedienen sich jedoch nur die übermäßig beutegierigen Lappen.

Der Bär in Scandinavien.

Der Bär treibt noch allenthalben in Scandinavien sein gräßliches Spiel, und es ist, als ob er etwa dazu gehörte oder als ob er ein nothwendiges Uebel wäre. Die schwedischen und norwegischen Blätter des Jahres 1852 sind voll von Bärengeschichten gewesen, und jeden Augenblick erscheint dieser Gast auf der Viehweide oder am Bauernhause, oder selbst im Stall. Im Herbst des nämlichen Jahres fand zu Eids Prästegjeld ein merkwürdiger Kampf statt, zwischen zwei Knaben und einem alten Manne einerseits und einem Bären andererseits, in welchem endlich der letztere doch erlag. In der Nacht zum 26. September stattete Herr Bätz dem Viehhause (fjös) auf dem Hofe Regnäs in Horningdal einen Besuch ab, wo er sich gewaltig abarbeiten mußte, um hinein zu kommen. Der ungebetene Gast begrüßte nun zuerst einen vierjährigen Ochsen, der nächst der Thür stand, und der bei der ersten Umarmung sein Leben lassen mußte. Darauf brachte er sechs Kühe um, setzte sich dann zu Tisch, und begann von dem ersterlegten Ochsen seine Mahlzeit zu halten. Das Gericht war beinah verzehrt, als das Gesinde am Morgen kam und der Bär Abschied nahm. In der folgenden Nacht begab er sich nach dem Hofe Holmö, brach auch hier in's Viehhaus ein, fraß zwei Widder auf, verwundete zwei andere, und machte Jagd auf die übrigen Schafe im Holze.

Die Nacht darauf setzten sich zwei junge Burschen mit geladenem Gewehr in die Viehscheune, um ihn zu begrüßen, wenn er wiederkommen sollte; aber er kam nicht. Am folgenden Abend machten sich John Holmö's Söhne auf, um ihn auszuspähen, und hörten nach einiger Zeit, daß etwas im Holze prassle. Nach einer Weile kam auch wirklich der braune Herr heranspaziert gerade auf das Kuhhaus los, und sah aufmerksam um sich; aber Alles war ruhig. Da biß er zuerst in eine Dachschindel hinein, und riß sie ab, sprang dann auf den Zaunwall und setzte sich hin, um zu überlegen, ob er nicht auf's Dach hinauf kommen könnte; aber das war ihm zu hoch. Sodann ging er nach der anderen Seite herum und tobte gegen die Wand, so daß die Stallthiere drinnen unruhig wurden, worauf er rasch heransprang und auf die Thür losteuerte. Während er nun dabei seine Seite blosgab, zielte der älteste der Knaben, und feuerte sein Gewehr ab. Sofort stieß der Bär einen gräßlichen Schrei aus und begann herumzuspringen. Da schoß ebenfalls der jüngste, wonach der Bär abermals ein starkes Gebrüll erhob, und sich zurück in die Waldung begab.

Des folgenden Tages gingen sie ihm nach, fanden ihn aber nicht.

Nach acht Tagen, am 4. October, wollten beide Knaben in Gesellschaft ihres, über siebenzig Jahre alten Großvaters, Ole Hansen, der zu seiner Zeit mit gegen die Schweden gewesen, in den Wald, um Bauholz zu holen. Als sie ein Stück Weges hinaufgekommen waren, gewahrten sie einige gegrabene Stellen. „Ja, hier ist gewiß der Bär," sagte der Alte. „Laß uns suchen", sprachen die Knaben. „Ja, aber wir wollen vorsichtig sein", versetzte er, „du, Ole Iver, sollst nach Hause gehen und deine Büchse holen" (denn Hans, der älteste, hatte die seinige mit). Während nun der Bursche nach Hause ging, setzte der Alte einen sechs Fuß langen Stiel auf seine Art. Der Knabe kam wieder, und jetzt begannen sie sich umzusehen, und während sie so gingen, rückte der Bär gegen sie heran mit fürchter-

lichem Brummen. Da schwang der Alte seine Art in die Höhe, worüber der Bär, wie es schien, erschrak und sich davon machte. In demselben Augenblick schoß der jüngste Knabe, wußte aber nicht gewiß, ob der Schuß getroffen, denn es war viel Gehölz umher. Jetzt setzte sich der Bär zwischen dem Dickicht nieder und versteckte sich. Da gingen sie wieder an's Suchen, denn sie hatten bemerkt, daß er schwer verwundet worden und das eine Hinterbein eingebüßt habe.

„Ja, wir müssen vorsichtig sein", sagte der Alte, „denn das ist eins der gefährlichsten Thiere, die ich gesehen." Als sie nun so auf's Neue nach ihm gesucht hatten, kam er unvermuthet aus einem einzelnen Gebüsch gesprungen, gerade auf den ältesten Knaben los, welcher auch nicht säumte, auf seinen Widersacher anzulegen; aber das Gewehr versagte, und im nämlichen Augenblick fuhr der Bär in die Höhe und drückte den Knaben unter sich hinein, während er zugleich, fürchterlich brummend, anfing zu reißen und zu beißen. Da sprang der Alte zu und gab dem Bären einige schwere Hiebe auf Kopf und Hals. Der jüngste der Knaben rief indeß: „Hau, hau, Großvater!" und so that er männlich; aber der Bär ließ den andern nicht eher fahren, als bis der Bruder ihm die Büchse auf die Brust setzte und ihm einen Schuß gab, der vorne am Bug ein und hinten wieder herausging. Erst dann ließ er den Knaben los und war auch bald darauf todt. Nun sitzt sein Fell ausgespreizt an John Holmö's Wand und der Kopf steckt am Pfahl; aber der Junge, der so tapfer war, ist von seinen vielen Wunden völlig wieder hergestellt.

Bären- und Löwenkämpfe in Californien.

Bären- und Löwenkämpfe sind in Californien beliebt. Diese sogenannten Kämpfe finden, eine starke Stunde von San Francisko entfernt, auf der Mission Dolores statt. Das Amphitheater, in welchem diese Kämpfe aufgeführt werden, ist ein geräumiger Bau aus Holz mit zwei weiten Gallerien für die Zuschauer, im Stande, etwa dreitausend Menschen zu fassen.

Dies Mal, von welchem wir hier erzählen, war das Haus gut besetzt, besonders durch San Franciscaner, und unter diesen befanden sich mehrere elegant gekleidete Frauen. Auch zahlreiche Mexikanerinnen und eingeborne Californierinnen, ausgezeichnet durch ihre dunkle Hautfarbe, ihre helle Kleidung und ihren Staat an Gold in Ringen und Ketten, schmückten die Gallerien. Eine treffliche Musikbande aus der Stadt spielte. Der Eintrittspreis für die Zuschauer betrug zwei Dollars.

Es war angezeigt, daß der Kampf um 2 Uhr seinen Anfang nehmen solle, es wurde aber 4 Uhr, ehe das blutige Schauspiel zur Aufführung gelangte.

Zuerst trat Braun aus einem großen Käfig in die Mitte des Kampfplatzes; vermittelst eines Strickes, der ihm um eins seiner Hinterbeine gebunden, war er an einem Ringe im Boden befestigt; er setzte sich auf seine Hinterbeine, überblickte die Gesellschaft und begann dann unter Brummen

und Grunzen mit den Zähnen an dem Seile herumzubeißen, das ihm um das Bein gelegt war. Nicht weit davon stand ein anderer Käfig mit einer Löwin, die so ruhig in demselben lag, als ob sie schliefe; sie sollte nun auch aus ihrem Behältniß hervor, zeigte jedoch von selbst keine Lust hervorzutreten; es wurden also Stangen und Stacheln in Anwendung gebracht, sie aufzuregen. Endlich trat sie heraus, und nun zeigte sich, daß sie ähnlich wie der Bär mit einem Seile an einem Ringe in der Mitte der Kampfbühne befestigt war; nur trug sie den Strick nicht um das Bein geschlagen, sondern an ein ledernes Halsband geheftet. Einen Augenblick lang stand sie ruhig da und besah sich die Leute; bald jedoch, als sie Braun in ihrer Nähe gewahrte, schien sie von Schreck betroffen und machte Anstrengungen, von dannen zu kommen.

Und wirklich kam sie von dannen: zum Schrecken Aller schlüpfte das Halsband ihr über den Kopf und da stand sie frei. Es erfolgte nun ein Auftritt der Bewegung unter den Zuschauern, der nicht leicht zu schildern ist. Die Frauen schrieen, die Männern rannten, die Gallerien erschütterten unter den Tritten der Hunderte, die zu den Thüren eilten, auf eine Besorgniß erregende Weise. In wenigen Minuten hatte die Hälfte der Zuschauer sich entfernt; inzwischen wandelte die Löwin bedächtig durch eine der vielen bei den Stiergefechten nöthigen Seitenthüren der Kampfbühne in's Weite, und einige Minuten lang war Alles ihretwegen in Besorgniß und in Verlegenheit, was zu thun sei. Glücklicherweise war die Löwin nicht sehr kampflustig gestimmt, und bald wurde verkündigt, daß sie sich in einen benachbarten Schuppen verfügt habe: zugleich wurde bekannt gemacht, daß man sich ihrer wieder versichern und sie auf den Kampfplatz schaffen werde. Auf diese Mittheilung hin nahmen die Zuschauer ihre Sitze wieder ein.

Eine halbe Stunde war vergangen. Da kam die Löwin wieder zum Vorschein, aber nicht so freiwillig, als sie davon gegangen war. Ein halbes Dutzend Männer zogen sie an Stricken daher, und diesen war sie freilich mit ihrer

Widerstandskraft nicht gewachsen; laute Hurrahs begrüßten ihre Ankunft. Losgelassen, blieb sie wie ganz erschöpft liegen; die Zuschauer schrieen nach dem angesagten und von ihnen bezahlten Schauspiel; die Unternehmer mußten also dafür sorgen, daß es zum Schauspiel kam; man machte sich an Braun und bemühte sich, diesen gegen die Löwin heranzuziehen. Das war nun aber freilich keine Kleinigkeit; das ungeheure Thier ließ sich so leicht nicht in Bewegung setzen, und die Anstrengung von sechs Männern würde vergeblich gewesen sein, hätte nicht ein siebenter mit einem langen Pfahl einen Angriff auf Braun eröffnet. Der Versuch Braun's, über diesen seinen Peiniger herzufallen, wurde von den am Strick ziehenden Männern zu ihrem Vortheil ausgebeutet; als Braun gerade mit seinen Vordertatzen den Pfahl fassen wollte, rissen sie so scharf an, daß er das Gleichgewicht verlor, und bis dicht vor die Löwin hinpurzelte.

So wie der Abstand zwischen den beiden Thieren abnahm, nahm die Aufregung unter den Zuschauern zu; zuletzt, als ein gut gerichteter Zug am Strick Braun über die Gemahlin des Königs der Wälder hinriß, erhob sich von allen Seiten lauter Beifallsruf. Zum Erstaunen Aller griffen die Thiere jedoch einander nicht an, sondern mieden sich instinctmäßig; die Löwin schien in der That ganz voll Schrecken, als sie sich bemühte, aus Braun's Nähe zu gelangen. Vergebens schlug man sie auf den Kopf, stachelte sie in den Seiten; aber sie schien nur auf Flucht zu sinnen, und als Braun und sie gegen einander gezogen wurden, lag sie still, während Braun auf einmal über sie hinrollte.

Es war nun Allen klar, daß es mit einem Kampf nichts werde: die Zuschauer erhoben ein Zischen, und ließen nicht sehr schmeichelhafte Bemerkungen über die Unternehmer verlauten. Dadurch wurden diese zu neuen Anstrengungen aufgeregt: Knüttel und Stacheln wurden gegen Braun in Anwendung gebracht, und das wirkte endlich. Wüthend fing er an, nach Allem um sich her zu beißen, und als er noch ein Mal über die Löwin hingerollt wurde, packte er diese am Schenkel; sie aber wendete sich um und faßte ihn an der

Gurgel. Unverzüglich aber ließen sie einander fahren; nur das Blut, das von den Mäulern troff, zeugte, daß sie ernstlich zugebissen hatten, und erweckte daher betäubende Beifallsbezeugung.

Die Löwin, offenbar ganz abgemattet, streckte sich sofort wieder nieder; aber der Bär, wiederum gegen sie gezogen, packte sie wieder; diesmal vollführte er seinen Biß gegen den Leib. Die Löwin rührte sich nicht weiter, sie war zum Tode getroffen; wie Braun sein Haupt erhob, schoß das Eingeweide heraus. Im Volk ward ein Schrei des Schreckens laut und der Ruf erscholl: „Schafft ihn fort!" Es wurde aber dem Bären gestattet, ungestört sein Mahl an der erlegten Gegnerin zu halten.

Eine Unzenjagd in Brasilien.

Die Umgebungen einer englischen Pflanzung in Brasilien wurden seit einiger Zeit durch eine alte weibliche Unze und ihre zwei Jungen beläſtigt, die Heerden wurden gezeſtet, und ein Neger, welcher nicht mehr zum Vorschein kam, wurde wahrscheinlich gleichfalls von den Ungeheuern zerriſſen. Die Eingebornen hatten ſich in großer Anzahl verſammelt, um auf die Thiere Jagd zu machen, waren aber, ſei es aus Feigheit oder aus Ungeſchicklichkeit, unverrichteter Dinge wieder abgezogen. Wir beſchloſſen deshalb die Jagd zu wagen, und machten uns bei Einbruch der Nacht auf den Weg in den Wald, wo den Tag zuvor ein Füllen zerriſſen worden, welches noch zur Hälfte unverzehrt geblieben, ſo daß voraus zu ſehen war, die Thiere würden in der Nacht wieder erſcheinen, um ihren Raub vollends zu verſchlingen. Wir erſtiegen einen Baum, machten uns hier einige Sitze zurecht, prüften unſere Waffen, und warteten nun einige tödtliche Stunden lang. Endlich nach Mitternacht hörten wir mit einemmal ein furchtbares Gebrumm, und in demſelben Augenblick ſtürzte auch ein ungeheures Thier aus dem Gebüſche hervor, nur wenige Schritte von der Leiche des Füllens. Ich wollte ſogleich ſchießen, allein mein Freund, der ſich auf dieſe Jagd beſſer verſtand, machte mir leiſe bemerklich, daß bis jetzt nur noch die alte Unze da ſei und

die Jungen bald zum Vorschein kommen würden. Wir hatten auch in der That nicht lange zu warten. Die zarten Thierchen, welche vollkommen den Katzen glichen, nur daß sie die Größe einer englischen Dogge hatten, begannen zuerst um ihre Mutter her zu spielen, überstürzten einander, und machten allerlei Sprünge, gerade wie junge Katzen. Die Mama, die etwa zwanzig Schritte von uns auf dem Boden saß, spann mit einem Lärmen, als säße eine ganze Spinnstube beisammen. Endlich aber näherte sie sich mit Vorsicht der Leiche und begann an einem Schenkel zu nagen, dessen Knochen sie so leicht zerbrach, wie die Katze die einer Maus; die jungen Unzen ahmten bald das Beispiel ihrer Mutter nach, und nun war für uns die Zeit des Handelns gekommen. Wir beschlossen zuerst auf die Jungen zu feuern, weil die Mutter, wenn diese getroffen waren, dieselben gewiß nicht verlassen würde, während die Jungen davonlaufen würden, sobald die Mutter fiel. Das eine Junge blieb gleich liegen, das andere machte einen Sprung und fiel dann zurück mit einem Schrei, dem die Mutter mit einem furchtbaren Geheul antwortete. Kaum war diese Leichenrede zu Ende, so stürzte sie mit Wuth auf den Baum zu, der uns als Festung diente. Schon war sie halbwegs heraufgeklettert, als ein Schuß meines Freundes aus seiner langen Entenflinte ihr eine Pfote zerschmetterte, so daß sie wieder hinabstürzte. Sie näherte sich hinkend ihren Jungen, leckte ihre Wunden und warf uns wüthende Blicke zu. Wir schossen die letzte Kugel aus unsern Doppelgewehren ab, jedoch ohne große Wirkung und fingen deshalb an wieder zu laden; aus Höflichkeit bot ich meinem Freunde zuerst den Kugelbeutel hin, glaubte, er hätte denselben schon gefaßt, ließ los, und er fiel zu Erde. Man denke sich unsere Bestürzung! Hinabzusteigen und unsere Munition wieder zu holen, daran war nicht zu denken, wenn wir nicht unser Testament machen wollten, denn der Baum war zu dick, als daß einer ohne Hülfe des andern hinabklettern konnte, und überdieß war die Unze da, die abwechselnd bald ihre Klei-

nen, bald ihre eigenen Pfoten leckte. Ich versuchte aus meinen Pistolen die Kugeln auszuziehen, hatte aber den Kugelzieher vergessen, und uns der Pistolen auf eine Entfernung von zwanzig bis fünfundzwanzig Schritten zu bedienen, wäre eine Thorheit ohne Gleichen gewesen: zudem konnte man derselben wohl bedürftig sein, wenn die alte Unze uns einen zweiten Besuch abstatten wollte. Wir machten uns also gefaßt, die Nacht auf unserm Baume zuzubringen.

Indeß blieben wir nicht lange in Ruhe. Das zweite Junge verschied bald, und so wie dies geschehen war, sprang die Mutter abermals gegen uns los. Trotz ihrer zerschossenen Pfote kletterte sie doch ein gutes Stück am Baum herauf; ich schoß eine meiner Pistolen auf sie ab, sie stieß ein Geheul aus, ließ aber nicht los. Bereits hatte sie die ersten Baumzweige erreicht und konnte mit einem Sprunge uns fassen, als mein Freund sein Jagdmesser auf die Entenflinte mit seinem Schnupftuch festband und ihr einen Stoß beibrachte, der sie hinabstürzte. Trotz ihrer Wunden beschäftigte sie sich jetzt wieder mit ihren Jungen und suchte sie wegzuschleppen. Dies durfte nicht geschehen, denn unsere Jagdehre gestattete nicht, daß wir ohne unsere Beute heimkehrten. So fielen wir endlich auf den Einfall die Metallknöpfe von den Kleidern zu schneiden und sie in die Gewehre zu laden. Ich schoß zuerst, doch ohne dem Thier sehr wehe zu thun; auf den Schuß meines Freundes aber stieß die Bestie ein furchtbares Schmerzgeheul aus, und ein nochmaliger Schuß warf sie zu Boden; nach einigen vergeblichen Versuchen sich aufzurichten sank sie nieder und gab bald kein Lebenszeichen mehr von sich. Endlich wagten wir es hinabzusteigen: die beiden Jungen waren ganz, die Mutter beinahe todt, und da einer der letzten Schüsse ihr eine Pulsader zerrissen hatte, so verendete sie bald. Wir luden für den Fall eines weiteren Besuches die Gewehre wieder und warteten den Tag ab, wo denn die Neger mit unsern Pferden herbeikamen. Diese waren über

den Anblick ihrer ehemaligen furchtbaren Feinde so erschrecken, daß man sie nicht in die Nähe der Leichen bringen konnte. Wir schickten einen Wagen heraus, um unsere Beute nach Hause bringen zu lassen; die drei Thiere wogen zusammen nicht weniger als sieben Centner. Die alte Unze maß von der Schnauze bis zum Ende des Schweifes acht Fuß, und Niemand erinnerte sich, je größere Thiere dieser Art gesehen zu haben.

Eine Tigerjagd in Oſtindien.

Wir hatten erfahren, erzählt ein engliſcher Reiſender, daß in den Tſchungeln bei Heiderabad ein Tiger hauſe, und ich eilte mich der Zahl der Jäger anzuſchließen, welche das Unthier in ſeinem Verſteck aufſuchen wollten. Der Tag der Jagd war herangekommen, und unſere Elephanten warteten unſerer an der Thüre der Wohnung des Reſidenten. Der eine trug eine Truppe eingeborner Muſikanten, welche die ſchmetterndſten Inſtrumente zu blaſen ſich anſchickten; der zweite war mit einem vollſtändigen Aſſortiment von Feuerwerken beladen, um den Tiger zu beſchießen, wenn er gerathen finden ſollte in ſeinem Verſteck zu bleiben, auf dem Rücken der übrigen befanden ſich eine Art Käfige oder kleine Pavillons für die Jäger, die nicht mehr die ganze Gewandtheit der Jugend hatten, die letztern endlich beſtiegen Thiere, die ſtatt aller andern Ausrüſtung nur mit dicken, geſtreiften Teppichen belegt waren. Jeder von uns war mit einem Dolch und zwei Feuergewehren ausgerüſtet; unſere Elephanten ließen ſich auf die Knie nieder, um uns das Aufſteigen zu erleichtern, die Cornacs ſchwangen ſich, jeder mit ſeinem Stachel bewaffnet, quer über den Hals der Thiere, und nun ſetzte man ſich in Marſch. Wie man einigermaßen den Schritt eines Seemanns haben muß, um auf einem von den Wellen umher geſchleuderten Schiff ſich aufrecht zu erhalten, ſo muß man auch auf dem Rücken

eines Elephanten ſein Noviciat durchmachen, um den eigenthümlichen Gang eines trabenden Elephanten zu ertragen. Ich war bald faſt ſeekrank und entſetzlich zerſchlagen. Einige Erfahrung aber belehrte mich, daß es beſſer ſei, den Stößen möglichſt nachzugeben. Auf dem Wege hatten wir einen ziemlich tiefen Fluß zu durchſetzen, mein Elephant ſprang hinein, verlor bald den Grund, und ich glaubte ſchon den Freuden der Jagd Valet ſagen zu müſſen, da bereits der Teppich, auf dem ich ſaß, unter Waſſer geſetzt war, und nur der Kopf des ſchweren Thieres noch aus dem Waſſer hervorragte, wobei die Ohren das Waſſer wie Ruder ſchlugen und der Rüſſel maſtartig emporſtand.

Als wir durch ein Dorf kamen, lag ein Kind am Wege, ich glaubte es ſchon von den Füßen der Elephanten zertreten, aber der erſte hob es auf mit dem Rüſſel, und legte es ſanft auf das Dach eines Hauſes nieder. Erfreut wie ich war durch dieſen Beweis der viel gerühmten Liebe der Elephanten zu Kindern, fühlte ich bald mich geärgert, als ich ſah, daß ein Cornac ohne allen Grund ſeinen Elephanten mit dem ſpitzigen Eiſenſtabe am Kopfe blutig ſtach. Das arme Thier ertrug es geduldig, ich erfuhr aber alsbald, daß ein Elephant ſeine Rache aufzuſparen und abzupaſſen verſtehe. Wir kamen endlich bei den Dſchungeln an, wo die Muſiker begannen, in ihre Inſtrumente zu ſtoßen; unſere Schaar fing an ſich in Linie aufzuſtellen und die Jagd nahm ihren Anfang. Es dauerte eine Viertelſtunde, bis man die Spur des Tigers entdeckte. Endlich benachrichtigte uns ein Schuß, daß er aufgejagt ſei, und bald ſah ich ihn auf uns zukommen. Wir gaben Feuer zu gleicher Zeit mit den auf dem nächſten Elephanten befindlichen Jägern. Eine Kugel traf ihn, die andern kreuzten ſich, glücklicherweiſe ohne Nachtheil für die Schützen. Das verwundete Thier kehrte um und verſchwand in den Dſchungeln. Während die Mehrzahl der Jäger ſich dahin wandte, hörte ich in einiger Entfernung ein herzzerreißendes Geſchrei, ließ meinen Cornac dahin ſich wenden, und erblickte ein furchtbares Schauſpiel: der Cornac, welcher den Elephanten ſo mißhan-

delt hatte, war von dem zornigen Thiere mit dem Rüssel ergriffen, mit aller Macht zur Erde geworfen worden, und wurde nun von ihm mit den Füßen zerstampft. Als ich in die Nähe kam, war die Leiche nur noch ein unförmlicher Ballen. Nach vollbrachter Rache nahm das Thier seinen Weg zurück nach dem Dorfe.

Entsetzt begab ich mich zu meinen Jagdgefährten, wo sich bald eine andere Scene aufthat: der Tiger wollte nicht mehr heraus, und nun schoß man Raketen in's Dickicht ab, um den Tiger aufzuscheuchen. Unglücklicherweise fingen die Dschungeln Feuer, der Brand breitete sich aus, und einer der Elephanten, von Schrecken betäubt, war nicht mehr von der Stelle zu bringen; die Jäger mußten absteigen, um sich zu flüchten. Die Flammen griffen um sich, und endlich sprang das Thier, wüthend vor Schmerz, in entsetzlichen Sprüngen heraus, eilte nach dem Fluß, stürzte aber, kaum auf dem andern Ufer angelangt, unter kläglichem Geschrei zu Boden. Wir näherten uns ihm — er war todt. Indeß dauerte der Brand mit Heftigkeit fort: alle wilden Thiere, auch die Schlangen, suchten nach allen Seiten hin dem Flammenmeere zu entkommen; endlich erschien auch der Tiger, erhielt noch eine Wunde, entkam aber dennoch wieder nach dem Dorfe hin. Alles eilte nach, bald aber vernahm man zwei Schüsse, und von deren Knall geleitet kamen wir zu unserm furchtbaren Gegner, den die Kugel eines Bauern niedergestreckt hatte. Er war bewegungslos ausgestreckt und alles glaubte ihn todt, plötzlich aber erhob er sich wieder, stellte sich zum Sprunge, und einer unserer Gefährten, welcher sich ihm unvorsichtiger Weise zu sehr näherte, hatte kaum Zeit sich unter den Körper seines Elephanten zu flüchten. Wir folgten Alle seinem Beispiel, und unsere Elephanten richteten, gleichsam um uns zu beruhigen, drohend ihre Rüssel empor. Der Tiger war einen Augenblick bestürzt, wußte nicht, welche Beute er wählen solle, machte endlich einen verzweifelten Sprung und fiel den Elephanten an, der die Musikanten trug. Wir hörten einen wilden Schrei und sahen, wie das wüthende Thier einem Gongschläger das

Bein zerriß. Ein Dolchstoß machte, daß er den Unglücklichen losließ, und in demselben Augenblick packte ihn der Elephant, dem die Klauen die Haut zerrissen, mit dem Rüssel, und schleuderte ihn zu einer außerordentlichen Höhe empor. Als er wieder herunterfiel, gab er kein Lebenszeichen mehr, hatte sich aber gerächt, denn der Biß eines so gejagten Thieres ist vergiftet, und der arme Gensschläger unterlag bald seinen Wunden.

Ich hatte mir von der Jagd eine lebhafte Aufregung versprochen, aber kein so blutiges Schauspiel erwartet. Ein zertretener Cornac, ein vom Tiger zerfleischter Gensschläger und ein lebendig verbrannter Elephant, das war mehr Schrecken als nöthig war, um mich von der Lust künftig an solchen Jagden Theil zu nehmen, völlig zu heilen.

Der Eisbär.

Das furchtbarste Raubthier der ganzen Erde ist der ungeheure, zwölf Fuß lange, sieben bis acht Fuß hohe Polarbär. Alle nordischen Länder sind seine Heimath, er ist also sehr verbreitet, denn man findet ihn sowohl auf den Nordküsten von Asien als von Europa und Amerika: er besucht Lappland und Norwegen so gut als Grönland und Spitzbergen, doch scheint sein liebster Aufenthalt das letztere zu sein, denn dort findet er sich am häufigsten. Von dem gemeinen Bären unterscheidet er sich nicht allein durch seine Größe und die weiße Farbe, sondern durch den viel längern Hals, so daß man ihn nicht, wie den weißen Bären in Rußland, für eine Varietät halten kann, sondern ihn für eine eigene Gattung erkennen muß. Die Natur hat ihn durch einen trefflichen Pelz gegen die grimmige, oft 40 Grad übersteigende Winterkälte zu schützen gewußt, sein Haar ist lang und schlicht und birgt unter dieser äußern Hülle ein dickes, feines und sehr weiches Wollenhaar. Auch seine Füße sind damit, selbst unter den Sohlen, bekleidet, indem zwischen den Zehen hervor die Haare in solcher Menge wachsen, daß sie den Fuß von unten umkleiden, wodurch sein Gang fast unhörbar wird, was ihn doppelt gefährlich macht, indem dies gefräßige Unthier auf solche Weise im Stande ist, seine Beute leicht zu beschleichen. Außerordentliche Stärke macht diesen Bären fast immer zum Sieger über seinen Feind.

Er ſchwimmt vortrefflich, geht ſo meilenweit in's Meer hinein, fällt die großen Fiſche an, reißt ſelbſt dem ſchlafenden Wallfiſch mächtige Stücke Fett und Fleiſch aus dem Leibe, und würde vielleicht mit dem Haifiſch anbinden, wenn dieſer ihm nicht ausweiche. Das einzige Thier, was ihn beſiegt, obwohl er es eben ſo wenig fürchtet, iſt das Wallroß, das ihn mit ſeinen Hauern unter das Waſſer zieht.

Im Sommer, wenn es dem Eisbär nicht an Nahrung fehlt, geht er gewöhnlich nicht auf den Menſchen los; wird er jedoch angegriffen, ſo kehrt er ſich jederzeit gegen ihn, und dann iſt ein Einzelner faſt immer verloren, denn eine Lanze weiß er geſchickt mit den Zähnen zu faſſen und hat in dem furchtbaren Gebiß eine ſolche Kraft, daß er zolldickes Eiſen mit einem Druck zerbricht, und ein Schuß (wenn die Kugel ihm nicht den Kopf oder das Herz durchbohrt und ihn ſogleich tödtet, oder ſeine Schulter zerſchmettert wird, ſo daß er nicht mehr laufen kann) macht ihn nur noch wüthender, als er ſchon ohnedieß durch den Angriff iſt. Deßhalb greift man ihn auch in der Regel nicht auf dem Lande an, ſondern, wenn es thunlich iſt, beim Schwimmen von einer Eisinſel zur andern. Auf feſtem Boden läuft das Thier noch einmal ſo ſchnell als der Menſch, der bei jedem Schritte in den Schnee einſinkt, während der Bär mit ſeinen breiten haarigen Tatzen darüber hingeht.

Skoresby erzählt Mehreres von großem Intereſſe über den Polarbären, das hier ſeinen Platz finden möge:

„Vor wenigen Jahren ereignete ſich ein trauriger Verfall mit dem Matroſen eines Schiffes, das in der Davisſtraße vom Eiſe eingeſchloſſen war. Ein Bär, den man ſchon einige Zeit in der Nähe des Schiffes wahrgenommen hatte, war endlich ſo dreiſt geworden, bis an daſſelbe heranzukommen, wahrſcheinlich durch den Geruch der Lebensmittel, die der Koch über Bord geworfen, herangelockt. Die Leute waren gerade mit der Mahlzeit beſchäftigt und Niemand auf dem Verdeck auf der Wache, da das Schiff unbeweglich lag. Ein verwegener Burſche, der zuerſt herausſah und den Bären erblickte, ſprang thörichter Weiſe ſogleich

auf das Eis hinunter, blos mit einer Stange bewehrt, vermuthlich in der Absicht, die Ehre, einen so übermüthigen Gast gedemüthigt zu haben, allein davon zu tragen; aber der Bär, ohne auf das elende Gewehr zu achten und vermuthlich noch durch den Hunger gereizt, entwaffnete seinen Gegner sogleich, packte ihn mit seinen furchtbaren Zähnen in dem Rücken und trug ihn mit solcher Schnelligkeit davon, daß, als seine Kameraden auf sein Geschrei erschrocken vom Tische aufsprangen, und sich nach ihm umsahen, der Bär schon so weit entfernt war, daß es umsonst gewesen wäre, ihm nachzusetzen."

„Ein anderes Beispiel eines unklugen Angriffes gegen einen Bären, dessen Ausgang jedoch eher lustiger Art war, wurde mir vom Kapitän Munroe mitgetheilt und ereignete sich mit dem Matrosen eines Wallfischfängers aus Hull. Das Schiff lag an einem Eisfelde vor Anker, auf welchem man in einer beträchtlichen Entfernung einen großen Bären gewahr ward, der auf Beute ausging. Einer von der Mannschaft des Schiffes, der sich aus seiner Rumflasche (in welcher er absichtlich einen kleinen Vorrath für besondere Gelegenheiten aufzubewahren pflegte) einigen Muth geholt hatte, machte sich anheischig, dem Bären nachzusetzen. Blos mit einer Wallfischlanze bewaffnet, ging er, ganz entschlossen und gegen alle Vorstellungen, die ihm von seinen Kameraden gemacht wurden, zu seiner abenteuerlichen Unternehmung aus. Ein beschwerlicher Weg von ungefähr einer halben Meile (englisch), über lockern Schnee und schroffe Eisblöcke, brachte ihn ganz in die Nähe des Feindes, der zu seinem Erstaunen ihn unerschrocken anblickte und zum Kampfe herauszufordern schien. Sein Muth hatte unterdessen um ein Bedeutendes abgenommen, theils weil der Geist des angewandten Reizmittels unterwegs verdunstet war, theils weil der Bär so gar keine Furcht verrieth, sondern selbst eine drohende Miene annahm, er hielt daher an und schwang seine Lanze ein paarmal hin und her, so daß man nicht recht wußte, ob er angreifen oder sich vertheidigen wollte. Der Bär stand auch still, doch vergebens suchte der Abenteurer Herz zu fassen, um den

Angriff zu beginnen, ſein Gegner war zu furchtbar und ſein Anſehen zu abſchreckend. Er fing an, ihn durch Schreien aufzureizen, mit der Lanze zu bedroben und Miene zu machen, ihn anzugreifen; der Feind verſtand dies entweder nicht, oder verachtete ſolche leere Drohungen und blieb hartnäckig auf ſeinem Platz. Schon fingen die Kniee des Menſchen an zu wanken, die Lanze zitterte in ſeiner Hand und ſein Blick, der bisher noch feſt geweſen war, fing an zu ſchauern; aber die Furcht, von ſeinen Kameraden ausgelacht zu werden, hatte noch einigen Einfluß, und er wagte nicht, zurückzukehren. Meiſter Pelz hingegen, der weniger Ueberlegung und größere Sorgloſigkeit beſaß, fing an, mit der verwegenſten Dreiſtigkeit vorzurücken. Seine Annäherung und ſein ungeſchlachtes Weſen löſchten den noch übrigen Funken von Muth aus und überwanden die Furcht, ſich lächerlich zu machen, die bisher noch unſern Helden aufrecht erhalten, er wandte ſich um und floh. Aber nun ging die Gefahr erſt an, die Flucht des Menſchen machte dem Bären Muth, jetzt ſeinerſeits die Verfolgung zu beginnen, und da er mehr geübt und beſſer darauf eingerichtet war, über den Schnee zu laufen, ſo holte er den Flüchtling bald ein; dieſer warf die Lanze, ſein einziges Vertheidigungsmittel, das ihn im Laufen hinderte, von ſich und lief weiter. Glücklicherweiſe zog dieſe die Aufmerkſamkeit des Bären auf ſich, er ſtutzte, betaſtete ſie mit ſeinen Pfoten, biß hinein und ſetzte dann ſeine Verfolgung fort. Schon war er dem keuchenden Schiffer wieder auf den Ferſen, als dieſer, in der Hoffnung einer ähnlichen Wirkung, als er von der Lanze bemerkt hatte, einen Handſchuh fallen ließ. Die Liſt gelang und während der Bär wieder ſtehen blieb, um dieſen zu unterſuchen, gewann der Flüchtling, der die Zwiſchenzeit benutzte, einen guten Vorſprung. Der Bär ſetzte ihm von Neuem mit der drohendſten Beharrlichkeit nach, obwohl er noch einmal durch den andern Handſchuh und zuletzt durch den Hut, den er mit ſeinen Zähnen und Klauen in Stücke zerriß, aufgehalten wurde; er würde ohne Zweifel den unbeſonnenen Abenteurer, der ſchon alle Kräfte und allen Muth verloren

hatte, zu seinem Schlachtopfer gemacht haben, wenn die andern Matrosen, da sie sahen, daß die Sache eine so ernsthafte Wendung genommen hatte, nicht zu seiner Rettung herbeigeeilt wären. Der kleine Phalanx öffnete ihm einen Durchgang und schloß sich dann wieder an einander, um den verwegenen Feind zu empfangen. Dieser fand jedoch unter so veränderten Umständen nicht für gut, den Angriff zu unternehmen; er stand still, schien einen Augenblick zu überlegen, was zu thun sei, und machte dann einen ehrenvollen Rückzug. Der Flüchtling hingegen, obwohl durch eine Schutzwehr gedeckt, hörte, von seiner Furcht gejagt, nicht eher auf zu laufen, als bis er das Schiff erreicht hatte."

Des Bären gewöhnlicher Gang ist langsam und bedächtig, drängt ihn aber eine Gefahr, oder treibt ihn der Hunger, so läuft er in großen Sprüngen, und auf dem Eise kann er leicht einem Menschen zuvorkommen; überhaupt ist er zwar dem Aussehen nach plump, aber nichts weniger als unbehülflich und ungeschickt und bei seiner furchtbaren Stärke und Wildheit doch überlegsam und gescheidt. Seine Sinne sind ausnehmend scharf, besonders das Gesicht und der Geruch. Wenn er über große Eisfelder geht, so steigt er auf einen Block und sieht nach Beute umher; wenn er dann den Kopf in die Höhe hebt und mit der Nase schnüffelt, so empfindet er den Geruch von einem todten Wallfisch auf eine ungeheure Entfernung. Ein Stück schwammiges Wallfischfett, in's Feuer geworfen, zieht ihn meilenweit zum Schiffe herbei. Diese Art von Fett, die unserer Nase sehr zuwider ist, scheint für ihn ein Leckerbissen.

Todte Seefische, wie die Wallfischfänger sie zurücklassen, machen überhaupt ein vorzügliches Nahrungsmittel für ihn aus, nächst diesem — Seehunde, wiewohl bei der außerordentlichen Wachsamkeit dieser Thiere zu glauben ist, daß er wochenlang fasten müsse. Er nährt sich auch von Vögeln, Füchsen, Rennthieren, wenn er sie bekommen kann, ja von allen thierischen Substanzen, deren er irgend habhaft wird.

Er scheint sowohl auf dem Eise als auf dem Lande zu Hause; man trifft ihn auf Eisfeldern über zweihundert Mei-

len weit vom Ufer. Er ſchwimmt mit einer Geſchwindigkeit von drei Meilen (engliſch) in der Stunde, alſo ſo ſchnell, als ein Menſch nur irgend gehen kann, ohne zu laufen, und kann einige Meilen nach einander ohne große Beſchwerde zurücklegen. Er taucht auch, obwohl nicht ſehr häufig, auf beträchtliche Weiten unter.

„In Spitzbergen, Nowaja Zemlia, Grönland und andern Polargegenden werden das ganze Jahr hindurch Bären angetroffen, an manchen Orten findet man ſie in großer Anzahl beiſammen, in der Nähe der grönländiſchen Oſtküſte hat man ſie ſchaarenweiſe wie Schaafheerden auf einer Gemeindetrift beiſammen geſehen. Vermittelſt des Eiſes machen ſie oft eine Landung auf Island, aber ſobald ſie ſich dort blicken laſſen, machen die Einwohner Jagd auf ſie und treiben ſie weg oder bringen ſie um.“

„Das Fell des Bären dient als ſchöner Teppich für eine Kutſche oder einen Schlitten. Wird es abgezogen, ohne aufgeſchnitten zu werden, und ſo gegerbt, ſo dient es, mit den Haaren nach inwendig gekehrt, als ein treffliches ſackähnliches Bett und wird auf dieſe Art in manchen Gegenden von Grönland gebraucht. Des Eisbären Fleiſch iſt, wenn es vom Fett gereinigt wird, ſaftig und ſchmackhaft; ich traktirte einmal meinen Wundarzt mit einem Gericht von einer Bärenkeule, und er aß es für Beefſteaks. Auffallend aber iſt es, daß die Leber von dieſem Thiere ſchädlich, ja ſogar tödtlich iſt, während doch das Fleiſch und die Leber des Seehunds, von welchem ſich der Bär hauptſächlich nährt, genießbar und wohlſchmeckend iſt. Wenn Schiffer unvorſichtiger Weiſe von der Leber des Bären gegeſſen haben, ſo ſind ſie faſt immer krank darauf geworden und bisweilen gar geſtorben. Bei Andern hat es die Wirkung gehabt, daß ſich die Haut von ihrem Körper geſchält hat. Dies iſt vielleicht das einzige Beiſpiel von dem giftigen Theile eines Säugethiers.“

Skoresby hat hier nicht vollkommen Recht. Der Kapitän Roß machte auf ſeiner zweiten Reiſe nach den Nordpolargegenden die Entdeckung, daß das Fleiſch des Polar-

bären überhaupt giftig sei. Er erzählt: „Während unseres Aufenthaltes an der Furybai besuchten uns viele dieser Thiere (Polarbären), von denen wir mehrere erlegten. Damals hatten wir glücklicherweise keinen Mangel an Mundvorrath, aber dennoch ließen sich Einige von uns durch das lockende Aussehen des Fleisches von dem zuerst geschossenen Thiere dieser Art verführen, eine tüchtige Mahlzeit davon zu halten. Alle, welche an derselben Theil genommen hatten, klagten bald darauf über heftiges Kopfweh, das bei Einigen zwei, auch drei Tage anhielt, worauf sich dann die Haut vom Gesichte, den Armen und den Händen schälte. Bei Einigen, welche wahrscheinlich mehr von dem Fleisch zu sich genommen, als die Uebrigen, schälte sich die Haut am ganzen Körper ab."

„Etwas Aehnliches erlebte man bei einer früheren Gelegenheit auf Sir Edward Parry's Polarreise, wo man mehrere Tage ausschließlich von dem Fleische zweier geschossener Bären lebte, und auf dessen Genuß sich bei Vielen von der Gesellschaft die Haut von Armen, Beinen, Schenkeln und Füßen abschälte. Man schrieb diese Erscheinung damals mehr der großen Quantität als der Qualität des Fleisches zu, und dem Umstand, daß man vorher lange Zeit Mangel an Lebensmitteln gehabt."

Entweder ist dieser Polarbär nun ein anderes Thier als der Eisbär: dann giebt es also mehrere Quadrupeden, welche giftig sind; oder es ist dasselbe: dann sind nicht blos einzelne Theile giftig, sondern die ganze Fleischmasse.

Obgleich bekanntlich die Bären einander bisweilen auffressen, so haben sie doch eine ausnehmende Zärtlichkeit für ihre Jungen. Die Bärin, welche gewöhnlich zwei Junge auf einmal gebärt, vertheidigt diese mit solchem Eifer und wacht über sie mit solcher Sorgsamkeit, daß sie bisweilen ein Opfer ihrer mütterlichen Liebe wird. „Ein artiges und wirklich merkwürdiges Beispiel von Klugheit bei einer Bärin wurde mir von einem glaubhaften und wohl unterrichteten Manne, der mich auf mehreren meiner Reisen als Wundarzt begleitete, erzählt. Eine Bärin, die zwei Junge bei sich hatte,

wurde von einigen Matrosen auf einem Eisfelde verfolgt. Anfangs schien sie die Jungen dadurch, daß sie voran lief und sich immer umsah und durch eigene Geberden und einen besondern Ton der Stimme ihre Aengstlichkeit zu erkennen gab, zu großer Eile anzureizen, aber da sie sah, daß ihre Verfolger ihr zu nahe kamen, so suchte sie jene vorwärts zu treiben, zu schieben, zu stoßen, bis sie glücklich mit ihnen entkam. Hierbei sollen die Jungen sich auf die Tatzen der Mutter gestellt haben, um von ihr einen Stoß zu empfangen, und wenn sie dann ein Stück vorwärts geflogen, waren sie sogleich weiter gelaufen, bis die Mutter sie eingeholt und einem nach dem andern einen neuen Stoß ertheilt hatte."

„Ueberhaupt hat man öfters Beispiele von Klugheit und Ueberlegung bei diesen Thieren wahrgenommen.

„Ein Bär sah einen Seehund auf dem Eise nahe an einem Loche, das in demselben war, liegen. Um sich desselben zu bemächtigen, tauchte er unter und schwamm nach dem Loche hin, durch welches der Seehund entfliehen mußte, dieser ward ihn gewahr, stürzte sich in's Wasser, aber der Bär eilte ihm im Augenblicke nach, und etwa eine Minute darauf kam er, mit seiner Beute im Rachen, wieder zum Vorschein.

„Der Kapitän eines Wallfischfängers, der sich gern einen Bären verschaffen wollte, ohne dessen Haut zu verletzen, machte den Versuch, eine Schlinge von einem Strick in den Schnee und in diese ein Stück Wallfischfett zu legen. Ein Bär, der sich in dem benachbarten Eise aufhielt, wurde durch den Geruch des angebrannten Fettes bald herbeigezogen. Er sah die Lockspeise, ging hinzu und faßte sie in den Mund. Da er aber seinen Fuß in dem nämlichen Augenblick durch einen Ruck des Strickes in der Schlinge verwickelt hatte, schob er diese mit der andern Pfote wieder herab und ging ganz bedächtig mit seiner Beute davon. Nachdem er diese verzehrt hatte, kam er wieder, man hatte die Schlinge unterdessen mit einem andern Stück Wallfischfett wieder zurecht gelegt, er schob diese aber vorsichtig bei Seite und trug zum zweiten Mal die ihm auf andere Weise zugedachte Lockspeise

davon. Die Schlinge wurde zum dritten Mal gelegt, aber mit der Vorsicht, daß der Strick unter dem Schnee vergraben und die Lockspeise in eine tiefe Höhlung, innerhalb der Schlinge, gelegt wurde. Der Bär ging wieder herbei und die Schiffer zweifelten schon nicht an einem glücklichen Erfolg; aber jener, klüger als man glaubte, beroch erst den Platz rund umher, kratzte dann den Schnee mit seinen Pfoten weg, schob den Strick wieder an die Seite und bemächtigte sich ohne Schaden der dargebotenen Mahlzeit."

„Im Juni 1812 kam eine Bärin mit zwei Jungen in die Nähe des Schiffes, welches ich (Scoresby) kommandirte, und wurde geschossen. Die Jungen, welche keinen Versuch machten zu entfliehen, wurden lebendig gefangen. Sie fühlten sich anfangs offenbar sehr unglücklich, endlich aber schienen sie mit ihrem Schicksal gewissermaßen ausgesöhnt, und da sie ziemlich zahm waren, so gestattete man ihnen bisweilen, auf dem Verdeck umherzugehen. Wenige Tage, nachdem sie gefangen waren, wurde das eine von ihnen, dem man einen Strick um den Hals gebunden, über Bord geworfen, während das Schiff am Eise vor Anker lag; es schwamm sogleich an das Eis, machte sich darauf und wollte entfliehen. Da es aber fand, daß es von dem Strick zurückgehalten wurde, suchte es sich auf folgende sinnreiche Art davon loszumachen. Nahe am Rande des Eises war eine Spalte in demselben von beträchtlicher Länge, aber nur anderthalb bis zwei Fuß breit und etwa vier Fuß tief. Dahin ging der Bär, und indem er über die Oeffnung hinüber schritt, fiel ein Theil des Strickes hinein, darauf stellte er sich breitspreizt darüber, senkte sich mit dem Vordertheil des Körpers in die Spalte hinein, indem er sich an seine, zu beiden Seiten auf dem Rand der Spalte liegenden Hinterfüße aufhing, und suchte nun die Schlinge, welche mit seinem Kopfe herniederhing, mit den beiden Vorderpfoten darüber hinwegzuschieben. Als er sah, daß es ihm auf diese Weise nicht gelingen wollte, ging er auf das Eis zurück und rannte mit großer Heftigkeit von dem Schiffe hinweg, um das Seil zu zerreißen. Dies versuchte er zu wiederholten Malen, indem er jedesmal

einige Schritte zurückließ und einen neuen Anlauf nahm, um das Seil auseinander zu sprengen. Bei jedem Fehlversuch drückte er seinen Verdruß durch ein eigenes Brummen aus, und endlich gab er der Nothwendigkeit nach und legte sich trotzig und still auf das Eis nieder."

Unglücksfälle durch Bären ereignen sich von Zeit zu Zeit, aber doch bei Weitem nicht so viel, als die Wildheit dieser Thiere und die Verwegenheit der Schiffer, die keine Gelegenheit, sie anzugreifen, vorübergehen lassen, erwarten ließen.

Manche der früheren Reisenden nach den Polarmeeren haben harte Kämpfe mit Bären zu bestehen gehabt, vorzüglich oft wurde Barenz und seine Leute von ihnen angefallen; doch gelang es diesen immer, sie zu erlegen oder zurückzutreiben. Weniger glücklich war eine andere Reisegesellschaft. Das Schiff lag in der Nähe von Nowa Zemlja vor Anker, und zwei von der Gesellschaft landeten auf einer kleinen Insel im Eingange der Straße Weigatz. Die Neugier trieb sie an, sich etwas vom Ufer zu entfernen, um sich umzusehen, als auf einmal der Eine von ihnen von einem Bären im Rücken angefallen und zur Erde geworfen wurde. Sein Gefährte lief sogleich fort und machte Lärm, worauf ein Theil ihrer Kameraden zur Hülfe herbeieilte. Der Bär stand bei ihrer Annäherung über seiner Beute ohne den geringsten Anschein von Furcht, und da sie ihn angreifen wollten, sprang er auf sie los, ergriff einen von ihnen und machte ihn gleichfalls zum Opfer seiner Grausamkeit und Gewalt. Die Uebrigen liefen bestürzt davon und konnten nicht vermocht werden, den Angriff zu erneuern. Nur drei von der ganzen Mannschaft hatten Muth genug, den furchtbaren Feind nicht ungestraft zu lassen, und nach einem gefährlichen und harten Kampf gelang es ihnen, denselben zu tödten und die zerfleischten Körper ihrer unglücklichen Kameraden zu befreien.

Kapitän Cook, der den Archangel von Lyon kommandirte, ging, als er sich im Jahre 1788 in der Nähe von Spitzbergen befand, in Begleitung seines Wundarztes und des Steuermannes an's Land. Während sie am Ufer hingingen,

wurde der Kapitän plötzlich von einem Bären überfallen, der ihn auch sogleich mit seinen Pfoten umfaßte. In dieser schrecklichen Lage, in der eine Zögerung von einem Augenblick ihm den Untergang bringen mußte, rief er dem Wundarzt zu, er solle schießen, und dieser that es mit einer bewundernswürdigen Entschlossenheit und Geschicklichkeit, daß die Kugel dem Bären mitten durch den Kopf ging. Durch diese schleunige und glückliche Hülfe entging der Kapitän der drohendsten Gefahr, zerrissen zu werden.

Ein neueres Beispiel einer ähnlichen Gefahr giebt uns ein Vorfall, welchen Kapitän Hawkins von Hull in der Davisstraße im Juli 1818 erfuhr. Dieser verfolgte einen sehr großen Bären, der durch's Wasser schwamm, in einem Boot, und da er ihn erreichte, stieß er ihn zweimal mit einer Lanze in die Brust, als er sie aber aus der Wunde herauszog, um einen dritten Stoß zu thun, sprang das Thier wüthend auf, ergriff ihn am Schenkel und riß ihn über Bord in's Wasser; glücklicherweise wiederholte er seinen Angriff nicht, sondern machte, daß er selbst fortkam, welches ihm auch gelang, da Alle im Boote nur beschäftigt waren, ihren Kapitän zu retten.

Die Löwenjagd in Afrika.

Die Löwenjagd hat in Afrika um so mehr Verdienst, da der Löwe ein gefürchtetes Geschöpf und der Gegenstand geheimnißvoller Sagen ist, dessen schreckenerregende Majestät durch eine abergläubische Scheu gesichert wird. Mit dem Beobachtungsgeiste, welcher ein hervorstechender Zug aller Völker ist, deren Leben sich in unausgesetzter Vertraulichkeit mit der Natur erhält, haben die Araber eine Menge der Aufbewahrung werthe Bemerkungen über den Löwen gesammelt.

Bei Tage unternimmt es der Löwe selten, den Menschen anzufallen, gewöhnlich sogar, wenn irgend ein Wanderer an ihm vorüberkommt, wendet er den Kopf ab und thut als ob er Niemand sähe. Nur wenn ein Verwegener aus dem Buschwerk gegen ihn heraustritt und ruft: „da ist er!“ so stürzt sich der Löwe auf den Feind, der ihn überraschte. Mit dem Einbruch der Nacht aber ändert sich die friedfertige Stimmung des Löwen gänzlich. Sobald die Sonne untergegangen, wird es gefährlich, sich in bewaldete Einsamkeiten zu wagen, denn dorthin verlegt der Löwe seine Hinterhalte, dort trifft man ihn auf den Fußstegen, die er dann mit seinem Körper versperrt. Wenn man den Arabern Glauben schenken will, so ereignen sich bei solchen Gelegenheiten folgende nächtliche Scenen. Der einsame Wanderer, Bote, Reisende oder Briefträger, welcher den Löwen auf

seinem Wege trifft, geht ihm unerschrockenen Sinnes geradezu entgegen, indem er seinen Säbel oder sein Gewehr dabei schwingt, sich aber wohl hütet zu schlagen oder zu schießen. Er begnügt sich vielmehr barsch zu rufen: „O du Dieb, du Wegelagerer, o du Sohn einer verrufenen Mutter! Glaubst du wohl mich zu erschrecken. Du weißt also nicht, wer ich bin? Stehe auf und laß mir meine Bahn frei." Der Löwe wartet bis der Mann an ihn herangekommen ist, dann erhebt er sich und streckt sich tausend Schritte weiter abermals an den Boden. Es sind schreckliche Prüfungen, welche der Wanderer zu ertragen genöthigt ist. Der Löwe erscheint bald wieder auf dem Fußwege und begleitet nun alle Bewegungen des Gehenden mit einem fürchterlichen Geräusch. Er peitscht mit seinem Schweif gegen die Aeste der Gebüsche, daß sie knackend zerbrechen, er schäumt, heult, grollt und stößt einen glühend heißen Athem aus, er spielt mit dem Opfer seines seltsamen immer wieder auftauchenden Raubgelüstes und hält es fortwährend zwischen Furcht und Hoffnung, wie die Katze die Maus. Wenn derjenige, der die entsetzliche Aufgabe zu bestehen hat, seinen Muth aufrecht erhält, wenn es ihm gelingt, wie das arabische Sprichwort sagt, „seine Seele zu bewahren", so verläßt ihn der Löwe endlich und versucht sein Glück anderswo. Wenn aber die Bestie im Gegentheil bemerkt, daß sie es mit einem Manne zu thun hat, dessen Muth erschüttert ist, dessen Stimme zittert, der es nicht mehr wagt, ihr eine Drohung hinzuschleudern, so verdoppelt sie, um ihn noch mehr einzuschüchtern, ihre [illegible] Manöver. Der Löwe nähert sich dem Opfer, stößt es mit seiner Schulter aus dem Wege hinaus, den er ihm wiederholt abschneidet, neckt sich mit ihm auf die verschiedenartigste Weise und endigt zuletzt damit, daß er den schon halb ohnmächtigen Wanderer zerreißt. Uebrigens ist durchaus nichts Unglaubliches in dem Verfahren des Menschen gegen den Löwen, so wie es von alten Arabern geschildert wird. Das Uebergewicht der menschlichen Persönlichkeit über die Bestien ist eine unumstößliche Thatsache. Die Thierbändiger lassen uns in unseren Städten täglich einem ähnlichen

Schauspiele beiwohnen, wie es die Wälder und Gebirge Afrika's in ihre Nächte hüllen.

Die Araber erzählen ferner, daß gewerbsmäßige Diebe, die des Nachts bis an die Zähne bewaffnet ausgehen, dem Löwen, wenn sie ihm begegnen, ganz unerschrocken zurufen: „Ich bin nicht dein Mann. Ich bin ein Dieb wie du. Zieh' deiner Wege oder wenn du willst, so begleite mich auf die Beute." Man fügt hinzu, daß der Löwe solchen Spitzbuben zuweilen folgt und einen Einbruch in den Douar, wohin sie ihre Schritte lenken, unterstützen hilft. Das gute Einverständniß der Löwen mit den Dieben, behauptet man, spricht sich oft in der schlagendsten Weise aus. Man will von Dieben wissen, die den Löwen bei ihren Mahlzeiten wie einen Hund behandelten, indem sie ihm in einiger Entfernung die Füße und Eingeweide von den Thieren zuwarfen, welche sie verschmauf'ten. Selbst arabische Frauen haben mit gutem Erfolg den Löwen mit Kühnheit behandelt; sie verfolgten ihn, wenn er Lämmer wegschleppte und nöthigten ihn durch Stockschläge, seine Beute loszulassen, wobei sie ihm zuriefen: „Dieb, Diebssohn!" Die Scham, sagen sie, bemächtigte sich dann des Löwen und er entfernte sich so flink als möglich. Der eben mitgetheilte Zug beweist, daß der Löwe für die Stämme der Wüste ein besonderes Geschöpf ist, das zwischen Mensch und Thier steht, ein Wesen, das außer seiner Kraft ihnen auch noch mit besonderem Verstande begabt zu sein scheint.

Es giebt verschiedene Arten, auf den Löwen zu jagen. Wenn ein Löwe unter einem Araberstamme erscheint, so verrathen mancherlei Anzeichen seine Nähe. Zuerst ein dumpfes Gebrüll, von dem die Erde zu erzittern scheint, dann immerwährende Verheerungen und Unglücksfälle. Eine Kuh, ein Füllen, sogar ein Mensch verschwindet; der Schrecken verbreitet sich in jedem Zelte, die Frauen beben für ihre Kinder, für ihre Habe, von allen Seiten hört man nur Klagen. Die Jäger beschließen den Tod dieses unbequemen Nachbars. Ein öffentlicher Aufruf auf den Verkehrsplätzen kündigt an, daß an dem und dem Tage Reiter, Fußvolk und überhaupt

alle jagdfähige Männer sich bewaffnet an einem bestimmten Orte einzufinden haben. Man kennt bereits den Schlupfwinkel, wohin sich der Löwe während des Tages zurückzieht.

Der Zug setzt sich in Bewegung, die Fußgänger voran. Ungefähr funfzig Schritte von dem Gebüsch, wo man dem Feind zu begegnen hofft, wird Halt gemacht und die Versammelten theilen sich in drei Abtheilungen. Die zweite hinter der ersten, um im Nothfall sogleich eintreten zu können, die dritte dicht zusammengedrängt und von ausgezeichneten Schützen gebildet, bildet die unüberwindliche Nachhut. Alsdann beginnt ein seltsames Schauspiel. Die erste Abtheilung versucht den Löwen zu reizen, sie schickt sogar einige Kugeln in seinen Hinterhalt, um ihn zu zwingen, daß er sich zeigt. „Da ist er nun, rufen sie spottend gegen das Gebüsch, der sich für den tapfersten hält! Er kann sich vor dem Menschen nicht sehen lassen. Nein, er ist es nicht, es ist nicht der Löwe, es ist ein feiger Dieb." Der Löwe, so behandelt, kommt zuweilen zum Vorschein, schaut ruhig nach allen Seiten umher, gähnt, streckt sich und stellt sich gegen alles was um ihn her vorgeht unempfindlich. Aber von einzelnen Kugeln getroffen, tritt er heraus und setzt sich mit stolzer Kühnheit vor das Dickicht, welches ihn verbarg. Alles schweigt, der Löwe rollt seine flammenden Augen, brüllt, legt sich nieder, um sogleich wieder aufzuspringen und zerbricht mit seinem Körper und Schweife die Aeste um sich her. Die erste Abtheilung giebt jetzt Feuer, der Löwe stürzt hervor und fällt gewöhnlich unter den Kugeln der zweiten Abtheilung, welche in die Reihen der ersten eingetreten ist. Dieser Augenblick ist entscheidend, denn der Löwe giebt den Kampf nicht eher auf, bis ihm eine Kugel in den Kopf oder durch's Herz gegangen. Nicht selten kämpft er fort, obgleich ihm zehn bis zwölf Kugeln in den Leib gedrungen sind, auch wird er von den Fußgängern nie erlegt, ohne daß einige von ihnen verwundet, wenn nicht getödtet sind.

Die Jäger zu Pferde, welche den Haufen begleiten, haben nicht eher etwas zu thun, als bis der Feind den Kampfplatz verläßt. Es geschieht oft, daß in den unerwar-

teten Wendungen des Kampfes die Fußgänger den Löwen auf einen Gebirgsrücken oder in eine Ebene drängen. Dann fängt eine neue Art Kampf an, die eben so gut ihr Interesse wie ihre Eigenthümlichkeit hat. Jeder Reiter galoppirt gegen die Mitte des Platzes und schießt auf den Löwen wie auf eine Scheibe in ganz kurzer Entfernung. So wie der Schuß gefallen, reitet er zurück, um von neuem zu laden. Der Löwe, von allen Seiten angegriffen, jeden Augenblick verwundet, vertheidigt sich nach allen Richtungen hin und unterliegt erst nach einem ruhmvollen Gefecht, das stets mit seiner Niederlage endet, denn gegen die Reiter und die arabischen Pferde vermag er nichts auszurichten. Er hat nur drei entsetzliche Sprünge, seinem weitern Laufe fehlt alle Behendigkeit. Ein gewöhnliches Pferd holt ihn mit leichter Mühe ein. Man muß einen solchen Kampf gesehen haben, um sich eine Vorstellung davon machen zu können. Jeder Reiter stößt eine Verwünschung aus, die Worte kreuzen sich, die Schüsse krachen, man drängt vorwärts und flieht, durch Alles hindurch erschallt das dumpfe Brüllen des Löwen und das Pfeifen der Kugeln. Ungeachtet dieses Tumults sind Unglücksfälle der Reiter sehr selten. Sie haben nichts zu fürchten als einen Sturz vom Pferde, welcher sie unter die Tatzen ihres Feindes liefern würde oder ein Mißgeschick, welches allerdings häufiger vorkommt: eine unzeitig abgefeuerte Kugel von Freundeshand.

Man kennt jetzt die malerische und kriegerische Gestalt, welche die Löwenjagd annehmen kann. Es giebt auch noch andere Verfahren, welche sogar vielleicht noch sicherer und wirksamer sind. Die Araber haben bemerkt, daß der Löwe, wenn er Thiere weggeschleppt und verzehrt hat, den Tag darauf, unter der Last einer schweren Verdauung, träge, verschlafen und unbeweglich in seinem Schlupfwinkel bleibt. Wenn man also sein vorher gewöhnliches Gebrüll den ganzen Abend hindurch nicht vernimmt, so schließt man daraus, daß der gefürchtete Gast in diesem Zustande der Ermattung ist. Ein muthiger Mann verfolgt dann die Fährte des Un-

thiers bis zu seinem Versteck, dort legt er das Gewehr an und schickt dem Löwen eine Kugel in den Kopf.

Man wendet auch gegen den Löwen verschiedene Arten Fallen an. Die Beduinen-Araber bringen auf dem Wege zum Hinterhalt des Löwen eine Vertiefung an, welche mit einer leichten Bedachung verdeckt wird. Das Thier bricht vermöge seines Gewichts durch die schwachen Bretter und fängt sich wie der Wolf in der Grube. Manchmal gräbt man auch neben einem Leichnam ein tiefes Loch aus, welches mit starken Bohlen so verdeckt wird, daß nur eine kleine Schießscharte für den Lauf der Flinte bleibt. In dieses Loch, genannt „Melebda", kauert sich der Jäger und schießt in dem Augenblicke auf den Löwen, wo sich dieser dem Leichnam nähert. Oft aber, wenn der Löwe gefehlt worden ist, stürzt sich das Thier auf den Melebda, zermalmt mit seinen Krallen die Bohlen und verzehrt alsdann den Jäger hinter seiner zerstörten Schanze.

Einige Männer endlich unternehmen gegen den Löwen eine abenteuerliche und heldenkühne Jagd, welche an die Ritterthaten erinnert. „Ich stieg auf ein gutes Pferd," erzählt Si-Mahomed-Gnussi, ein anerkannt glaubwürdiger Mann, welcher Djebel Gueroul bei Tiaret bewohnte, „und begab mich in einer mondhellen Nacht in den Wald. Ich war damals ein guter Schütze, nie fiel meine Kugel zur Erde. Im Walde rief ich wiederholt: Ataiah! Der Löwe erschien und wendete sich gegen den Ort hin, wo das Geschrei erschollen; sogleich gab ich Feuer. Oft enthielt eine Höhle mehrere Löwen, die alle hervorkamen. Wenn sich mir einer von hinten näherte, so drehte ich den Kopf und schoß ihn über den Rücken meines Pferdes hinweg, dann aber, in der Besorgniß ihn verfehlt zu haben, galoppirte ich davon. Griff mich ein Löwe von vorn an, so warf ich mein Pferd herum und wiederholte dasselbe Manöver." Man versichert, daß Mohammed-ben-Gnussi gegen hundert Löwen getödtet hat. Dieser kühne Jäger lebte noch 1253 (das ist das Jahr 1836 christlicher Zeitrechnung). „Als ich ihn sah",

sagt Abd-el-Kader, hatte er das Augenlicht verloren; möge ihm Gott gnädig sein."

Gefährlicher als alle hier beschriebenen Löwenjagden ist die, welche man auf die Jungen macht. Und doch giebt es Menschen, die dieses gefahrvolle Unternehmen wagen. Jeden Tag verläßt der Löwe mit der Löwin gegen 3 oder 4 Uhr des Nachmittags die Höhle, um der Umgegend einen Besuch abzustatten, der den Zweck hat, der Familie Nahrung zu schaffen. In Kurzem sieht man dann das Löwenpaar auf einer Anhöhe erscheinen, von welcher aus sie die Douars, den Rauch der aus ihnen aufsteigt, so wie die Stellung der Heerden mit prüfenden Blicken mustern. Dann verlassen sie den Ort, nachdem sie ein entsetzliches Brüllen ausgestoßen, was für die benachbarte Bevölkerung eine unschätzbare Warnung ist. Während dieser Abwesenheit muß man sich mit großer Geschicklichkeit zu den kleinen Löwen hinschleichen und sie festeingehüllt wegbringen, damit ihr Geschrei nicht zu den Ohren der Alten dringt, die sie fürchterlich vertheidigen würden. Nach dem Raube aber müssen die Bewohner des ganzen Landstrichs ihre Wachsamkeit verdoppeln. Während der ersten sechs bis acht Tage sind die Annäherungen des Löwen und sein Gebrüll entsetzenerregend; nach dem arabischen Sprichwort dürfte man ihm dann nicht in's Auge sehen.

Das Löwenfleisch, obschon es manchmal gegessen wird, hat keinen guten Geschmack, aber die Haut ist ein kostbares Geschenk, man giebt sie blos den Sultanen und den berühmten Oberhäuptern der Stämme. Die Araber halten es für gut, auf einer Löwenhaut zu schlafen: es entfernt die bösen Geister, verhütet Unglück und schützt vor Krankheiten. Die in Gold gefaßten Klauen sind ein Schmuck der Frauen. Die Stirnhaut des Löwen ist ein Talisman, welchen Männer auf den Köpfen tragen, um in ihrem Gehirn Muth und Kühnheit zu erhalten.

Mit einem Wort, die Löwenjagd steht in Afrika in hohen Ehren.

Das Flußpferd.

Man findet von diesem Geschlechte nur eine Art lebend in Afrika. Es hat eine Länge von dreizehn bis funfzehn Fuß und ist eins der unförmlichsten Thiere. Es befindet sich am Vorgebirge der guten Hoffnung; Lander fand es im Niger sehr zahlreich. Nach Rüppell findet es sich noch in Dongola. Seine Nahrung besteht in Wasserpflanzen; es kann sehr gut schwimmen, vortrefflich tauchen und soll auf dem Boden der Flüsse gemächlich umhergehen können. Auf angebauten Feldern verursacht es eine fürchterliche Verwüstung und zwar weniger durch das was es frißt, als durch seine plumpen, breiten Füße, mit denen es die ganze Saat in den Boden stampft. Den Menschen flieht es, und seine Flucht geht dann immer nach dem Wasser hin. Im gereizten Zustand ist es gefährlich mit ihm zusammen zu treffen, denn es läuft ziemlich schnell und, erreicht es seinen Feind, so zertritt es ihn mit seinen Füßen. Von seiner Jagd giebt Dr. Rüppell folgende interessante Schilderung:

„Die Harpune, womit die Jäger in Dongola die Flußpferde anwerfen, ist etwas von der der Krokodilsjagd verschieden. Das Eisen endet in einer ovalen Fläche, wie bei einem Radirmesser; die äußeren Dreiviertel des ovalen Randes sind vorzüglich zugeschärft. Am oberen Vorsprung der Harpune ist ein starker, langer Strick befestigt, und an dessen anderm Ende ein dicker Klotz von leichtem Holze, um

das bei Nacht angeworfene Thier bei Tag leichter wieder aufzufinden. Die Jäger werfen übrigens dies Wild bei Tag und bei Nacht an. Der ersteren Zeit geben sie immer den Vorzug, weil sie besser den wüthenden Anfällen des gereizten Feindes entgehen können. Einen Theil des Strickes, nebst dem Holzschaft der Harpune, nimmt der Jäger in die rechte Hand: in der linken trägt er das übrige Seil und den Holzklotz. So nähert er sich behutsam seinem Wilde, wenn es bei Tag auf einer kleinen Insel schläft, oder er lauert des Nachts an der Uferstelle, wo er hofft, daß das Thier herauskommen dürfte, um in den Saatfeldern zu weiden. Ist er bis auf die gewünschte Entfernung (etwa sieben Schritt) genahet, so wirft er kraftvoll die Lanze auf seinen Feind, deren Harpune, wenn sie geschickt geschleudert, bis hinter den Widerhaken durch die dicke Haut in die Fleischmasse eindringen muß. Das verwundete Thier flüchtet sich gewöhnlich nach dem Wasser und verbirgt sich in den Fluthen. Die Holzlanze fällt ab, aber der an das Harpuneisen gebundene Klotz schwimmt und bezeichnet die Richtung, in welcher der Hippopotamus geht. Große Gefahr beim Anwerfen des Thieres ist dann, wenn der Jäger von demselben bemerkt wird, ehe der Wurf geschehen ist. Zuweilen dringt dann die Bestie mit Wuth auf ihren Gegner los und zermalmt ihn mit einemmale in dem weit offenen Rachen, ein Vorfall der während unseres Aufenthaltes bei Schendi stattfand. Oft reizen ganz harmlose Gegenstände den Zorn des Thieres; so zerknirschte in der Gegend von Amara ein Flußpferd mehrere Stück Rindvieh, die bei einem Wasserrad angebunden waren. Sobald das Thier glücklich angeworfen ist, eilen die Jäger in ihre kleinen Kähne, und nähern sich behutsam dem schwimmenden Holzklotz, an welchem sie ein starkes, langes Seil befestigen. Mit dessen anderem Ende fahren sie nach der herbeieilenden großen Barke, auf welcher sich ihre Gehülfen befinden. Jetzt zieht man mit dem Strick das Thier an; der durch den Widerhaken verursachte Schmerz reizt seine Wuth und, kaum hat es die Barke erblickt, so dringt es auf sie los, faßt das Fahrzeug

mit den Zähnen und zuweilen gelingt es ihm, solches zu zertrümmern oder umzuschlagen. Die Jäger bleiben unterdessen nicht müßig; vier bis sechs andere Harpunen werfen sie ihm ein, und mit der Anstrengung aller Kraft nöthigen sie durch die Seile derselben das Thier, sich dicht an die Barke anzulehnen, um so einen Theil seiner Stärke zu lähmen. Mit einem scharfen, langen Eisen sucht man dann das ligamentum jugi zu spalten, oder den Schädel einzustoßen, und so tödten die Eingebornen das Thier. Da die Fleischmasse eines ausgewachsenen Flußpferdes zu groß ist, um ohne eine namhafte Zahl Menschen aus dem Wasser geschafft zu werden, so zerhacken sie gewöhnlich das getödtete Thier im Wasser und ziehen die einzelnen Stücke auf das Land. Man tödtet gewöhnlich in der ganzen türkischen Provinz Dongola nur ein bis zwei Hippopotami jährlich. In den Jahren 1821 bis 1823 einschließlich wurden aber deren neun Stück erlegt, wovon vier durch unsere Hände. Das Fleisch des jungen Thieres ist sehr schmackhaft. Ausgewachsene Individuen pflegen sehr fett zu sein, und ihre Fleischmasse schätzt man gleich vier bis fünf Stück Ochsen. Die Haut wird einzig und allein zu vortrefflichen Peitschen verarbeitet. Eine Haut giebt 350 bis 500 solcher Peitschen. Die Zähne werden nicht benutzt."

„Eines der von uns erlegten Flußpferde, ein ganz altes Männchen, maß von der Schnauze bis an's Schwanzende dreizehn einen halben französischen Fuß, und seine Eckzähne von der Wurzel bis zur Spitze längs der äußern Krümmung sechsundzwanzig französische Zoll. Um es zu erlegen, kämpften wir mit ihm vier Stunden lang, und zwar des Nachts. Wenig fehlte, daß die Bestie unsere große Barke und mit ihr vielleicht uns alle vernichtet hätte. Als das angeworfene Thier die Jäger in dem kleinen Kahn erblickte, welche den langen Strick an den Holzklotz der Harpune anbinden sollten, schleuderte es sich mit einem Satz auf dieselben, riß den Kahn mit sich unter das Wasser und zerschmetterte ihn. Die beiden Jäger entkamen mit Noth dieser großen Gefahr. Von den fünfundzwanzig Flintenkugeln,

in einer Entfernung von etwa fünf Fuß auf den Kopf des Unthiers geschossen, hatte nur eine die Haut und den Knochen bei der Nase durchbohrt. Bei jeglichem Schnauben spritzte nun das Thier reichliche Blutströme auf die Barke; alle andern Kugeln waren in der Dicke der Haut stecken geblieben. Wir bedienten uns endlich eines Standrohrs, dessen Gebrauch in so kleiner Entfernung wir überflüssig glaubten; aber nur nachdem fünf seiner Kugeln, in einer Entfernung von wenig Fuß gefeuert, die schrecklichste Verwüstung in dem Kopf und Körper des Thieres angerichtet hatten, gab der Koloß seinen Geist auf. Die Dunkelheit der Nacht vermehrte das Schauerliche des Zweikampfes. Dieses riesenmäßige Flußpferd schleifte nach Belieben unsere große Barke in jeder Richtung des Stroms, und in einem sehr glücklichen Augenblick für uns unterlag das Thier, indem es eben das Fahrzeug in ein Labyrinth von Klippen geschleift hatte, die um so gefährlicher werden konnten, da wegen großer Verwirrung, worin die Schiffgesellschaft war, Niemand solche bemerkte."

Die Flußpferde von der Größe des erwähnten können von den Eingebornen wegen Mangel eines Standrohrs nicht erlegt werden. Diese Thiere sind wegen ihrer Gefräßigkeit eine wahre Landplage; die Bewohner haben kein Mittel, sie für immer von ihren Pflanzungen abzuhalten; alles was sie thun, ist, in der Nacht mit einer kleinen Trommel zu lärmen und stellenweise Feuer zu unterhalten. An einigen Orten sind die Flußpferde so kühn, daß sie nur dann ihren Weideplatz räumen, wenn eine große Anzahl von Menschen mit Stöcken schreiend auf sie zukömmt.

Der Orang-Utang.

Das junge Thier, welches man schon öfters nach Europa gebracht hat, erreicht eine Länge von 2 ½ bis 3 ½ Fuß und ist mit grobem zottigem rothbraunem oder rostfarbigem Haare bedeckt. Die Farbe der nackten Theile als Gesicht und die innern Handflächen sind kupferroth, nach Andern bläulich. Die Stirn ist sehr hoch, nach oben schmal und nimmt fast die Hälfte des Gesichts ein, die Augen sind ziemlich groß und braun mit runzeligen Augenliedern, die Ohren klein, dünn und anliegend, die Nase flach, an der Wurzel tief eingedrückt, das Gebiß vorspringend und die Entfernung zwischen Nase und Mund sehr groß. Die Lippen ohne deutliche Lippenränder besitzen eine große Beweglichkeit und können sich wunderbar ausdehnen. Das Haar ist am Scheitel vor- und aufwärts, an den übrigen Theilen abwärts gerichtet mit Ausnahme der Vorderarme, wo es wie beim Menschen aufwärts gerichtet ist; an den Backen hat er einen hübschen Bart. Seine Arme sind sehr lang, so daß sie füglich bei aufrechter Stellung die Erde erreichen können. Der Daumen derselben ist sehr kurz und der Nagel soll am Hinterdaumen beim Weibchen fehlen. Camper hat einen Hautbeutel entdeckt, der um den Hals herumgeht und bis zum Brustbein herabhängt. Dieser Sack steht in Verbindung mit dem Kehlkopf, kann aufgebläht werden und soll die Stimme mäßigen und jede

Sprachfähigkeit rauben. Der Schädel des jungen Thieres weicht sehr von dem des alten ab, denn er hat eine stumpfere Schnauze, gewölbten Schädel, sichtbare Näthe und Milchzähne. Meiselt man die Stelle über den Milcheckzähnen auf, so entdeckt man die Keime der großen Eckzähne des alten Thieres, welches man früher Pongo genannt hat.

Die jungen Thiere zeigen in der Gefangenschaft außerordentlich viel Sanftmuth und ungemein viel Anhänglichkeit an den Menschen.

Nach allen Berichten sind sie gelehrig, folgsam, spielend und lernen ihre Wohlthäter sehr gut unterscheiden. Ihre Wohnung oder Stall halten sie vollkommen reinlich und entfernen nach gehaltener Mahlzeit alle Ueberbleibsel auf das Sorgfältigste, ja waschen sogar denselben mit einem erhaltenen Lumpen und Wasser so lange bis er vollständig sauber war. Auch an ihrem Körper sind sie reinlich und waschen sich regelmäßig Hände und Gesicht. Ihre Nahrung die in Reis, Hülsen, Obst, Pomeranzen, Brod, Fleisch und Eiern bestand, brachten sie mit den Händen zu Munde, allein Flüssigkeiten schlürften sie den Kopf geneigt wie alle übrigen Thiere ein.

An die Tafel des Menschen gezogen, lernten sie wie ein Mensch auf einem Stuhle sitzen, mit Gabel und Löffel, wenn auch etwas ungeschickt, umgehen. Konnte der Affe des Kapitän Decain die auf seinem Teller liegende Speise nicht in seinen Löffel bringen, so gab er denselben seinem Nachbar um ihn zu füllen; der Affe, welchen Fr. Cuvier beobachtete, wußte sehr gut mit der Gabel umzugehen und spießte z. B. mit derselben jede einzelne Erdbeere auf, indem er mit der andern Hand den Teller hielt. Flüssigkeiten aller Art lernten sie aus Gläsern und Tassen trinken, welche sie mit beiden Händen hielten und als einer bemerkte, daß das Glas nicht im Gleichgewicht war, so suchte er es mit der einen Hand zu unterstützen und zwar auf der Seite, wohin es sich neigte. Kaffee, Thee, auch geistige Getränke, besonders rothen Wein tranken sie und der von Cuvier beobach-

tete leerte einst den Rest einer Malagaflasche rein aus und stellte darauf die Flasche unversehrt wieder auf die Erde. Der, welcher 1817 nach London gebracht wurde, bewährte seine Gelüste nach geistigen Getränken auch dadurch, daß er mehrmals dem Kapitän die Branntweinflasche stahl; den Stöpsel aus der Flasche zu ziehen verstehen sie meisterlich und wischen sich, wenn sie getrunken haben, das Maul ab. Aber nicht allein beim Essen und Trinken zeigen sie Culturfähigkeit, sondern auch in der Art sich zur Ruhe zu legen. Der vom Kapitän Decain mitgebrachte suchte alle Tücher zusammen, welcher er habhaft werden konnte, um sich warm zuzudecken, legte sich bald auf die Seite, bald auf den Rücken, zog die Beine an sich und kreuzte die Arme auf der Brust.

Nach Dr. Abels Berichte breitete der seinige auf dem Schiff ein Segel aus, legte sich darauf nieder und deckte sich mit einem Theil desselben zu. Fand er Jemand in seinem Bette, so zerrte er so lange, bis ihm Platz gemacht wurde, war aber noch eine freie Stelle da, so legte er sich neben dem Menschen ruhig nieder. Wenn er kein Segel fand, so stahl er entweder eine Matrosenjacke oder er entwendete eine Decke aus einer Hängematte. Derselbe Orang, als er noch auf Java sich befand, verflocht die kleinen Zweige eines Tamarindenbaums, bettete sich und deckte sich mit den Blättern zu. Den Tag über lag er in seinem Neste, lugte mit vorgestrecktem Kopfe, bis Jemand mit Früchten vorbeiging, stieg dann schnell herab und nahm sich einen Theil davon.

Nach Sonnenuntergang, oder wenn er satt war, auch früher, legte er sich zur Ruhe und stand mit Sonnenaufgang auf.

Der Cuvier'sche machte sich das Heu seines Lagers zurecht, schüttelte es tüchtig durch und machte sich ein Kopfkissen, wozu er einmal in einen Lappen Heu that und die Enden über einander legte. Die Decke zog er ordentlich über den Kopf und deckte sich warm zu.

Selbst Kleider lernte der von Kapitän Blanchard Gehaltene anziehen und hielt sie beständig rein. Er ist sehr

frostig und zittert leicht vor Kälte, die er nicht gewohnt ist; in diesem Zustand flüchtete einer sich zum ersten seiner Freunde, kletterte ihm auf den Arm, umfaßte ihn, um sich an ihm zu erwärmen, und wollte man ihn entfernen, so schrie er kläglich.

Alle, die man bis jetzt beobachtete, hatten durchaus keine Neigung Possen zu reißen und Fratzen zu machen, wie die übrigen Affen, waren vielmehr ernst mit einem Gemisch von Sanftmuth und Melancholie. Gesellschaft liebt er sehr und Einsamkeit gar nicht. Der des Kapitän Decain wurde in Ostindien in einem Zimmer neben dem Visitenzimmer gehalten; hörte er Jemand kommen, so machte er schnell den Riegel auf; da dieser schwer ging, stieg er auf einen an der Thüre stehenden Stuhl, um desto mehr Kraft anwenden zu können. Als man einmal den Stuhl in eine andere Gegend des Zimmers stellte, holte er ihn schnell wieder herbei. Er hatte also kombinirt, daß er mehr Kraft habe, wenn er mit dem Riegel auf gleicher Höhe stehe und daß der Stuhl tragbar sei.

Eine ähnliche Thatsache erzählt Dr. Abel von seinem Orang, den man in einen Käfig von Bambusstäben eingesperrt hatte; er wurde zornig, faßte mit seinen Händen die Riegel, rüttelte sie heftig und bemühte sich sie zu zerbrechen. Da er aber fand, daß sie zu stark waren, so versuchte er seine Stärke an einzelnen so lange, bis er einen zerbrach, worauf er entfloh. Später wurde er angekettet, machte sich aber augenblicklich los und lief mit seiner Kette davon; da diese ihn hinderte, so rollte er sie zusammen, warf sie über die Schulter, und da sie auch so nicht liegen bleiben wollte, nahm er sie zuletzt in's Maul.

Ein anderer öffnete das Schloß seiner Kette mit einem Schlüssel und versuchte es in Ermangelung desselben mit einem Stück Holz. Besuchte ihn Jemand mit schmutzigen Stiefeln, so säuberte er sie mit einem Besen, löste Schuhschnallen und den verworrensten Knoten mit den Fingern und Zähnen auf.

Der Orang des Kapitän Decain hatte eine ungemeine

Liebe zu ihm. Als er ihn im Bette liegend traf, warf er sich in seiner Freude auf ihn, umarmte ihn, heftete seine Lippen auf die Brust und fing an zu saugen, was er sonst gewöhnlich an den Fingern that.

Auch gegen seines Gleichen ist er zärtlich, wie Swinton, ein Engländer erzählt. Ein Männchen und ein Weibchen spielten und küßten sich, indem das Weibchen seine hervorgestreckte Schnauze in den Mund des Männchen steckte, was dieser sich gern gefallen ließ. Auch die Hand der Menschen, die ihnen näher kamen, steckten sie als eine Art Liebkosung in den Mund.

In Ermangelung menschlicher Gesellschaft war ein Orang auch gegen andere Affen zutraulich; er mußte jedoch unbeobachtet sein, weil er sie sonst ignorirte und sich der schlechten Gesellschaft zu schämen schien. Vor Schildkröten hatte er den größten Abscheu und ihr Anblick konnte ihn auf die höchsten Taue jagen. Allein nicht blos gegen Menschen und Affen zeigte er Anhänglichkeit, sondern selbst zwei junge Katzen liebte er so sehr, daß er öfters eine auf den Kopf setzte, und als diese mit ihren Krallen sich in die Haut festklammerte, ertrug er geduldig die Schmerzen, untersuchte aber später die Pfoten und als er die Krallen entdeckte, wollte er sie ausreißen. Die Sucht etwas auf dem Kopfe zu haben, zeigte er auch bei andern Gelegenheiten, denn er bestreute sich öfters den Kopf mit Papierschnitzeln, Asche, Erde und anderen Dingen. Diese Eigenheit habe ich auch an einem Winselaffen bemerkt, der den ihm gegebenen Schnupftabak jedesmal sich in die Kopfhaare einrieb.

Alle konnten aufrecht gehen, waren aber auf dem ebenen Boden langsam; sie treten dann gewöhnlich mit dem äußeren Rand auf und schlagen die Zehen ein, wenn die ganze Fußfläche den Boden berührt. Schneller und gewandter sind sie auf Bäumen, ihrem natürlichen Aufenthalt, die sie erklettern, ohne den Schenkel zu gebrauchen. Der von Dr. Abel mitgebrachte, wurde auf dem Schiff mit den Matrosen sehr vertraut und übertraf sie weit an Behendigkeit; sie jagten ihn öfters und gaben ihm Gelegenheit seine

Geschicklichkeit im Entfliehen zu zeigen. Anfangs suchte er sich seinen Verfolgern durch Schnelligkeit zu entziehen; wurde er gedrängt, so ergriff er ein loses Tau und schwang sich aus ihrem Bereich hinaus. Oft schüttelten die Matrosen mit Heftigkeit die Taue, worauf er sich befand, allein man sah, daß seine Muskelkraft dies nicht anfecht und daß er festangeklammert hängen blieb. War er aufgeräumt, so ließ er seine Verfolger bis in den Bereich seiner langen Arme kommen, gab ihnen einen Schlag und entfloh. Ein anderer stieg auf einen Baum und als ihm Jemand nachklettern wollte, suchte er es zu verhindern, indem er heftig die Aeste schüttelte und so oft dieses wiederholte, als man es versuchte. Dieser wurde ziemlich zornig, wenn er etwas lebhaft verlangte und es ihm verweigert wurde; er fing an zu schreien, wälzte sich auf der Erde und schlug den Kopf auf den Boden. War er einmal zornig, so erhob er von Zeit zu Zeit den Kopf und hörte auf zu schreien, um, gleich einem verzogenen Kinde, zu sehen, ob sein Geschrei Eindruck auf die umstehenden Personen machte; sah er aber noch böse Gesichter, so erhob er sein Geschrei von Neuem.

Nach allen diesem kann der Verstand dieser Thiere mit dem des Elephanten verglichen werden, obgleich andere Naturforscher wie G. Cuvier und Voigt behaupten, daß seine geistigen Fähigkeiten kaum die des Hundes übersteigen.

Alle Beobachtete waren, wie schon bemerkt, noch Kinder und überlebten höchstens zwei Jahre ihre geraubte Freiheit, indem sie dem rauhen Klima unterlagen. Von ihrer Lebensart im Freien weiß man wenig und nur so viel, daß sie in Truppen leben, stark und herzhaft sind und sich mit Stöcken und Steinen vertheidigen. Das Vaterland ist das Innere von Borneo, Cochinchina und Malacka, wo sie auf hohen Bergen wohnen und äußerst schwer zu fangen sind.

Die Elephantin Miß Djeck.

Die berühmteste Schauspielerin mit einem Rüssel ist bis jetzt Miß Djeck. Der Elephant hat allerdings bedeutenden Kunstberuf, aber die Leistungen dieser furchtbaren Miß zeigen nur zu deutlich, wie gefährlich es ist, die dramatischen Talente dieser sonst so interessanten Familie ohne die größte Vorsicht in Anspruch zu nehmen. Wenn ein menschlicher Schauspieler einen Contrakt bricht und davonläuft, so setzt er nur die Zungen eines kunstliebenden Publikums in Bewegung und wird nur durch Zeitungsartikel verfolgt; wenn eine Miß Djeck entkommt, so bringt sie eine ganze entsetzte Bevölkerung auf die Beine, und man rückt ihr mit Kanonen nach. Eine menschliche Actrice bereitet ihrem Direktor die herbsten Seelenleiden; aber Miß Djeck schlägt ihm mit ihrem elfenbeinernen Gebiß gar den Schädel ein.

Nach Cüvier wächst der Elephant etwa bis in's fünfundzwanzigste Jahr, und die asiatische Art wird zwölf bis vierzehn Fuß hoch. Miß Djeck maß nur zehn und einen halben Fuß, war aber, nach dem Zustand ihres Skelets zu schließen, vollkommen ausgewachsen. Ihrer Lebensgeschichte nach mochte sie etwa fünfunddreißig Jahr alt sein, keineswegs einhundert und fünfundzwanzig, wie ihr Eigenthümer auf seinen Anschlagzetteln kund that. Nach übereinstimmenden Zeugnissen kann indessen der Elephant in der Gefangenschaft einhundert und zwanzig bis einhundert und drei-

zig Jahr leben, und er mag in der Freiheit leicht zwei Jahrhunderte voll machen. Sein Rüſſel faßt 150 Pfund Waſſer, und er kann es zehn Fuß hoch in die Höhe werfen. Er leiſtet ausgewachſen ſo viel als ſechs Pferde, er trägt ohne Beſchwerde 3 bis 4000 Pfund und ladet ſich 2 bis 3 Centner ſelbſt mit dem Rüſſel auf. Er galoppirt nie, kann aber ſo raſch traben, daß ihn ein Pferd in angeſtrengtem Galopp nicht einholt; er kann 8000 und mehr Pfund ſchwer werden und ſeine Maſſe iſt dann der von funfzig Menſchen gleich. Die zarte Miß Dieck war indeſſen nur 4000 Pfund ſchwer; ſie wog damit aber doch die ganze Körpermaſſe einer ziemlichen Schauſpielerbande auf, und der Geiſt wiegt beiderſeitig nichts. Aus dieſen Angaben geht zur Genüge hervor, welch' furchtbare Gewalt ein ſolcher Koloß ausüben muß, wenn er ſich, wild geworden, mit der Geſchwindigkeit eines Rennpferdes bewegt.

Alle Reiſebeſchreiber, ſo wie alle Perſonen, welche Elephanten in Indien und bei uns gewartet haben, bezeugen, daß das Thier äußerſt launiſch iſt. Sie ſchließen ſich leicht an ihre Wärter an, aber nicht Jeder behagt ihnen als Führer oder Cornac, und die Menageriebeſitzer bei uns müſſen, wenn der Cornac getödtet oder verwundet worden iſt, dem Elephanten oft mehrere Competenten um das Amt vorſtellen, bis er ſich dazu bequemt, einen anzunehmen; es ſind dies echt königliche Launen. Wir erinnern hier an das Geſchichtchen, das den Weg durch alle Fibeln gemacht hat, vom Elephanten, der im Zorn ſeinen Cornac getödtet, aber als deſſen Weib in Verzweiflung ihre Kinder dem Thier vor die Füße geworfen, das älteſte mit dem Rüſſel ſich auf den Rücken geſetzt und es zu ſeinem Cornac erwählt hat. In Indien hat jeder Elephant ſeinen eigenen Cornac, der auf ſeinem Halſe reitet und ihn mit einem an beiden Seiten mit ſpitzen Eiſen verſehenen Stabe lenkt. Die eine dieſer Spitzen iſt lang und ſehr ſcharf; ſie iſt dazu beſtimmt, wenn das Thier unbändig würde, ihm zwiſchen Kopf und Hals eingeſtoßen zu werden, um durch Verletzung des Rückenmarks ſchnell den Tod deſſelben herbeizuführen; meiſt aber wird in

solchem Falle der Führer das Opfer. Dergleichen ereignet sich in Indien sehr häufig; schwerlich giebt es einen befahrten Elephanten, der nicht mehrere Führer um's Leben gebracht hat; da diese aber fast immer den untersten Kasten angehören, so macht man nichts daraus.

Zuweilen, meistens aber im Frühjahr, werden sie mürrisch, toll, und reißen nicht selten aus. In Indien werden sie in solchem Falle bekanntlich mit zahmen Elephanten gejagt und von diesen selbst in den Nothstall gebracht. Wir in Europa haben dieses Hülfsmittel nicht, und die erst seit dem Jahr 1814, eben mit jener Miß Djeck aufgekommene Neuerung, nach welcher man die Elephanten zu Fuß wandern läßt, statt sie im Menageriekasten zu führen, ist daher sehr gefährlich. Letzteres Transportmittel war allerdings kostspielig, und der Elephant trug so seinem Herrn höchstens zweitausend Gulden jährlich ein; als man auf die Idee kam, die Thiere ihrer eigenen Beine sich bedienen zu lassen, steigerte sich der Ertrag um mehr als das Doppelte, aber es entstanden auch zahlreiche Unglücksfälle daraus, denn in siebenzehn Jahren mußten zwei Elephanten in Genf umgebracht werden. Der 1820 getödtete hatte einen Cornac und einen Bauer, der ihm auf der nächtlichen Reise in die Schweiz bei Stuttgart in den Weg gekommen, umgebracht. Miß Djeck hat von 1814 bis zu ihrem Tod dreizehn Personen mehr oder weniger schwer verwundet und drei Cornacs getödtet.

Wir geben im Folgenden einen Abriß vom Leben, den Thaten und dem tragischen Ende dieses dramatischen Elephantenweibchens.

Dasselbe erblickte in einem der weiten Reisfelder in den Niederungen des Ganges das Licht der Welt. Mutter und Tochter geriethen, als letztere noch sehr jung und kaum fünf Fuß hoch war, in die Gefangenschaft. Die Mutter kam in den Besitz eines Elephantenjägers und ward zum Anlocken und Einfangen männlicher Elephanten abgerichtet; das Mädchen dagegen wurde nach Europa gebracht, wo es im Jahr 1806 mit der Nachricht von der Schlacht bei Jena in Eng-

land ankam. Sie war damals etwa vier Jahr alt. Nachdem ſie zwei Jahre in der Atkins'ſchen Menagerie zugebracht, trat ſie in dem Kaſten eine Rundfahrt durch England an. Ihre Führer hielten ſich dabei überzeugt, es gebe kein folgſameres, verſtändigeres und gelehrigeres weibliches Weſen; ſie hatten ſelbſt einen Augenblick den Gedanken, Miß Djeck wieder nach Indien zu führen und ſie als Directrice an die Spitze einer Erziehungsanſtalt für junge Elephantinnen zu ſtellen. Dies gaben ſie aber auf, als 1814 der Continent für Colonialwaaren und Engländer zugänglich ward. Sie verloren keine Zeit, mit ihr nach Bordeaux zu gehen, und glaubten ſie in dieſem Lande der Freiheit aus ihrem Käfig entlaſſen und frei herumführen zu dürfen.

Miß Djeck war, wie ſchon geſagt, der erſte auf dieſe Weiſe in Europa reiſende Elephant, und dieſe Veränderung erſchien als Epoche machend für ihre ſittliche Weiſe, für ihre Ideen und Anſichten des eigenen Lebens und der Menſchen. Sie hätte weniger klug ſein müſſen, als ſie war, um nicht einzuſehen, daß ſie außer dem Käfig mit ihrer phyſiſchen Kraft Gebieterin über ihre menſchliche Umgebung war und mit ihren ſogenannten Herren machen konnte, was ſie wollte. Sie bethätigte auch bald dieſe Sinnesänderung durch kleine Stöße, die ſie ihnen in Augenblicken übler Mädchenlaune beibrachte, und nicht lange, ſo verwundete ſie ernſtlich ihren alten Cornac, der ſie ſeit 1806 bediente. Dies war ein deutlicher Fingerzeig für die Beſitzer, daß das Thier mehrere Diener haben müſſe, damit, wenn es ſich gegen den einen entrüſtete, die andern ihm zu Hülfe kommen könnten. Seitdem beobachten alle Führer freier Elephanten dieſe Regel, und mit großem Rechte; denn wenn das Thier nur Einen Menſchen hat, an den es gewöhnt iſt, und es dieſen im Zorn mißhandelt, ſo kann es ausbrechend unſäglichen Schaden ſtiften.

Ihre eigentliche Ausbildung als Schauſpielerin erhielt die junge Indianerin erſt in Frankreich. Sie machte die erfreulichſten Fortſchritte und reiſte dabei ſechs Jahre in Frankreich von Stadt zu Stadt. Erziehung, Unterricht und Rei-

sen im civilisirten Lande Europa's, wie kann es da fehlen! Sie mochte sich indessen doch zuweilen bei ihrem Metier langweilen; denn sie theilte hie und da unwillig einen Fächerschlag an ihre Lehrmeister oder Mitspieler aus, das heißt sie zerbrach Arme mit dem Rüssel und Rippen und Schädel mit dem Stoßzahn.

Auf einem Ausflug in's nördliche Deutschland war ihre Laune ziemlich schlecht. In Berlin gefiel es ihr gar nicht, wozu die weite Reise, das unfreundliche Klima und der Staub beigetragen haben mögen. Sie stieß einmal einen ihrer Cornacs so mit dem Zahn, daß er für todt weggetragen wurde. Ihr Ruf in Berlin war nun nicht mehr fein, und die Gesellschaft hielt für gut, abzuziehen und nach Frankreich zurückzukehren, wo man dergleichen nicht so genau nimmt.

So kam denn Miß Djeck 1829 nach Paris. Die Herren Franconi schätzten sich glücklich, ihr ein Engagement in ihrem Circus anbieten zu können, und es ward ganz eigends für Beine und Rüssel der Miß Djeck „der König von Siam" geschrieben, in welchem Stücke sie Sr. Majestät auf's Effektvollste und Rührendste das Leben rettet. Die damaligen französischen Zeitungen haben berichtet, welch' ungeheures Glück das Stück machte, und wie Vornehm und Gering sich zum roi de Siam drängte. So gewann Franconi bedeutend mit dem Stücke, in dem die Hauptactrice immer ihre gute Laune behielt, immer mit gleicher Kunst und Fertigkeit spielte, obgleich ihr damals nicht wenig zugemuthet wurde.

Nachdem endlich der Succeß der Pantomime erschöpft war, ging die große Schauspielerin, gleich den Mitgliedern der pariser italienischen Oper, nach England und begeisterte John Bull, der sie vor mehreren Jahren nur als alberne Riesin bewundert hatte, mit ihrem durchdachten Spiel: Aber ein schlimmer Streich, den sie zu Morphet spielte, brachte sie um das Kleinod ihrer Zähne und um ihre englische Kundschaft. Sie verwundete den einen Führer, richtete den zweiten so zu, daß er an Auszehrung starb, und erschlug wenige Stunden darauf den dritten auf der Stelle, indem sie ihm

die Stoßzähne in den Kopf bohrte. Man beschloß sofort, ihr diese furchtbaren Waffen abzunehmen. Dies war leichter gesagt als gethan; denn wer wollte der Zahnarzt sein? Es gelang aber doch, indem man die Miß durch narkotische Mittel in tiefen Schlaf brachte, und seitdem wurde die Operation jährlich, auch halbjährlich wiederholt. Man suchte damals, um diese fatale Geschichte in Vergessenheit zu bringen, durch die Zeitungen einen kleinen Roman zu verbreiten. Es hieß, sie sei eben dazugekommen, wie ein Menageriewagen auf der Straße umgeworfen worden und dabei ein Tiger und ein Löwe entsprungen seien; die Heldin habe sofort jenen erschlagen, diesen aber gefangen genommen und seinem Herrn zurückgebracht. Der schöne Zug that nicht die beabsichtigte Wirkung: sie wurde aus England fortgeschickt und schiffte sich nach Amerika ein. Sie hatte eine lange, gefahrvolle Fahrt, und die Gesellschaft, bei welcher sie versichert worden, gab ihre 40,000 Franken bereits verloren; aber über ein Kleines befreite sie den König von Siam auf allen Bühnen der Vereinigten Staaten.

Im Jahr 1832 sehen wir sie wieder in Paris zur Zeit der Cholera, weßhalb sie schlechte Geschäfte machte. Von hier an verfolgen wir ihre Kreuz- und Querfahrten und Heldenthaten nicht weiter, und führen nur ein Beispiel an, wie sie zuweilen aus der Rolle fiel und nicht wartete, bis man hinter den Coulissen war, um ihre Mitspieler zu mißhandeln. Die lustige Person der Truppe pflegte sich einen Riemen um den Leib zu legen, an welchem ihn der Elephant mit dem Rüssel packte, ihn hoch emporhielt und so ein paar Mal im Ring umhertrabte; aber eines Tages, zu Troyes in der Champagne, schleuderte ihn die Miß, mitten in dieser Leistung, an die Wand des Circus, daß er ein paar Rippen brach. Es war, als wüßte sie recht gut, daß wenn es ihr an einem Ort nicht mehr gefiel und sie sich Bewegung machen und reisen wollte, sie nur einen ihrer Leute zu mißhandeln oder zu tödten brauchte.

Zu Anfang des Jahres 1837 sah sich der Eigenthümer auf dem linken Rheinufer ganz allein mit ihr, weil er bei

ihrem ſchlechten Rufe Niemanden mehr dazu vermögen konnte, ſich dem Schickſal ſo vieler Cornacs auszuſetzen. Er merkte, daß er im Frühjahr, wo ſie immer wilder wurde, ſie werde ſicher verwahren oder umbringen laſſen müſſen; ſie hatte ihm ſchon mehrere Male den Gehorſam verſagt, er wußte aus Erfahrung, daß ſie gewöhnlich ſo anfing, wenn ſie ihrer Cornacs ſich entledigen wollte, und ſo eilte er nach Genf zu kommen, in deſſen Feſtungsgräben ſie im Nothfall ſicher verwahrt werden konnte. Auch die Inſtruktionen des Mannes, der den Elephanten führte, welcher im Jahre 1820 zu Genf umgebracht wurde, lauteten dahin, er habe um jeden Preis die Monate Mai, Juni und den Anfang Julius zu Genf, Bern, Solothurn oder Baſel zuzubringen, weil alle dieſe Städte noch befeſtigt ſind.

Zu Genf angelangt, ließ ſie zuerſt ihre üble Laune an einem jungen Genfer aus, den ſie mit ihrem Rüſſel umwand und gewiß erdrückt haben würde, wenn ihm nicht der Cornac beigeſprungen wäre. Dieſer erklärte jetzt der Polizei, er könne nicht mehr für Unglück ſtehen und trage darauf an, Miß Tjeck in einen Feſtungsgraben zu ſperren. Der Cornac erhielt ſofort die Commiſſion, die Miß bei Tagesanbruch dorthin zu führen. Da ſie ſchon einigemal ihren Wunſch, wieder zu reiſen, zu erkennen gegeben hatte, ſo hatte es keine Schwierigkeit, und als der Cornac zu ihr ſagte: come! come! (denn die Miß verſtand nur engliſch) ſo folgte ſie ihm ohne Bedenken aus ihrer Hütte durch die Straßen zum Thor hinaus in den Feſtungsgraben; denn ſie ahnete nicht, daß dieſer Graben bald ihr Grab werden würde. Vorher aber ſollte ſie noch einige Monate in freierem und behaglicheren Zuſtande leben, als irgendwo ſeit ihrer Gefangennehmung in Indien; denn nun ſchloß ſie keine enge, dunkle Hütte mehr ein, frei konnte ſie ſich in ihrem langen, breiten, raſengrünen Graben ergehen, und laufen und ſcherzen, wie junge Mädchen pflegen. Des Nachts, oder wenn ſie übler Laune war und die Einſamkeit ſuchte, ging ſie in die Bretterhütte, die eigends für ſie an der Mauer gebaut worden war. Um ihr Entkommen zu verhüten, hatte

man in ihrem Graben oben und unten zwei kleinere quer über gezogen, die ihr zwar mißfielen, weil sie dadurch am Fortgehen und Entkommen gehindert wurde, aber sonst nicht hinderlich waren. Im Anfang wollte sie es manchmal erzwingen, hinüber zu kommen, kugelte aber immer hinein, wo man dann die Leichtigkeit bewundern mußte, mit der sich diese ungeheure, scheinbar so unbehülfliche Masse wieder aufhalf, mit dem Rüssel außerhalb des Grabens sich festhielt und dann auf den Knieen wieder an der innern Wand hinaufrutschte.

So ging es drei Monate; aber am Ende mußte man sich doch entschließen sie zu tödten.

Der Genfer Anatom Franz Major, der die Operation geleitet, hat sich veranlaßt gesehen, sich öffentlich gegen den Vorwurf zu vertheidigen, als hätte er aus roher Sezierlust die Indianerin um's Leben gebracht, oder wenigstens die unglückliche, freilich nicht schuldlose Actrice unnöthig leiden lassen. Wir geben aus seinem Schreiben die mehrfach interessante Beschreibung der mit Miß Djeck vorgenommenen Exekution.

„Von den seit 1814 nach Europa gebrachten und frei auf der Straße geführten Elephanten ist keiner eines natürlichen Todes gestorben, und zwar sind alle mit Kanonen erschossen worden, mit Ausnahme eines einzigen in der Greß'schen Menagerie in London, den man mit vierundsechzig Flintenschüssen fällte. Dem von 1820 in Genf suchte man Gift beizubringen, aber vergeblich, und man mußte auch zur Kanone seine Zuflucht nehmen. Bei dem in Venedig mußte man zum selben Mittel greifen, nachdem er viele Musketensalven ausgehalten. Bei Miß Djeck hat man mich, das Thier nicht mit einer Kanonenkugel zu tödten und auch das Gift nicht zu versuchen, damit sein letzter Herr doch das Fleisch benutzen könnte. Ich sah mich also nach einem andern Mittel um, es rasch zu tödten und es dabei so wenig als möglich leiden zu lassen. Die Kugelbüchse schien mir die geeignetste Waffe hiezu. Man weiß aus Er-

fahrung, daß eine eiserne Kugel tiefer eindringt als eine Bleikugel: die sechs ersten Male ließ ich daher auch mit eisernen Kugeln schießen, und alle gingen durch die Knochen. Die drei auf höchstens dreißig Schritte abgeschossenen Bleikugeln drangen dagegen nur durch die Haut, und höchstens einen Zoll tief in die Knochen."

„Der verwundbarste Fleck am ganz eigenthümlich gebildeten Elephantenschädel, das heißt die Stelle, wo die Knochenmasse über dem Gehirn am schwächsten ist, liegt in der Nähe der Schläfe. Diesen Punkt nun hatte ich zweien unserer fertigsten Büchsenschützen bezeichnet, und die erste, auf das ruhig stehende Thier abgeschossene Kugel traf auch ihr Ziel so genau, als hätte man sie mit der Hand hingelegt. Sie zersplitterte noch das innerste Knochenblatt, hinter welchem das Gehirn liegt, und blieb darin stecken; ein paar Körner Pulver mehr, so wäre das Thier auf der Stelle todt niedergestürzt. Die andern eisernen Kugeln schlugen alle dicht bei der ersten ein, aber keine drang bis in's Gehirn. Bei den Probeschüssen war aber die Kugel auf dreißig Schritte durch vier Zoll Tannenholz, eine zwei Linien dicke Eisenplatte und einen Zoll Eichenholz durchgefahren. — Ich hätte, sagt man, auf das Herz zielen lassen sollen. Aber an den Seiten ist die Haut anderthalb Zoll dick, das Zellgewebe darunter schlaff, und somit ginge hier die Kugel gar nicht durch."

„Was die Schmerzen betrifft, welche das Thier gelitten, so weiß jeder Soldat, der schon Kugeln bekommen, daß man oft die Verwundung gar nicht merkte, wenn nicht das warme Blut herabliefe, und wenn nicht etwa ein zerschmetterter Knochen ein Glied lähmt; kurz, ein Schuß aus einem Feuergewehr macht unempfindlich, und der Schmerz stellt sich erst nach ein paar Stunden mit der Geschwulst und der Entzündung ein. Miß Tjeck hat also sicher nicht viel zu leiden gehabt. Es hieß, sie habe sich, um Gnade flehend, auf die Kniee geworfen. Dies ist eben eine poetische Fiction: die Erschütterung der eisernen Kugeln brachte sie auf

den Boden, und was die Bleikugeln betrifft, ſo machte ſie ſich aus ihnen ſchwerlich mehr, als aus eben ſo viel Peitſchenhieben. Anderthalb Stunden nach dem erſten Büchſenſchuß, da jetzt der Schmerz ſich einſtellen konnte, entſchloß ich mich zur Kanone, und das Thier ſtürzte ſogleich zuſammen: die Kugel hatte das Herz durchſchlagen. Hätte ſich aber das Thier beim Zielen im Mindeſten gerührt, ſo wäre es nicht ſo gut abgelaufen."

Miß Djeck war übrigens nicht der einzige Elephant, der als Schauſpieler Epoche machte. Auf dem Theater zu Marſeille trat ein Elephant genannt Kiouny, welcher den Gebrüdern Raffey gehörte, 33 Mal hintereinander in einem Stücke auf, welches für ihn gemacht war, um ſeine wunderbare Gelehrigkeit zu zeigen. Die ſchönſte und rührendſte Scene war im letzten Akt, wo ſeine Herrin ihr verlornes Kind ſucht. Da erſcheint Kiouny im Hintergrund, im Rüſſel das kleine Mädchen tragend, welches nach ſeiner Mutter ruft. Ueber einen Bach, der ſeine Schritte hindert, legt er einen ausgeriſſenen Baum, ſchreitet darüber, und legt dann das Kind in die Arme der Mutter. Ein lauter rauſchender Beifall erfolgte. Das kluge Thier trat einige Schritte hervor und ſchaute das Publikum mit ſeinen klugen Augen an, indem es ſchien, als ob es eine Ahnung habe, daß der ſtürmiſche Applaus ihm gelte. Kiouny war ein vortrefflicher Schauſpieler; immer erſchien er zur rechten Zeit auf der Bühne und trat allein auf und ab, blos dem Zuge ſeines treuen Gedächtniſſes folgend. Nur einmal erlaubte ſich das gute Thier zum Scherze ein wenig zu extemporiſiren. Es näherte ſich dem Muſikdirekter, der auf ſeinem erhabenen Standpunkte gravitätiſch den Takt ſchlug, guckte in ſein Notenbuch und ſchien nähere Bekanntſchaft mit ihm machen zu wollen. Der Muſikdirekter, über den unerwarteten Beſuch ein wenig verblüfft, verſetzte dem neugierigen, großnaſigen Herrn einen Schlag auf den Rüſſel. Der Elephant nahm die Zurechtweiſung mit ſehr guter Art auf und ließ den unhöflichen Muſiker ferner in Ruhe.

Druck von A. Bahn & Comp. in Berlin, Schicute 4.